image
not
available


EX
BIBLIOTHECA
J.F.J. HEREMANS

Conversations-Lexicon.

Vierte Auflage.

Erster Band.

A bis Boyle.

Anzeige.

Der Pränumerationspreis auf dieses Werk, welcher bis auf nähere Anzeige beibehalten werden soll, beträgt gegen gleich baare Bezahlung für sämmtliche zehn Bände, aus denen es bestehen wird, auf Druckpapier 12 Thlr. 12 Gr. oder 22 Fl. 30 Xr., und auf Schreibpapier 18 Thlr. 18 Gr. oder 33 Fl. 45 Xr. — Privatpersonen, welche sich unmittelbar an die Verlagshandlung wenden, erhalten auf sechs Exemplare das siebente frei, wenn sie zugleich den Betrag in Wechsel oder baar einsenden, oder dafür genügende Zusicherung und Anweisung geben. Eine kleine Anzahl Exemplare ist auf Velinpapier in großem Format abgedruckt worden, und kostet ein solches Exemplar 40 Thlr. — Den Buchhandlungen werden übrigens solche Vortheile gewährt, daß sie, in sofern sie von Leipzig nicht zu entfernt sind, ohne den Pränumerationspreis zu erhöhen, gegen baare Zahlung Exemplare liefern können; jedoch wird man an sie keine Ansprüche auf Freiexemplare oder auf Rabatt machen.

Der 8te, 9te und 10te Band ist in der vierten mit der vorhergegangenen Auflage, welche auf dem Titel zweite Aufl. und in der Norm neue Auflage heißt, ganz gleich, da der Satz bloß wiederholt ist.

Conversations-Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

für

gebildete Stände.

In zehn Bänden.

Erster Band.

A bis Boyle.

Vierte Original-Auflage.

Mit Königl. Würtembergischen Privilegien.

Altenburg und Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1817.



Sr. Majestät

dem

Könige von Preußen

Friedrich Wilhelm III.

in

tiefster Ehrerbietung

zugeeignet

von

F. A. Brockhaus.

Königl. Würtembergisches Privilegium gegen den Nachdruck und den Verkauf eines Nachdrucks dieser Vierten Auflage.

Se. Königl. Majestät der König Wilhelm von Würtemberg haben dem Buchhändler Friedrich Arnold Brockhaus in Altenburg das Privilegium zu verwilligen geruht: daß innerhalb des Zeitraums von Sechs Jahren, von dem untergesetzten Tage an, die von ihm zu veranstaltende vierte verbesserte Auflage des in seinem Verlage herauskommenden Conversations-Lexicons oder encyclopädischen Handwörterbuchs für gebildete Stände, so wie jede weitere Auflage dieses Werks, welche er entweder unverändert nach jener vierten oder mit neuen Zusätzen und Veränderungen innerhalb des bemerkten Zeitraums herausgeben wird, in den Königlich Würtembergischen Staaten nicht nachgedruckt und etwa davon im Ausland veranstaltete Nachdrücke im Königreich Würtemberg nicht verkauft werden dürfen. Alle diejenigen, welche diesem Privilegium zuwider handeln würden, sollen mit den in der Königl. General-Verordnung vom 25sten Februar 1815,

betreffend die Privilegien gegen den Büchernach-druck, gegen die Uebertreter solcher Privilegien be-stimmten Strafen belegt, und zu dem daselbst be-stimmten Schadenersatz angehalten werden.

Gegeben Stuttgart im Königlichen Ober-Censur-Collegium, den 14ten Januar 1817.

(L. S.) v. Menoth.

Jäger.

Vorrede

zur dritten Auflage.

Die Idee zu diesem Werke wurde vor etwa siebzehn Jahren (1796) gefaßt. Welchen Gesichtspunkt der damalige Redacteur, Herr D. Löbel, genommen hatte, und welchen Bedürfnissen er zu genügen bemüht war, gibt er selbst in der Vorrede auf folgende Weise an:

„Vor dreißig, vierzig Jahren, als im Allgemeinen größtentheils nur eine gewisse Gattung von Kenntnissen, nämlich die politischen, Gegenstand der Conversation war, mochte Hübners Zeitungs- und Conversations-Lexicon mehr als hinreichend seyn, das erwähnte Bedürfniß zu befriedigen; allein zu einer Zeit, in welcher eine Menge Gegenstände aus den verschiedensten Wissenschaften in das gesellschaftliche Gespräch eingedrungen sind, hat sich der Begriff der Conversation mit dem Gebiete derselben gar sehr erweitert. Zu einer Zeit, in welcher ein allgemeineres Streben nach Geistesbildung, wenigstens nach dem Scheine derselben (zugleich die Ursache und die Folge der immer mehr sich verbreitenden Annäherung der Geschlechter und Stände in ihren Begriffen an einander), das Weib wie den Mann, den Nichtgelehrten wie den Gelehrten in einen gemeinschaftlichen Conversations-Kreis führt, in welchem man gewisse gemeinschaftliche Begriffe

und Kenntnisse bei einem jeden schon aus Höflichkeit voraussetzt, deren Mangel zwar nicht selten Statt findet, aber doch ohne Schaam nie verrathen wird, zu einer solchen Zeit muß ohne Zweifel ein dem gegenwärtigen Umfange der Conversation angemessenes Wörterbuch für dieselbe mehr als jemals nothwendig und nützlich seyn. — Mit der Conversation hält, wenigstens bei dem männlichen Geschlechte, die Lectüre gleichen Schritt; nur daß der Schriftsteller bei seinen Lesern noch mehr Begriffe voraussetzen zu dürfen glaubt, als es bei der Conversation der Fall ist."

„Indem wir es versucht haben, durch gegenwärtige Erklärung der in das gemeine Leben übergegangenen wissenschaftlichen Kenntnisse und Begriffe die Theilnahme an einer lehrreichen Unterhaltung, und zu gleicher Zeit die Benutzung schätzbarer Schriften zu erleichtern, haben uns im Allgemeinen folgende Grundsätze vorgeschwebt: erstlich, mit sorgfältiger Vermeidung der Einseitigkeit uns so viel als möglich über alle gemeinnützigen Zweige des menschlichen Wissens zu verbreiten, zweitens aber, aus diesen verschiedenen Kenntnissen bloß das Gemeininteressante herauszuheben, wovon vorzüglich im gemeinen Leben die Rede ist. Dieser zweite Gesichtspunkt enthält zugleich die Ursache, warum aus einer Wissenschaft mehr, aus der andern weniger Begriffe ausgehoben sind."

„Der Zweck eines solchen Wörterbuchs kann auf keinen Fall der seyn, vollständige Kenntnisse zu gewähren; es wird vielmehr dieses Werk — welches eine Art von Schlüssel seyn soll, um sich den Eingang in gebildete Cirkel und in den Sinn guter Schriftsteller zu öffnen — aus den weitschichtigen Gebieten der Geographie, Geschichte, Mythologie, Philosophie, Naturlehre, der schönen Künste und anderer Wissenschaften bloß diejenigen Kenntnisse enthalten, welche ein jeder als gebildeter Mensch haben muß, wenn er an einer guten Conversation Theil nehmen oder ein Buch lesen will, wiefern gewisse wissenschaftliche Begriffe unter den Begriffen des gemeinen Lebens das Bürgerrecht erlangt haben."

Diesen Ansichten gemäß wurde zur Ausführung geschritten. Da die Redaction, wie aus ihren Worten hervorgeht, sich bloß auf den Standpunkt des gemeinen Lebens gestellt hatte, so waren auch die Foderungen, welche sie bei der Ausarbeitung an sich selbst machte, nur gering. Dies ergibt sich zur Genüge aus dem, was sie gegeben und wie sie es gegeben hat. Außerdem wirkte es nachtheilig auf das Werk, daß, nach dem bald erfolgten Tode des ersten Redacteurs, die Fortsetzung in minder geübte Hände kam, und daß es den damaligen Verlegern an hinlänglichen Kräften fehlte, die Vollendung des Ganzen zu beschleunigen. Von der Erscheinung des ersten bis zur Erscheinung des letzten Bandes (des 8ten, oder des 2ten Supplementbandes) verflossen zwölf Jahre. Durch diese Verzögerung mußte die Uebereinstimmung des Ganzen verloren gehen, so daß der Anfang nicht mehr zum Ende paßte. Erst mit dem sechsten Bande war das Werk 1807 in den Besitz der gegenwärtigen Verlagshandlung gekommen.

So mangelhaft und unvollkommen indeß das Conversations-Lexicon in dieser ersten Gestalt damals erschien, so bewies doch der Beifall, welchen ihm das Publicum schenkte, deutlich genug, daß das Bedürfniß eines Hülfsmittels, wie es hier dargeboten wurde, vorhanden sey. Um so strenger beschloß man, das Vorhandene zu prüfen, zu sichten und zu verbessern, als im Jahre 1812 eine zweite Auflage des ganzen Werks nöthig wurde. Allein die neue, von der vorigen ganz verschiedene Redaction verfiel anfangs selbst in mancherlei Irrthümer, bevor es ihr gelang, den Plan zu fassen, den sie, da er ihr der zweckmäßigste scheint, gegenwärtig befolgt. Sie hielt es für nöthig, nicht nur naturhistorische und technologische Gegenstände, so wie biographische Skizzen interessanter Zeitgenossen (die in dem ältern Werke nur als Ausnahmen anzusehen sind), sondern auch die ausländischen, in die Umgangssprache übergegangenen Wörter in ihren Plan zu ziehen, und hoffte, ungeachtet schon die vielen unentbehrlichen Zusätze und Vermehrungen einen bedeutend erweiterten

Umfang des Werks erfoderten, dadurch Raum zu gewinnen, daß sie die Stärke jedes der acht Bände, in welchen sie das Ganze zu liefern sich vornahm, auf 40 bis 44 ökonomisch gedruckte Bogen festsetzte. Von dem Vorhandenen glaubte sie wenigstens einen Theil wieder aufnehmen zu können. Erst im Laufe des Werks modificirten sich diese Ansichten. Wiewohl die Redaction nie etwas Höheres beabsichtigte, als demjenigen Austausche der Ideen, welcher in wahrhaft gebildeten Gesellschaften Statt findet, zu genügen, und dem nicht eigentlich Gelehrten, dem von dieser oder jener Wissenschaft oberflächliche Kunde zu werden pflegt, ein Hülfsmittel der weitern Selbstbelehrung an die Hand zu geben, so überzeugte sie sich doch nach und nach, daß bei den Foderungen, welche sie machte, das Vorhandene weder dem Inhalte noch der Form nach weiter brauchbar sey, und ging endlich, als der Beifall des Publicums ihr Streben nach dem Besseren immer mehr erhöhte, ganz davon ab. Auch mußten die naturhistorischen Gegenstände, so wie insbesondere die bloßen Worterklärungen, wofür es bereits mehrere eigene Werke gibt, wieder ausgeschlossen werden, um für wesentlichere Materien Platz zu gewinnen. Dagegen wurden die philosophischen, historischen, religiösen, schönwissenschaftlichen und biographischen Artikel zahlreicher und ausführlicher aufgenommen. Ueberhaupt aber bemühte sich die Redaction von jetzt an, alles, was dem nunmehrigen Plane des Werkes gemäß in dasselbe gehörte, wenn auch nicht erschöpfend, doch gründlich und würdig abgehandelt zu liefern; und wiewohl sie darauf Verzicht leistete, durch neue, allenthalben auf eigene Forschung gegründete Ansichten den Kreis des menschlichen Wissens zu erweitern, so bestrebte sie sich doch, aus den vorhandenen Quellen jedesmal das Neueste, Beste und Richtigste zu liefern, so daß man aus diesem Werke im Allgemeinen den Standpunkt erkennen könne, auf welchem Wissenschaft und Kunst, in so fern sie auf gesellschaftliche Bildung Bezug haben, in diesem Augenblicke stehen.

Schon nach Beendigung des zweiten Bandes mußte die Auflage verdoppelt, und der erste und zweite Band neu gedruckt werden. Die Kürze der Zeit erlaubte damals nicht, alle diejenigen Veränderungen damit vorzunehmen, die nach den gesteigerten Ansichten der Redaction erfoderlich gewesen wären; doch wurde schon damals vieles verbessert, berichtigt, erweitert. Aber auch diese verstärkte Auflage war noch vor dem völligen Abdrucke des vierten Bandes vergriffen, und jetzt glaubte die Redaction, da die vier ersten Bände abermals neu gedruckt werden sollten, ihnen diejenige Form geben zu müssen, in welcher sie das ganze Werk bis ans Ende fortzusetzen gedenkt. Demnach ist das Unbedeutende, Nichthiehergehörige, vornehmlich alle bloße Worterklärungen, die sich in eigentlichen Sprachwörterbüchern finden, weggestrichen, und nach besten Kräften das Unrichtige verbessert, das Mangelnde hinzugesetzt worden. Der erste Band, der in seiner frühern Gestalt zu dem gegenwärtigen Plane nicht mehr passen wollte, ist aufs neue fast gänzlich umgearbeitet worden. Nicht so wesentlich sind die Veränderungen, welche mit den drei folgenden Bänden vorgenommen werden sollen, und welche sich, außer den Einschaltungen der in den Anhängen befindlichen Nachträge und einigen Zusätzen, darauf beschränken werden, die einzelnen Artikel, nach Maßgabe ihrer Wichtigkeit, in Ansehung ihres Umfangs mehr in Uebereinstimmung unter einander, die geographischen, historischen und statistischen Artikel aber auf den Standpunkt vom Jahre 1814 zu bringen. Während die Redaction selbst dieses Geschäft mit dem zweiten Bande vornimmt, und die Materialien zum fünften vorbereitet, beschäftigen sich mit dem dritten und vierten Bande zwei Gelehrte, zeitherige Mitarbeiter des Werks, welche über die zu befolgenden Grundsätze mit der Redaction vollkommen einverstanden sind. So werden schon zu Ostern die vier Bände dieser dritten Auflage, da gleichzeitig in drei Druckereien daran gedruckt wird, vollständig zu haben seyn, und ihnen der fünfte Band, der sowohl der zweiten als dritten Auflage zur Fortsetzung dient, bald nachfolgen

können. Leider war zu der Zeit, als der Druck dieses ersten Bandes begann, eine billige Preßfreiheit noch nicht wieder hergestellt; welchen günstigen Einfluß die seitdem eingetretenen, für unser deutsches Vaterland so heilbringenden Veränderungen auch auf unser Werk haben, kann daher erst in den nächsten Bänden sichtbar werden. Doch hat die Redaction das Bewußtseyn, auch zur Zeit der Unterdrückung sich über politische Verhältnisse nie auf eine Weise geäußert zu haben, daß sie sich jetzt derselben schämen dürfte.

Obgleich dieser erste Band noch nicht bis zum Schlusse des B reicht, so werden doch nicht nur die vier Bände der dritten Auflage ebenfalls, wie die vier ersten Bände der zweiten, mit dem Buchstaben H schließen, so daß der fünfte Band gleichmäßig an beide Auflagen anpaßt; sondern wir geben auch hiermit ausdrücklich die Versicherung, daß das Werk nicht über zehn Bände, jeden zu 50 bis 55 Bogen, ausgedehnt werden soll. Indem wir uns bloß auf das Wichtige, Interessante, wahrhaft Lehrreiche und Wissenswerthe beschränken, wird uns dies möglich werden; ohne darum etwas von der erfoderlichen Ausführlichkeit und Vollständigkeit aufzuopfern. Unser Lexicon soll in gewissem Sinne ein Nationalwerk werden; diesen Zweck, den es zum Theil schon erreicht hat, würden wir verfehlen, wenn es zu bänderreich und dadurch zu kostspielig würde. Ihn vielmehr möglichst zu befördern, hat auch die Verlagshandlung für den Ankauf Bedingungen gemacht, welche in der Gegenwart fast ohne Gleichen sind. Den Käufern der zweiten Auflage hat sie jedesmal vier Bände zu 4 Thlrn. Pränumeration überlassen; der Band ward von 40 bis 44 Bogen versprochen; aber schon auf die vier ersten Bände sind über 20 Bogen mehr geliefert worden. Den Besitzern jener zweiten Auflage erläßt sie auch die folgenden Bände, obgleich jeder derselben um wenigstens 10 Bogen verstärkt werden wird, für denselben Preis. Den Käufern der dritten Auflage, die in der Bogenzahl um ein Fünftel vermehrt ist, erläßt sie jede vier Bände zu 5 Thlrn. säch-

sich, so daß der anfängliche Preis auch jetzt nur verhältniß-
mäßig gegen das Werk selbst erhöht worden ist.

Beiläufig führen wir noch an, daß wir auch im Aeußern manche Veränderungen vorgenommen haben, welche uns die Bequemlichkeit im Gebrauche und die Vervollkommnung des Werks überhaupt zu befördern schienen. Dahin gehört, daß wir auf den wiederholt gegen uns geäußerten Wunsch, die griechischen und römischen Namen, deren Aussprache dem Ungelehrten zweifelhaft seyn könnte, über der Sylbe, welche den Ton hat, mit einem Accente (–) versehen; daß wir, um das Nachschlagen zu erleichtern, in die Ueberschrift nicht, wie bisher, nur die ersten drei Buchstaben, sondern das ganze Wort gesetzt, und daß wir noch außerdem, um eine bequeme Uebersicht des Ganzen zu gewähren, jedem Bande ein vollständiges Verzeichniß der darin enthaltenen Artikel beigefügt haben. Auch schien es uns zweckmäßig, statt des bisherigen Titels, der manchem zu viel und manchem zu wenig zu versprechen scheinen möchte, einen einfachern zu wählen, welcher den Mißdeutungen minder unterworfen seyn wird. Den schon früher eingeführten Gebrauch, die Arbeiten der einzelnen Mitarbeiter mit einer besondern Chiffre zu versehen, haben wir beibehalten, und hoffen, daß sie es sämmtlich genehmigen werden, wenn wir ihre Namen am Schlusse des ganzen Werks nennen. Alle nicht bezeichneten Artikel rühren, bis auf wenige Ausnahmen, von der Redaction her, welche sich dann ebenfalls dem Publicum bekannt machen wird.

Schließlich sagen wir Allen, die mit Rath und That unserm Unternehmen förderlich gewesen, unsern verbindlichsten Dank; auch künftig werden wir gern jede zweckdienliche Bemerkung, die man uns wohlwollend zukommen lassen will, zu benutzen bereit seyn. Nicht minder danken wir dem Publicum überhaupt für die nachsichtsvolle Güte, womit es unser Werk fortwährend ansieht; den Kunstrichtern aber empfehlen wir es zur wohlwollenden Beurtheilung, deren es stets bedürfen wird. Denn daß den Beurtheilern der einzeln abgehandelten Gegen-

stände, in sofern sie von dem Standpunkte ihrer individuellen Wissenschaft auf das Ganze herabsehen, ohne auf die durch die Form nöthig gemachte Zerstückelung des Abgehandelten Rücksicht zu nehmen, Vieles zu wünschen übrig bleiben wird: diese Befürchtung muß uns freilich zur Gewißheit werden. Allein wer möchte bei einem Werke von so umfassender Vielseitigkeit auf Erschöpfung aller einzelnen Artikel Anspruch machen wollen? Noch unbilliger würde es seyn, eine absolute Vollständigkeit zu verlangen. Diese ist nirgend, am wenigsten aber bei einem Werke möglich, dessen Gränzen nie vollkommen scharf bestimmt werden können.

Was uns bei der Ueberzeugung von den Mängeln unserer Arbeit gegen uns selbst zu beruhigen vermag, ist das Bewußtsein, die größte Sorgfalt auf die Abfassung der Artikel und die strengste Auswahl bei der Aufnahme derselben angewandt, überhaupt aber das redlichste Streben nach zweckmäßiger Benutzung des Raums gehabt zu haben.

Im December 1813.

Die Redaction.

Vorrede
zur vierten Auflage.

Gegenwärtige durchgängig verbesserte und berichtigte vierte Auflage unseres mit so allgemeinem Beifall aufgenommenen Werks wurde zunächst dadurch veranlaßt, daß der Buchdrucker Macken in Stuttgard unter dem Schutze der würtembergischen Gesetze, welche den Nachdruck auswärts erschienener Bücher gestatten, im vergangenen Jahre angefangen hatte, die dritte Auflage nachzudrucken, und seinen Nachdruck durch das Versprechen zu empfehlen suchte, das Original bedeutend verbessern zu wollen. Der rechtmäßige Unternehmer, der diesem Werke eine vieljährige rastlose Thätigkeit und ansehnliche Geldfonds, natürlich nur in der Hoffnung eines gesicherten Besitzes, gewidmet hatte, sah sich dadurch mit einem nicht bloß augenblicklichen, sondern stets wiederkehrenden Verluste in seinem durch große Anstrengungen wohlerworbenen Eigenthume bedroht, da das Bedürfniß eines Handwörterbuchs dieser Art nicht vorübergehend, sondern dauernd ist, sobald dasselbe immer seiner Zeit angepaßt wird. Dieser Verlust war um so mehr zu fürchten, da bei dem Mangel eines allgemeinen deutschen Gesetzes wider den Nachdruck, bei den engen Verbindungen, welche die Gesammtheit der Nachdrucker, besonders in dem südlichen Deutschland, den Rheingegenden und Oesterreich unter sich unterhält, und bei der Art, wie selbige ihre Fabrikation und ihren Absatz zu bewirken suchen, ihnen nichts leichter ist, als sich eines Werkes, das der ursprüngliche Unternehmer mit jahrelanger Arbeit und mit Gefahr seines Vermögens kaum zu Stande gebracht hat, gleich bei seiner Erscheinung zu bemächtigen und es durch die bloße mechanische Anstellung einer Anzahl Setzer und Drucker schon in wenigen Wochen zu Stande zu bringen. Bei dieser Lage der Sachen, welche noch jetzt (was die deutschen Bundesstaaten betrifft) insbesondere in Würtemberg und Baden fortdauert, ungeachtet in der deutschen Bundesacte bereits der Grundsatz der Nichtzulässigkeit des Nachdrucks in dem ganzen Umkreise der deutschen Bundesstaaten ausgesprochen ist, blieb dem rechtmäßigen Unternehmer nur Ein Mittel zur Sicherung seines Eigenthums übrig.

Dieses Mittel fand sich in der Bestimmung des würtembergischen Gesetzes, daß der rechtmäßige Verleger eines in Würtemberg bereits nachgedruckten Werks doch für eine neue wesentlich verbesserte Auflage desselben ein Privilegium erwerben kann, wenn er noch vor ihrer wirklichen Erscheinung [illegible] datum nachsucht; und der Unternehmer mußte sich

nothgedrungen entschließen, dies Mittel zu ergreifen, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, ein mühsam erworbenes Eigenthum nach und nach ganz zu verlieren. Unter so gebieterischen Umständen glaubt er von der Billigkeit seiner seitherigen Käufer voraussetzen zu dürfen, daß sie ihm die früher gelegentlich gegebene allgemeine Zusage, vor Beendigung des ganzen Werks und überhaupt in den ersten Jahren keine neue wesentlich verbesserte Auflage zu besorgen, gern erlassen werden um so mehr, da sie ja nichts dabei verlieren.

Eine nähere Untersuchung des Nachdrucks selbst zeigte übrigens sehr bald, daß darin für die innere Vervollkommnung des Werks so viel wie nichts geschehen war. Alle sogenannten Vermehrungen und Verbesserungen beschränkten sich am Ende auf ein halbes Dutzend Artikel in jedem Bande, und waren gegen die Masse des Ganzen für nichts zu rechnen. Die in das Original eingeschlichenen Druckfehler waren nicht nur größtentheils wiederholt sondern auch noch mit unzähligen neuen vermehrt worden. Ja der Nachdruck war nicht einmal nach dem neuesten Druck des Originals, sondern nach einem frühern gemacht und sonach einige augenscheinliche Unrichtigkeiten, so wie eine große Anzahl Artikel, welche die Redaction schon durchaus verbessert und dem Zwecke des Ganzen mehr angepaßt hatte, in ihrer ersten minder zweck- und zeitgemäßen Gestalt wieder abgedruckt worden. Wir nennen in dieser Hinsicht unter andern nur die Artikel Anaxagoras, Biere Bückler, Edda, Elba, Föderativstaaten, Freibrief u. s. w. Daß bei solchen Nachlässigkeiten vollends nicht daran gedacht war, dem Werk überhaupt einen höhern Charakter zu geben, wohin das unablässige Bestreben des Unternehmers geht bedarf wohl keiner weitern Erwähnung. Ja, da ein Theil des Macklotschen Nachdrucks außerhalb Würtemberg gemacht wird, in einem Lande, wo die Censurbehörden andere Grundsätze befolgen, so dürfte das Werk überhaupt nicht einmal in allen Artikeln vollständig oder unverstümmelt nachgedruckt werden und diese Auslassungen und Verstümmelungen möchten wohl meistentheils die wichtigsten Artikel treffen.

Um so mehr sind wir dagegen bemüht gewesen, so viel es nur immer die Kürze der Zeit gestattete, auf diese neue Auflage die größte Sorgfalt zu wenden, und dadurch zugleich aufs Neue den Beweis zu führen, daß die Vertheidiger des Nachdrucks durchaus Unrecht haben, wenn sie ihn als ein Mittel zur Förderung der Literatur und Völkerbildung darzustellen suchen, und daß ein literarisches Unternehmen mit Einheit und Consequenz nur von denen seine Vervollkommnung erhalten kann, von denen es ausgegangen ist; welche stufenweise Vervollkommnung aber durchaus nicht

Statt finden könnte, wenn der Nachdruck allgemein würde, indem es dann den ersten Unternehmern an Gelegenheit und Vertrauen fehlen würde, neue Auflagen zu veranstalten.

Demnach wurden alle Kräfte aufgeboten, um den sieben ersten Bänden in dem neuen Abdrucke alle diejenigen Bereicherungen zu geben, welche die immer gesteigerten Foderungen der Redaction erheischten; eine Menge neuer wichtiger Artikel wurde eingeschaltet, eine große Anzahl anderer gänzlich neu bearbeitet, manche verhältnißmäßig zu lange zweckmäßig abgekürzt; veraltete, oder deren Gegenstände kein Interesse mehr hatten, ganz gestrichen; überhaupt auf die stylistische Ausfeilung und die harmonische Beschränkung oder Erweiterung aller Artikel die größte Sorgfalt gewendet; endlich und insbesondere allenthalben der neueste Zustand der Dinge und die neuesten Verhältnisse der Personen nach den besten Quellen berücksichtigt, so daß das Ganze als ein neu geschaffnes Werk betrachtet werden kann. — So war, während Macklat beschäftigt war, die resp. 3. und 2. Aufl., und nicht einmal in ihrer neuesten, sondern in einer älteren oder ihrer ersten Gestalt nachzudrucken, der rechtmäßige Unternehmer seinerseits beschäftigt, dieser seiner neuen Auflage auf eben bezeichnete Weise die möglichste Vollendung zu geben, und betrieb die Ausführung mit äußerster Energie. Sobald zwei Bände derselben vollendet waren, erlaubte er sich, bei des jetzt regierenden Königs von Würtemberg Majestät, in Beziehung auf die Bestimmungen des unter der vorigen Regierung gegebnen, dermalen noch gültigen, Gesetzes um ein Privilegium geziemend nachzusuchen, welches ihm auch auf sechs Jahre huldreichst ertheilt wurde. Zugleich veranlaßte die persönliche Anwesenheit des Unternehmers in Stuttgard eine Annäherung zwischen ihm und dem Buchdrucker Mackler, und Letzterer hatte die Billigkeit, sich freiwillig nicht nur zu einiger Entschädigung für die Vergangenheit zu verstehen, sondern auch, nach Verkauf seiner einmal angefangnen Auflage, für die Zukunft auf jede Wiederholung derselben, in welcher Gestalt es auch seyn möchte, Verzicht zu leisten. Auf diese Weise ist die Unternehmung in ihrer jetzigen Gestalt möglichst gesichert und wieder einzig in den Händen ihres rechtmäßigen Besitzers. Neue Störungen fürchtet derselbe um so weniger, als sich mit Recht erwarten läßt, daß der Bundestag, den Bestimmungen der deutschen Bundesacte gemäß, dem schändlichen und schädlichen Nachdruckerhandwerk, das nur noch in Deutschland ungestraft ausgeübt werden darf, bald Einhalt thun und Schriftstellern und Verlegern ihre Rechte und ihr Eigenthum eben so bestimmt sichern werde, wie dies längst in allen andern polizirten Staaten von Europa geschehen ist; sich auch ohnehin andere Nachdrucker

an dem, was eben jetzt geschieht, spiegeln und einsehen werden, daß gerade dies Buch sich am wenigsten für sie eigne.

Um aber die Besitzer der frühern Drucke dieses Werks schadlos zu halten, sollen ihnen alle diejenigen Artikel, welche in dieser vierten Auflage neu oder ganz umgearbeitet erscheinen, in einem oder zwei Supplementbänden, die übrigens auch den Besitzern des Nachdrucks willkommen seyn müssen, zu einem möglichst niedrigen Preise nachgeliefert werden; und wir glauben dadurch gegen die früheren Käufer des Originals alle Verpflichtungen zu erfüllen, auf die sie billigerweise Anspruch machen können.

Hinsichtlich des achten, neunten und zehnten Bandes haben wir nur noch zu bemerken, daß diese für alle Auflagen völlig gleich sind, da sie nach einerlei Satz abgedruckt werden, und wenn wir bei dem einen Theil der Exemplare dieser drei Bände auf dem Titel 2te und in der Norm neue Auflage, auf den andern Exemplaren aber 4te Auflage beim 8ten Bande angeben, und weiterhin beim 9ten und 10ten Bande angeben werden, so ist dies einzig der Uebereinstimmung wegen geschehen, damit die frühern Besitzer das Werk vom 1ten — 4ten Bande mit der Angabe 3te, und vom 5ten Bande an mit der Angabe zweite, die nunmehrigen Käufer aber alle zehn Bände in Titel und Norm gleichförmig mit der Angabe 4te Auflage haben sollten.

Ungeachtet die Preise des Papiers und Drucks fast um ein Viertel gestiegen sind, ungeachtet die Honorare bedeutend erhöht worden und jeder Band um ein Drittel stärker geliefert wird, als die ursprüngliche Verpflichtung besagt — im Durchschnitt 60 Bogen statt 40 — ungeachtet endlich die Herbeischaffung aller erfoderlichen Materialien einen immer größern Aufwand erfodert; so wird der Unternehmer dennoch den Preis des Werks wenigstens vor gänzlicher Vollendung desselben nicht erhöhen, und er hofft dadurch ein so unentbehrliches Hülfsbuch um so leichter unter alle gebildete Stände zu verbreiten.

Für diejenigen, welche den Titel Conversations-Lexicon weiter nicht ganz angemessen finden möchten, haben wir noch einen zweiten hinzugefügt, der in seiner Einfachheit die Idee des Werks hinlänglich bezeichnet. Ueber diese glauben wir uns hier um so weniger noch weiter verbreiten zu dürfen, als wir auf nachfolgenden, zur Einleitung dienenden Auszug aus einer Rezension verweisen können.

Nur einem Tadel erlaube man uns noch zu begegnen, welcher die steten Veränderungen, Zusätze oder Weglassungen treffen könnte, die man jedesmal, so oft unser Werk neu erscheint, darin wahrnimmt. Dabei ist freilich nicht zu vermeiden, daß nicht immer noch von dem einen Leser dieser, von dem andern

ein andrer Gegenstand anders gewünscht, auch manches Weggelassene ungern entbehrt werden sollte. Eben so wird man immer noch eine Anzahl neuer Artikel vermissen, welche man mit Recht in demselben zu suchen hätte. Diese Mängel liegen theils in dem Wesen eines Werks dieser Art, das sich stets der Gegenwart anpaßt und anpassen muß, ihr aber doch nicht schnell genug folgen kann; theils in der Unmöglichkeit, mehr als das Allgemein-interessante, und selbst dies vollständig darein aufzunehmen; theils in dem steten Wechsel dessen, was eben interessirt, so daß einzelnes, was heut mit Recht seinen Platz darin findet, das nächstemal als vergessen oder veraltet nothwendig ausgeschieden werden muß; (wie es z. B. wahrscheinlich dem jetzt aufgenommenen Propheten Adam Müller künftig ergehen wird, und wie es jetzt vielen ephemeren Revolutionsmännern, französischen Generalen und andern Zeitartikeln ergangen ist;) theils endlich in der absoluten Unmöglichkeit über alles Neue, worüber die Redaction dem Publikum gern Bericht geben möchte, sogleich richtige und belehrende Notizen erhalten zu können.

Nicht mit Unrecht hat man sich bey den bisher erschienenen Bänden dieses Werks in ihren wiederholten Auflagen über unreinen und schlechten Druck und zu geringes Papier beschwert. Auch dafür ist von dem Herausgeber bey dieser vierten Auflage möglichst gesorgt worden, und da der Druck der ersten acht Bände in vier verschiedenen Officinen Statt fand, so hat dadurch außer der schnellen Förderung auch erreicht werden können, daß alle Bände, mit Ausnahme eines einzigen, mit ganz neuer Schrift, aus der trefflichen Schriftgießerey des Hrn. Walbaum in Weimar, gesetzt werden konnten; auch ist auf reinen und saubern Druck und auf gutes und festes Papier alle Sorgfalt gewendet worden. Die Ausgabe auf feinem Papier läßt nichts zu wünschen übrig, und für einzelne Liebhaber sind auch, jedoch nur in geringer Anzahl, Exemplare auf Velinpapier mit veränderten Stegen in Median-Format abgedruckt worden, die jede Bibliothek zieren werden.

Daß unser Werk mit dem s. g. kleinern Conversations-Lexicon nicht das mindeste gemein habe, noch daß Letzteres als Auszug aus demselben betrachtet werden dürfe, wie der Titel leicht glauben machen könnte, bedarf keiner Erwähnung für den, der beide Werke auch nur flüchtig angesehen hat. Beide haben ganz verschiedene Verfasser, Redactoren und Verleger, und wollen ganz verschiedenen Bedürfnissen und Ansprüchen Genüge leisten.

Altenburg (in Sachsen), am 15. März 1817.

Die Redaction.

Zur Einleitung.

Welche Stelle behauptet das sogenannte Conversations-Lexicon in der deutschen und europäischen Literatur? und aus welchem Gesichtspunkt ist dasselbe zu beurtheilen?

(Auszug aus einer Rezension.)

Dieses Buch hat einen Namen, der Niemanden recht munden will *), und der dennoch, wir behaupten nicht zu viel, in dem Munde aller Deutschen ist, die von Büchern sprechen.

So dürfen wir also wohl auch ein Wort darüber sagen und die Erscheinung zu erklären suchen, wie ein Werk, welches auf keinen Namen in der Literatur der Schule Anspruch macht, einen so verbreiteten in der Literatur des Lebens erlangt hat.

Der Herausgeber erkannte den Charakter unserer Zeit: das Bedürfniß aller Gesitteten, in der geistigen Welt des Europäers als Bürger einheimisch zu seyn. Dieses Bedürfniß ist der Natur des höher gebildeten Menschen so wesentlich, als der Sinn für Geselligkeit und Wahrheit. Denn beide, Geselligkeit und Wahrheit, sind eins, weil die Lüge oder die Täuschung jede Verbindung und allen sittlichen Umgang aufhebt. Aber das Bedürfniß eines geistig sittlichen Gesammtlebens wurde den Gebildeten erst seit der Erfindung der Buchdruckerkunst klar und deutlich.

Es war ein Glück für Europa, besonders für das germanische und germanisch lateinische, daß die Befriedigung desselben, nachdem der Europäer des 15ten Jahrhunderts, in dem Urquell aller Bildung, in der classischen Welt des Alterthums, zuerst die überirdische Natur des Idealen empfunden, nur Schritt vor Schritt dieser Quelle folgte, die drei Jahrhunderte hindurch allmählig zu einem Strome erwuchs, der oft getheilt und wieder vereint, mit seinen Armen endlich das ganze Land der Menschheit, die Kirche, den Staat und die große Gesellschaft der Völker umfaßte und alle Theile belebend durchdrang. Mochte er auch hin und wieder versanden und sich trüben, oder über seine Ufer treten: der Urquell, aus dem er entsprang, blieb

*) Aus diesem Grunde ist dieser vierten Auflage auch derselbe Titel noch zugegeben worden, den der Verf. der Rezension am Ende vorschlägt. Jeder Käufer kann nun den einen oder den andern wählen. d. R.

derselbe, und sein Lauf wurde nie ein stehender Sumpf; denn er folgte überall dem Zuge der Freiheit und seine Ufer dämmte die Vernunft. Nimmer vermochte der Geist der Finsterniß ihn bergan zu leiten.

Doch was erhielt mitten auf diesem Strome, der so vieles in seiner Fluth begräbt und Inhaltschwereres stolz auf seinem Rücken trägt, die anspruchlosen Blätter dieses encyclopädischen Werkes empor? Wir glauben gerade jene Anspruchlosigkeit, welche nicht mehr seyn wollte, als sie seyn durfte, übrigens aber Martials Sinnwort befolgte: Quod sis, esse velis, nihilque malis *). Ohne diese selbstständige Beschränkung auf seinen bescheidnen Zweck: diejenige Erkenntniß, welche in das vielfach bewegte reiche Leben unserer Zeit eingedrungen ist, in einem Rundgemählde (Panorama) aufzustellen, würde es von der öffentlichen Meinung unbemerkt schon im Entstehen untergegangen seyn.

Welche Erkenntniß ist aber ein Eigenthum des europäischen Volkslebens geworden?

Als die große Angelegenheit der Glaubensfreiheit die Geister bewegte, trennte und vereinigte, da wurde jedes Blatt gelesen in Italien und Schweden, in Frankreich und Polen, was Wittenberg und Genf, was Rom und London in den Strom der öffentlichen Meinung über Kirchensachen warfen; als hierauf das Schicksal der Staaten auf das europäische Volksleben und dieses auf jenes immer tiefer einwirkte, da schwammen oben im Strome der Zeit, viel beachtet, wenig geachtet, die leichten Blätter, welche man Zeitungen nennt; zuerst geschriebene um das Jahr 1536 in Venedig; dann, mit der Bearbeitung des Staatsrechts fast gleichzeitig, gedruckte in Frankfurt seit dem Jahr 1615; hierauf folgte die Gazette de France seit 1631, und unzählige andere Tagblätter, sammt einem Heere von Flugschriften. Nunmehr schied sich vergebens die Cabinetspolitik von dem Urtheile und dem Willen der Völker; die Zeitungen unterwarfen sie, ohne daß sie selbst sich dessen versah, dem Ausspruche der öffentlichen Meinung.

Als jetzt auch der See- und Welthandel in das große Getriebe des Völker- und Staatenverkehrs immer wirksamer eingriff, da kamen Börsenlisten, Courszettel, Intelligenzblätter u. s. w. auf, welche aus den Handelscomptoiren Venedigs und Lissabons über Amsterdam und London bis Gothenburg, Riga und Constantinopel ihren Flug nahmen und zuletzt den

*) Wolle seyn, was du bist, nicht wolle mehr seyn.

kleinsten Krämer des Binnenlandes mit den Stapelplätzen des Weltmeers in geistige Berührung brachten. So entstand um 1637 das Intelligenz-Comptoir in London und in unserer Zeit der Reichsanzeiger, und wo gibt es jetzt nicht ähnliche Sprech- und Gesellschafts-Säle für den Bienenstaat des europäischen Gewerbfleißes!

Aber dieses dreifache Gesammtleben der Menschen in Kirche, Staat und Handel schöpfte einzig Nahrung und Gedeihen aus dem Strome der Erkenntniß, dem Elemente des geistigen Lebens. Die Wissenschaft zündete das Licht an, um zu sehen; die Kunst ordnete und bildete, was man gesehen und gefunden. Da fühlte der Weltgeist, welcher die denkenden Köpfe aller Völker unter sich befreundet, das Bedürfniß einer innigen geistigen Verbindung, die ohne einseitige Zwecke der bürgerlichen Stände auf das allgemeinste Anliegen des Menschen, auf die Förderung des Wahren und Schönen sich richtete. Anfangs schlossen nur Gelehrte diesen Verein, oder sie fanden sich auch wohl an Höfen beisammen, wodurch selbst das Hofleben sich wunderbar vergeistigte, von Christinens Zeit an bis auf Friedrich II. und die unsterbliche Herzogin Amalia von Weimar. Bald aber kamen neben Briefwechsel und Reisen gelehrte Tagblätter auf, wie das Journal des Savans in Paris seit 1667, und die Philosophical Transactions in London seit 1665; die Acta Eruditorum in Leipzig seit 1682, und die erste deutsche Monatsschrift von Thomasius seit 1697; dadurch ward allmählig der tiefere Strom des wissenschaftlichen Lebens aus der Schule in alle Verhältnisse der großen europäischen Gesellschaft geleitet; in keinem Lande aber schneller als in Frankreich, wo der Witz, und in England, wo der Gedanke die Seele des Umgangs war.

Dort führte Fontenelle, — ein hundertjähriges Leben — die Gelehrsamkeit in die Gesellschaft ein; hier gewöhnte Locke die practische Richtung aller geistigen Thätigkeit an selbstständiges Denken. Nun wollte, wer nur in dem höhern Ganzen sich als einen Theil desselben fühlte, wissen, was der menschliche Geist sein Eigenthum für das Leben nenne: — der Franzose, um darüber zu sprechen; der Engländer, um darüber zu denken. So entstand unter diesen beiden Völkern für die Gesellschaft, was in Deutschland bloß die Gelehrten als Polyhistorie erstrebten: das Bedürfniß des encyclopädischen Wissens, in welchem sich die geistige Natur des Menschen und der Grad von geistigem Leben, zu dem Europa überhaupt sich entwickelt hat, am deutlichsten offenbaren.

Diesem Bedürfnisse gemäß strebte der Zeitgeist, die Schule in das Leben einzuführen. Am geistreichsten und gewandtesten nahmen sich dabei die Franzosen. Die französischen Encyclopädisten wollten die Gelehrsamkeit in ihrer Tiefe, ihrem Umfange und Reichthume zu einem Gemeingute der Gesellschaft erheben, dessen sich alle erfreuen könnten, denen Auge und Sinn für das geistige Gesammtleben in Kirche, Staat und Handel, in Wissenschaft und Kunst erwacht seyen! Daher die vielen größeren und kleineren alphabetischen Encyclopädien der Franzosen und Engländer, hinter welchen die Deutschen in ähnlichen Unternehmungen zwar nicht zurückblieben, aber nicht denselben Erfolg hatten. Denn die französischen Gelehrten machten ihre Encyclopädien den Vornehmen und Reichen so mundrecht als möglich, damit sie ohne Schale die Frucht im vollen Safte schmecken oder kosten konnten; die Engländer legten die übrigen brittisch verständig, bequem zum Gebrauch — comfortable and fashionable — nützlich für das Leben und mit mehr Umsicht an, als die Verfasser der Encyclopédie méthodique. Der Deutsche hingegen verfuhr auch hier mit seinem gründlichen Ernste; er wollte die Gesellschaft zu sich und der Gelehrsamkeit hinaufziehn, statt zu ihr sich herabzulassen; er verschmähte die Form, wo es die Sache galt; er speicherte den ganzen Reichthum des Wissens auf und zog alles herbei, was seine Universalität und sein Fleiß ihm darboten. Darüber wurden die meisten seiner größeren Encyclopädien nicht vollendet, oder der wissenschaftliche Inhalt der ersten Hälfte war bereits ganz veraltet, ehe die andere Hälfte beendigt war.

Die encyclopädischen Massen selbst, die weniger auf Form und Geist als auf Reichthum und Gelehrsamkeit Anspruch machten, nahmen gewöhnlich nur in großen Bibliotheken ihren Platz ein, schreckten die feineren Stände von ihrem Gebrauche zurück — so daß diese lieber nach der mit Geschmack und Geist bearbeiteten von Diderot und d'Alambert unternommenen pariser Encyclopädie griffen — und stiegen selten oder nie in den Kreis des öffentlichen Lebens und des zahlreichen gebildeten Mittelstandes herab. Gleichwohl war der Sinn für encyclopädische Bildung in Deutschland und im deutschen Volke vielleicht noch reger als selbst in Frankreich. Schon Hübners Zeitungs- und Conversations-Lexicon, das vor etwa hundert Jahren zuerst erschien, bewies durch seine oft wiederholten Auflagen den Sinn der deutschen Nation für alles gemein Wissenswürdige; und wenn seit Zedlers Universal-Lexicon (68 Bände, Fol. 136 Thlr.) wenige Unternehmungen dieser Art unter uns gelangen, so lag es wohl nicht an der Gleichgültigkeit des deutschen Publicums.

Es war daher ein dem Zeitgeiste völlig angemessenes Unternehmen, alles, was — seitdem die europäische Gesammtbildung ihren Anfang genommen, — im classischen Alterthume, in Kirche und Staat, im Raume und in der Zeit, in der bürgerlichen, militärischen und Handels-Welt, wie in dem Gebiete der Geister, in Philosophie und Kunst, — der Gesellschaft als solcher wissenswerth, insbesondere aber dem besonnenen, vielfach unterrichteten, und an weitverbreiteter gründlicher Bildung allen Völkern Europa's vorangehenden Deutschen wichtig scheinen darf, in einer einfachen, von allem Gerüste der Gelehrsamkeit entkleideten Form zusammen in einem encyclopädischen Werke niederzulegen. Zugleich mußte die Redaction, um, dem Zwecke desselben gemäß, die Oeffentlichkeit und Lebendigkeit des Wissens unter denjenigen Ständen, die keine förmlichen Bibliotheken in ihrem nicht literarischen Geschäftsleben zu befragen Lust, Gelegenheit oder Zeit haben, zu befördern, den sparsamsten und schnellsten Druck bei dem wohlfeilsten Preise — so daß in dieser Hinsicht selbst fast die Nachdrucker verzweifeln müßten — sich zum Gesetze machen, überhaupt aber eher der Gefahr sich bloß stellen, gegen die strengeren Foderungen der wissenschaftlichen Kritik — die ohnehin bei einem solchen Werke bald ins Unendliche gehen, bald nur relativer Art seyn können — zu verstoßen, als jene Zwecke aufgeben.

Ein außerordentlicher Erfolg hat den freilich nicht minder großen Bemühungen des Herausgebers entsprochen. Er beweis't, keinesweges, daß das Conv. Lex. fehlerfrei, wohl aber, daß die ihm zum Grunde liegende Idee den Wünschen oder Bedürfnissen des Publicums angemessen gewesen, und daß es in der Ausführung — in Erwägung der so unendlich schwierigen Aufgabe — dem geistig geselligen Leben (Conversation) der gebildeten Stände, dem Geschäfts- und Kaufmann, dem Landwirth, dem Offizier und Künstler, dem Lehrer der Religion und dem Schulmann, und insbesondere allen gebildeten Frauen, in der Auswahl des Inhalts wie in der Form der Darstellung, die ersehnteste und willkommenste literarische Erscheinung gewesen sey!

Auch zeigt die nähere Prüfung, daß der Herausgeber vorzüglich solchen Gegenständen eine verhältnißmäßig größere Ausdehnung gegeben, oder zu geben veranlaßt habe, die mehrere Stände und Classen der Gesellschaft zugleich berühren, und vor allen in die Menschen-, Gemüths- und Begriffswelt gehören, welche den Kreis aller geselligen Bildung gegenwärtig einschließen. — Volksbildung, Phi-

losophie, Geschichte, (alte wie neue) vorzüglich Biographie, dann Natur- und Staatenbeschreibung, mit Ausschluß von allem außer den Zwecken des Werks liegenden; ferner Sprachen, classische (alte und neue) Literatur, Mythologie, Archäologie und Kunst, überhaupt alles was den Zeitgeist bewegt und bildet, was die öffentliche Meinung unterrichtet und aufklärt; alle diese Gegenstände müssen mehr als die eigentlichen Schul- und bürgerlichen Berufswissenschaften, berücksichtigt werden; jedoch ist auch aus diesen ausgehoben worden, was jedem zu wissen lieb ist, der ohne nach Polyhistorie zu streben, mit keinem Theil des menschlichen Wissens ganz unbekannt bleiben will.

Natürlich mußte hier die gegenwärtige Zeit und alles was nicht des Menschen Herz, Sinn und Geist bildet oder beschäftigt, die größte Aufmerksamkeit verdienen. Die alles wohl und verständig erwägende Redaction hat daher das Geschichtliche oder Charakteristische lebender denkwürdiger Personen — sogenannter public Characters oder geschichtlicher Charaktere — zu einem vorzüglichen Gegenstande ihrer Sorgfalt gemacht, und es finden sich in Wahrheit über die lebenden Fürsten, Staatsmänner, Krieger, Dichter und Gelehrten aller Völker mehr Notizen in diesem Werke, als sich über sie in der ganzen europäischen Literatur sonst möchten zusammenbringen lassen.

Aus den vielen Nachbesserungen, welche wir in dem vor uns liegenden eben fertig gewordenen neuesten Drucke finden*), kann jeder prüfende Leser sich überzeugen, daß alles Historische und Literarische bis auf die neueste Zeit (1814 — 1816) fortgeführt und das Veraltete ausgeschieden, daß alle bloße Worterklärungen gänzlich weggelassen und vieles Neue, was wichtig war oder Gegenstand der Unterhaltung für gebildete Personen geworden ist, aufgenommen, und dadurch das Ganze dem geistigen Bedürfnisse des geselligen Lebens oder des diesem analogen Selbststudiums abermals näher gebracht worden. Unverkennbar geht die Tendenz der Redaction einerseits nach immer größerer Harmonie unter den einzelnen Artikeln und andererseits nach steter Berücksichtigung desjenigen, was die jüngste Gegenwart vorzüglich anspricht. — Sie hat dabei den Muth, selbst vorzügliche Artikel, die aber in der neuesten Zeit weniger Interesse haben, wenn sie ihr jetzt zu weitläuf-

*) Es war dies der letzte Druck der dritten Auflage. Die gegenwärtige 4te Auflage würde hierin das Lob des Rezensenten in einem weit höhern Grade verdient haben.

d. R.

tig oder überflüssig scheinen, aufzuopfern und durch kürzere zu ersetzen, um dadurch wieder Platz für andere zu finden, welche die Gegenwart näher berühren. Diese stete Feile und innere Vervollkommnung ist auch eine Klippe, an der jeder Nachdrucker scheitern muß, da er immer zu befürchten hat, daß sein Nachdruck beim Fertigseyn eine wieder um vieles verbesserte Originalausgabe vorfinden wird *).

Den Gebrauch erleichtert das beigefügte Register der Artikel ungemein. Die griechischen und römischen Namen sind für die richtige Aussprache mit Tonzeichen versehen, und um das Nachschlagen zu erleichtern, ist das ganze Wort in die Ueberschrift gesetzt.

Der schnelle und wie man erfährt noch immer wachsende Absatz dieses mit seltener Intelligenz angelegten Werks — und die Uebersetzungen, welche davon in mehreren Sprachen eben veranstaltet werden **), beweisen übrigens nicht nur, daß es einem wesentlichen Bedürfnisse abgeholfen haben muß, sondern auch, daß ein reger Sinn für das Wahre und Bildende mehr als je in allen Classen, unserer Nation insbesondere, verbreitet ist, der von schaler Romanleserei sich abgewandt hat und zu geistvoller ernster Unterhaltung sich hingezogen fühlt; ein Zeichen der Zeit, das für den Beobachter unseres höheren Gesammtlebens in der Begriffswelt nicht unwichtig seyn kann.

Man wird endlich eingestehen müssen, daß die Verlagshandlung für dies Werk einen Preis gemacht hat, der in seiner Wohlfeilheit im deutschen Buchhandel einzig und der auch allein bei einem so großen und schnellen Absatz möglich ist. Es darf daher als eine der achtungswerthesten Erscheinungen in unserer Nationalliteratur angesehen, und in Hinsicht auf Inhalt und Form mit vollem Rechte eine

deutsche Encyclopädie für die gebildeten Stände

genannt werden.

*) Man vergleiche hierüber die Vorrede zu dieser vierten Ausgabe. Was hier angedeutet ist, traf gleich ein. Während Macklot in Stuttgard beschäftigt war, die 3te Auflage nachzudrucken, redigirten die Herausgeber der Original-Auflage die gegenwärtige ganz neue, welche die vorhergegangenen in Form und Gehalt weit übertrifft.

d. H.

**) In der dänischen und holländischen.

A.

A auf den französischen Geldsorten das Zeichen, daß sie zu Paris,
den österreichischen, daß sie zu Wien, auf den preußischen, daß sie
Berlin, auf den bayerischen, daß sie in Amberg gemünzt wor-
den. A. A. ist auf französischen Münzen das Zeichen der Münze zu
... A. bezeichnet, in musikalischer Bedeutung, die sechste
...sche Klangstufe der ersten oder tiefsten Octave unsers Tonsystems.
...zeichnet dieselbe in der zweiten Octave. Weil dort das große A,
... das kleine a gebraucht wird, nennt man jene Octave auch die
...ße, diese die kleine. ā, mit einem Querstrich oben, bezeich-
... die genannte Klangstufe in der dritten, a̿, mit zwei Querstrichen,
... vierten Octave. Jene hat, weil jeder Buchstabe in ihr so be-
...net wird, den Namen der eingestrichenen, diese der zwei-
...richenen Octave. A dur ist diejenige Tonart der neuern Musik,
...elcher die sechste diatonische Stufe a zum Grundton der harten Ton-
...genommen wird. Die Töne f, c, g müssen dabei in fis, cis, gis
...andelt werden, um die natürliche Beschaffenheit der harten Ton-
...zubehalten. Nach Schubarts Charakteristik enthält
...rklärungen unschuldiger Liebe, Zufriedenheit über seinen Zustand,
...nung des Wiedersehens beim Scheiden des Geliebten, jugendliche
...erkeit und Gottesvertrauen.

Aachen (französ. Aix la Chapelle), eine ehemalige deutsche Reichs-
..., dann zu Frankreich gehörig und die Hauptstadt im Rör-Depar-
...nt, jetzt unter preußischer Herrschaft. Sie ist von einem sehr hohen
... und nennt sich den königlichen Stuhl (die Residenz), von Carl
...m Großen her, dessen Grabmal in dem Dom gezeigt wird. Hier
...en die Reichsinsignien, die zur jedesmaligen Kaiserkrönung nach
...urt a. M. gebracht werden mußten, aufbewahrt. Nicht weniger
... ist sie wegen ihrer warmen Bäder, welche aus fünf Quellen
...ingen. Diese ziehen jährlich eine Menge Fremder dahin, und tra-
...icht wenig zu dem Wohlstande der Stadt bei. Den 16. Dec. 1792
...umouriez, im Verfolg seines Sieges bei Gemappe, in Aachen
... Den 2. März 1793 nahm der linke Flügel der österreichischen Ar-
... (welche den Tag vorher unter Coburg die Franzosen in ihren
...schanzungen bei Altenhoven überfallen und zurückgeschlagen hatte)
... dem Feldmarschall, Prinzen Ferdinand von Wirtemberg,
...Stadt wieder ein; aber den 23. Sept. 1794 zogen die Franzosen
... der Schlacht bei Sprimont an der Ourte aufs neue ein. Im lüne-
...r Frieden wurde Aachen an Frankreich, im pariser, an Preußen ab-
...ten. Die Zahl der Einwohner wird auf 25,700 angegeben. Man
...och jetzt 34 bis 36 Tuchmanufacturen- und 18 Nähnadelfabriken;
... sie im Sinken, da der Absatz nach dem Auslande sich mit jedem
... vermindert. Außerdem verfertigt man hier allerlei Metallwa-
..., Tapeten, Wollenzeuge u. s. w.

Aachner Friede. Obgleich Carl VI. schon 1713 auf seinen
...fall die unter dem Namen der pragmatischen Sanction
...nte Erbfolge-Ordnung errichtet hatte, welche von den vornehm-
... europäischen Mächten garantirt wurde, so vereinigten sich doch nach
...m 1740 erfolgten Tode vorzüglich Preußen, Frankreich und Spa-
... wieder dieselbe, (England allein nahm sie in Schutz) und unter-
...ten die Ansprüche, die das Haus Bayern wider Maria Theresia,

Carls VI. Tochter und Gemahlin des Großherzogs von Toscar auf die österreichische Erbfolge machte. Die vereinigten Mächte str ten mit Glück, und es war ihnen, vorzüglich durch die Klugheit d nach Deutschland abgesandten Marschalls Belle-Isle, sogar gelu gen, den Churfürsten Carl Albrecht von Bayern, unter dem N men Carl VII., auf den Kaiserthron zu setzen. Carls Glück ä derte sich jedoch zu seinem Nachtheil, und er mußte bis kurz vor s nem Tode (welcher im Anfange des Jahres 1745 erfolgte) sein La in österreichischen Händen sehen. Als sich nun nach Carls VII. To sein Sohn bewogen fand, mit der Zurückgabe seiner väterlichen Lä der sich zu begnügen, wurde 1745 Maria Theresiens Gema Franz, Großherzog von Toscana, zum Kaiser gewählt, und Dresden 1745 mit Preußen, 1748 aber mit den übrigen Mächten Aachen Friede geschlossen, vermöge dessen die pragmatische Sancti anerkannt wurde; den einzigen Punkt ausgenommen, daß Don Ph lipp, Prinz von Spanien, die Herzogthümer Parma, Piacenza u Guastalla bekam. Vergl. Friedenschlüsse.

Aeăcus, ein Sohn Jupiters und der Nymphe Aegina, der To ter des Flußgottes Asopus. Um sie der Rache ihres zürnenden V ters zu entziehen, erzählt die Fabel, verwandelte Jupiter sie in ei Insel, deren Herrschaft er dem Aeacus übertrug. Dieser ward u seiner Gerechtigkeit willen ein Liebling der Götter. Juno, die eife süchtig zürnende, hatte einst das Wasser auf der Insel durch ei Schlange vergiften lassen, und die Einwohner starben dahin. D rief Aeacus Jupiters Hülfe an, und sah im Traume eine Scha Ameisen aus einem alten Eichbaume hervorkriechen und sich in Me schen verwandeln. Was ihm ein Traum geschienen, war Wirklic keit; und so ward durch ein Wunder die Insel bevölkerter als zuvo Die neuen Einwohner aber nannte man von ihrer Abstammung My midonen (Vergl. d. Art.). Mit seiner Gemahlin Endeïs zeugte Ae cus den Peleus und Telamon. Beide aber wurden von ihrem Vat verbannt, weil sie ihren Bruder Phokus, den jener mit der Nereï Psamathe gezeugt, ermordet hatten. Dem Aeacus wurde, nebst de Minos und Rhadamanthus, wegen gleicher Gerechtigkeitsliebe, d Richteramt über die Todten zugetheilt; ihm lag insbesondere die Vol ziehung der Belohnungen und Strafen ob. Er wird abgebildet a einem Richterstuhle sitzend, mit Krone und Scepter geschmückt; al eigenthümliches Kennzeichen führt er den ihm von Pluto anvertrau ten Höllenschlüssel.

Aargau, vormals ein Theil der Cantone Bern und Zürich, ge genwärtig ein eigener Canton der Schweiz, der Viehzucht und Acke bau treibt, auch gute baumwollene Tücher, Strümpfe, Seidenbänd und Kattune fabricirt. Er enthält auf ungefähr 38 Q. M. 133,00 Einwohner, die in 12 Städtchen und 250 Ortschaften wohnen. Da Volk ist souverain und gibt sich selbst seine Gesetze durch seine Stell vertreter im großen Rath, der sich jährlich im Mai versammelt. De kleine Rath, der immer versammelt ist, besorgt die Verwaltung. Di kleine, aber wohlhabende Hauptstadt Aarau zählt 2000 Einwohner und war der Sitz der Tagsatzungen der reformirten Cantone, nac dem Ausbruch der Revolution aber auf einige Zeit der Sitz der hel vetischen Regierung.

Abbé, s. Abt.

Abbilden heißt in der Malerei Gegenstände nach ihren, in di Augen fallenden Beschaffenheiten der Form, der Farbe und des Aus-

drucks, in einer bis zur völligen Aehnlichkeit treuen Nachahmung als Bild darstellen. Hierzu gehört eigentlich nur ein mechanisches Talent, daher eine Abbildung, als solche, kein Werk der schönen Kunst genannt werden darf. Hier findet kein Schaffen, sondern nur treues Wiedergeben des Vorhandenen Statt; aber da Nachahmung überhaupt die Basis aller bildenden Kunst ist, so darf man die Abbildung insbesondere als die Basis der Malerei betrachten, deren Heiligthum der geniale Künstler erst dann mit Erfolg betreten wird, wenn er durch sie vorgebildet worden.

Abbt (Thomas), ein ausgezeichneter philosophischer Schriftsteller, war 1738 zu Ulm geboren, und entwickelte früh seinen Geschmack für die Wissenschaften. Im J. 1756 bezog er die Universität Halle, wo der berühmte Baumgarten ihn mit Auszeichnung aufnahm, und ihm eine Wohnung in seinem Hause einräumte. Abbt legte sich besonders auf die Philosophie und Mathematik, der Theologie entsagend, der er sich anfänglich gewidmet hatte. Im J. 1760 ward er als außerordentlicher Professor der Philosophie auf die Universität nach Frankfurt an der Oder berufen, und hier schrieb er mitten im Getümmel des Kriegs seine Abhandlung vom Tode fürs Vaterland. Das Jahr darauf verlebte er sechs Monate in Berlin, wo er mit den beiden Eulern, mit Mendelsohn und Nicolai in Verbindung trat, und nahm den Ruf als Professor der Mathematik nach Rinteln an. Hier aber ward er dem akademischen Leben abgeneigt, und fing an, die Rechte zu studiren, um einst ein bürgerliches Amt bekleiden zu können. Im J. 1763 bereis'te er das südliche Deutschland, die Schweiz und einen Theil von Frankreich, kam zu Ende des Jahres nach Rinteln zurück, und gab bald nachher sein Werk **vom Verdienst** heraus, wodurch er seinen Ruhm am meisten begründete. Man findet in demselben erhabene Gedanken, feine Bemerkungen und eine treffliche praktische Philosophie. Dieser Schrift verdankte Abbt im J. 1765 den Posten eines Hof-, Regierungs- und Consistorialraths zu Bückeburg bei dem regierenden Grafen von Schaumburg-Lippe, der ihn mit seiner besondern Freundschaft beehrte. Allein er genoß dieser Auszeichnung nur kurze Zeit, denn schon 1766 starb er in der Blüthe seiner Jahre. Der würdige Fürst ließ seinen Freund in seiner eigenen Capelle prachtvoll beerdigen, und setzte eine selbst verfaßte rühmende Inschrift auf sein Grab. — Abbts Schriften sind reich an Scharfsinn, Einbildungskraft und Geist, und gewiß würde er einer unserer vorzüglichsten Schriftsteller geworden seyn, wenn er die reiferen Jahre des männlichen Alters erreicht hätte. Aber so jung er auch den Wissenschaften wieder entrissen ward, so verdient er doch zu denen gerechnet zu werden, die am meisten zur Veredelung der damals so tief herabgewürdigten deutschen Sprache beitrugen. Sein Ausdruck zeichnet sich durch Anmuth und kraftvolle Kürze auf das vortheilhafteste aus. — Seine sämmtlichen Werke sind nach seinem Tode in sechs Bänden von Nicolai herausgegeben worden.

Abdera, eine Stadt auf der Thrazischen Küste, als deren Erbauer Herkules genannt wird. Obwohl sie sich rühmte, das Vaterland des Demokritus und Protagoras zu seyn, so war sie doch im Alterthum übel berüchtigt, und galt für den Sitz der Albernheit und Abgeschmacktheit; wie solches Wieland in seinen Abderiten sehr ergötzlich ausgeführt hat.

Abdruck. Hierdurch wird ein in eine harte Masse gearbeitetes Werk der zeichnenden Kunst auf eine weiche Masse übergetragen.

und so vervielfältigt. Solche Werke liefern die Graveurs oder Bildgraber, d. i. die Kupferstecher, die Holz-, Stein- und Stämpelschneider. Die Werke der beiden erstern werden als Flächen, die Werke der beiden letztern als Erhöhungen oder Vertiefungen gearbeitet; daher stellen sich in der Uebertragung die Werke dieser im Relief dar, und es wird eine, selbst der Erhöhung und Vertiefung empfängliche Masse dazu erfordert; um die Werke jener zu übertragen, muß in die Einschnitte der harten Fläche eine Farbe gebracht werden, die sich der aufgelegten weichen Masse durch den Druck mittheilt. Es gibt eine doppelte Art von Abdrücken: 1. auf Flächen, oder von Kupferstichen und Holzschnitten (Estampe). — Das Werkzeug des Kupferdruckers ist die Kupferpresse. Das dazu nöthige Papier darf nicht zu stark geleimt seyn, und wird angefeuchtet, doch nicht zu sehr und zu lange, damit es nicht durch gelbe Flecke ganz unbrauchbar werde. Damit das Papier die Farbe besser aufnehme, mischt man einige, in warmem Wasser aufgelösete, Loth Alaun in das zum Anfeuchten bestimmte Wasser. Die Schwärze der Kupferdrucker ist feiner als die Buchdruckerfarbe, und wird von Frankfurt a. M. erhalten, wo man sie aus Weinhefen bereiten soll. Sie wird auf einem Reibesteine mit Firniß, oder dem noch bessern Nußöl gerieben, und zuweilen mit etwas Mastix erhöht. Ist nun Papier und Farbe gehörig vorbereitet, so wird die Platte, wenn es kalt ist, auf einem Rost gelinde erwärmt, die Farbe mit einem Span aufgetragen, und mit einem Ballen durch Auftupfen, nicht Streichen, überall verbreitet. Hierauf wischt man die Farbe mit einem Leinen behutsam ab, so daß die Oberfläche völlig gereinigt wird, und nur die Schraffirungen von ihr ausgefüllt bleiben. Nach allem diesen bringt man die Platte auf einem Lager von Pappe und Maculatur auf die Tafel der Presse, legt das Papier, welches den Abdruck erhalten soll, auf, bedeckt auch dieses mit einigen Bogen Maculatur, und macht nun den Druck. Ist die Tafel hinter die Presse gerückt, so nimmt man das Blatt mit dem Abdruck ab, und trocknet diesen, wenn der Kupferstich von Werth ist, auf einer Tafel, sonst auf der Leine. Die Platte wird dann am besten durch Potaschenlauge von der alten Schwärze gereinigt. Außer den schwarzen Abdrücken gibt es auch rothe, von Zinnober und Mennig, dunkelrothe, von florentiner Lack, blaue, die mit berliner Blau gemacht werden. Auch kennt man die Kunst, bunte Abdrücke zu liefern, wozu mehrere Farben gebraucht werden, und diese ist besonders von den Engländern sehr verbessert worden. — Die Güte der Abdrücke hängt zum Theil von der sorgfältigen und geschickten Behandlung des Druckers, zum Theil aber auch von der größern oder geringern Abnutzung der Platte ab. Die besten Abdrücke finden sich immer unter den ersten Hunderten. Als die vorzüglichsten stehen daher die avant la lettre, d. i. vor der Schrift, in höherem Werthe. Bevor nämlich der Kupferstich seine Unterschrift erhält, werden einige Exemplare davon abgezogen. Eine gestochene Platte gibt mehr gute Abdrücke, als eine radirte, und diese mehr, als eine in Tuschmanier. Auf eine ähnliche Art wird der Abdruck von einem Holzschnitte gemacht; doch bedarf dieser eine weit geringere Vorbereitung und Sorgfalt. Außer dieser Art Abdrücke gibt es aber 2. auch Abdrücke im Relief, von Münzen und hoch oder tief geschnittenen Steinen (Empreinte). — Münzen und geschnittene Steine haben einen historischen und artistischen Werth, und es ist gar nicht gleichgültig, wie sie ver-

vielfältigt werden. Es kann uns die Nachahmung in Kupferstich nicht
genügen, weil dadurch der größte Theil des Kunstgenusses verloren
geht. Man macht daher Abdrücke, wo die ganze Form der Gemme
oder Münze sichtbar wird, und bedient sich dazu des feinen Siegellacks,
des Schwefels, Wachses, Glases und anderer Materien. Abdrücke in
glasartige Materien nennt man Pasten.

Abel, der zweite Sohn Adams, war nach der gemeinen Meinung
und nach Josephus ein Zwillingsbruder von Caïn. Dieser war Ackers-
mann, Abel aber Hirt. Beide brachten ihre Gaben dem Herrn; Cain
die Erstlinge seiner Früchte, Abel die Erstgeburt seiner Heerde. Gott
gab zu erkennen, daß Abels Opfer ihm angenehm sey; Caïns Opfer
aber verwarf er. Dieser von Neid ergriffen, ermordete seinen Bruder
allein auf dem Felde. So ward der erste Mord auf Erden vollbracht.
Das unschuldige Blut des Gerechten rief zum Himmel, und Gott fragte
Cain, was aus Abel geworden sey. Dieser antwortete, daß er nicht
seines Bruders Hüter sey und verheimlichte die That; aber Gott wußte,
was geschehen war, und verfluchte den Mörder. — Mehrere Kirchen-
väter haben geglaubt, daß Abel unverheirathet gestorben sey, und diese
Meinung hat zu einer Secte Anlaß gegeben, die unter Arcadius und
Honorius in Afrika entstand, sich Abeliten oder Abeloniten nannte,
und die Ehe verwarf. Nach dem Berichte einiger Reisenden zeigt man
in der Gegend von Damascus sein Grab. Die Kirche führt oft Abels
Opfer als Muster eines heiligen, reinen, gottgefälligen Opfers an,
und Christus selbst nennt ihn den Gerechten.

Abelard (Peter), ursprünglich Abaillard, ein Geistlicher des
Benedictinerordens, war 1079 unweit Nantes in dem Flecken Palais,
der seinem Vater Berenger gehörte, geboren. Seine Neigung führte
ihn von seinem zartesten Alter zu den Wissenschaften; und um sich ihnen
ganz hingeben zu können, überließ er seinen Brüdern das Recht der
Erstgeburt und seine Güter. Mit Leichtigkeit studirte er Dichtkunst,
Beredsamkeit, Philosophie, Jurisprudenz, Theologie, die griechische,
hebräische und lateinische Sprache, und ward bald vertraut damit;
aber vorzüglich befleißigte er sich der scholastischen Philosophie. Ob-
gleich Bretagne damals ausgezeichnete Gelehrte unter seinen Lehrern
zählte, so hatte Abelard doch bald ihre Wissenschaften erschöpft. Er
ging daher nach Paris, dessen Universität Schüler aus allen Theilen
Europa's herbeizog. Wilhelm von Champeaux war der rüstigste Dia-
lektiker seiner Zeit. Abelard genoß seinen Unterricht und benutzte ihn
so trefflich, daß er oft seinen Meister in den damals üblichen Wettstrei-
ten des Witzes und Scharfsinns in Verlegenheit setzte. Der anfäng-
lichen Freundschaft folgte Haß, den die übrigen Schüler Champeaux's
theilten, und Abelard, der noch nicht 22 Jahre zählte, entzog sich dem
gegen ihn heranziehenden Ungewitter dadurch, daß er schnell Paris ver-
ließ und nach Melun ging, wohin sein Ruf bald eine Menge von Jüng-
lingen zog, welche die Schulen von Paris verließen, um ihn zu hören
und zu bewundern. Da ihn aber auch hier der Neid verfolgte, ging
er nach Corbeil, wo er auf gleiche Weise bewundert und verfolgt wurde.
Abelard aber achtete der Gefahren nicht, und setzte mit einem Eifer
seine Studien fort, der seine Kräfte erschöpfte. Den dringenden
Vorstellungen der Aerzte ungern nachgebend, unterbrach er seine Arbei-
ten, um in seiner Heimath seine Gesundheit wieder herzustellen. Neu
gestärkt kehrte er nach zwei Jahren nach Paris zurück, versöhnte sich
mit seinem vormaligen Lehrer und eröffnete eine Schule der Rhetorik,
deren Glanz alle übrigen bald ohne Zuhörer ließ. Er lehrte nach und

nach Rhetorik, Philosophie und Theologie, und zog die ausgezeichnetsten Schüler; in der Zahl derselben befanden sich der nachmalige Papst Cölestin II., Pierre Lombard, Bischof von Paris, Berenger, Bischof von Poitiers und der heilige Bernhard selbst. — Um dieselbe Zeit lebte zu Paris eine junge Dame, Namens Louise oder Heloïse, die Nichte Fulberts, Canonicus von Paris, damals 17 Jahr alt. Wenige Frauen übertrafen sie an Schönheit, keine glich ihr an Geist und Kenntnissen aller Art; man sprach von ihr mit Enthusiasmus. Abelard wünschte diese Zierde ihres Geschlechts kennen zu lernen. Er war damals 39 Jahr alt, und wiewohl diesem Alter glühende Leidenschaften nicht mehr anzugehören pflegen, so entbrannte er doch für Heloïse von so heftiger Liebe, daß er Pflichten, Unterricht und selbst den so heiß ersehnten Ruhm für sie vergaß. Heloïse war für sein Verdienst nicht minder empfänglich. Unter dem Verwand, ihre Bildung zu vollenden, erhielt Abelard von Fulbert die Erlaubniß, sie oft zu besuchen; um sie noch öfter zu sehen, nahm er bei Fulbert Wohnung und Tisch. So lebten beide Liebende mehrere Monate höchst glücklich, mehr mit ihrer Liebe als ihren Studien beschäftigt (denn wie Abelard selbst sagt: plura erant oscula quam sententiae, saepius ad sinum quam ad libros deducebantur manus). Aber dieser heimliche und gefährliche Umgang ward ruchbar; die Verse, in denen Abelard seine Liebe sang, liefen in Paris um, und kamen endlich auch zu Fulbert. Er trennte die beiden Liebenden, aber es war zu spät. Heloïse trug unter ihrem Herzen die Frucht ihrer Schwäche. Abelard entführte sie, und brachte sie nach Bretagne, wo sie von einem Sohne entbunden ward, der aber bald starb. Jetzt dachte er darauf, sich heimlich mit ihr zu vermählen; Fulbert war genöthigt einzuwilligen, und Heloïse, die lieber seine Geliebte als seine Gattin seyn wollte, fügte sich endlich auch. Die Ehe ward vollzogen, aber um sie vor dem Publikum zu verheimlichen, blieb Heloïse bei ihrem Oheim, und Abelard in seiner vorigen Wohnung, wo er seine Vorlesungen fortsetzte; sie sahen sich selten. Fulbert indeß glaubte, daß dies Geheimniß nur der Ehre seiner Nichte nachtheilig sey, und machte es bekannt; Heloïse dagegen, welche Abelards Ruhm höher schätzte als ihre Ehre, läugnete die Ehe durch einen Eid. Fulbert äußerte seinen Zorn darüber durch Mißhandlungen, denen Abelard sie dadurch entzog, daß er sie zum zweiten Mal entführte und nach Argenteuil in ein Kloster brachte. Fulbert glaubte, er wolle sie zwingen, den Schleier zu nehmen, und beschloß eine schreckliche Rache. Gedungene Schurken drangen Nachts in Abelards Zimmer, und während vier derselben ihn an Arm und Beinen hielten, vollzog der fünfte eine schmähliche Verstümmelung, deren unheilbare Wirkung den Rest seiner Tage vergiften mußte. So hart auch diese Schandthat an Fulbert und seinen Miethlingen geahndet wurde, so konnte doch der unglückliche Abelard darin keinen Trost für sich finden. Er trat als Mönch in die Abtei von St. Denys, hier seine Thränen und seine Schmach zu verbergen; Heloïse aber nahm den Schleier zu Argenteuil. Nachdem die Zeit seinen Kummer einigermaßen gelindert hatte, setzte er seine Vorlesungen wieder fort, zog sich aber dadurch neue Verfolgungen zu. Seine Feinde klagten ihn vor dem Concilium von Soissons 1122 wegen einer Schrift über die Dreieinigkeit an, und brachten es dahin, daß sie für ketzerisch erklärt und Abelard verurtheilt wurde, sie selbst zu verbrennen. Fortgesetzte Anfeindungen nöthigten ihn endlich, die Abtei von St. Denys zu verlassen, und sich in die Gegend von Nogent-sur-Seine zurückzu-

leben, wo er auf seine Kosten ein Oratorium erbauen ließ, das er dem heiligen Geist weihte und Paraclet nannte. Zum Abt von St. Gildas-de-Ruys ernannt, lud er Heloïsen und ihre Religiosen ein, seine Kapelle Paraclet zu bewohnen, und empfing sie dort. Nach einer eilfjährigen Trennung sahen sich beide Liebende hier zum ersten Male wieder. Abelard lebte hierauf zu St. Gildas, das ihm einen traurigen Aufenthalt gewährte, vergebens mit Verbesserungen bemüht, und stets im Kampfe mit seiner Liebe für Heloïsen und mit dem Hasse der Mönche, die selbst sein Leben bedrohten. Ihn noch mehr zu beunruhigen, erneuerte man gegen ihn die Anklagen der Ketzerei. Der heilige Bernhard, der sich lange geweigert hatte, gegen einen Mann aufzutreten, dessen Geist er verehrte, gab endlich den wiederholten Vorstellungen seiner Freunde nach, zog Abelards Lehre vor die Kirchenversammlung zu Sens 1140, ließ sie vom Papst verdammen und bewirkte sogar einen Befehl, ihn einzukerkern. Abelard appellirte dagegen an den Papst, vertheidigte sich öffentlich und machte sich nach Rom auf. Auf seiner Durchreise durch Cluny besuchte er Peter den Ehrwürdigen, der daselbst Abt war. Dieser eben so leutselige als aufgeklärte Gottesgelehrte versöhnte ihn mit seinen Feinden; Abelard aber beschloß, seine Tage in der Zurückgezogenheit zu enden. Die strengen Entsagungen, die er sich auflegte, verbunden mit dem Kummer, der nie aus seinem Herzen wich, verzehrten nach und nach die Kräfte seines Körpers; und er starb als Muster klösterlicher Disciplin im J. 1142 in der Abtei St. Marcel unweit Chalons-sur-Saone, 63 Jahr alt. Heloïse erbat sich den Leichnam, und ließ ihn zu Paraclet begraben, um dereinst an seiner Seite zu ruhen; im J. 1808 aber wurde die Asche Beider in das Museum der französischen Denkmäler nach Paris gebracht. — Gewiß gehört Abelard zu den ausgezeichnetsten Männern seines Jahrhunderts; er war Gramatiker, Redner, Dialectiker, Dichter, Musiker, Philosoph, Theolog, Mathematiker; aber er hat nichts hinterlassen, was den Ruf rechtfertigte, der ihm unter seinen Zeitgenossen zu Theil ward. Er glänzte in der Disputirkunst. Seine Lehren waren nicht immer untadelhaft, und sein Betragen oft anstößig und ärgerlich. Aber so nachsichtig ist das menschliche Herz gegen die Schwachheiten der Liebe, daß Abelard einen großen Theil seines Ruhms eben diesen Schwachheiten verdankt, die ihn vor der Moral und Religion verdammen. Seine Liebe und das für ihn daraus entsprungene Unglück werden seinen Namen stets der Vergessenheit entreißen, und haben für uns in den Helden eines Romans den Mann verwandelt, den sein Jahrhundert als einen tiefen Gottesgelehrten bewunderte. Seine und Heloïsens Briefe sind im Original und in vielen Uebersetzungen erschienen.

Abend (Westen), die Himmelsgegend, in welcher die Gestirne untergehen. Die bildende Kunst stellt den Abend bald unter dem Bilde der Diana auf ihrem Wagen vor, wie sie eben zur Jagd geht, weil der Abend für die Jäger die günstigste Zeit ist, bald als geflügelten Genius, der einen Stern auf dem Haupte trägt und seine Fackel gegen die Erde senkt. Er bedeutet den Abendstern oder Hesperus, und wird von den Alten zuweilen auf einem dunkelfarbigen Pferde vorgestellt; so wie man ihm ein weißes Pferd gibt, wenn er den Morgenstern, Phosphorus, bedeutet.

Abendmahl ist der heilige Gebrauch der Christen, durch welchen sie das Andenken an den Tod des Stifters ihrer Religion erneuern, und zugleich ein öffentliches Bekenntniß ihres Glaubens vor der Ge-

meinde ablegen. Jesus Christus setzte diesen heiligen Gebrauch be dem letzten Mahle, das er mit seinen Jüngern hielt, selbst ein; da Brot, welches er nach orientalischer Sitte brach, war ein passende Sinnbild seines Leibes, der bald zerbrochen werden sollte, und de rothe Wein (denn wahrscheinlich brauchte Christus diese Art Wein welche in Palästina die gewöhnlichste ist) war ein bezeichnendes Symbol seines Blutes. In allen Gemeinden, welche die Apostel stifteten ward dieser Gebrauch eingeführt. Im ersten und zweiten Jahrhunderte beging man diesen Ritus allemal bei den sogenannten Liebesmahlen, d. h. bei den Mahlen, welche die sämmtlichen Mitglieder eine Gemeinde so oft, als die Umstände es erlaubten, zu halten pflegten Als seit dem dritten Jahrhunderte die Gemeinden zahlreicher wurden hörten die Liebesmahle auf, und nun ward das Abendmahl in den Kirchen bei jeder gottesdienstlichen Feier so gehalten, daß alle Anwesend daran Theil nahmen; die Catechumenen indeß, d. h. die Christen, welche noch nicht getauft waren, und die Nichtchristen, welche bei dem Gebete, dem Gesange oder der Predigt zugegen seyn durften, mußten sich wenn die Abendmahlsfeier ihren Anfang nahm, aus der Kirche entfernen, weil das Abendmahl als eine geheimnißvolle Handlung, welch den Blicken der Ungeweihten zu entziehen sey, betrachtet ward. Bal fing man an, dem heiligen Mahle eine übernatürliche Kraft zuzuschreiben, das consecrirte Brot und den consecrirten Wein für mehr al Brot und Wein zu halten, und zu behaupten, daß mit dem Brot und dem Weine der Leib und das Blut des Erlösers sich vereinige Aus dieser Vorstellungsart entsprang endlich die Brotverwandlungs oder Transsubstantions-Lehre, welche Paschasius Radbertu im neunten Jahrhunderte auf die Bahn brachte. Nach diesem Dogm nimmt man an, das Brot und der Wein werde durch die Consecratio in den Leib und in das Blut Jesu Christi verwandelt, es bleibe nac der Weihung bloß die Gestalt und die Figur des Brotes und des Weines übrig, seine Substanz aber, sein Wesen sey ein anderes, sey di Substanz und das Wesen des Leibes Jesu Christi geworden. Obgleic dieses Dogma anfänglich einigen Widerspruch fand, so ward es doc bald allgemein angenommen, und im J. 1215 von dem Papste Innocentius III. auf der vierten lateranischen Synode feierlich bestätigt Aus diesem Dogma entsprang theils die Anbetung der Hostie, inder man nun in ihr den gegenwärtigen Gott zu erblicken glaubte, theil die Gewohnheit, den Laien den Kelch zu versagen, indem man schloß daß da, wo der Leib Jesu Christi sey, auch sein Blut sey (man nannt das Concomitanz) und daher der Genuß des Weines nicht nothwendi zur Abendmahlsfeier gehöre. Auch wollte man jede Gelegenheit, w das Blut Jesu Christi unvorsichtig vergossen und dadurch entweiht wer den könnte, vermieden wissen, und da es überdies eine Auszeichnun des geistlichen Standes zu seyn schien, wenn er allein das Abendmah unter beiderlei Gestalt genösse, so ward die Gewohnheit, den Laien de Kelch zu entziehen, um so schneller verbreitet. Früher noch, als di Brotverwandlungslehre aufgekommen war, hatte man angefangen, da Abendmahl als ein Opfer zu betrachten. Daraus entsprang die Privatmesse, d. h. die heilige Handlung, in welcher der Priester Gott de Leib Jesu Christi als ein unblutiges Opfer darbringt. Nachdem di Meinung von dem Fegefeuer entstanden war, brachte man diese Meinung mit der erwähnten Vorstellungsart von dem Abendmahle als ei Opfer in Verbindung, und nun wurden hauptsächlich in der Absich Messen gehalten, um die Seelen der Verstorbenen aus der Qual de

Fegefeuers zu erlösen. Schon im siebenten Jahrhunderte wurden Privatmessen hie und da gehalten; seit dem neunten Jahrhunderte waren sie überall im Gebrauche. So war denn allerdings das Abendmahl in dem Laufe der Zeiten etwas ganz Anderes geworden, als es nach der Absicht seines ehrwürdigen Stifters seyn sollte. Das hatten schon vor der Reformation einige mit der herrschenden Kirche unzufriedene Parteien bemerkt, namentlich die Hussiten im funfzehnten Jahrhunderte, denen auch die basler Synode den Gebrauch des Kelches bewilligen mußte. Die Reformatoren erneuerten die Klage, daß die Kirche in der Art und Weise, wie sie das Abendmahl feiere, von dem Zwecke Jesu Christi und von dem Vorbilde der apostolischen Zeiten sich entfernt habe, und beide, die sächsischen und die schweizerischen Kirchenverbesserer stimmten darin überein, daß sie die Brotverwandlungslehre und die Messe verwarfen und behaupteten, daß das Abendmahl vor der versammelten Gemeinde gefeiert, und unter beiderlei Gestalt genossen werden müsse. In der Erklärung der Einsetzungsworte wichen Luther und Zwingli von einander ab, und die Verschiedenheit ihrer Meinungen über diesen Gegenstand ist der hauptsächlichste Grund der unglücklichen Trennung der lutherischen und der reformirten Kirche geworden. Luther verstand die Worte: das ist mein Leib, eigentlich und lehrte, auf eine geheimnißvolle Weise verbinde sich der Leib und das Blut Jesu Christi mit dem Brote und dem Weine, so daß der Communicant, in, mit und unter dem Brote und Weine den wahren Leib und das wahre Blut des Erlösers empfange. Zwingli hingegen verstand die Einsetzungsworte uneigentlich, nahm an, Jesus Christus habe sagen wollen, das Brot und der Wein bedeutet meinen Leib und mein Blut, und erklärte demnach das Brot und den Wein für bloße Zeichen des Leibes und des Blutes Christi. Ueber diesen Gegenstand wurde sowohl zwischen Luther und Zwingli selbst, als auch später zwischen den lutherischen und den reformirten Theologen viel und heftig gestritten. Die Vorstellungsart, welche Calvin, der zweite Stifter der reformirten Kirche, auf die Bahn brachte, nach welcher eine geistliche Gegenwart des Leibes und Blutes Jesu Christi im Abendmahle angenommen wird, kam zwar dem lutherischen Dogma näher, als Zwingli's Theorie, blieb aber doch wesentlich von ihm verschieden, und fand daher ebenfalls bei den strengen Anhängern Luthers lebhaften Widerspruch. Melanchthon war der calvinischen Vorstellungsart geneigt, und eben so dachten viele andere lutherische Theologen, welche von der Gegenpartei Philippisten und Crypto-Calvinisten (geheime Anhänger der calvinischen Lehre) genannt wurden. Die Concordienformel unterdrückte die Crypto-Calvinisten in dem größten Theile der lutherischen Kirche, und verschaffte der echt lutherischen Vorstellungsart den Sieg. In den neuern Zeiten sind die meisten lutherischen Theologen von dieser Vorstellungsart abgekommen, und haben sich zu der reformirten Abendmahlslehre hingeneigt. Die catholische Kirche behauptete fortwährend im Gegensatze gegen die lutherische und reformirte die Brotverwandlungslehre und gab weder die Messe, noch die communionem sub una (die Abendmahlszeit unter einerlei Gestalt) auf. Die griechische Kirche hat die Brotverwandlungslehre der lateinischen nicht in ihrem ganzen Umfange angenommen. Doch nähert sich ihre Vorstellungsart mehr diesem Dogma, als der Lehre der reformirten Kirche. Die morgenländischen Christen unterscheiden sich übrigens dadurch in der Abendmahlsfeier von den abendländischen, daß sie gesäuer-

tes, nicht, wie diese, ungesäuertes Brot brauchen und auch den Kindern das heilige Mahl reichen. N.

Abendmahlsgericht, s. Ordalien.

Abensberg. Der neue Kampf Oesterreichs gegen Frankreich im J. 1809 hatte seit zehn Tagen begonnen. Die österreichische Hauptarmee war am 9. April über den Inn gegangen, gegen die Wils und Isar vorgedrungen, hatte Bayerns Hauptstadt besetzt, Landshut genommen, und war den bis an die Abens zurückgegangenen Bayern mit Nachdruck gefolgt, während andere Corps zugleich in Tyrol, Italien und ins Herzogthum Warschau eingerückt waren. In allen Ländern, wohin österreichische Waffen kamen, würden die Bewohner aufgefordert, mit Oesterreich „zum Sprengen der längst geschmiedeten Ketten" — „zur Wiedereroberung der Unabhängigkeit und Nationalehre Deutschlands" sich zu vereinigen. Aber nur in dem getreuen Tyrol fanden Oesterreichs Proclamationen Eingang — in Italien, Warschau und Bayern blieben sie ohne Antwort. König Maximilian Joseph verließ gegen des Erzherzogs Carl einladendes Schreiben das schöne München, und erwartete in Dillingen den Protector des rheinischen Fürstenbundes, der ihm mündlich versprach: „ihn binnen 14 Tagen in seine Residenz zurückzuführen, und ihn zur Rache für die erlittene Beleidigung größer zu machen, als je einer seiner Vorfahren gewesen sey." — Zur Erfüllung dieser Worte bedurfte es eines entscheidenden Sieges über die feindliche Hauptmacht, und um, bei den gegenseitigen Positionen, diesem Siege mit Sicherheit entgegensehen zu können, erst einer vorbereitenden Schlacht. Diese ward geschlagen am 20. April 1809 bei Abensberg, einem Städtchen am Flusse Abens, in dem niederbayerschen Rentamte Straubing. — Schon Tags vorher, am 19., hatten die offensiven Operationen der französisch-bayerisch-wirtembergischen Armee angefangen. — An diesem Tage war auf drei Punkten gefochten worden, bei Pfaffenhofen, Tann und Ror, und bei Abach. Die beiden erstern hatten die Vereinigung des Marschalls Oudinot (jetzt Herzog von Reggio) und des Herzogs von Danzig mit dem Herzoge von Auerstädt zum Resultat; in dem Gefechte bei Abach behaupteten die Franzosen die Defileen von Postsaal und Abach, dagegen die Oesterreicher bis Dillingen vordrangen; das wichtigere Treffen unter diesen dreien war allerdings das bei Tann und Ror, wo beide Theile das Schlachtfeld behaupteten. An diesem Tage kam Napoleons Hauptquartier nach Vohburg, und das des Erzherzogs Carl nach Eglofsheim. Am folgenden Tage, den 20. April, konnte der französische Kaiser sein Hauptquartier nach Abensberg verlegen, während Carl auf Regensburg marschirte. Zwischen Abensberg und Eckmühl standen der Erzherzog Ludwig und der General Hiller mit 60,000 Mann, welche den linken Flügel der großen österreichischen Armee bildeten. Dieser mußte nach Napoleons Einsicht erst geschlagen werden, ehe er den feindlichen Generalissimus selbst mit Erfolg angreifen zu können hoffen durfte. Er selbst übernahm daher das Commando zu der beschlossenen Schlacht. Am Morgen des 20. recognoscirte er die Stellung der Oesterreicher jenseit Abensberg, und stellte nun die Divisionen Morand und Gudin unter Montebello, die Bayern unter dem Herzoge von Danzig, dem Kronprinzen von Bayern und den Generalen Wrede und Deroi, und die Wirtemberger unter Vandamme und Neubronn gegen die Fronte der Oesterreicher, während er ihnen im Rücken den Herzog von Rivoli mit Oudinot, zur Bedrohung ihrer Communication mit Landshut, detachirt hatte, durch den

erzog von Auerstädt aber die zwischen Abensberg und Regens-
urg stehende Corps der Generale Hohenzollern, Rosenberg und
Lichtenstein beobachten und abhalten ließ. — In der ganzen französi-
schen Operationslinie standen: 40,000 Mann französische Infanterie in
neun Divisionen, 16,000 Mann Cavallerie, 30,000 Mann Bayern, und
12,000 Mann Wirtemberger; das Corps Rivoli's im Rücken betrug
über 40,000 Mann; diese Schlachtlinie (von Regensburg bis Pfaffen-
hofen) war acht Meilen lang, dagegen die ihr gegenüber stehenden öster-
reichischen fünf Corps auf sechs Meilen (von Abach bis Au und Wol-
nzach) zusammengedrängt war, folglich leicht umwickelt werden konnte.
Die Stärke beider Theile konnte man fast gleich stark, nämlich jeden
zwischen 130 bis 140,000 Mann annehmen. Doch nur mit einem Theile
seiner Armee wollte Napoleon am 20. April, auf dem einen Punkte der
ausgedehnten Operationslinie, die Schlacht liefern, durch die er den
ersten Schlag, der ihm den Weg nach Wien bahnen sollte, vorbereiten
wollte, und seine Wahl fiel auf die deutschen Bundestruppen, die
Bayern und Wirtemberger. Er stellte sich an ihre Spitze, ver-
sammelte alle Offiziere beider deutschen Corps um sich her und befeuerte
sie durch eine kräftige Anrede. — „Bayern!" sagte er zu diesen,
„ich komme nicht zu euch als französischer Kaiser, sondern als Beschützer
eures Vaterlandes und des deutschen Bundes. Bayern! ihr kämpft
heute mit den Oesterreichern ganz allein. Nicht ein Franzose befindet
sich in den Reihen der Streitenden; sie sind im Hinterhalte, wovon die
Feinde nichts wissen. Ich setze volles Vertrauen in eure Tapferkeit.
Ich habe zwar schon die Gränzen eures Vaterlandes erweitert, aber ich
sehe jetzt ein, daß ich noch zu nachgebend gewesen bin. Daher werde ich
in der Folge Bayern so groß machen, daß ihr, um gegen Oesterreich zu
streiten, meiner Hülfe nicht mehr bedürfen sollt. Seit 200 Jahren we-
hten Bayerns Fahnen gegen Oesterreich, und wir wollen ihm jetzt das
Uebel, das es eurem Vaterlande zugefügt hat, in Wien vergelten, wo
wir bald seyn werden. Oesterreich wollte euer Land in Baronien zer-
stücken, euch auflösen und unter seine Regimenter stecken. Bayern!
dieser Krieg ist der letzte, den ihr gegen Oesterreich führen werdet.
Greift eure Feinde an mit gefälltem Bayonette und vernichtet sie!" —
Die Wirtemberger erinnerte er an die alten Siege über Oesterreich, an
ihre Thaten in Schlesien — „Der Augenblick ist gekommen," rief er
aus, „zu siegen und auf den österreichischen Boden selbst den
Krieg zu versetzen!" — Der Kronprinz von Bayern und der wirtem-
bergische General Neubronn wiederholten diese Reden ihren Soldaten in
deutscher Sprache. Die Trompeten ertönten — die Schlacht begann.
Von der siegburger Brücke aus griff General Wrede eine feindliche Di-
vision an, und warf sie aus allen Positionen hinter Siegburg zurück,
während Vandamme sie in die rechte Flanke nahm — der Herzog von
Danzig marschirte mit den Divisionen Kronprinz und Deroi gegen Neu-
hausen (nicht Rheinhausen), um die Hauptstraße von Abensberg
nach Landshut zu gewinnen, und der Herzog von Montebello durchbrach
mit zwei französischen Divisionen den linken Flügel der Oesterrei-
cher, und drückte sie bis Ror und Rotenburg zurück, nachdem er das
fünfte und sechste österreichische Corps von einander getrennt hatte.
Die Schlacht war gewonnen. Das französische Bülletin nennt acht
Fahnen, zwölf Kanonen und 18,000 Gefangene als die Trophäen dieses
Tages; der österreichische Bericht gab den Verlust unbedeutend an, und
behandelte den ganzen Vorfall etwas leichter: „Der Erzherzog Ludwig
und Hiller haben sich zur Deckung von Landshut gegen die Isar gezo-

gen." — Der Rückzug der Oesterreicher ging über Pfaffenhausen, Rottenburg und Hohentann nach Landshut zu, wobei sie vom Herzoge von Montebello von Ror und Rottenburg aus, und von den Herzogen von Danzig und Rivoli von Neuhausen und Pfaffenhofen aus bedroht wurden. — Nach der Schlacht umarmte der französische Kaiser den Kronprinzen im Angesichte der Armee. — „Ich bereue jetzt," sprach er, „nicht vollkommen Deutsch zu sprechen, um diesen braven Truppen in ihrer Muttersprache danken zu können." — Ueber die Folgen dieser Schlacht verweisen wir auf den Artikel Eckmühl. — I.

Abenteuerlich. Man hat das Abenteuerliche vielfältig erklärt; als unnatürliche Größe, als einen höheren Grad des Ungewöhnlichen, der an das Ungereimte gränzt, als das falsche Wunderbare, dem es selbst an poetischer Wahrscheinlichkeit fehlt, als das seltsam Thörichte, als das Fürchterliche voll unerwarteter Auftritte, als das auf ein Gerathewohl Unternommene. — Verlassen von der Etymologie können wir die wahre Bedeutung des Worts entweder durch philosophische Begriffsbegründung oder historische Erläuterungen zu erforschen suchen. Letzteres ist hier das Natürlichere. Fragen wir aber, wie sich der Begriff des Abenteuerlichen unter uns gebildet habe, so werden wir auf die alten Ritterbücher hingeführt, in denen Wort und Sache zuerst erscheint. In diesen sehen wir jene brennende, leidenschaftliche Tapferkeit, welche nach Schlachten wie nach Vergnügen dürstet, und welcher das barbarische Recht des Schwertes das erste Recht der Natur ist. Glut in Liebe und Haß, Stolz auf Kraft, Drang nach That bezeichnen stets den Barbaren in der Jugend seines Nationallebens, wo sein Leiden und Genießen Affect, sein Begehren und Verabscheuen Leidenschaft ist; Gefühl und Einbildungskraft führen in der Seelenstimmung, Stärke und Gewandtheit im Gebrauche körperlicher Kraft bei ihm die Herrschaft. Thaten, aus einem noch wenig ausgebildeten Heldengeiste vollführt, wechselsweises Erstaunen, Bewundern, Schrecken, Grausen, stets aber das Gefühl von Kraft erregend, sind es, die uns als Abenteuer hier begegnen. Es fragt sich jetzt nur, was die Erzählungen von Abenteuern dieser Art abenteuerlich machte. Nach der zwiefachen Gattung solcher Erzählungen müssen wir hier auch ein zwiefaches Abenteuerliches unterscheiden: die eine Gattung erzählt wahre Begebenheiten, romantisch ausgeschmückt, die andere, fabelhafte Dichtungen voll ungeheurer Begebenheiten, die oft das Gebiet des Wahrscheinlichen und selbst des Möglichen übersteigen. Diese Uebertreibungen gingen bald auch in die romantischen Erzählungen wahrer Begebenheiten über, und es waren gewöhnlich in den Ritterbüchern keine andere Abenteuer, als von übertriebener Größe zu suchen, und, von dem ursprünglichen Begriff abgehend, bei dem Abenteuerlichen nur an diese zufällige Uebertreibung zu denken. Aber bald auch hier sich beengt fühlend, gingen die Dichter dieser Art in die Welt des Wunderbaren über, wo ihre Phantasie nach Willkür schalten konnte, und so ward das Abenteuerliche ein unwahrscheinliches Wunderbares. Man ließ, um durch Wunder Bewunderung und Erstaunen zu erregen, seine Helden Abenteuer bestehen, welche zu glauben Verzichtleistung auf den gesunden Verstand erfodert wird. Aber eine Eigenthümlichkeit jener Ritterbücher, wie der Ritterzeit, war die Galanterie, und diese brachte, verbunden mit dem Fehdegeiste, besonders zur Zeit der irrenden Ritter, auffallend eigene Erscheinungen hervor. Pflicht foderte zum Schutz des weiblichen Geschlechts auf, und Liebe war der Preis der Tapferkeit. Liebesabenteuer kann man daher mit Recht die Thaten nennen, zu denen der Ritter für die Dame

seiner Gedanken auszieht, und seinem schwärmerischen Heldenmuth, der alles zu wagen bereit ist, kann es an sonderbaren Ereignissen, seltsamen Verwickelungen, kühnen Wagstücken nicht fehlen. Durch alles dies zeigt sich uns das Abenteuerliche wieder in neuer Gestalt als glückeritterliches Wagen, besonders in Beziehung auf Liebe. So ließe sich aus den Ritterbüchern ein vierfaches Abenteuerliches ableiten, das wir, um es auf ein einziges zurückzuführen, als das fehlerhafte Romantische, wie es sich in den alten Ritterbüchern findet, erklären würden. Bei der Nachfrage, worin dies bestehe, finden wir folgende Momente: 1. Schwärmerei für Heroismus, der sich aus Lust in Gefahr stürzt; 2. überspannte Kräfte, die das Unmögliche möglich machen will; daher 3. Mangel an Ueberlegung, und mithin Unangemessenheit der Mittel zum Zwecke; 4. Streben nach dem Hohen, ohne zureichende Kraft, und mithin völlige Ungewißheit über den Erfolg. — Alles dies aber läuft hinaus auf ein Ueberschreiten der Gränzen der Natur, Abweichen von deren ewigen Gesetzen, von der Vernunft, der Wahrheit, Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, und muß also in den Kreis des ungereimt Seltsamen fallen. Alles ungereimt Seltsame ist Erzeugniß einer ausschweifenden Phantasie, welche sich an die Gesetze des Verstandes und der Vernunft nicht bindet; das Abenteuerliche hat das Besondere hiebei, daß es auf das Heroische gerichtet ist, und um Bewunderung buhlt, so daß man, um den Begriff kunstmäßig zu bestimmen, sagen kann, das Abenteuerliche sey das ungereimt Seltsame im Großen und Erhabenen, wodurch es sich eben von allem sonst ungereimt Seltsamen, dem Bizarren, Barocken, Ungereimten überhaupt u. dergl. unterscheidet. Das Glückeritterliche würde dann der niedrigste Grad davon seyn, weil Wagen auf gut Glück immer gefährlich ist, und der Gefahr entgegengehen wenigstens den Schein von Größe gibt. — Soll sich das Abenteuerliche zum Stoff der schönen Künste, namentlich der Poesie, eignen, so muß es frei und mit Bewußtseyn als abenteuerlich behandelt werden, wie von Cervantes, Ariost, Wieland, Sterne geschehen. Alsdann erweckt es in uns das angenehme Gefühl des Komischen oder jenes eigene Vergnügen, welches das Romantische gewährt. Fehlerhaft aber ist das Abenteuerliche, wenn es für groß und erhaben gelten soll, sey es im Stoff, in der Composition, oder im Ausdruck.

Aberglaube ist, der Etymologie nach, jeder falsche Glaube: denn das Wort scheint aus Glaube und dem altdeutschen After, welches so viel als Falsch bedeutet, zusammengesetzt zu seyn. Der Sprachgebrauch aber hat diesem Worte eine engere Bedeutung gegeben und man versteht, wenn man von Aberglauben redet, namentlich den Fehler derer, welche bei dem Urtheile über die Ursachen, von denen das Schicksal der Menschen abhängen soll, ihre Vernunft ungeprüften Erscheinungen und Thatsachen blindlings unterwerfen. Die äußern Ursachen, von denen das Schicksal der Menschen abhängt, sind Gott und die Natur, und daher gibt es theils einen religiösen, theils einen physischen Aberglauben. Bald äußert der Aberglaube sich dadurch, daß er natürliche Wirkungen, deren Ursachen nicht augenblicklich sich entdecken lassen, von unbekannten übernatürlichen Kräften herleitet und z. B. eine seltene, mit auffallenden Aeußerungen verbundene Krankheit dem Einflusse eines bösen Geistes zuschreibt, bald dadurch, daß er Erscheinungen, welche zufälliger Weise auf einander gefolgt sind, als verknüpft durch unsichtbaren Zusammenhang betrachtet und z. B. annimmt, ein Comet sey ein Unglücksbote, weil es sich zuweilen zugetragen hat, daß bald nach der Erscheinung von Cometen unglückliche Zeiten eingetreten sind. Es ist

unmöglich, alle verschiedene Gattungen des Aberglaubens, welche bei den verschiedenen Völkern gefunden werden, zu übersehen und die traurigen Wirkungen zu berechnen, welche er auf menschliche Tugend und Wohlfahrt gehabt hat. D.

Aberli (Joh. Lud.), ein durch seine Schweizerprospecte sehr berühmter Zeichner, geboren 1723 zu Winterthur. Seines Lehrers Meyer (eines sehr mittelmäßigen Malers) Manier verlassend, (ungeachtet er drei Jahre bei ihm blieb), kam er nach Bern, erhielt hier von Joh. Grimm sehr guten Unterricht, und malte zuerst Bildnisse. Allein seine Neigung für Landschaftmalerei gewann die Oberhand; er ging 1759 mit seinem Schüler, Zingg, nach Paris, und kehrte, geschätzt und bewundert, nach Bern zurück, wo er 1786 starb. Seine colorirten Zeichnungen haben ihm einen bedeutenden Namen erworben, und es ist bekannt, welche Menge Nachahmer er hierin gefunden, von denen aber keiner ihn erreicht, oder gar übertroffen hat, etwa Rieter und Biedermann ausgenommen, von welchen der erstere bis 1777 sein getreuer Gehülfe blieb.

Aberwitz bedeutet, seiner Etymologie nach, je nachdem man es von Afterwitz, Ueberwitz oder Ohnewitz ableiten mag, entweder ein falsches, oder übertriebnes, oder mangelhaftes Wissen. Auch wird das Wort in allen diesen Bedeutungen gebraucht; die Hauptbedeutung aber ist aus allen dreien zusammengesetzt: ein falsches, aber eingebildet höheres Wissen, bei Mangel an Beurtheilungskraft. Nimmt man Witz im gewöhnlichen Sinn, so bedeutet Aberwitz jene zum Unwitz, ja zum Unsinn übertriebene Abart desselben. Gernwitzige Dichter, die überall Pointen nachjagen, die nach dem Frappanten haschen, fallen nur zu oft in diesen Fehler. Sie machen Combinationen, die ein gesunder Verstand durchaus mißbilligen muß. Dasselbe ist auch beim Wahnwitz der Fall, nur mit dem Unterschiede, daß dieser von eingebildeter Aehnlichkeit verglichener Gegenstände verführt wird, während jener auf eine ungereimte Weise Aehnlichkeiten mit Bewußtseyn macht; daß also dort das Falsche in der irrigen Vorstellung von dem Gegenstande, hier in dem Witze selbst liegt.

Abgaben heißen die sämmtlichen Leistungen, welche die Regierung zur gewissen Deckung des zur Erreichung des Staatszweckes erforderlichen und fortdauernden Staatsaufwandes aus dem Eigenthume der Staatsbürger für die Staatscasse einhebt. Man hat seit undenklichen Zeiten die Abgaben in directe, d. h. solche, die einen gewissen fortdauernden Ertrag geben, z. B. Grundsteuer rc., und in indirecte, d. h. solche, welche einen nur ungewissen Ertrag liefern, z. B. Accise, Zölle rc., abgetheilt. Hingegen die Kenntnisse von der möglichst gleichförmigen Anlegung der Abgaben, ihrem Umfange, ihrer Vollständigkeit, ihrer leichten Uebersicht, ihrer zweckmäßigen Erhebung, und ihrer verhältnißmäßigen Zusammenwirkung auf die Beitragsfähigkeit der Bürger, auf den Grad ihrer wirklichen Beitragsleistung und Beitragsleidung und auf den Nationalwohlstand machen zusammen das Abgabensystem aus. Die allgemeine Grundfoderung an ein gutes Abgabensystem besteht also darin, daß es der Erhaltung des Nationalwohlstandes möglichst entspreche. Man wird diese Foderung erfüllen: A) wenn die Abgabensumme nicht zu groß ist; denn der Bürger verliert Erwerbslust und Erwerbsfähigkeit um so mehr, je weniger Ausbeute von seinem reinen Jahreseinkommen ihm die Regierung übrig läßt. Nie aber und in keinem Falle soll die Regierung so weit mit den Abgaben gehen, daß diese das ganze jährliche National-

einkommen hinwegnehmen, und die Bürger genöthigt sind, ihre Capitale, also eine der productiven Kräfte, anzugreifen, worauf nothwendig eine Verminderung des Nationaleinkommens für das nächste Jahr, wo nicht für immer, erfolgen müßte, weil die Größe des Products immer durch die Größe der productiven Kräfte bestimmt wird. Immer müssen die Abgaben im Verhältnisse zu den Kräften der Bürger stehen. Daher gebietet oft die Vorsicht dem Regenten, nicht alle Maßregeln für die Erreichung der Staatszwecke auf einmal einzurichten. Denn es ist immer zu bedenken, daß auch der Wohlstand der Bürger einer der Staatszwecke sey, daß er also bei Erreichung der übrigen Staatszwecke um so mehr mit in Betrachtung gezogen werden müsse, weil sonst auch die andern Staatszwecke nicht vollkommen erreicht werden können, was nur bei einer gemeinschaftlichen Beförderung aller Staatszwecke möglich ist, indem alle in der engsten Verbindung und Wechselwirkung stehen. Endlich ist noch zu bemerken, daß die Größe der Abgabensumme für jedes Jahr bestimmt werden müsse, daß Nachzahlungen nur bei anhaltenden außerordentlichen Verhältnissen nöthig sind. B) *Wenn die Abgabensumme auf die zweckmäßigste Weise angelegt wird.* In dieser Rücksicht muß a) jeder beitragsfähige Bürger zur Abgabensumme beitragen; b) die Abgabensumme muß nach der Beitragsfähigkeit der Bürger unter sie vertheilt werden; c) die Besteurung muß den Fleiß und die Industrie nach dem Grade ihrer Zunahme eine Reihe von Jahren hindurch nicht verfolgen; d) keine Abgabe darf der Art nach dem Bürger lästig fallen; e) die Abgabensumme muß durch wohlfeile Erhebung so vollständig als möglich in die Staatscasse fließen; f) jede Abgabe muß von der Beschaffenheit seyn, daß Willkür, Irrthum, Betrug und Parteilichkeit bei ihrer Anlegung und Erhebung vermieden werden; endlich g) ist eine kleinere Abgabe, die aber eine Reihe von Jahren hindurch fortdauert, besser, als eine größere, die aber nur ein Mal gegeben wird. C) *Wenn die Erhebung der angelegten Abgabensumme auf die zweckmäßigste Weise geschieht.* Diesen Zweck erreicht der Steuerbeamte, wenn er a) die angelegte Abgabensumme so wohlfeil als möglich erhebt; b) wenn die Abgabensumme in zweckmäßigen Terminen erhoben wird, z. B. auf dem Lande von Michaelis bis Ende April 3/4 aller Abgaben und 1/4 in den übrigen Monaten; in Städten aber vom Januar bis Ende Junius, weil die Städter in diesem Zeitraume den meisten Verdienst und für ihr Hauswesen den wenigsten Aufwand haben, 3/4 und den Rest in den übrigen Monaten; endlich c) muß die angelegte Abgabensumme von öffentlichen Beamten erhoben, keineswegs aber verpachtet werden. Für das ganze Abgabensystem hingegen wirken alle einzelnen Abgaben eines Staates vereinigt so zusammen: 1. daß jeder Bürger eine Abgabe trägt; 2. daß sie theils auf mehrere Gegenstände nach Maßgabe des reinen Privateinkommens fällt, wodurch vor jeden einseitigen Abgabendruck gesichert wird; 3. daß manche ein Mal angelegte Abgaben für einen bedeutenden Zeitraum unveränderlich bleiben, z. B. Grundsteuer; 4. daß kein Eindringen in die innern Verhältnisse und keine Aufdeckung in tiefer liegenden Einkommensquellen der Bürger veranlaßt wird; 5. muß die Erhebungsart und die Beschaffenheit der Abgabe die unter B bei e und f gemachten Foderungen erfüllen; 6. daß jede Abgabe wegen der Dauer ihrer Objecte auch fortdauernd erhoben werden könne, wodurch Festigkeit des Abgabensystems vorzüglich mit begründet wird. Uebrigens ist über den Werth der Abgaben noch zu bemerken, daß es sich vielleicht nicht entscheiden

läßt, ob die öffentlichen Abgaben der politischen Freiheit nicht in eb[en] dem Grade vortheilhaft gewesen sind, in welchem sie die bürgerlich[e] Freiheit beschränkt haben. Wenigstens ist so viel gewiß, daß dadur[ch] die Regierung jederzeit von dem Volke mehr oder weniger politisch ab[-] hängig gemacht wird; daß die Entwickelung der Staatsverfassunge[n] eben aus diesem Grunde jederzeit in einer unmittelbaren Verbindun[g] mit der Geschichte der Steuerverfassung steht. Allein diese Abhängig[-] keit, in welche die Regierung durch das Geldbedürfniß gesetzt wurde[,] hörte in Europa zu einem großen Theile auf, als das System des Staats[-] credits der Regierung ein Mittel in die Hände gab, sich, ohne das Vol[k] mit neuen Abgaben unendlich zu belasten, eine Geldmacht zu verschaf[-] fen, die, schon ihres nicht zu berechnenden Umfangs wegen, die Ruh[e] von Europa unaufhörlich bedrohen muß. X.

Abgötterei. Die Vernunft gebietet die Verehrung eines höch[-] sten, unendlichen, moralischen Wesens, das wir Gott nennen. Die Ab[-] götterei aber verehrt einen Abgott, Aftergott, Idol; ein Wesen, da[s] nicht Gott ist. Die Geschichte lehrt uns, daß der Mensch zu der reine[n] und ausgebreiteten Idee von dem Unaussprechlichen, ohne höhere Lei[-] tung, deren sich die Hebräer und Christen rühmen, nicht anders als mi[t] Zeitverlust und spät gelangt; sie lehrt uns aber auch, daß theils de[r] Eigennutz der Menschen und die daraus entstehende Furcht vor irgen[d] einer unangenehmen Lage in seinem Zustande, theils das Verlangen nach glücklichen Ereignissen die Quelle aller Abgötterei ursprünglich ge[-] wesen ist. Die natürlichen Ursachen unglücklicher Ereignisse waren ih[-] nen noch unbekannt, so wie jene des Wachsthums der Früchte, de[r] Wärme, des Lichts, der Winde, des Meeres u. s. w. Ohne sich in ein[e] tiefere Untersuchung einzulassen, schuf ihre Einbildungskraft für alle Welt- und Naturbegebenheiten Vorsteher und Vorsteherinnen, und über- trug ihnen die Obsorge derselben. So verehrte man die Gestirne, Bäu- me, Steine, Quellen u. dergl. Andere gaben ihren Göttern Menschen- gestalt, zugleich aber auch menschliche Bedürfnisse, Begierden und Lei- denschaften. Daher der **Anthropomorphismus**. Die Gunst des Gottes suchten sie zu gewinnen, wie man die Gunst des Menschen ge- winnt, durch Geschenke und Bitten. Jedes Volk hatte einen besondern Gott, der nicht der Allvater aller Menschen, sondern nur *sein* Gott, der Gott eines Mannes, Stammes oder Geschlechts war. Das war noch mehr Grund, sich seinen Gott zuzueignen. Man konnte ihn be- sitzen. Er nahm einen Platz im Hause ein, und wurde nun buchstäblich ein Hausgott, der Gott eines Mannes oder einer Familie. Seine Ge- genwart und Wirksamkeit wurde auf den Ort seines Aufenthalts be- schränkt. Er wurde Beschützer und Rathgeber dessen, der ihn gewählt hatte. Der Gott des Jägers und des Kriegers wurde der Gott der Jagd und des Krieges; der Gott der Hirten sorgte für die Heerden, und der des Ackermanns wurde der Freund des Feldbau's und der fruchtba- ren Zeiten. Diese Gottheiten mußten nun auch ihre Diener haben, wel- che theils ihren Cultus anordneten, theils ihnen die Wünsche der Men- schen vortrugen und Diesen Bescheid gaben. Diese Gelegenheit benutzte der Eigennutz. Einzelne gaben sich das Ansehen eines genauen und ver- trauten Umgangs mit den Göttern; so entstanden Wahrsagungen und Orakel. — Manche Verständige sahen indeß schon im Alterthum die Nichtigkeit von dem allen ein, und wurden auf die Idee eines einzigen Gottes geführt.

Abguß ist die Nachformung von Werken bildender Kunst, durch Aufgießung einer flüssigen, nachher sich verhärtenden Materie. Man

überzieht das Original mit Wachs, Thon, Blei, Schwefel, am besten aber mit Gyps, und nimmt die Masse, wenn sie darauf erhartet ist, mit Sorgfalt ab. Dies gibt die Form (moule), welche, was im Original vertieft ist, erhoben, und was dort erhoben ist, vertieft enthält. Wird in diese Form wieder eine weiche Masse gegossen, so erhält man durch Abformen ein das Original getreu darstellendes Abbild, welches eigentlich Abguß genannt wird, (plâtre, oder Gyps, bei den Franzosen, nach der Masse, nicht nach der Art des Entstehens). — Da ganze Körper nicht auf einmal abgeformt, weil sonst die Originale nicht herausgenommen werden können, so muß dies stückweise geschehen. Diese Stücke werden beim Abformen sorgfältig zusammengefügt, wodurch aber auf den abgeformten Kunstwerken jene erhöhten Streifen entstehen, die man Nähte nennt, welche verschnitten und polirt werden. Weil aber dadurch manches verloren gehen kann, zieht man, wenn sie nicht zu bloßer Verzierung dienen sollen, die Abgüsse mit den Nähten vor. Zwar erreicht kein Abguß völlig das Original; allein er ist der beste Ersatz für das, was dem Studium und dem Genusse sonst abgehen würde; und es gibt doch auch Abgüsse, die den Originalen in dem, was den Künstler und Kunstfreund zu ihnen führt, so nahe als möglich kommen. Aber um diesen Zweck zu erreichen, wähle man nur Abgüsse, die mit Vorsicht und Kunstkenntniß verfertigt worden sind. Die rostischen in Leipzig sind bekannt. Seitdem in Paris die vorzüglichsten Werke alter bildender Kunst versammelt sind, werden auch dort mit vieler Sorgfalt Abgüsse verfertigt, und man kann dergleichen von allen im Louvre vereinigten Antiken zu sehr billigen Preisen erhalten. — Die Abgüsse aus bloßer Töpfererde werden in stärkern und schwächern Theilen ungleich und verschwinden aus ihren Verhältnissen. 24 Zoll verkürzen sich um mehr als den sechsten Theil, so daß jugendliche Statuen oder Büsten sich mehr der Kindheit nähern.

Abintestato ist ein Ausdruck, der in juristischer Hinsicht gebraucht wird, um zu bezeichnen, daß einer ohne Testament verstorben ist, und folglich die Erbschaft auf die nächsten natürlichen Erben übergeht.

Abirrung des Lichts. Jacob Bradley, ein berühmter englischer Astronom, entdeckte zuerst um das Jahr 1725, daß alle Fixsterne, vermöge einer eigenthümlichen Bewegung, jährlich eine Ellipse zu durchlaufen scheinen, deren große mit der Ekliptik parallele Achse 40 Secunden beträgt, die kleinere auf der Ekliptik senkrecht stehende bei den Sternen in der Ekliptik selbst Null, im Pole der Ekliptik aber ebenfalls 40 Secunden ist. Bei weiteren Nachforschungen fand er, daß jene 40 Secunden genau den Bogen der Bahn ausmachen, den die Erde in 16 Minuten Zeit durchläuft; diese Wahrnehmung brachte er mit dem Satze in Verbindung, daß das Licht gerade 16 Minuten brauche, um den Durchmesser der Erdbahn zu durchlaufen. Hieraus folgt denn, daß wir die in der Ekliptik stehenden Sterne, wenn sie in Conjunction mit der Sonne sind, und also hinter ihr und weiter von uns stehen, um 16 Minuten später erblicken müssen, als wenn sie in Opposition, d. i. auf der Seite der Sonne mit unserer Erde und mithin uns um den Durchmesser der Erdbahn näher stehen, und daß wir sie aus eben dem Grunde im erstern Falle um 40 Secunden weniger fortgerückt erblicken, als im letztern, woraus sich die Erscheinung der Abirrung für die in der Ekliptik stehenden Sterne, die statt der Ellipse eine gerade Linie zu beschreiben scheinen, vollkommen erklären läßt. Was die außer der Ekliptik stehenden Sterne betrifft, so fiel Bradley auf den glücklichen

Gedanken, die Bewegung des Lichts mit der Bewegung der Erde r
den Gesetzen der Zusammensetzung der Bewegungen zu verbinden
leitete daraus seine Erklärung her. Diese merkwürdige Erscheinr
welche man die Abirrung des Lichts nennt, gibt einen neuen unums
lichen Beweis für das copernicanische System.

Ablaß ist, nach der catholischen Dogmatik, die Vergebung
Sünde, welche die Kirche zu gewähren Macht hat. Das sichtbare Ha
der Kirche, der Papst, verwaltet dieses Amt der Schlüssel und von
fließen in mannigfacher Modalität die Indulgenzen aus, welche hau
sächlich in temporäre und volle oder totale Indulgenzen getheilt r
den. Die Lehre vom Ablaß lehnt sich auf das Dogma von den gu
Werken zurück; denn die catholischen Dogmatiker deduciren die M
der Kirche, Ablaß zu ertheilen, so: Viele Heilige und Fromme hä
mehr gute Werke gethan und mehr erlitten, als zu Vergebung i
Sünden nöthig gewesen, und sich dadurch im himmlischen Schuldb
ein beträchtliches Guthaben gemacht. Die Summe dieses Guthal
mache nun einen Schatz der Kirche aus, wozu der Papst den Schli
und so die Macht habe, gegen fromme Spenden aus diesem Schatze
liebige Summen abzulassen. Historisch leitet sich der Ablaß von
öffentlichen Pönitenzen und canonischen Strafen her, womit die
christliche Kirche die Sünder in der Gemeinde und namentlich auch
jenigen belegte, welche im Märtyrerthum nicht bestanden hatten. D
canonischen Strafen erlaubte man, als die Kirchenzucht milder und
Clerus speculativer wurde, in Geldbußen an die Kirche zu verwan
und mit der Verderbniß der christlichen Religion wurde dieser Mißbr
so himmelschreiend, daß er den Anfang der Reformation veranla
Anfangs war der Ressort des Ablasses bloß in Rom selbst und man m
den Ablaß dort holen. Hier war dieser Kirchenschatz unter 1505 d
gen Kirchen vertheilt, wovon sieben Hauptkirchen am reichsten von
Päpsten dotirt waren. Man nannte diese Kirchen Stationes indulg
tiarum. Am reichsten war die Kirche im Lateran, welcher bei de
neuerten Einweihung so viel Indulgenz-Tage verliehen wurden,
Tropfen bei einem drei Tage und drei Nächte dauernden Regen he
terfallen. Der gesammte Indulgenzenschatz der in Rom befindli
Kirchen betrug über eine Million Tage temporären Ablasses und i
42 volle Indulgenzen, und war sonach unerschöpflich. Als die Pä
mehr Geld brauchten und doch die Zahl der Ablaßpilger abnahm,
wurden die Indulgenzen den auswärtigen Erzbischöfen und Bisch
portionsweise verliehen und endlich gar besondere Ablaßkrämer hau
geschickt. Zu den Kirchen-Jubiläen, welche von 25 zu 25 Jahren
feiert wurden, galt der Ablaß doppelt, und solche Jubeljahre gaben
beste Ernte für den heiligen Stuhl. Der prachtliebende Leo X.
1513 zur Regierung, und konnte, da der Bau der Peterskirche s
Finanzen erschöpft hatte, das Jubeljahr 1525 nicht erwarten, wes
er denn mit dem Churfürsten Albert von Mainz den Ablaßkram
Deutschland a conto meta etablirte, welcher an dem berüchtigten T
einen vortrefflichen Hausirer fand. Der harrende Uebelstand zün
Luthers Feuereifer an und die protestantischen Theologen fanden im
im Ablasse eine der schwächsten Seiten des Catholicismus, und selbst
catholischen Stände Deutschlands trugen 1530 beim Kaiser an, daß
den Papst vermögen solle, keine Ablaßbriefe nach Deutschland zu schic
indem durch solche die ganze catholische Religion zum Spott wü
Dennoch wurde der Ablaß auf dem Concil zu Trident und zwar in
letzten Decrete der Versammlung unter die Glaubensartikel au

...mmen, so daß Martinus Chemnitius schreibt: „Obgleich alle Ver... ...nige zu der Weisheit des Concilii das Vertrauen gehabt, es werde ...schändlichen Mißbrauch verbannen, so habe man doch noch zuletzt ...Art des Teufels, der mit Hinterlassung eines Gestanks zu ver... ...schwinden pflege) diesen Unrath im Lehrgebäude behalten." A.

Ablauf, in der Baukunst, die Ausbeugung einer Linie oder Flä... ...an ihrem obersten Ende. In der Säulenordnung macht die Ausbeu... ...ng oder Aushöhlung der Fläche des Saumes gegen den Obersaum den ...lauf aus. Im bürgerlichen Recht ist der Ablauf die Verfließung des ...rmins oder einer gesetzten Zeit.

Ablegen oder Absenken ist eine Art der Vermehrung der ...anzen und gewisser Thiere, wobei keine Vereinigung beider Geschlech... Statt findet. Unter den Thieren gehören dahin die Regenwürmer, ...Asseln und insbesondere die Polypen. Bei den Gewächsen ist es eine ...gewöhnliche Verfahrungsart. Man schneidet Zweige ab, steckt sie ...die Erde, wo sie dann Wurzeln treiben; denn die Keime zu den Zwei... ...und Wurzeln liegen in der Rinde. In der Erde, bei hinlänglicher ...Feuchtigkeit, entwickeln sich Wurzeln, und in der freien Luft Zweige. ...Die Zweige, womit man Gewächse vervielfältigen kann, nennt man ...Schnittlinge. Sehr gut ist's, wenn man durch Einschnitte und ...Unterbinden der Rinde Wülste hervorbringt, denn aus diesen trei... ...desto eher Wurzeln hervor. Uebrigens muß man sie oft anfeuchten ...vor der Sonne schützen, weil sonst die zarten, noch wurzellosen ...Zweige verdorren würden. Die sicherste Methode, Ableger zu machen, ...aber die, daß man schickliche Zweige von einem Gewächse niedersenkt ...den untersten Theil mit Erde bedeckt. Wo dies nicht angeht, steckt ...man den Zweig durch einen Blumentopf und füllt denselben mit Erde, ...ebenfalls feucht erhalten werden muß.

Abprotzen sagt man vom Geschütz, wenn die Protze — das Vor... ...gestell der Laffetirung — von der Laffete, auf welcher die Kanone ...durch das Ausknebeln der Protzkette, ausgehoben und seitwärts ...fahren wird. Das Aufprotzen geschieht, wenn die Kanone gegen ...die Protze geschoben und der Protzstock oder der Schwanz der Laffete in ...den Protznagel eingehoben wird. Ersteres geschieht, wenn man mit dem ...Geschütz zu feuern anfängt, Letzteres, wenn man zu feuern aufhört und ...das Geschütz wegführen will.

Abraham, der Stammvater der Juden und ihr berühmtester Pa... ...triarch. An ihn knüpfen sich die Geschichte des israelitischen Volks, die ...demselben von Gott gemachten Verheißungen und die zu seinem Gunsten ...gewirkten Wunder. Geboren zu Ur in Chaldäa, ungefähr zweitausend ...Jahre vor Christi Geburt, stammte er von Sem, Noahs ältestem Sohn, ...in der achten Generation. Er verlebte seine ersten Jahre in dem Hause ...seines Vaters Thare, wo er vor der Abgötterei bewahrt blieb, die in ...seiner Familie herrschte. Gehorsam der Stimme Gottes, welche, auf ...eine hohe Bestimmung hindeutend, ihm befahl, sich in dem Lande Ca... ...naan niederzulassen, ging er dahin mit seinem Vater, seinem Weibe und ...seinem Neffen, und nahm seinen Wohnplatz zu Haran in Mesopotamien. ...Nach seines Vaters Tode führte er ein unstetes Leben, theils um sich ...dem Willen Gottes zu fügen, theils um bequeme Weideplätze für seine ...zahlreichen Heerden zu finden. Er besuchte Sichem, Bethel und das ...Land Gerara, von wo er nach Bethel zurückkehrte. Häufige Streitig... ...keiten zwischen seinen und Loths Knechten führten endlich zwischen bei... ...den eine Trennung herbei. Abraham blieb zu Mambreh, Loth aber ...ließ sich in Gomorra nieder. Als er einige Zeit nachher erfuhr, daß

vier arabische Anführer Gomorra überfallen und Loth mit seiner ganze Familie und Habe weggeführt hatten, verfolgte sie Abraham mit seine 318 Knechten, besiegte sie und befreite seinen Neffen mit allem, was ihr angehörte. Auf seiner Rückkehr von dieser Unternehmung kam Melchi sedech, König von Salem und Priester des Allmächtigen, ihm entgegen bot ihm Brot und Wein dar, und segnete ihn im Namen des Herrn dafür empfing er den zehnten Theil der gewonnenen Beute. Sara Abrahams Gattin, war 75 Jahr alt, ohne ihm Kinder geboren zu ha ben; jede Hoffnung dazu war vermöge ihres Alters verschwunden. D es aber ein Vorwurf war, ohne Nachkommenschaft zu sterben, bewog si ihren Gemahl, sich mit ihrer Magd Agar zu verbinden, und diese geba den Ismael. Doch an dem Sohne einer Sclavin konnten Gottes Ver heißungen, nach denen Abraham der Vater eines großen Volks werden und in seinem Namen alle Nationen der Erde gesegnet seyn sollten, nich in Erfüllung gehen. Gott hatte Abraham die Zukunft offenbart un sein Bündniß mit ihm und seinen Nachkommen durch die Beschneidun besiegelt. Schon schien das hohe Alter der beiden Gatten die Erfüllun dieser Versprechungen zweifelhaft zu machen, als drei Engel in der Ge stalt von Reisenden bei ihnen einkehrten. Sie waren abgesandt, So dom und Gomorra für ihre Ruchlosigkeiten zu strafen, und verkündig ten Abraham, daß bei ihrer Rückkehr Sara Mutter seyn würde. Un geachtet ihres neunzigjährigen Alters ward sie schwanger und gebar z der von dem Engel angegebenen Zeit Isaak. Als derselbe sein 25ste Jahr erreicht hatte, wollte Gott Abrahams Treue auf eine neue Prob setzen und befahl ihm, den einzigen Sohn auf dem Berge Moria zu opfern. Der Greis war bereit, dem Gebieter über Leben und Tod zu gehorchen. Schon lag das Opfer auf dem Holzstoß und sollte den To desstreich empfangen, als Gott, durch den Gehorsam seines Knechte befriedigt, seinen aufgehobenen Arm hemmte. Sara starb; Abraham aber heirathete Cethura, welche ihm noch sechs Kinder gebar, und star selbst 175 Jahre alt. Er ward an Sara's Seite in einer Höhle des Fel des, das er zu seinem Grabe von den Söhnen Heth gekauft hatte, beer digt. — Nicht allein die Juden, sondern auch die Araber leiten ihren Ursprung von diesem Patriarchen ab; die griechische und römische Kir che haben seinen Namen in ihre Legenden gesetzt. Auch im Coran is von ihm die Rede, und einige mahomedanische Schriftsteller behaupten daß Abraham auch nach Mekka gereiset sey, und den Tempel daselbst zu erbauen angefangen habe. Die Juden haben stets sein Grab und sei Andenken geehrt; aber ihre Rabbinen haben in seiner Geschichte di Wahrheit mit der Lüge vermischt.

Abraham a Santa Clara. Dieser wegen der Originalitä seines Vortrags zu seiner Zeit berühmte Kanzelredner, war 1642 zu Krähenheimstetten unweit Mößkirch in Schwaben geboren und heiß eigentlich Ulrich Megerle. Er trat zu Marienbrunn in Unter-Oester reich 1662 in den Orden der Barfüßer-Augustiner, studirte zu Wien i dem dortigen Kloster seines Ordens Philosophie und Theologie, kam dann als Prediger nach Kloster Taxa in Ober-Bayern und wurde 166 nach Wien als kaiserlicher Hofprediger berufen, in welchem Posten e 1709, 68 Jahr alt, starb. Seine Predigten zeichnen sich durch bizarren und burlesken Witz aus und sind mit den seltsamsten Einfällen reichlic ausstaffirt. Diese Eigenschaften, welche zu dem Geist der damaligen Zei recht wohl paßten, verschafften ihm fleißige und zahlreiche Zuhörer und da sie mit einer großen Popularität verbunden sind, blieben sie ge wiß nicht ohne Wirkung. Wir führen einige seiner Schriften dem Tite

...ch an, weil dieser den darin herrschenden Ton hinlänglich charakteri... Hey und Pfuy der Welt, oder von den Tugenden und La...: Heilsames Gemisch Gemäsch; Abraham a Santa ... ganz neuausgeheckte Narrennest oder curieuse ...statt mancherlei Narren und Narrinnen; Reim ... oder ich lies dich nicht; gack, gack, gack ein Ey, sagt ... die Kirchfahrt und Klostertara sey u. s. w. Der Ver... ...schont mit großer Freimüthigkeit keines Standes und verräth eine ... von Kenntnissen.

Absicht. Sowohl in der physischen als in der moralischen Welt ... jede Wirkung ihre Ursache, nur geschieht dort mechanisch und be...los, was hier mit freier sich selbst bewußter Thätigkeit geschieht. ... allein gebührt der Name Handlung, und nur ein vernünftiges ... handelt. Jede Handlung eines vernünftigen Wesens aber ... innerhalb der Gränzen von Absicht und Zweck. Wer handelt, ... daß durch seine Handlung etwas wirklich gemacht werden soll, und ... Etwas ist der Zweck der Handlung; der freiwillige Bestimmungs... aber, dieses Etwas wirklich zu machen, die Absicht. Man ... diese auch als den vorgesetzten Zweck erklären. Absicht und Zweck ... also zu einander in dem Verhältniß, wie Ursach und Wirkung: ...Wirkung ist mit Vorbewußtseyn hervorgebracht, die Ursach eine im ... eines denkenden Wesens und auf Ueberlegung gegründete.

Absolut heißt, was in aller Beziehung, ohne Rücksicht und Be...kung, das und so ist, was und wie es ist. Es steht dem Relati... entgegen, das nur beziehungsweise und unter Bedingungen gewisse ...schaffenheiten hat. Das Absolute ist demnach der allgemeinste Ver...begriff, der allen übrigen zum Grunde liegt, und drückt das schlech...ings Vollendete aus.

Absonderungsvermögen, s. Abstract.

Abstammung des Menschengeschlechts. Ueber die Fra... ob das gesammte Menschengeschlecht von einem einzigen Paare ab...me, wie in der mosaischen Schöpfungsgeschichte erzählt wird, oder ... man eben so viele Stammpaare annehmen müsse, als sich uns Haupt...ungen darbieten, ist vielfältig gestritten worden. Daß der Neger ... der Weiße, der Tatar und der Samojede, sämmtlich zu einem und ...selben Geschlechte gehören, ist dadurch unläugbar bewiesen, daß sie ... der Vermischung eine der weiteren Zeugung fähige Nachkommenschaft ...vorbringen, da wir außerdem in der ganzen Natur wahrnehmen, daß ... aus der Vermischung von zwei verschiedenen Thiergeschlechtern ent...gangenes Geschöpf unfähig ist, sich weiter fortzupflanzen, wie das ...ulthier u. s. w. Aber nicht eben so leicht ist die Möglichkeit oder ...möglichkeit dargethan, daß der weiße Europäer und der schwarze ...ikaner, die an Farbe, Bildung und Körperbau so wesentlich verschie... sind, von gemeinschaftlichen Aeltern abstammen. Unter diejenigen, ... das ganze Menschengeschlecht von Einem Stammpaare ableiten, ... vorzüglich Buffon. Wie Pflanzen und Thiere unter verschie...en Himmelsstrichen der Erde ausarten, und ihre ursprünglichen Ei...schaften mehr oder weniger verändern, behauptet er, so auch der ...sch; und alle Unterschiede der Farbe, des Haars, des Körperbau's ... die Wirkung des verschiedenen Clima's auf der Erde. Kant, der ... der Hauptsache gleicher Meinung ist, leitet die Unterschiede der Men...stämme von gewissen vorgebildeten Keimen und Anla... zu einer besondern Leibesbeschaffenheit ab, welche die Natur in den ... Himmelsgegenden bestimmten Menschen gelegt habe, um gele...

gentlich ausgewickelt oder zurückgehalten zu werden, damit er sei
Platze in der Welt angemessen und dieser ihm im Fortgange der Zeu
gen gleichsam angeboren scheine. Luft, Sonne, Wasser u. s. w. bri
nur in so fern gewisse Veränderungen des Körpers hervor, als sie
laß geben, daß sich gewisse Keime entwickeln, die Gegenwart d
Keime aber sey nothwendig, da die genannten äußern Ursachen j
keine zeugende Kraft haben. Allerdings hat diese Hypothese viel
sich, und gefällt noch mehr als Blumenbachs Lehre vom
dungstriebe; doch läßt sich auch folgender Zweifel dagegen erhe
Entweder hat die Natur die präfigurirten Keime in das ganze
schlecht gelegt, und sie warten nur auf ihre Auswickelungsursa
oder nur in diese oder jene Nation, je nachdem sie für dies ode
anderes Clima bestimmt war. Ist das Letztere, so haben wir ebe
viel ursprünglich verschiedene Stämme als Climate; ist das Ers
wie kommt es, daß sich jene Keime unter einerlei Einfluß äuße
auswickelnder Ursachen bei Menschen, die lange unter diesem Cli
gelebt haben, doch nicht auswickeln? Der Weiße bleibt in Afrika
und der Neger in Europa schwarz, und jeder zeugt, wenn er si
seiner Gattung fortpflanzt, ihm gleiche Kinder. Man müßte d
annehmen, daß die vorhandenen Keime erst in einer langen Folge
Abstammungen allmählich entwickelt würden. Die Meinung
also, welche die Menschen von Einem Paare ableiten, geht d
daß äußere Ursachen die vorhandenen Veränderungen bewirken,
mögen gewisse Keime dazu annehmen oder nicht. Sie unterstützen
selbe noch durch die Verwandtschaft der Sprachen. Als Hauptge
dieser Behauptung ist Home anzusehen. Ihm sind die Untersc
der Farbe, der Haare, der Größe, Gesichtsbildung, Sprache
Wirkungen des Clima's, sondern Beweise, daß es verschiedene
tungen oder Arten von Menschen gibt, und daß sich diese auch
Natur für verschiedene Gegenden schicken, welche ihnen ursprün
angewiesen worden. Zunächst führt er Thatsachen gegen Buffons
bensystem an. Die Amerikaner sind ohne Ausnahme von Kupferf
so verschieden auch das Clima dieses großen Erdtheils ist. Die
wohner Nieder-Aethiopiens, ungeachtet sie die Sonne im Sch
punkt haben, sind von gelber Farbe, dagegen leben in dem gemäß
Monomotapa Schwarze. Völker, in fremde Himmelsstriche verpfl
behalten ihre ursprüngliche Farbe; kein Beispiel ist vom Gegen
vorhanden. Vier völlige Geschlechtsfolgen von Negern blieben in
sylvanien schwarz, und eine seit Jahrhunderten in Cochin lebende
dencolonie hat die Europäische Farbe behalten. Denjenigen, die
der Sonne zuschreiben, bleibt darzuthun übrig, wie die Farbe, d
den Aeltern eindrückt, sich auch den neugebornen, ja ungebornen
dern mittheilt, welche die Sonne noch nicht gesehen haben. (Pa
der allerdings das Gegentheil behauptet, ist nicht zuverlä
Schwächer sind die Beweise, welche Home aus der Verschiedenhei
Nationalcharaktere und der Sprachen für seine Meinung herni
und wir übergehen sie um so eher, da schon aus dem Angeführten
länglich hervorgeht, daß die Behauptung beider Theile auf Grü
beruht. Man vergleiche außerdem, was Hume, und diesem ent
Feder über denselben Gegenstand sagen.

Abstand, der Zustand einer Person oder Sache, die von
andern entfernt steht; eigentlich und uneigentlich. In der Sternk
ist der Abstand vom Mittage ein Bogen des Gleichers von dem
tagskreise bis zu dem Punkte, in welchem der Abweichungskreis

Sternes den Gleicher schneidet; der Abstand der Nachtgleiche vom Mittage, der Bogen des Gleichers vom Frühlingspunkte an gerechnet bis zu dem Punkte des Gleichers, welcher in dem Augenblicke in den Mittagskreis kommt. Der Abstand vom Scheitel, der Bogen eines Scheitelkreises vom Scheitelpunkt an gerechnet, bis zu einem beliebigen Punkte, z. B. einem Sterne.

Absteigende Linie nennt man eine Reihe von Personen, die von einander abstammen, in der Folge von Vater auf Sohn, Enkel, Urenkel u. s. w.; in umgekehrter Folge nennt man sie aufsteigende Linie.

Absteigung (descensio). In der Sternkunde die Absteigung eines Gestirns, welche in die gerade und schiefe eingetheilt wird. Unter der ersten versteht man denjenigen Bogen des Gleichers, welcher zwischen dem Frühlingspunkte des Gleichers und dem Abweichungskreise eines Gestirns enthalten ist, unter der letzten aber denjenigen Bogen des Gleichers, welcher zwischen dem Frühlingspunkte des Gleichers, und dem mit dem Gestirne zugleich untergehenden Punkte desselben enthalten ist.

Abstract, Abstraction. Das Vermögen des Verstandes, die Begriffe, welche er von einzelnen Dingen erhalten hat, in sich selbst zu betrachten, ihr Gemeinsames und Verschiedenes, ihre Theile und Eigenschaften zu bemerken, jedes in Gedanken von einander abzusondern, und sich eine Menge der Dinge unter der Aehnlichkeit ihrer Merkmale zu denken, nennen wir Abstractions- oder Absonderungsvermögen, das Verfahren Abstraction und den Begriff, welcher auf solche Art entsteht, einen abstrahirten Begriff oder ein Abstractum. Das Ding aber, von welchem der Mensch abstrahirt, heißt das Concretum. — Das Concretum wird durch die Erfahrung gegeben, das Abstractum hingegen erst durch die Seele hervorgebracht.

Abstrebekraft, in der Sternkunde, die abstrebende Kraft, die einem Himmelskörper beigelegte Bestrebung, sich von einem andern wegzubewegen.

Abstufung nennen wir in den schönen Künsten den naturgemäßen Fortgang von einem Höhern zum Tiefern, und umgekehrt; denn nichts geschieht in der Natur durch einen Sprung. In der Malerei ist Abstufung der Farben und Lichter das Mittel, um auf der Fläche die Erhabenheit oder Vertiefung der Massen auszudrücken, die Entfernungen zu bezeichnen, die Ebnen anzugeben und die umgebende Luft anzudeuten. In der Poesie hört man vornehmlich von einer Abstufung der Gefühle, Leidenschaften und Charaktere reden. In Beziehung auf die beiden erstern soll damit ein nach den Gesetzen der geistigen Menschennatur richtig beobachtetes Steigen nud Fallen derselben bezeichnet werden; unter Abstufung der Charaktere aber versteht man theils jene naturgemäße Mischung der Charakterelemente, welche das Grelle hinwegnimmt, theils jene Mittelstraße zwischen der Einförmigkeit und dem schneidenden Contrast der geschilderten Charaktere; denn jenes ist ermüdend, dies aber unnatürlich.

Abt (franz. Abbé und ital. Abbate) ist in der römisch-catholischen Kirche ein vornehmer Geistlicher, der dem Range nach auf den Bischof folgt; das Oberhaupt einer Abtei, deren Glieder ihn wählen. — Außer dem aber gab es ehemals in Italien und Frankreich eine Menge von Titular-Abbé's und Abbaten; Personen aus guten Familien, welche sich um höhere geistliche Würden bewarben, und inzwischen unter

diesem Titel in der Gesellschaft figurirten. Ja es bedurfte am Ende nur der schwarzen Kleidung und feiner Sitten, um allenthalben als Abbé begrüßt zu werden.

Abtakeln, ein Schiff von Geschütz, Anker und Tauwerk entblößen und das Segelwerk ins Magazin legen, wie solches mit den Kriegsschiffen in Friedenszeiten geschieht.

Abukir, im Mittelalter eine Stadt, gegenwärtig aber ein Dorf mit einem festen Schlosse an der Westseite eines geräumigen, durch eine Landspitze und mehrere Inselchen gedeckten Meerbusens, an der ägyptischen Küste, vier Stunden östlich von Alexandrien. Mehr als ein Mal ist dieser Ort in der neuern Kriegsgeschichte berühmt geworden, vorzüglich aber durch die große Seeschlacht, in welcher Nelson vom 1. bis 3. August 1798 die französische Flotte vernichtete. — Sobald die Nachricht von dem Auslaufen der Touloner Flotte, welche Bonaparte mit einer Armee nach Aegypten führte, zu dem vor Cadix kreuzenden englischen Admiral St. Vincent gekommmen war, detaschirte derselbe Nelson mit vierzehn Linienschiffen nach dem mittelländischen Meere und gab ihm Befehl, die feindliche Flotte aufzusuchen, und wo er sie finden würde, anzugreifen. Nelson suchte die französische Flotte an den Südküsten von Klein-Asien, und da er sie hier nicht fand, richtete er seinen Lauf nach Sicilien, wo er am 19. Juli in den Hafen von Syrakus einlief. Da er hier vernahm, daß die französische Flotte weder im Archipelagus, noch im adriatischen Meere gesehen worden, auch nicht das Mittelmeer hinabgegangen sey, schloß er, daß sie doch ihre Richtung nach Aegypten müsse genommen haben. Am 25. Juni verließ er Syrakus und erfuhr an der Küste von Morea, jene Flotte sey vor etwa vier Wochen von Candia südostwärts gesegelt. Sogleich ließ er alle Segel aufspannen; schon den 1. August war er im Angesicht von Alexandrien, und erblickte zu seiner Freude die feindlichen Schiffe auf der Rhede von Abukir; denn der Held brannte vor Begier, ihnen die Spitze zu bieten. Augenblicklich gab er das Signal zur Schlacht, und kaum hatten die französischen Capitains, die eben auf dem Admiralsschiffe versammelt waren, sich auf ihre Posten begeben können, als schon die ersten englischen Schiffe den Angriff begannen. Wiewohl sich die französische Flotte, in eine krumme Linie gestellt, so nahe als möglich an eine kleine Insel anschloß, die durch eine Batterie von Kanonen und Mörsern gedeckt war, ließ dennoch Nelson plötzlich mit einer unerhörten Verwegenheit die Hälfte seiner Flotte zwischen der Insel und der französischen Schlachtlinie durchbrechen und an der Landseite im Rücken derselben hinuntersegeln, während die andere Hälfte sich auf ihre Fronte zog und sich einen Pistolenschuß weit davon vor Anker legte, so daß die französischen Schiffe sowohl von beiden Bords, als vom Spiegel her angegriffen wurden. Abends halb sieben Uhr mit Sonnenuntergang begann die fürchterliche Schlacht. Um sieben Uhr lag schon volle Nacht auf dem Meere, aber das Feuer der beiden Flotten erleuchtete mit unaufhörlichen Blitzen den Himmel. Nach einer Stunde waren fünf französische Schiffe entmastet und genommen. Admiral Brueys ward durch eine Kanonenkugel zerschmettert. Sein Schiff l'Orient aber setzte das Feuer noch mit großer Lebhaftigkeit fort, als es plötzlich vom Brande ergriffen ward, der rasch mit verzehrender Wuth um sich griff und durch keine Anstrengung gelöscht werden konnte. Um zehn Uhr flog das prächtige Gebäude mit 120 Kanonen unter fürchterlichem Krachen in die Luft auf. Eine gräßliche Pause von drei Minuten folgte, indeß die emporgeschleuderten Trümmer auf

die umherstehenden Schiffe herabfielen. Nur 70 bis 80 Menschen von 1000 konnten durch Nelson gerettet werden. Darauf setzten die übrigen Schiffe die Kanonade noch bis zum Morgen fort, der die völlige Niederlage der französischen Flotte beschien. Nur zwei Linienschiffe und zwei Fregatten entkamen nach Malta und Corfu; neun Linienschiffe waren genommen, eins in die Luft geflogen, und ein anderes nebst einer Fregatte von den Franzosen selbst verbrannt, eine Fregatte aber in den Grund gebohrt worden. So war zum zweitenmal Frankreichs Seemacht im mittelländischen Meere vernichtet; die brittischen Flaggen wehten von Gibraltar bis Alexandrien, und Bonaparte's Verbindung mit Frankreich war abgeschnitten, dessen Feinde, von kühnen Hoffnungen beseelt, durch eine neue Coalition sich verbanden.

Abulfeda (Ismael, bekannt unter dem Namen), Fürst von Hamah, mit dem Beinamen der siegreiche König und die Säule der Religion. Dieser als Geschichtschreiber und Geograph berühmte Araber, war zu Damascus im J. der Flucht 672 (1273 nach der christl. Zeitr.) geboren. Als ein Sprößling der durch Saladin und Waffenthaten berühmten Familie der Ajubiten, widersprach er in seinen Handlungen dem Adel seiner Abkunft nicht. Im J. 684 (1285 bis 86) befand er sich bei der berühmten Belagerung von Marcab, welches dem Orden des heil. Joh. von Jerusalem gehörte, und seitdem verging kein Jahr, wo er nicht Theil an dem Kriege nahm. Im J. 688 (1289) war er bei der Belagerung von Tripoli und 690 (1291) vor St. Jean d'Acre. Im J. 691 (1292) begleitete er seinen Vater auf seinem Zuge gegen die an den Euphrat gelegene Festung Rum, und im Jahre darauf ernannte ihn sein Vetter Al-melik-al-Medhaffer, regierender Fürst von Hamah, zum Emir von Thabelchaneh. Aber schon im J. 698 (1298 bis 9) starb dieser von den Seinen geliebte Fürst. Sein Tod, der Abulfeda die Herrschaft von Hamah sichern zu müssen schien, erweckte in dem Herzen seiner Brüder unrechtmäßige Ansprüche. Kaum hatte der damals regierende Sultan Nachricht von ihrem Streite, als er einen Statthalter nach Hamah sandte, welcher das Land in seinem Namen verwalten mußte. Erst nach elf Jahren erhielt Abulfeda das Erbe seiner Väter zurück, aber nicht unter dem Titel eines Fürstenthums, sondern einer Statthalterschaft. Nachdem er die ausgebrochenen Unruhen gedämpft hatte, begab er sich im J. 712 (1312) nach Ägypten, wo der Sultan ihn zum souveränen Fürsten von Hamah, Baryn und Moarreh erhob; später aber legte ihm auf der Rückkehr von Mekka, wohin er den Sultan begleitet hatte, dieser den Ehrentitel eines Sultan bei. Abulfeda blieb in dem ungestörten Besitz von Hamah bis an seinen Tod 732 (1331). Alle spätern Schriftsteller schildern ihn einstimmig als einen Fürsten von den ausgezeichnetsten Eigenschaften, der eben so sehr im Kriege durch Muth und Tapferkeit, als im Rathe durch Weisheit glänzte. Mitten unter den mit seiner Würde verbundenen Zerstreuungen lag er mit Eifer den Studien ob, versammelte die Gelehrten um sich, und wandte seine Macht und seinen Reichthum für die Wissenschaften an. Er selbst besaß gründliche Kenntnisse in der Geschichte, Rechtsgelehrsamkeit, Medicin, Botanik, Mathematik und Astronomie, und hat uns die Früchte seiner langen Forschungen in mehreren sehr schätzbaren Werken, hinterlassen, von denen seine Geschichte des Menschengeschlechts und seine Geographie unter dem Titel: die wahre Lage der Länder, die berühmtesten sind. Wir besitzen mehrere theilweise Bearbeitungen, Übersetzungen und Ausgaben derselben.

Abweichung. Die Handlung, da man von Etwas abweicht sich von Etwas entfernt. In der Sternkunde nennt man Abweichung der Gestirne den Bogen eines größten Kreises, welche durch beide Weltpole geführt worden ist, von den Sternen an gerechnet, bis zum Gleicher. In der Naturlehre, die Abweichung der Lichtstrahlen, wenn einige Lichtstrahlen der Achse oder Linien in den Sehröhren näher, andere aber davon entfernter gebrochen werden.

Abwesenheit. Man unterscheidet in der Jurisprudenz verschiedene Arten der Abwesenheit oder Entfernung von Wohnorten nämlich eine nothwendige und willkürliche; und sowohl diese als jen kann wiederum löblich oder tadelhaft oder gleichgültig seyn. Bei de Lehre von der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, wobei der Begriff der Abwesenheit auf jedes factische Hinderniß, rechtlich zu handeln als Gefängniß, Irrthum, Geisteszerrüttung, ausgedehnt wird, hängen die gesetzlichen Bestimmungen von dieser Eintheilung ab. Bei de eigenen nothwendigen löblichen oder gleichgültigen Abwesenheit findet im Fall eines Schadens an dem gegenwärtigen oder künftigen Vermögen Wiedereinsetzung Statt, es wäre denn, daß die Rechte dritter Personen gekränkt würden, oder daß der Abwesende von seinem zurückgelassenen Bevollmächtigten, weil dieser nachlässig gewesen, entschädigt werden müßte, oder ein solcher aus grober Nachlässigkeit ga nicht ernannt worden wäre. Ist die Abwesenheit eine nothwendig tadelhafte, so findet nur dann Restitution Statt, wenn kein Bevollmächtigter zurückgelassen werden konnte. Bei der willkürlichen tadelhaften findet niemals Wiedereinsetzung Statt; bei den übrigen Arten aber, wenn die Ernennung eines Bevollmächtigten ohn Schuld des Abwesenden unterblieb, oder der Bevollmächtigte kein Entschädigung leisten kann. Gegen die Abwesenheit eines Gegners ist allemal Restitution zu erlangen, es wäre denn, daß diese durch einen Bevollmächtigten oder sonst wäre vertreten worden. — Der Abwesende, dessen Aufenthaltsort nicht bekannt ist, heißt verschollen, und wird gesetzlich für todt angesehen, wenn seit seine Geburt 70 Jahre verflossen sind.

Abyssinien, Habesch, auch **Äthiopien** oder das **Mohrenland** genannt, aus einem über 20,000 Q. M. großen Strich Landes im innern Afrika bestehend; ein Königreich, das noch vor 30 Jahren das größte und mächtigste in Afrika war, und von einem Kaiser, der **große Regus** genannt, beherrscht wird, der die Kron zwar auf seine Söhne vererbt, jedoch so, daß die Wahl alsdann unte diesen entscheidet. Das Kriegswesen ist hier sehr unbedeutend, und die Armee, die der König und Kaiser aufzubringen vermag, besteht höchstens aus 40,000 Mann. Die Einwohner, eine Colonie der Araber, sind von schwarzbrauner Farbe, und ihre Landessprache ist ursprünglich arabisch, obwohl durch Vermischung mit der Sprache de Neger sehr verändert. Es gibt Juden, Mohammedaner und Heiden unter ihnen; doch ist die herrschende Religion eine christliche, meist mi der catholischen übereinstimmend. Der größte Theil des Landes is gebirgig, aber sehr fruchtbar, sowohl an Gold, Eisen, Bergsalz, al auch an edeln Früchten, an vielen Getraidearten und Küchengewächsen an schönen und ergiebigen Bäumen. Besonders gut ist auch die Viehzucht und der Ackerbau, welche in Verbindung mit dem Handel mit Gold Elfenbein, Gewürzen, Affen, Papageien ꝛc. die Hauptbeschäftigun der Einwohner ausmachen. Künste sind hier ziemlich unbekannt. — Die Residenz- und Hauptstadt ist **Gondar**. Vergl. Habesch.

Abzugsrecht (*Jus detractus*), auch Abzug, Abschoß, Abschied, Abzugsgeld genannt, ist das Recht der Obrigkeit, von denjenigen Fremden eine Abgabe zu fodern, welche als Erben oder unter einem lästigen Titel Güter und Sachen aus ihrem Gebiete ziehen, und dafür diese Abgabe entrichten müssen. In Deutschland findet man von diesem Rechte die erste Spur in den alten braunschweigischen Gesetzen vom Jahre 1232. In der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts ward dieses bis dahin nur auf fremde Erben eingeschränkte Recht durch kaiserliche Privilegien überhaupt auf alles Vermögen ausgedehnt, das von einem Orte zum andern geschafft wurde. Der wahre und alleinige Grund des Abzugsrechts ist: Entschädigung für das entweder außer Landes oder aus einem Orte in den andern gehende Vermögen, welches bisher als ein integrirender Theil des öffentlichen Staatsvermögens oder Ortsvermögens, als eine bereite Quelle der Staats- und Ortskräfte angesehen und behandelt worden ist. X.

Acatholici heißen überhaupt diejenigen, welche nicht zur catholischen Kirche gehören. In gewissen catholischen Ländern belegt man besonders die Protestanten mit diesem Namen, welcher weniger verhaßt ist.

Accent ist das Gesetz zur Hebung oder Senkung der Töne. Musik und Sprachen, welche diesem Gesetz unterworfen sind, gingen beide von der Empfindung aus, und wiewohl sie sich nachher trennten, und die Musik Sprache für das Herz blieb, die eigentliche Sprache aber Sprache für den Geist wurde; so gab es darum letztere nicht auf, auch zu dem Herzen zu reden, und gewisse, theils innere, theils äußere Eigenschaften blieben der Musik und Sprache gemeinschaftlich. Beide sind geschickt, Empfindungen auszudrücken, und nehmen dabei die bald schnelle, bald langsame Bewegung an, welche wir an diesen wahrnehmen. Dadurch werden sie einem Zeitmaß unterworfen; und wir unterscheiden an den Tönen, um sie gleichmäßig in das Zeitmaß zu fügen, Längen und Kürzen. Um nun eine Empfindung ganz bestimmt und deutlich auszudrücken, ist ein Organismus der Töne erforderlich, welcher dadurch hervorgebracht wird, daß in der nach den Zeitverhältnissen abgemessenen und nach einem Grundton gestimmten Reihe von Tönen auch eine solche Verbindung und Combination sich finde, welche die Empfindung in ihren verschiedenen Beziehungen und Modificationen darstellt, Haupt- und Nebensachen richtig unterscheidet, das Minderwichtige dem Wichtigen unterordnet, und das Bedeutende stets gehörig heraushebt. Dadurch wird eine Folge von Tönen zum musikalischen Satze, der einen bestimmten Sinn in sich schließt, und eben um diesen auszudrücken, auf die Bedeutung und Wichtigkeit einzelner Töne in ihrem Zusammenhange besondere Rücksicht nimmt. Die Auszeichnung der Töne aber nach dem Grad ihrer Bedeutung ist es, was man **Accent**, Betonung, nennt. Man unterscheidet den geschärften oder steigenden Accent (*acutus*), den schweren oder sinkenden (*gravis*) und den gedehnten (*circumflexus*). Der gedehnte Accent trifft einen an und für sich schon langen Ton oder Sylbe; der schwere zeigt eigentlich nur Mangel an Betonung an; und so bleibt als Auszeichnung im Ton nur der geschärfte übrig, indem er auch einem gedehnten Tone Auszeichnung geben oder nehmen kann. Daher belegt man ihn vorzugsweise mit dem Namen Accent. Die Ursachen aber, einen Ton durch den Accent auszuzeichnen, und länger bei ihm zu verweilen, als seine bestimmte Zeitdauer zu fodern berechtigt ist, sind entweder mechanische oder rhythmische oder bezeichnende. Dem gemäß unterscheidet man den

grammatischen und oratorischen, oder den Wort- und Re beaccent; jener beruht auf mechanischen und physischen Ursachen dieser hat den Zweck der Beziehung. Die bei jedem obwaltenden Ge seze sind kürzlich folgende. Den grammatischen oder Wortaccent be kommt eine Sylbe oder ein Ton von natürlicher Länge. Zwei Ursache aber sind es, welche eine Sylbe in einem Worte vor den übrigen aus zeichnen können, ihre mechanische Bildung und ihre Bedeutung. I prächtig muß die Stimme aus mechanischen Ursachen auf der erste Sylbe länger verweilen als auf der zweiten, und mithin wird jen Sylbe mehr hervorgehoben. In Wörtern mit Vor- oder Nach-, Ab leitungs- oder Beugungssylben fällt in unserer Sprache der Hauptto allemal auf die Stammsylbe; es entscheidet mithin nicht das Maß, son dern die Bedeutung. Wiewohl diese nun eigentlich nicht in Betrach kommt, sondern bloß die Composition des Worts aus verschiedene Tonelementen und die daraus nothwendig hervorgehende Zeitmessun verbundener Töne; so ist es doch wichtig, sie zu bemerken, indem si die Frage, ob der Accent nothwendig und unveränderlich an die Zeit messung gebunden sey, ob es keinen andern als einen Quantitätsaccen gebe, zum Theil schon daraus beantworten läßt. Der oratorische ode Redeaccent soll dem Vortrag seine Bestimmung, Klarheit und Deut lichkeit geben; er hebt daher in der Rede das bedeutendste Wort, un in dem Worte selbst die bedeutendste Sylbe heraus. Ohne sich in de Sprache an die Quantität des Worts, und in der Musik an eine bestimmten Theil ihres Tacts zu binden, verweilt er mit Nachdru bei dem Bedeutenden, und eilt, um diesen Nachdruck desto mehr z verstärken, an dem, wenn auch sonst Bedeutenden, doch eben jetzt Un bedeutenden schnell vorüber. Aus dem Gesagten geht hervor, daß de Wort- und Rede-Accent nach Willkür zusammenfalle oder getrenn werden könne. Fragt man nun, ob der Redeaccent den Wortaccen gar aufhebe; ob nicht durch ihn die Quantität, Sylbenzeit und Zeit messung verloren gehe, und ob eben darum nicht der Wohllaut unte dem Redeaccent leide: so kommen bei Beantwortung dieser Frage, i welcher das Geheimniß der Prosodie überhaupt und der Unterschie zwischen der unsern und der Prosodie der Alten insbesondere liegt folgende Punkte in Betracht: 1. Wenn der Accent mit einer aus me chanischen Ursachen langen Sylbe zusammentrifft, so hebt er diese Sylb noch, und gibt ihr zu ihrer Dehnung auch Höhe; 2. der Accent mach eine unveränderlich lange Sylbe nicht zur kurzen, raubt ihr aber, wen sie unmittelbar auf die Accentsylbe folgt, etwas von der Länge. Di Quantität kann daher, wenn sie nicht mit dem Accent zusammenfäll durch diesen etwas verdunkelt werden; 3. der Accent, wenn er scho eine unveränderliche Länge nicht zur Kürze machen kann, macht do verhältnißmäßige Kürzen und Längen; 4. auf unveränderliche Kür zen kann der Accent nie fallen. — Dies sind die Regeln, welch nicht allein für den Verskünstler, sondern auch für den Deklamato und Schauspieler, in so fern auch er Deklamator ist, von größte Wichtigkeit sind, deren weitere Ausführung aber hier zu weitläufti seyn würde.

Acceptant heißt der, welcher einen auf ihn gezogenen Wech sel für gültig erkennt, und sich zur Zahlung desselben, durch seine Un terschrift, wodurch gegen ihn das Wechselrecht begründet wird, ver bindlich macht. Daher **Acceptation**. **Acceptation** per hono di lettera ist die Annehmung eines Wechsels Seiten eines Dritten z Gunsten und zur Ehre des Ausstellers oder eines der Indossenten

welche zu diesem Endzwecke solche dritte Personen als Nothadressen unten auf den Wechseln zu notiren pflegen, gemeiniglich mit dem Ausdruck: nöthigen Falls bei N. N. (au besoin chez . . . .). Ueber Acceptation und Acceptationszeit s. Wechsel und Wechselrecht.

Accessit, der zweite Preis, welchen bei Preisaufgaben diejenige Abhandlung erhält, die nach der, welche den Sieg davon getragen, für die beste erklärt wird.

Accidens, 1. die zufällige, nicht wesentliche Eigenschaft einer Person oder Sache, z. B. reich, schön seyn. Accidentell, zufällig. Daher auch Accidenzia, zufällige, nicht genau vorher zu bestimmende Einnahme. 2. Wird dieses Wort bei den Philosophen der Substanz (dem bloßen Wesen) entgegengesetzt, und bezeichnet die Art und Weise des Seyns der Substanz. Es verstehet sich von selbst, daß diese Entgegensetzung auf abgezogenen Begriffen beruhe, denn in der Wirklichkeit läßt sich keine Substanz von einer gewissen Art und Weise ihres Seyns abgesondert denken.

Accise und Zölle sind indirekte Abgaben oder vielmehr Auflagen (impots) und wesentlich von einander dadurch verschieden, daß die Accise von einzelnen Dingen, wovon man sogleich etwas wegnehmen kann, der Zoll aber von Dingen, die ein Ganzes ausmachen, entrichtet wird. Die Accise führt auch in einigen Landen die Namen Impost, Consumtionssteuer, Licent, Aufschlag rc. und wird besonders aufgelegt auf Lebensmittel und solche Waaren, welche sich durch den Gebrauch abnutzen lassen, wenn sie in ein Land, oder in eine Stadt eingeführt werden. Die ursprüngliche Absicht bei der Erfindung und Einführung dieser Art von Auflage war wohl dieselbe, welche man bei der Vermögens- und Personensteuer hatte, nämlich von denjenigen Beiträge zu den Staatsbedürfnissen zu erheben, welche keine Grundsteuer von Gütern und Häusern entrichteten, und dadurch die Erhöhung der letztern zu umgehen. Es giebt entweder eine allgemeine oder Universalaccise, wenn sie sich auf alle Gegenstände des Handels, die Gegenstände der Consumtion sind, erstreckt; oder eine particulare Accise, welche nur von einigen Gegenständen der Consumtion entrichtet wird. Diese letztere ward schon im Königreich Sachsen auf dem Landtage zu Leipzig 1438 unter dem Namen Zise eingeführt, und auf dem Landtage zu Grimma 1440 vermehrt, auf Kaufmannsgut, Bier, und von den Schustern, Sattlern, Riemern, Wollenwebern und allen Handwerkern, die etwas zu verkaufen hatten; sie mußten jedoch die Zise nur von jedem verkauften Stücke entrichten. Allein die vollkommene Ausbildung der Universalaccise erfolgte in Frankreich, und ward hierauf in Holland bald nach der Entstehung der Republik, in den brandenburgischen Staaten unter dem Churfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen 1635 im 17ten, in Sachsen aber zu Anfange des 18ten Jahrhunderts eingeführt. In Beziehung auf die Waaren und Consumtibilien hat man sie in Landaccise und in Generalaccise oder Generalconsumtionsaccise abgetheilt. Die Einführung der Landaccise erfolgte in Sachsen auf dem Landtage zu Dresden 1640 und ward 1641 zuerst ausgeschrieben. Sie wird von allen aus dem Auslande nach Sachsen eingeführten Waaren entrichtet. Die Generalconsumtionsaccise führte man nach brandenburgischen Grundsätzen 1701 ein, und sie muß von allen rohen und veredelten Producten, von Kaufmannswaaren, Nahrungsmitteln rc. bei dem Eingange in die Städte und auf dem Lande gegeben werden.

Sie gehört überall unter die indirecten Abgaben zu den besten, weil
in kleinen Theilen entrichtet wird, immer baares Geld in die Stac
casse liefert und niemals Reste hat; nur kann man ihren jährlichen
trag nicht mit ganzer Gewißheit bestimmen. — Der Zoll oder
Mauth ist eine landesherrliche Auflage für den Gebrauch der öffen
chen Wege, Straßen und Flüsse, auf welchen man Waaren und
chen in ein Land, aus einem Lande und durch ein Land fährt. D
Abgabe ist sehr alt und findet sich im alten Deutschland schon un
Carl dem Großen. Der Grund des Zollrechts oder des Rechts, e
Abgabe auf den Gebrauch der öffentlichen Wege, Straßen und Flü
zu legen, ist im Straßenrechte gegründet, nach welchem der Staat
öffentlichen Wege, Straßen und Flüsse in baulichem Wesen und fahr
rem Stande erhalten muß. Uebrigens gibt es viele Arten von Z
z. B. Nachbar-, Ausgangs-, Durchgangszoll, Landzoll, Wasser-
Archenzoll, Marktzoll, Wagen-, Deichsel-, Damm-, Brückenz
Judenzoll, Todtenzoll, Bundzoll oder Pfundzoll 2c. X

Accommodation ist eigentlich die Anpassung einer Sache
eine andere, oder die Einrichtung derselben zu einem gewissen Zw
(von accommodare, anpassen, einrichten, bequemen). Man brau
aber jenes Wort vornehmlich in dreierlei Bedeutung: 1. in Ansehu
des geselligen Umgangs, wenn jemand sein Verhalten nach
Wünschen oder Launen eines Andern einrichtet; 2. in Ansehung
Unterrichts, wenn Jemand in seiner Lehre sich zu den Vorurthei
oder der Fassungskraft eines Andern herabläßt; 3. in Ansehung
Auslegung, wenn jemand den Sinn einer Schrift so erklärt,
es den eignen An- und Absichten des Auslegers gemäß ist. In
Theologie nimmt man das Wort hauptsächlich in den beiden le
Bedeutungen. Es behaupten nämlich viele Theologen, daß Jesus
die Apostel nicht immer ihre Meinung über gewisse Dinge gerade h
ausgesagt, sondern, um Anstoß zu vermeiden, einiges verschwieg
andres so vorgetragen hätten, wie sie glaubten, daß es ihren the
noch rohen, theils vorurtheilsvollen Zeitgenossen am verständlich
und beifälligsten seyn würde. Dies nennen sie dann Accommodat
von Seiten Jesu und der Apostel; wogegen andere Theologen beha
ten, daß eine solche Accommodation nicht als eine bloße Herablassu
sondern als eine Art von Täuschung zu betrachten seyn würde,
sich mit dem Charakter jener Männer nicht vereinigen lasse. W
aber eine solche Accommodation annimmt, der nimmt und erkl
auch viele Aussprüche Jesu und der Apostel in einem andern Sin
als es der bloße Wortverstand mit sich bringen würde. Und d
heißt dann Accommodation von Seiten des Auslegers, wiewohl d
Accommodation viel weiter gehen kann, so daß sie sich in eine bl
Bequemung der heiligen Schrift nach dem Sinne des Auslegers v
wandelt. Es ist also offenbar etwas ganz anders, wenn man sa
Jesus und die Apostel haben sich der Denkart ihrer Zeitgenossen acco
modirt, als wenn man sagt, ein Ausleger habe die Aussprüche je
Männer oder überhaupt die heilige Schrift seiner eignen Denkart
commodirt. Das letzte wird oft auch mit einem mildern Ausdru
Accommodation nach den Bedürfnissen des Zeitalters genannt, w
jeder Mensch ein natürliches Bestreben hat, das Gepräge seiner De
art dem Zeitalter aufzudrücken. D.

Accompagnement, s. Begleitung.

Accord bedeutet Zusammenstimmung, Zusammenklang, V
trag. In zwei schönen Künsten kommt dieser Kunstausdruck vor:

der Malerei und Musik, wovon der Grund in einer gewissen Analogie der Farben und Töne liegt. In der Malerei wird Accord von einer [illegible]en Farbengebung gebraucht, worin kein Theil mit dem andern und mit dem Ganzen, weder einen schreienden Contrast macht, noch in [illegible]lichem Widerspruch steht. Im engern Sinn bezeichnet er eine [illegible] Beschaffenheit des Colorits, worin die neben einander liegenden [illegible] sich unterstützen, und die Hauptfarben in solche Zwischenweiten [illegible] sind, daß das Ganze nicht fleckig und grell erscheint. Die Erfahrung lehrt, daß das Auge die Zusammenstellung gewisser Farben nicht erträgt, während es bei andern einen leichten und gefälligen Uebergang findet; jene erscheinen abgeschnitten, diese zusammenhängend; man könnte sie Dissonanzen und Consonanzen nennen. Aus solchen Farbendissonanzen nun kann durch Mittelfarben, welche der Zusammenstellung das Harte und Grelle nehmen, eine Art von Consonanzen entstehen, und diese Consonanzen, worin das sonst Widerstreitende sich verträgt, nennt man Accorde. Die Anwendung des Gesagten auf die Musik ist leicht. Was in der Malerei von Farben, das gilt hier von Tönen, deren Widerstreit in vielstimmigen Stücken ebenfalls durch die Accorde aufgelös't wird. Man unterscheidet consonirende und dissonirende Accorde. Unter jenen versteht man Tonverbindungen, die das Ohr für angenehm, unter diesen solche, die es für minder angenehm erkennt, und die ein Verlangen nach mehrerem Wohlklang erregen. Die consonirenden Accorde bestehen aus Intervallen, die gegen den Grundton und gegen sich selbst consoniren. Der vollkommenste consonirende Accord, den man darum auch den consonirenden Grundaccord nennt, ist der harmonische Dreiklang, der aus dem Grundton, dessen Terzie und reiner Quinte besteht, und die sich mithin zu einander verhalten wie c, e, g. Ist die Terzie groß, so nennt man ihn den harten, ist sie klein, den weichen Dreiklang. Aus den Versetzungen oder Umkehrungen dieser Dreiklänge entstehen alle übrigen consonirenden Accorde. Der dissonirenden Accorde giebt es drei Arten: 1. zufällig dissonirende, oder solche, die durch Aufhaltung einer Consonanz entstehen; 2. wesentlich dissonirende, d. i. solche, wo die Dissonanz nicht die Stelle einer Consonanz vertritt, oder wobei keine Aufhaltung einer vorhergehenden Consonanz auf den Grundton des folgenden Accordes Statt findet; 3. durch eine zufällige Dissonanz aufgehaltene, wesentlich dissonirende Accorde.

Accord in Concurssachen, s. Falliment.

Achäer waren eigentlich die Bewohner der Landschaft Achaja im Peloponnes, allein sehr häufig wird dieser Name allen Griechen beigelegt. Achäus, ein Sohn des Xuthus und der Creusa, ging mit einer Anzahl Leute nach Thessalien, wurde aber bald wieder verdrängt und nach dem Peloponnes zurückzugehn genöthigt, worauf sie sich in Lacedämon und Argos niederließen, deren Einwohner nun Achäer genannt wurden. Nach Troja's Eroberung (wo sie unter den belagernden griechischen Völkerschaften die zahlreichsten und vornehmsten waren) begaben sie sich, von den Doriern vertrieben, nach Jonien, nannten nun dieses Land Achaja, und errichteten eine Republik, die besonders nachher durch den achäischen Bund berühmt wurde, welchen erst nur einige Städte, zu Behauptung ihrer Sicherheit und Unabhängigkeit, gleichsam als eine förmliche Off- und Defensivallianz schlossen, dem aber nachher alle übrigen Städte Achaja's, ja auch Athen, Megara u. a. m. (nur Sparta nicht) beitraten und welcher sich ausserordentlich mächtig machte, auch in viele Kriege,

besonders mit den Aetoliern, verwickelt wurde. Die Römer wa
es endlich, welche diesen Bund erst schwächten, später aber, bei
mit Sparta entstandenen Streitigkeiten und dem dadurch ausgebro
nen achäischen Krieg, durch Corinths Zerstörung (im J. 6c
ganz aufgelöseten, und mit ihm der griechischen Freiheit ein E
machten. Die Staaten dieses achäischen Bundes wurden zu einer
mischen Provinz unter dem Namen Achaja gemacht.

Achat, bei den neuern Naturkennern ein Geschlechtsname a
feinen Halbedelsteine, welche verschiedene, sowohl einfache als r
mischte, Farben haben, eine feine Politur annehmen, und daher
ter die Halbedelsteine gerechnet werden. Gemeiniglich ist Jasp
Chalcedon, auch Quarz, mit dem Achat verwachsen; daher komi
die verschiedenen Farben desselben, wie auch die verschiedenen Nam
die er führt, als: wenn er milchweiß und wenig durchsichtig ist, Ch
cedon; wenn er roth ist, Carneol; wenn er bleichroth ist,
Streifen, Sarder oder Sardonix; wenn er einen weißen Gr
und rothe Streife hat, St. Stephansstein; wenn er aus r
schiedenen gefärbten Lagen und Schichten besteht, die unter einar
verwebt sind, Onyx; wenn er vielfarbig ist und die Farben sich
dem Auge abwechselnd zeigen, so heißt derselbe Opal, und wenn
mit Jaspis vermischt gefunden wird, Jaspachat. Der schö
kommt aus Indien und Sicilien; auch findet man ihn von allen F
ben in Böhmen, Sachsen, Hessen und Franken; ebenfalls gibt
allerlei achatartige Versteinerungen, dergleichen in dem Erzgebi
vornehmlich angetroffen werden.

Achenwall (Gottfried), geboren zu Elbing in Preußen
20sten October 1719, hat sich als Schöpfer einer neuen Wissensch
der Statistik, merkwürdig gemacht. Er studirte in Jena, Halle u
Leipzig. Im J. 1746 ließ er sich in Marburg nieder und las
schichte, Natur- und Völkerrecht und endlich Statistik, von der
damals erst anfing, sich eine klare und bestimmte Idee zu bild
Im J. 1748 begab er sich nach Göttingen, wo er einige Jahre d
auf Professor wurde. Bei dieser Universität blieb er bis an sei
Tod, der den 1sten Mai 1772 erfolgte. Achenwall hat versc
bene Reisen gemacht in der Schweiz, Frankreich, Holland und E
land, und mehrere Werke herausgegeben: über die Geschichte
europäischen Staaten, Staatsrecht, Staatswirthschaft und ein
Schriften, die für seine Zuhörer bestimmt waren. Die meisten
ben mehrere Auflagen erlebt, die er jederzeit mit angestrengtem F
verbesserte. In seinen Vorlesungen und historischen Arbeiten bemü
er sich hauptsächlich, mitten in den auf einander folgenden Begeben
ten, welche die Jahrbücher der Völker darbieten, alles fest zu halt
was zur Bildung und Entwickelung ihres Zustandes und ihrer pol
schen Existenz hatte beitragen können. Sein Hauptverdienst blei
daß er die Wissenschaft, deren Zweck es ist, systematisch die Natur u
Masse der thätigen Kräfte eines Staats kennen zu lernen, und dar
Quellen und Mittel des physischen und moralischen Wohlstandes
ziehen, in eine bestimmte und feste Form brachte, und aus ein
neuen und lichtvollen Gesichtspunkte betrachtete. Er gab ihr den N
men Statistik, und unrichtig haben sie manche zu einem Zweig
Geographie machen wollen. Eine Geographie kann es selbst für e
Gegend ohne Einwohner geben, aber ohne Handeln und Thätigkeit
Menschen und der Gesellschaft gibt es keine Statistik; jene ist m
eine geometrische, diese aber eine dynamische Wissenschaft. Ach

walls letztes Werk führt den Titel: Bemerkungen über die Finanzen Frankreichs. Sein vornehmster Schüler, und zugleich sein Nachfolger auf der Universität Göttingen, war Schlözer.

Acheron war bei den Alten einer der Höllenflüsse, über welchen Charon die Seelen der Verstorbenen in einem Kahne überfuhr, und dafür ein Fährgeld bekam, welches man zu diesem Behuf dem Todten unter die Zunge zu stecken pflegte. Aber nur diejenigen Schatten, welche auf dieser Welt ein Begräbniß, oder wenigstens etwas Erde auf den Körper erhalten hatten, wurden über den Fluß gefahren; außerdem mußten sie ein ganzes Jahrhundert am Ufer herumirren. Nahe am Fuße war die Höhle des Cerberus.

Achilles, ein Sohn des Peleus, Königs der Myrmidonen und der Thetis, einer Tochter des Nereus, und Enkel des Aeakus. Seine Mutter tauchte ihn in das Wasser des Styx, wodurch sein ganzer Körper bis auf die Ferse, an welcher sie ihn gehalten hatte, unverwundbar ward. Es war von ihm prophezeihet worden, daß er zwar vor Troja unsterblichen Ruhm erwerben, aber auch seinen Tod daselbst finden werde. Dagegen würde er eines langen Lebens genießen, wenn er daheim bliebe. Um ihn den Aufforderungen, an dem Kriege gegen Troja Theil zu nehmen, zu entziehen, brachte Thetis den neunjährigen Knaben in Mädchenkleidern und unter dem Namen Pyrrha an den Hof des Königs von Skyros, Lykomedes, wo er mit dessen Töchtern erzogen wurde. Der Wahrsager Calchas aber verkündigte den Griechen, daß ohne den Achilles Troja nicht erobert werden könne. Man forschte allenthalben nach seinem Aufenthalt, bis der an Listen unerschöpfliche Ulysses ihn entdeckte. Dieser erschien an dem Hofe des Lykomedes als Handelsmann, und bot des Königs Töchtern Waaren feil, unter denen auch Waffen waren. Die Fürstinnen griffen nach weiblichen Gegenständen, Achilles aber nach den Waffen. Nach dieser Entdeckung ward es nicht schwer, den feurigen, ruhmbegierigen Helden zu vermögen, mit den übrigen Fürsten Griechenlands Troja zu bekriegen. Phönix und der Centaur Chiron waren seine Lehrer gewesen. Dieser hatte ihn in der Heilkunde, in der Musik und im Reiten unterrichtet; jener aber war sein eigentlicher Erzieher und folgte ihm vor Troja, um ihn zu einem trefflichen Redner und tapfern Krieger zu bilden. Achilles erscheint in der Ilias, deren Hauptheld er ist, nicht nur als der tapferste, sondern auch als der schönste der Griechen. Er führte funfzig Schiffe der Myrmidonen, Achäer und Hellenen nach Troja und zerstörte 12 Städte mit der Flotte und 11 zu Lande. Juno und Minerva schützten ihn als ihren Liebling. Entzweit mit Agamemnon, den sämmtliche Fürsten zu ihrem Oberhaupt erwählt hatten, entzog er sich dem Kampf, und ließ es ruhig geschehen, daß Hektor an der Spitze seiner Trojaner die griechischen Schaaren in männermordender Feldschlacht dahin raffte. Denn unversöhnlich zürnte er dem Könige um der Briseïs willen, welche dieser ihm, dem sie bei der Verlosung der Beute zu Theil geworden, wieder genommen hatte, zum Ersatz für die Chyseïs, die auf seinen Antheil gefallen, die er aber dem Vater hatte zurückgeben müssen, um die Verheerungen der von Apollo auf des Greises, seines Priesters, Flehen über die Griechen gesandten Pest abzuwenden. — Nicht die Bedrängniß der Griechen, nicht Agamemnons Anerbietungen beugten seinen Zorn; doch erlaubte er seinem Freunde Patroklus, in seiner eigenen Rüstung und mit seinen Kriegern in die Schlacht zu gehen. Patroklus fiel von Hektors Arm; und jetzt, den Tod des Freundes zu rächen, zog Achilles wieder in den Kampf. Thetis selbst brachte ihm

neue köstliche Waffen, welche Vulkan ihm bereitet hatte, und un
welchen der Schild besonders kunstreich war. Er versöhnte sich m
Agamemnon, indem er die dargebotenen Geschenke annahm, und eil
von Minerva mit Nektar und Ambrosia gestärkt, in das Treffen. D
Trojaner fliehen und stürzen sich zum Theil in den Fluß Xanthus, w
hin Achilles sie verfolgt. Die Leichname hemmen die Wellen des Fl
gottes, welcher, des Gemetzels müde, Stillstand gebietet. Da je
aber nicht gehorcht, erhebt er brüllend seine Fluthen und stürzt sich a
Achilles los. Von Neptun und Minerva angefeuert, stellt sich der Fl
hende dem Xanthus entgegen; dieser aber ruft den Simoïs mit sei
Gewässern zu Hülfe. Da sendet Juno den Vulkan und den Hauch d
Zephyrus und Nothus, welche den Flußgott in sein Ufer zurückdräng
Achilles aber verfolgt die Trojaner nach der Stadt, und hätte diese j
erobert, wäre er nicht von Apollo verhindert worden. Hektor all
stand noch vor dem skäischen Thore, floh dreimal, von Achilles verfol
um die Stadt, und bot sich endlich dem Kampfe dar. Er fällt; Achi
schleift den Leichnam des Helden um die Stadt, und liefert ihn end
dem bittenden Priamus gegen ein Lösegeld aus. — Hiemit schließt
Erzählung Homers. — Achills fernere Geschichte wird also erzä
Von Liebe zur Polyxena, des Priamus Tochter, entbrannt, erbat
erhielt er dieselbe zur Gattin; er versprach dagegen Troja zu vert
digen. Als er sich aber in den Tempel Apollo's begeben hatte, um
seine Verbindung zu feiern, erlegte ihn Paris, der ihn mit einem P
in der Ferse verwundete. Um seinen Leichnam aber entstand ein
tiger Kampf.

Achilles Tatius, ein griechischer Romandichter oder sogena
ter Erotiker, war zu Alexandria geboren und lebte muthmaßlich
Ende des dritten und zu Anfang des vierten Jahrhunderts. Er g
von der griechischen zur christlichen Religion über und erlangte die Wü
eines Bischofs. Außer einer Schrift **über die Sphäre**, besi
wir von ihm einen Roman in acht Büchern: **die Liebe Kli
phons und Leucippe's**, der in Hinsicht auf Inhalt und Dar
lung nicht ohne Interesse ist und einzelne meisterhafte Züge enth
Die Sprache ist rein und fließend, der Vortrag blühend und reich.
gen den Vorwurf der Obscönität, der dem Werke wohl gemacht w
den, wendet ein griechisches Epigramm mit Recht ein, daß der Z
desselben zu erwägen sey; dieser aber sey kein anderer, als Maaß
Begierden zu lehren, den unbesonnenen Leidenschaften ihre Strafe,
Keuschheit ihren Lohn zu zeigen.

Achmet III., Sohn **Mahomeds IV.**, bestieg 1703 den tü
schen Thron, nach der Absetzung seines Bruders **Mustapha II.**
verdankte seine Erhebung den aufrührerischen Janitscharen. Als er
die Frucht ihrer Verbrechen angeeignet hatte, ließ er zwar die Sc
digen enthaupten, allein dessen ungeachtet regierte er nicht ohne Un
hen und wechselte unaufhörlich die Veziere. Seine Hauptbegi
ging dahin, sich Schätze zu sammeln, die er als erste Stütze der M
betrachtete. **Carl XII.**, König von Schweden, der nach seiner
derlage bei Pultawa auf das türkische Gebiet floh, wurde von
großmüthig aufgenommen, und es gelang dem Könige, die Fackel
Krieges zwischen den Türken und Russen wieder anzuzünden, wob
Peter der Große in eine solche Verlegenheit kam, daß er durch g
Geschenke sich den Frieden von dem Großvezier erkaufen, und die S
Azow, in deren Besitz er war, zurückgeben mußte. Den Venetia
entriß er Morea. Desto unglücklicher waren seine Feldzüge gegen

Oesterreicher, die Prinz Eugen von Savoyen, der erste Feldherr seiner Zeit, anführte. Achmet wurde durch den Verlust der Schlacht bei Peterwardein und die Wegnahme von Belgrad, der Vormauer des Reichs, und Temeswar gezwungen, den passarowitzer Friedensvertrag 1718 anzunehmen. Er regierte bis zum Jahr 1730, wo ihn ein Aufstand vom Throne stürzte, wie er ihn dazu erhoben hatte. Er mußte in dasselbe Gefängniß, aus dem sein Neffe Mahmud I. den Thron bestieg, und endigte sein Leben in einer gänzlichen Verborgenheit, ohne daß jemand den Versuch machte, ihn daraus zu befreien. Er war ein Fürst von Verstand, feinem Gefühl und Geschicklichkeit für Staatsgeschäfte; liebte aber auch Pracht und Vergnügen so ausschweifend, daß er oft darüber die Pflichten gegen den Staat vergaß, und das Ungewitter, das sich über ihm zusammenzog, aus Sorglosigkeit nicht beachtete. Er versäumte daher oft, die Maßregeln zu ergreifen, welche die Klugheit ihm vorschrieb. Er war ein Freund der Wissenschaften, und unter ihm wurde im J. 1707 die erste Buchdruckerei in Constantinopel eingerichtet, die man aber späterhin wieder aufhob, weil viele tausend Abschreiber dadurch brotlos wurden. Sanfte Sitten und ein menschenfreundlicher Charakter machten ihn eines bessern Looses werth. Er starb an einem Schlagflusse in einem Alter von 74 Jahren, den 3ten Junī 1736. 5 Jahre 8 Monate nach seiner Entthronung.

Achromatisch heißt farblos. Das **achromatische Fernrohr** ist demnach ein Fernrohr, in welchem die Abweichung wegen der verschiedenen Brechung der Lichtstrahlen vermieden wird, und der betrachtete Gegenstand sich ohne bunte Ränder und falsche Farben darstellt. Dieses hat **Dollond** der ältere, durch eine Idee Eulers geleitet, mittelst der Zusammensetzung der Objectivgläser **aus verschiedenen** Glasarten zuerst zu bewirken gewußt. Läßt nun gleich die Unvollkommenheit der Glasarten den beabsichtigten Zweck nicht immer erreichen, so haben die achromatischen Fernröhre doch ungemeine Vorzüge. Vorzüglich berühmt sind die von **Dollond**, sowohl von dem Vater als dem Sohn, **Ramsden** und **Pyesinch**.

Acht oder Bann heißt der Ausspruch eines **weltlichen** oder **geistlichen Richters**, durch welchen ein Mitglied eines Staats oder einer Kirche von den ihm im Staate zustehenden Rechten, oder von der Gemeinschaft mit der Kirche ausgeschlossen wird. Genau genommen heißt diese Ausschließung, vom weltlichen Richter bewirkt, **Acht**, vom geistlichen Richter **Bann** oder **Kirchenbann**. Beide sind oder waren an sich sehr verschieden.

Acidum, s. **Säure**.

Ackerbau, auch Feldbau und Landbau genannt, ist die Beschäftigung der Menschen, die Oberfläche der Erde zur Hervorbringung nützlicher Pflanzen durch Fruchtbarmachung, d. h. Düngen, Pflügen oder Ackern, Eggen zuzubereiten, darauf zu rechter Zeit zu säen oder zu pflanzen, im Nothfalle die Gewächse zu begießen, die völlig ausgewachsenen Früchte davon einzusammeln, und überhaupt das Feld oder den Acker dergestalt vollkommen zuzurichten, daß mit dem geringsten Aufwande der höchst mögliche Vortheil erreicht werde. Der Ackerbau ist nicht nur der sicherste Weg und die einzige Grundfeste eines wohleingerichteten Staats die Bevölkerung zu befördern, weil er den Einwohnern die unmittelbarsten und unentbehrlichsten Mittel des Unterhalts liefert, sondern auch dem Kunst- und Gewerbsfleiße in Rücksicht der mancherlei rohen Stoffe die nöthige Unterstützung gewährt und jedem Staate die gewisseste und ausdauerndste Quelle von Einkünften aller

Art darbietet. Der Ackerbau ist so alt als das Menschengeschlecht, und nach unserer einzigen gewissen Sagengeschichte widmete sich Kain zuerst demselben. Zu Abrahams Zeiten blühte der Ackerbau schon bei den Aegyptern ganz vorzüglich, und Osiris soll sie darin unterrichtet haben. In Sicilien soll die Ceres oder Isis den Gebrauch des Getraides, des Säens und Pflügens erfunden haben. Diese unterrichtete den Triptolemus, der dann zur Zeit des Königs Erichtheus die Athenienser darin unterwiesen haben soll, nach dem Zeugnisse des Diodorus Sicul. 1. und 6. In Italien ward der Ackerbau, nach des Macrobius und Eutropius Erzählung, zuerst von Saturnus gelehrt, zu dessen Ehre die Römer 257 Jahr nach Erbauung der Stadt Rom einen Tempel erbauten und gewisse Feste, die unter dem Namen der Saturnalien bekannt sind, anordneten. Das Düngen der Aecker soll Pitumnus, nach dem Zeugniß des Servius, über 9 Aeneid. Virgil. und nach Plinius Hist. Nat. lib. 17. aber der griechische König Augias zuerst erfunden und Herkules in Italien zuerst eingeführt haben. Der Ackerbau hat zweierlei Zwecke zu erreichen; erstlich die Vermehrung der Gewächse und zweitens die Verbesserung derselben. Der Betrieb des Ackerbau's kann auf vielerlei Art geschehen, als: man theilt alle Aecker in drei Arten, oder in die Dreifelderwirthschaft, nämlich 1. Winterart oder Winterfeld, worein die Gewächse im Herbste gesäet werden; 2. Sommerfeld oder Sommerart, in welche man im Frühlinge säet; und in Brachart oder Brachfeld, welches den ganzen Sommer über unbesäet liegen bleibt und zur Winterart vorbereitet wird. Ferner theilt man den Acker auch in vier Arten oder Felder ein, wobei weniger Brachfeld bleibt, und die vierte Art zum Anbau von Handels- und Gewürzpflanzen und zu Futterkräutern bestimmt ist. Endlich theilt man den Acker auch in solchen Gegenden, die noch nicht stark bevölkert sind, wo z. B. nur 1000 bis 1500 Menschen auf einer Quadratmeile leben, und wo die Viehzucht den Hauptgegenstand des Ackerbaues ausmacht, in 5, 6, 7, 8 bis 13 Schläge oder Koppeln ein, und nennt diese Wirthschaft die Koppelwirthschaft, aber ganz mit Unrecht auch ausschließlich die Wechselwirthschaft, den Ackerumsatz und den Fruchtwechsel. Nach dieser Eintheilung würde z. B. eine achtschlägige Koppelwirthschaft aus folgenden Schlägen: 1. aus Brache, 2. Roggen, 3. Gerste, 4. Hafer, 5. Klee zum Abmähen, und 6. 7. 8. Weide bestehen. X.

Ackermann (Konrad), ein berühmter Schauspieler, den die Deutschen als den Schöpfer der vaterländischen Schaubühne ansehen können. Er war zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts geboren; sein Talent verschaffte ihm großen Reichthum, den er anwendete, die Bühne zu vervollkommnen und Schauspieler zu bilden. Im J. 176[illegible] übernahm er die Direction des Theaters in Hamburg, das in der Geschichte der dramatischen Kunst in Deutschland Epoche machte, und dem Lessing seine ganze Sorgfalt widmete. Ackermann spielte besonders komische Rollen meisterhaft. Er starb in Hamburg 1771. Seine Frau Sophie Charlotte Biereichel, war eine sehr ausgezeichnete Schauspielerin, die mit seltenem Geiste und Feinheit ihre Rollen zu behandeln wußte; sie überlebte ihren Gatten bis ins Jahr 1792.

Acre, Accon, St. Jean d'Acre, eine Stadt an der syrischen Küste, mit einem vormals trefflichen Hafen (der aber durch einen gewissen Fakardin mit den Trümmern der Gebäude ausgefüllt und unbrauchbar gemacht wurde), welche in der ältern Zeit unter dem Namen Ptolemaïs, und auch nachher zu den Zeiten der Kreuz

...e unter dem jetzigen Namen in einem blühenden volkreichen Zustande ...r, hat seit der Einnahme der Sarazenen im dreizehnten Jahrhun- ...t zwar sehr verloren, wozu die elende türkische Verfassung freilich ...viel beitrug; allein bei der für den Handel so äußerst vortheilhaf- ...lage hat dieser Ort seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo ...ich etwas von der türkischen Bothmäßigkeit losmachte, trotz der ...derlei politischen Unruhen, dennoch wieder angefangen, sich so zu ...en, daß schon gegen Ende des gedachten Jahrhunderts sich an ...00 Einwohner hier befanden. Die Straßen sind zwar enge, aber ...fentlichen Gebäude sehr schön; Getraide und Baumwolle, Seide ...d Reis, welche in der Gegend gewonnen werden, machen den stärk- ...n Handelsgegenstand von **Acre** aus. Kurz, man bestrebt sich, den ...t immer mehr und mehr wieder herzustellen. Vor dem Ausbruch ...r französischen Revolution waren noch sechs französische Comptoirs ...it einem Consul hier, nicht minder ein wiener und ein petersburger ...nt, auch ein holländischer und ein englischer Consul. In der neue- ...n Zeitgeschichte hat **Acre** einen Ruf dadurch erhalten, daß hier der ...ische Comodore **Sir Sidney Smith** 61 Tage lang sich wider ...**naparte** behauptete, nachdem dieser bei seinem berühmten syri- ...en Feldzuge alle übrigen Plätze erobert hatte, und ihn zum Abzug ...ang.

...rostichon heißt ein solches Gedicht, wo entweder die Anfangs- ...chstaben der einzelnen Verse oder der einzelnen Zeilen einen besonde- ...n Namen oder Sinn bilden.

Act, 1. eine Handlung, ein Aufzug in einem Schauspiele; 2. das ...m Nachzeichnen aufgestellte Modell und die nach demselben verfertigte ...ichnung, also in dem letzten Sinne eben das, was eine Akademie ist. **...te, Parlamentsacte** werden in England die Parlaments- ...schlüsse genannt, welche aus den Bills entstehen, wenn diese durch die ...nigliche Einwilligung bestätigt worden. **Acten, Manualacten**, ...richtlich verhandelte Schriften. Man unterscheidet Privatacten, wenn ...rivatpersonen die Parteien des Prozesses sind, und öffentliche oder ...riminalacten, wenn der Fiscus Partei ist.

Actie, 1. der Beweisbrief eines zu einer Nutzen versprechenden ...nternehmung in eine Handlungs-Compagnie eingelegten Capitals ...d des Rechts, an den Vortheilen der Unternehmung Theil zu neh- ...en; 2. die eingelegte Summe selbst. — Der gewöhnliche Gegenstand ...cher Compagnien sind Unternehmungen, deren Betrieb für die Kräfte ...nzelner Personen zu schwer ist. In diesem Falle sind sie allerdings ...tzlich; sobald sie aber Geschäfte an sich reißen, die besser und vor- ...theilhafter durch Privatindustrie fortgehen würden, oder schon wirklich ...rtgehen, so sind sie schädlich. Da übrigens die Handlungs-Societä- ...ten den Eigenthümern nicht die Freiheit lassen, ihre Capitale aufzu- ...kündigen, so sind die Actien ein Gegenstand des Handels; und da sie, ...wegen des bald mehr, bald weniger zweifelhaften Erfolgs jeder mensch- ...lichen Industrie, von veränderlicherm Werth sind, als andere öffent- ...liche Papiere, so sollten sie billig nicht Zeichen des Werthes genannt ...werden. Die Actien sind eine Erfindung neuerer Zeiten. Im Jahre 1720 wurde in Frankreich, und fast zu gleicher Zeit in England, ein ...sender Actienhandel getrieben, welcher einzelne Menschen übermäßig ...bereicherte, Tausende hingegen an den Bettelstab brachte. In Frank- ...reich lag ein Betrug der großen indischen Compagnie und des Hofes ...selbst zum Grunde, in England theils ein Betrug der Südsee-Com- ...pagnie, theils eine Schwärmerei für den Compagniehandel, die sich

der ganzen Nation bemächtigt hatte. — Actionair ist der Inhaber einer oder mehrerer Actien.

Action, körperliche Beredsamkeit, ist die Veränderung, welche der jedesmaligen Bewegung der Seele gemäß, in dem Körper des Menschen vorgeht. Ein solcher körperlicher, Seelen malender Ausdruck findet Statt in der Pantomime, der Beredsamkeit und der Schauspielkunst, und erstreckt sich entweder auf den ganzen Körper, oder auf einzelne Theile desselben. Demnach zerfällt die Lehre von der Action selbst in gewisse Theile. 1. Von Tragung, Haltung und Stellung des Körpers, analog den Beschaffenheiten und Stimmungen der Seele, Attitüde, Geberdung; 2. von Bewegung der Gesichtszüge, Augen, Mienen, in Gemäßheit innerer Seelenbewegung, Gesticulation.

Actium, ein Gebirge in Akarnanien in Griechenland, berühmt durch die bei demselben vorgefallene Seeschlacht, in welcher Octaviu Augustus den Antonius, welchen Cleopatra unterstützte überwand, und dadurch Herr des römischen Reiches ward.

Activhandel wird dem Passivhandel entgegengesetzt. Die meisten Schriftsteller verbinden in der Erklärung dieses Worts zwei Begriffe, welche nicht immer mit einander verbunden sind: erstlich, da eine Nation ihre Waaren der andern selbst zuführe und die Waare derselben von ihr hole; zweitens, daß sie durch diesen Handel in de Bilanz gewinne. Da aber das selbsteigne Zuführen der Waaren de Gewinn in der Bilanz nicht nothwendig zur Folge hat, so enthält die Erklärung mehr, als in jener umfaßt ist. Büsch schränkt den Begrif ohne auf den Gewinn und Verlust Rücksicht zu nehmen, auf den erste Punkt ein, und nennt Activhandel den Handel eines Volks, das den selben durch sich selbst betreibt, und in dem es bei den Fremden beide als Käufer und Verkäufer, erscheint, oder seine Waaren andern Nati nen selbst zuführt und deren Waaren von ihnen holt; Passivhandel hi gegen ist ihm derjenige, da ein Volk den fremden Käufer und Verkäuf bei sich erwartet. Dieser große Schriftsteller schreibt es der erwähnt Vermengung der Begriffe zu, daß die Vorschläge derer, welche d Handlung aus einer fehlerhaften Theorie verbessern wollen, fast al darauf hinausgehen, die Passivhandlung eines Landes (welches c recht wohl bei derselben steht) in eine Activhandlung zu verwandel und zeigt, daß die Passivhandlung in manchen Fällen viel sicherer u einträglicher als die Activhandlung sey. (Kleine Schriften über d Handlung von Johann Georg Büsch). — Activschuld, eine Schul die man zu fodern hat, im Gegensatz der Passivschuld, welche man zahlen hat.

Acton (Joseph), Premierminister des Königreichs Neapel, Besançon den 1. October 1737 geboren, und der zweite Sohn v Eduard Acton, oder vielmehr Hacton, welchen Namen Jose in Acton veränderte. Sein Vater, ein geborner Irländer und B ronet (ein Adeliger in England zwischen Baron und Ritter) ließ s 1735 in Besançon nieder und übte daselbst mit vielem Glück die A neikunst aus. Er gab seinem Sohne eine gute Erziehung, die die aber wenig benutzte. Da Acton erwachsen war, begab er sich z königlichen Marine, erfuhr aber dabei so viele Unannehmlichkeiten u Zurücksetzungen, daß er nach einiger Zeit Frankreich verließ, nie dah wieder zurückkehrte, und ein unversöhnlicher Haß gegen dasselbe Triebfeder seiner meisten Handlungen wurde. Er durchstreifte ei Theil von Italien und blieb endlich in Toscana, wo er von d Großherzog Leopold das Commando einer Fregatte erhielt.

Carl III., König von Spanien, gegen die Barbarei (Tripolis, Tunis, Algier, Fetz und Marokko auf der Nordküste von Afrika) eine Expedition unternahm, commandirte Acton die mit den Spaniern vereinigten toscanischen Schiffe, und es gelang ihm, drei bis vier tausend Spanier zu retten, die ohne seine Hülfe verloren gewesen wären. Dies machte sein Glück; denn der König von Neapel trug ihm auf den Rath seines Ministers, des Marquis von Sambucca, seine Dienste an. Acton nahm sie an, und der Großherzog entließ ungern einen Mann, den er hochschätzte. In einem Briefe an den König rühmte der Großherzog Acton, aber er erklärte zugleich, daß man ihn genau bewachen müsse, weil er äußerst ränkevoll und gefährlich wäre. Schnell gewann er die Gunst des Königs und besonders der Königin. Er wurde Minister des Seewesens, und wußte durch seine Verwaltung manche Ersparnisse für den Aufwand des Hofes zu machen. Bald wurde er Kriegsminister, und um sich die Gunst der Königin noch mehr zu sichern, räumte er ihr vielen Antheil an den Staatsangelegenheiten ein, und verband sich genau mit dem englischen Minister Hamilton. Frankreich erhielt sonst Bauholz aus dem Königreich Neapel, allein er brachte es dahin, daß die Ausfuhr unter dem Vorwande, daß man es selbst für die Marine brauche, verboten wurde. Als Calabrien durch ein Erdbeben sehr gelitten hatte, ließ er eine mit Getraide beladene Fregatte nicht annehmen, welche die französische Regierung sandte, um die unglücklichen Einwohner zu unterstützen. Damals gab sich der König von Spanien Mühe, seinen Sohn dahin zu vermögen, Acton zu entfernen; allein, von der Königin unterstützt, blieb er. Acton soll selbst einen französischen Courier haben ermorden lassen, um sich seiner Papiere zu bemächtigen. Er wurde nun Premierminister, und jetzt kannten sein Stolz, Ehrgeiz und Rachsucht keine Grenzen mehr. Da im J. 1792 Neapel durch eine französische Escadre bedroht wurde, sah er sich genöthigt, die vorgeschlagenen Bedingungen anzunehmen; aber er rächte sich, wo er nur konnte, und brachte es 1793 dahin, daß der französische Gesandte am türkischen Hofe nicht angenommen wurde. Unter dem Vorwande eines Einverständnisses mit Frankreich, ließ er seine Feinde verweisen, einkerkern und tödten. Diese Grausamkeiten empörten Alles gegen ihn, und waren die vornehmste Ursach, daß die Franzosen so viele Freunde in Neapel fanden. Er nahm 1795 im Mai seine Entlassung, doch war sie nur scheinbar und er blieb in völliger Gnade, besonders bei der Königin, und durch diese brachte er es dahin, daß der König die Feindseligkeiten mit den Franzosen wieder anfing. Er selbst begleitete den König in diesem Feldzug, der durch Macks Niederlage so berühmt geworden ist. Dieser Mann, der den Staat regierte, ließ sich von seinen Untergebenen beherrschen, und von Vorurtheilen leiten. Von jedermann gehaßt, glaubte er sich nirgends sicher und hatte daher zwölf Schlafzimmer, die er, ohne daß es jemand wußte, wechselte, und durch nur ihm bekannte Mittel verwahrte. Er häufte auf alle Weise Geld zusammen, legte es an verschiedenen Orten nieder und kaufte in England Güter an. Als er im J. 1803, auf den Antrag einer französischen Gesandtschaft, zum letzten Male seine Entlassung erhielt, ging er nach Sicilien und 1808 kündigten die Zeitungen seinen Tod an.

Acustik ist die Lehre vom Hörbaren, vom Schalle. Vormals wurde dieser Theil der Physik in den Lehrbüchern gewöhnlich bei der Lehre von der Luft vorgetragen; dieß ist aber nicht der Natur ge-

maß, weil die Luft nur der gewöhnlichste Leiter des Schalles ist, un
jede feste oder flüssige Materie eben sowohl als die Luft theils selb
schallen, theils den Schall anderer Körper fortleiten kann. Sie i
also vielmehr als ein Theil der Lehre von der Bewegung anzusehen
Jede mögliche Bewegung ist nämlich entweder fortschreitend, oder dre
hend, oder schwingend (zitternd). Die letztere Art von Bewegung
wenn sie stark und schnell genug ist, um auf unsere Gehörwerkzeuge z
wirken (wozu wenigstens dreißig Schwingungen in einer Secunde erfo
dert werden), ist ein Schall. Ein bestimmbarer Schall wird Klang
ein unbestimmbarer wird Geräusch und die Geschwindigkeit de
Schwingungen wird Ton genannt. (Die französische Sprache hat fü
die drei verschiedenen Begriffe von Schall, Klang und Ton nur da
einzige Wort son). Chladni hat in seinem zu Leipzig 1802 im Deut
schen und zu Paris 1809 französisch erschienenen Werke über die Acu
stik das Wesentliche von dem allen, was in diesem Theile der Physi
von ihm und von Andern entdeckt worden ist, vorgetragen. Di
Hauptgegenstände sind 1. die Tonlehre oder der arithmetische Thei
wo blos von den absoluten und relativen Geschwindigkeiten de
Schwingungen die Rede ist, und zwar erst von deren ursprüngliche
Verhältnissen, sodann von den zur practischen Ausübung nothwendige
kleinen Abänderungen dieser Verhältnisse oder von der Temperatu
2. Die Gesetze, nach welchen sich die klingenden Körpe
bei ihren Schwingungen richten, und welche sich bei jede
Art von klingenden Körpern durch verschiedene Erscheinungen äußer
Dieses ist die erste Abtheilung des mechanischen Theils der Acusti
Bei allen klingenden Körpern ist die Elasticität als die bewegend
Kraft anzusehen; ein klingender Körper kann also seyn a) dur
Spannung elastisch; diese Körper, wenn bei ihnen nur ein
lineare Richtung in Betrachtung kommt, sind Saiten, wen
sie aber membranenartig ausgedehnt sind, sind es Pauken= un
Trommelfelle. b) Durch Druck elastisch; hieher gehört di
in Blasinstrumenten eingeschlossene Luft, welche sich au
mannigfaltige Art der Länge nach ausdehnt und zusammenzieht, un
in manchen Instrumenten durch Oeffnung und Schließung der Seiten
löcher verkürzt oder verlängert wird. c) Durch innere Steifig
keit elastisch. Diese Körper können entweder linear, d. i. vor
züglich nach einer Richtung, ausgedehnt seyn, wie alle Arten gerade
und gekrümmter Stäbe oder membranenförmig, d. i. nach mehrere
Richtungen ausgedehnt, wohin Scheiben, Glocken und Gefäß
gehören. Vormals kannte man nur die Schwingungen einer Saite
und die Schwingungen der Luft in Blasinstrumenten; Chladni ha
aber, so viel es sich thun ließ, auch die Schwingungen aller Arten vo
klingenden Körpern untersucht. 3. Die Lehre von der Fortleitun
des Schalles sowohl durch die Luft und andere luftförmige Flüs
sigkeiten, als auch durch andere feste oder tropfbar flüssige Materien
welches die zweite Abtheilung des mechanischen Theils ist. 4. Die Leh
re von der Empfindung des Schalles, oder von dem Bau un
den Verrichtungen der Gehörwerkzeuge bei Menschen und bei Thieren
welches der anatomisch=psychologische Theil der Acustik ist. Y.

Adagio. Es gibt fünf Hauptgrade der musikalischen Bewegun
oder Geschwindigkeit, welche vom Langsamen zum Geschwinden in fol
gender Ordnnng auf einander folgen: Largo, Adagio, Andante, Alle
gro, Presto; von diesen ist Adagio der zweite. Das Adagio, di
Hauptbenennung ganzer Sätze oder Stücke, die in diesem Grade be

Bewegung, und zwar mit einem schmachtenden, zärtlichen Affekt, gespielt oder gesungen werden.

Adam (hebräisch; aus Erde geboren), der Vater des Menschengeschlechtes, wurde nach dem mosaischen Mythus am sechsten Tage der Schöpfung aus Erde gebildet. Gott vollendete das Werk der Schöpfung durch die Bildung des Menschen, den er nach seinem Ebenbilde schuf, und zum Beherrscher der vernunftlosen Geschöpfe machte. Er gab ihm zur Begleiterin die Eva (Heva, hebr. Mutter der Lebendigen), aus seinem eignen Fleische gebildet, auf daß beide durch ihre Vereinigung die Erde mit einer glücklichen Nachkommenschaft bevölkern sollten. Der Garten von Eden, voll fruchttragender Bäume, war ihnen zum Wohnplatze angewiesen, und sie fanden daselbst alles, was zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse und zu ihrem Vergnügen dienen konnte. Aber in der Mitte des Gartens stand der Baum des Erkenntnisses des Guten und Bösen, und von diesem zu essen, hatte ihnen ihr Schöpfer verboten. Eva ließ sich von der Schlange verleiten, eine Frucht desselben abzubrechen, und mit ihrem Manne zu genießen. Dieß Verbrechen zerstörte ihr Glück. Die Gestalt der Dinge verwandelte sich plötzlich vor ihren Augen; sie erkannten ihre Nacktheit, und bemühten sich, sie durch Blätter zu verhüllen. Vergebens suchte Adam sich vor Gott zu verbergen; vergebens die Schuld der Eva beizulegen: der Fluch traf sie und die ganze Natur; herausgetreten aus dem Stande der Unschuld, in dem er geschaffen worden, sah Adam sich verurtheilt, fortan im Schweiße seines Angesichts sein Brod zu gewinnen. Ihn trafen alle Mühseligkeiten des Lebens und die Schrecken des Todes. Er hatte drei Söhne, Kain, Abel und Seth, und starb in einem Alter von 930 Jahren, von denen er 130 im Paradiese verlebt hatte. Die Geschichte Adams findet man mit mehr oder weniger Veränderungen fast in allen Traditionen alter Völker, und sie scheint bei allen eine gemeinschaftliche Quelle zu haben. Adam hat einer Secte, die sich Adamiten nannte, den Namen gegeben. Sie gingen in ihren Versammlungen nackt, und behaupteten, Christus habe den Stand der Unschuld, in welchem Adam und Eva geschaffen worden, wieder hergestellt.

Adam. Drei Brüder dieses Namens haben sich nicht unrühmlich als Bildhauer bekannt gemacht. Der älteste derselben, Lambert Sigisbert, war 1700 zu Nancy geboren, wo sein Vater die Bildhauerei übte. Achtzehn Jahre alt ging er nach Metz und bald darauf nach Paris. Nachdem er vier Jahre hier gearbeitet hatte, erhielt er den ersten Preis und ging als königlicher Pensionär nach Rom, wo er zehn Jahre zubrachte. Der Cardinal von Polignac ließ ihn die unter dem Namen der Familie des Licomedes bekannten zwölf Marmorstatuen, die man in dem Palaste des Marius entdeckt hatte, restauriren, und Adam vollzog diesen Auftrag mit vieler Einsicht. Auf gleiche Weise restaurirte er mehrere Antiken, welche nachher der König von Preußen kaufte. Als man den Plan hatte, zu Rom das große, unter dem Namen des Springbrunnens von Trevi bekannte, Monument zu errichten, war Adam einer von den sechszehn Bildhauern, welche den Auftrag erhielten, Zeichnungen dahin einzugeben, und seine reiche und geistvolle Composition wurde von Clemens XII. gewählt. Aber die italienischen Künstler wußten die Ausführung zu verzögern, und als es endlich dazu kommen sollte, kehrte Adam auf die vortheilhaften Anerbietungen seiner vaterländischen Regierung nach Frankreich zurück. Seine erste Arbeit hier war eine Gruppe der Seine und Marne für

den Springbrunnen von St. Cloud. Im J. 1737 ward er Mitglied der Akademie und in der Folge Professor bei derselben. Seine Probearbeit war Neptun, der die Wogen beunruhigt und zu seinen Füßen einen Triton hat. Unter mehrern andern Werken arbeitete er jetzt die Gruppe des Neptun und der Amphitrite für das Bassin des Neptun zu Versailles. Er wandte fünf Jahre darauf und erhielt dafür außer dem Preis noch eine Pension von 500 Livres. Die Statue des heiligen Hieronymus, die er für die Invaliden verfertigte, und die man jetzt zu St. Roch sieht, wird als eins seiner besten Werke betrachtet. Sie gibt eine genaue Idee seiner Manier und seiner Talente. Man erkennt, daß Adam den Marmor gut bearbeitete, und daß er sowohl das Nackte mit einer gewissen Correctheit, als auch die Gewänder mit einiger Eleganz zu behandeln verstand. Aber der schlechte Geschmack seiner Zeit führte ihn auf Abwege, und verleitete ihn, nach Bernins und Anderer Beispiel, statt auf die majestätische Einfachheit der Antike hinzuarbeiten, in der Bildhauerei mit der Malerei zu wetteifern. Daher gebührt seinen Werken nur ein untergeordneter Rang und sie bezeichnen eine Epoche des Verfalls in der Kunstgeschichte. Von seinen übrigen Arbeiten befinden sich zwei Gruppen in Bronze, die Jagd und die Fischerei, in Berlin. Er starb 1759. — Sein Bruder, **Nicolas Sebastian**, war zu Nancy 1705 geboren, lernte bis zu seinem achtzehnten Jahre die Bildhauerkunst unter seinem Vater und zu Paris, arbeitete dann 18 Monate lang auf einem Schlosse bei Montpellier und ging 1726 nach Rom. Hier gewann er nach zwei Jahren einen Preis der Academie von St. Lucas, arbeitete mit seinen Brüdern in Gemeinschaft, und kehrte nach neun Jahren nach Paris zurück, wo er nach einigen Widerwärtigkeiten in die Akademie trat. Er arbeitete als Probestück den Prometheus, welchen der Geier zerfleischt, vollendete ihn jedoch erst später. Sein Hauptwerk ist das Grabmal der Königin von Polen, Gemahlin von Stanislaus. Von ihm als Künstler gilt, was von seinem Bruder gesagt worden ist. Er starb im J. 1778. — Der dritte Bruder **François Gaspard**, war zu Nancy 1710 geboren und ebenfalls ein Schüler seines Vaters. Im J. 1728 ging er zu seinen Brüdern nach Rom, und lernte von ihnen die Behandlung des Marmors. Darauf kam er wieder nach Paris, gewann hier den ersten Preis der Akademie, und kehrte 1742 nach Rom zurück, wo er seine Studien vollendete. Dann ging er statt seines Bruders Nicolas Sebastian, den Friedrich I. eingeladen hatte, nach Berlin, arbeitete daselbst mehrere Jahre und starb zu Paris 1759.

Adams (John), Präsident der vereinigten Staaten Amerika's und einer der ersten Staatsmänner seines Vaterlandes, stammte aus einer angesehenen Familie, die im Jahre 1608 die Colonie von Massachusset-Bay gründen half, und war zu Baintree in eben dieser Colonie am 19ten October 1735 geboren. Vor der Revolution, die sein Vaterland in die Reihe unabhängiger Staaten erhob, zeichnete er sich als Rechtsgelehrter aus. Beim Ausbruche der Unruhen vertheidigte er die Rechte seines Landes durch gut geschriebene Abhandlungen über die canonischen und Feudalrechte. Seine Geschichte des Streites zwischen Amerika und dem Mutterlande, die in der Zeitung von Boston erschien, machte großen Eindruck auf seine Mitbürger. Gewaltsamen Maßregeln war er abgeneigt; bennoch fand, als der Capitain **Preston** seine Soldaten bei einem Aufruhr in Boston auf das Volk feuern ließ, so daß mehrere Personen getödtet wurden

derselbe an ihm einen beredten Vertheidiger. Dieß setzte ihn zwar bei Einigen in Mißcredit; aber er ward dessen ungeachtet im Jahr 1774 und wiederholt 1775 zum Mitgliede des Congresses erwählt. Adams, von der Unmöglichkeit einer aufrichtigen und dauerhaften Aussöhnung mit dem Mutterlande überzeugt, sprach für Unabhängigkeit, und beförderte den denkwürdigen Beschluß vom 4ten Juli 1776, welcher die amerikanischen Colonien für freie, souveraine und unabhängige Staaten erklärte. Mit Franklin wurde er an den Hof zu Versailles' gesandt, um als bevollmächtigter Minister der vereinigten Staaten einen Allianz- und Handelstractat zwischen beiden Nationen zu schließen. Nach seiner Zurückkunft nahm der Staat von Massachusset seine Einsichten für den Entwurf einer Regierungsverfassung in Anspruch, die hauptsächlich sein Werk ist. Die vereinigten Staaten ernannten ihn zu ihrem bevollmächtigten Minister bei den Generalstaaten in Holland, und es gelang seiner Geschicklichkeit und Thätigkeit, dieses Land zur Theilnahme an dem Krieg mit England zu bewegen. Darauf ging er nach Paris und nahm an den Unterhandlungen des Friedens mit England Antheil, durch welchen die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten anerkannt wurde. Da die Centralregierung noch zu ohnmächtig war, und daher dieser Staat andern kein Zutrauen einflößen konnte; so war er der erste, der eine Veränderung vorschlug, und mit ihm vereinigten sich Washington, Hamilton und Andere; es ging daraus die Verfassung vom J. 1787 hervor. Washington ward Präsident und John Adams Vicepräsident. Er machte vielen Aufwand und fand viele Feinde, die in ihm einen Unterdrücker der errungenen Freiheit fürchteten. Nachdem Washington seine Stelle niedergelegt hatte, wurde er Präsident, und blieb eine große Stütze der Verwaltung unter allen Umständen. Am Schlusse seiner Präsidentschaft ward Jefferson zu seinem Nachfolger erwählt. Er zog sich jetzt bei seinem hohen Alter von den Geschäften zurück und starb zu Newyork im J. 1803. John Adams war nicht nur ein großer Staatsmann, sondern zeichnete sich auch als Schriftsteller aus. Während seines Aufenthalts in Europa gab er sein berühmtes Werk: Vertheidigung der Constitutionen u. s. w. (London 1794. 3 Bände in 8.) heraus. Man hat auch eine Geschichte der Republiken von ihm.

Adams (Samuel), Mitglied des amerikanischen Congresses, war ein Haupturheber der Revolution der vereinigten Staaten. Er war in der Provinz Massachusset geboren, und widersetzte sich besonders lebhaft den Bedrückungen Englands. Ob er gleich damals schon alt war, so wich er doch keinem an schnellen Entwürfen und thätiger Ausführung derselben. Er gab zuerst die Ideen an, Volksgesellschaften zu errichten, die mit einander correspondirten und ihren Vereinigungspunkt in Boston hatten. Diese Einrichtung, die einen Staat im Staate bildete, war ein mächtiger Hebel der Revolution. Adam konnte den Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen dem Mutterlande und den Colonien vor Ungeduld nicht erwarten, und wollte schon Unabhängigkeit, als die wärmsten Parteigänger nur Abstellung der Beschwerden beabsichtigten. Der Aushebung und Errichtung regulärer Truppen widersprach er und verlangte, daß nach dem Beispiel der Römer jeder Amerikaner Soldat seyn sollte. Washington liebte er nicht, denn sein hitziger und unruhiger Kopf war zu verschieden von der Klugheit und ruhigen Besonnenheit dieses Generals. Er stimmte selbst zu dem Plane im J. 1778, ihm den Oberbefehl der Truppen zu

nehmen, und dem Gates zu übergeben. Seine Vermögensumstände gränzten fast an Armuth, und sein kümmerliches Aeußere schien mit der Kühnheit seines Geistes im Widerspruch. Er war so glücklich, lange genug zu leben, um die Anstrengungen für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes noch mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt zu sehen. Er starb arm, wie er gelebt hatte, und man nannte ihn den amerikanischen Cato.

Adanson (Michel), ein berühmter Botaniker, geboren zu Aix in der Provence im J. 1727. Als ein Kind von drei Jahren kam er nach Paris; eine sorgfältige Erziehung entwickelte frühzeitig seine Talente und machte ihn zum Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Mit vorzüglicher Neigung studirte er Naturgeschichte, und bald wollte er sie ganz umfassen wie Plinius, und alle ihre Theile verbinden wie Aristoteles. Dabei aber vernachlässigte er die andern Studien nicht. Réamur und Bernard de Jussieu wurden seine Hauptführer, und Adanson theilte seine Zeit zwischen dem königlichen Garten und den Sammlungen dieser durch ihre Gefälligkeit so bekannten Gelehrten. Das linneïsche System, welches sich damals zu verbreiten anfing, reizte ihn zur Nacheiferung; er erfand andere, die ihm mehr Sicherheit darboten, und in einem Alter von vierzehn Jahren hatte er deren vier entworfen. Die heiße Begierde, aus allen Kräften die Wissenschaften zu fördern, bewog ihn, dem geistlichen Stande, für den er bestimmt war, zu entsagen, und auf Reisen zu gehen, um in noch unbesuchten Ländern Forschungen anzustellen. Er entschied sich für den Senegal, weil er glaubte, daß die Ungesundheit dieser Gegend noch lange die Naturforscher abhalten würde, sie zu untersuchen. Im J. 1748 trat er in einem Alter von 21 Jahren diese Reise an, auf welche er den größten Theil seines Vermögens wandte. Kaum war er an dem Ziele seiner Bestimmung angekommen, als er mit dem glühendsten Eifer seine Untersuchungen anfing, und unermeßliche Schätze in allen drei Naturreichen sammelte. Da er bei diesem Geschäft sehr bald das Mangelhafte der bisherigen Eintheilungsmethoden fühlte, die ihn oft irre leiteten, bemühte er sich, dieselben durch eine allgemeine und all umfassende zu ersetzen. Außerdem fertigte er von den Ländern, die er durchwanderte, genaue Karten, und sammelte Wörterbücher von den Sprachen der verschiedenen Völkerschaften, mit denen er in Berührung kam. Nach einem fünfjährigen Aufenthalt in einem so heißen und ungesunden Clima kehrte er mit den kostbarsten Sammlungen in sein Vaterland zurück, wo er 1757 seine Histoire naturelle du Senegal (1. Vol. 4.) herausgab. Dieses Werk enthält, außer einer neuen nach seiner allgemeinen Methode entworfenen, Eintheilung der Schalthiere einen Versuch zu einer neuen Nomenclatur, vermöge welcher jede Gattung mit einem rein fingirten Namen bezeichnet werden sollte. Einige musterhafte Abhandlungen, welche die Akademie in ihre Memoiren aufnahm, erwarben ihm im J. 1759 den Titel eines Akademikers. Sie waren aber nur ein Vorspiel zu seinem großen botanischen Werke, welches er 1763 unter dem Titel Familles des plantes in zwei Bänden herausgab. Dieses bewundernswürdig gelehrte Werk konnte jedoch seinen Zweck, der Botanik eine neue Gestalt zu geben, gegen Linné nicht erreichen. Auch kann man es nicht für ein Elementarbuch gelten lassen; aber denjenigen, der die ersten Schwierigkeiten überwunden hat, wird es mit unzähligen Kenntnissen bereichern. Einige Flecken, die man darin fand, und die der Verfasser selbst erkannte, bestimmten ihn nach fünf Jahren zu dem Entschlu

ein Werk neu herauszugeben. Er hatte zahlreiche Veränderungen und Zusätze gemacht, als er von gigantischen Ideen hingerissen, den Plan zu einer vollständigen Encyclopädie faßte. In der Hoffnung, daß Ludwig XV. dieses Unternehmen unterstützen werde, sammelte er die Materialien dazu, die in kurzem zu einer ungeheuren Masse wuchsen, und legte im J. 1775 der Akademie einen Plan vor, der durch seinen Umfang allgemeines Erstaunen erregte. Man unterwarf ihn einer näheren Prüfung, deren Resultat jedoch des Verfassers Wünschen und Erwartungen nicht entsprach. Adansons Plan war unstreitig nützlich, aber er hatte Unrecht, ihn nicht theilweise, sondern auf einmal ausführen zu wollen, und dieser unbeugsame Eigensinn war Ursache, daß er überhaupt unausgeführt blieb. Er fuhr indeß mit ungeschwächtem Eifer fort, seine Materialien zu vermehren, und hoffte von Jahr zu Jahr die Hoffnung, sein Ziel zu erreichen. Außer einigen schätzbaren Memoiren, die er der Akademie vorlegte, gab er nichts mehr heraus; die Idee, seinen großen Plan auszuführen, beschäftigte ihn allein; alle seine Mittel wendete er auf, um den Zeitpunkt dafür zu beschleunigen. Aber der Ausbruch der Revolution versetzte ihn plötzlich in die traurigste Lage; er litt in wissenschaftlicher und bürgerlicher Hinsicht die empfindlichsten Verluste, und als das Nationalinstitut bei seiner Gründung ihn einlud, einen Platz unter seinen Mitgliedern einzunehmen, antwortete er, daß er der Einladung nicht folgen könne, weil er keine Schuhe habe. Der Minister des Innern bewilligte ihm eine Pension. Seitdem setzte er seine Arbeiten fort, die nach und nach seine Kräfte erschöpften. Bis an seinen Tod war er unablässig für die Ausführung seines großen Entwurfs beschäftigt. Er starb im August 1806. Die Zahl seiner gedruckten Schriften ist gering gegen die Masse seiner nachgelassenen Manuscripte, deren Herausgabe von Du-Petit-Thouars zu erwarten ist.

Adäquat. Adäquater Begriff bezeichnet in der Logik den höchsten Grad analytischer Vollkommenheit allgemeiner Begriffe. Der Verstand denkt sich nämlich seine Begriffe durch die Merkmale, die in denselben enthalten sind. Sind diese wieder aus Merkmalen zusammengesetzt, so zergliedert er jedes derselben von neuem, bis nur noch einfache Merkmale übrig bleiben, die sich weiter nicht auflösen lassen, und dieses Verfahren des Verstandes heißt die Entwickelung, Ausführlichmachung oder Adäquation der Begriffe, und der Begriff selbst, welcher auf solche Art zergliedert worden ist, heißt ein adäquater Begriff. Hernach braucht man das Wort adäquat auch bei erfundenen Erklärungen oder sogenannten Definitionen, welches Begriffe sind, die das logicalische Wesen einer Sache ausdrücken, um zu erproben, ob die Sache, die durch die Definition hat erklärt werden sollen, sich wieder in die Erklärung eingeschlichen hat, wodurch ein Zirkel entsteht. Denn dadurch, daß man jedes Merkmal von neuem zergliedert, muß es sich offenbaren, ob man wieder auf den Punkt tritt, wovon man ausgegangen war. Eine adäquate Definition ist eine solche, die weder zu eng noch zu weit ist, und daher weder auf mehr, noch auf weniger Dinge paßt, als das Definitum.

Addington (Henry), Vicomte von Sydmouth, Kanzler der königlichen Schatzkammer, Sohn eines Arztes, der ein ansehnliches Glück machte und mit dem Studium seiner Kunst Liebe zur Staatswissenschaft verband, so daß Lord Chatam ihn des größten Zutrauens würdigte, und ihm selbst eine Unterhandlung mit dem Lord Bute

übertrug. Heinrich Addington, geboren 1756, ward mit Pit
dem Sohne des Lord Chatam, erzogen. Nachdem er die Schul
von Winchester und Oxfort besucht hatte, studirte er zu Lincoln Recht
gelehrsamkeit. Die schnelle und glänzende Laufbahn seines Freund
eröffnete auch ihm bald den Weg zu Ehrenstellen. Er trat ins Pa
lament und unterstützte mit ganzer Macht Pitt gegen Fox. 17
ward Addington zum Sprecher im Hause der Gemeinen gewählt; u
dieser ehrenvolle Posten blieb ihm auch bei der Zusammenberufu
eines neuen Parlaments. Stets treu der Partei Pitts, votirte
nur gegen die Meinung seines Freundes, als Wilberforce 17
die Aufhebung des Negerhandels in Vorschlag brachte. Pitt, d
sich mit ganzer Wärme für die Verwirklichung dieses Vorschlags i
teressirte, blieb in der Minderheit. Addington war auf die Sei
derer getreten, welche für die stufenweise Abschaffung stimmten.
verlangte und setzte es durch, daß der Zeitpunkt dafür bis 1800 ve
schoben wurde. Aber diese augenblickliche Abweichung in ihren Me
nungen änderte weder ihre Vertraulichkeit, noch ihre gewöhnlic
Uebereinstimmung in dem politischen Systeme. Den 28. Sept. 17
unterstützte er im Hause der Gemeinen die Aushebung einer neu
Miliz, um die ersten Vortheile der Expedition in Holland nicht nac
drucklos sinken zu lassen und den Bataviern Wort zu halten, den
die Flotte genommen und die Wiederherstellung der Ordnung in i
rem Lande versprochen worden war. Anstatt Addington für seine Rec
lichkeit zu beloben, sah Tierney nichts als eine kleine Unbedach
samkeit des Ministeriums darin, und fragte, ob die Minister ein
Vertrag mit der Siegesgöttin geschlossen hätten, um die Ueberga
der batavischen Flotte gegen das Versprechen der Wiederherstellu
der Statthalterschaft anzunehmen? Pitt wies die Frage zurück dur
die Versicherung, daß der holländische Admiral der Ueberlegenheit d
englischen Macht gewichen und sich ergeben, ohne irgend einen gehe
men Vertrag, und daß die Wegnahme und der Besitz der holländ
schen Flotte ganz unabhängig von dem endlichen Resultate der Erei
nisse seyen. Den 5. Febr. 1801 legte Pitt die Würde eines Kan
lers der königlichen Schatzkammer nieder, um sie Addington z
überlassen. In diesem Charakter stattete er mehrere Berichte üb
den Finanzzustand Englands, die Nothwendigkeit neuer Anleihen
ab, und wußte den an und für sich trocknen Gegenstand seiner Vo
träge durch eine edle und einfache Beredsamkeit auszuschmücken. Wä
rend der kurzen Dauer des Friedens von Amiens legte er stets ei
den Frieden begünstigende Gesinnung dar, vertheidigte den Frieden
schluß, der sein Werk schien, und hatte gegen die Angriffe der Krieg
partei zu bekämpfen, die ihm Schwäche und selbst Mangel an Fa
sungskraft vorwarf. So wie aber der Bruch sich ankündigte, tr
er selbst auf feindselige Maßregeln an, und zeigte sich als einen d
wärmsten Parteigänger des Kriegs. Die Krankheit des Königs
den ersten Monaten des Jahres 1804 verursachte ihm große Unruhe
Seine Feinde wollten diesen Umstand benutzen, um ihn zu stürze
aber die plötzliche Wiederherstellung des Monarchen vereitelte ihr
Plan. Doch nöthigten ihn neue Angriffe, das Ministerium zu ve
lassen; am 10ten Mai gab er Pitt die Siegel zurück. Der Köni
der ihn vorzüglich liebt, erhob ihn damals zum Lord Vicomte v
Sydmouth, und schenkte ihm auf eine ausgezeichnete Weise sein b
sonderes Vertrauen. Er trat selbst im Januar 1805 wieder ins M
nisterium, wurde aber nach einigen Monaten abermals daraus en

fernt. Er bekleidet jetzt (1813) eine untergeordnete Stelle in der Administration.

Addison (Joseph), geboren den 1sten Mai 1672 zu Miston in Wiltshire, wo sein Vater Geistlicher war, empfing den ersten Unterricht an seinem Geburtsorte und später in Lichtfield, wo inzwischen sein Vater Dechant geworden war. Früh zeigte er Neigung zu den Studien, die ihn in der Folge ausgezeichnet haben. Funfzehn Jahre alt ging er nach Oxford, wo seine lateinischen Gedichte die Bewunderung seiner Lehrer erregten. Sie erschienen in einer Sammlung: Musarum anglicarum analecta. Er war 22 Jahre alt, als er englisch in Prosa und Versen zu schreiben anfing. Sein erster Versuch war ein Bruchstück von Virgils Landbau. Er hatte sich bis jetzt dem geistlichen Stande bestimmt; aber da sein beginnender Ruf ihm die Bekanntschaft des Lord Somers und des Lord Montague, damaligen Kanzlers der Schatzkammer und nachmaligen Lords Halifax, verschafft hatte, fand er in ihnen Gönner, welche sein Glück zu befördern geneigt waren, und dieser Umstand entwickelte vielleicht in ihm die Keime des Ehrgeizes, der ihn zu Ehrenstellen führen sollte, für die er nicht geboren schien. Im J. 1695 richtete er ein Gedicht an den König Wilhelm, der zwar keinen Geschmack an den Wissenschaften fand, aber darum nicht unterließ, einem Jünglinge von so großen Hoffnungen sein ermunterndes Wohlwollen zu bezeigen. Addison wünschte zu reisen und erhielt dazu eine jährliche Pension von 300 Pfund. Er besuchte Frankreich, wo er ziemlich lange verweilte, ging von da nach Italien, und sah sich genöthigt, da indessen wichtige Veränderungen im Ministerium vorgefallen waren und ihm die Pension nicht mehr ausgezahlt wurde, bei einem jungen Engländer, der zufällig seinen Führer verloren hatte, diesen Posten anzunehmen, und mit demselben nach England zurückzukehren. Von Allem entblößt kam er in London an; aber diese peinliche Lage währte nicht lange. Die Schlacht von Höchstädt oder Blenheim im J. 1704. verbreitete durch ganz England die lauteste Freude, und Lord Godolphin, der dieses große Nationalereigniß von einem würdigen Dichter gefeiert wünschte, beauftragte auf Lord Halifax Empfehlung Addison damit. Noch ehe derselbe sein Gedicht vollendet hatte, erhielt er zur Belohnung seines Eifers den Posten eines Appellationscommissärs, den der berühmte Locke verließ. Im J. 1705 begleitete er Lord Halifax nach Hanover und ward das Jahr darauf Unter-Staatssecretär. — Eine englische Oper, Rosamunde betitelt, welche er damals schrieb, um sie der eben errichteten und eben nicht mit Beifall aufgenommenen italiänischen Oper entgegenzustellen, hatte keinen sonderlichen Erfolg. Dadurch aber, daß er diese Oper der intriganten, allgemein gehaßten Herzogin von Marlborough, die überdies die Literatur weder liebte noch zu lieben scheinen wollte, zueignete, machte er sogar seinen Charakter verdächtig. Als der Marquis Warton zum Vicekönig von Irland ernannt worden, folgte ihm Addison als Secretär und ward zugleich Archivar des Schlosses von Birmingham; ein Posten, der mit sehr wenig Arbeit und 300 Pfund jährlichen Gehalts verknüpft war. Während seines Aufenthalts in Irland entwarf Steele, mit dem er von Jugend auf durch Freundschaft verbunden war, den Plan zu einer periodischen Schrift, unter dem Titel The Tattler (der Plauderer). Addison nahm an dieser Unternehmung Antheil, an deren Stelle jedoch nach einigen Monaten der Spectator trat, bei dem ein höherer und umfassenderer Gesichtspunkt genommen worden war. Diese Schrift,

die erste in ihrer Art, wurde mit einem ungemeinen Beifall aufgenommen und machte den Verfasser allgemein berühmt. Addison stellte darin ein Gemälde von den Sitten seiner Zeit auf, indem er Charaktere schilderte, Laster züchtigte, die herrschenden Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten aufdeckte, und dabei abwechselnd den Ernst des Verstandes und den Ton des Spottes und der Ironie anwandte. In diesen verschiedenen Gattungen der Gegenstände und der Behandlung zeigte er ein ausgezeichnetes Talent, einen geläuterten Geschmack und einen gesunden, wiewohl nicht in die Tiefe dringenden Blick. Er ward Muster für viele spätere Schriftsteller und unläugbar haben der Zuschauer und das Gefolge seiner Nachahmer einen eben so ausgebreiteten als heilsamen Einfluß auf die Sitten der englischen Nation gehabt. Im J. 1713 zeigte sich Addison der literarischen Welt mit einem neuen Charakter. Er brachte sein Trauerspiel Cato auf die Bühne, an dem nach 35 ununterbrochen auf einander folgenden Vorstellungen das Publikum kaum die erste Gluth seiner Begierde gestillt hatte, und das lange in London und in den Provinzen unter dem allgemeinsten Beifall aufgeführt wurde. Doch nicht der Werth dieses an sich schwachen und frostigen Stücks, in welchem Addison recht deutlich darthat, daß er zwar ein schöner Geist, aber kein Dichter sey, sondern das politische Interesse desselben, wirkte diesen Erfolg, zu welchem die Wighs und Tory's sich vereinigten, den aber die Zeit nach und nach schwächte und endlich ganz auslöschte. Nach dem Tode der Königin Anna wurde Addison in verschiedenen öffentlichen Aemtern angestellt. Er ging in der Eigenschaft eines Secretärs des Vicekönigs, Grafen von Sunderland, zum zweiten Male nach Irland; ward darauf Lord des Handelsbureau's und 1717 Staatssecretär. Das Jahr vorher hatte er sich mit der verwitweten Gräfin von Warwick verheirathet. Aber diese Ehe mit einer eiteln, eingebildeten und herrschsüchtigen Frau trug eben so wenig zu seinem Glücke bei, als seine Erhebung ins Ministerium die Meinung, die er von seinem Geiste und seinen Talenten begründet hatte, verstärken konnte. Man bemerkte nur zu bald seine Unfähigkeit, das ihm anvertraute Amt zu verwalten. Er war nicht im Stande, öffentlich zu reden, und die Maßregeln der Regierung zu unterstützen und zu vertheidigen. Die mancherlei Kränkungen sowohl, die er darüber erfahren mußte, als auch die Abnahme seiner Gesundheit bewogen ihn sehr bald, die Stelle wieder niederzulegen, worauf er 1719 zu Hollandhouse bei Kensington in seinem 48sten Lebensjahre an der Wassersucht starb. Er wurde in der Westmünsterabtei beigesetzt. — Als Gelehrter zeigte sich uns Addison unter verschiedenen Gesichtspunkten. Zwar hat er sich in keiner seiner mancherlei Schriften zu der Stufe der Ueberlegenheit, welche das Genie auszeichnet, in allen jedoch weit über die Mittelmäßigkeit erhoben, und in einigen hat er eine Vereinigung von Scharfsinn und Urtheil, von Geschmack und Scherz gezeigt, die eben so selten ist, als die wahre Genialität. Außer seinen lateinischen schrieb er eine große Anzahl englischer Gedichte, meistens Uebersetzungen und Nachahmungen des Virgil, Horaz und Ovid. Sein Gedicht auf die Schlacht von Blenheim ist schon oben angeführt worden. In England gilt Addison für einen geistreichen, eleganten und wohlklingenden Dichter, und die meisten setzen ihn Popen und Dryden an die Seite. Wir können diesem Urtheil nicht beistimmen. Als tragischer Dichter nimmt er einen sehr tiefen Platz ein. Von seinen prosaischen Werken ist nächst dem Zuschauer seine Reise nach Italien das wichtigste. Seine

Prosa ist in jeder Rücksicht musterhaft und verdient ihrer Reinheit und edeln Einfachheit wegen studirt zu werden. Als Mensch war Addison von den untadelhaftesten Sitten, ein aufrichtiger Anhänger der Religion; ernst und zurückhaltend in seinem Betragen; in der Gesellschaft wortsam und verlegen, sprach er wenig vor Personen, die er nicht genau kannte. Ich habe nie, sagte Lord Chesterfield, einen bescheidenern und linkischern Menschen gesehen. Unter seinen Freunden war seine Rede fließend und anmuthig. Pope wirft ihm Neid auf fremdes Talent vor.

Adel. Der heutige europäische Adel, welcher sowohl von dem Adel der andern Erdtheile, als auch von dem, was in den ältern Staaten Adel genannt werden kann, sehr verschieden ist, schreibt sich von der Errichtung der Lehnsverfassung her, welche nach und nach auf die Eroberung von Europa durch Schwärme freier und ihren Königen bloß als Heerführern gehorchenden Menschen folgte. Die Eroberer hatten Land und Volk unter sich getheilt, und die übrigen Landesbewohner, so zu sagen, aller menschlichen Vorrechte beraubt. Während nun der unterdrückte Theil der Landesbewohner, selbst mit Begünstigung der Regenten, welche sie als ein Gleichgewicht gegen die Anmaßungen jener betrachteten, arbeitete, um zur bürgerlichen Freiheit zu gelangen, mußten die Regenten die Landesbesitzer durch die Einführung der Lehnsverfassung fester an den Staat zu binden. Indem sie den Landesbesitzern gewisse Dienstwürden ertheilten, wurden die Grundstücke, die denselben vorher mit vollem Eigenthumsrechte angehörten, unter dem Namen eines Lehens für ihren Mannsstamm gewissermaßen zum Eigenthum des Staats gemacht; die Regenten selbst traten ihnen gehörige Ländereien unter diesen Bedingungen als Lehen an Unterthanen ab. So entstand die Lehnsverfassung und der europäische Adel. In Deutschland gibt es einen hohen und niedern Adel, und zwar nicht bloß dem Namen, sondern auch der Sache nach; ursprünglich gab es jedoch nur Eine Gattung des Adels. Die Herzoge, Grafen u. s. f., welche jetzt den hohen Adel ausmachten, bekleideten damals bloß persönliche, aber keine erbliche Würden; erst mit völliger Ausbildung des Lehnssystems wurden einige große Kriegspfründen und Pflegschaften erblich; und so entstand der Unterschied zwischen einem herrschenden und beherrschten, oder einem hohen und niedern Adel. Die ehemalige Kriegsverfassung und die darin entstandene Ritterwürde — in ihrer glänzendsten Periode der höchste Ehrengipfel, den die in Kriegsdiensten stehenden Personen erreichen konnten, — enthält den Ursprung der Vorrechte des niedern Adels. Bis auf die Zeit Kaiser **Friedrich** II. konnte jeder Freigeborne, wenn er begütert genug war, sich in diese Laufbahn wagen und Lehrling werden; aber nach einer Anordnung dieses Kaisers mußte er vorher zeigen, daß er von Ritterart sey. (S. Geschichte der Ungleichheit der Stände unter den vornehmsten europäischen Völkern, von C. **Meiners**. Das Ritterwesen des Mittelalters nach seiner politischen und militärischen Verfassung, a. d. Fr. des Hrn. de la **Curne** de St. **Palaye**, von Joh. Ludw. **Klüber**. Eine gute Geschichte des deutschen Adels ist in folgendem Werke enthalten: Nachricht von einigen Häusern des Geschlechts der von Schlieffen oder von Schlieben, Cassel 1784.) — Was den **politischen Nutzen** des Adels betrifft, so ist wohl nicht leicht jemals so viel für und wider denselben gesagt worden, als in dem gegenwärtigen Zeitalter. **Montesquieu's** lange Zeit als **Axiom** angenommener Meinung, daß der Adel zwischen dem Regenten und dem Volke das Gleichgewicht halte, und dem Volke zur Schutzwehr gegen die Willkür der Herrscher diene, setzt **Hennings** entgegen: die Geschichte der

Völker lehre das Gegentheil, und stelle den Adel als die Scheidewa
zwischen dem Regenten und dem Volke dar (Hennings über die wa
ren Quellen des Nationalwohlstandes). Beide Schriftsteller scheinen
rasch aus einzelnen Thatsachen allgemeine Grundsätze gezogen zu habe
Es ist dem Adel eben so wenig wesentlich, die Vormauer als die Sch
dewand zwischen dem Regenten und dem Volke zu seyn; die Geschich
liefert für beide Fälle Thatsachen. Jeder Stand kann zur Erhaltu
des Gleichgewichts zwischen dem andern dienen; alles kommt darauf a
zwischen welchen Ständen das Gleichgewicht gestört worden. In d
mittlern Zeiten haben sich die Fürsten vielfältig des Volks wider d
Anmaßungen des Adels bedient. Ueberhaupt kann die Frage nicht
wohl von der Zweckmäßigkeit des Adels, sondern nur davon seyn, ob
in seiner bisherigen Gestalt noch dem Geiste der gegenwärtigen Zeit a
gemessen sey. Daß er es früher gewesen, wird durch seine lange E
stenz bewiesen, denn die Erfahrung lehrt, daß, wie kurz oder lang a
der Kampf sey, jedes dem Zeitgeiste widerstrebende und widersprechen
Institut demselben unterliegt. Die Ursachen aber, durch deren Zusa
menwirkung der Adel seine ursprüngliche Bedeutung verlor, und d
Reformen entgegengeführt wurde, die er theils schon erfuhr, the
noch erwartet, bieten sich uns leicht dar, wenn wir einer Seits se
Entstehung und Bestimmung, und anderer Seits die Fortschritte betra
ten, welche der menschliche Geist seitdem machte, und die Veränderu
gen, welche dadurch in der bürgerlichen Verfassung hervorgebracht wu
den. Der Adel entstand aus dem Kriege; seine Bestimmung war
den Krieg; Tapferkeit seine erste Tugend; Güter und Vorrechte se
Belohnung. Sowohl jene als diese erbten vom Vater auf Sohn. A
aber durch die Erfindung des Schießpulvers und dessen verbreitetern G
brauch die Gestalt der Kriege verändert wurde, als nicht mehr persön
cher Muth das einzige Erforderniß zum Kriegführen war, sondern d
Erfolg der Schlachten durch die Massen der Kämpfenden und deren
schickte Leitung entschieden ward; da bereitete sich der Verfall des Ad
zuerst vor. Sein Ansehen blieb jedoch ungeschwächt, so lange er ni
nur der tapferste, sondern vermöge seines Reichthums auch der geb
detste, vornehmste und dem Fürsten nächste Stand war. Er nahm j
die Befehlshaberstellen bei den Heeren ein, ermunterte durch sein B
spiel die rohen Söldner, die er allein anzuführen verstand. Hier f
er eine würdige und glänzende Laufbahn, die er lange mit dem schöns
Erfolg betrat. Indeß entwickelte sich der Bürgerstand; die Erfindu
der Buchdruckerkunst gab diesem die Mittel, seinen Geist zu bilden,
Entdeckung Amerika's und der dadurch unendlich erweiterte Handel
ben ihm die Mittel, sich zu bereichern. Je mehr aber der dritte St
an Geisteskultur und Reichthum zunahm, desto mehr verschwand
Unterschied, der ihn von dem Adel trennte, und zwischen beiden St
den erhob sich ein rühmlicher Wettstreit, es einander in Entwickelu
ihrer Talente zuvorzuthun. Einzelne Männer von glänzenden Eig
schaften und Verdiensten hoben den Bürgerstand, während der A
durch einzelne Beispiele der Entartung und Unwürdigkeit herabgezo
wurde. Seit dem Bürger nichts mehr im Wege stand, sich gleich d
Edelmanne auszubilden, blieben diesem keine Vorzüge mehr, als se
Ahnen und seine ererbten Privilegien. Jene, die allerdings dem w
ren Verdienst einen noch höhern Glanz zu geben vermögen, sind jed
nur von idealem Werth. Diese hingegen begründen noch einen reel
Vorzug, indem sie den Adel außer vielen Freiheiten die vornehms
Staats- und Militärwürden sichern. Da aber diese Einrichtungen, o

innere Nothwendigkeit, nur auf der Achtung des von Alters her Gültigen beruhen, so können sie auch nur so lange bestehen, als der Staat ihre Aufrechterhaltung seinem Interesse nicht entgegen findet. In einer Zeit, wie die gegenwärtige, deren außerordentliche Ereignisse die Entwickelung aller Staatskräfte, geistiger und physischer, im weitesten Umfange erfoderten und erfodern, mußte eine so schwach gezogene Scheidewand niedersinken. Die schon früher ausgesprochene Wahrheit, daß jeder Staatseinwohner nach Maßgabe seines Vermögens zu den Staatslasten beizutragen habe, und daß der Vortheil des Ganzen erfodere, Aemter und Würden dem Fähigsten und Würdigsten zu ertheilen, wurde jetzt allenthalben in Ausübung gebracht, wo man das Bedürfniß fühlte, und wo der geistige Zustand der Nation es zuließ. Von Frankreich, wo die Revolution den Adel völlig vernichtet hatte, ging diese Reform aus; doch begnügten sich diejenigen Staaten, welche sie annahmen, mit der Einziehung seiner Privilegien, ohne ihn darum selbst abzuschaffen. Sie unterwarfen ihn gleichen Abgaben und Lasten mit den übrigen Unterthanen, und ließen den Bürgerlichen um jedes Amt im Civil und Militär mit ihm concurriren. Unläugbar sind diese Verfügungen den herrschenden Begriffen unsers Zeitalters angemessen, und Napoleon, der in Frankreich einen neuen Adel gründete, ging von ihnen aus. Ueber die Masse der Menschen erhebt man sich nur durch seltenes *Geistesvermögen*, oder durch *Verdienst um den Staat in höhern Aemtern*, oder durch *Reichthum des Besitzes*. Das *Talent* kann sich Gewalt und Reichthum erwerben; *Gewalt* kann sich Besitz gewinnen; *Reichthum* hat offenen Weg zur Macht. — Nur diese drei Tugenden erheben bei allen Völkern über den großen Haufen. Demnach verband Napoleon den Adelsrang mit den *höchsten Staatswürden*. Die Großwürdenträger des französischen Reichs führten als solche den Titel Prinz und Durchlaucht; Minister, Senatoren, lebenslängliche Staatsräthe, Präsidenten des gesetzgebenden Corps und Erzbischöfe, den *Grafentitel auf Lebenszeit*. Die Präsidenten der Wahlcollegien in den Departements, der erste Präsident und der Generalprocurator des Cassationsgerichts, der Rechnungskammer, des Appellationsgerichts, die Bischöfe, die Maires der 37 Städte, welche der Kaiserkrönung beiwohnen sollten, hatten auf *Lebenszeit* den Titel *Baron*; die Mitglieder der Ehrenlegion den Titel *Chevalier*. Diese Titel konnten aber, in Folge des napoleonischen Statuts, auf die gesetzmäßige, natürliche oder adoptirte Nachkommenschaft, vom männlichen zum männlichen Geschlecht, nach der Ordnung der *Erstgeburt* vererbt werden; doch mußten dem Erben des Prinzen (der in diesem Fall Herzog hieß) 200,000 Franken, dem Erben des Grafen 30,000 Franken, des Barons 15,000 Franken und des Chevaliers 3000 Franken jährliche Einkünfte durch Errichtung eines Majorats gesichert worden seyn. Der Adelstitel haftete also in Frankreich nicht an der Person, sondern an der Würde im Staat, oder an den Gütern, die der Erbe des Edelmanns besitzt. Der Adelsrang verschwand, sobald der Edelmann nicht ein dem Range gemäßes Vermögen hinterließ, oder dasselbe versplitterte. Jedes Mal lag ihm ein solider Grund unter. Er stützte sich auf Staatswürden, auf Verdienst um Thron und Staat, oder endlich, wenn jene fehlten, auf Reichthum. Folglich *gaben* in Frankreich nützliches Talent, Gewalt oder Reichthum den Adel; nicht in verkehrter Ordnung berechtigte Adel zu Reichthum, Ehrenstellen oder Glauben an Talent. Alle sind und bleiben *gleich vor dem Gesetz*, haben *gleiche* Rechte, *gleiche* Ansprüche, *gleiche* Obliegenheiten. Der franzö-

sische Adel war natürlicher Adel; weit entfernt, durch unverdiente Vo
rechte mit der Zeit dem Staate selbst Nachtheil zu bringen, beförder
er dessen höchsten Zweck.

Adelstan, der achte König von England während der säch
schen Dynastie, ein natürlicher Sohn Eduards des ältern, wur
durch Liebe und freie Wahl des Volks im J. 925 auf den Thron
hoben. Er wurde seinen Brüdern vorgezogen, welche seine Verdie
ste erkannten, und ihn friedlich regieren ließen, und erfüllte
Hoffnungen, die man von ihm hatte. Man versichert, daß er
Blut vergossen habe, als das seiner Feinde, an der Spitze der A
meen und in gerechten Kriegen. Ein vornehmer Engländer, der ei
Verschwörung gegen ihn unternommen hatte, aber entdeckt und g
setzlich überführt wurde, erhielt von ihm keine andere Strafe,
die der Verweisung. Die Dänen in Northumberland, die sich v
der englischen Herrschaft befreien und dies eine der sieben Königrei
wieder herstellen wollten, wurden von ihm geschlagen. Die Ueb
wundenen flohen unter der Anführung des Amlaff, Sohns
Sitrik, nach Schottland, und zogen Constantin, den Kö
dieses Landes, zu ihrer Partei. Dieser vergaß die Verträge, in
nen er mit Adelstan stand, und verheerte England. Adelstan rü
te ihm entgegen, zwang ihn in den Ebenen von Bromfeld zu
ner Schlacht, die 30 Stunden dauerte und in der die gerechte Sa
siegte. Fünf Anführer der Schotten, Irrländer und Galen fand m
unter den Erschlagenen. Er verfolgte seinen Sieg und eroberte Scho
land. Aber zufrieden, die Treulosigkeit bestraft zu haben, gab
diesem Fürsten alle Länder zurück, indem er sagte: „Es ist rüh
licher, Könige zu machen, als zu entthronen." Eben so bestrafte
auch die übrigen Theilnehmer dieses Krieges. Er regierte seitdem
Frieden, und wendete ihn an, das Glück seiner Unterthanen im
mehr zu begründen. Er erneuerte und verbesserte die Gesetze sei
Vaters, war unermüdet, den Frevel an den Gesetzen zu verhüt
und gnädig auch bei den Strafen, welche die Schuldigen tra
Nach einer kurzen Regierung von sechszehn Jahren starb er im
941, von seinem Volke angebetet und von auswärtigen Völkern
achtet und verehrt.

Adelung (Johann Christoph), dieser um die vaterländische
teratur und Sprache hochverdiente Gelehrte, war 1734 zu Spantel
in Pommern geboren, genoß den ersten Unterricht theils zu Ankl
theils zu Klosterbergen bei Magdeburg, und vollendete seine Stud
auf der Universität zu Halle. Im J. 1759 ward er zum Professer
dem Gymnasium zu Erfurt ernannt, ging aber zwei Jahre dar
nach Leipzig, wo er sich bis 1787 den weitläuftigen Arbeiten widm
wodurch er der deutschen Sprache und Literatur so nützlich gewor
In diesem Jahre ernannte ihn der Churfürst von Sachsen zum Bib
thecar und als solcher mit dem Titel eines Hofraths starb er
Dresden im Sept. 1806. Adelung allein hat für die deutsche Spr
geleistet, was für andere nur ganze Akademien leisteten. S
grammatisch-kritisches Wörterbuch, welches zu Leip
1774 bis 1786 erschien, übertrifft das englische von Johnson in
lem, was die Definitionen, die Abstammung, die Ordnung der
deutungen und hauptsächlich die Etymologie der Wörter betri
aber es steht ihm nach in der Wahl der classischen Schriftstel
welche für die Bedeutungen angeführt werden; entweder weil zu
Zeit, wo Adelung die Materialien zu seinem Werke sammelte, e

große Anzahl der besten deutschen Schriftsteller noch nicht bekannt oder noch nicht genugsam anerkannt waren, oder weil Adelungs Vorliebe für die obersächsischen Schriftsteller ihn zu der Ungerechtigkeit verleitete, alle diejenigen zu vernachlässigen, deren Vaterland oder Styl ihm kein Vertrauen einflößte. Er hatte als Norm den Dialect des Markgrafthums Meißen festgestellt, und verwarf alles was in den höheren Ständen und bei den berühmtesten Schriftstellern dieser Provinz nicht gebräuchlich war. In der Ueberzeugung, daß die Sprache das Werk der Nation und nicht der Individuen, selbst der ausgezeichnetsten, sey, und der meißnischen Mundart, als der reichsten und frühest kultivirten, vor allen andern mit Recht den Vorzug gebend, vergaß er doch zu sehr, daß die Büchersprache, in Deutschland mehr als in jedem andern Lande, das Werk der Gelehrten sey, und daß der Mangel eines politischen Mittelpunkts, verbunden mit der Gleichgültigkeit der Regierungen gegen die Muttersprache, den Schriftstellern das Gesetz und das Recht gegeben, aus der Tiefe der Sprache alle Schätze hervorzuziehen, welche sie darbietet, und dazu die einzelnen Mundarten zu benutzen. Adelungs gemessener und methodischer Geist erschrack über die Anarchie und die Fluth neuer Wörter, womit er die deutsche Sprache bis ins unbegränzte bedroht sah, und darüber verkannte er ihre bewundernswürdige Beugsamkeit und Bildsamkeit, die sie allein mit der griechischen gemein hat. Voß und Campe haben mit vollem Rechte, aber vielleicht mit zu wenig Schonung, diese Mängel gerügt. Die von 1793 bis 1801 erschienene zweite Auflage des Adelungschen Wörterbuchs liefert eine Menge von Zusätzen, die an sich schätzbar sind, aber mit den inzwischen erfolgten Fortschritten der Sprache in keinem Verhältniß stehen, und nur zu deutlich beweisen, daß auch ein unermüdlicher Fleiß die schon in den Plan eines Werks verwebten Fehler hinwegzuschaffen nicht vermag. Von Adelungs übrigen Werken, deren vollständige Aufzählung wir hier unterlassen, nennen wir seine schätzbaren deutschen Sprachlehren, sein Magazin für die deutsche Sprache, sein Werk über den deutschen Styl, und sein Mithridates, in welchem er die Ausbeute seiner gesammten Sprachforschungen niederzulegen gedachte. Er selbst vollendete jedoch nur den 1. Band; die folgenden verdanken wir dem gelehrten Linguisten Vater in Königsberg, der dazu theils des Verstorbenen Papiere, theils von A. v. Humbold gelieferte Materialien, theils die Resultate eigner Untersuchungen verarbeitete. — Als Mensch war Adelung von den unbescholtensten Sitten und sehr liebenswürdigen Eigenschaften. Verheirathet war er nie. Täglich midmete er vierzehn Stunden der Arbeit, von welcher er sich im Kreise seiner Freunde und an einer gut besetzten Tafel erholte. — Des vorigen Neffe, Friedrich Adelung, ruff. kaiserl. Collegienassessor in St. Petersburg und seit 1803 Lehrer der jungen Großfürsten und in den Adelstand erhoben, hat während seines Aufenthalts in Rom interessante Untersuchungen über die damals in der vaticanischen Bibliothek befindlichen altdeutschen Gedichte angestellt und mitgetheilt.

Adept, s. Alchymie.

Aderlaß, das Weglassen einer Quantität Bluts mittelst Oeffnung einer Ader, gewöhnlich einer Blutader. Wo diese Oeffnung geschehe, darauf wurde von den Alten sorgfältig geachtet. Jetzt läßt man gewöhnlich zur Ader 1. am Arm, aus der äußern oder innern Hauptvene, oder aus der Mittelblutader; 2. an der Hand, aus der äußern Hauptvene des Daumens oder kleinen Fingers; 3. am Fuß,

aus jeder hinlänglich starken Blutader, gewöhnlich aus der innern Vene des Fußrückens; 4. am Halse, aus dem hintern Aste der Jugularvene; 5. an der Zunge aus der Froschblutader. — In Deutschland gebraucht man dazu gewöhnlich den Schnepper; in Frankreich, England u. s. w. die Lanzette, mit der die Verletzung einer Arterie oder eines Nerven sicherer zu vermeiden ist. Unter den Pulsadern ist die Schlafarterie die einzige, welche bei manchen örtlichen Fehlern des Kopfes geöffnet wird. Von diesem eben beschriebenen allgemeinen Aderlaß unterscheidet man den örtlichen, der durch Schröpfköpfe oder Blutigel geschieht, um bei Entzündungen das Blut aus der leidenden Stelle zu ziehen, ohne das System zu schwächen. Der Aderlaß gehört unstreitig zu den wirksamsten Mitteln in der Heilkunst, aber über seine Anwendbarkeit haben die vorzüglichsten Aerzte sehr verschieden gedacht. Podelirius, des Aeskulap Sohn (etwa 1184 vor Chr.), wird uns als der erste genannt, der den Aderlaß anzuwenden wagte, indem er des karischen Königes Damäth Tochter, Syrna, durch Oeffnung der Adern an beiden Armen glücklich herstellte. Später ist von Euryphon unter den knidischen Aerzten, und von Demokrit (464 vor Chr.) bekannt, daß sie den Aderlaß verordneten. Hippokrates selbst, zu dessen Zeiten dies Mittel schon sehr gebräuchlich war, wandte es sparsamer an, denn er sah die Heilung der Fieber und Entzündungen als ein Werk der Natur, den Aderlaß aber als ein die Wirksamkeit derselben störendes Schwächungsmittel an. Häufiger und endlich bis zum Mißbrauch verordneten ihn seine Schüler, und erregten dadurch ihrem Lehrer Feinde. Unter diesen waren die vorzüglichsten Chrysipp und dessen Schüler Erasistrates in Alexandrien. Nach seiner Theorie war in den Arterien ein Geist als die Lebenskraft, in den Blutadern aber nur entgeistetes Blut vorhanden, dessen Uebergang in die Arterien die Krankheit erzeuge. Für die Ursach dieser Unordnung hielt er die Vollblütigkeit, die nicht durch Aderlaß, sondern durch Enthaltsamkeit u. s. w. gehoben werden müßte. Die um diese Zeit entstehenden Schulen der Empiriker (250 vor Chr.) betraten den richtigen Weg, indem sie der Beobachtung der Natur auf hippokratische Weise nachstrebten, und die Fälle für die Anwendung des Aderlasses zu bestimmen suchten. Aber mit den Wissenschaften verfiel auch die Heilkunst in Griechenland. Zwar erhoben sich griechische Aerzte unter den Römern, aber die empirische Schule war ausgeartet. Der Mißbrauch mit dem Aderlaß ward wieder allgemein, bis Asklepiades aus Bithynien, Cicero's Arzt und Freund, der Lehre vom Blutlassen eine neue Gestalt gab. Er vertheidigte den Aderlaß, da ihm die Vollblütigkeit Ursach der meisten Krankheiten war, aber er gebrauchte ihn vorzüglich nur da, wo Schmerz vorhanden war, und hielt, so wie ein Schüler Themison, schon viel auf örtliche Blutentziehungen. Nach ihm bestimmte Celsus, der lateinische Hippokrates, bündig und schön die Fälle des Aderlasses (im J. 5 nach Chr. Geb.). Aretäus, der Stifter einer neuen Schule (70 J. nach Chr.), ließ mehr in hitzigen als in langwierigen Krankheiten zur Ader, in dringenden Fällen aber bis zur Ohnmacht. Galenus (im J. 160), der eine Hauptclasse der Krankheiten von Vollblütigkeit ableitete, verordnete reichliche Aderlässe, und durch das Ansehen seiner Lehre, die durch mehrere Jahrhunderte die herrschende war, wurde der Gebrauch derselben sehr verbreitet. Nach dem Umsturz des römischen Reichs waren die Aerzte in Europa so selten, daß Carl der Große an einer Lungenentzündung ohne Aderlaß, und überhaupt ohne ärztliche Behandlung

starb. Die arabischen Aerzte folgten dem Galen, verbreiteten seine Lehre in Spanien, Italien und Frankreich, und wenn schon durch sie die Anwendung des Aderlasses vervielfältigt wurde, so geschah dies noch mehr durch die Mönche, die im alleinigen Besitz der Heilkunde und überhaupt aller damaligen Wissenschaft waren, und den Uebeln der Vollblütigkeit lieber durch Blutablassen als durch Mäßigkeit abhelfen mochten. Später verflocht man die Astrologie in die Lehren der Medizin, und bestimmte den Aderlaß nach gewissen Tagen. Die Päpste hatten zwar (1300) den Mönchen die Ausübung der Heilkunst untersagt; allein theils achteten diese nicht darauf, theils erklärten sie das Verbot nur von chirurchischen Operationen. So trennte sich damals die Chirurgie von der innern Medizin; das Baderhandwerk entstand, und eignete sich das Aderlassen, Schröpfen und Bartscheren zu. Jetzt nahm der Mißbrauch des Aderlassens immer mehr überhand; es galt damals die Regel: den ersten Tag verlebe lässig, den andern mäßig, den dritten toll und voll, der vierte thut dem Aderlaß wohl. Als aber nach Erfindung der Buchdruckerkunst die Schriften der griechischen Aerzte und vornehmlich des Hippokrates verbreitet wurden, und ihre Lehre wieder auflebte, da wurde wenigstens unter den Aerzten der Aderlaß wieder auf bestimmte Fälle beschränkt. In Deutschland verdrängte Paracelsus (1525) das galenische System und mit ihm den Aderlaß, der blos in den Händen der Bader blieb. In Frankreich, Italien u. s. w. blieb jedoch noch theils das hippokratische, theils das verunstaltete galenische System, und daher auch der Aderlaß herrschend, der aufs höchste gemißbraucht wurde. Helmont (1600) der Stifter einer ganz verschiedenen Lehre, eiferte gegen die Blutentziehung; er glaubte, daß der Lebensgeist, den er Archäus nannte, zu sehr dadurch geschwächt werde. Harvey's Entdeckung des Blutumlaufs (1619) hatte in so fern Einfluß auf den Aderlaß, als sie zu Versuchen veranlaßte, (1642), die Heilmittel in den Adern selbst einzuspritzen, oder (1656) einen Theil des kranken Bluts abzulassen, und durch Blut von gesunden Menschen oder Thieren zu ersetzen. In England erschien Sydenham (1673), der durch starke Aderlässe die Natur zur Unterdrückung der Krankheit zwingen zu können glaubte. Fast in allen Krankheiten ließ er Blut weg, nie unter acht, fast immer zehn und mehr, ja in Entzündungsfällen bis auf 40 Unzen. Ihm entgingen die übeln Folgen davon nicht, aber er glaubte die Krankheit nicht anders bezwingen zu können. Stahl (1707) suchte Hippokrates Lehre mit Helmonts Theorie zu vereinigen, und stellte über den Aderlaß sehr richtige und gemäßigte Grundsätze auf. Vollblütigkeit, lehrte er, sey selbst keine Krankheit, nur durch Störung des Gleichgewichts zwischen den festen und flüssigen Theilen könne sie dazu werden, und in diesen Fällen sey das Gleichgewicht wieder herzustellen. Unentbehrlich aber fand er das Aderlassen, wenn die Vollblütigkeit in Bewegung geräth, und Congestion oder Blutfluß erregt. Diesem Fall aber rieth er vorbauungsweise durch Aderlaß zuvorzukommen. Seine Lehre pflanzte sich entstellt und mißverstanden ins Publikum fort. Allenthalben hielt man Präservationsaderlässe für nöthig, und in Frankreich ging der Mißbrauch so weit, daß Moliere die Aerzte mit ihrem ewigen Clisterium donare, postea seignare, ensuita purgare, mit Recht auf der Bühne lächerlich machte. Bordeu arbeitete dem Unwesen in Frankreich entgegen. In England blieb man noch immer sehr freigebig damit. Cullen (1777),

der alle Krankheiten als widernatürliche Zustände des Nervensystems, alle Abnormitäten der Säfte als Folge der Schwäche und des Krampfs ansah, hielt den Aderlaß für ein vorzügliches Mittel, die Thätigkeit des ganzen Körpers und besonders des Systems der Blutgefäße zu vermindern, empfahl jedoch Berücksichtigung aller Umstände, und folgte in der Lehre von der Vollblütigkeit meistens der Lehre Stahls. Stoll in Wien (1780) fand, als ein Verehrer Sydenhams, häufige Veranlassung zu Aderlässen. Mehrere neuere Aerzte hingegen suchten ihre zu häufige Anwendung einzuschränken; dahin gehören J. P. Frank, Richter, Selle, Vogel, Hufeland, Reil, Hildebrand u. A. Wollstein (1791) wollte nur in wenigen Fällen eine so bedeutende Schwächung zugeben. Auch Gall suchte die Lehre vom Aderlaß zu berichtigen. Brown verstattete den Aderlaß bei sthenischen Krankheiten, deren Zahl er aber sehr gering angab, und die Ausbreitung seiner Lehre (s. Erregungstheorie) beschränkte den Gebrauch dieses Mittels immer mehr. Nur nnter den ächten Heilkünstlern erhielt sich die richtige Anwendung desselben. Dahin gehören, außer den genannten Männern, Hades, Heim, J. Frank, und Andere; vorzüglich auch Markus, der durch glückliche Anwendung naturphilosophischer Grundsätze auf die Medizin wichtige neue Ansichten eröffnete. Fassen wir das Resultat dieser Uebersicht kurz zusammeu, so finden wir, daß die größten Aerzte aller Zeiten über die Wichtigkeit dieses Mittels, das in der Heilkunst nicht entbehrt werden kann, übereinstimmend dachten, und nur nach Maßgabe ihrer Theorien in der Anwendung desselben von einander abwichen. H.

Adern sind die häutigen und muskulösen Canäle im thierischen Körper, welche das Blut aus dem Herzen durch alle Theile des Körpers und wieder nach dem Herzen zurückführen. Aus dem Herzen, welches der Mittelpunkt der für das Leben unumgänglich nothwendigen Blutcirculation bildet, erheben sich vier Hauptadern, welche sich nach und nach in mehrere Aeste theilen, die, immer wieder getheilt, sich durch den ganzen Körper in unzähligen Zweigen bis in seine äußersten Theile verbreiten. Von diesen vier Hauptadern, auf welche sich das ganze Adernsystem des Körpers zurückführt, sind zwei Puls- und zwei Blutadern. Aus jeder der zwei Herzkammern steigt eine von jeder Gattung empor. Beide Gattungen von Adern sind sehr wesentlich von einander verschieden. Die Pulsadern führen das Blut aus dem Herzen; bei jedem Schlage desselben treibt das darin vorhandene Blut in die Pulsadern, so wie bei jeder darauf folgenden Oeffnung desselben die Blutadern es wieder füllen. Diese zusammenziehende und ausgedehnte Bewegung des Herzens theilt sich den Pulsadern mit, weshalb sie auch Schlag- oder Pulsadern (Arterien) heißen. Durch diese unaufhörliche fortgesetzte Bewegung wird das Blut durch alle Zweige der Pulsadern fortgetrieben, bis es endlich aus den feinsten Canälen derselben in die Blutgefäße des Fleisches übertritt, aus welchen es die eben so subtilen äußersten Canäle der Blutadern (Venen) aufnehmen und dem Herzen in zwei Hauptstämmen wieder zuführen. Die Venen haben keinen Schlag, und das Blut, das durch die Pulsadern rückweise getrieben wird, fließt durch sie gleichmäßig und ruhig zum Herzen zurück. Daher kommt es denn, daß die Verletzung einer Vene leicht zu heilen, einer Arterie hingegen (gewisse Fälle ausgenommen) unheilbar ist. Ein anderer wesentlicher Unterschied im Baue der Venen von den Arterien besteht darin, daß d[illegible]

ersteren in ihren Höhlungen Ventile oder halbmondförmige Klappen haben, welche sich dem rückgängigen Laufe des Bluts entgegenstellen; zwei solche Ventile verhindern auch, daß nicht bei jedem Schlage des Herzens Blut in die beiden Venenstämme tritt. Die aus der rechten Herzkammer entspringende Pulsader, welche sich in unzähligen kleinen Ästen durch die Lunge verbreitet, heißt die Lungenpulsader (arteria pulmonalis), so wie die in der linken Herzkammer entspringende, welche das Blut durch den ganzen übrigen Körper führt, die große Pulsader arteria aorta). Eben so heißt die Blutader, welche das Blut in die rechte Herzkammer zurückführt, die Lungenblutader (vena pulmonalis), die andere hingegen, welche das Blut in die linke Herzkammer zurückführt, Hohlader (vena cava). Daraus erhellt denn, daß eigentlich ein doppelter Blutumlauf im Körper Statt findet: der eine durch die Lunge, der andere durch den ganzen übrigen Körper. (Vergl. den Art. Blut.) Bekannt ist es, daß man wegen der Ähnlichkeit auch gewisse Canäle in den Blättern und andern Theilen der Gewächse, so wie gewisse Fasern und Striemen in Gesteinen u. s. w. Adern nennt.

Ades, s. **Hades**.

Adhäsion (Anhängen) nennt man die Eigenschaft der Körper, vermöge welcher sie bei der Berührung sich so verbinden, daß eine äußere Kraft dazu erfordert wird, um sie wieder zu trennen, wie flüssige und feste Körper thun. Man sieht hieraus, daß die flüssigen Körper durch die festen stärker angezogen werden, als sie unter einander zusammenhängen. Doch findet hier ein Unterschied Statt; denn Quecksilbertheilchen hängen sich z. B. nicht an Glas, aber wohl an Gold, Silber und Blei. Wasser hängt sich an den meisten Körpern an, wenn ihre Oberfläche nicht mit einer Fettigkeit, Staub, Mehl u. dgl. bedeckt ist. Flüssige Körper nehmen in Gefäßen aus einer Masse, die von ihnen benetzt wird, keine vollkommen horizontale Oberfläche an, sondern steigen vielmehr um den Rand der Gefäße herum etwas in die Höhe. Beweise hiervon gibt das Wasser, Bier u. s. w. in Gläsern, Eimern, Töpfen u. s. w. In Gefäßen hingegen, deren Masse von den darin enthaltenen Flüssigkeiten nicht benetzt wird, stehen letztere am Rande tiefer und in der Mitte höher. So zeigt z. B. Quecksilber in einem Glase eine gleichsam convexe Oberfläche. Wasser u. dergl., gießt man es aus einem Gefäße, dessen Masse davon benetzt wird, läuft leicht am äußern Rande herunter, wenn man nicht eine geschickte Richtung giebt. Quecksilber thut dies aus einem Glase nie; wohl aber aus einem Gefäße von Blei 2c.

Aedilen, obrigkeitliche Personen bei den Römern, welchen die Aufsicht über die öffentlichen Schauspiele, die öffentlichen Gebäude, das Urtheil über die Baustreitigkeiten und die Marktpolizei anvertraut war. Anfangs wurden zwei aus dem gemeinen Volke gewählt; zu Ende des vierten Jahrhunderts nach Erbauung der Stadt Rom kamen noch zwei aus den Patriciern hinzu, welchen letztern der elfenbeinerne Magistratsstuhl vergönnt war, und sie selbst wurden Aediles curules, jene hingegen Aediles plebis genannt. **Julius Cäsar** setzte noch eine dritte Gattung hinzu, denen die öffentlichen Magazine anvertraut waren.

Adjustiren heißt im Handel und Wandel etwas in völlige Richtigkeit setzen, abmachen. Ferner wird es vom Abzug messingner und zinnerner Gewichte gebraucht, wenn sie völlig dem einmal eingeführten Land- oder Stadtgewicht gleichen; und endlich heißt es im Münz-

wesen die Bereitung und Beschneidung derjenigen Metallstücke, die nachher zur Ausprägung der Species dienen.

Adjutant, ein dem Chef zugetheilter Hülfsoffizier. Man unterscheidet Generaladjutanten, Flügeladjutanten, Regiments- und Bataillonsadjutanten, dann Adjutanten des Gouverneurs und Festungscommandanten, der Divisionärs und Brigadiers. Generaladjutanten sind bei Monarchen, bei Feldmarschällen, Feldherren, Prinzen und hohen Generalen. Oft sind sie dem Range nach selbst Generale. Ihr Amt ist, die Befehle des Monarchen, des Oberfeldherrn, bei welchem sie sind, im Heere bekannt zu machen, die Rapportsmeldungen anzunehmen, und solche ihrem Chef vorzulegen. Sie arbeiten mit an den Entwürfen zu kriegerischen Unternehmungen, haben in Verbindung mit einigen Offizieren vom Generalstabe die Plane, Zeichnungen u. s. w. unter ihrer Obhut; besorgen und leiten die Befolgung der bekannt gemachten Dispositionen; führen den militärischen Briefwechsel, arbeiten die Relationen vorgefallener Kriegsereignisse, Schlachten und Gefechte aus, und führen die Tagebücher des Feldzugs. Nicht selten werden sie auch zu Unterhandlungen gebraucht. Flügeladjutanten sind ebenfalls Generaladjutanten bei dem Monarchen oder Feldherrn. Ihre Benennung rührt daher, weil sie in der Schlacht die Befehle desselben auf die Flügel der Armee bringen müssen, zuweilen auch dem General, der einen Flügel oder ein abgesondertes Corps auf einem Flügel commandirt, zugegeben sind. Die Adjutanten der Divisionäre und Brigadiers haben bei ihren Chefs dieselben Geschäfte, wie die Generaladjutanten bei dem Oberfeldherrn. Regimentsadjutanten empfangen die Rapports, besorgen die Militärcorrespondenz, die Ausgebung der Befehle, ordnen den Dienst in Innern des Regiments, theilen die Wachen im Regiment ab, und besorgen die übrigen, ihnen von dem Regimentschef ertheilten Aufträge. Der Bataillonsadjutant hat dieselben Verrichtungen im Bataillon. In den französischen Armeen hat jedes Bataillon zwei Adjutanten, einen Adjutant-Major, der wirklicher Offizier, wohl mi Capitainsrang ist, und einen Adjutant-Sousoffizier, der den Ran zwischen dem Sergeant-Major und Offizier hat, aber Offiziersuniform trägt. Ersterer kann mit unsern Regimentsadjutanten, und letzterer in Rücksicht der Dienstleistung, mit unsern Bataillonsadjutanten verglichen werden.

Adler. In der Allegorie der bildenden Künste ist der Adler vo vielfachem Gebrauch. Als König der Vögel war er der Vogel des Zeu und drückt darum auch die Ober- oder Alleinherrschaft aus. In diese Sinne finden wir ihn als ein häufiges Emblem und Symbol der Vö ker, Fürsten und Heere. Er war das hieroglyphische Sinnbild d Städte Heliopolis, Emesus, Antiochien und Tyrus. Unter den Attr buten des Königthums, welche die Hetrurier den Römern einst zu Zeichen der Freundschaft schickten, war auch ein Scepter mit eine Adler von Elfenbein, und von dieser Zeit an blieb der Adler eines d ersten Attribute der Republik, welches später auch die Kaiser beib hielten. Als Heerzeichen kommt der Adler zuerst bei den Persern vo sie hatten ihn von Gold. Bei den Römern waren sie anfangs nur v Holz, dann von Silber mit goldenem Blitzstrahl, unter Cäsar und s nen Nachfolgern aber ganz von Gold, doch ohne Blitzstrahl. Der do pelköpfige Adler war zuerst bei den Kaisern des Orients üblich, damit ihren Anspruch auf das morgen- und abendländische Reich bezei neten. Vom Orient kam er nachher auf die occidentalischen Kais

Oesterreich behielt dies Sinnbild aus der Erbschaft des Orients bei. Außerdem ward der Adler auch von den Königen von Preußen, Polen, Ungarn, Sicilien, Spanien, Sardinien, vom russischen Kaiser, und fast von allen Fürsten, Grafen und Baronen des deutschen Reichs ins Wappen gezogen. Unter den Ritterorden machte ihn der deutsche, der älteste von allen, zu seiner Decoration. Seitdem folgten viele andere, wie der schwarze und rothe Adlerorden in Preußen; der weiße und St. Stanislaus-Orden in Polen; der St. Andreas- und St. Alexander-Orden in Rußland; der Cincinnatus-Orden in Nordamerika u. s. w. Der seit Napoleon vor Frankreichs Regimentern und in der Ehrenlegion erschienene Adler mit dem Donnerkeil ist genugsam bekannt.

Admet, s. Alceste.

Admiral, ein aus dem Arabischen herstammendes Wort, welches einen Herrn oder Befehlshaber bedeutet. Bei den Saracenen war dieser Titel gewöhnlich; dann gaben ihn zuerst die Sicilianer und Genueser ihren Befehlshabern zur See. Gegenwärtig nennen alle Nationen Europa's (mit Ausnahme der Türken, welche die Benennung Capudan-Pascha brauchen) Admiral das Haupt oder den obersten Befehlshaber über eine ganze Schiffsflotte, bei welcher kein Großadmiral ist, dem er sonst im Range untergeordnet wäre. Unter dem Admiral steht der Viceadmiral und der Contreadmiral, welcher letztere bei den Holländern und nordischen Mächten Schout by Nacht (der bei Nacht die Aufsicht oder das Commando führt), bei den Engländern Rear-Admiral genannt wird, weil er ordentlicher Weise die Arriergarde (Rear) commandirt. Admiralsflagge ist diejenige, welche von dem großen Top oben auf dem mittelsten Maste des Schiffs weht, auf welchem der Admiral sich befindet. Sie kann nur geführt werden, wenn der Admiral von zwanzig und der Viceadmiral und Contreadmiral von zwölf Schiffen begleitet wird. Admiralschiff, ein Schiff, welches die Admiralsflagge führt. Wenn zwei Kriegsschiffe von gleicher Flagge in einem Hafen zusammen kommen: so hat das zuerst eingelaufene die Vorzüge und Würde eines Admiralschiffs, das andere und wenn es auch größer und stärker seyn sollte, gilt nur als Viceadmiralschiff. — Admiralität oder Admiralitätscollegium heißt das aus einem Admiral, verschiedenen Vice- und Contreadmiralen, Schiffscapitains, Räthen und Beisitzern bestehende Collegium, welches die Aufsicht über die Seeangelegenheiten hat. Sämmtliche Kriegs- und Handelsschiffe, so wie das ganze dabei angestellte Personal stehen unter seiner Aufsicht und Gerichtsbarkeit. Es entscheidet über die Contrebande zur See, über die Gültigkeit der gemachten Prisen u. s. w. Admiralschaft heißt der Bund, den eine Anzahl Kauffahrteischiffe zum Widerstande gegen einen zu fürchtenden Feind schließt. Vor dem Auslaufen der Schiffe wird untersucht, ob sie mit den zu diesem Behufe nöthigen Kanonen versehen sind. Der Gewinn und Verlust wird verhältnißmäßig vertheilt.

Adōnis, ein Sohn der Myrrha, den sie mit ihrem Vater Cinyras gezeugt (S. Myrrha). Die Nymphen des Waldes erzogen ihn, und er wuchs in so entzückender Schönheit empor, daß Venus selbst ihn zu ihrem Liebling erwählte. Mit zärtlicher Sorgfalt begleitete die Göttin den jagdliebenden Jüngling durch die rauhen Wälder und Forste, ihm die Gefahren zeigend, denen er sich Preis gab. Er aber achtete ihrer liebenden Warnungen nicht, sondern verfolgte mit glühendem Herzen die reißenden Thiere der Wildniß, und erlegte sie mit seinem Spieß und Geschoß. Doch als er einst einen grimmigen Eber gefehlt

hatte, fiel dieser ihn an und verwundete ihn tödtlich. So frühzeitig die Göttin auch das Unglück erfuhr, und so wenig sie, um den Jüngling zu Hülfe zu eilen, ihrer zarten Füße in den Rosenbüschen, deren weiße Blumen sich damals von ihrem Blut roth färbten, schonte, so fand sie ihn doch schon erblaßt auf dem Grase liegen, und zur Linderung ihres Schmerzes konnte sie nichts weiter thun, als sein Andenken durch die Verwandlung in eine kurz blühende Anemone erhalten, und den Zeus vermögen, daß er, den Genuß des Jünglings zwischen ihr und Proserpina theilend, ihm erlaube, sechs Monat im Hades und sechs im Olymp zuzubringen.

Adonisch. Der adonische Vers besteht aus einem Dactylus und einem Spondäus oder Trochäus.

$$-\cup\cup-\overset{\cup}{-}$$

und eignet sich wegen seines lebbhaften Ganges zu muntern und scherzhaften Liedern. Längere Gedichte würden jedoch eine zu große Einförmigkeit durch so kurze, ohne alle Abwechselung wiederkehrende Verse gewinnen. Daher die Neueren sich ihrer nicht häufig unvermischt bedient haben; die Alten verbanden sie immer mit andern Versen: so ist der letzte Vers der sapphischen Strophe ein adonischer.

Adoption, Annahme an Kindesstatt: (welche Abrogation genannt, wenn homo sui juris an Kindesstatt angenommen wird), war bei den Römern eine feierlich-gerichtliche Handlung, wodurch ein leiblicher Vater sich des Rechts an seinem Kinde begab und erlaubte, daß ein Anderer es in seine Familie aufnahm und väterliche Gewalt über dasselbe ausübte. Der Adoptat erlangte dadurch die vollen Rechte eines leiblichen Kindes. Auch bei uns ist die Adoption, unter obrigkeitlicher Bestätigung, denen gestattet, welche keine Rechnung auf leibliche Kinder sich machen können. Sie ahmt die Natur nach und darf weder dem zu adoptirenden Kinde, noch einem Dritten zum Nachtheil gereichen. Daher muß der Adoptirende achtzehn Jahr älter seyn als der Adoptirte und bei der Abrogation muß der Adoptirende wenigstens sechzig Jahre alt seyn. Will einer jemand an Enkelsstatt annehmen, so muß er 36 Jahre älter seyn, als der Adoptirte. Wer eheliche Kinder oder Descendenten hat, kann nicht adoptiren, desgleichen kein Castrat ohne Dispensation. Kein Armer kann einen Reichen, kein Vormund seine Mündel adoptiren. Der Code Napoleon macht keinen Unterschied zwischen Adoption und Abrogation, verordnet, daß der Adoptirende wenigstens 50 Jahr alt und 15 Jahr älter als der Adoptirte seyn soll, und erlaubt nur einen solchen Menschen zu adoptiren, den man in seiner Minderjährigkeit und wenigstens sechs Jahre lang unterstützt und ununterbrochen versorgt hat, oder der dem Adoptirenden im Gefecht oder bei einer andern Gefahr das Leben erhalten hat. Der Adoptirte muß durchaus volljährig seyn. Der Code Napoleon verbietet ferner die Ehe zwischen den Adoptanten, dem Adoptirten und dessen Descendenten, dem Adoptirten und den Kindern des Adoptanten, den adoptirten Kindern Einer Person, dem Adoptirten und dem Ehegatten des Adoptanten und umgekehrt. Stirbt der Adoptirte ohne Descendenz, so fällt nur das, was er vom Adoptanten geschenkt erhalten oder geerbt, an diesen oder dessen Descendenz zurück; das übrige fällt an die Verwandten des Adoptirten zurück. Jede Adoption muß von dem Gerichte erster Instanz und hernach vom Apellationsgerichte untersucht und bestätigt werden, und erhält ihre Wirksamkeit erst durch Eintragung

in die Civilstandsregister des Adoptanten, welches Eintragen binnen drei Monaten nach Eröffnung der Apellationssentenz erfolgen muß. A.

Adrastēa, eine Tochter des Zeus und der Nothwendigkeit, die Dienerin der ewigen Gerechtigkeit, die Rächerin alles Unrechts, der kein Sterblicher entgeht. Nach den Meisten ist Adrastea (die Unentfliehbare) nur ein Beiname der Nemesis. Man findet sie bisweilen mit Flügeln, bisweilen mit einem Steuerruder, bisweilen mit einem Rade abgebildet.

Adriatische Meer, ein Theil und Busen des mittelländischen Meers, von Südosten gegen Südwesten von dem 40sten bis beinahe zum 46sten Grad der Breite. Die daran liegenden Länder sind von Osten an, Albanien, Dalmatien, Croatien, Istrien, Crain, das Königreich Italien (sonst Venedig und der Kirchenstaat), Neapel. Venedig übte sonst die Herrschaft über dieses Meer aus und wollte keinen fremden Kriegsschiffen das Einlaufen verstatten.

Advocat, zu Hülfe gerufener Rechtsbeistand, wird erst durch Ertheilung der Vollmacht Bevollmächtigter und Sachwalter. Nach den Gränzen seiner Vollmacht richtet sich die verbindende Kraft seiner Handlungen für den Clienten, und die Bekundung dieser Vollmachtsertheilung wird die Legitimation zum Prozeß genannt. Da die rechtliche Assistenz, so wie die Sachführung auf einem speciellen Vertrauen beruht, so hat auch der Advokat besondere Treue und Sorgfalt zu gewähren. Wenn der Advocat entweder aus bösem Willen oder durch Fahrlässigkeit seinen Clienten lädirt, so hat letzterer den Regreß, oder auch in den mehresten Fällen kann er Wiedereinsetzung in den vorigen Stand gegen die Handlung des Advocaten erlangen. Advocaten sind eine Classe von Staatsdienern, welche von jeher eine bedeutende Rolle in allen Staaten gespielt haben. Bei den Römern war die Advocatur ein Geschäft der größten Staatsmänner und Redner, vorzüglich bei Vertheidigungen in Criminalsachen; die minder wichtigen und civilrechtlichen Sachen wurden von Procuratoren geführt, welche mit Uebernahme der Prozesse auch deren Eigenthümer wurden. So ist es noch in England und Frankreich, und in beiden Reichen ist rhetorisches Talent für einen, der sich als Advocat auszeichnen will, unentbehrlich, weil in großen und kleinen Affairen die Sachverdienste mehr mündlich als schriftlich erörtert werden. Umgekehrt ist es in Deutschland, und hier kommt es daher mehr auf die Feder als den Mund des Advocaten an. Dies spricht sich auch schon aus der geschäftlichen Bildung der Deutschen aus, wo die Uebung freien mündlichen Vortrags meist vergessen, und daher das natürliche Rednertalent der Sachwalter zu tactloser Schwätzerei verwahrloset wird. Ueberhaupt ist es Fehler der mehresten Deutschen Verfassungen, daß die Advocatur von andern Geschäftsverhältnissen nicht genug geschieden, und daher der Advocat zu abhängig von den Behörden ist; ein Fehler, welchen die neue französische Geschäftsverfassung durch den Unterschied des Notariats und der Procuratur ziemlich hebt, wenigstens besser erledigt, als das in den preußischen Landen eingeführte Justizcommissariat, wo der Richter den Advocaten für den Clienten ernennt; eine Beschränkung der Willkür, die einen Schein von Despotismus hat. Man möchte die Advocaten in der Militia togata als eine Freigarde ansehen, welche ihren Sold und ihre Rationen aufs Gerathewohl suchen muß, und auf welche das reguläre und besoldete Staatsmilitär mit Verachtung herabsieht, wenn jene gleich oft mehr Beute erwerben. Doch der Dienst unter diesem Freicorps ist die beste Schule

für die reguläre Miliz und eine Pepinierie für das Geniecorps der Armee. Ja es scheint, als wenn wirklich das Advocatenleben militärischen Talenten zusage, videatur Clive, Moreau. Ruhmlos und dornenvoll wie keiner ist der advocatorische Beruf, und führt auf schmalen Wegen zwischen Himmel und Hölle hin, und auf jeden Fall ins Fegefeuer; weshalb denn auch in den Augen des vornehmen und niedern Pöbels der Advocat mit einer levis notae macula gezeichnet, in der That aber auch ein von aller Rabulistik freier und doch geschickter Advocat ein weißer Rabe ist. Auch hat er oft, trotz aller Geschicklichkeit, das Loos der alten Schneider, und darf die Welt nicht vergessen, damit sie ihn nicht vergesse; wie er denn auch gleich dem Arzte die dreifache Rolle, des Engels, Menschen und Teufels, in seinen Prozessen, bei der Annahme, Durchführung und Liquidation spielt. Darum ist die Regel der salernitanischen Schule:

Dum aegrotus visitatur,
Dum processus ventilatur,
Cura te accipere!
Nam aegroto restituto
Et processu absoluto
Nemo curat solvere.

für beide geschrieben. In jetzigen Zeiten dürfte es manchem Deutschen Advocaten vor der Einführung des Code Napoleon bangen, dem es an Willen oder Kraft fehlt, aus dem alten Schlendrian sich in den neuen zu fügen, der freilich eine raschere und kühnere Behandlung erfordert, aber auch den Advocatenstand im Ganzen, freilich auf Kosten der unnützen richterlichen Grandezza, erheben wird. A.

Adyton, ein geheimer Ort des Tempels oder eines andern Heiligthums, wohin niemand als die Priester gehen durften.

Aërodynamik, die Lehre vom Druck der Luft. Aëromantie, die vorgebliche Kunst, aus den Lufterscheinungen zukünftige Dinge zu prophezeien. Aërometrie, die mathematische Lehre von den Eigenschaften der Luft, ihrer Schwere, Feuchtigkeit 2c.; überhaupt die Wissenschaft von der Bestimmung der Größe in den Wirkungen der Luft. Aëronautik, die Kunst, in der Luft zu schiffen. Dieser Name wäre daher eigentlich angemessener für diese Kunst, als der im uneigentlichen Sinne angenommene von Aërostatik.

Aërolithen, s. Meteorsteine.

Aërostat. Mit diesem griechischen Namen bezeichnet man in der Physik die merkwürdige Erfindung des Luftballons, den man daher auch selbst Aërostat oder aërostatische Maschine nennt. Der Gedanke, ein Werkzeug zu erfinden, mittelst dessen man sich in die Luft erheben könne, scheint den menschlichen Geist schon im Alterthume beschäftigt zu haben; aber die Ausführung hatte bis auf die neuern Zeiten nie gelingen wollen. Als aber um das Jahr 1766 der Engländer Cavendish die große specifische Leichtigkeit des brennbaren Gases entdeckte, wurde Dr. Black in Edinburgh auf den Gedanken geführt, daß eine dünne Blase, mit diesem Gas angefüllt, in der Luft emporsteigen müsse. Cavallo machte 1782 dahin gehörige Versuche, fand aber, daß eine Blase zu schwer und Papier nicht luftdicht sey. Seifenblasen dagegen, die er mit brennbarem Gas füllte, erhoben sich bis zur Decke des Zimmers, wo sie zerplatzten. Aber noch in demselben Jahre brachten die beiden Brüder, Stephan und Joseph Montgolfier, Papierfabrikanten und eifrige Liebhaber der Naturwissenschaften, auf anderm Wege eine Maschine zu Stande, welche sich durch

eigne Kraft in die Luft erhob. In der Mitte des Novembers 1782 gelang es dem ältern Montgolfier zu Avignon ein hohes Parallelepipedum, das aus einem Stück lyoner Taffet gemacht war und 40 Cubikschuh Inhalt hatte, nachdem es inwendig durch brennendes Papier erhitzt worden war, schnell bis an die Decke des Zimmers und nachher im Garten 36 Fuß hoch steigen zu lassen. Bald darauf wiederholten beide Brüder den Versuch zu Annonay, wo das Parallelepipedum in freier Luft 70 Schuh hoch stieg. Eine größere Maschine von 650 Cubikschuh Inhalt stieg mit gleichem Erfolg. Nun beschlossen sie, den Versuch im Großen zu machen, verfertigten eine mit Papier gefütterte Maschine von Leinwand, die 35 Schuh im Durchmesser hatte, 430 Pfund wog, und noch über 400 Pfund Last mit sich aufhob, und ließen dieselbe am 5ten Juni 1783 zu Annonay, in Gegenwart der Stände von Vivarais, in die Luft steigen. Sie erhob sich in weniger als 10 Minuten zu einer Höhe von 1000 Toisen und fiel 7200 Fuß weit von dem Orte des Aufsteigens zur Erde nieder. Das Mittel, wodurch sie das Emporsteigen bewirkten, war ein unter der Oeffnung der Maschine angezündetes Strohfeuer, in welches sie von Zeit zu Zeit etwas gekrempelte Wolle warfen. Wie aber eigentlich dadurch diese Wirkung hervorgebracht werde, davon hatten sie weder deutliche noch richtige Begriffe. Nicht die durch die Hitze bewirkte Verdünnung der in dem Ballon eingeschlossenen Luft hielten sie für die Ursach des Steigens, sondern sie glaubten, daß sich bei dem Verbrennen des Strohs und der Wolle ein eigenes Gas entwickele, durch welches der Ballon gehoben würde. Erst später wurde das Irrige dieser Meinung dargethan. In Paris erregten diese glücklichen Versuche das größte Aufsehen und setzten alle Physiker in Bewegung. Einige derselben fielen auf die richtige Vermuthung, das Experiment müsse sich mit dem brennbaren Gas nachmachen lassen. Charles, Professor der Physik, ließ eine 12 Fuß im Durchmesser haltende und mit einem Firniß von elastischem Harze überzogene Kugel von Taffet verfertigen, und füllte sie mit brennbarem Gas. Sie wog 25 Pfund und erhob sich binnen zwei Minuten 488 Toisen, verschwand in den Wolken und kam endlich nach drei Viertelstunden bei dem Dorfe Gonesse, fünf Stunden von Paris, wieder zur Erde. So gab es gleich anfangs zweierlei Aërostaten: die mit erhitzter Luft (Montgolfieren) und die mit brennbarem Gas gefüllten. Unterdeß war Montgolfier nach Paris gegangen, und hatte in Pilatre de Rozier, dem Vorsteher des königlichen Museums, einen unermüdeten Gehülfen gefunden. Gemeinschaftlich brachten sie im October 1783 eine neue Maschine von 74 Fuß Höhe und 48 Fuß Breite zu Stande, mit welcher beide Physiker nebst einem Arbeiter es zum ersten Male wagten, jedoch nur 50 Fuß hoch, aufzusteigen. Der Ballon wurde dabei aus Vorsicht an Stricken gehalten, mittelst welcher man ihn bald wieder herunterzog. Diese Versuche wiederholte man, und ließ in der Folge die Maschine sich frei bewegen, welche ihren Flug seitwärts nahm und sich ungefähr hundert Schritte von dem Orte des Aufsteigens sanft niedersenkte. Dadurch überzeugte man sich, daß sie bei gehöriger Einrichtung, Behandlung und Witterung allerdings einen Menschen durch die Luft zu tragen im Stande sey, und beschloß die erste wirkliche Luftreise. Am 21sten Nov. 1783 stiegen Pilatre de Rozier und der Marquis d'Arlandes im Schlosse la Muette vor einer unzähligen Volksmenge mit einer Maschine von 6000 Cubikfuß Inhalt auf. Der Ball kam, nachdem er eine beträchtliche Höhe erreicht hatte, nach 25 Minuten, etwa 5000 Toisen von la

Muette, glücklich wieder zur Erde. Aber die kühnen Luftfahrer hatte in bedeutender Gefahr geschwebt. Der Ballon war zu verschiedene Malen auf das heftigste erschüttert worden; das Feuer hatte Löche hineingebrannt, die Gallerie war beschädigt worden und einige Schnür gerissen. Sie erkannten, daß es die höchste Zeit sey, sich herabzulassen und als sie glücklich wieder auf dem Erdboden waren, entstanden neu Schwierigkeiten beim Aussteigen. Das schwache Kohlfeuer hielt de leinwandnen Ballon nicht mehr empor, und dieser fiel mit seiner ganze Masse auf die Flamme. Rozier, der noch nicht hatte aussteigen könne wurde davon niedergedrückt, und entging nur eben der Gefahr, zu ve brennen. Gleich darauf machte Charles, der sich mit Rober verbunden hatte, bekannt, daß er gemeinschaftlich mit diesem in eine mit brennbarem Gas gefüllten Ballon aufsteigen werde. Die daz erforderlichen Kosten von 10,000 Livres zu decken, eröffnete er ein Subscription. Der Ballon war kugelförmig, 26 Fuß im Durchmesse und bestand aus Taffet, der mit einem Firniß aus elastischem Gumm überzogen war. Die Gondel für die Luftfahrer hing an mehrern Se len, die an einem über den obern Theil des Ballons gezogenen Ne befestigt waren. Oberhalb war eine Klappe angebracht, die durch ein Schnur von der Gondel aus geöffnet werden konnte, und sich mittel einer Feder wieder schloß. Sie diente dazu, das brennende Gas aus strömen zu lassen, wenn man sich herabsenken wollte, oder es son nöthig fand, das Volumen des in dem Ballon eingeschlossenen Gase zu vermindern. Die Füllung dauerte mehrere Tage, und am 1. De cember erfolgte die Auffahrt in den Gärten der Tuilerien. Der Ballo stieg schnell zu einer Höhe von 300 Toisen, und verlor sich in kurze aus den Augen der Zuschauer. Die Luftschiffer beobachteten fleißig da Barometer, das ihnen nie unter 26 Grad zeigte, warfen nach und na den mitgenommenen Ballast aus, um den Ballon emporzuhalten, un kamen bei Nesle glücklich herab. Kaum aber war Robert ausgesti gen, und der Ballon dadurch um 130 Pfund erleichtert worden, al dieser nochmals mit großer Schnelligkeit um 1500 Toisen sich erhol Dabei dehnte er sich so gewaltig aus, daß er zerplatzt seyn würde, wen nicht Charles mit besonnenem Muthe die Klappe geöffnet hätte, u das eingeschlossene Gas mit der verdünnten atmosphärischen Luft me in Gleichgewicht zu setzen. Nach einer halben Stunde senkte sich de Ball sanft auf ein Blachfeld nieder, ungefähr eine halbe Meile von de Stelle entfernt, von welcher er zum zweiten Male aufgestiegen wa Diesen glücklichen Luftfahrten folgten bald unzählige andere. Blan chard (vergl. d. Art.), der sich früher ebenfalls mit Verfertigung eine Flugmaschine beschäftigt hatte, war schon mehrere Male aufgestiege als er auf den Gedanken kam, den etwa fünf deutsche Meilen breite Canal zwischen England und Frankreich im Luftschiffe zu passire und dieses kühne Wagestück in einem mit brennbarer Luft gefüllte Ballon am 7ten Januar 1785 in Gesellschaft des Amerikaners Jeffrie glücklich ausführte. Um ein Uhr verließen sie die englische Küste, un um halb drei Uhr waren sie bereits auf der französischen. Nicht s glücklich endete die Luftfahrt, welche der erste Luftschiffer, Pilatre d Rozier, am 15ten Juni 1785 in Gesellschaft Romains von der franzö sischen nach der englischen Küste unternahm. Pilatre de Rozier hatt diesmal beide Arten von Luftbällen verbunden. Unter einem mi brennbarem Gas gefülltem Ballon, der aber allein nicht hinreichend Hebekraft hatte, war ein zweiter angebracht, der durch ein darunte befindliches Kohlfeuer gefüllt wurde. Beide trugen die Gondel. Rozie

hatte diese Verbindung gewählt, weil jede von beiden Arten ihre eigenen Vortheile gewährt. Seine Absicht war besonders, durch den untern Ball das willkürliche und abwechselnde Sinken und Steigen zu bewirken, welches bei dem brennbaren Gas nicht möglich ist. Denn ein mit brennbarem Gas gefüllter Ballon, der einmal zur Erde gesunken ist, steigt mit derselben Last ohne neue Füllung nicht wieder, da es hingegen bei einem mit erhitzter Luft gefüllten Ballon nur der Vermehrung oder Verminderung des Feuers bedarf, um ihn abwechselnd steigen oder fallen zu lassen. Aber dieser Versuch lief zum Verderben der Unternehmer ab. Wahrscheinlich waren die in der untern Luft nur glimmenden Kohlen in der obern plötzlich in einer lichten Flamme emporgebrannt, und den untern Ballon entzündet. Das Feuer ergriff augenblicklich die ganze Maschine, und beide Luftschiffer stürzten aus der Höhe herab. Die Beschaffenheit ihrer zerschmetterten Körper ließ vermuthen, daß schon die Explosion des brennbaren Gases sie getödtet habe. Dieser unglückliche Vorfall schreckte jedoch die übrigen Luftfahrer nicht ab; vielmehr wurden die Versuche vielfältig und nach und nach in allen Ländern wiederholt. So wichtig und außerordentlich aber auch die Erfindung ist, so hat sie doch bis jetzt noch nicht zu verhältnißmäßig großen Resultaten für die Wissenschaften und das practische Leben geführt. Der ganze Nutzen hat sich bis jetzt auf einzelne Beobachtungen in den oberen Luftregionen beschränkt. Wird man aber in der Folge dahin gelangen, den Luftballon nach Willkühr lenken zu lernen; dann würde er sich vielleicht zu Unternehmungen gebrauchen lassen, von denen man jetzt nur die Ahnung hat, und es wäre alsdann vielleicht möglich, den von dem Prof. Robertson projectirten Luftballon zu realisiren, um mittelst desselben über der ganzen Oberfläche der Erde hinzuschweben. — Während der französischen Revolution wurde zu Meudon, unweit Paris, ein eigenes aërostatisches Institut zur Bildung eines Aëronauten-Corps angelegt, dessen Bestimmung die Direction der Luftballons bei den Armeen war, mittelst welcher man den Feind zu recognosciren versuchte. Aber auch von diesem Gebrauch der Aërostaten kam man bald wieder zurück, der wie jeder andere höchst mißlich bleibt, so lange die Maschine allein von der Willkühr des Windes abhängt. — Unter den Franzosen sind Blanchard und Garnerin diejenigen gewesen, welche die meisten Luftreisen unternommen haben; unter den Deutschen war der Prof. Jungius in Berlin in den Jahren 1805 und 1806 der erste. Auch in Constantinopel unternahmen im Jahre 1802 die Engländer Barly und Devigne, auf den Wunsch und die Kosten des Großherrn, eine Luftreise. Ein wesentliches Verdienst um die Aëronautik hat sich Blanchard durch die Erfindung des Fallschirms erworben, dessen sich der Luftschiffer im Nothfall bedienen kann, um sich ohne Gefahr aus der Luft herabzulassen.

Aërostatik. Dieser Name gebührt eigentlich der Lehre vom Gleichgewichte der Luft, sowohl für sich, als mit andern Körpern; allein seit der Erfindung der Luftbälle haben Einige angefangen, denselben in einem eingeschränktern Sinne bloß der Lehre von den Aërostaten beizulegen.

Affect (Leidenschaft), nennen wir jede lebhaftere Wirksamkeit der Seele, die eben ihrer Lebhaftigkeit wegen mit einem merklichen Grade von Vergnügen oder Mißvergnügen verbunden ist. Ungeachtet beim ersten Anblicke die Menge der einzelnen leidenschaftlichen Seelenbewegungen unübersehbar scheint, so lassen sie sich doch sämmtlich auf

eine kleine Anzahl einfacher Affecten zurückführen, von denen die übri gen nur Mischungen sind, und auf welche die Theorie der gesammte Leidenschaften gebaut werden kann. Von diesen einfachen Affecten gib Engel folgende sehr faßliche Uebersicht: Die Wirksamkeit der Seel bei dem Affecte besteht entweder im Anschauen dessen, was ist, oder i Streben nach dem, was man möchte. Die letztere Art der Wirksamkei wird Begierde genannt. Die Affecten, welche im Anschauen bestehe sind: die Bewunderung und das Lachen, für den Verstand; di Freude, das ruhige Selbstgefallen, die moralische Sympathie, die Ver ehrung, die Liebe, alles angenehme, die Verachtung, die Schar (deren Ursach bloß Herabwürdigung im Urtheil ist, statt daß die fol genden ein wirkliches Uebel zum Gegenstande haben), die Furcht, da Aergerniß oder der Unwille über eine empfangene Beleidigung, der Ver druß, welcher, sobald man ein moralisches Wesen als Ursach seine unglücklichen Zustandes erkennt, Haß wird, ohne jedoch das Geberden spiel wesentlich zu verändern, (welche drei Affecten im Grunde stumm vielleicht auch nur dunkel empfundene Begierden, entweder anzugreife oder sich loszureißen, sind), die Schwermuth, das Leiden, insge sammt unangenehme Leidenschaften des Herzens. Di zweite Gattung der Affecten, oder die eigentlichen Begierden, sin doppelter Art: die eine sucht Vereinigung mit einem Gute, die ander dagegen Trennung von einem Uebel. Die letztere ist wieder zwiefach wir suchen entweder uns oder das Uebel zu entfernen. Dem zufolg lassen sich folgende drei Arten von Begierden festsetzen: die Genuß begierde, welcher man nach ihren verschiedenen Gegenständen ve schiedene Namen geben kann; die Rettungsbegierde, welche si bei der Furcht und dem Schrecken äußert, ohne jedoch als der einzi Bestandtheil dieser Leidenschaft angesehen werden zu können; und d Begierde nach Wegräumung, welche sich stets unter der Gesta des Zorns zeigt. Dem Sprachgebrauche zufolge scheinen zwar no viele andere Affecten unter die einfachen zu gehören; sie sind dies ab bloß dem Namen nach, da sie bloß aus Mischungen von jenen bestehe Hierher gehörten die Hoffnung, das Mitleid, der Argwohn, der Rei die Schadenfreude, die Gnade.

Affectation ist entgegengesetzt dem Natürlichen und der edel Einfalt in den Sitten. Jede Sache hat ihre Natur; was mit derselbe übereinstimmt, heißt bei ihr natürlich, das Gegentheil unnatürlic Affectation schließt die Natur oder das Natürliche aus. Sie will etwa nicht Vorhandenes ersetzen, und die Meinung erregen, daß es vorhan den sey. Das Mittel, wodurch sie dies zu bewerkstelligen sucht, i Nachahmung eines Musters. Aber diese Nachahmung verräth etwa Gezwungenes und Unübereinstimmendes, weil derjenige, der etwa affectirt, die entgegengesetzte Natur und Beschaffenheit hat von jene die er affectirt. Seiner Natur gemäß sollte er ein ganz anderes Be tragen zeigen. Daher das Gezwungene; denn was bei ihm zufälli bei seinem Muster aber natürlich ist, sucht er durch künstlich herbeig führte Umstände zu erreichen. Da nun edle Einfalt in den Sitten un in dem Betragen eines Menschen herrscht, wenn derselbe in allen Um ständen nach einem wahren und richtigen Gefühle ohne Umschweife au dem geradesten Wege so handelt, wie sowohl seine als der Sache Natu es mit sich bringt: so wird Affectation, als das Gegentheil, dasjenig Betragen eines Menschen seyn, wo er aus einem unwahren und unric tigen Gefühle mit Umschweif durch eine unnatürliche, künstlich erzwun gene Nachahmung den Mangel gewisser Eigenschaften ersetzen will

Daher ist in demselben keine Uebereinstimmung, kein Zusammenhang, vielmehr ein innerer Widerspruch, und die Wirkung davon entweder Spott und Geringschätzung, oder Verachtung und Abscheu.

Affiliiren, an Kindes (Sohnes oder Tochter) Statt annehmen. Daher **Affiliation**, die Annahme an Kindes Statt. — **Affiliirte** nennt man diejenigen Personen, welche als Laien Theil an den Werken der Ordens-Geistlichkeit nehmen, in der Meinung, sich das Ordens-Verdienst durch gute Werke zu verschaffen.

Affinität, Verwandtschaft. Ueber den Sinn dieses Worts in der Chemie, s. **Wahlverwandtschaft**.

Affry (Ludwig Augustinus Philipp Graf von), erster Landamman der Schweiz, eine Stelle, die auch sein Vater bekleidet hatte, wurde 1743 zu Freiburg geboren. Frühzeitig wurde er zum Militärstand bestimmt, begleitete seinen Vater auf einer Gesandtschaft nach dem Haag, wurde hierauf Adjutant bei den Schweizergarden und stieg bis zum Generallieutenant. Bei dem Anfange der französischen Revolution commandirte er die Armee am Ober-Rhein bis zum 10ten August 1792, wo er nach Entlassung der Schweizertruppen sich in sein Vaterland zurückbegab, und Mitglied der geheimen Rathsversammlung in Freiburg wurde. Als im Jahre 1798 die Schweiz von einem Angriffe und einer Revolution bedroht wurde, bekam er wieder den Befehl der Truppen. Er erkannte das Unnütze des Widerstandes, betrug sich stets mit Klugheit, und wendete so viel als möglich die Uebel des Krieges und der Empörung von seinem Vaterlande ab. Als Freiburg von den Franzosen genommen worden war, wurde er Mitglied der provisorischen Regierung. Er hatte keinen Antheil an den Empörungen von 1801 und 1802, aber sehr gern nahm er die Ernennung als Deputirter nach Paris an, als der erste Consul die Schweizer dahin berief und ihnen seine Vermittelung anbot. **Napoleon** zeichnete ihn vor den andern Deputirten aus, und vertraute ihm die Einrichtung einer Staatsverwaltung, welche die Ruhe und das Glück der alten Alliirten Frankreichs sichern sollte. Am 19ten Februar 1803 empfing Graf **Affry** aus den Händen des ersten Consuls die Vermittelungsacte, und sahe sich für dieses Jahr zum ersten Landamman ernannt, und zwar mit einer ungewöhnlichen Gewalt bis zu einer allgemeinen Zusammenkunft auf einem Landtage. Er suchte die Absichten des Vermittlers zu befördern, und verfuhr in allem mit der Geschicklichkeit, den Einsichten und Erfahrungen eines wahrhaften Staatsmannes. Er blieb erster Landamman bis ans Ende seines Lebens, und wurde während der Zeit mit sehr ehrenvollen Sendungen beauftragt. Bei der Krönung des französischen Kaisers brachte er ihm an der Spitze einer Deputation die Glückwünsche der Schweizer; bei dem Feldzuge 1809 wurde er gesendet, das Interesse der neutralen Schweiz zu empfehlen. Im März 1810, bei Gelegenheit der Vermählung des französischen Kaisers mit der Erzherzogin **Marie Louise** von Oesterreich, stattete er die Glückwünsche seiner Nation ab, und wurde ehrenvoll empfangen, erhielt ansehnliche Geschenke und das Großkreuz der Ehrenlegion. Eben da ein Landtag in Bern versammelt werden sollte, endigte ein Schlagfluß sein thätiges und nützliches Leben am 16ten Juni 1810.

Afrika. Dieser Theil unsers Erdkörpers würde eine Insel seyn, wenn er nicht durch die Landenge von Suez mit Asien zusammenhinge. Sein Continent erstreckt sich von 0 Grad bis gegen 70 Grad östlicher Länge, und 34 Grad südlicher bis 37 Grad nördlicher Breite, mit einem Flächenraume, der in einer runden Zahl 530,000 Q. M. beträgt. —

Der tiefforschende, geistvolle Geograph Zeune sagt, daß unter alle Erdtheilen der alten Welt dieser am meisten durch Urschwemmen zer trümmert worden sey; das ganze Binnenland, so weit man es kenne bestehe aus Trümmern eines zerklüfteten Kalkgebirges, und Zeune' Combinationen über die frühere Gestaltung des Erdballes (wen sie auch nicht ganz unbestritten geblieben sind) scheinen allerdings de Wahrheit sehr nahe zu kommen. — Von Afrika sind uns übrigens bi jetzt nur die Küsten bekannt und alles, was man über das innere Lan weiß, beruht mehr oder weniger auf Vermuthungen, ungeachtet de vielfachen Bemühungen und Nachforschungen, um welche vorzüglich di brittische African Society und ihr berühmtes Mitglied Mungo Par so große Verdienste haben. Die Alten kannten vom innern Afrik nur die nördliche Hälfte, welche drei Haupttheile, nämlich da Küstenland längs des Mittelmeeres (jetzt die Barbarei dann das herodotische thierreiche Afrika (Datteln land, Bila dulgerid) und die Sandwüste (Zahara, Sahra), mit den Strö men Nil und Niger enthielt; die Länder Alt-Afrika's, das damal bei den Griechen Libyen hieß, da die Benennung „Afrika" ihne unbekannt war, hießen: Aegypten, Aethiopien, Troglodytice (di Küste am arabischen Meerbusen), Cyrenaica (Theil des heutige Königreichs Barcan), Marmarica mit dem Hafen Petras, Libyen das Gebiet von Carthago (Africa minor, jetzt Tunis und Tripolis Numidien (Theil von Algier) und Mauritanien (Fez und Marocco 2c — Selbst in der Gränzbestimmung des Erdtheils war man sehr schwan kend, indem man Aegypten bald zu Asien, bald zu Afrika rechnete. — Bei den Römern bedeutete Afrika oft auch nur die römische Provin dieses Namens, welcher sodann noch das Beiwort propria oder mino zugegeben war, und die alle Eroberungen der Römer von den Carth ginensern in sich begriff. Die Fruchtbarkeit dieser Provinz, bei eine sorgfältigen Cultur des Bodens, und große Handelsverbindungen machten sie zu einer der wichtigsten Besitzungen Roms. — Das heu tige Afrika ist nun aber noch immer das alte Wunderland, das na so langen Zeiträumen noch viele unaufgelösete Fragen und Räthsel dar bietet. — Vielleicht wird die Untersuchung über den Lauf un die Mündung des Nigers bald geendet, vielleicht dann mit ih zugleich so manche Aufgabe gelöset. — Außer diesem Niger ode Joliba, kennt man als Hauptströme den Nil, dessen eine Quel auf dem Mondgebirge unter dem Namen Bahr al Abiad, dessen ander Takaze genannt, auf den abessinischen Alpen sich findet, und welch in zwei Mündungen in das Mittelmeer sich ergießt; dann den Sene gal und Gambia, die auf dem Gebirge Konog entspringen, un beide in westlicher Richtung nach dem atlantischen Meere fließen, m dem sie sich vermischen; den Zaire, der, vermuthlich vom Lupatag birge herabkommend, sich ebenfalls mit dem atlandischen Meere vereint den Oranienfluß, aus dem Schneegebirge, westlich in das atlan tische Meer laufend, und den Zambeze oder Kuama, auf de Lupata, bei dem noch unbekannten Morawisee vielleicht entspringen der östlich in das indische Meer strömt. Als Seen wissen wir i Nordafrika den Dembea, in Südafrika den Aquilund und den eben erwähnten Morawi zu nennen. — Gleichlaufen mit den Küsten streichen die Gebirgszüge, deren Höhe man no nicht gemessen hat. Nördlich längs der Küste des Mittelmeeres d Atlas, der östlich und südlich mehrere Arme ausstreckt, und mit de durch die Mitte von fast ganz Afrika sich hinziehenden Mondg

rge zusammenhängt, die *abessinischen Alpen*, der *Lupata*
eilrückengrad), die *Nil-* und *Schneegebirge*, welche alle fast
Polrichtung streichen. Von den *Vorgebirgen* nennen wir süd-
das *der guten Hoffnung* (vor Vasco de Gama das der
ürme, das Cap), westlich das *grüne*, östlich *Guardafui*, nörd-
Serral. — Die Lage Afrika's, fast ganz zwischen den Wende-
isen, in der heißen Zone, läßt schon von sich selbst auf das *Clima*
ließen; nur ein kleiner Theil erstreckt sich in die gemäßigte Zone,
gegen über den größern die Sonne zwei Mal im Jahre senkrecht
ht. Daher die fast sich immer gleiche Tageslänge von zwölf Stun-
n, daher die ungeheuern Wüsten von brennendem Sande, daher die
recklichen Stürme, der furchtbare Harmattan, besonders in Sene-
mbien, dessen Glut bis nach Europa im Solano und Sirocco sich
rtpflanzt, daher die Bevölkerung mit grimmigen Bestien, daher die
fährlichen Krankheiten, Pest, Pocken, Aussatz, gelbes Fieber und
e hier einheimische Blindheit. — Die Länder der heißen Zone ha-
n nur zwei Jahreszeiten: eine trockene und eine nasse; vom Win-
r, den Frost und Schnee charakterisirt, weiß man dort gar nichts;
ur in der Nachbarschaft des Atlas und an den Küsten des mittel-
ländischen Meeres zeigen sich zuweilen Wintererscheinungen. — Die
tropischen Regen, eine Eigenthümlichkeit der Wendeländer, dauern
chs Monate, während welcher die Ebenen verlassen, und die Ge-
rge bezogen werden müssen; die heißesten Monate sind November
is April. — Der *Boden*, der zum größten Theile aus Steppen-
nd besteht, wo man ganze Strecken von Sand, Asche und ausge-
brannten Waldungen findet, ist besonders auf der Küste fruchtbar.
ie Vegetation wird in der heißen Zone nur selten unterbrochen;
atteln, Citronen, Pomeranzen, Feigen, Reiß, Kürbißbäume, Brot-
aum, Durra, Kaffee, Zucker, Wein, Cassava und Maniok, Weizen,
erste, türkischer Weizen, Pfeffer, Ingwer, Baumöl, Orsaille, Bal-
m, Hülsen-, *Garten-* und Baumfrüchte, Färberröthe, Baumwolle,
apierstaude, Bambus und Ebenholz, Sandelholz, Gummi-Copal
enen theils zur Nahrung, theils zur Kleidung und sonstigen Be-
dürfnissen. — Löwen, Tiger, Leoparden, Panther, Hyänen, Schakals,
ebra, Elephanten, Affen, Paviane, Zibetkatzen, Schafe, Schweine,
ndvieh und Büffel, Ichneumon, Pferde, Flußpferde, Crocodille,
trauße, Adler, Geier und Colibri, Hühner, Papageyen, Canarien-
vögel, Seidenwürmer, Schlangen u. s. w. bevölkern die Oberfläche
r beiden herrschenden Zonen angemessen. — Gold, Silber, Kupfer,
delsteine, Salpeter, Steinsalz sind die vorzüglichsten unterirdischen
chätze dieses glühenden Bodens. — Die Zahl der Menschen auf die-
m Erdtheile wird sehr verschieden von 50 Millionen bis 100, 150
er wohl gar 200 Millionen angegeben. Noch sieht man auch über
re Abstammung nicht ganz klar. Sie theilen sich in Eingeborne
nd Fremde; jene sind entweder *Neger*, als der Hauptstamm, oder
e sind es *nicht*. Schwarze Haut, wolliges Haar, eingedrückte Nase,
ark aufgeworfene hochrothe Lippen, kleine Augen, breites Gesicht,
arke Glieder sind ihnen eigen; ihre Bekleidung beschränkt sich nur
uf die Mitte des Leibes; Hütten von Schilf oder Stroh sind ihre
ohnung; Palmenöl, faule Fische rc. ihre Nahrung; einige, deren
ohne sie dem Thiere näher rücken, lieben auch Menschenfleisch. Die
ildesten, rohesten in jeder Rücksicht und stumpfsinnigsten wohnen in
fen; schlauer und gewandter, auch in der Körperbildung verschie-
n, sind die Neger in Nieder-Guinea. Die Mandingos-Neger in

Nigritien sind die gebildetsten; sie haben schreiben, lesen, rechnen von den Arabern gelernt. Die Fula's am Senegal und Jalofs leben in einer ziemlich wohlgeordneten Verfassung. Zu den Nichtnegern gehören die Kaffern im südlichen Theile der Ostküste, ohne Wollenhaar und olivenbraun, die Gallas, an der Ostküste, schwarz und braun in zwei Zweigen (Nomaden), die Hottentotten, gelbbraun langwolliges Haar (Hirten und Buschmänner), Abessinier (Aethiopier), mit langen Haaren, schlank, braun oder röthlich, Nubier schwärzlich, Copten, gelblich (etwa 30,000 Familien) und Kobylen oder Barbaren. -- Die Fremden sind Araber (Mauren) die zahlreichste Völkerschaft, welche die ganze nördliche und östliche Küste vom Senegal, längs des mittelländischen, rothen und indischen Meeres bis zum Hoffnungshorne eingenommen hat; Türken, auf der nördlichen und östlichen Küste; Mammelucken (tatarischer Abkunft) in Aegypten, Malambu's aus Indien, in Madagascar und Aethiopien, Juden in Nordafrika, Habesch, Sahara, fast alle schwarzgelb und mohrisch gekleidet, (welche, neben dem Umstande, daß im Innern von Afrika ein eigenes Judenland, Lamlam, seyn soll, den Schwärmer Swedenborg auf den Glauben leitete, daß dort das neue Jerusalem auferstehen werde) und Europäer, als Portugiesen, Spanier, Engländer, Franzosen, Holländer, Dänen. Ob auch noch in dem ehemaligen römischen Afrika Ueberbleibsel der alten Deutschen vom vandalischen Stamme sich befinden, wohin deutsche Gesichtsbildung, Götzen, Lehnwesen, Gottesgerichte, in Ober-Guinea aber sogar Vehmgerichte (Purra), die dort existiren sollen, verweisen: das zu untersuchen sey Andern überlassen. — Die meisten Bewohner nähren sich von der Viehzucht und Früchten; auf der Nordküste gibt es hier und da Manufacturen und Fabriken. Der Handel wird durch Caravanen geführt, die von den Städten an der Nordküste in das Innere gehen. Die eine Straße geht von Tripolis bis Fezzan; von da eine zweite nach Cairo und Mekka; Tunis ist der Hauptsitz des Handels, die große Niederlage für europäische Waaren. Der Sclavenhandel gehört zu den Eigenthümlichkeiten Afrika's. -- In geographisch-statistischer Ansicht zeigt uns das bekannte Afrika funfzehn Staaten: Nigritien, Sahra, Senegambien, Nubien, Habesch, Madagascar, Algier, Marocco, Hottentottenland, Tripoli, Barca, Aegypten, Tunis, Azoren, Madeira, welche den schon angegebenen Flächengehalt von 530,000 Q. M. ausmachen. Die vorzüglichsten Städte sind Cairo, Tunis, Sennaar, Algier, Fes, Capstadt, Marocco, Alexandria. Der größte Theil Afrika's ist noch unabhängig; nur das kleinere Küstenland erkennt die Herrschaft fremder Mächte. Der Kaiser von Marocco, der große Negu in Habesch, und mehrere Könige sind Souveräns. Auch gibt es Republiken, unter denen Tunis, Tripolis und Algier uns die bekanntesten sind. In den monarchischen Staaten gibt es fünf verschiedene Stände: Könige, Cabaceros (Oberhäupter der Städte und Gemeinden), Reiche, gemeine Leute, Sclaven. — Türken, die außer Aegypten auch die Küsten von Nubien und Habesch besitzen, Portugiesen (welche zuerst unter den Europäern sich dort ausbreiteten) auf den Azoren, Madeira rc., Franzosen auf Senegal und Goree und mehrern Inseln, Spanier auf Melilla und vorzüglich den canadischen Inseln, die meist ihnen gehören, Holländer, nur noch in einigen Factoreien an der Küste von Guinea, nachdem sie das Cap den Britten überlassen mußten, sind die herrschenden europäischen Mächte in Afrika, dessen Name bei den

toben Interesse der dortigen Colonien in dem einstigen allgemeinen Frieden von Europa auch eine Rolle spielen wird. I.

Agamemnon, König von Mycene, der Sohn des Plisthenes, Enkel des Atreus und Bruder des Menelaus und der Anaxibia. Seine Mutter hieß nach Einigen Eriphyle, nach Andern Aërope. Der gewöhnlichen Meinung und dem Homer zufolge war er ein Sohn des Atreus. Von Tantalus, dem ersten Ahnherrn, bis auf Agamemnon und dessen Kinder hinab verfolgte ein feindliches Schicksal die Sprößlinge dieses Heldengeschlechts und stürzte sie ins Verderben. (S. Tantalus, Pelops, Atreus und Thyest). Agamemnon herrschte über Mycene und hatte mit seiner Gemahlin Klytemnestra die Iphigenia, Elektra, Chrysothemis und den Orest gezeugt, als der trojanische Krieg ausbrach, in welchem er Anführer des verbündeten Griechenheeres ward und allein hundert Schiffe bemannte. In der Bucht von Aulis in Böotien versammelte sich das Heer. Nachdem Diana lange die Abfahrt der Flotte durch eine Windstille gehindert hatte (vergl. Iphigenia), kamen endlich die Griechen vor Troja an. Während der langwierigen Belagerung der Stadt, so wie in den mit abwechselndem Glück geführten Gefechten und in der Rathsversammlung erscheint Agamemnon stets seines Ranges über die andern Fürsten würdig. Er kämpft mit den Tapfersten und gibt sich jeder Gefahr Preis; in den Berathschlagungen aber spricht er mit Einsicht und Würde, und behauptet unter allen Umständen sein königliches Ansehen. Sein Streit mit Achilles ist bereits (unter Achilles) erzählt worden. — Als er nach endlich erfolgter Einnahme von Troja und zehnjähriger Kriegsarbeit glücklich in seine Heimath zurückgekehrt war, fand er daselbst durch Verrath den Tod. Aegisth, des Thyestes Sohn, dem er bei seiner Abreise die Ermordung des Atreus verziehen, und Gemahlin und Kinder anvertraut hatte, überfiel den kaum Heimgekehrten gemeinschaftlich mit Klytemnestra über der Mahlzeit, und erschlug sowohl ihn als die ihm zu Theil gewordene Tochter des Priamus, Cassandra, nebst ihren Kindern. So erzählt Homer; nach Andern ermordete ihn Klytemnestra im Bade, nachdem sie ihn in ein trügerisches Hemde verwickelt hatte. Als Ursach des Mordes wird von Einigen ihr ehebrecherisches Einverständniß mit Aegisth, von Andern ihre durch die Cassandra gereizte Eifersucht angegeben.

Aganippe, eine begeisternde Quelle, welche auf dem Gipfel des Helikon vom Fußtritte des Pegasus entsprang.

Agathodämon, ein guter Geist, dem der Cacodämon, böse Geist, entgegengesetzt ist.

Agathon, ein Athenienser, welcher sich eben so sehr durch seine Trauerspiele und musikalischen Talente als durch seine feinen Sitten bekannt machte. Er war ein Freund des Sokrates und Euripides, und bearbeitete zuerst erdichtete Gegenstände. Wieland hat ihn zum Helden seines bekannten Meisterwerks dieses Namens gewählt.

Agende, eigentlich das, was zu thun ist. Kirchenagende heißt die Vorschrift in Ansehung der Ordnung und Ceremonien, welche bei dem öffentlichen Gottesdienste beobachtet, ingleichen der Gebetsformeln, der Gesänge, welche dabei, oder auch bei gewissen religiösen Handlungen (dem Abendmahl, der Taufe, den Trauungen 2c.) gebraucht werden sollen.

Agent, s. Gesandten.

Aegeria, eine Nymphe, welche von den Römern hoch verehrt wurde. Sie sollte die Kraft haben, die Geburt zu erleichtern. Numa

Pompilius, der zweite römische König, gab vor, sich oft mit ihr zu besprechen, und alle Gesetze und Anordnungen, die er den Römern gab, aus ihrem Munde empfangen zu haben.

Agesiläus, ein berühmter spartanischer König, der nach seines Bruders Agis Tode durch Lysander zum Thron erhoben, von diesem zwar selbst gestürzt werden sollte, allein den Plan entdeckte und vereitelte. Er eröffnete nach Lysanders Tode seine ruhmvolle Laufbahn, von den Joniern gegen Artaxerxes zu Hülfe gerufen, in Asien, schlug die Perser, mußte sich aber von da gegen Theben, Corinth rc., die gegen Sparta selbst sich verbanden, wenden, und hier, als in der Folge ein neuer Krieg mit Theben ausbrach, gegen Pelopidas und Epaminondas, die größten Feldherren der damaligen Zeit, kämpfen, rettete aber durch kluge Maßregeln, ohne sich in eine Schlacht einzulassen, sowohl diesmal als auch nach mehreren Jahren, als 80jähriger Greis, die Stadt, welche schon in den Händen des Epaminondas war. Er starb endlich auf seinem letzten Feldzuge, den er nach Aegypten gemacht hatte, als er mit Ehren und Geschenken überhäuft, von dort zurückkehrend, an die lybischen Küsten durch einen Sturm verschlagen worden war, in seinem 84sten Jahre. Von Person klein und unansehnlich, war er dennoch ein erhabner, gerechter, in seinen Sitten tadelloser, von seinen Soldaten beinahe angebeteter Fürst, ob er gleich bisweilen die Tugend der Gerechtigkeit da verläugnete, wo es darauf ankam, dem Staate oder seinen Freunden nützlich zu seyn. — Die herrschende Leidenschaft bei ihm war Ruhmbegierde, der er wohl bisweilen auch andere Tugenden aufopferte. Er starb übrigens arm.

Aegeus, König von Athen und Vater des Theseus, welchen er mit der Aethra, des Königs Pittheus von Trözene Tochter, erzeugt hatte. Diesen seinen Sohn ließ er heimlich in Trözene erziehen, um die Pallantiden, die nach seinem Throne strebten, mit der Hoffnung zu täuschen, daß sie ihn, kinderlos, einst beerben würden. Um aber seinen Sohn dereinst wieder zu erkennen, verbarg er bei seiner Abreise aus Trözene ein Schwert und andere Sachen unter ein Felsenstück, welche Theseus zu seiner Zeit nach Athen zurückbringen sollte. Theseus, der sich schon bei Zeiten als Held auszeichnete, eilte, sobald er seine Geburt erfuhr, nach Athen, und, obgleich anfangs verkannt und in Lebensgefahr, erkannte ihn endlich doch sein Vater und erklärte ihn zum Nachfolger. Darauf befreite er Athen von dem schimpflichen Tribut des Minos, vergaß aber bei der Rückkehr die weiße Flagge, der Abrede gemäß, aufzustecken, und als sein Vater die schwarze Flagge entdeckte, glaubte er, Theseus sey todt, und stürzte sich aus Schmerz ins Meer; daher auch ein Theil des mittelländischen Meeres den Namen des Aegeischen erhielt.

Aggregat, ein Ganzes, welches aus mehrern neben einander bestehenden Theilen zusammengesetzt ist. — Aggregatzustand, die Beschaffenheit, wie die Theile eines Körpers zusammenhängen. Es gibt drei Aggregatzustände: die Festigkeit, Tropfbarkeit und Luftförmigkeit, in welche die Körper nach dem Grade der Temperatur übergehen.

Aegide, der Schild des Jupiters; auch — in diesem Sinne kommt es noch öfters vor — der Schild der Pallas, von der Haut eines Ungeheuers, das sie erlegte.

Agio — Aufgeld, was man zugeben muß, wenn man eine gesuchtere Geldsorte gegen eine minder gesuchte umtauschen will. Die Verschiedenheit der Geldsorten, nach deren Maßgabe dem Inhaber der ge-

image
not
available

Pompilius, der zweite römische König, gab vor, sich oft mit ihr zu besprechen, und alle Gesetze und Anordnungen, die er den Römern gab, aus ihrem Munde empfangen zu haben.

Agesilāus, ein berühmter spartanischer König, der nach seines Bruders Agis Tode durch Lysander zum Thron erhoben, von diesem zwar selbst gestürzt werden sollte, allein den Plan entdeckte und vereitelte. Er eröffnete nach Lysanders Tode seine ruhmvolle Laufbahn, von den Joniern gegen Artaxerxes zu Hülfe gerufen, in Asien, schlug die Perser, mußte sich aber von da gegen Theben, Corinth rc., die gegen Sparta selbst sich verbanden, wenden, und hier, als in der Folge ein neuer Krieg mit Theben ausbrach, gegen Pelopidas und Epaminondas, die größten Feldherren der damaligen Zeit, kämpfen, rettete aber durch kluge Maßregeln, ohne sich in eine Schlacht einzulassen, sowohl diesmal als auch nach mehreren Jahren, als 80jähriger Greis, die Stadt, welche schon in den Händen des Epaminondas war. Er starb endlich auf seinem letzten Feldzuge, den er nach Aegypten gemacht hatte, als er mit Ehren und Geschenken überhäuft, von dort zurückkehrend, an die lybischen Küsten durch einen Sturm verschlagen worden war, in seinem 84sten Jahre. Von Person klein und unansehnlich, war er dennoch ein erhabner, gerechter, in seinen Sitten tadelloser, von seinen Soldaten beinahe angebeteter Fürst, ob er gleich bisweilen die Tugend der Gerechtigkeit da verläugnete, wo es darauf ankam, dem Staate oder seinen Freunden nützlich zu seyn. — Die herrschende Leidenschaft bei ihm war Ruhmbegierde, der er wohl bisweilen auch andere Tugenden aufopferte. Er starb übrigens arm.

Aegeus, König von Athen und Vater des Theseus, welchen er mit der Aethra, des Königs Pittheus von Trözene Tochter, erzeugt hatte. Diesen seinen Sohn ließ er heimlich in Trözene erziehen, um die Pallantiden, die nach seinem Throne strebten, mit der Hoffnung zu täuschen, daß sie ihn, kinderlos, einst beerben würden. Um aber seinen Sohn dereinst wieder zu erkennen, verbarg er bei seiner Abreise aus Trözene ein Schwert und andere Sachen unter ein Felsenstück, welche Theseus zu seiner Zeit nach Athen zurückbringen sollte. Theseus, der sich schon bei Zeiten als Held auszeichnete, eilte, sobald er seine Geburt erfuhr, nach Athen, und, obgleich anfangs verkannt und in Lebensgefahr, erkannte ihn endlich doch sein Vater und erklärte ihn zum Nachfolger. Darauf befreite er Athen von dem schimpflichen Tribut des Minos, vergaß aber bei der Rückkehr die weiße Flagge, der Abrede gemäß, aufzustecken, und als sein Vater die schwarze Flagge entdeckte, glaubte er, Theseus sey todt, und stürzte sich aus Schmerz ins Meer; daher auch ein Theil des mittelländischen Meeres den Namen des Aegeischen erhielt.

Aggregat, ein Ganzes, welches aus mehrern neben einander bestehenden Theilen zusammengesetzt ist. — Aggregatzustand, die Beschaffenheit, wie die Theile eines Körpers zusammenhängen. Es gibt drei Aggregatzustände: die Festigkeit, Tropfbarkeit und Luftförmigkeit, in welche die Körper nach dem Grade der Temperatur übergehen.

Aegide, der Schild des Jupiters; auch — in diesem Sinne kommt es noch öfters vor — der Schild der Pallas, von der Haut eines Ungeheuers, das sie erlegte.

Agio — Aufgeld, was man zugeben muß, wenn man eine gesuchtere Geldsorte gegen eine minder gesuchte umtauschen will. Die Verschiedenheit der Geldsorten, nach deren Maßgabe dem Inhaber der ge-

ser anerkannt hatte, und die auf Kosten der Krone ausgestatte wurden.

Agnus Dei (wörtlich: das Lamm Gottes), 1) ein Gebet de römischen Liturgie, das mit den Worten Agnus Dei anfängt; 2) ei rundes Stück Wachs, worauf die Figur des heiligen Lammes mit de Siegesfahne oder auch St. Johannes mit der Jahrzahl und dem Na men des Papstes gedruckt ist. Der Papst weiht und verschenkt dere eine große Menge. Agnus Dei heißt auch dasjenige Stück einer mu sikalischen Messe, welches in der römisch catholischen Kirche bei de Administration der Hostie aufgeführt wird.

Agon bedeutet jeden Kampf, worin einer dem andern es zuvor zuthun sucht; dann auch der Todeskampf. Besonders aber wurde Agones die Kampfspiele der Griechen genannt, welche man zu ge wissen Zeiten und bei gewissen Feierlichkeiten im Ringen, Kämpfen in der Musik, in der Dichtkunst, Tanzkunst &c. veranstaltete, un wobei gewisse Kampfrichter, Achonarchä genannt, auf Gesetze un Herkommen halten, nicht minder vorfallende Zwistigkeiten schlichte und den Preis zuerkennen mußten. Die berühmtesten dieser Kampf spiele waren die olympischen, pythischen, nemäischen un isthmischen.

Agrarische Gesetze hießen bei den Römern solche, welche theil eine gleiche Vertheilung aller Ländereien, theils einzelne Austheilun gen gewisser Ländereien und andere Anordnungen dieser Art betrafen Sie waren von großer Wichtigkeit, und wurden gewöhnlich von den jenigen in Vorschlag gebracht, die sich die Gunst des Volks erwerbe oder sich an den Großen rächen wollten, wie z. B. die Gracche (s. d. Art.). Aehnliche Gesetze wurden während der französischen Revo lution vorgeschlagen,

Agrippina. Unter diesem Namen sind drei römische Fraue bekannt. 1. Des Kaisers Tiberius Gemahlin, von welcher er sich ob er sie gleich sehr liebte, scheiden ließ, als er Augusts Tochte Julia, heirathen mußte. Sie vermählte sich mit dem Asiniu Gallus, den jedoch Tiber, welcher Agrippinen stets liebte zu einem ewigen Gefängniß verdammte. Sie starb 772 nach Erbau ung der Stadt Rom. 2. Die Tochter des M. Vipsanius Agrip pa, von Augusts Tochter Julia, Gemahlin des C. Germani cus, ein heroisches und mit großen Tugenden geschmücktes Weib Sie begleitete ihren Gemahl auf allen Feldzügen, und verklagte de von Tiberius angestifteten Mörder desselben vor Gericht. Dieser Ty rann aber, welcher sie wegen ihrer Tugend und ihres Anhanges bein Volke haßte, verwies sie auf die Insel Pandataria, wo sie eines frei willigen Hungertodes starb. 3. Der vorigen Tochter. Von Domi tius Ahenobarbus hatte sie das Unglück, Mutter des Nero zu werden. Ihr dritter Gemahl war K. Claudius, ihres Vater Bruder, der sie nach der Mesialina heirathete. Sie wird als ein geistvolle und vorzüglich in Staatssachen erfahrne Frau gerühmt, je doch war sie unbegränzt herrschsüchtig, ränkevoll und ausschweifend Um ihren Sohn Nero auf den Thron zu setzen, ließ sie den Britanni cus vergiften. Nero konnte es nicht dulden, daß sie sich in die Ge schäfte mischte, und ließ sie, 812 nach Erbauung Roms, in ihre Kammer niederstechen.

Aegypten und Aegyptier. — Aegypten (Mizraim, Cham Rahab, von den Arabern Mesr, von den Copten Chemi und den Tür ken El-Kabit genannt), ehedem ein großes Reich, der Sitz einer hohe

Kultur, ein Land voll Wunderschöpfungen menschlicher Kraft und Intelligenz, und fortwährend der Gegenstand der interessantesten Forschungen; — jetzt eine türkische Provinz, kaum zum fünften Theile angebaut, aber in der neuesten Geschichte berühmt geworden durch den denkwürdigen Versuch, welchen der jetzige Kaiser der Franzosen auf seinem Grund und Boden unternahm, und seit jener Periode der Kampfplatz zwischen den herrschenden Muselmännern und den stets sich empörenden Mamlucken-Bey's; — regiert durch einen vom Großsultan bevollmächtigten Pascha und dessen Unterstatthalter, oder (wie in Ober-Aegypten) von unabhängigen Schachs: — liegt in Nord-Afrika, zwischen dem 22. bis 32. Grad nördlicher Breite und dem 45. bis 52. Grad östlicher Länge, gränzt gegen Norden an das mittelländische Meer, gegen Osten an Arabien, womit es durch die Landenge von Suez zusammenhängt, und an den arabischen Meerbusen; gegen Süden an Nubien, gegen Westen an Barka und die große Wüste; hat ungefähr 5000 Q. M. (nach Andern 6250 und 8793) Flächengehalt, und nur drei bis vier Millionen Einwohner. Die Geographen unterscheiden den Ober-Aegypten oder Sayd, Mittel-Aegypten oder Wostani, und Nieder-Aegypten oder Bahr, welche wieder in 80 Provinzen eingetheilt sind, deren jede von einem Bay regirt wird, und die zusammen etwa 2500 Städte und Dörfer enthalten. — Drei Gebirgsketten laufen durch das Land, aber nur ein Fluß, der Nil (der blaue Strom, der Aegyptos des Homer), durchströmt es von Süden nach Norden, der in Abessynien seine Quellen hat, an der Gränze von Nieder-Aegypten sich in zwei Arme theilt und in sieben Mündungen, durch welche das bekannte Delta (Δ) gebildet wird, mit dem mittelländischen Meere sich vermischt. Die merkwürdige Erscheinung, daß dieser Strom regelmäßig in der letzten Hälfte steigt, so daß er bis in die Mitte des Augusts eine Höhe von 16 Ellen erreicht und endlich, im Dezember, bis zu 22 Ellen anwächst, ist für das Land von den wohlthätigsten Folgen, da er es in einem Umfange von drei Q. M. bewässert und düngt. Diese Erscheinung sucht ihren Grund in den sechs Monate dauernden tropischen Regen (m. vergl. Afrika) und hat, außer jener ökonomischen, noch die wohlthuendere Wirkung, daß das Wasser alle ungesunden Dünste einschluckt und mit sich fortnimmt, so daß mit dem Anfange der Ueberströmung die Pest, welche von Constantinopel aus bis hierher sich fortpflanzt, gewöhnlich aufhört. — Außer diesem Flusse hat Aegypten in seinem obern Theile noch den, 25 Meilen im Umkreise haltenden, aus dem Alterthume berühmten See Möris, jetzt Birket-Karum, dann den Marint-, den Rodie-, den Mensale-, den Salz- oder Natron-See. — Das Clima, sehr heiß und nur in Nieder-Aegypten gemäßigter, erzeugt das gute und prächtige, das üble und schreckliche in gleichem Maße. Bei den üppigsten Vegetationen und einer wuchernden Fruchtbarkeit sind der Samum (Chamsin), dieser furchtbare Südwind, der in der Regel nach den ersten 50 Tagen des Frühlingsäquinoctiums weht, die Pest und die Blindheit die Qualen, welche durch die verzehrende Hitze entstehen und genährt werden. Nur zwei Jahreszeiten, einen Frühling und Sommer, diesen vom April bis November, hat Aegypten; ein immer heiterer Himmel und heiße Tage sind die Attribute des Sommers; kühle, erquickende Nächte gewährt der Lenz. — Nur da, wo des Nils segnende Fluthen, die in vielen Canälen, außerhalb der natürlichen Gränzen der Ueberschwemmung, weiter geleitet werden, den Boden empfänglich machen für den Samen, gedeihen

die Früchte, aber auch in desto herrlicherer Pracht; das andere Land ist dürr, mit brennendem Sande bedeckt. Reiß, Hirse, Hülsenfrüchte, Küchengewächse, Melonen, Arbusen (eine Art Kürbisse), Zuckerrohr, Calamus, die Papierstaude (diese Eigenthümlichkeit des Landes) Flachs und Hanf, Sennesblätter, Zwiebeln, Saflor, Indigo, Aloë, Jalappe, Coloquinten, Sode, Cardomomen, Baumwolle, Obst- und Südfrüchte, Palmenwälder, Sykomoren, Tamarinden, Cassien, und Acacienbäume ꝛc. schmücken das Land; nur an Brennholz fehlt es. — In seinen Eingeweiden hält dieser Boden, der in seinem Innern aus Kalk, der mit zahllosen Muscheln und Versteinerungen angefüllt ist, besteht, Marmor, Alabaster, Salpeter, Porphyr, Granit, Natrum, und noch mehrere Steinarten. — Rindvieh, Büffel, Esel, Pferde, Kameele, Schafe mit Fettschwänzen, Hunde und Katzen, Löwen, Tieger, Hyänen, Schakals, Wölfe, Füchse, Gazellen, Giraffen, Störche, Ibis (der die im Nilschlamme sich windenden Schlangen verzehrt), Hühner (deren Eier im Ofen ausgebrütet werden), Crocodille, Flußpferde, Ichneumons ꝛc. bevölkern die Wälder, Sümpfe, Gewässer und die Fluren. — Die Menschen, welche dieses Land jetzt bewohnen, bestehen aus: Copten, den Abkömmlingen der ältesten Bewohner, welche zwar Christen sind, aber überall zerstreut leben, unwissend und „faule Bäuche" sind, und höchstens auf 30,000 Famililen geschätzt werden; Arabern, die am zahlreichsten sind und in Fellahs (Fellacken) oder Ackerbauer und Beduinen (Bedewi, Bedami), Nomaden in den Wüsten, sich theilen; Türken, die herrschende Nation, und Mammelucken, ein kriegerisches Völkchen. Außer diesen gibt es auch Juden, Griechen, Armenier ꝛc. — Der Aegypter ist gewöhnlich von starkem, gewandtem Körper, braungelber Farbe, heitern Sinnes, guten Herzens, mäßig, religiös (die mahomedanische ist die Landesreligion), abergläubig und besitzt Fähigkeiten, bei deren näherer Würdigung man höchst bedauern muß, daß sie so unausgebildet verloren gehen. Die Landessprache ist die arabische. — Ackerbau, Bienen- und Hühnerzucht, Bereitung des Salmiaks, Verarbeitung des Leders, Flachses, Hanfes, der Seide und Baumwolle, Verfertigung von Tapeten, Glas, Töpferwaaren, und ein allerdings wichtiger Handel beschäftigen die Einwohner. Ihre Ausfuhr ist bedeutend; besonders wird Constantinopel von dort aus mit seinem Bedarf an Getraide versehen, sowie vormals, als Aegypten eine römische Provinz war, es Roms Kornkammer hieß. Ein ansehnlicher Zwischenhandel wird mit vielen kostbaren Producten getrieben. Für den Seehandel sind zu Alexandrien, Damiatte und Suez die vorzüglichsten Häfen, den Landhandel unterstützen die Caravanen, besonders nach Syrien und Arabien. — Zu Cairo, der Hauptstadt, residirt ein Patriarch der morgenländischen Christen; auch ist dort eine hohe Schule, so schlecht übrigens der Zustand der Künste und Wissenschaften ist — So wenig Befriedigung für Verstand und Gemüth nun auch der Blick auf Aegypten, wie es jetzt ist, gewährt, so belohnt wird man durch den Rückblick in seine Vorzeit. Im großen Buche der Vorgeschichte füllt dieser Staat einen bedeutenden Raum, und nur ungern zieht man das Auge von dem Schauplatze einer Regsamkeit und Thätigkeit wieder ab, deren Resultat eine Bildung war, welche von unserer europäischen nicht durchgängig übertroffen wird. Gleich wie Griechenlands Flor verblühte, so ging auch die Cultur Aegyptens unter. Von den Ufern des Nil empfing Hellas den Keim seiner nachmaligen Größe, und von Asien aus fiel das erste Samenkorn zu seine

künftigen hohen Cultur auf Afrika's glühenden Boden. Eine alte astronomische Beobachtung beurkundet die Sage: daß um 3362 vor Christus der babylonische Hermes (Thot), dieser Held der Urzeit, dessen historische Existenz zu untersuchen hier nicht der Ort ist, von Babylon nach **Aethiopien** kam (so wie in der Folge Cecrops aus Sais am Nil nach Attica), und diesen Staat, nach dem Muster dessen, dem er angehörte, cultivirte. Das Studium der Bildungsgeschichte des menschlichen Geschlechtes überhaupt belehrt uns, daß die Aethiopier und Babylonier die ersten Nationen des Erdballs waren, welche schon eine hohe Stufe erklimmt hatten. Die hohe Wahrscheinlichkeit, daß bald nach der Organisation Aethiopiens durch Hermes die erste Einwanderung einer **äthiopischen Colonie in Ober-Aegypten** (das damals nur von nomadischen Hirtenvölkern bewohnt war) geschehen ist, macht uns die **Aegyptier** als die dritte der Nationen des Alterthums bekannt, welche allen übrigen in Aneignung einer höhern Ausbildung voranging. Die Aehnlichkeit der Menschenrace und der Sprache erhöhen die Wahrscheinlichkeit, daß von Aethiopien aus Aegypten die Bewohner erhielt, welche in der allgemeinen Culturgeschichte einen so ehrenvollen Platz behaupten, fast zur Gewißheit. Dies widerspricht aus sich selbst der mosaischen Ansicht, daß nach der Sündfluth zuerst ein Stamm Chamiten in Ober-Aegypten sich niedergelassen habe; selbst die Israeliten, unter dem Erzvater Joseph, gehörten noch zu den an der Gränze wohnenden Nomaden, bis sie unter Moses wieder auswanderten. Ob nun gleich Aegypten an Babylon und Aethiopien große Vorbilder hatte, so schritt anfangs ihre Ausbildung doch nur sehr langsam vor. Die über Alles sich erstreckende zunftmäßige Einrichtung, die sonderbare Eintheilung des Volks in **erbliche** Casten, indem keiner aus seiner angebornen Caste in eine andere übergehen durfte, und die **Priesterherrschaft** hielten den ohnehin nicht zu lebhaften Geist in engen Fesseln. Handel und die daraus folgenden Berührungen mit andern Völkern, besonders die Schifffahrt, dies für Küstenbewohner so große Vehikel zum Commerzialwesen, befanden sich bis zu des unternehmenden Sesostris Zeit in großer Unbedeutenheit — siehe da, ein neuer Grund, daß die Fortschritte der Aegyptier nicht reißend waren. Doch erlebten sie eine glänzende Periode, aus der sie aber in das alte Nichts zurückfielen, als sie von fremden Völkern unterjocht worden waren. Im Ueberblick jener Blüthenzeit Aegyptens sehen wir unter seinen Bewohnern **Astronomen**, die an der Spitze der wissenschaftlich Gebildeten standen; ihr Sonnenjahr war ganz dem republikanischen Calender der Franzosen gleich, es hatte, wie dieser, nach den zwölf Monaten noch fünf Ergänzungstage; die Gestalt der Erde war ihnen bekannt, Sonnen- und Mondfinsternisse wurden berechnet; den Mond hielten sie aber für eine ätherische Erde, die Fixsterne für brennende Fackeln; Sonnen- und Wasseruhren waren ihnen nicht fremd, des Osimandias ungeheurer Ring scheint hierzu gebraucht worden, und der Quadrant ihnen nicht unbekannt gewesen zu seyn. Schon hieraus ergibt sich, daß sie bedeutende Fortschritte in der **Rechenkunst** gemacht haben mußten; ihre **Zahlzeichen** (dieselben, die wir arabische Ziffern nennen), schrieben sie von der Rechten zur Linken. Die **Meßkunst** ward ihnen durch die Ueberschwemmung des Nils unentbehrlich; die Nilmesser (*Νιλοσκοπεια*) zu Siene, Memphis und noch an einigen andern Stellen des Stromes, die Wasserschrauben, die Canäle, die Schleußenwerke des Sees Möris, welche Mechanik, Hydraulik und Hydrostatik vor-

aussetzen, sind schöne Zeugen ihrer Fortschritte in der angewandt Mathematik überhaupt. Große Verdienste haben sie um die Musi auf die ägyptische Tonkunst ist die hebräische, griechische und römis gegründet; das erste musikalische Instrument, die dreisaitige Lyr ward unter ihnen von Hermes erfunden; die höchste Saite ward n dem Sommer, die tiefste mit dem Winter, die mittlere mit dem Frü linge verglichen; während seinen Betrachtungen öffnete sich ihm d Propyläon der Harmonie der Töne, und bald wurden diese Resulta unter die Geheimnisse der Priester gezogen, und unter dem mystisch Schleier weiter ausgebildet. Hierin und in dem ernsten düstern Nati nalcharakter liegt es, daß man nur bei Leichenbegängnissen und be öffentlichen Cultus Gebrauch von der Musik machte; ihren übrigen za berischen Reiz kannte das Volk nicht. Außer jener Lyra hatten sie no ein Dichord, zweierlei Flöten, das Sistrum, die Pauke und Tromm die Trompete und die dreieckige Lyra. Die scharfsinnigen Bemerku gen von Rousrer, Burney, Bruce u. a. m. dürfen hier nur berüh werden; in dem Artikel Musik der Alten werden wir darauf z rückkommen. — Notenschrift scheinen die Aegyptier nicht geha zu haben; ihre kleinen einfachen Gesänge waren dem Gedächtnisse a vertraut. Ihre naturhistorischen Kenntnisse schränkten sich bl auf die Heimath und deren Erzeugnisse ein. Weiter vorgerückt war sie in der Chemie und Metallurgie; ihre metallische Enkaust künstliche Smaragde, das Einlegen des Silbers mit blauer Farbe b weisen viel für ihre Wissenschaft und Geschicklichkeit. Tiefer mögen in Ansehung der Heilkunde gestanden haben; jede Krankheit ward v eigenen Aerzten behandelt; Osiris, Isis und Hermes waren die Gött der Gesundheit; die Pastophoren (eine Priesterclasse) waren die Aerzt der von ihnen vorgeschriebenen täglichen Diät war der König, so g wie der Geringste, unterworfen; von hier ging auch die Diätetik a in andere Länder; Cultur der Haut, eine durch Alles gehende Reinli keit, daher Bäder und Beschneidung, waren die hauptsächlichsten med cinischen Tendenzen. Aus der Gewohnheit und Geschicklichkeit, d Leichen einzubalsamiren (Mumien), will man auf anatomisch Kenntnisse der Aegyptier schließen. — Ihre Naturlehre war m stisch; Alles erklärten sie für unmittelbare Einwirkungen der Götte hiervon war auch ihre Magie abhängig. In den Künsten war sie mehr und minder geschickt. Ihre Bildhauerwerke hatten ei unerträgliche Trockenheit, Steifheit und Einförmigkeit; ihre Mal rei beschränkte sich bloß darauf, daß Steine, Holz, gewebte Zeuge mit Farbe, und zwar nur mit einer einzigen überzogen und höchste Hieroglyphen illuminirt, d. h. mehrere Farben neben einander oh eine Regel aufgetragen wurden. Der gestirnte Himmel an der De im Grabmale des Osimandias und die sogenannten Bilder in den un ten Gräbern der Könige von Theben bezeichnen den höchsten Grad d ägyptischen Malerkunst. Um so merkwürdiger aber ist ihre Baukun deren Charakter inzwischen mehr Festigkeit (en masse) ausdrückt, a Formenschönheit; wir erinnern an ihre Labyrinthe, Pyramiden, Ob lisken, Tempel, Mausoleen u. s. w. — Robert von Baugondy (in Essai sur l'hist. de la Géogr.) sagt von der Geographie der A gyptier, daß von ihnen (unter Sesostris) die ersten Landkarten he rührten; Gatterer will die Existenz von ägyptischen Ländertafeln sch zu Josua's Zeit erweisen. Die Nautik verdankten sie ihrem groß Sesostris; vorher wagten sie kaum auf Flößen die ausgetretenen G wässer des Nils zu befahren, denn das Meer war ihnen verhaßt;

war ja der Typhon, der den Nil, ihren Nationalgott (Osiris) verschlang! Die erste Küstenschifffahrt scheint durch einen Schleichhandel der Phönizier, und des Inachus Führung einer ägyptischen Colonie nach Griechenland auf phönizischen Schiffen (1836 v. Chr.) veranlaßt worden. Doch beschränkte sie sich bloß auf die Bewohner der Nordküste Aegyptens, während die im Innern des Landes durch die Mauer des Aberglaubens noch immerfort vom Meere getrennt blieben; hier wurde die Nilschifffahrt bedeutender, nachdem sie sogar dem öffentlichen Cultus einverleibt worden war. Allein Sesostris der Große zerbrach den Damm des religiösen Wahns, dem Osiris ward ein prächtiges Schiff geweiht, die Priesterschaft dadurch gewonnen, die Schifffahrt in die Gebete mit eingeschlossen, und nun vertrauten die Aegyptier sich dem Rücken des tückischen Typhon. So erhielt ihr Seehandel seine weite Ausdehnung. Die politische Geschichte des Staats hatte nun großen Einfluß auf den Zustand der Schifffahrt zu den verschiedenen Perioden; unter den Ptolemäern war sie am wichtigsten. Alexandrien ward zum ersten Stapelplatz, der berühmte Pharus wurde errichtet, und der 30 deutsche Meilen (1000 Stadien) lange Canal gegraben, der das rothe Meer mit dem mittelländischen verband. Erst als nach dem Tode der Cleopatra Aegypten eine römische Provinz wurde, ging auch dieser Ruhm verloren. — Ihre Landesökonomie, ihr Bergbau trugen einen großen Charakter; im Ackerbau besaßen sie einen Wunderfleiß; ihre Anstalten dafür waren kühn gedacht und ausgeführt. Nach welchen Grundsätzen man den Bergbau betrieb, ersieht man aus den ungeheuren Unternehmungen, bergmännisch ganze Berge einzustürzen, und durch hineingeleitete Flüsse das Erz zu Tage zu schlämmen; Gold, Silber, Kupfer, Blei, Zinn und Eisen waren die bekannten Hauptmetalle. — Was den ägyptischen Handel überhaupt anlangt (von dem speciellen zur See sprachen wir oben), so war dieser lange Zeit nur Passivhandel. Erst seit Psammetich ward er activ. Der Caravanenhandel war stets die merkwürdigste Art des Landhandels: Maaß, Gewicht, Geld — diese Hauptererfordernisse — kannten sie, und eine gute Polizei wachte über die Rechtlichkeit dabei. Die Industrie mußte dabei gewinnen. Ihre Webereien und Färbereien lieferten inländische Handelsproducte, die eine große Vollkommenheit hätten erreichen können, wären sie nicht auch hierin nur auf einer und derselben Stufe stehen geblieben. — Betrachtet man den alten Aegyptier als Menschen im Privatleben und im Staate, nach seinen Sitten, Gebräuchen, Gesetzen; so wird uns noch manches Räthsel über dieses sonderbare Volk gelöset werden. — Die düstere Religion der Aegyptier bannte allen Frohsinn aus den Kreisen ihres Privatlebens. Die Freude war ihnen entfremdet worden; sie waren nur ernste, andächtig-schwärmerische Menschen. Singen, Tanzen, Spielen war ihnen verhaßt; dabei aber besaßen sie einen hohen Grad von Fleiß, Gutmüthigkeit, Höflichkeit und zugleich eine Eitelkeit, die sie in alles, was von ihnen herrührte, verliebt machte. Wie späterhin die Griechen und Römer alle Nichtgriechen und Nichtrömer Barbaren nannten, so betitelten also auch sie alle Völker, die nicht ihre Sprache redeten; aber bei aller Verachtung, die sie solchen bezeigten, blieb die Dankbarkeit gegen einen jeden, ohne Unterschied, eine ihrer glänzenden Nationaltugenden. — Das Regiment des Staates war überhaupt ein Weiberregiment; jeder Priester durfte wenigstens Eine Frau haben; den Laien beschränkte das Gesetz in der Zahl gar nicht. Der Mann besorgte die Hauswirthschaft, die Frau den Kauf

und Verkauf und alle übrigen Verrichtungen außer dem Hause. D
Ehe wurde dadurch, daß sie auch unter Geschwistern verstattet und
Idee von Mißheirathen noch nicht aufgestiegen war, unendlich beförde
Genügsamkeit war auch eine der Nationaltugenden; Wein tr
der Aegyptier nie, sondern Bier, sogenannter Gerstenwein war s
Getränk; Brot buck er aus Spelt; Gerste war ihm zu gering da
für seine Küche cultivirte er Gemüse aller Art, und beförderte
Ausdehnung seiner weiten Volieren durch künstliches Ausbrüten
Eier; Bohnen und Schweinefleisch untersagte ihm seine Religion,
er durch ihren Genuß sich verunreinigen würde, dagegen er wieder an
Thiere, als geheiligte, nicht zu verletzen wagen durfte. Seine Kl
dung war sehr einfach; die ehrbare Frau unterschied sich von den M
chen und Lustdirnen durch einen Schleier, den diese nicht tragen du
ten. Kinder wurden erst spät bekleidet; bloß Leichenbegängnisse u
die Trauerzeit gaben zu äußerlicher Pracht und Eifersucht deshalb V
anlassung. Doch der Beherrscher und seine nächsten Umgebungen schi
merten stets in orientalischer Pracht; der ägyptische Despot, s
Harem und die Minister überstrahlten das Volk, jener im Sonne
glanze seiner eigenen, diese im Mondenschimmer der erborgten Ma
stät. Aber die Allmacht des Pharao war über jede Rücksicht erhabe
er warf willkührlich den Großvezier von dem Gipfel seiner Größe u
hob den niedrigsten Sclaven zu sich empor, wie Josephs des Keusch
Geschichte beweiset. — Die Arbeitsamkeit, welche dem Aegypt
angeboren war, erhielt die öffentlichen Tugenden, und von Seiten
Polizei sorgte man auch für die unterbrochene Beschäftigung der V
brecher; schon unter Joseph gab es ein Arbeitshaus für eingekerkte
Sclaven. Als eine Riesenmauer stellten zwar die Ungeselligkeit
Aegyptier und ihre Furcht, durch Umgang mit Fremden den Götte
zu mißfallen, sich ihrer noch höhern Fortbildung entgegen; allein
wurden ihnen dadurch zugleich ihre Selbstständigkeit, ihr wahrer Ch
rakter, ihre Nationaltugenden bewahrt. Erst dann, als sie mit d
Griechen in nähere Berührung gekommen waren, verlor sich ihre Th
tigkeit etwas, so daß Amasis genöthigt war, ein Polizeigesetz
geben, das jeden Aegyptier verpflichtete, jährlich seinen Namen, se
Gewerbe und die Mittel, wodurch er seinen Unterhalt gewinne oder
gewinnen gedenke, bei der Obrigkeit anzuzeigen; die Unterlassung d
ser Pflicht ward mit dem Tode bestraft. — Streng und rasch wa
Gerechtigkeitspflege geübt; von Menes, Sasychis, Ge
phactus, Asichis (oder Bochoris) und Amasis waren g
schriebene Gesetze vorhanden; vor einem höchsten Reichsgerichte wurd
alle Prozesse entschieden, welche die Parteien selbst, ohne Sachwalte
aber schriftlich gegen einander führen mußten. Meineid und Mo
(auch der eines Sclaven) wurden unerlaßlich mit dem Tode bestraf
Verleumder und falsche Ankläger erhielten die Strafe des angeschuldi
ten Vergehens; auf Verrath stand der Verlust der Zunge, auf falsar
schen Handlungen der Verlust der Hände, auf Desertion und Emigr
tion Infamie, auf Ehebruch — Stockschläge. Doch ein königlich
Cabinetsbefehl konnte jede dieser Strafen mildern; aber ungeacht
dieser Souveränetäts-Aeußerungen lag doch der Wille des Herrsche
nicht weniger in den Fesseln der Priestermacht, welche selbst für d
Privatleben des Fürsten Gesetze entworfen hatte, und diese Bande na
den Umständen, so wie die feinste Politik der Kirche es wollte, lüfte
oder fester zusammenzog. Die Tagesordnung des königlichen Sclav
war sogar genau bestimmt, und selbst der Küchenzettel, ja sogar d

Verborgenheit des Boudoirs gehörten in den Wirkungskreis der Priester; darum waren sie *Leibärzte*. — Mit dem allen in Einklang war die *Erziehungsweise*: die Kinder wurden sorgfältig zum Gewerbe des Vaters angehalten, und in den verschiedenen öffentlichen Schulen von *Priestern* unterrichtet; Schreiben und Lesen lernten nur Wenige; doch waren die Aegyptier das *dritte* schreibende Volk, das nach den Babyloniern und Phöniziern die Vorgeschichte nennt. Nachdem sie gleich diesen zuerst auf Steine und Ziegel geschrieben hatten, erfanden sie ein Papier aus der Papierstaude, welches über 2000 Jahre lang, selbst nach der Erfindung des Pergaments, die ganze schreibende Welt gebrauchte. Diese Kunst ward nur denen, die zu Kaufleuten erzogen wurden, gelehrt, doch auch in sehr beschränktem nothdürftigsten Maße; denn daß das Volk nicht zu wissenschaftlich gebildet werde, war im Systeme der Priester. — Schon oben gedachten wir der sonderbaren Eintheilung des Volks in *Casten*; deren gab es sieben, nämlich die der Priester, Soldaten, Rinderhirten, Sauhirten, Gewerbetreibenden, Dolmetscher und Fischer. Diese Abtheilung entsprang theils aus dem Locale, da manche Landschaften allerdings nur eine bestimmte Lebensart gestatteten, theils war sie Resultat der Priesterpolitik, da zur Organisation der Staatsmaschine es nothwendig wurde, daß scharfe Gränzen zwischen den ursprünglichen heterogenen Bestandtheilen der gesammten Nation gezogen wurden. So bezeichneten diese sieben Casten eben so viel verschiedene *Völkerstämme*, nicht etwa Zünfte; daher kam auch die Erblichkeit derselben, (man vergl. d. Art. *Caste*). — An der Spitze Aller stand die schon oft gedachte *Caste der Priester*, als die erste und vornehmste. Sie machten sich aber auch dieses Ranges durch die Verdienste, die sie als Lehrer des Volks, als Bewahrer der Wissenschaften hatten, würdig. Aus ihnen wurden alle Staatsbedienungen besetzt; sie waren die Aerzte, Richter, Baumeister, Astronomen und Astrologen rc. Aber sie hielten ihre Kenntnisse unter salomonischen Siegeln, denn diese wurden (und mit Recht) als der geheimnißreiche Talisman ihrer politischen Wichtigkeit, ihres mächtigen Einflusses betrachtet. Sie sollen sogar, neben dem allgemeinen Thier- und Bilderdienst der Nation, sehr helle Ideen vom eigentlichen Wesen der Gottheit gehabt, sie aber absichtlich unter Symbolen versteckt gehalten haben, die nur den Eingeweihten in den berühmten Mysterien enthüllt wurden. — Ueberhaupt aber veränderten sich die *Religion*, *Mythologie* und *Philosophie* der Aegyptier mit den verschiedenen Perioden ihrer politischen Geschichte; anders war ihre Religion und Philosophie vor Moses, anders von Moses bis Herodot, und wich so immer mehr von ihrem alten Gepräge ab, bis zu den Zeiten der Ptolemäer und Römer. — Die gesammte Religion und Mythologie war auf Astronomie gegründet, da es natürlich war, daß die wirksamen Einflüsse der Himmelskörper die Verehrung derselben zur Folge hatten. Osiris und Isis (die Sonne und der Mond) waren die Hauptgottheiten, und der Nil ward mit diesen in einem sehr nahen Verhältnisse sich gedacht. Oft findet man den Osiris und den Nil als *Ein* himmlisches Wesen behandelt; der Zeitraum von 360 Tagen, abgemessen nach des Stromes regelmäßigen Ueberschwemmungen zur Sommersonnenwende, ward daher das Religions- — der von 365 1/4 Tag das natürliche Sonnenjahr. Die Planeten wurden nebst den Zeichen des Thierkreises als Gottheiten und Regenten der Wochentage und Tagesstunden, nach ihrer Rangordnung am Himmel, verehrt. Der Regent der ersten Tagesstunde war der Schutzgott des ganzen Tages und

gab demselben seinen Namen; die physikalischen Eigenschaften, und di
verschiedenen ökonomischen Beziehungen auf jeden Monat wurden eben
falls als Gottheiten unter den zwölf Zeichen des Thierkreises verehrt
So war das Religionsjahr beschaffen. Der später entdeckte Mange
von fünf Tagen und sechs Stunden gab noch sieben Göttern als Sym
bolen dieser astronomischen Zeitrechnung das Daseyn, und das Sonnen
jahr begann. Zugleich aber dachten sie sich diese symbolischen Wesen al
wirklich existirend, als Urheber und Regenten der Zeit und Wel
den Osiris und die Isis als lebende, willkührlich handelnde, Wesen vo
unmittelbaren Einflusses auf die Erde und deren Bewohner. Jede
Gottheit war ein besonderes Priestercollegium geordnet, an dem n
Weiber Antheil nehmen durften. Wallfahrten und Opfer waren i
der Regel, die letztern benutzte man zu Abwaschung von begangene
Sünden; der Opfernde legte seine Hand auf des Opferthiers Kop
überhäufte es mit Verwünschungen, und mit dem letzten Athemzug
desselben hielt er sich für entsündigt. Bis Amasis gab es sogar Men
schenopfer; dieser König führte Wachsbilder ein, doch dauerten sie nu
bis in das vierte Jahrhundert nach Christus heimlich fort. Der nebe
diesem Sterndienste bestehende Thierdienst, indem gewisse Thier
nicht nur etwa als Symbole betrachtet, sondern auch als wirklich
Götter verehrt wurden, wie Apis und Mnevis, ist aus den Hiero
glyphen der Aegyptier zu erklären. Ueberhaupt bietet diese Hierogly
phenschrift die wichtigsten Aufschlüsse über ihre Religion und Ph
losophie dar, und kann gewissermaßen als Maßstab für den Höhengra
ihrer philosophischen Begriffe gelten. Ein höchst interessantes Studiu
ist überhaupt das der ägyptischen Symbolik, dessen Andeutungen ab
schon zu weit führen würden. — Die merkwürdigste Erscheinung i
der Philosophie der Aegyptier ist unstreitig die Lehre von der Seele
wanderung, welche unmittelbare Ausgeburt des Sternendienstes wa
Sie ließen die unsterbliche Seele des Menschen in einem Zeitraume vo
3000 Jahren die Reise durch den ganzen Umfang des Thierkreises bi
wieder in einen menschlichen Körper machen. Doch hat Plato d
Metempsychose der Aegyptier zu große Ehre angethan, indem er si
als Symbol der moralischen Reinigung des Menschen, in sei
System aufnahm. So scharf unterschieden Jene das Geistige vom Ma
teriellen nicht; die Vorstellung von der Seele, als reiner Intelli
genz, war ihnen fremd, ganz fremd, und es ist daher immer ei
wunderbare Erscheinung, daß auch die pythagoräische Metempsychos
so wie Aristoteles sie uns darstellt, wenn auch von der ägyptischen ve
schieden, doch eben so weit, wie diese, von aller moralischen Beziehun
entfernt ist. — Wir schließen diesen Artikel mit einer leichten Skizz
von der politischen Geschichte dieses interessanten Landes. Wen
man über die Sagenzeit hinweggeht, in deren Raum die fabelhafte
Pharaonen (Könige) Menes (2000 J. v. Chr.), Osimandias, Möris
Sesostris, Rhampsinit ꝛc. gehören, findet man als die äußerste histo
rische Gränze den Pharao des Joseph, sodann die in Revolutionsstür
men geschehene Auswanderung des Cecrops, Moses und Danaus. I
der Geschichte auswärtiger Staaten wird 978 v. Chr. Susack al
Pharao von Aegypten, als Alliirter von Jerobeam genannt; Diodor
Gnephactus, Herodots Asychis und Diodors Bochiris werden als Ge
setzgeber gerühmt. Die vierzigjährige Unterjochung Aegyptens durc
die Aethiopier, die innere 33jährige Anarchie, die Dodekarchie (da
Zwölfherrenreich), welche funfzehn Jahre dauerte, ging der Monarchi
voran, die Psammetich (einer der Dodekarchen) stiftete; sie dauert

[illegible]en 636 bis 525 vor Chr. und zählt, außer Psammetich, die berühmten Namen Necho, Psammis, Apries oder Hophra, Amasis oder Amosis und Psammenit. Dieser Zeitraum war ein heller Punkt in der politischen und Culturgeschichte Aegyptens. Jetzt aber unterlag das Reich den Persern Cyrus und Cambyses, bis 332 vor Chr., nach der Theilung des großen macedonischen Reichs die glänzende Periode der Ptolemäer eintrat. Ptolemäus Lagi oder Soter, Ptolemäus Philadelphus (unter welchem der Grund zu der nachmaligen Herrschaft der Römer gelegt wurde), Ptolemäus Evergetes I., Ptolemäus Philopator, Ptolemäus Epiphanes, Ptolemäus Philometor, Evergetes II., Cleopatra Minor (mit Ptolemäus Soter oder Lathyrus und Ptolemäus Alexander I.), Ptolemäus Alexander II., Berenice, Ptolemäus Alexander III., Ptolemäus Auletes, Cleopatra Tryphana und Berenice, und Cleopatra mit Ptolemäus Puer unter Cäsars und Antonius Protectorate sind die Regentennamen aus jener Aera, von denen mehrere in der Geschichte der Wissenschaften und Künste mit bleibendem Nachruhme genannt werden. Die denkwürdigen punischen Kriege fielen in jene thatenreiche Zeit. — Cleopatra's Selbstmord, nach des Octavians Sieg bei Actium, lieferte das Reich gänzlich in die Hände der Römer; es ward nun eine römische Provinz. Dies geschah dreißig Jahre vor Christus. Aegypten blieb in den Händen der Römer 670 Jahre lang. Unterdessen kam die christliche Religion auf Aegyptens Boden, aus dem, wie in den frühern Zeiten der Mysterien, jetzt wieder aufs neue Schwärmerei, Sectirerei und Geistesverfinsterung emporkeimte. Anachoreten und Mönche erhielten dort ihre Entstehung. Als nach der Theilung des großen Reichs unter Theodosius in das occidentalische und orientalische Kaiserthum Aegypten eine Provinz des letztern geworden war, versank es immer tiefer in Barbarei, Unwissenheit und Schwäche. So ward es ein Raub der Saracenen, nachdem deren Feldherr Amrou, unter dem Califen Omar, die alte Hauptstadt Alexandrien mit Sturm genommen hatte. Dies ereignete sich 640 nach Christus, in welchem Jahre Heraclius Kaiser des Orients war. Als Provinz des Califats genoß es die Regierung der gefeierten Abassiden Haroun al Raschid, Al Maimum und die Heldenzeit des Sultan Saladin. — Doch des letztern Dynastie ward von den Mameluchen verdrängt (1250), und unter diesen furchtbaren Despoten verschwand auch der letzte Schatten ehemaliger Größe und Kultur. Sultan Selim in Constantinopel ward endlich (1516 bis 1517) Sieger über den (letzten) mammeluckischen Sultan Tumanbai, und Aegypten ward gänzlich eine türkische Provinz, regiert, wie wir oben schon angeführt haben, durch einen Pascha. Seitdem war es der Schauplatz beständiger innerlicher Kriege der Mammelucken-Bey's gegen die türkische Herrschaft, welche mehrmal, besonders unter Aly-Bey (1766) ihrem Ende nahe war, als es endlich (1798) sogar das Theater der merkwürdigen Expedition der Franzosen unter ihrem Obergeneral Bonaparte wurde, mit welcher der nächstfolgende Artikel sich beschäftigt. I.

Die Landung und der Feldzug der Franzosen in Aegypten. In zwei siegreichen Feldzügen hatte Bonaparte Frankreich den Frieden auf dem Continente erkämpft. Es kam darauf an, ihn auch England abzuringen. Zu dem Ende war schon im October 1797 eine Armee von England decretirt, und Bonaparte zum Oberbefehlshaber derselben ernannt worden. In allen Häfen, von Antwerpen bis Brest und Rochefort, wurden die Rüstungen mit größtem Eifer

betrieben; Soldaten und Matrosen übten sich im Landen, die Natio[n]
wurde zu freiwilligen Beiträgen, und sogar das brittische Volk durc[h]
eine Proclamation für Frankreichs gerechte Sache gegen die Regierun[g]
zu St. James aufgefodert. Bonaparte selbst bereisete im Februa[r]
1798 die Küsten des Canals, und täglich wurde die Erwartung höhe[r]
gespannt, als plötzlich der Obergeneral in Toulon (am 8ten Mai 1798)
erschien, wo ganz im Stillen und versteckt durch die lärmenden Anstal-
ten im Canal ein Unternehmen vorbereitet worden war, das, wie ma[n]
endlich sah, nichts Geringeres bezweckte, als die Eroberung Ae-
gyptens, um auf diesem Wege den englischen Handel in Ostindie[n]
zu vernichten. Bonaparte musterte die Truppen und erließ eine Adress[e]
an dieselben, worin er, ohne ausdrücklich Aegypten zu nen-
nen, ihnen versprach, „daß nach der Rückkehr von der bevorstehende[n]
Expedition ein Jeder von ihnen so viel Eigenthum besitzen solle, daß e[r]
sechs Morgen Landes sich kaufen könne." „Vor zwei Jahren (so sprac[h]
er) übernahm ich das Commando über euch. Damals waret ihr a[n]
der Küste von Genua im schrecklichsten Elende, littet Mangel an Allem,
selbst eure Uhren hattet ihr aufgeopfert zum wechselseitigen Beistand[e].
Da versprach ich das Ende eurer Noth. Ich führte euch nach Italien —
und hier ward euch Alles gewährt. Soldaten, habe ich euch nicht Wor[t]
gehalten? Wohlan denn! sagt euch, daß ihr noch nicht genug getha[n]
habt — daß aber auch das Vaterland noch mehr für euch thun muß!
In einer zweiten Proclamation sagte er zu ihnen: „Soldaten! ihr sey[d]
ein Flügel der Armee von England; ihr habt auf Bergen, auf Ebene[n],
bei Belagerungen gefochten; nur der Seekrieg ist euch noch übri[g].
Roms Legionen, die ihr zuweilen nachgeahmt, aber noch nicht erreich[t]
habt, schlugen Carthago bald auf diesem Meere, bald auf den Ebene[n]
von Zama. Der Sieg verließ sie nie, weil sie immer tapfer ware[n],
ausharrend in den Beschwerden, disciplinirt und einig unter einan-
der. — Der Genius der Freiheit, der die Republik vom Augenblic[k]
ihrer Erschaffung an zur Schiedsrichterin von Europa bestimmte, wil[l],
daß sie es auch von den Meeren sey, und von den entferntesten Gegen-
den der Erde!" So im Allgemeinen von ihrer Bestimmung unterrichte[t]
schiffte sich die Mannschaft am 21sten Mai (1798) vor Toulon ein; 19[4]
Segel faßten gegen 40,000 Mann, worunter aber wohl ein Paa[r]
tausend Gelehrte, Künstler, Aerzte und Chirurgen, Handwerker un[d]
Arbeiter aller Art sich befanden. Der Kern der Truppen war jene ita-
liänische Armee, welche den Frieden von Campo Formio eroberte, un[d]
unter den Anführern derselben alle jene Generale, die sie so oft zu[m]
Siege geführt hatten, als: Berthier, Desaix, Reynier, Bon, Menou,
Kleber, Dugua, Dumas, Daumartin, Dufalgua, Cafarelli, Vial,
Murat, Junot, Marmont, Rampon, Belliard, Lanasse, Davoust,
Damas, Andreossy, Leclerc, Muireur, Lannes, Friand, Fugière,
Verdier, Zayonchek, Vaux, Duroc, Louis Bonaparte, Croisier, Sul-
kowsky, Julien, Eugen Beauharnois und Merlin. Elf Linienschiffe,
zwei alte Funfziger und sechs Fregatten dienten zur Bedeckung de[r]
Transportflotte, die auf dem Wege noch vermehrt wurde. Der Ober-
general bestieg das Kriegsschiff Orient. In Sicilien versah sich di[e]
Flotte mit Wasser, über deren wahre Bestimmung immer nur noc[h]
dunkle Gerüchte liefen. Am 9ten Juni erschien sie vor Malta; Bona-
parte ließ den Großmeister Hompesch um die Erlaubniß ersuchen, i[n]
den verschiedenen Ankerplätzen der Insel frisches Wasser einnehmen z[u]
dürfen. Die erfolgte Verweigerung entschied Malta's Schicksal. A[m]
andern Morgen waren die Franzosen auf allen Punkten der Insel gelan[det]

let, und am Abend, ungeachtet einer lebhaften Kanonade, Meister derselben. Die Stadt und Festung Malta ward von allen Seiten eingeschlossen, schon war das Belagerungsgeschütz ausgeschifft, als der Großmeister einen Waffenstillstand verlangte. Er wurde auf 24 Stunden gewährt, unter der Bedingung, daß die Präliminarien zur Capitulation des Platzes eröffnet würden; dies war am 12ten Juni früh, und in der Nacht desselben Tages wurde die Insel mit ihren unüberwindlichen Festungen den Franzosen übergeben, welche eine Besatzung von 4000 Mann darin zurückließen. Nun begann die Fahrt nach Aegypten selbst; am 17ten Juni lichtete man vor Malta die Segel und steuerte auf Alexandrien zu. Bonaparte aber erließ aus seinem Hauptquartier am Bord des Orient eine Proclamation an seine Armee, worin er sagte: „Soldaten! ihr geht einem Unternehmen entgegen, dessen Folgen auf die Civilisation und den Handel der Welt nicht zu berechnen sind. Ihr werdet England dadurch am sichersten und empfindlichsten verwunden, bis ihr ihm den Todesstreich versetzen könnt. Wir werden einige beschwerliche Märsche machen, mehrere Schlachten liefern, aber alles wird uns gelingen, denn das Schicksal ist für uns! Die Mammeluken-Beys, welche ausschließlich den englischen Handel begünstigen, unsere Kaufleute und Unterhändler beschimpfen, die unglücklichen Bewohner am Nil tyrannisiren, werden wenige Tage nach unserer Ankunft nicht mehr seyn! Die Völker, mit denen wir umgehen wollen, sind Mahomedaner; ihr erster Glaubensartikel lautet: „es gibt nur Einen Gott und Mahomed ist sein Prophet!" laßt ihnen ihren Glauben! verträgt euch mit ihnen, wie mit den Juden und Italiänern ihr euch vertragt; achtet ihre Mufti's und Imans, wie ihr die Rabbiner und Bischöfe achtet, und betrachtet die Gebräuche, die der Coran für die Moscheen befiehlt, mit derselben Toleranz, wie ihr die der Klöster und Synagogen, wie ihr die mosaische Religion und die von Jesus Christus betrachtet. Die römischen Legionen beschützten alle Religionen. Ihr werdet dort ganz andere Sitten und Gewohnheiten finden, als in Europa! ihr müßt euch darein finden lernen. Die Völker, die wir besuchen wollen, behandeln die Weiber anders als wir; aber wer sie schändet, ist bei ihnen, wie überall, ein Unmensch! Plünderung bereichert nur wenige; dagegen entehrt sie uns, vernichtet unsere Hülfsquellen, und macht uns die Völker zu Feinden, deren Freundschaft in unser Interesse gehört. Die erste Stadt, wohin wir kommen werden, ward von Alexander erbaut. Bei jedem Schritte werden wir Denkmäler der Größe finden, welche die Nacheiferung der Franzosen anfeuern müssen!" Am 1sten Juli kamen die Franzosen vor Alexandrien an, wo Tags vorher schon der englische Admiral Nelson gewesen war, welcher die französische Flotte vergebens vor Toulon, Neapel und Sicilien gesucht hatte, und nun, da er sie auch hier nicht fand, nach Cypern gesegelt war. Eine Windstille hatte ihn 24 Stunden lang aufgehalten, sonst konnte das Resultat der Schlacht von Abukir vielleicht schon damals Statt haben. Die Besorgniß, daß Nelson schnell zurückkehren möchte, ließ den Obergeneral die Ausschiffung der Truppen beschleunigen. Sie geschah am 2ten Juli vier Stunden vor Alexandrien beim sogenannten Araber-Thurme, in aller Ruhe, ungeachtet Wind und Wellen nicht sehr günstig dazu waren. Bloß einige Türken zu Pferde beobachteten von der Seite die fremde Erscheinung. Am folgenden Tage um 12 Uhr standen Bonaparte, Kleber, Menou, Bon, Cafarelli und Daumartin mit 5000 Mann vor der alten, mit einigen Thürmen versehenen Mauer von Alexandrien; einige Kanonenkugeln

bahnten ihnen den Eingang, der Sturm begann nach fruchtlosen Unterhandlungen, und Alexandrien ward genommen. Der größte Theil der Besatzung ward niedergemacht, Menou und Kleber erhielten Wunden, Bonaparte sendete Briefe und beruhigende Proclamationen in französischer und arabischer Sprache an die Bey's und das Volk. Unterdessen nahm General Marmont Rosette, und am 6ten Juli ging die ganze Flotte auf der Rhede von Abukir vor Anker. In Alexandrien, Rosette und Abukir blieben Besatzungen, und nun marschirte die Armee, 30,000 Mann stark in fünf Colonnen gerade auf Aegyptens Hauptstadt, Cairo (Cahira) los. Dieser Marsch geschah unter beständigem Manoeuvriren in Quarré's, und in beständigem Scharmuziren mit den Arabern und Mammelucken. Nicht weit von Cairo, nahe bei den Pyramiden von Gizeh, kam es jedoch zu einem sehr ernsthaften Gefechte. Dort stand Murad Bey mit etwa 6000 Mann Cavallerie und einigen tausend Mann Infanterie mit 38 Kanonen, welche in einem verschanzten Lager sich befanden. „Wie Kürbisse will ich diese Hunde zerschneiden!" rief der Bey, und machte einen wüthenden Angriff; doch das wohlangebrachte Feuer der Franzosen und die Entschlossenheit, mit der sie ihre Bayonette zu gebrauchen wußten, vereitelten alle wiederholten Versuche der Mammelucken, welche, nachdem sogar ihr Lager und das Dorf Embabay mit Sturm erobert worden war, in die angränzende Wüste entflohen. Alle Kanonen und 400 Kameele wurden erbeutet, und Cairo am 22sten Juli den Franzosen übergeben, nachdem Ibrahim Bey, der die Hauptstadt decken sollte, nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht der Pyramiden, über die Wüste nach Ober-Aegypten sich zurückgezogen hatte, wohin ihn General Desaix verfolgte. So glücklich Bonaparte bisher zu Lande gewesen, so schnell ihm die Eroberung Aegyptens, die mit Cairo's Einnahme als vollendet betrachtet werden konnte, gelungen war; so vernichtete doch ein einziger Tag in seinen großen Folgen für die Zukunft alle Früchte dieser Unternehmung. Nelson war mit seiner v i e r z e h n Linienschiffe starken Flotte zum zweiten Mal an Aegyptens Küste erschienen, und hatte am 1sten August (1798) den bei Abukir stationirten Feind vernichtet (vergl. A b u k i r). Erst am 18ten August segelte er wieder ab, und ließ nur einige Schiffe zur Blokade des Hafens vor Alexandrien zurück. Bonaparte, der die Nachricht von der Niederlage in Cairo erhielt, sah mit einem Male seine Communication mit Frankreich und ganz Europa bedroht, er stand fast isolirt in dem fremden Lande, im Auge den größten aller Feinde, den Mangel. Hatte er bisher für einen Freund der Pforte gegolten, so stieg seine mißliche Lage um so höher, als diese jetzt den alten Bund zerriß, und erbittert über die Verwandlung des schönen Aegyptens in eine französische Provinz am 12. September (1798) förmlich den Krieg gegen Frankreich erklärte, und von Asien aus mit einem Angriff drohte. Doch er, der nie den Muth verlor, fuhr fort, seinen Plan zu verfolgen, indem er ihn zugleich der neuen Gestalt der Umgebungen anpaßte. In Cairo, wo die Einwohner sich empört und viele Franzosen, besonders Gelehrte, Künstler und Handwerker, ermordet hatten, so daß am 23sten und 25sten September förmliche Gefechte in der Stadt geliefert worden waren, bis nach einem großen Blutbade die in die große Moschee geflüchteten Empörer sich auf Discretion ergeben mußten, stellte er die Ruhe wieder her. Die Stadt ward mit Forts umgeben, die ehemalige Citadelle ausgebessert, und die alte Janitscharenstadt befestigt, um d

Volk desto eher im Zaume halten zu können *). Nachdem Bonaparte Aegypten eine Organisation nach französischen Grundsätzen gegeben hatte, drang er bis Suez vor, und um einem Anfalle der Türken, die in Syrien sich zu sammeln begannen, zuvorzukommen, marschirte er (am 27sten Februar 1799) mit etwa 15 bis 18,000 Mann aus Cairo in drei Colonnen mit den Generalen Reynier, Bon, Lannes, Lambert, Kleber und Murat dahin ab. El-Arisch, ein Fort mitten in der Wüste, an der äußersten Gränze zwischen Afrika und Asien, wurde nach einem hartnäckigen Kampfe mit den Mammelucken und Arnäuten genommen, vergrößert und mit Artillerie und Soldaten besetzt. Jaffa ward mit Sturm genommen, und ungeachtet der zahllosen Schwierigkeiten, der mancherlei Krankheiten, die einrissen, und der ungünstigen Jahreszeit, trotz aller Hindernisse, welche die englischen Schiffe längs der Küste veranlaßten, machte die Armee doch die glänzendsten Fortschritte. Die Naplosiner, ein Volk in den Gebirgen von Napolos, stellten sich ihr unweit Zeta in den Defileen entgegen, mußten jedoch weichen, und Caista am Fuße des Carmels dem Sieger überlassen. Diese Eroberung war wichtig wegen der großen Magazine, die sich dort befanden. So drang die französische Armee über Palästina bis St. Jean-d'Acre vor, dessen Belagerung sie unternahm, nachdem die nächsten Umgebungen der Stadt von den Feinden gereinigt und die feindlichen Magazine zu Saffet, Nazareth und Scheffang in Beschlag genommen worden waren. Außer mehrern unbedeutenden Gefechten mit den Einwohnern, und selbst mit englischen Schaluppen, welche die Franzosen von der Seeseite beunruhigten, fiel auch am Berge Tabor ein Gefecht vor, worin die Generale Kleber und Murat bei Jafet und Jaffa die Oberhand behielten. Unterdessen aber war es den Engländern, die auf den Fregatten Theseus und Tiger unter Sir Sidney Smith vor St. Jean-d'Acre angekommen waren, gelungen, die türkische Besatzung dieses Platzes durch einige hundert Mann Soldaten und Artilleristen zu verstärken und Munition herbeizuführen. Dadurch ward es möglich, daß die Türken zehn Stürme abschlagen, und trotz des heftigsten Feuers aus den französischen Batterien sich so lange halten konnten, bis Bonaparte sich gezwungen sah, die Belagerung aufzuheben und nach Aegypten zurückzukehren, wohin eine türkische Flotte unter Weges war. Er sah seinen Zweck wenigstens so weit erreicht, daß er auf eine lange Zeit vor jedem Anfalle von Asien her sich sicher gestellt hatte. Ein längerer Aufenthalt in Syrien konnte außerdem bei den pestartigen Krankheiten, welche in seiner eigenen Armee wütheten und gegen 1000 Mann schon aufgerieben hatten, nur von dem größten Nachtheile seyn. Bonaparte entschloß sich daher schnell zum Abzuge. Unter beständigem Feuer von beiden Theilen wur-

*) Bei Gelegenheit dieser Unruhen war es, wo Bonaparte in einer Proclamation an die Einwohner von Cairo die prahlerischen Worte sagte: „Kann irgend ein Mensch wohl so blind seyn, daß er nicht sehen sollte, wie das Schicksal selbst alle meine Unternehmungen lenkt? einem jeden von Euch könnte ich Rechenschaft abfordern über die geheimsten Empfindungen seines Herzens, denn ich weiß Alles, selbst was Euer Mund noch nicht ausgesprochen hat; aber es wird ein Tag kommen, wo alle Welt überzeugt werden wird, daß ich durch höhere Befehle geleitet werde, und daß alle menschlichen Anstrengungen nichts gegen mich vermögen. Glücklich sind diejenigen, welche zuerst mit Offenheit mir vertrauen."

den in der Nacht vom 20sten auf den 21sten Mai (1799) die Verwun-deten, die Kranken und die Artillerie nach Cantoura gebracht, unter Bedeckung mehrerer Bataillone; die Avantgarde der Armee verbrannte die Magazine von Tabaria, und nahm eine Stellung, um die eigentlichen Bewegungen zu verbergen. Als die Artillerie fortgebracht, alles überflüssige Gepäck aber ins Meer geworfen, und Alles zum Abmarsch bereit war, ließ der Obergeneral den Generalmarsch schlagen, und am 21sten Mai Abends neun Uhr brach die Armee auf. Eine Proclamation machte sie mit den Gründen bekannt. Ein Drittel von ihr blieb als Opfer des Kriegs und der Pest zurück, und nach einem mühseligen Marsche von 26 Tagen kam sie in Cairo wieder an; doch ihre Ruhe war nur von kurzer Dauer. Eine türkische Flotte landete in der Bucht von Abukir 18,000 Mann; diese nahmen das Fort daselbst. Schnell marschirte Bonaparte mit seinen besten Truppen dahin, stellte sich bei dem Brunnen zwischen Alexandrien und Abukir, und lieferte am 26sten Juli den Türken eine große Schlacht. Mustapha Pascha ward nebst seinem ganzen Gefolge und sämmtlicher Artillerie gefangen gemacht, 2000 Türken ertranken im Meere, und der Rest der türkischen Armee, der in das Fort Abukir sich geworfen hatte, mußte nach einem zehntägigen Bombardement auf Discretion sich ergeben. Bonaparte's Herrschaft in Aegypten war aufs neue befestigt. Da erschien plötzlich eine Proclamation von ihm an seine Armee, worin er sagte: „Erhaltene Nachrichten aus Europa bestimmen mich, nach Europa zurückzugehen. Das Commando überlasse ich dem General Kleber, er hat das Vertrauen der Regierung und das meinige." Aber als dieser Abschied der Armee bekannt wurde, hatte Bonaparte's Fregatte bereits die Anker gelichtet. Am 26sten August verließ er Abukir, schiffte glücklich durch seine Feinde hin, traf am 15ten October in Frejus ein und begab sich nach Paris, wo er den berühmten 18ten Brumaire (den 9ten November 1799) herbeiführte *). Für ihn war die Expedition geendigt, doch nicht für die dort zurückgelassene Armee, welche jetzt unter Klebers Oberbefehl stand, und deren Lage täglich bedenklicher wurde. Eine neue Landung der Türken im November 179[illegible] wurde vom General Verdier zwar glücklich abgeschlagen, aber auch der kleinste Verlust war für eine Armee, die nicht recrutirt werden konnte, sehr empfindlich. Die Nachrichten aus Europa waren nicht

*) Die Abreise Bonaparte's von Aegypten war in das größte Geheimniß gehüllt gewesen. Nur der General Berthier hatte davon gewußt, und wenige Vertraute durften ihn begleiten. Schon einige Zeit vorher hatte er dem Contreadmiral Gantheaume Ordre ertheilt, zwei Fregatten bereit zu halten, doch ohne eine Ahnung von dem Zwecke ihm zu geben. Alle diejenigen, die er mitnehmen wollte, erhielten verschlossene Billets mit der Bestimmung des Tages und der Stunde, wo sie solche am Bord auf dem Meer öffnen sollten. Der bestimmte Tag war der 23ste August. Die Beschiedenen eilen an Bord, öffnen die Billets und sehen den Befehl zur Abfahrt, kein Augenblick gehörte mehr ihnen, sie mußten ihre Habseligkeiten in den Wohnungen zurücklassen, und selbst ihre Pferde. Im Moment der Abreise ließ Bonaparte ein Packet für den General Kleber, 24 Stunden nach seiner Abfahrt zu öffnen, zurück; es enthielt eine Ernennung zum Obercommandanten von ganz Aegypten, und die Bestimmung, daß der General Desaix in Ober-Aegypten commandiren solle.

ermunternd, die Generale sahen nicht viel Ruhm vor sich, die Soldaten wenig Genuß, und so mochten manche Betrachtungen mitwirken, als Kleber, auf die Nachricht, daß der Großvezier mit vielem Volke aus Syrien nach Aegypten im Anzuge sey, am 24sten Januar 1800 die bekannte Convention von El-Arisch mit dem Großvezier und Sidney Smith abschloß, durch welche den Franzosen ein Waffenstillstand von drei Monaten bis zu der Ratification des Vertrags zugestanden wurde, worauf sie nach einem Monate Cairo und Alexandrien räumen, und nach Frankreich zurückkehren sollten. Aber des Generals Kleber Brief an das französische Directorium, worin er, unter der ergreifendsten Schilderung von der peinlichen Lage der Armee, auf die Ratification des Tractats antrug, fiel dem englischen Admiral Keith in die Hände, und kam nach London. Dort verweigerte man die Ratification, und verlangte: die ganze französische Armee solle sich kriegsgefangen ergeben. Da ergriff Kleber noch einmal den Degen und schlug am 20sten März den Großvezier bei Heliopolis, eroberte Cairo und Aegypten aufs neue, trieb Steuern bei zur Bezahlung des Soldes, formirte neue Regimenter aus Copten und Griechen, sicherte die Küsten und legte Magazine an. Aber mitten in dieser Thätigkeit ward er am 14ten Juni in Cairo von einem Türken ermordet, und das Obercommando kam an Abdallah Menou. Unterdessen hatte man in London mehr als je die Wichtigkeit des Besitzes von Aegypten eingesehen, und beschlossen, mit aller Kraft der Pforte und seinem eigenen Handelsinteresse dieses Land wieder zu erobern. Im Einverständnisse mit der Türkei wurden unter dem Admiral Abercromby 17,000 Mann Landtruppen im December 1800 eingeschifft; nach dem Cap und nach Ostindien gingen Befehle, Schiffe mit Landtruppen ins rothe Meer abzusenden, und in Constantinopel betrieb der englische Gesandte die Beschleunigung der Ausrüstung einer Flotte, und den Befehl an den Großvezier, der mit einer zahlreichen Armee in Syrien stand, nach Aegypten vorzurücken. Da dieser aber nicht eher sich in Marsch setzen wollte, bis die Engländer wirklich gelandet wären, so verflossen darüber zwei Monate, während welcher die englische Flotte an der asiatischen Küste harrte. Am 1sten März endlich erschien sie vor Alexandrien, und am 12ten März war die Landung bei Abukir vollendet; die Franzosen, etwa 4000 Mann stark, griffen am folgenden Tage zwar an, mußten sich aber zurückziehen; am 18ten März ergab sich Abukir, und die Engländer verschanzten sich. Am 21sten März griff General Menou mit 10,000 Mann an und wurde geschlagen; aber auch der englische General Abercromby wurde tödtlich verwundet, und starb am 28sten März; französischer Seits blieb der General Lanusse. Hutchinson übernahm das Commando der englischen Armee. Aegypten war für die Franzosen nach dieser Schlacht verloren, hätten die Engländer ihren Vortheil verstanden; doch unthätig blieben sie in ihren Verschanzungen, so wie die Franzosen ihnen gegenüber bei Alexandrien stehen. Am 29sten März brachte eine türkische Flotte 7000 Mann Verstärkung, und nun näherte sich auch der Großvezier von Syrien her. Am 19ten April ergab sich auch Rosette an die vereinigten Engländer und Türken; ein französisches Corps von 4000 Mann wurde von 8000 Engländern und 6000 Türken bei Ramanieh geschlagen; 5000 Mann Franzosen wurden von dem Großvezier, der mit 20,000 Mann auf Cairo anrückte, am 16ten Mai bei Elmenayer zurückgeworfen, und die ganze französische Armee auf Cairo beschränkt. Am 20sten Juni fing die förmliche Belagerung der Stadt an; 7000 Mann sollten diesen unermeßlichen Ort gegen etwa 40,000

Angreifende vertheidigen. Man that, was man konnte, sich zu sichern. General Belliard ließ die angesehensten Einwohner in die Citadelle sperren, Kanonen gegen die Stadt richten, und bei der ersten Miene des Aufruhrs mit gänzlicher Verwüstung drohen. Die Festungswerke wurden verbessert, und alle andere Vertheidigungsanstalten eifrigst betrieben. Aber immer war es mehr um eine ehrenvolle Capitulation, als um die wirkliche Vertheidigung zu thun, denn die Lebensmittel waren nicht im Ueberflusse vorhanden, und die Pest wüthete immer noch fort. Und so ward denn auch Cairo am 27sten Juni durch Capitulation den Engländern und Türken übergeben; der General Belliard sollte mit den unter seinem Commando stehenden Truppen Stadt und Land räumen, und auf englische Kosten nach Frankreich abgeführt werden, eingebornen Aegyptiern auch erlaubt seyn, ihn zu begleiten. Am 17ten August wurden sie zu Rosette eingeschifft, und kamen im September 1801, etwa 13,000 Mann stark, worunter aber kaum 4000 Bewaffnete waren, zu Toulon an. Noch war General Menou in Alexandrien, das er seit dem 21sten März nicht verlassen hatte, da er noch immer auf Hülfe aus Europa hoffte. Auch war in der That Admiral Gantheaume mit mehrern Linienschiffen und 3 bis 4000 Mann Landtruppen aus Frankreich abgesegelt; doch der Weg durch die Wüste Barka von der afrikanischen Küste aus schien zu gefährlich, er lief daher bis auf die Höhe vor Alexandrien, mußte aber mit einem Verluste von vier Corvetten nach Toulon zurückeilen. Dagegen hatten die Engländer 5000 Mann frischer Truppen aus England erhalten, und rückten nun auf Alexandrien los. Schon war das Castell Marabout in ihrer Gewalt, als Menou einen Waffenstillstand verlangte, wozu vorzüglich der drückendste Mangel an Lebensmitteln ihn veranlaßte. Dies war am 27sten August und am 2ten September war die Capitulation unterzeichnet, deren Bedingungen härter waren als jener von Cairo, besonders da während der Unterhandlungen eine englische Escadre unter Sir Home Popham mit Truppen, und General Baird aus Ostindien noch mit 6000 Mann gelandet waren. Alexandrien, nebst Artillerie und Munition, sechs französische Kriegsschiffe und eine große Menge Kauffahrteischiffe mußten den alliirten Mächten, den Generalen derselben alle arabischen Handschriften, alle Karten von Aegypten und andere für die französische Republik gemachte Sammlungen übergeben werden; die französische Armee behielt jedoch ihre Waffen und Gepäck, war nicht kriegsgefangen und wurde nach einem französischen Hafen geführt; zu Ende Novembers war sie in Frankreich. Die Garnison von Alexandrien war über 8000 Soldaten und 1300 Matrosen stark gewesen. Drei Jahre sechs Monate waren seit der ersten Einschiffung zu Toulon verflossen. Dies war das Ende der Unternehmungen, welches in einen Zeitpunkt fiel, wo Aegypten, in Frankreichs Gewalt, ein schweres Gewicht in der Wagschale gewesen seyn würde; denn eben damals wurden die lebhaftesten Unterhandlungen gepflogen, deren Resultat, vier Wochen nach dem gänzlichen Verluste Aegyptens, der Friede von Amiens war (1ste October 1801). Wie ganz anders wäre vielleicht damals der Gang der Dinge gewesen, konnte Frankreich Aegyptens Räumung freiwillig darbieten. Wenn aber auch der politische Zweck dieser Unternehmung verloren ging; so hatte sie doch für die Wissenschaften, und namentlich für die Alterthumskunde, Geschichte und Geographie bleibende und höchst wichtige Resultate, von denen wir nicht ganz schweigen dürfen. Diese geistigen Eroberungen umfaßt die Description de l'Egypte, ou Recueil

d'Observations et des Recherches, qui ont été faites en Egypte, pendant l'Expédition de l'Armée française, publié par les ordres de S. M. l'Empereur Napoléon le Grand, wovon 1809 die erste Lieferung in der kaiserl. Druckerei zu Paris erschienen ist. Diese beginnt mit einer historischen Vorrede von Fournier, die sich mit einer Uebersicht der Geschichte Aegyptens von den entferntesten Zeiten an, bis auf die neuesten Tage beschäftigt. Ihr folgt eine Darlegung des Planes zum Ganzen, eine Anweisung zum Gebrauche des dazu gehörigen Atlasses, und Notizen über das Verfahren bei der Redaction, die einer besondern Commission von anfänglich acht, dann zehn Mitgliedern (Berthollet, Conté (seit dessen Tode Jomard), Desgenettes, Fournier, Girard, Lancret (seit dessen Tode Jallois), Monge, Delille und Devilliers) unterworfen ist. Die Arbeiten sind unter eine große Menge von Autoren vertheilt, über deren Beiträge und deren Würdigkeit eine Generalversammlung der Autoren berathschlagt. Das ganze Werk soll aus drei Theilen bestehen, deren 1r Alterthümer, 2r Neuerer Zustand, 3r Naturgeschichte überschrieben werden; jeder dieser Theile besteht wiederum aus mehreren Bänden mit Kupfertafeln und correspondirendem Texte. Ohne die Karten, die bereits vollendet, aber noch nicht bekannt gemacht sind, enthält der Atlas zu dieser Beschreibung von Aegypten mehr als 800 Kupfertafeln, auf denen sich über 3000 Zeichnungen, deren oft mehrere auf einer Platte zusammengestellt sind, sich befinden; die erste Lieferung zählt allein über 300 Kupfer; das größte Format dieser Kupfer hält für die Platte 4 Fuß 2 Zoll Länge, bei 17 1/2 Zoll Breite, das Papier, das ganz besonders dazu gefertigt worden, hält 4 Fuß 9 Zoll Länge; der geographische Atlas bildet eine eigene abgesonderte Abtheilung, die nicht in den drei oben angezeigten Theilen begriffen ist. Der Text besteht aus Beschreibungen und Memoiren, die in Mittelfolio gedruckt sind; die Erklärungen der Kupfer, die Vorrede und das Avertissement vom Plane hat das Atlasformat der Kupfer. — Der erste Theil des Textes hat den Titel „Beschreibungen;" die Orte und Gegenden, welche beschrieben werden, folgen in der Ordnung, wie sie in den Kupferbänden angegeben werden, nämlich von Süden nach Norden. Der zweite Theil ist überschrieben „Memoires," die aus Untersuchungen und Dissertationen über den physischen Zustand von Aegypten, über Geschichte und Geographie des Landes, über Gesetzgebung und Sitten, Religion, Sprache, Astronomie, Künste rc. der alten und neuen Aegypter, bestehen. Diese Beschreibungen und Memoiren sind, wie die Kupfer in drei Classen getheilt und haben gleiche Ueberschriften, nämlich: 1. Antiquités; 2. Etat moderne; 3. Histoire naturelle. — Außer diesem kurzen Auszuge aus dem angeführten Avertissement vom Plane zum Ganzen, der aber hoffentlich einen vollständigen Begriff von der Einrichtung des ganzen Werks geben wird — (welchen Auszug wir aus einem ausführlichern im Maistücke 1813 der allg. geographischen Ephemeriden gezogen haben) — will der Raum eine weitere Fortsetzung und Ausführung der Inhaltsanzeige der vorhandenen ersten Lieferung dieses kostbaren Werkes uns nicht gestatten und wir verweisen daher auf die Hefte vom Mai u. fgg. 1813 von dem eben genannten Journale, worin der Inhalt dieser Abtheilung sehr ausführlich und interessant epitomirt ist. Ludwig XVIII. hat die Fortsetzung und Beendigung dieses Werks anbefohlen.

L.

Ahnen, eine Zahl ebenbürtiger und ebenbürtig verehelichter Ascendenten. Sie werden so gezählt, daß Vater und Mutter zwei Ahnen, die Großältern väterlicher und mütterlicher Seite vier Ahnen, die Urgroßältern väterlicher und mütterlicher Seite acht Ahnen bilden u. s. f, wie aus folgendem Entwurf noch deutlicher wird.

U.GV.1 U.GM.2 U.GV.3 U.GM.4 U.GV.5 U.GM.6 U.GV.7. U.GM.8

GV. 1 GM. 2 GV. 3 GM. 4

V. 1. M. 2.

O

Es kann daher nur von 4, 8, 16, 32, 64 Ahnen u. s. w. die Rede seyn. Das Ahnenwesen und die Ahnenprobe, d. h. der legale Beweis, daß man eine bestimmte Anzahl Ahnen habe, kam seit dem 15ten und 16ten Jahrhundert auf, als die wahre Würde und Kraft des deutschen Adels zu sinken begann. Die Ahnenprobe galt und gilt besonders bei Tournieren, Domcapiteln, Ritterorden, Gau-Erbschaften, ja sie wurde und wird wohl noch hin und wieder erfodert, um Sitz und Stimme bei den ständischen Versammlungen zu haben. — Man unterscheidet übrigens **Gerechtigkeits-Ritter**, die der Ahnenprobe volle Genüge leisten, und **Gnaden-Ritter**, die durch Verdienste die Mängel der Geschlechtsregister decken.

Ahnung ist die Erwartung künftiger Ereignisse, bei welcher wir uns mehr der Gefühle, von welchen sie begleitet wird, als der Schlüsse, auf welche wir sie gründen, bewußt sind. Wir nennen dergleichen Erwartungen Ahnungen im engern Sinne, wenn wir uns bei ihnen der Gründe gar nicht bewußt sind, und daher in ihnen das Künftige vorher zu empfinden scheinen. Man kann drei Arten von Ahnungen unterscheiden: 1. die **bestimmten** Ahnungen, bei welchen man sich dessen, was einem ahnet, nicht bloß im Allgemeinen bewußt ist (z. B. die Ahnung eines Todesfalles, bei dem Bewußtseyn, daß man ihn erwartet); 2. die **unbestimmten** Ahnungen, wenn man im Allgemeinen und unbestimmt einem angenehmen oder unangenehmen Ereignisse entgegensieht; 3. die **bloßen Vorgefühle**, welche meistens beängstigender Art sind, ohne daß wir uns einen Grund davon angeben können, bis ein angenehmes oder unangenehmes Ereigniß eintritt, dessen Ahnung wir uns nunmehr leicht überreden, in jenem Gefühle gehabt zu haben. — Philosophische und historische Behandlung dieses Gegenstandes findet man in **Dedekind über Ahnungen** und in **Schuberts Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft**.

Ahriman. Nach der Lehre der Parsen war das urerste Wesen die gränzenlose Zeit. Von ihr entsprangen **Ormuzd** und **Ahriman**. Jener, mit der höchsten Weisheit und Reinheit geschmückt, thronte im Lichte, dieser wohnte mit seinen Gesetzen in der Finsterniß. In sich versenkt, ohne Grenzen und allein waren beide in ihren Wohnungen, die einander berührten. Ormuzd aber schuf in drei Jahrtausenden den Himmel, diese Welt des Lichts mit dem reinen Gesetz; Ahriman, die Lichtwelt zu bekämpfen, schuf ein zahlreiches Heer böser Geister. Da erschrack Ormuzd, und bot dem Ahriman Frieden an; dieser aber wollte ihn nicht annehmen, sondern sagte, daß er sein Volk plagen werde, so lange die Jahrhunderte dauern. „Freilich wirst du mächtig seyn," sprach Ormuzd, „während die Menschen sich durch

Vermischung vermehren und viel Böses thun; aber am Ende der neun Jahrtausende wirst du von Ohnmacht überwältigt werden." — Darauf herrschte Ormuzd drei Jahrtausende allein und brachte seine Welt hervor, während Ahriman gefesselt in die Tiefe der Finsterniß zurücksank. Nach dem Himmel schuf er das Wasser, dann die Erde, dann die Bäume, dann die Thiere und endlich den Menschen. Dann herrschte er drei Jahrtausende mit Ahriman gemeinschaftlich, nach diesen aber waren drei Jahrtausende dem Ahriman allein gegeben. Und als die Zeit gekommen war, trat Ahriman hervor, durchdrang alles Geschaffene mit seinem Gefolge und verunstaltete es, bis er in den Abgrund zurückgestürzt ward. Von da wird er am Ende der Zeiten, wenn die Todten aufleben, und die Erde durch das Feuer eines Cometen entzündet, in einen flüssigen Metallstrom zerschmolzen ist, in Ormuzds Welt zurückkehren, die Erde des Abgrundes durch den Metallstrom ziehen, und sie zum segenreichsten Lande machen. Die ganze Welt wird durch das Wort zur Auferstehung ewige Dauer bekommen.

Ajax (griechisch Aias). Dieses Namens gab es unter den Heerführern vor Troja zwei, den Ajax Oileus und Ajax Telamonius. Jener ein Sohn des Oileus und der Eriopis, ein Lokrier, war der kleinere. Vor Troja war er mitgezogen, weil er einer von der Helena Freiern gewesen. Im Kampf war er unter den Tapfersten, seine Tapferkeit aber artete zuweilen in unsinnige Wuth aus. Beispiele davon erzählen die nachhomerischen Dichter. Als die Griechen, sagen sie, in Troja eingedrungen waren, flüchtete sich Cassandra in den Tempel der Pallas, allein sie ward mit Gewalt herausgerissen und gebunden als Gefangene fortgeschleppt. Einige erzählen, Cassandra habe die Statue der Göttin umfaßt, Ajax aber habe sie bei den Haaren ergriffen und fortgeschleift; Andere lassen ihn sogar die Prophetin im Tempel der Göttin schänden. Odysseus klagte ihn dieses ruchlosen Frevels an, er aber reinigte sich durch einen Eid. Dennoch traf ihn die Rache der Göttin und ließ ihn in den Fluthen des Meeres umkommen. — Der andere Ajax war des Telaman Sohn, aus Salamis, und ein Enkel des Aeacus. Auch er war unter den Freiern der Helena gewesen, und zog deswegen auch mit zwölf Schiffen gen Troja, wo Homer ihn als den tapfersten und schönsten Griechen nach Achilles preiset. Nicht zu reden, aber zu handeln versteht er. Dabei ist er gerad, offen, voll edeln Stolzes. Als ihm aber nach Achilles Tode die Waffen desselben, auf welche er wegen seiner Verwandtschaft und Tapferkeit Ansprüche hatte, von Ulysses entzogen wurden, bemächtigte sich Zorn und Wuth seiner Seele, und er stürzte sich verzweiflungsvoll in sein Schwert.

Aiguillon (Armand-Vignerod Duplessis-Richelieu, Herzog von), französischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten in den letzten Jahren Ludwigs XV., dessen Verwaltung durch eine der wichtigsten Begebenheiten der neuern Zeit, die erste Theilung Polens, bezeichnet wurde. Er war 1720 geboren, und betrat zuerst die militärische Laufbahn; dann ward er Gouverneur des Elsaß und hierauf Commandant von Bretagne. Seine Strenge erbitterte die Einwohner dieser Provinz in so hohem Grade, daß sie nach langem und heftigem Zwiespalt seine Abrufung bewirkten, und eine Klage vor dem Parlament von Paris erhoben, deren für ihn verderbliche Folgen er nur durch die wenig ehrenvolle Protection der Dubarry von sich abwenden konnte. Von jeher war er ein Feind Choiseuls gewesen, und wirkte zu dessen Verweisung thätig mit; worauf er selbst, gestützt auf

die Gunst des Königs, an die Spitze des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten trat. Ein Triumvirat, welches dieser Minister, der Abbé Terrai und der Kanzler Moupeou bildeten, veränderte gänzlich das administrative System. Das königliche Ansehen schien dabei zu gewinnen; aber von jener Zeit begann die Gährung der Gemüther, die zwanzig Jahre später den Sturz der Monarchie herbeiführte. Daß Aiguillon die Theinung Polens zuließ, wird ihm mit Recht zum Vorwurf gemacht; doch scheint es nicht sowohl, daß er das Interesse Frankreichs in Aufrechthaltung der antirussischen Partei in Polen verkannte, als daß er vielmehr, durch die Nachlässigkeit seiner Agenten, von der zwischen Rußland, Oestreich und Preußen getroffenen Uebereinkunft erst Nachricht erhielt, als es zu spät war, sie zu hindern. Früher würde er dies um so leichter vermocht haben, da Maria Theresia nur nach langem Widerstande ihre Zustimmung dazu gab. Aiguillon hatte aber eine so große Abneigung gegen alle Plane und Ansichten seines Vorgängers, daß er sich blos aus diesem Grunde, und gegen den Vortheil Frankreichs, von Oestreich und Spanien entfernte, und einigermaßen Preußen näherte. Kurz vor dem Tode Ludwigs XV. wurde ihm auch das Kriegsdepartement anvertraut. Nach der Thronbesteigung Ludwigs XVI. aber, der ihm, wie auch die Königin, durchaus abgeneigt war, trat Aiguillon von dem öffentlichen Schauplatz ab (1775) und starb einige Jahre darauf mit dem Rufe eines zwar geistreichen und gewandten Hofmanns, dem es jedoch für einen Staatsmann an Talenten und großen Ansichten fehlte.

Aikin (John), einer der thätigsten und fruchtbarsten Schriftsteller Englands. Er studirte Medicin, promovirte in dieser Wissenschaft und übte anfänglich die Wundarzneikunde aus; nachher lebte er als Arzt zu Yarmouth, Norfolk und längere Zeit zu Stoke Newington. Er war mehrere Jahre Herausgeger des Monthly Magazine, und von seiner Entstehung bis zu seinem Ende des Athenäum's. Außerdem nahm er Theil an dem Classical Journal und an dem Reflector. Seine gesammten Schriften aufzuführen, würde hier zu weitläuftig seyn; sie sind theils eigne Werke, theils Uebersetzungen, und betreffen größtentheils medicinische und literar-historische Gegenstände. In letzterer Hinsicht ist das wichtigste die General Biographie; bis jetzt 9 Bände in Quart, die er anfangs mit Doctor Enfield, nachher mit Morgan nnd Johnston gemeinschaftlich verfaßt hat.

Aïssé (Mlle.) ein sowohl durch ihre unglücklichen und wunderbar verknüpften Schicksale, als auch durch ihre im Druck erschienenen Briefe interessant gewordenes Frauenzimmer. Geboren in Circassien im J. 1693 wurde sie von dem Grafen Ferriol, französischen Gesandten zu Constantinopel, als ein vierjähriges Kind um die Summe von 1500 Livres gekauft. Der Verkäufer gab sie für eine circassische Fürstentochter aus. Sie war von großer Schönheit. Der Graf nahm sie mit sich nach Frankreich und ließ sie mit Sorgfalt erziehen; man vergaß nichts, als ihr Grundsätze einzuprägen. Für die Tugend geschaffen, kehrte sie doch erst nach langen Irrthümern zu ihr zurück. Ihre Unschuld unterlag der Dankbarkeit, die sie für ihren Wohlthäter hegte, dessen Unsittlichkeit ein solches Opfer fodern konnte. Dagegen widerstand sie den glänzenden Anerbietungen des Herzogs von Orleans; von ihren zahlreichen Anbetern zeichnete sie nur den Chevalier Aidy aus. Diese Liebe entschied ihr Schicksal. Aidy hatte sein

Gelübde zu Malta gethan; er wollte sich von demselben entbinden lassen, allein sie selbst widersetzte sich diesem Versuche. Die Frucht ihrer Liebe war eine Tochter, mit der sie in England niederkam. Damals bemächtigte sich ihrer Seele die bitterste Reue; sie kämpfte mit ihrer Neigung, ohne sie je bemeistern zu können, und lebte in einem Zwiespalte mit sich selbst, dem ihre ohnehin schwache Gesundheit nicht lange widerstand. Sie starb 1783, 38 Jahre alt. Ihre Briefe sind anmuthig und fließend geschrieben, und man kann nicht umhin die Verfasserin lieb zu gewinnen, die ihr Innerstes so aufrichtig offenbart. Ueberdies enthalten sie manche Anekdote von interessanten Personen der damaligen Zeit. Sie sind zuerst allein, mit einigen Noten von Voltaire, nachher zusammen mit den Briefen der Damen Villars, La Fayette und Tencin erschienen (1806, 3 Bände).

Akademie. 1. Das von dem ersten Besitzer desselben Akademia genannte schöne Landgut bei Athen, wo Plato einen Garten anlegte und die Weltweisheit lehrte, gab Gelegenheit, daß man unter dem Worte Akademie die ganze platonische Schule begriff und die Anhänger der platonischen Lehre Akademiker nannte. Da die Nachfolger des Plato sich bald in mehrere Schulen theilten, so unterscheidet man eine ältere, mittlere und neuere Akademie. Zu den Philosophen der ältern gehören Speusippus, Xenokrates, Polemo, Crates, Crantor, die unmittelbaren Nachfolger Plato's. Der Stifter der mittlern Akademie ist Arcesilaus, dessen Nachfolger Lacydes, Evander, Egesinus und Carneades waren. Dieser letztere ward der Stifter der neuern Akademie, und sein Nachfolger hieß Clitomachus. Die Schüler des letztern, Philo und Charmides, wichen wieder von den Lehren der neuern Akademie ab, und näherten sich mehr dem Plato. Antiochus machte noch mehr Aenderungen, daher man wohl zuweilen von einer vierten und fünften Akademie spricht. 2. Von dieser Schule bezeichnet man mit dem Worte Akademie seit dem zwölften Jahrhundert in ganz Europa alle hohe Schulen und Universitäten, und später überhaupt alle freien Gesellschaften der Wissenschaften und Künste, welche sich unter landesherrlichem Schutze zu gewissen Zeiten versammeln. Diese Art von Akademien entstand zuerst in Italien, wo Cosmus, der erste Beherrscher von Florenz, als er einen Griechen die platonische Philosophie vortragen hörte, den Gedanken faßte, eine solche Akademie für die Philosophie zu stiften, welche sein Onkel in Ordnung brachte. Von diesen Akademien verdienen vorzüglich folgende bemerkt zu werden: In Frankreich a) die Académie française, welche 1635 vom Cardinal Richelieu gestiftet wurde, und die Vervollkommnung der französischen Sprache und überhaupt alles, was zur Sprachkunde, Beredsamkeit und Dichtkunst gehört, zum Zweck hatte. Sie hat das bekannte Dictionnaire de la langue françoise geliefert. b) Die Académie Royale des Inscriptions et Medailles, welche 1663 einen geringen Anfang hatte, aber nach und nach erweitert wurde. Sie ward von Colbert gestiftet, und beschäftigte sich größtentheils mit Geschichte, Alterthümern und Kritik. c) Die Académie Royale des Sciences, die 1666 durch Colbert errichtet wurde und die Bearbeitung mehrerer Wissenschaften beabsichtigte. — Das Gesetz, welches in Frankreich alle Corporationen aufhob, hatte auch diese Akademien suspendirt, die Stelle derselben ersetzte das Lyceum, bis durch das am 25sten Nov. 1795 begründete und am 7ten Dezember eingeweihte Institut national (impérial) des Sciences et des Arts

die sämmtlichen ehemaligen Akademien Frankreichs, wiewohl in anderer Form, wieder hergestellt wurden. Jetzt aber ist dieses Institut hinwieder in die ehemaligen Academien aufgelös't worden. In Italien, die Academia della Crusca (Akademie der Kleie), welche im J. 1582 zu Florenz errichtet wurde, und deren Name auf die Reinigung und Verfeinerung der Sprache anspielt. Sie hat das bekannte italienische Wörterbuch geliefert. In Spanien, die Akademie der spanischen Sprache (1714), der Geschichte (1738) und der Wissenschaften zu Madrid (1792). In Preußen, die Akademie der Wissenschaften, welche 1700 von dem ersten Könige von Preußen gestiftet wurde, und von welcher Leibnitz der erste Präsident war. In Oesterreich, die Akademie zu Wien, welche 1705 Kaiser Joseph I. stiftete. In Rußland, die Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, zu welcher Peter I. im J. 1724 den Grund legte. In Schweden, die vom Könige Friedrich 1728 zu Upsal und 1739 zu Stockholm gestifteten Akademien der Wissenschaften. In Baiern, die im J. 1759 von Maximilian Joseph zu München errichtete und 1807 reformirte Akademie und mehrere andere. Die Kunstakademien zerfallen in Akademien der Musik und Akademien der bildenden Künste. Die Akademien der Musik sind Vereine mehrerer Tonkünstler und Liebhaber der Musik in eine Gesellschaft, die sich regelmäßig versammelt, um sich über Vervollkommnung sowohl der Theorie als Praxis der Tonkunst zu berathschlagen und dafür zu wirken. Die merkwürdigsten derselben sind die filarmonische Gesellschaft zu Verona, gestiftet im 16ten Jahrhundert; die filarmonische Gesellschaft zu Bologna, gestiftet 1622 von D. Girolamo Giacobbi; die arkadische Gesellschaft zu Rom, gestiftet gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts; die Society of ancient Music zu London, welche durch Aufführung alter Musterwerke das Andenken derselben zu erhalten sucht; das Conservatorium zu Paris (s. d.); die von Fasch 1789 gestiftete Singakademie zu Berlin; die seit 1802 zu St. Petersburg bestehende filarmonische Gesellschaft. — Die Akademien der bildenden Künste sind öffentliche Lehranstalten für bildende Künste, und werden öfters auch Mahler-, richtiger aber Zeichenakademien genannt, da eigentlich das Zeichnen in den meisten die Hauptbeschäftigung ist. Ihre Anzahl ist so groß, daß wir uns auf Angabe der wichtigern beschränken müssen. Diese sind in Italien zu Venedig, Florenz, Rom, Mailand (angeblich von Leonardo da Vinci gestiftet), zu Bologna, Parma, Padua, Mantua, Turin, Neapel, Genua; in Deutschland zu Nürnberg, Berlin, Dresden, Meißen, Leipzig, Augsburg, Wien, Manheim, Düsseldorf, Stuttgard, München, Cassel, Weimar; in Frankreich zu Paris, Bordeaux, Aix, Amiens, Auxerre, Besançon, Chalons, Dijon, Lyon, Marseille, Metz, Mainz, Pau, Rouen, Toulouse u. s. w.; in England zu London und zu Edinburgh; in Dänemark zu Copenhagen; in Schweden zu Stockholm; in Spanien zu Madrid, Valencia, Saragossa; in den ehemaligen Niederlanden zu Gent, Brügge, Antwerpen, Brüssel, Amsterdam; in Rußland endlich zu Petersburg. — Frankreich hat außerdem auch eine Akademie der Baukunst zu Paris. — In diesen Anstalten wird Unterricht in allen Theilen der Zeichenkunst ertheilt. Da die menschliche Gestalt einer der wichtigsten Theile ist, so wird er billig auch als solcher behandelt, und weil von der Kenntniß der Knochen und Muskeln, ihrer Bewegungen, Spannungen und Anschwellungen alle Richtigkeit, aller Ausdruck ab-

hängt, so ist anatomisches Studium für die angehenden Künstler hier eine Hauptangelegenheit. Ihr zunächst kommt Studium der Linear- und Luftperspective, um zu wissen, wie Gegenstände, nach den Graden ihrer Entfernung richtig und täuschend darzustellen seyen. Es folgt Unterricht über Anordnung, Gruppirung, Ausdruck der Leidenschaften, Costume, Mythologie, Kunstgeschichte und Kunsttheorie, da alles theoretisch und praktisch zugleich gelehrt wird. Zu dem Ende müssen theils Sammlungen von Kunstwerken vorhanden seyn, theils muß dem Jünglinge Gelegenheit verschafft werden, die Form des menschlichen Körpers nach der Natur zu prüfen. Uebrigens ist es eine auffallende, aber nur zu gegründete, Erfahrung, daß diese Akademien ihren Zweck wenig oder gar nicht erreichen, und daß seit ihrer Existenz keine Künstler mehr gebildet worden, die mit den frühern auf gleicher Höhe ständen. Ob dies an einer fehlerhaften Einrichtung dieser Anstalten oder daran liegt, daß die neuere Zeit der künstlerischen Entwickelung überhaupt ungünstig ist, darüber bestehen verschiedene Meinungen, und wahrscheinlich liegt der Grund in beiden.

Akbar (Mahomed), der größte Fürst, dessen nicht allein Indien, sondern ganz Asien in der neuern Zeit sich zu erfreuen gehabt hat. Er war geboren zu Amerket im Jahr der Flucht 949 (1542 der christl. Z.), und bestieg nach seines Vaters Humajun Tode, dreizehn Jahre alt, unter der Vormundschaft Beyrams, seines Ministers, den Thron. Seine großen Talente entwickelten sich früh. Mit ausgezeichneter Tapferkeit besiegte er seine Feinde und die Aufrührer seines Reichs, unter denen Beyram sich selbst befand. Die seltenste Milde bezeichnete dabei alle seine Schritte. Aber ungeachtet unaufhörliche Unruhen ihn nöthigten, stets an der Spitze seiner Heere sich in die verschiedenen Provinzen seines Reichs zu begeben, so liebte er doch die Wissenschaften, vorzüglich die Geschichte, und war unablässig mit der innern Verwaltung seines Reichs beschäftigt. Er verordnete Untersuchungen über die Bevölkerung, die Naturprodukte und Fabrikate jeder Provinz. Das Resultat seiner statistischen Arbeiten faßte sein Minister Abul-Fazl in einem Werke zusammen, das den Titel Ajin Akberi führt, ins Englische übersetzt worden ist, und die wichtigsten Details enthält. Akbar starb nach einer 49jährigen Regierung im J. 1014 (1605). Noch jetzt ist sein prächtiges Grabmal unweit Agra ein Gegenstand der Bewunderung der Reisenden. Ihm folgte sein Sohn Selim unter dem Namen Djihangir.

Akenside (Mark), im J. 1721 zu Newcastle an der Tyne geboren, ging im 28sten Jahre seines Alters nach Edinburgh, um die Theologie zu studiren, die er aber bald mit der Arzneikunde vertauschte. Im J. 1741 besuchte er Leyden, wo er 1744 den Grad eines Doctors der Medicin annahm. Nach seiner 1745 erfolgten Rückkehr nach England practicirte er anfangs zu Northampton, dann zu Hampstead, und endlich zu London. Hier würde er bei seiner nie bedeutenden Praxis in Dürftigkeit gelebt haben, wenn ihn nicht sein großmüthiger Freund, Jeremias Dyson, mit jährlichen 300 Pfund unterstützt hätte. Er starb 1770 als Mitglied der königlichen Societät der Wissenschaften und des Collegiums der Aerzte zu London, als Doctor zu Cambridge und Leibarzt der Königin. Seine Gedichte gehören zur didactischen und lyrischen Gattung. Die aus drei Gesängen bestehenden Pleasures of Imagination, sein vorzüglichstes Werk, gab er bereits im 23sten Jahre seines Alters heraus, und erregte dadurch Erwartungen, die er in der Folge unbefriedigt ließ, und die überhaupt durch ein so mittelmäßiges

Gedicht nicht hätten erregt werden sollen. Von noch geringerm Werthe sind seine Oden, Episteln und übrigen Gedichte.

Aktäon, des Cadmus Enkel, ein Jäger, den Diana, weil er sie im Bade erblickte, in einen Hirsch verwandelte, worauf er von seinen eigenen Hunden zerrissen wurde.

Alabaster ist ein feiner gypsartiger Stein, der sich vom Gyps darin unterscheidet, daß er sich poliren läßt. Gewöhnlich ist er von Farbe weiß, oft auch grün, grau, röthlich. Von den Alten wurde dieser Stein zu dem Marmor gerechnet, von dem er sich jedoch durch seine Weichheit unterscheidet. Die schönste und beste Art ist unstreitig die weiße. Den Alabaster hat man zuerst in dem arabischen Gebirge entdeckt, dann in Aegypten, in Syrien rc. Man trifft ihn ferner an mehrern Orten Italiens (wo vorzüglich der von Monteacuto, seiner Weiße und Größe wegen, sich auszeichnet) und Frankreichs; in Deutschland ist Thüringen das wahre Vaterland des Alabasters, namentlich die Gegenden bei Nordhausen, in der Grafschaft Hohenstein, Stollberg, bei Weißenfels rc.

Alamanni (Luigi), ein berühmter italienischer Dichter, geboren zu Florenz 1495. Seine Familie gehörte zu den edelsten und ausgezeichnetsten der Republik. Sein Vater war der Partei der Medicis eifrig zugethan, und er selbst stand in hoher Gunst bei dem Cardinal Julius, der in Papst Leo's X. Namen regierte, trat jedoch, als er eine Ungerechtigkeit erlitten zu haben glaubte, einer Verschwörung gegen das Leben desselben bei. Der Plan ward entdeckt, Alamanni floh nach Venedig, und als der Cardinal, unter dem Namen Clemens VII., den päpstlichen Stuhl bestieg, von dort nach Frankreich. Als aber die Unfälle, welche diesen Papst trafen, Florenz Gelegenheit gaben, sich frei zu machen (1527), kehrte Alamanni dahin zurück. Sein Vaterland schickte ihn in Geschäften nach Genua. Hier gewann Andreas Doria ihn lieb, und nahm ihn mit sich nach Spanien, wohin er mit seiner Flotte abging, auf welcher bald darauf Carl V. nach Italien kam, um die Angelegenheiten von Florenz zu ordnen, und es den Medicis gänzlich zu unterwerfen. Nach dieser neuen Revolution ging Alamanni, geächtet von dem Herzog Alexander, wieder nach Frankreich, wo die Wohlthaten Franz I. ihn zurückhielten. Er verfaßte hier den größten Theil seiner Werke. Der König schätzte ihn so hoch, daß er nach dem Frieden von Crespi im J. 1544 ihn als seinen Gesandten an Carl V. schickte. Alamanni vollzog seinen Auftrag mit vieler Geschicklichkeit. In gleichem Ansehen stand er bei Heinrich II., der ihn ebenfalls zu mehrern Unterhandlungen gebrauchte. Er folgte dem Hofe, und war mit demselben zu Amboise, als ihn die Ruhr befiel, an welcher er 1556 starb. Die vorzüglichsten Werke, welche er hinterlassen, sind eine Sammlung Gedichte, unter dem Titel: Opere Toscane; ein Lehrgedicht, la Coltivazione, dem er am meisten seinen Ruhm verdankt; ferner Girone il Cortese, ein Heldengedicht in 24 Gesängen; la Avarchide, ein episches Gedicht, ebenfalls in 24 Gesängen; Flora, ein Lustspiel in sogenannten versi sdruccioli, und eine Anzahl Epigramme. Die vorzüglichsten Eigenschaften dieser zahlreichen Werke sind Leichtigkeit, Klarheit und Reinheit des Styls; aber nur zu oft fehlt ihnen Kraft und dichterischer Schwung.

Alarich, König der Gothen, der menschlichste von allen jenen Eroberern, welche auf das römische Reich einbrachen. Die Geschichte erwähnt seiner zuerst im J. 395, wo die Gothen sich mit den Heeren Theodosius des Großen vereinigten, um die Hunnen, welche das abend-

ländische Kaiserthum bedrohten, zu bekriegen. Aber eben dieses Bündniß zeigte Alarich die Schwäche des römischen Reichs, und führte ihn zu dem Entschluß, es selbst anzugreifen. Er fing an, sich in die innern Angelegenheiten zu mischen, und ward bald ein lästiger Freund und gefährlicher Beschützer. Seine Plane fanden am Hofe selbst Beförderer. Rufin, der Vormund des Arcadius nach Theodosius Tode, reizte Alarich insgeheim an, in Griechenland einzufallen, und bewog ihn um so leichter dazu, da er ihn sogar mit bedeutenden Geldsummen unterstützte. Bald sah man den Anführer der Gothen Pannonien, Macedonien und Thessalien verwüsten, und die herrlichsten Denkmäler der Kunst mit Feuer und Schwert vernichten, bis Stilico mit einem mächtigen römischen Heere herbeikam, und nach mehreren Gefechten die Gothen dergestalt in ihrem Lager einschloß, daß ihr Untergang unvermeidlich schien. Aber eben diese scheinbare Gewißheit rettete sie. Stilico verließ das Heer, um den Religionsfesten der Griechen beizuwohnen; diesen Augenblick benutzte Alarich, durchbrach das Bollwerk der Römer, und machte sich in wenig Tagen zum Meister von Epirus. Jetzt sah der morgenländische Kaiser kein anderes Rettungsmittel, als Alarich die Oberherrschaft von Illyrien abzutreten, welcher, nachdem er zum König der Westgothen ausgerufen worden, unverzüglich darauf dachte, das abendländische Kaiserthum zu bekriegen. Er rief die Barbaren von den Ufern der Donau herbei, versammelte ein zahlreiches Heer, und versprach ihnen die Plünderung Roms und Italiens. Honorius vermochte nur schwachen Widerstand zu leisten, und schon war er in Asti belagert und der Uebergabe nahe, als Stilico mit einem Heere aus Gallien und Germanien den Gothenkönig überfiel, und in seinen eigenen Verschanzungen belagerte. Dieser Unfall schlug jedoch Alarichs Muth nicht nieder, aber eine Kriegslist verschaffte den Römern den Sieg. Sie griffen die erst vor kurzem zum Arianismus bekehrten Gothen an dem Osterfeste an, dessen Heiligkeit diese durch ein Gefecht zu entweihen glaubten. Sie ergriffen daher die Waffen nicht um zu siegen, sondern nur sich zu vertheidigen, und ihr Fußvolk erlitt eine vollständige Niederlage. Die ganze Beute Griechenlands und die Gemahlin Alarichs fielen den Siegern in die Hände. Dennoch marschirte Alarich an der Spitze seiner Reiterei auf Rom los, und verbreitete so großes Schrecken, daß man versuchte, seinen Rückzug durch die Zurückgabe seiner Gemahlin und seiner Schätze zu erkaufen. Er aber verweigerte ihn, und wollte sich Verona's bemächtigen. Doch auf dem Marsche dahin ward er von den römischen Legionen überfallen, und noch vollständiger geschlagen als das erste Mal. Jetzt mußte er Italien verlassen, das zwar diesmal gerettet war, dessen Schönheit und Fruchtbarkeit aber die Barbaren genugsam kennen gelernt hatten, um bald einen neuen Versuch zu wagen. Schnell war ein neues nach Beute begieriges Heer unter Alarichs Fahnen versammelt, mit welchem er an den Ufern des Po erschien, und die Städte Ober-Italiens plünderte, während man in Rom seiner Ohnmacht spotten zu können glaubte. Honorius floh nach Ravenna, Alarich aber näherte sich ohne Hinderniß der Hauptstadt, und schloß sie mit seinem Heere ein. Doch gerührt durch die Bitten der Römer, oder ihre Verzweiflung fürchtend, begnügte er sich mit 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber, 4000 seidenen Gewändern, 3000 Stücken feinem Scharlachtuch und 3000 Pfund Pfeffer, und hob die Belagerung auf. Mit dieser Beute bereichert nahmen die Gothen ihre Winterquartiere in Toscana. Die Furcht hatte dem Kaiser und seinen Ministern die entehrendsten

Versprechungen entrissen, deren Erfüllung sie später verweigerten. Alarich, empört durch diesen Trotz der Ueberwundenen, rückte aufs neue vor Rom, das zum zweiten Mal durch Auslieferung seiner Reichthümer seine Mauern rettete. Alarich aber verschmähte eine Krone, die in seinen Händen war, und verlieh sie dem Attala, mit Hochmuth diesen von ihm geschaffenen Kaiser mißhandelnd. Honorius Minister indeß richteten von Ravenna aus abwechselnd Bitten und Drohungen an Alarich, und liehen diesem dadurch einen neuen Vorwand, den Krieg wieder anzufangen. Rom ward zum dritten Mal angegriffen, und mußte jetzt die Fahnen der Barbaren auf seinen Mauern wehen sehen. Die durch neun siegreiche Jahrhunderte aufgehäuften Schätze verschwanden in drei Tagen, und die alte Beherrscherin der Welt trug jetzt die Fesseln, die sie einst den Völkern angelegt. Nur das Eigenthum der Kirchen wurde geschont, und sie selbst als unverletzliche Zufluchtsörter betrachtet. Alarich aber fürchtete einen längern Aufenthalt in Rom für seine Soldaten, und brach mit seinem Heere auf, um Sicilien und Afrika zu erobern. Er verwüstete Campanien, Apulien und Calabrien, und war im Begriff sich einzuschiffen, als ihn der Tod in Corentia überraschte. Man begrub ihn in dem Flußbette des Busento, damit seine Asche nicht von den Römern aufgefunden werden möchte. Während die Gothen sich der Verzweiflung hingaben, feierte Rom und Italien öffentliche Feste; Sicilien und Afrika sahen sich von der ihnen drohenden Gefahr befreit, und die Welt genoß eines Augenblicks der Ruhe. Aber der Weg nach Rom war den Barbaren durch Alarich gezeigt, durch ihn hatten sie die Ohnmacht der ehemaligen Königin der Welt kennen gelernt.

Alaun ist ein aus Thonerde, Schwefelsäure, Kali oder Ammoniak oder Crystallisationswasser bestehendes Salz, welches in achteckigen Crystallen zum Vorschein kommt, und auf der Zunge einen süßlichen, stark zusammenziehenden Geschmack hat. Es giebt theils natürlichen Alaun, auch gediegenen genannt, welcher in Adern zwischen der Erde, sonderlich in Silbergruben, gefunden wird, theils künstlichen, auch gesottenen genannt. Er kommt aus Asien (besonders bei Smyrna), aus Spanien, aus England und Italien (letzterer unter dem Namen römischer Alaun bekannt, wo auch im Jahr 1458 die ersten Alaunsiedereien in Europa entstanden). Dieses Mineral ist von großer Wichtigkeit, besonders bei der Färberei, da es eine Beize abgibt, ohne welche die Farben sich nicht auftragen lassen, oder wenigstens weder Glanz, Schönheit noch Dauer haben würden. So wendet man es auch in der Gärberei, zu Glaubersalz und Salmiak, und zu Lackfarben an. Daher ist denn auch, weil die Quantität des natürlichen Alauns bei weitem nicht zureicht, des künstlichen, welcher aus Kies oder einer Alaunerde, Schiefer, kalkichtem Gestein, versteinertem Holz rc. auf den Alaunwerken zubereitet wird, weit mehr, und der Handel damit gibt allerdings einen wichtigen Gegenstand für das Commerz ab. In Sachsen wurde schon 1331, bei Schwärz, unweit Düben, ein Alaunwerk von einem gewissen Lobezelter angelegt, das besonders seit 1696 ununterbrochen in Umtrieb erhalten worden ist. Jährlich werden hier 5000 bis 6000 Centner erzeugt.

Alba (Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von..), Staatsminister und General der kaiserlichen Armeen, war 1508 aus einem der vornehmsten Geschlechter Spaniens geboren. Unter den Augen seines Großvaters, Friedrich von Toledo, der ihn in Kriegs- und Staatswissenschaften unterrichtete, ward er erzogen. Er trug die

Waffen noch sehr jung in der Schlacht bei Pavia, und unter Carl IV. commandirte er in Ungarn, bei der Belagerung von Tunis, bei der Expedition von Algier; vertheidigte Perpignan gegen den Dauphin von Frankreich, und zeichnete sich in Navarra und Catalonien aus. Sein bedächtiger Charakter und seine Neigung zur Politik gaben anfangs eine geringe Idee von seinen militärischen Talenten; und Carl V. selbst, dem er in Ungarn rieth, den Türken lieber eine goldene Brücke zu bauen, als eine entscheidende Schlacht zu liefern, hielt ihn nicht eines Obercommando's für fähig, und verlieh ihm die hohen Würden mehr aus Gunst als Anerkennung seiner entschiedenen Talente. Diese Verachtung beleidigte seinen natürlichen Stolz, und gab seinem Genie einen Schwung, daß er Thaten verrichtete, die eines bleibenden Andenkens werth sind. Durch Alba's kluge Anführung gewann Carl 1547 die berühmte Schlacht bei Mühlberg gegen Johann Friedrich, Churfürsten von Sachsen und Anführer der protestantischen Armeen. Der Churfürst wurde gefangen, und der Herzog von Alba, der im Kriegsrathe den Vorsitz hatte, verurtheilte ihn zum Tode, und drang lebhaft in den Kaiser, diese Strafe nicht zu mildern. Im J. 1555 wurde er beauftragt, in Italien die Franzosen und den Papst Paul IV., den unversöhnlichen Feind des Kaisers, zu bekämpfen. Er errang hier mehrere Siege, hob die Belagerung von Mailand auf, ging nach Neapel, wo die Ränke des Papstes einen Aufstand erregt hatten, und befestigte daselbst das spanische Ansehen. Auch als Carl V. die Regierung seinem Sohne Philipp II. übergeben hatte, behielt er seinen Einfluß und das Commando der Armeen. Er betrat den Kirchenstaat, machte sich zum Herrn desselben, und vereitelte die Bemühungen der Franzosen. Doch nöthigte ihn der bigotte Philipp, dem Papste, den er demüthigen wollte, einen ehrenvollen Frieden zu gewähren. Von Italien abgerufen, erschien er im J. 1559 am französischen Hofe, um sich Elisabeth, die Tochter Heinrichs II. für seinen Souverän antrauen zu lassen, die anfangs für den Kronprinzen, Don Carlos, bestimmt war. Um diese Zeit griffen die Niederländer, die von Spanien ihre Freiheiten und Religion beschränkt sahen, zu den Waffen, und Alba rieth dem Könige, diese Unruhen mit Härte und Gewalt zu unterdrücken. Der König vertraute ihm eine bedeutende Macht und unumschränkte Gewalt, um die Niederländer dem Despotismus und der Inquisition zu unterwerfen. Kaum war er im J. 1566 in Flandern angelangt, als er das Blutgericht anordnete, an dessen Spitze er und sein Vertrauter, Juan de Vargas, stand. Ohne Unterschied wurden von ihnen alle verurtheilt, deren Meinungen verdächtig waren, und deren Reichthümer ihre Habsucht erregte. Gegenwärtigen und Abwesenden, Lebenden und Todten wurde der Prozeß gemacht und ihre Güter confiszirt. Ein allgemeines Schrecken ergriff alle Gemüther, viele Kaufleute und Fabrikanten wanderten nach England aus; mehr als hundert tausend verließen ihr Vaterland; andere begaben sich unter die Fahnen des Prinzen von Oranien, der von ihm für einen Staatsverbrecher erklärt wurde. Bedeckt mit dem Blute vieler Tausende, griff er in den Ebenen von Gemmingen den Grafen von Nassau an und lieferte ihm eine Schlacht, worin er einen vollständigen Sieg errang. Bald rückte auch der Prinz von Oranien, der Anführer der Verbündeten, mit einer bedeutenden Armee vor. Der junge Friedrich von Toledo sandte an seinen Vater, und ließ ihn beschwören, er möchte ihm erlauben, anzugreifen. Der Herzog, der von seinen Untergebenen blinden Gehorsam verlangte, ließ seinem Sohne

antworten: Er verzeihe ihm wegen seiner Unerfahrenheit, aber er so
sich hüten, weiter in ihn zu dringen, denn es würde dem das Leb
kosten; der eine ähnliche Botschaft übernehmen würde. Der Prinz v
Oranien wurde nach und nach besiegt, und genöthigt, sich nach Deutsc
land zurückzuziehen. Der Herzog Alba erhöhte auch in diesem Fel
zuge seinen Ruhm, den er jedoch durch immer neue Grausamkeiten eb
so sehr schändete; seine Henker vergossen mehr Blut als seine Soldat
Der Papst übersandte ihm einen geweihten Hut und Degen; eine Au
zeichnung, die bisher nur Fürsten zu Theil geworden. Noch widersta
den Holland und Seeland seinen Waffen. Eine Flotte, die auf sein
Befehl ausgelaufen war, wurde vernichtet, und überall fand er Wid
stand und unüberwindlichen Muth. Dies und vielleicht die Furch
durch zu lange Abwesenheit die Gunst des Königs zu verlieren, bewog
ihn endlich, um seine Zurückberufung zu bitten. Gern gewährte
ihm Philipp, der, als er sah, daß durch diese Grausamkeiten n
der Widerstand der Rebellen wuchs, gelindere Mittel versuchen woll
Im Monat December 1573 machte Alba eine Amnestie bekannt, üb
gab die Anführung der Truppen dem Louis de Requesens, u
verließ ein Land, in dem er, wie er sich rühmte, 18,000 Menschen hi
richten lassen, und einen Krieg entzündet hatte, der 68 Jahre wüthe
Spanien 800 Millionen Thaler, seine schönsten Truppen und am En
sieben der reichsten niederländischen Provinzen kostete. Herzog Al
wurde mit Auszeichnung in Madrid aufgenommen, und genoß eini
Zeit sein altes Ansehen, aber nur auf kurze Dauer. Einer sein
Söhne hatte eine Ehrendame der Königin unter dem Versprechen,
zu heirathen, verführt, und wurde deswegen verhaftet; allein se
Vater unterstützte seine Entweichung und verheirathete ihn, gegen d
Willen des Königs, an eine seiner Verwandtinnen; er wurde desweg
vom Hofe auf sein Schloß Uzeda verwiesen. Hier lebte er zwei Jah
als die Unternehmungen des Don Antonio, Priors von Cra
der sich zum König von Portugal hatte krönen lassen, Philipp
zwangen, zu dem Manne seine Zuflucht zu nehmen, auf dessen Talen
und Treue er ein großes Vertrauen setzte. Alba nahm den Antra
eine Armee nach Portugal zu führen, an, gewann zwei Schlachten
drei Wochen, vertrieb den Don Antonio und unterwarf ganz Po
tugal seinem Souverän. Er bemächtigte sich der Schätze der Hau
stadt, und erlaubte seinen Soldaten die Vorstädte und ihre Umgebung
mit der gewohnten Raubsucht und Grausamkeit zu plündern. Ph
lipp, darüber unwillig, wollte das Betragen seines Generals unte
suchen lassen, den man überdies beschuldigte, daß er die Reichthüm
der Ueberwundenen zu seinem Vortheile angewandt habe. Allein ei
trotzige Antwort des Herzogs und die Furcht einer Empörung desselb
verhinderten es. Der Herzog überlebte diese Ereignisse nicht lang
und starb den 12ten Januar 1582 in einem Alter von 74 Jahren. W
sein Aeußeres betrifft, so hatte Alba eine stolze Haltung und Gar
ein edles Ansehen und einen starken Körper; er schlief wenig, arbeit
und schrieb viel. Man behauptet von ihm, daß während 60 Jahre
Kriegen gegen verschiedene Feinde er nie eine Schlacht verlor und n
überfallen wurde. Sein Ruhm ist bleibend, nur hat er ihn sehr du
Uebermuth, Härte und Grausamkeit geschändet.

Albani (Francesco), ein berühmter Maler, geboren zu Bolog
1578. Er besuchte zuerst die Schule des Niederländers Dionys C
vart, der in Bologna einen großen Ruf hatte, und gehörte bald
den ausgezeichnetsten Schülern desselben. Neben Dominichino, mit d

ihm Neigung für die Kunst und Freundschaft eng verbanden, arbeitete er hier mehrere Jahre, und in der Art der Farbengebung bemerkt man zwischen Beiden einige Aehnlichkeit. Aber in der Eigenthümlichkeit der Erfindung übertrifft er seinen Freund, so wie alle seine Nebenbuhler aus der Schule Calvarts. Mengs erhebt ihn in Ansehung des Studiums weiblicher Gestalten über alle Maler, ein Urtheil, dem wir jedoch nicht unbedingt beistimmen können. Die Compositionen, welche man am häufigsten von ihm sieht, sind die schlafende Venus, Diana im Bade, Danae auf dem Lager, Galathea auf dem Meere, Europa auf dem Stiere. Meisterhaft ist auf allen seinen Gemälden die eigenthümliche Farbe des Laubes und der Bäume, die Lauterkeit der Quellen und Gewässer, die Klarheit der Luft; nur wiederholt er sich darin zu oft. Biblische Gegenstände hat er weniger für seinen Pinsel gewählt. Die von ihm in dieser Gattung vorhandenen Gemälde zeichnen sich vornehmlich durch die Schönheit der Engelsköpfe aus. Im Allgemeinen gelangen ihm Bilder von geringerm Umfang am vollkommensten. Er hatte in Rom und Bologna eine zahlreiche Schule. Die Schüler Guido's, mit dem er rivalisirte, warfen ihm Weichlichkeit und Kraftlosigkeit des Styls vor, und behaupteten, daß er männlichen Gestalten keinen Adel zu geben verstehe. Wahr ist es, daß er alle Darstellungen, für welche Feuer, Enthusiasmus und Begeisterung gehörte, sorgfältig vermied; und nicht mit Unrecht hat man ihn den Anakreon der Maler genannt. Aber die Beschränkung, in der er sich stets hielt, schadete ihm nach und nach, und war Ursach, daß er bereits seinen Ruhm überlebt hatte, als er im J. 1660 in einem hohen Alter starb. Er hat mehrere Schriften hinterlassen, die uns Malvasia aufbehalten hat.

Albanien, von den Türken auch Arnaut genannt, ist eine große Landschaft in der europäischen Türkei, von Dalmatien, Servien, Macedonien, Epirus und dem Golfo di Venezia begränzt, ungefähr 30 Meilen lang und 20 breit; übrigens ein volkreiches und fruchtbares Land, besonders an gutem Weine. Ehedem war es ein Theil des Königreichs Macedonien, begriff auch Epirus (welches Albania inferior genannt wurde) und die Insel Corfu unter sich. Jetzt steht es unter türkischer Botmäßigkeit, wird in drei Sandschakschaften abgetheilt und von einem Pascha regiert, wiewohl nur der kleinere Theil der Einwohner Mahomedaner, der größere aber römisch-catholische und griechische Christen sind, die als Nachkommen der alten Illyrier viel Geschicklichkeit in der Wasserbau- und Meßkunst besitzen. Die merkwürdigsten Plätze sind: Durazzo, Scutari, Jauina rc. Der Hauptvorzug der Einwohner ist ihre Tapferkeit; daher auch die Arnauten ein wichtiger Theil der türkischen Armee sind.

Alberoni (Julius), Cardinal und Staatsminister, war der Sohn eines Gärtners. Er wurde den 30sten März 1664 zu Fiuenzuola, einem Dorfe in Parma, geboren, und empfing eine seiner Bestimmung für den geistlichen Stand angemessene Erziehung. Er war zuerst Glöckner bei der Kathedralkirche zu Piacenza. Mit seltner Einsicht begabt, wurde er bald Chorherr, Capellan und Günstling des Grafen Roncovieri, Bischofs von St. Donnin. Der Herzog von Parma sandte ihn nach Madrid, um dort als sein Agent zu residiren, und hier gewann er die Zuneigung Philipps V. Durch Schlauheit und Intriguen stieg er bis zum ersten Minister, wurde Cardinal, galt in Spanien alles seit 1715, und unternahm es, ihm seinen alten Glanz wiederzugeben; schaffte Mißbräuche ab, schuf eine Marine; organisirte die spanische Armee wie die französische, und machte das Königreich

Spanien mächtiger, als es seit Philipp II. gewesen war. Er hatt den großen Plan, Spanien alle in Italien verlorne Länder wiederzu geben, und fing bei Sardinien und Sicilien an. Diese Plane hielt e sehr geheim, täuschte die europäischen Mächte über den Zweck seine Rüstungen, und untergrub auf alle Weise Oesterreichs Macht in Ita lien. Obgleich der Herzog von Orleans, Regent von Frankreich, de spanischen Verbindung entsagte, um sich mit England zu vereiniger so änderte doch Alberoni sein System nicht. Der stolze Prälat war vielmehr seine Maske ab, griff den Kaiser an, und nahm ihm Sardi nien und Sicilien. Aber im mittelländischen Meere vernichtete ein englische Flotte die Escadre Philipps IV. Nun dachte er selbst einen Landkrieg zu erregen, suchte dafür Peter den Großen un Carl XII. mit sich zu verbinden, Oesterreich in einen Krieg mit den Türken zu verwickeln und in Ungarn einen Aufstand zu erregen, den Herzog von Orleans aber durch eine Partei am Hofe festnehmen zu lassen. Allein der Plan wurde entdeckt. Der Herzog kündigte, mi England vereinigt, Spanien den Krieg an, und setzte in einem Ma nifest die Ränke des italienischen Cardinals aus einander. Eine fran zösische Armee brach in Spanien ein, und obgleich Alberoni durch inner Unruhen die Unternehmungen Frankreichs zu hemmen suchte: so verlo doch der König den Muth und machte Frieden, dessen Hauptbedingun war, den Cardinal zn entlassen. Er bekam daher am 20sten Dec. 172 den Befehl, binnen 24 Stunden Madrid und in fünf Tagen das Kö nigreich zu räumen. Jetzt war er der Rache aller Mächte Preis gege ben, deren Haß er sich zugezogen hatte, und sahe kein Land, wo er sic aufhalten konnte. Selbst nach Rom wagte er nicht zu gehen, weil e den Papst Clemens XI. hintergangen hatte, um den Cardinalshu zu erhalten. Er war noch nicht über die Pyrenäen, als sein Wage angefallen, einer seiner Bedienten getödtet wurde, und er selbst, un mit dem Leben zu entkommen, verkleidet seine Reise zu Fuße fortsetze mußte. Lange irrte er unter einem fremden Namen umher. Im ge nuesischen Gebiete wurde er, auf Ansuchen des Papstes und Königs vo Spanien, festgesetzt; doch gaben ihm die Genueser bald seine Freihei wieder. Der Tod des Papstes Clemens XI. machte endlich diese langen Verfolgung ein Ende, und der folgende Papst Innocenz XIII setzte ihn 1723 in alle Rechte und Würden als Cardinal wieder ein. E starb am 26sten Juni 1752, in einem Alter von 87 Jahren, immer mi riesenmäßigen Entwürfen beschäftigt, an deren Ausführung er oft au die sonderbarste Art gehindert wurde.

Albert oder Albrecht, mit dem Beinamen der Groß (Albertus magnus), Bischof zu Regensburg, ein in dem dun keln dreizehnten Jahrhundert mit Auszeichnung hervorragender Kop der, außer seiner theologischen Gelehrsamkeit, für sein Zeitalter seh viele Kenntnisse in der Mechanik, Physik und Naturgeschichte besaß so daß ihn — was von jeher der sicherste Beweis für die Geiste überlegenheit des Angeschuldigten über seine Ankläger war — sein Zeitgenossen für einen Zauberer hielten. Er war zu Ende des zwölf ten, oder zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts geboren, trat i den Orden der Predigermönche, wurde 1249 Rector der Schule zu Cöln 1254 Provinzial seines Ordens, und erhielt 1260 vom Papst Alexan der IV. das Bisthum zu Regensburg. Allein schon nach zwei Jahre ging er freiwillig in sein Kloster nach Cöln zurück, lebte dort bloß fü die Wissenschaften, und arbeitete bis an seinen Tod (1280) vie Schriften aus, die noch im J. 1651 in 21 Foliobänden zusammeng

druckt wurden, und die, wenn sie auch jetzt vergessen sind, bei Vergleichung mit den Schriften seiner Zeitgenossen, am besten beweisen, daß er den ihm gegebenen Beinamen in seinem Zeitalter mit Recht verdient habe.

Albigenser waren dieselbe religiöse Secte in Frankreich, die sonst unter dem Namen Waldenser bekannt sind; doch genau genommen waren diese nur ein Theil von jenen. Die Albigenser erhielten ihren Namen von der Stadt Albi, in dem ehemaligen Ober-Languedoc, wo sich die meisten Anhänger dieser Secte befanden. Sie waren dem Papst und der Geistlichkeit verhaßt, weil sie meistens das Ansehen des Papstes nicht anerkennen wollten, und überhaupt den Reichthum, die Unwissenheit und Intoleranz der Geistlichen angriffen. Papst Innocenz III. ließ daher gegen sie und andere Ketzer das Kreuz predigen, d. h. er ordnete einen Kreuzzug gegen sie an, übertrug dem Grafen Simon von Montfort die Generalstelle über die zu diesem Zuge versammelte Armee, und schenkte ihm, da Graf Raimund VII. von Toulouse sich der Albigenser annahm, die ganze Grafschaft Toulouse. Montfort führte den Krieg eben so glücklich als grausam, wurde aber bei Belagerung der Stadt Toulouse durch einen Steinwurf verwundet und getödtet; die Armee verlor den Muth, und ganz Languedoc gerieth von neuem in Aufstand. König Ludwig VIII. von Frankreich, dem Graf Amalrich, Simons Sohn, die ganze päpstliche Schenkung überließ, setzte die Verfolgung gegen die Albigenser fort, eroberte das ihm überlassene Geschenk fast ganz, nnd nöthigte den Ueberrest derselben, in die Gebirge und Wälder von Piemont zu fliehen, woher sie auch, nach der Meinung mehrerer Schriftsteller, den Namen Waldenser bekommen haben sollen. Von dieser Verfolgung der Albigenser schreibt sich der Anfang der Inquisition her. Man brauchte sie nämlich zuerst gegen die Albigenser, und ernannte besondere Richter, die man inquisitores haereticae pravitatis nannte. Besonders erwies sich der heilige Dominicus bei der Einrichtung der Inquisition sehr geschäftig; daher auch in der Folge die Dominicaner bei den Inquisitionsgerichten zugezogen wurden.

Albini (Baron v.), churfürstlich mainzischer, dann primatischer Minister. Im Juli 1792 ließ er dem am mainzer Hofe accreditirten französischen Minister eine officielle Note übergeben, ihn von der Ankunft des Königs von Ungarn und Böhmen, erwählten Oberhauptes des römischen Reichs, des Königs von Preußen und der französischen Prinzen zu unterrichten. Der Baron Albini war zu Mainz bei der Einnahme durch die Franzosen den 21sten August 1792 und wohnte der Zusammenkunft bei, in welcher die Gouvernementschefs die Capitulation abschlossen. Der Churfürst beauftragte ihn, in seinem Namen dem Friedenscongresse im Sept. 1793 beizuwohnen, so wie auch dem zu Rastatt 1797. Albini stellte sich 1799 an die Spitze des mainzer Landsturms. Nach einigen Scharmützeln, in welchen er mehrere Vortheile behauptete, zog er sich nach Seligenstadt zurück. Er schlug hierauf sein Hauptquartier zu Aschaffenburg auf, von wo aus er in englische Dienste gehen wollte. Im September 1801 empfing er von dem Churfürsten einen reichbesetzten Säbel, auf dessen goldenem Griff man die Worte las: „Friedrich Carl Joseph seinem Albini; die Vorfälle an der Nidda, bei Aschaffenburg und Neuhof." Er stand später in Diensten des Fürsten Primas, Großherzogs von Frankfurt.

Albino, ein weißer Neger, eine Abart der Neger, von milchweißer, leichenähnlicher Farbe, von welcher man jedoch mehr Männer

als Frauen findet, und die sich durch die Fortpflanzung wieder in die ursprüngliche Art von schwarzer, brauner und rother Hautfarbe verliert.

Albinus (Bernhard Siegfried), ursprünglich Weiß, einer der größten Anatomen, den die Arzneikunde nennt, war 1697 zu Frankfurt an der Oder geboren und starb 1770 zu Leyden, nachdem er 50 Jahre das Lehramt dort verwaltet. Unterrichtet von seinem als Lehrer der Medicin ebenfalls rühmlich bekannten Vater, und von den berühmten Professoren der leydener Schule, Rau, Bibloo, Boerhaave, ging er dennoch 1718 nach Frankreich, wo er mit Wieslow und Senac in Verbindung trat, mit denen er nachher jene der Anatomie, ihrer Lieblingswissenschaft, so nützliche Correspondenz unterhielt. Er war einer der ersten, welche den Impuls aufnahmen, den damals das System Boerhaave's der Anatomie gab. Dies System, welches die Phänomene der thierischen Oekonomie nicht chemisch sondern mechanisch erklärte, machte ein genaueres Studium der einzelnen Theile des Körpers und ihrer Struktur nothwendig; denn die geringste Abweichung in der Form mußte ihm zufolge Verschiedenheiten in der Wirksamkeit hervorbringen. Auch nöthigte dies System, alles was Vesale, Fallopio, Eustachi nur im Ganzen kennen gelehrt hatten, mit mehr Aufmerksamkeit und Genauigkeit zu beschreiben. Albinus arbeitete in diesem Sinne; man verdankt ihm die genauesten anatomischen Beschreibungen und Kupfer, besonders von den Muskeln und Knochen. Im J. 1720 wurde er an Rau's Stelle Professor der Anatomie und Chirurgie in Leyden, und als solcher schrieb er nach und nach seinen Index suppellectilis anatomicae Ravianae, sein Werk De ossibus corporis humani, seine Historia musculorum hominis und verschiedene andere Werke, die in der Geschichte der Wissenschaften stets einen ehrenvollen Platz behaupten werden. Auch gab er verschiedene Schriften von Harvée, Vesale, Fabricio d'Aquapendente und Eustachi heraus. — Sein Bruder Christian Bernhard, Professor zu Utrecht, zeichnete sich in derselben Wissenschaft aus, und ist ebenfalls ein schätzbarer anatomischer Schriftsteller. Er starb zu Utrecht im J. 1752, 56 Jahre alt.

Albion, oder Britannia major, hieß bei den Römern das heutige England und Schottland, von welchem sie die Britannia minor oder das heutige Irland unterschieden. Sprengel, in der allgemeinen Geschichte von Großbritannien, hält den Namen Albion für eine ursprünglich gallische Benennung, und mit Alban oder Albain, dem heutigen Namen des schottischen Hochlandes in der Sprache der Hochländer, für einerlei. Es scheint ihm der Plural des Worts Alp oder Ailp zu seyn, welches ein Felsengebirge bedeutet, weil die Küste von England dem gegenüberliegenden Gallien oder Frankreich als eine lange Reihe rauher Felsen erscheint.

Alboïn, König der Longobarden, folgte seinem Vater Auduin im J. 561. Er herrschte in Noricum und Pannonien, die heutiges Tags Oesterreich und einen Theil von Ungarn ausmachen, während Cunimund, König der Gepiden, Dacien und Sirmien beherrschte, und Bajan oder Cagan, König der Avaren, die Eroberung der Moldau und Wallachei vollendete. Narses, Justinians Feldherr, suchte sein Bündniß und erhielt von ihm Beistand in dem Kriege gegen Totila. In Verbindung mit den Avaren bekriegte Alboïn die Gepiden und erlegte in einer großen für ihn siegreichen Schlacht (566) ihren König Cunimund mit eigner Hand. Dieser Sieg erwarb Alboïn einen großen Ruf. Nach dem Tode seiner Gemahlin Clodoswinda vermählte er sich

mit Rosamunda, Cunimunds Tochter, welche sich unter den Gefangenen befand. Jetzt versammelte er ein furchtbares Heer und unternahm die Eroberung Italiens, wo Narses, der dem Justinian Italien unterworfen hatte, aber beleidigt von einem undankbaren Hof, in Alboïn einen Rächer suchte, ihm die Hand bot. Alboïn machte von Jahr zu Jahr weitere Fortschritte in Italien, indem er keinen weitern Widerstand fand, als den ihm die tapfere Vertheidigung einzelner Städte entgegenstellte. Pavia fiel erst nach einer dreijährigen Belagerung in seine Hände. Alboïn hatte jedoch nur 3 1/2 Jahr in Italien regiert, als er durch einen von seiner Gemahlin Rosamunda gedungenen Meuchelmörder im J. 573 zu Verona umgebracht wurde. Die nähern Umstände dieser Begebenheit findet man in Alfieri's Tragödie Ros'munda und in Fouqués Alboïn angegeben.

Albrecht I., Herzog von Oesterreich und nachmals deutscher Kaiser, geboren 1248, war ein Sohn Rudolphs von Habsburg, der sich aus einem gemeinen schwäbischen Edelmann zur römischen Kaiserwürde emporgeschwungen, und kurz vor seinem Tode versucht hatte, die Krone auf das Haupt seines Sohnes Albrecht zu setzen. Aber die Churfürsten, seiner Gewalt müde, und durch die Schwäche seines Alters muthig gemacht, hatten sein Verlangen abgelehnt und die Wahl eines römischen Königs auf unbestimmte Zeit verschoben. Nach dem Tode Rudolphs sah Albrecht, der nur die kriegerischen Eigenschaften seines Vaters geerbt hatte, seine Erbstaaten Oesterreich und Steyermark gegen sich aufstehn. Diesen durch seinen Geiz und seine Härte erregten Aufruhr aber erstickte er mit kräftigem Arm, zwang die Insurgenten mit nackten Füßen und entblößtem Haupte vor ihm zu erscheinen, und ihm die Urkunden ihrer Privilegien zu übergeben, die er vor ihren Augen vernichtete. Dieser Erfolg vermehrte seine Kühnheit; in allen Würden wollte er Rudolphs Nachfolger seyn, und ohne die Entscheidung des Reichstags abzuwarten, bemächtigte er sich der Reichsinsignien. Aber eben dieser Gewaltschritt bewog die Churfürsten, nicht ihn, sondern Adolph von Nassau zum Kaiser zu wählen. Er würde sich dieser Wahl sogleich widersetzt haben, wenn nicht gegen ihn ausgebrochene Unruhen in der Schweiz ihn für den Augenblick zur Nachgiebigkeit bestimmt hätten. Er lieferte die Reichsinsignien aus und leistete dem neuen Kaiser den Eid für seine Lehen. Eine gefährliche Krankheit, die ihm den Tod drohte und ein Auge raubte, zwang ihn noch mehr zu dieser Nachgiebigkeit. Kaum hatte er den Aufstand in der Schweiz gestillt, als er in neue Streitigkeiten mit seinen Völkern in Oesterreich und Steyermark gerieth, besonders aber mit dem Bischof von Salzburg, der auf das Gerücht von seinem Tode einen Einfall in seine Staaten gemacht hatte. Unterdeß hatte Adolph nach einer sechsjährigen Regierung die Liebe aller Reichsfürsten verscherzt. Albrecht, dem diese Umstimmung der Gemüther nicht entging, suchte sie zu seinem Vortheil zu benutzen, und wußte durch erheuchelte Milde und Billigkeit die Fürsten in dem Grade zu täuschen, daß sie, als sie im J. 1298 Adolph auf dem Reichstage absetzten, ihn an seiner Stelle zum Kaiser erwählten. Um jedoch diesen Schluß zu vollziehen, bedurfte es der Entscheidung der Waffen. Beide Nebenbuhler trafen mit ihren Heeren bei Gelheim, zwischen Worms und Speyer, auf einander. Albrecht zog sich scheinbar zurück und verführte dadurch Adolph, ihn mit der bloßen Cavallerie zu folgen, und ein Gefecht einzugehen, das ihm verderblich ward. Albrecht und Adolph trafen persönlich auf einander. „Du verlierst Kron und Le-

ben," rief dieser seinem Gegner zu. „Das wird der Himmel entscheiden!" antwortete Albrecht, indem er ihn mit der Lanze ins Gesicht traf. Adolph sank vom Pferde und Albrechts Begleiter tödteten ihn völlig. Siegreich und allmächtig sah nun Albrecht keine Scheidewand mehr zwischen sich und der höchsten Gewalt, nach der er strebte, aber er fühlte, daß er jetzt in dem Fall sey, sich hochherzig und großmüthig zeigen zu können. Freiwillig entsagte er der ihm durch die letzte Wahl übertragenen Krone, und wurde, wie er voraussah, aufs neue gewählt. Seine Krönung geschah zu Achen im August 1298; seinen ersten Reichstag hielt er zu Nürnberg mit der äußersten Pracht. Die Churfürsten und der König von Böhmen bedienten ihn bei der Tafel. Aber ein neues Ungewitter zog gegen ihn heran. Bonifaz VIII., dieser herrschsüchtige Priester, trieb seine Anmaßungen so weit, daß er den Churfürsten das Recht absprach, die Kaiserwürde zu vergeben, indem er den Papst für den wahren Kaiser und gesetzlichen König der Römer erklärte. Dem zufolge lud er Albrecht vor sich, um Vergebung zu erbitten, und die Buße zu thun, die er ihm auferlegen würde; den deutschen Fürsten aber verbot er, ihn anzuerkennen und entband sie ihres Eides gegen ihn. Der Erzbischof von Mainz, aus einem Freunde ein Gegner Albrechts geworden, verband sich mit dem Papst, und wagte zu Albrecht zu sagen: „Ein Wort von von mir ruft einen andern Kaiser aus der Erde hervor." Albrecht vereinigte indeß seine Hülfsquellen mit Geschicklichkeit. Er verband sich mit Philipp dem Schönen von Frankreich, versicherte sich der Neutralität Sachsens und Brandenburgs, und zwang durch einen plötzlichen Einbruch in das Churfürstenthum Mainz dessen Fürsten, nicht nur das Bündniß mit dem Papst zu brechen, sondern auch für die nächsten fünf Jahre sich mit ihm zu verbinden. Bonifaz, erschreckt durch diesen schnellen Erfolg, knüpfte Unterhandlungen mit Albrecht an, in welchen dieser aufs neue die Falschheit seines Charakters zeigte. Albrecht brach sein Bündniß mit Philipp, gestand zu, daß das abendländische Kaiserthum eine Cession der Päpste an die Kaiser sey, und daß das Wahlrecht der Churfürsten sich von dem heiligen Stuhl herschreibe; er versprach mit einem Eide, die Rechte des römischen Hofs auf des Papstes Verlangen gegen jedermann mit den Waffen zu vertheidigen. Zur Belohnung dafür sprach Bonifaz gegen Philipp den Bann aus, erklärte ihn der Krone verlustig und gab Albrechten das Königreich Frankreich. Man kann nicht bestimmen, wie weit Albrecht diese Schenkung benutzt haben würde, wenn nicht Philipp den Gewaltthätigkeiten des Papstes Gränzen gesetzt hätte, indem er sich seiner Person bemächtigte und ihn mit solcher Härte behandelte, daß er bald darauf starb. Es würde unmöglich seyn, hier alle die ungerechten Kriege anzuführen, welche Albrecht führte. Die wichtigsten waren gegen Holland, Seeland und Friesland, gegen Ungarn, gegen Böhmen und gegen Thüringen. Sämmtlich wurden sie unglücklich von ihm geführt. Eben beschäftigt, die in Thüringen erlittenen Niederlagen zu rächen, bekam er die Kunde von dem Aufstande der Schweizer, und sah sich genöthigt, dorthin seine Kräfte zu richten. Am 13. Januar 1308 war die Revolution in Unterwalten, Swiz und Uri ausgebrochen. Man hatte die Landvögte vertrieben, sich ihrer Schlösser bemächtigt, und sich geschworen, die Freiheit mit dem Blute zu besiegeln. Albrecht hatte diese Folge seiner Bedrückungen nicht nur vorausgesehen, er hatte sie gewünscht, um einen Vorwand zu haben, sich die Schweiz ganz zu unterwerfen. Doch er sollte den seinen Erwartungen ganz entgegengesetzten Ausgang dieses Kampfes nicht sehen. Durch

eine neue Ungerechtigkeit veranlaßte er ein Verbrechen, daß seiner Ehrsucht und seinem Leben ein Ziel setzte. Seines jüngern Bruders Sohne, Johann, gebührte Schwaben als Erbe; aber vergebens hatte dieser das Land zu wiederholten Malen gefodert. Als Albrecht gegen die Schweiz auszog, erneuerte Johann seine Forderung; aber jener fügte noch Spott zur Ungerechtigkeit, und sprach, indem er ihm einen Blumenkranz reichte: „Dies ziemt deinem Alter; die Sorge der Regierung überlaß mir." Die Folge dieses Uebermuths war eine Verschwörung, und die Ermordung Albrechts. Mit historischer Genauigkeit erzählt Schiller diese Begebenheit im Wilhelm Tell also:

Der Kaiser hielt das väterliche Erbe
Dem ungeduldig mahnenden zurück;
Es hieß, er denk' ihn ganz darum zu kürzen,
Mit einem Bischofshut ihn abzufinden.
Wie dem auch sey — der Jüngling öffnete
Der Waffenfreunde bösem Rath sein Ohr,
Und mit dem edeln Herrn von Eschenbach,
Von Tegerfelden, von der Wart und Palm,
Beschloß er, da er Recht nicht konnte finden,
Sich Rach' zu holen mit der eignen Hand. —
Der König ritt herab vom Stein zu Baden,
Gen Rheinfeld, wo die Hofstatt war, zu ziehn,
Mit ihm die Fürsten Hans und Leopold,
Und ein Gefolge hochgeborner Herrn.
Und als sie kamen an die Reuß, wo man
Auf einer Fähre sich läßt übersetzen,
Da drängten sich die Mörder in das Schiff,
Daß sie den Kaiser vom Gefolge trennten.
Drauf als der Fürst durch ein geackert Feld
Hinreitet — eine alte große Stadt
Soll drunter liegen aus der Heiden Zeit —
Die alte Veste Habsburg im Gesicht,
Wo seines Stammes Hoheit ausgegangen, —
Stößt Herzog Hans den Dolch ihm in die Kehle,
Rudolph von Palm durchrennt ihn mit dem Speer
Und Eschenbach zerspaltet ihm das Haupt,
Daß er herunter sinkt in seinem Blut,
Gemordet von den Seinen, auf dem Seinen.
Am andern Ufer sahen sie die That,
Doch, durch den Strom geschieden, konnten sie
Nur ein ohnmächtig Wehgeschrei erheben;
Am Wege aber saß ein armes Weib,
In ihrem Schoß verblutete der Kaiser.

So endete am 1sten Mai 1308 dieser herrschsüchtige, weder Recht noch Billigkeit achtende, despotische Albrecht, dem Geld und Waffen Alles galten, weil er von edlern Grundsätzen der Menschenbeherrschung keinen Begriff hatte, und dessen charakteristische Eigenschaften eine unveränderliche Standhaftigkeit, Ländergier, Haß der gesetzlichen Schranken seiner Gewalt, dabei aber ein Ordnungsgeist, nach welchem er an Weibern Zucht, Muth am Krieger und Gelehrsamkeit am Priesterstand liebte, und eine solche Selbstbeherrschung waren, daß er bei sehr leidenschaftlichem Gemüth seine Zunge im Zaum hielt, nie aus Zorn das bürgerliche Recht bog, und nie der Wollust Gewalt über sich

ließ. Wie grausam Agnes, Ungarns Königin, ihres Vaters Tod rächte, wird unter Johannes Parricida erzählt werden.

Albrecht II., Herzog von Oesterreich, der Sohn Kaiser Albrechts des Ersten, war noch minderjährig, als sein Vater ermordet ward. Seine Brüder starben nach einander vor ihm, und nur einige Zeit regierte er mit seinem Bruder Otto. So lange dieser lebte, beschäftigte er sich wenig mit der Regierung; aber auch Otto starb bald und er blieb allein von seiner Familie übrig. Erhaltenes Gift zog ihm in seinem 32sten Jahre eine Lähmung zu, die ihn jedoch nicht vom persönlichen Kriegführen abhielt; er ließ sich dazu bald in einer Sänfte tragen, bald auf seinem Pferde befestigen. Der Papst Johann XXII. trug ihm die Kaiserkrone an; allein er schlug sie aus. Unglücklich waren seine Unternehmungen gegen die Schweiz, und nur durch Bestechung gelang es ihm, nach einer langen Belagerung sich in den Besitz von Zürich zu setzen. Da aber die Eidgenossen sich bedroht sahen, die Früchte ihres funfzigjährigen Kampfes zu verlieren, griffen die Bergbewohner von Swyz zu den Waffen; vor ihnen wehte die durch den Sieg bei Morgarten berühmte Fahne, und Albrechts Heer mußte überall weichen. Das gemeinsame Bündniß wurde erneuert und der Herzog von Oesterreich genöthigt, nach Wien zurückzukehren. Er starb, von Kummer verzehrt, am 16ten August 1358, in seinem sechzigsten Lebensjahre. Er war thätig, kenntnißreich, haushälterisch, duldsam, vorsichtig, klug, und die Geschichte hat ihn den Weisen genannt. Albrecht gab zuerst die Verordnung: es sollen die Erbstaaten des Hauses Oesterreich nicht mehr unter die einzelnen Glieder vertheilt werden, sondern jedesmal dem ältesten angehören. Zwar wurde sie nach seinem Tode nicht beobachtet; aber unter Maximilian ist sie erneuert und seitdem nicht wieder verletzt worden.

Albrechtsberger (Johann Georg), geb. zu Kloster Neubrunn, trat den 3ten Febr. 1736, in einem Alter von sieben Jahren, als Discantist in das Capitel dieser Stadt; von da kam er in die Abtei Mölk, wo er mit der Leitung einer Schule beauftragt ward. Er lernte das Accompagnement und die Composition unter dem Hoforganisten Monn, und wurde in der Folge selbst als Organist in Raab und nachher in Maria-Taferl angestellt. Dann war er zwölf Jahre Organist zu Mölk, bis er im J. 1772 zum Hoforganisten und Mitglied der musikalischen Akademie in Wien ernannt wurde. Endlich im J. 1793 wurde er Capellmeister der Stephanskirche und im J. 1798 der Musikakademie zu Stockholm. Albrechtsberger war einer der gelehrtesten Contrapunktisten der neuern Zeit; unter seinen Schülern ist auch von Beethoven. Er starb den 7ten März 1803. Seine trefflichen Compositionen, so weit sie gedruckt sind, werden, wie seine gründliche Anweisung zur Composition, von den Kennern und Liebhabern sehr geschätzt.

Albuquerque (Alphons von), Vicekönig von Indien, mit dem Beinamen der Große und der portugiesische Mars, war zu Lissabon 1452 geboren, aus einer Familie, die ihren Ursprung von den Königen ableitete. Heroismus, Entdeckungen und Erörterungen zeichneten in diesem Zeitalter seine Nation aus. Einen großen Theil der Westküste Afrika's hatte sie kennen gelernt und sich unterworfen, sie fing an, ihre Herrschaft auch über die Meere und Völker Indiens auszudehnen. Albuquerque, zum Vicekönig der neuen Besitzungen ernannt, langte daselbst am 26sten September 1503 mit einer Flotte und einigen Truppen an, eroberte Goa, einen bedeutenden Platz auf der

Küste Malabar, das er zum Mittelpunkte der portugiesischen Macht und des Handels in Asien machte, unterwarf sich dann ganz Malibar, Ceylon und die Halbinsel Malakka. Im Jahr 1507 bemächtigte er sich der Insel Ormus, am Eingange des persischen Meerbusens. Als der König von Persien den Tribut verlangte, den sonst die Fürsten dieser Insel an ihn entrichtet hatten, legte Albuquerque den Gesandten Kugeln und Säbel vor, und sagte: das ist die Münze, mit der Portugal seinen Tribut zahlt. Er befestigte den Sitz der Colonien immer mehr, hielt strenge Kriegszucht, war thätig, vorsichtig, weise, menschlich und gerecht, geachtet und gefürchtet von seinen Nachbarn, geliebt von seinen Untergebnen. Seine Tugenden machten einen solchen Eindruck auf die Indier, daß sie lange nach seinem Tode zu seinem Grabe wallfahrteten, und bei ihm um Schutz vor den Mißhandlungen seiner Nachfolger flehten. Ungeachtet seiner großen Verdienste, entging er doch nicht dem Neide der Hofleute und dem Argwohn des Königs Emanuel, und dieser sandte den Lopes Sacrez, einen persönlichen Feind Albuquerque's, um seine Stelle als Vicekönig einzunehmen. Mit tiefem Schmerze ertrug er diesen Undank, empfahl dem Könige in einem kurzen Briefe nur seinen einzigen Sohn, und starb einige Tage darauf in Goa im Jahr 1515. Emanuel ehrte sein Andenken durch lange, aber vergebliche Reue, und erhob seinen Sohn zu den ersten Würden seines Reichs.

Alcalde, ein spanischer oder portugiesischer Gouverneur und Befehlshaber in den Städten und auf den Schlössern. Das Wort ist maurischen Ursprungs.

Alcäus blühte in der 44sten Olympiade, (600 Jahre vor unserer Zeitrechnung,) und war ein Zeitgenosse und Landsmann der berühmten lesbischen Dichterin Sappho. Er war von unruhigem und stürmischen Charakter, und schien sich ganz dem Kriegsdienste zu widmen. Als er aber unter dem Pittacus gegen die Athenienser mit zu Felde zog, und nach seinem eignen Ausdruck in der Schlacht übel empfangen wurde, warf er seine Waffen von sich und suchte sich durch die Flucht zu retten. In Mitylene, seiner Vaterstadt, rissen zu seiner Zeit mehrere die Oberherrschaft an sich. Alcäus, der selbst von dem Verdachte nicht frei war, nach ihr zu streben, verfolgte Einige, unter ihnen den Myrsilus, Megalagyrus und Pittacus, mit den bittersten Gedichten. Pittacus verbannte ihn aus Mitylene; Alcäus kam an der Spitze der Verbannten zurück, und fiel seinem Nebenbuhler in die Hände, der ihm großmüthig verzieh. Nachdem er allen Herrscherplanen entsagt hatte, tröstete er sich durch Liebe und Wein, und durch feurige Lieder auf beide. Er verband in denselben Sanftmuth mit Stärke, Reichthum mit Bestimmtheit und Deutlichkeit, und man sahe, nach Quinctilians Urtheile, selbst in seinen Trink- und Liebesliedern einen erhabenen Geist. Er ist der Erfinder des Sylbenmaßes, welches nach ihm das alcäische genannt wird, und unter den lyrischen Sylbenmaßen eines der schönsten und wohlklingendsten ist; daher es auch von Horaz, dem Nachahmer des Alcäus, in vielen Oden angewandt worden ist. Es ist auf folgende Weise construirt:

— — ∪ — —, — ∪∪ — ∪ ⏓
— — ∪ — —, — ∪∪ — ∪ ⏓
∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ⏓
— ∪∪ — ∪∪ — ∪ — ⏓

Wir müssen es als einen bedeutenden Verlust ansehen, daß, bis auf

einige Bruchstücke, sämmtliche Oden dieses großen Lyrikers für uns verloren gegangen sind.

Alceste, die Tochter des Pelias und Gemahlin Admets, Königs von Thessalien. Ihr erkrankter Gemahl konnte, nach dem Ausspruch des Orakels, nicht anders sein Leben fristen, als wenn jemand sich freiwillig für ihn dem Tode weihte.' Alceste weihte sich insgeheim den Göttern; sie ward krank, und Admet genas. Als sie verschieden war, besuchte den Admet Herkules, den die Bande der Gastfreundschaft an ihn knüpften. Herkules versprach seinem Freunde, ihm das geliebte Weib aus dem Orkus zurückzubringen, und hielt sein Wort. Er faßte den Tod mit starken Armen und hielt ihn fest, bis er Alcesten wieder heraus gab. Unter den Griechen hat diesen Stoff Euripides bearbeitet, unter den Deutschen Wieland, (in einer bekannten Oper) und Paul Thiemig (dessen Alceste die erste Oper ist, die 1693 in der Ostermesse zu Leipzig gespielt worden).

Alchymie, die Kunst, mittelst geheimnißvoller chymischer Arbeiten unedle oder geringe Metalle in edlere, Blei oder Zinn in Silber, Silber in Gold zu verwandeln. Der Ursprung der Alchymie verliert sich in die dichteste Dunkelheit der fabelreichen ältesten Zeit. Wahrscheinlich ist es, daß unter den ältesten Völkern Menschen bei den Versuchen, Metalle zu schmelzen, aufmerksam auf die sich zeigenden Erscheinungen gewesen sind, und da sie bemerkten, daß von Zusammensetzungen verschiedener Metalle ganz anders gefärbte Massen erschienen, z. B. von Kupfer und Zink eine dem Golde ähnliche Composition, so entstand daher wohl der Gedanke bei ihnen, daß ein Metall in das andere könne umgewandelt werden. Frühzeitig nahm der Luxus bei den Völkern überhand, daraus entstand die Begierde nach Gold und Silber; und um so mehr wurde dadurch der Kunst nachgejagt, diese seltnern edlen Metalle aus den in größerer Menge vorhandenen unedlen zu erhalten. Zugleich führten die Krankheiten, welche die Menschen heimsuchten, auch wohl auf den Gedanken, ein allgemeines Mittel gegen alle Krankheiten; ein Mittel, welches zugleich die Beschwerden des Alters verminderte, das Leben verjüngte und verlängerte, zu finden; und beide Ideen vereinigten sich, das hohe Ziel der Anstrengungen und Versuche verschiedener Menschen zu werden, welche in geheimnißvollen Bildern und Allegorien ihre Lehren fortpflanzten. Zur Verwandlung der Metalle glaubten sie ein Mittel nöthig zu haben, welches den Urstoff aller Materie in sich enthielt, das die Macht hätte, Alles in seine einzelnen Theile aufzulösen. Dieses allgemeine Auflösungsmittel oder Menstruum universale, welches zugleich die Kraft haben solle, allen Krankheitsstoff aus dem Körper zu entfernen und das Leben zu erneuern, wurde der Stein der Weisen, Lapis philosophorum, so wie die angeblichen Besitzer desselben Adepten genannt. Je weniger die Alchymisten selbst deutliche Begriffe von ihren Arbeiten, von den dabei sich zeigenden Erscheinungen hatten, desto mehr suchten sie in mysteriösen Bildern und geheimnißvollen Allegorien sich auszudrücken; denn die Sprache der ungebildeten Menschen besteht überhaupt mehr in Bildern, und je dunkler und verwirrter die Begriffe eines Menschen sind, desto weniger kann er sich andern deutlich machen, und desto mehr sucht er das, was er sagen will, in Bildern auszudrücken. Späterhin wurde diese mysteriöse Sprache auch deswegen von den Alchymisten fortgesetzt, um ihre Geheimnisse vor den Ungeweihten zu verhüllen. In Aegypten war in den aller-

ältesten Zeiten unter den Heroen auch Hermes, der Sohn des Anubis, von dem viele Bücher mit chymischer, magischer und alchymistischer Wissenschaft herrühren sollen, die jedoch aus späterer Zeit sind. (S. Hermes Trismegistus.) Daher wurde die chymische und alchymische Kunst auch die hermetische genannt. Gewiß ist es, daß die alten Aegyptier viele und besondere chymische und metallurgische Kenntnisse besaßen, obgleich der Ursprung der Alchymie nur ungewiß bei ihnen zu suchen ist. Unter den Griechen waren mehrere der ägyptischen Schriften kundig und in ihre chymischen Kenntnisse eingeweiht. In der Folge verbreitete sich auch unter den Römern die Lust zur Magie, zu theosophischen Schwärmereien, und besonders zur Alchymie. Als unter den römischen Tyrannen echte Wissenschaften verfolgt wurden, erhob sich um so mehr der Aberglaube und die Afterweisheit. Die Verschwendung der Römer in jenen Zeiten erregte die Begierde nach Gold und nach der Kunst, welche ihnen dieses unmittelbar und in größter Menge verhieß. Schon Caligula stellte vergebliche Versuche an, aus Operment Gold zu machen. Diocletian hingegen befahl, alle ägyptischen Bücher zu verbrennen, die von der Chymie des Goldes und Silbers handelten. In diesem Zeitalter wurden viele Bücher über Alchymie verfertigt, und fälschlich mit berühmten Namen des Alterthums überschrieben. So wurden z. B. dem Demokrit, besonders aber dem Hermes, eine Menge Schriften beigelegt, die von ägyptischen, alexandrinischen Mönchen und sophistischen Eremiten aufgesetzt waren, und welche, wie die tabula smaragdina, in Allegorien und mit mystischen, symbolischen Figuren den Weg zur Erfindung des Steins der Weisen zeigten. Späterhin kam die Chymie und Alchymie bei den Arabern sehr in Aufnahme. Im achten Jahrhundert lebte der erste Chymiker unter ihnen, gewöhnlich Geber genannt, in dessen Werke von der Alchymie schon die Anweisung zu Quecksilberbereitungen u. a. m. vorkommt. In den Zeiten des Mittelalters befleißigten sich die Mönche in den Klöstern sehr häufig der Alchymie, obgleich späterhin sie von den Päpsten verboten wurde. Allein unter diesen selbst gab es einen Johann XXII., der, so wie mehrere andere vornehme Geistliche, an der Alchymie Geschmack fand. Im vierten Jahrhundert war Lull einer der berühmtesten Alchymisten. Man erzählt von ihm das Mährchen, er habe bei seiner Anwesenheit in London für den König Eduard I. eine Masse von 50,000 Pfund Quecksilber in Gold verwandelt, woraus die ersten Rosenobles geprägt worden wären. In Venedig wurde 1488 die Alchymie verboten. Paracelsus (1525), der auf seinen Reisen viele chymische Kenntnisse eingesammelt hatte, gehört gleichfalls unter die berühmten Alchymisten; ferner Roger Bacon, Basilius Valentinus, und viele Andere. Da jedoch geläuterte Chymie und Philosophie anfingen, ihre Grundsätze zu verbreiten, und mehreren Aufschluß über die Erscheinungen bei chymischen Arbeiten gaben, nahm die Wuth zu alchymistischen Träumereien allmälig ab, obgleich im Stillen ihr noch Viele, selbst Große, anhingen, wie wir z. B. vom Herzog Franz Carl von Lauenburg (1659) wissen, bei dem J. Kunkel von Löwenstern war. Wenn wir über die Alchymie ein unparteiisches Urtheil fällen wollen, so dürfen wir zuvörderst die Verdienste derselben nicht vergessen, welche sie um die Chymie und selbst um die Heilkunst hat. Die erste und sorgfältigste Bearbeitung der Chymie hat ohne Streit in der Alchymie ihren Ursprung. Ferner verdanken wir manche nützliche Erfindung den unablässigen Arbeiten und der unermüdlichen Geduld der Alchymisten, z. B. die Erfindung mehrerer Quecksilberpräparate des Mineralkermes, des Por-

zellans u. a. m. Ueber die Möglichkeit der Verwandlung der Metalle läßt sich nichts mit Gewißheit entscheiden. Zwar hat die neuere Chymie darüber abgesprochen, und, indem sie die Metalle unter die einfachen Urstoffe setzt, die Möglichkeit, daß ein Stoff in den andern, folglich ein geringeres Metall in Gold verwandelt werden könne, geläugnet. Auch mögen die meisten Erzählungen von wirklich geschehener Umwandlung eines Metalles in Gold auf Betrug oder Selbsttäuschung beruhen, obgleich manche unter Umständen und mit Aufführung von Zeugen begleitet sind, welche sie wahrscheinlich machen. Indessen da der menschliche Forschungsgeist nicht stille steht; da in der Chymie selbst immer mehrere auffallende Entdeckungen gemacht, die Metalle schon selbst nicht von allen Chymikern als einfache, sondern als zusammengesetzte Stoffe angenommen werden; da man mittelst der galvanischen Batterie selbst das Kali in ein metallähnliches Product verwandelt hat: so muß man die Möglichkeit, Metall aus andern Substanzen, welche die Stoffe dazu enthalten, hervorzubringen, und ein Metall in das andere umzuwandeln oder vielmehr zu veredeln, an seinen Ort gestellt seyn lassen. Auch darf man nicht alle Alchymisten für Betrüger ansehen. Viele arbeiteten, in wirklicher Ueberzeugung der Möglichkeit, zu ihrem Zweck zu gelangen, mit unermüdeter Geduld in der Aufrichtigkeit und Reinheit des Herzens (die von den echten Alchymisten als vorzügliches Erfoderniß zum Gelingen dieser Arbeiten dringend empfohlen wird); allein Theosophen und Schwärmer allerlei Art, sogenannte Magier, unwissende Menschen, die aus Goldbegierde, ohne hinreichende chymische Kenntnisse, sich auf Alchymie legten, verunstalteten die chymischen Erfahrungen mit ihrem Aberglauben. Viele Betrüger brauchten die Alchymie zum Deckmantel ihrer Habsucht, und betrogen die Schwachen um Geld und Gut. Mancher, auch noch in unsern Tagen, hat, durch die alchymistischen Träumereien, ohne chymische Kenntnisse, von alten alchymistischen Büchern, die er nicht versteht, verleitet, seinen Ruin durch Vernachlässigung seiner Berufsarbeiten, Verschwendung großer Geldsummen zu kostspieligen und langwierigen alchymistischen Arbeiten, herbeigeführt. Bis jetzt ist die Chymie noch nicht dahin gelangt, nach sichern Principien die Entstehung der Metalle nach ihren einfachen Stoffen, die Gesetze, nach welchen die Natur sie hervorbringt, ihren Wachsthum und ihre Veredlung einzusehen, und diesen Prozeß der Natur zu begünstigen oder nachzuahmen; folglich ist bis jetzt jede Arbeit der Alchymisten, das Suchen nach dem Stein der Weisen, ein Herumtappen im Finstern, und sie sind von Unwissenheit, Täuschung und Betrug in ein Labyrinth gebannt, aus dem sie sich nicht herauszufinden wissen. H.

Alcibiades. Dieser berühmte Grieche war ein Sohn des Klinias und der Dinomache, und zu Athen in der 82sten Olympiade (gegen das J. 450 vor Chr.) geboren. Als Kind verlor er seinen Vater in der Schlacht bei Chäronea, und ward hierauf in dem Hause des Perikles, seines mütterlichen Großvaters, erzogen. Dieser war zu sehr mit den Angelegenheiten des Staats beschäftigt, um ihm die Sorgfalt zu widmen, welche die Heftigkeit seines Charakters erfoderte. Alcibiades verrieth von Jugend auf, was er einst seyn werde. Einst würfelte er mit einigen Altersgenossen auf der Gasse; ein Wagen kam dazu; er bat den Fuhrmann zu halten, und da dieser sich weigert, wirft er sich vor das Rad und ruft: „Fahre jetzt, wenn du den Muth hast.“ Einst war er in einem Zweikampf mit einem andern Knaben nahe daran zu unterliegen, und biß denselben in die Hand. „Du beißest wie ein

Leib," ruft dieser. „Nein, wie ein Löwe," antwortete Alcibiades.
n allen Studien, in allen Körperübungen versuchte er sich mit Glück.
eine Schönheit, seine Geburt, das Ansehen des Perikles, seines Vor-
mundes, verschafften ihm eine Menge von Freunden und Verehrern;
nachtheilige Gerüchte über seine Sitten waren die Folgen davon. Auch
Sokrates schenkte ihm seine Freundschaft. Er, dessen richtiger Scharf-
blick die Keime der größten Tugenden wie der größten Laster in dem
Jünglinge erblickte, schmeichelte sich, ihn zum Guten leiten zu können.
Auch gewann er unläugbar eine große Gewalt über ihn, und aus allen
Zerstreuungen kehrte Alcibiades stets zu dem Philosophen zurück. Die
ersten Waffen trug er bei der Unternehmung auf Potidea; er wurde
hier verwundet, und Sokrates, der an seiner Seite focht, vertheidigte
ihn und führte ihn zurück. Auch der Schlacht von Delium wohnte er
bei; er befand sich unter der Reiterei, welche siegreich war. Nachdem
aber die Infanterie geschlagen worden, ward er genöthigt, wie die
übrigen die Flucht zu nehmen. Er begegnete auf derselben dem So-
krates, welcher sich zu Fuß zurückzog, begleitete ihn und wachte für
seine Sicherheit. So lange Cleon lebte, machte sich Alcibiades nur
durch Luxus und Verschwendung bekannt, ohne sich in die Angelegen-
heiten des Staats zu mischen. Als dieser Demagog (im J. 422 vor
Chr.) das Leben verloren hatte, brachte es Nicias dahin, daß ein Frie-
den auf funfzig Jahre zwischen den Atheniensern und Lacedämoniern
abgeschlossen wurde. Alcibiades ward eifersüchtig auf des Nicias An-
sehen, und zugleich unwillig, daß die Lacedämonier, mit denen er in
gastfreundschaftlicher Verbindung stand, sich nicht an ihn gewandt hat-
ten, und benutzte einige zwischen beiden Nationen entstandene Mißhel-
ligkeiten, um einen Bruch des Friedens zu bewirken. Die Lacedämo-
nier hatten Gesandte nach Athen geschickt. Alcibiades nahm sie mit
scheinbarem Wohlwollen auf, und rieth ihnen, ihre Vollmachten zu
verheimlichen, damit die Athenienser ihnen keine Gesetze vorschrieben.
Jene ließen sich wirklich täuschen und erklärten, als sie in die Volks-
versammlung berufen waren, daß sie sich ohne Vollmacht befänden.
Sogleich trat Alcibiades gegen sie auf, warf ihnen ihre Treulosigkeit
vor, und bewog die Athenienser zu einem Bündniß mit den Achäern.
Dies führte einen Bruch mit Lacedämon herbei. Alcibiades befehligte
in verschiedenen Gelegenheiten die atheniensischen Flotten, welche den
Peloponnes verwüsteten; aber auch hier entsagte er dem Luxus und der
Üppigkeit nicht. Nach seiner Rückkehr nach Athen ergab er sich allen
Arten von Ausschweifungen. Als er einst von einer nächtlichen Orgie,
in Gesellschaft einiger Freunde, zurückkehrte, wettete er, daß er dem
reichen Hipponichus eine Ohrfeige geben wolle, und wirklich gab er sie
ihm. Diese Handlung machte großes Aufsehen in der Stadt; Alcibia-
des aber ging zu dem Beleidigten hin, warf sein Oberkleid ab und
forderte ihn auf, sich durch Ruthenstreiche an ihm zu rächen. Diese offene
Reue versöhnte Hipponichus; er verzieh ihm nicht nur, sondern gab
ihm in der Folge sogar seine Tochter Hipparete mit einer Aussteuer von
10 Talenten (15,000 Thlr.) zur Gattin. Alcibiades entsagte aber auch
jetzt weder seinem Leichtsinn noch seiner Verschwendung. Diese zeigte
er besonders auch bei den olympischen Spielen, wo er nicht, wie andere
Reiche, mit einem, sondern mit sieben Wagen zugleich in die Rennbahn
trat und die drei ersten Preise gewann. Auch in den pythischen und
nemeischen Spielen scheint er gesiegt zu haben. Alles dies zog ihm aber
den Haß vieler seiner Mitbürger zu, und er würde dem Ostracismus
unterlegen haben, wenn er nicht in Verbindung mit Nicias und Phäar

die ein gleiches Schicksal fürchteten, so geschickte Maßregeln zu nehme
gewußt hätte, daß die Verbannung eben denjenigen traf, der ihn z
stürzen geglaubt hatte. Bald darauf beschlossen die Athenienser, au
Alcibiades Vorschlag, eine Unternehmung auf Sicilien zu machen, un
ernannten ihn mit Nicias und Lamachus zum Oberbefehlshaber. Abe
während man die Zurüstungen betrieb, geschah es, daß einst in eine
Nacht alle Hermen verstümmelt wurden. Alcibiades Feinde warfen de
Verdacht dieses Frevels auf ihn, verschoben jedoch die Anklage bis nac
seiner Rückkehr aus Sicilien. Kaum aber hatte er sich eingeschifft, al
sie das Volk dergestalt wider ihn aufreizten, daß der Beschluß gefaß
wurde, ihn zurückzurufen, um ihn zu richten. Alcibiades hatte bereit
auf Sicilien glänzende Vortheile erfochten, als er den Befehl zur Rück
kehr empfing. Er gehorchte ohne Widerstand und schiffte sich ein; al
er aber zu Thurium angekommen war, stieg er ans Land und verbar
sich. Wie, Alcibiades, fragte man ihn, hast du kein Vertrauen z
deinem Vaterlande? — „Ich würde," antwortete er, „meiner Mutte
nicht trauen, wenn es mein Leben betrifft, denn sie könnte aus Ver
sehen einen schwarzen Stein statt eines weißen nehmen." In Athe
verurtheilte man ihn hierauf zum Tode. Er aber sagte auf die Nach
richt davon: „Ich werde den Atheniensern zeigen, daß ich noch lebe.
Zunächst ging er nach Argos, dann nach Sparta, wo er sich mit
gewandter Art in die strengen Sitten des Landes zu fügen wußte, da
er auch hier der Liebling des Volks wurde. Daher gelang es ihm, di
Lacedämonier zu einem Bündniß mit dem Perserkönig, und, nach de
unglücklichen Ausgang der atheniensischen Unternehmung auf Sicilien
zur Unterstützung der Einwohner von Chios zu bewegen, um letzte
vom Joche Athens zu befreien. Er ging selbst dahin, brachte bei sein
Ankunft in Klein-Asien ganz Jonien gegen die Athenienser in Au
stand, und fügte ihnen viel Schaden zu. Agis aber und die vornehm
sten Spartaner wurden wegen dieses Erfolgs eifersüchtig auf ihn, un
befahlen ihren Feldherrn in Asien, ihn umbringen zu lassen. Alcibia
des errieth ihren Plan und ging zu Tissaphernes, einem persischen Sa
trapen, der Befehl hatte, mit den Lacedämoniern gemeinschaftlich z
handeln. Hier änderte er seine Sitten, stürzte sich in den asiatische
Luxus, und wußte sich dem Satrapen unentbehrlich zu machen. Da e
den Lacedämoniern nicht mehr trauen konnte, unternahm er es, seine
Vaterlande zu dienen, und stellte dem Tissaphernes vor, daß es de
Interesse des großen Königs entgegen sey, die Athenienser ganz z
entkräften; man müsse vielmehr Athen und Sparta, eins nach de
andern, aufreiben. Tissaphernes befolgte diesen Rath, und gönnt
den Atheniensern einige Erleichterung. Diese hatten damals in Samo
bedeutende Streitkräfte. Alcibiades ließ den Befehlshabern eröffnen
wenn sie die Ausgelassenheit des Volks unterdrücken, und die Regierun
in die Hände der Vornehmen geben würden, so wolle er ihnen di
Freundschaft des Tissaphernes verschaffen, und die Vereinigung de
phönizischen Flotte mit der lacedämonischen hindern. Diese Foderun
ward bewilligt, und Pisander von ihnen nach Athen geschickt, der di
Regierung einem aus vierhundert Personen bestehenden Rathe über
geben ließ. Als diese aber nicht daran dachten, Alcibiades zurückzu
berufen, übertrug ihm die Armee von Samos den Oberbefehl mit de
Auffoderung, auf der Stelle nach Athen zu gehen und die Tyrannen z
stürzen. Er wollte jedoch nicht in sein Vaterland zurückkehren, bevo
er ihm nicht einige Dienste geleistet. Er griff daher die von Mindaru
befehligte Flotte der Lacedämonier an, und schlug sie völlig. Als e

hierauf zu Tissaphernes zurückgekehrt war, ließ dieser ihn, um vor seinem Könige nicht als Theilnehmer an jener Unternehmung zu erscheinen, in Sardes verhaften. Alcibiades aber fand Mittel, zu entkommen, stellte sich an die Spitze der Armee, schlug die Lacedämonier und Perser bei Cyzicus zu Wasser und zu Lande, nahm Cyzicus, Chalcedon und Byzant, gab den Atheniensern die Herrschaft des Meeres wieder, und kehrte jetzt in sein Vaterland zurück, wohin man ihn auf des Critias Vorschlag zurückberufen hatte. Hier ward er mit allgemeinem Enthusiasmus empfangen, da die Athenienser seine Verbannung als die Ursach aller bisherigen Unglücksfälle ansahen. Doch dieser Triumph war von kurzer Dauer. Man sandte ihn bald mit hundert Schiffen wieder nach Asien. Da man ihm aber den Sold für die Mannschaft nicht schickte, sah er sich genöthigt, Hülfe in Carien zu suchen, und übergab das Commando inzwischen dem Antiochus. Dieser wurde vom Lysander in einen Hinterhalt gelockt und verlor das Leben und einen Theil seiner Schiffe. Diesen Vorfall benutzten des Alcibiades Feinde, um ihn anzuklagen und andere Anführer ernennen zu lassen. Alcibiades ging nach Pactyä in Thrazien, versammelte hier Truppen, und bekriegte die freien Thracier. Er machte ansehnliche Beute, und sicherte die Ruhe der benachbarten griechischen Städte. Die atheniensische Flotte lag damals bei Aegos Potamos. Er machte die Anführer auf die sie drohende Gefahr aufmerksam, rieth ihnen nach Sestos zu gehen, und bot ihnen seinen Beistand an, um den Lysander entweder zu einer Schlacht oder zum Frieden zu zwingen. Sie gingen aber nicht darauf ein, und wurden bald darauf gänzlich geschlagen. Alcibiades, der die Macht der Lacedämonier fürchtete, begab sich nach Bithynien, und wollte von da zum Artaxerxes gehen, um ihn für sein Vaterland zu gewinnen. Indeß hatten die dreißig Tyrannen, welche Lysander in Athen eingesetzt, diesen gebeten, ihn ermorden zu lassen. Lysander aber hatte sich dessen geweigert, bis er den Befehl dazu von seinem Vaterlande erhielt. Er trug die Vollziehung dem Pharnabazus auf. Alcibiades war damals mit der Timandra, seiner Geliebten, auf einem Schlosse in Phrygien. Hier zündeten des Pharnabazus Helfer bei Nacht sein Haus an, und erschossen ihn mit Pfeilen, als er sich schon aus der Feuersbrunst gerettet hatte. Timandra bestattete seinen Leichnam mit gebührender Ehre. So endigte Alcibiades sein Leben im J. 404 vor Chr. Geb., ungefähr 45 Jahr alt. Von der Natur mit den ausgezeichnetsten Eigenschaften, und mit einem seltenen Talent, die Menschen zu gewinnen und zu beherrschen, ausgestattet, ließ er sich bei der Anwendung derselben nur von den äußern Umständen bestimmen. Es fehlte ihm jene Seelenhoheit, die unverwandt der Tugend folgt; dagegen besaß er jene Kühnheit, welche das Bewußtseyn der Ueberlegenheit einflößt, und welche vor keinem Hindernisse zurückbebt, da sie über die Wahl der Mittel, zum Zweck zu gelangen, nie zweifelhaft ist.

Alcides, ein Beiname des Herkules, nach der gewöhnlichen Erklärung, von seinem Großvater, Alcäus.

Alcmäon, Sohn des Amphiaraus und der Eriphyle von Argos, nahm, zum Oberhaupt der sieben Epigonen gewählt, Theben ein, und verheerte es. Als er hierauf seines Vaters Tod, von diesem selbst deshalb beschworen, an seiner Mutter durch ihre Ermordung gerächt hatte, verfolgten ihn die Furien, von denen er, nach dem Ausspruche des Orakels, erst dann gänzlich befreit werden sollte, wenn er in einem Lande sich niederließe, das damals, als seine Mutter ihn, der

nirgends Ruhe finden konnte, verfluchte, noch nicht Land gewesen wäre. Er fand seine Ruhe endlich auf einer seit kurzem erst im Flusse Achelous entstandenen Insel: wo er dann die Kallirrhoë, Tochter dieses Flußgottes (mit Verstoßung seiner vorigen Gemahlin Arsinoe), heirathete. Allein nicht lange genoß er diese Ruhe; denn als er, um den Wunsch seiner Gemahlin zu befriedigen, das Halsband der Eriphyle von seinem ersten Schwiegervater, Phegeus, listiger Weise zurückgeholt hatte, ließ dieser ihn durch seine ihm nachgesendeten Söhne ermorden.

Alcudia (Don Manuel de Godoy, Herzog von), Friedensfürst, Staatsminister des ehemaligen Königs von Spanien. Geboren zu Badajoz in einer adelichen Familie im J. 1768, erhielt er seine Erziehung in dieser Stadt, und trat 1787 unter die Leibgarde. Nachdem er acht Monate gedient hatte, wurde er 1788 zum Adjutanten der Compagnie, 1791 zum Generaladjutanten der Leibgarden und zum Großkreuz des Ordens Carls III., 1792 zum Generallieutenant der Armeen, Herzog von Alcudia, Major der Leibgarde, Minister der auswärtigen Verhältnisse, und Ritter des Ordens vom goldnen Vließe, 1795 endlich, zur Belohnung seiner beim Abschluß des Friedens mit Frankreich vermeintlich bewiesenen Sorgfalt und Thätigkeit, zum Friedensfürsten (Principe de la Paz) ernannt, und noch außerdem mit einer Domaine bei Grenada beschenkt, die ihm auf 50,000 große Piaster trug. In Gemäßheit der von seinem Könige empfangenen Vollmacht unterzeichnete er am 19ten August 1796 zu St. Ildephonso eine Offensiv- und Defensiv-Allianz mit der französischen Republik. Im September 1797 vermählte er sich mit Donna Maria Theresia von Bourbon, einer Tochter des Infanten Don Luis, Bruders König Karls III. Zwar legte er im Laufe des Jahres 1798 das Ministerium nieder, allein dies hatte auf seine Würde eben so wenig als auf seinen Credit Einfluß; der König und die Königin bezeigten ihm fortwährend ihre Gunst, und noch in demselben Jahre wurde er zum Generalcapitain ernannt. Im J. 1801 commandirte er die Armee gegen Portugal, und unterzeichnete für den König von Spanien, in Uebereinkunft mit dem französischen Bothschafter, Lucian Bonaparte, den Vertrag von Badajoz. Ein eignes königliches Decret vom 1sten Oct. 1804 ernannte ihn zum Generalissimus der spanischen Land- und Seemacht. Im Besitz dieses Charakters befand er sich bis zu Anfang des Jahres 1807, wo ihn ein neues königliches Decret nicht nur in diesen Würden bestätigte, sondern ihm ferner noch den Titel Durchlaucht beilegte, und ihm die unumschränkteste Gewalt ertheilte, denn es hieß darin: „Schließlich befehle ich allen meinen Conseils, meinen Vicekönigen, Generalcapitainen u. s. w., daß sie Ihren Verfügungen in Allem, was auf meinen Dienst Bezug hat, Folge leisten, Sie wie meine eigne Person ehren u. s. w." Damals hatte der Friedensfürst, der keinesweges durch außerordentliche Verdienste und Talente, sondern einzig durch die Gunst der Königin, deren Neigungen er zu entsprechen wußte, sich gleichsam aus dem Staube erhob, schnell eine glänzende Laufbahn zurückgelegt, sich mit der königlichen Familie selbst durch Bande des Bluts verbunden hatte, und eine unumschränkte Gewalt über den schwachen König, dessen Günstling und Vertrauter er eben so sehr als der Königin geworden war, wie über die königliche Familie und das ganze Reich ausübte, den höchsten Gipfel seiner Macht und seines Ansehens erreicht. Schnell und plötzlich stürzte er von dieser Höhe herab, indem dazu Ursachen von außen und innen zusammen wirkten. Napoleons immer weiter um sich grei-

sende Macht hatte auch dem Friedensfürsten Besorgniß und Argwohn erregt, und im J. 1806, kurz vor dem Ausbruche des Krieges mit Preußen glaubte er, daß der Zeitpunkt gekommen sey, Frankreichs Macht zu brechen. Er rief die Nation zu den Waffen, und wiewohl er den Zweck seiner Rüstungen nicht angab, auch bei der Wendung des Krieges gegen Preußen schnell zu friedlichen Gesinnungen zurückkehrte, so hatte doch Napoleon seine Absicht erkannt und von dem Augenblick an den Plan gefaßt, die Bourbonen in Spanien zu entthronen, und sich dieses Reichs für die Zukunft wie seines eignen zu versichern. Der Friedensfürst, unbekannt mit dieser Absicht, nahm Napoleons trüglichen Antrag, über Portugal einen Theilungsvertrag zu schließen, um so williger an, als ihm selbst darin das Fürstenthum Algarvien zugetheilt wurde. Ein Punkt dieses Vertrags, den der Friedensfürst am 27sten October abschließen ließ, war, daß französische und spanische Truppen gemeinschaftlich Portugal besetzen und zu dem Ende ein französisches Armeecorps durch Spanien marschiren, ein anderes aber, als Reserve, sich zu gleicher Zeit an der spanischen Gränze versammeln sollte. In dieselbe Zeit fällt der Prozeß vom Escurial, den ebenfalls der Friedensfürst veranlaßt hatte. Dieser hatte schon lange eingesehen, daß sein Glück einzig von dem Leben des Königs abhänge; er wußte, daß sowohl der Prinz von Asturien und viele mächtige Große, als auch das Volk ihm abgeneigt seyen, und war sich bewußt, daß er Alles zu fürchten habe. Sich zu sichern, wollte er die Schwester seiner Gemahlin mit dem Prinzen von Asturien vermählen, und so der Schwager des künftigen Königs werden. Ferdinand fügte sich aber nicht, und glaubte dem verhaßten Minister dadurch am besten entgegen zu wirken, daß er sich insgeheim an Napoleon wendete und bei diesem um eine Gemahlin aus seiner Familie anhielt. Dieser Schritt wurde entdeckt, und der Friedensfürst verwickelte den Prinzen in den Prozeß vom Escurial, der jedoch niedergeschlagen wurde. Napoleon verfolgte indeß seinen Plan auf Spanien, das von seinen Truppen besetzt war. Der Friedensfürst, dem plötzlich die Binde von den Augen fiel, und der jetzt einsah, daß seine Politik Regenten und Volk, so wie ihn selbst, an den Abgrund des Verderbens geführt hatte, faßte den Entschluß, die königliche Familie nach America zu flüchten. Der Aufstand von Aranjuez am 19ten März 1808 vereitelte diesen Plan. Der Friedensfürst, gegen den die ganze Wuth des Volks sich richtete, hatte sich auf einem Boden verborgen, wurde aber daselbst aufgefunden, gemißhandelt, und von dem Prinzen von Asturien nur durch das Versprechen gerettet, daß sogleich Gericht über ihn gehalten werden solle. Dies verhinderten indeß die spätern Ereignisse von Bayonne. Napoleon, der sich des Einflusses des Friedensfürsten bei Carl IV. bedienen wollte, bewirkte seine Entlassung aus dem Gefängniß und rief ihn nach Bayonne, wo er die Triebfeder alles dessen war, was der König und die Königin von Spanien thaten. Seitdem hat er das Schicksal dieser Monarchen, in deren Gunst er unverändert steht, behauptet. Die Welt aber wird ihn stets mit Verachtung als einen elenden und unwürdigen Günstling, Spanien aber mit Abscheu als den Urheber aller der Unglücksfälle ansehen, die es seit Carls IV. Abdankung so tief verwundet haben.

Alcuinus (Flaccus) oder **Alchuin**, auch **Albin**, ein berühmter und gelehrter Engländer, der Vertraute, Lehrer und Rathgeber Carls des Großen. Er war zu York ums Jahr 736 geboren, erhielt in der Schule daselbst — die englischen Schulen waren damals die vorzüglichsten — Unterricht, und wurde schon um 758 selbst Vorsteher der-

selben. Auf seiner Rückreise von Rom, von wo er für einen Freund das Pallium geholt hatte, lernte ihn Carl der Große kennen, und trug ihm sogleich seine Dienste an, in die auch Alcuin im folgenden Jahre trat. Carl ließ durch ihn nicht allein an seinem Hofe Unterricht ertheilen, zu welchem Zwecke eine Hofschule errichtet wurde, sondern gab ihm auch die Aufsicht über verschiedene Klöster, in welchen Alcuin für die Verbreitung der Wissenschaften sorgte. Aber seine Thätigkeit begnügte sich damit nicht, und die meisten Schulen in Frankreich wurden von ihm theils gestiftet, theils in einen bessern Flor gebracht. Dies geschah besonders durch die Schule, die er in der Abtei St. Martin zu Tours 796 anlegte, wobei er die Schule zu York zum Muster nahm. Hier unterrichtete er selbst eine große Anzahl Schüler, welche in der Folge die Gelehrsamkeit in der fränkischen Monarchie verbreiteten. Alcuin nahm endlich 801 von dem Hofe seine Entlassung, und ging in die Abtei St. Martin zu Tours, von wo aus er jedoch mit Carln sich durch häufige Briefe unterhielt, und starb schon 804. Er hinterließ außer vielen theologischen Schriften auch mehrere zum Unterricht in den Anfangsgründen der Philosophie, der Redekunst und der Sprachlehre, auch selbst Gedichte und eine große Anzahl Briefe, die jedoch durch ihren Styl nicht gefallen können, und überhaupt den noch ungebildeten Geist ihres Zeitalters deutlich bewähren: indessen erkennt man noch jetzt, nach einem Jahrtausend, in ihm den gelehrtesten und gebildetsten Mann jenes Zeitalters.

Aldobrandini, der Name einer fürstlichen Familie zu Rom, der in der Kunstgeschichte genannt wird, weil ein antikes Fresco-Gemälde in der Villa derselben befindlich ist, welches eine Hochzeit vorstellt und den Namen der aldobrandinischen Hochzeit erhalten hat. Es wurde unweit Santa Maria Maggiore, in der Gegend, wo ehemals des Mäcenas Gärten waren, zur Zeit Clemens VIII. aufgefunden, und von da in jene Villa gebracht. Böttiger hat im J. 1811 eine wichtige antiquarische Abhandlung darüber herausgegeben.

Alekto, s. Erinnyen.

Alemannen. Mit dieser Benennung, welche so viel wie Alle Mannen oder Allerlei Mannen bedeutet, wird ein Kriegsbund mehrerer deutschen Stämme bezeichnet, die erst zu Anfange des dritten Jahrhunderts sich dem römischen Gebiete näherten. Ihre Wohnsitze erstreckten sich auf der Ostseite des Rheins vom Bodensee, der Alb und der Donau, bis an den Main und die Lahn; gegen Osten gränzten sie an die Sueven, und oberhalb derselben an die Burgunder. Die Hauptvölker des alemannischen Bundes waren die Teukterer, Uspier, Chatten und Vangionen. Caracalla focht mit ihnen zuerst am Süd-Rhein (211), ohne sie zu besiegen: eben so Severus. Erst Maximinus überwand sie, trieb sie in Deutschland zurück, und plünderte dasselbe (236). Als sie aber nach dessen Tode wieder verheerend in Gallien einfielen, schlug sie Posthumius zurück, verfolgte sie bis in Deutschland, und befestigte die Gränze mit Wällen und Gräben. Von der Art sind die Römerschanzen bei Pföring an der Donau, der durch das Hohenlohische bis nach Jarthausen sich hinziehende römische Wall, und der Pfahlgraben auf der Nordseite des Mains. Die Alemannen ließen aber von ihren kriegerischen Streifzügen nicht ab, und wurden nach einander von Bollianus, des Posthumius Nachfolger, von Kaiser Probus (282); dann, nach einem bedeutenden Zwischenraum, von Constantinus Chlorus zurückgeschlagen. Dieser Kaiser zwang sie zur Ruhe; aber während der Unruhen im Reich, und bis Constantinus einziger Herr der Monarchie wurde,

eroberten sie den Landstrich von Mainz bis über Strasburg. Endlich wurde Julian (357) als Cäsar nach Gallien geschickt. Er vertrieb die Alemannen wieder, und zwang ihre Fürsten, deren es damals acht gab, um Frieden zu bitten. Ihre gesammte Kriegsmacht betrug in dem Haupttreffen gegen Julian 35,000 Mann. Als die Völkerwanderung eintrat, waren die Alemannen unter den Völkern, welche Gallien überschwemmten. Sie verbreiteten sich am ganzen West=Rhein, und in der letzten Hälfte des fünften Jahrhunderts über ganz Helvetien. Chlodwig aber benutzte ihre Macht (496), unterwarf sie, und entzog ihnen einen großen Theil ihrer Besitzungen. Viele flüchteten sich zu Theodorich, König der Ostgothen, nach Italien und in die Alpen; die meisten aber kehrten in ihr Vaterland zurück.

Alembert (Jean=le=Rond d'), einer der berühmtesten Männer des achtzehnten Jahrhunderts, war zu Paris den 16ten Nov. 1717 geboren, und wurde von seinen Aeltern ausgesetzt. Das Kind schien so schwach, daß der Polizeicommissair, der es aufhob, statt es in das Findelhaus zu schicken, dasselbe der Sorgfalt einer armen Glasersfrau übergab. Vielleicht hatte er dazu einen geheimen Auftrag, denn obwohl d'Alemberts Aeltern sich nie öffentlich zu erkennen gegeben haben, so entzogen sie ihm doch ihre Sorgfalt nicht, und sein Vater setzte ihm in der Folge eine Rente von 1200 Livres aus; eine Summe, welche damals für die Bedürfnisse des Lebens hinreichte. Die Zeit indeß hat den Schleier zerrissen, hinter welchem sie sich zu verbergen suchten, und man weiß jetzt, daß d'Alembert der Sohn der Frau von Tencin, einer durch Geist und Schönheit berühmten Frau, und des Provincial=Commissairs der Artillerie Destouches war. Er zeigte schon früh viel Gewandtheit und Leichtigkeit im Lernen; mit seinem vierten Jahre war er in eine Pensionsanstalt gekommen, und zählte erst zehn Jahre, als der Unternehmer der Anstalt, ein Mann von Verdiensten, erklärte, daß er ihn nichts mehr zu lehren habe. Zwölf Jahre alt trat er in das Collegium Mazarin. Seine Anlagen überraschten seine Lehrer in dem Maße, daß sie in ihm einen neuen Pascal zur Aufrechthaltung der Sache der Jansenisten, mit welcher sie eng verbunden waren, gefunden zu haben glaubten. Er schrieb in dem ersten Jahre seiner philosophischen Studien einen Commentar über die Epistel Pauli an die Römer, und fing, wie Condorcet sagt, da an, wo Newton aufhörte. Aber als er die Mathematik studirte, fesselte ihn diese Wissenschaft so entschieden, daß er zum Verdruß seiner Lehrer allen theologischen Streitigkeiten auf immer entsagte. Er verließ hierauf das Collegium, studirte die Rechte und ward Advocat; aber er hörte darum nicht auf, sich mit der Mathematik zu beschäftigen, wiewohl es ihm fast ganz dazu an Hülfsmitteln fehlte, die er in schwierigen Fällen hätte zu Rathe ziehen können. Seine Freunde riethen ihm, sich der Medicin zu widmen, als einer Wissenschaft, die ihm ein anständiges Auskommen sicherte und seine gelehrten Beschäftigungen nicht unterbräche. Er versprach, ihrem Rath zu folgen, und zu dem Ende seine mathematischen Bücher auf einige Zeit unberührt zu lassen, aber er vermochte nicht, seiner Neigung zu widerstehen, und widmete sich nun ganz der Wissenschaft, um die er sich bleibende Verdienste erwerben sollte. Eine Schrift über die Bewegung fester Körper in einer Flüssigkeit, und eine andere über die Integralrechnung, welche er in den Jahren 1739 und 1740 der Akademie der Wissenschaften vorlegte, zeigten ihn in einem so günstigen Lichte, daß dieselbe ihn im J. 1741 in die Zahl ihrer Mitglieder aufnahm. Er schrieb hierauf seine berühmten Werke über die Dynamik,

über die Flüssigkeiten, gewann im J. 1746 durch seine Theorie der Winde den von der berliner Akademie ausgesetzten Preis, und ward zugleich zum Mitgliede derselben ernannt. Unter den Memoiren, welche er dieser Akademie übergab, zeichnen sich besonders zwei über die reine Analysis, und eins über die Schwingungen der Saiten aus. D'Alembert nahm gleichfalls Theil an den Untersuchungen, welche Newtons Entdeckungen über die Bewegung der Himmelskörper vervollständigten. Während Euler und Clairaut damit beschäftigt waren, übergab er 1747 der Akademie der Wissenschaften eine Auflösung des Problems, wodurch bestimmt werden soll, welche Störungen die gegenseitigen Anziehungen der Planeten in ihrer elliptischen Bewegung um die Sonne verursachen, und wie diese Bewegung beschaffen seyn würde, wenn sie nur ihrer Schwere gegen dieses Gestirn folgten. D'Alembert setzte diese anhaltenden Arbeiten mehrere Jahre fort, und schrieb nach und nach seine Untersuchungen über verschiedene wichtige Punkte des Weltsystems, über das Vorrücken der Nachtgleichen, seinen Versuch über den Widerstand flüssiger Körper und eine Menge von Memoiren; Werke, über deren Werth die Sachkenner nur Eine Stimme haben, die ihn aber mit Euler und manchen Andern in ein gespanntes Verhältniß setzten. Die erste Glut seiner Neigung für die Mathematik hatte auf einige Zeit seine früh erregte Liebe für die schönen Wissenschaften eingeschläfert, aber diese erwachte bald, als nach seinen wichtigsten Entdeckungen die mathematischen Untersuchungen ihm nicht mehr eine so reiche Ernte neuer Wahrheiten gewährten, oder als er das Bedürfniß fühlte, seinen Geist von so tiefen Meditationen ausruhen zu lassen. Mit seiner Einleitung zur Encyclopädie betrat er diese neue Bahn, und dies Werk wird stets ein Muster des Styls bleiben, wie man über die Wissenschaften mit Würde und Präcision schreiben muß. D'Alembert gab hier die Quintessenz seiner durch zwanzigjährige Studien erworbenen mathematischen, philosophischen und literarischen Kenntnisse, und das war die Quintessenz alles dessen, was man überhaupt damals von diesen Gegenständen wußte. Er redigirte unter andern den mathematischen Theil der Encyclopädie, und arbeitete selbst eine Menge trefflicher Artikel dafür aus. Indem er seinen Namen diesem Werke vorsetzte, theilte er gewissermaßen dessen Schicksal, nnd sah sich in die literarische Welt geschleudert, wo die Eigenliebe so unzählige Händel erzeugt. Nach diesem ersten Schritt fuhr d'Alembert, der bald auch in die französische Akademie trat, fort, die schönen Wissenschaften zugleich mit der Mathematik zu bearbeiten. Seine Schriften in diesem Fache fanden, wegen ihrer Gründlichkeit und Genauigkeit, bei allen guten Köpfen Beifall; sie zeichnen sich sämmtlich durch Reinheit der Diction und des Styls, und durch Kraft und Stärke der Gedanken aus. Obwohl er wegen der Encyclopädie Verfolgungen, und von der Regierung seines Vaterlandes Zurücksetzung erfuhr, so folgte er doch weder den Einladungen Friedrichs II., sich in Berlin niederzulassen, noch den Anerbietungen der russischen Kaiserin, die ihm eigenhändig die Erziehung ihres Sohnes übertrug. Von den Ausländern lernte sein Vaterland seinen Werth, und der König von Preußen gab ihm eine Pension, als ihm die Pariser Akademie der Wissenschaften den Gehalt verweigerte, auf den er so gerechte Ansprüche zu machen hatte. Seine Einnahme war immer nur mäßig; dennoch übte er die Wohlthätigkeit in weitem Umfange. Länger als dreißig Jahr lebte er höchst einfach bei der Frau, die ihn erzogen hatte, und er verließ diese Wohnung nur, als seine Gesundheit ihn dazu nöthigte. Daß

ihm ein gefühlvolles Herz nicht gefehlt habe, beweis't sein eben so zartes als dauerndes Verhältniß zur L'Espinasse. Die Unabhängigkeit über alles schätzend, vermied er die Gesellschaft der Großen, und suchte nur den Umgang solcher Personen, denen er sich mit der ganzen Heiterkeit und Freimüthigkeit seines Charakters hingeben konnte. Das Ansehen, dessen er genoß, seine beständigen Freundschaftsverhältnisse mit Voltaire und seine Verdienste zogen ihm viele Feinde zu; doch hatte er nur mit J. J. Rousseau einen literarischen Streit wegen des für die Encyclopädie bestimmten Artikels über Genf. Er starb am Stein, ohne sich der Operation unterwerfen zu wollen, am 29sten Oct. 1783 im 66sten Jahre seines Alters. Friedrich II., der d'Alembert im J. 1763 persönlich kennen gelernt hatte, unterhielt mit ihm einen Briefwechsel, der nach beider Tode im Druck erschienen ist und eine höchst interessante Lectüre gewährt. — Die Feinde d'Alemberts haben seinen Werth bestimmen wollen, indem sie sagen, er sey ein guter Geometer unter den Literatoren, und ein guter Literator unter den Geometern. Die Wahrheit ist, daß er als Geometer den ersten Rang, als Literator den zweiten behauptet; aber eben so wahr ist es, daß vermöge des Einflusses, den der Styl auf das Schicksal der Schriften von jeder Art ausübt, seine literarischen Werke länger Interesse erwecken werden, als seine mathematischen.

Aleppo, eigentlich Halep genannt, ist die Hauptstadt des Paschaliks gleiches Namens, welches eine große Provinz und eins von den General-Gouvernements des türkischen Reichs in Asien ausmacht, und die Strecke Landes vom Euphrat bis ans mittelländische Meer begreift, eigentlich aber das alte Syrien ist, welches vor Christi Geburt eigne Könige hatte, nachher von den Römern zu einer Provinz gemacht, diesen aber von den Türken wieder abgenommen wurde. Es hat Weizen, Gerste, Baumwolle auf dem flachen Lande, und in den Gebirgen Maulbeerbäume, Oel- und Feigenbäume zu seinen Haupterzeugnissen. Die große volkreiche Hauptstadt hat einen überaus beträchtlichen Handel, indem sie den Mittelpunkt des Verkehrs zwischen dem persischen Meerbusen und dem mittelländischen Meere ausmacht. Die meisten Einwohner sind Mahomedaner, die übrigen Juden, morgenländische Christen und Europäer.

Alexander der Große, Philipps von Macedonien Sohn, war zu Pella im J. 334 vor Chr. Geb. geboren. Seine Mutter war Olympias, die Tochter des Neoptolemus von Epirus. Von der Natur mit glücklichen Anlagen ausgestattet, kündigte er früh einen großen Charakter an. Die Siege Philipps betrübten ihn. „Mein Vater, rief er einst aus, wird mir nichts zu thun übrig lassen." Philipp versäumte nicht, ihm die sorgfältigste Erziehung geben zu lassen. Er gab ihm den Leonidas, einen mütterlichen Verwandten, und den Lysimachus, nachher aber den Aristoteles zum Erzieher und Lehrer. Dieser große Philosoph ließ ihn, vom Hofe entfernt, den ganzen Cyclus der menschlichen Kenntnisse durchlaufen; besonders aber bemühte er sich, ihn in den einem Souverän nöthigen Wissenschaften zu unterrichten, und schrieb für ihn ein Werk über die Kunst zu regieren, dessen Verlust wir sehr zu bedauern haben. Da Macedonien von gefährlichen Nachbarn umgeben war, und der Fürst eines solchen Reichs das Opfer des Kriegs werden mußte, wenn er sich nicht durch ihn zu erheben verstand: so suchte Aristoteles seinem Zöglinge die kriegerischen Tugenden durch häufiges Lesen der Iliade einzuflößen. Er besorgte selbst eine Durchsicht dieses Gedichts, und dies von Aristoteles ver-

besserte Exemplar war das Lieblingsbuch Alexanders, der sich niemals niederlegte, ohne zuvor einige Seiten darin gelesen zu haben. Diese Studien hinderten ihn aber nicht, auch seinen Körper durch gymnastische Uebungen auszubilden. Es ist bekannt, wie er schon als Jüngling den Bucephalus bändigte, den niemand zu besteigen wagte. Er war sechszehn Jahr alt, als Philipp, der gegen Byzant auszog, ihm die Regierung während seiner Abwesenheit übertrug. Schon damals zeigte sich sein Feldherrntalent; Wunder der Tapferkeit verrichtete er in der Schlacht bei Chäronea, wo er den Ruhm hatte, die heilige Schaar der Thebaner zu schlagen. „Mein Sohn," sagte Philipp, indem er ihn nach der Schlacht umarmte, „suche dir ein anderes Reich, denn das, welches ich dir hinterlasse, ist für dich nicht groß genug." Indeß entzweiten sich beide, als Philipp die Olympias verstieß, um sich mit Cleopatra zu verbinden. Alexander, der seine Mutter in Schutz nahm, mußte, um der Rache seines erzürnten Vaters zu entgehen, nach Epirus flüchten; bald aber erhielt er Verzeihung, und kehrte zu Philipp zurück. Darauf begleitete er seinen Vater gegen die Triballier, und rettete ihm hier im Handgemenge das Leben. Philipp, zum Oberanführer der Griechen ernannt, rüstete sich zu einem Kriege gegen Persien, als er im J. 337 ermordet wurde. Alexander, der noch nicht zwanzig Jahre zählte, bestieg den Thron, ließ die Schuldigen bestrafen, begab sich darauf nach dem Peloponnes, und ließ sich in der allgemeinen Versammlung der Griechen den Oberbefehl in dem Kriege gegen Persien ertheilen. Nach seiner Rückkehr fand er die Illyrier und Triballier feindlich gerüstet; er zog wider sie, erzwang den Durchzug durch Thrazien, und war allenthalben siegreich. Aber auf das Gerücht von seinem Tode hatten auch die Thebaner zu den Waffen gegriffen, und, von Demosthenes aufgereizt, waren die Athenienser bereit, sich mit ihnen zu vereinigen. Alexander eilte, diese Vereinigung zu hindern, erschien vor Theben, das er umsonst zur Unterwerfung auffoderte, und eroberte und zerstörte die Stadt. Sechs tausend Einwohner wurden niedergehauen und dreißig tausend in die Sclaverei geführt. Nur das Haus Pindars, so wie die Familie dieses Dichters blieben verschont. Diese Strenge erschreckte ganz Griechenland, und die Anhänger Alexanders allein wagten es, sich zu zeigen. Die Athenienser erfuhren ein minder hartes Schicksal; Alexander begnügte sich, die Verbannung des Charmides, der am erbittertsten wider ihn gesprochen hatte, von ihnen zu fodern. Nachdem er Antipater zu seinem Stellvertreter in Europa ernannt, und sich in einer allgemeinen Versammlung der griechischen Völker in der Eigenschaft eines obersten Befehlshabers bestätigen lassen, setzte er im Frühling des J. 356 mit 30,000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern nach Asien über. Er war damals 22 Jahr alt. Auf den Feldern von Ilium opferte er der Minerva, um ihre Gunst und Hülfe für sein Unternehmen zu gewinnen; das Grab des Achilles aber kränzte er mit Blumen, und pries diesen Helden, von dem er durch seine Mutter abstammte, glücklich, einen Freund, wie Patroklus und einen Sänger seiner Thaten wie Homer gefunden zu haben. Als er dem Granicus sich näherte, vernahm er, daß mehrere persische Satrapen ihn jenseit mit 20,000 Mann Fußvolk und einer gleichen Anzahl Reiter erwarteten. Ohne Verzug führte Alexander seinen rechten Flügel durch den Fluß, und als er auf diesem Punkt die Barbaren in die Flucht geschlagen, eilte er seinem linken Flügel zu Hülfe, und errang auch hier, nachdem er mit seiner Lanze des Darius Eidam, Mithridat, niedergestoßen und sich allen Gefahren preis gege-

ben, einen vollständigen Sieg. Die Macedonier, durch sein Beispiel ermuntert, warfen alles vor sich nieder, und die ganze Armee setzte über den Fluß. Die griechischen Hülfsvölker, die, in Phalangen gebildet, noch widerstanden, wurden bis auf 2000 Mann, die in Gefangenschaft fielen, niedergehauen. Den Gebliebenen hielt Alexander nach diesem Siege eine prächtige Todtenfeier und bewilligte ihren Vätern und Kindern Vorrechte. Die meisten Städte Klein-Asiens, und Sardes selbst, öffneten dem Sieger die Thore. Milet und Halicarnaß widerstanden länger. In allen griechischen Städten stellte Alexander die Demokratie wieder her; lös'te bei seinem Durchzug durch Gordium den bekannten gordischen Knoten mit seinem Schwerte, und eroberte Lycien, Jonien, Carien, Pamphylien und Cappadocien. Aber eine gefährliche Krankheit, die er sich durch ein Bad im Cydnus zuzog, hemmte seinen Lauf einen Augenblick. Damals zeigte Alexander die ganze Hoheit seines Charakters. In dem Augenblick, wo sein Arzt, Philippus, ihm einen Trank reicht, empfängt er einen Brief von Parmenio, der ihm meldet, daß Philipp von Darius bestochen sey, um seinen König zu vergiften. Alexander reicht seinem Arzte den Brief und nimmt in demselben Augenblick den Trank. Sein edles Vertrauen ward durch eine schleunige Genesung belohnt. Kaum hergestellt, rückte Alexander gegen die Engpässe Ciciliens vor, wohin sich Darius, statt seinen Gegner in den Ebenen Assyriens zu erwarten, unkluger Weise mit einer ungeheuren Armee begeben hatte. (Vergl. Darius). Bei Issus, zwischen dem Meer und den Gebirgen, kam es zur zweiten Schlacht, deren Ausgang nicht lange zweifelhaft blieb. Die unentwickelten Streitmassen der Perser wurden von den einbrechenden Macedoniern bald in Unordnung gebracht und flohen in Verwirrung. Nur auf dem linken Flügel leisteten 30,000 Griechen, im Solde des Perserkönigs, längeren Widerstand; aber auch sie mußten dem herbeieilenden Alexander weichen. Alexander erbeutete die Schätze und die Familie des Darius. Letztere wurde von ihm auf das edelmüthigste behandelt. Den Darius, welcher gegen den Euphrat floh, verfolgte er nicht, sondern begab sich, um ihn vom Meere abzuschneiden, nach Cölesyrien und Phönicien. Hier bekam er von Darius Briefe, worin dieser auf Frieden antrug. Alexander antwortete, daß wenn er sich zu ihm verfügen wollte, er ihm nicht nur seine Mutter, Gemahlin und Kinder ohne Lösegeld, sondern auch sein Reich zurückgeben werde. Diese Antwort konnte zu keinem Resultat führen. Der Sieg bei Issus öffnete den Macedoniern alle Straßen. Alexander besetzte Damascus, wo sich der königliche Schatz befand, und versicherte sich aller Städte längs des mittelländischen Meeres. Tyrus, durch seine feste Lage kühn gemacht, widerstand ihm, wurde aber nach sieben Monaten unglaublicher Anstrengungen erobert und völlig zerstört. Siegreich durchzog er darauf Palästina, wo sich ihm alle Städte bis auf Gaza, das mit Tyrus gleiches Schicksal theilte, unterwarfen. Aegypten, des Jochs der Perser müde, empfing ihn als seinen Befreier. Er stellte, um seine Herrschaft zu befestigen, die alten Sitten und Religionsgebräuche wieder her und gründete Alexandrien, das eine der ersten Städte der alten Welt wurde. Von da durchzog er Lybiens Wüsten, um das Orakel des Jupiter Ammon um Rath zu fragen. Einige Geschichtschreiber behaupten, der Gott habe ihn für seinen Sohn erkannt; aber andere verwarfen alles, was in Beziehung auf diese Reise erzählt wird. Mit der Rückkehr des Frühlings setzte sich Alexander gegen Darius in Marsch, der unterdeß in Assyrien ein neues Heer versammelt hatte. Seine Frie-

densvorschläge wurden verworfen und bei Gaugamela unweit Arbela kam es von neuem zur Schlacht. Justin gibt des Darius Streitkräfte auf 500,000 Mann, Diodor, Arrian und Plutarch aber auf mehr als das Doppelte an. Ungeachtet dieser ungeheuern Ueberlegenheit war Alexander keinen Augenblick über seinen Sieg zweifelhaft. An der Spitze seiner Reiterei griff er die Perser an, und schlug sie unverzüglich in die Flucht; aber erst nachdem er sie völlig zerstreut hatte, kam er seinem linken Flügel zu Hülfe, der unterdessen hart bedrängt worden war. Sein höchster Wunsch war, den Perserkönig selbst gefangen zu nehmen oder zu tödten. Dieser befand sich auf einem erhabenen Wagen in der Mitte seiner Leibgarden, welche ihn anfangs tapfer vertheidigten. Als sie aber sahen, wie Alexander Alles vor sich niederschlug, ergriffen sie die Flucht, Darius warf sich auf ein Pferd, und gab, sich zu retten, sein Heer, sein Gepäck und unermeßliche Schätze dem Sieger Preis. Jetzt fiel ganz Asien in Alexanders Gewalt. Babylon und Susa, wo die Reichthümer des Orients aufgehäuft waren, öffneten ihre Thore dem Sieger, der seinen Marsch auf Persepolis richtete. Der einzige Paß dahin, Pylä Persidis, wurde noch von 40,000 Mann unter Ariobarzanes vertheidigt. Alexander aber griff sie im Rücken an, sprengte sie auseinander, und zog triumphirend in Persiens Hauptstadt Persepolis ein. Hier aber endigten Alexanders glorreichste Tage. Herr des größten Reichs der Erde wird er der Sklav seiner Leidenschaften, überläßt sich dem Uebermuth und der Ausschweifung, zeigt sich undankbar und grausam, und vergießt im Schooße der Wollust das Blut seiner tapfersten Feldherrn. Bisher nüchtern und mäßig, sinkt dieser Held, der den Göttern durch Tugend gleich zu seyn strebte, und sich einen Gott selbst nannte, zum Gemeinen und Alltäglichen herab. Persepolis, dieses Wunder der Welt, wird in der Trunkenheit von ihm in Brand gesteckt und in einen Aschenhaufen verwandelt. Beschämt über diese Schandthat brach er bald mit seiner Reiterei auf, um Darius zu verfolgen. Auf die Nachricht, daß Bessus, Satrap von Bactriana, den Monarchen gefangen halte, beschleunigte er seinen Marsch, in der Hoffnung, ihn zu retten. Dieser aber, als er sich in der Nähe bedrängt sah, ließ den Darius tödten, der ihm auf der Flucht hinderlich war. Auf den Gränzen von Bactriana erblickt Alexander auf einem Wagen einen mit Wunden bedeckten Sterbenden; es war Darius, der den letzten Athem aushauchte. Gerührt durch diesen traurigen Anblick konnte der macedonische Held seine Thränen nicht zurückhalten. Nachdem er mit allen bei den Persern üblichen Gebräuchen den Leichnam seines unglücklichen Feindes hatte bestatten lassen, unterwarf er auch Hircanien, das Marsenland, Batriana und ließ sich zum Könige von Asien ausrufen. Jetzt entwarf Alexander noch riesenhaftere Plane, als eine Verschwörung in seinem eignen Lager ausbrach. Philotas, des Parmenio Sohn, war darin verwickelt. Nicht zufrieden mit dem Blute des Sohns, ließ Alexander auch den Vater heimlich umbringen. Diese Ungerechtigkeit erregte allgemeines Mißvergnügen. Zugleich drohten in Griechenland der Macht Alexanders große Gefahren. Agis, König von Sparta, hatte 30,000 Mann versammelt, um das macedonische Joch zu zertrümmern; aber Antipater eilte mit einem starken Heere herbei, schlug die Spartaner und lösete dadurch das Bündniß der Griechen auf. Alexander durchzog indeß mitten im Winter den Norden von Asien, weder durch den Caucasus noch durch den Oxus gehemmt, und kam bis zu dem caspi-

schen Meere, das die Einwohner Griechenlands damals noch nicht kannten. Unersättlich nach Ruhm und Eroberungen durstend, verschonte er selbst die rohen Horden der Scythen nicht. Nach seiner Rückkehr nach Bactriana hoffte Alexander durch Annäherung in Tracht und Sitten die Perser zu gewinnen; aber diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Die Unzufriedenheit der Armee, welche sich zugleich aufs neue äußerte, gab zu jener betrübten Scene Anlaß, deren Opfer Clitus ward. Alexander, dessen Stolz er beleidigt hatte, tödtete ihn bei einem Trinkgelag mit eigner Hand. Clitus war einer seiner treuesten Freunde und tapfersten Feldherrn, und Alexander fühlte nachher die bitterste Reue über die unglückliche That. Im folgenden Jahre setzte er seine Eroberungen fort und unterwarf sich ganz Sogdiana. Oxyantes, einer der feindlichen Anführer, hatte seine Familie auf eine Felsenfeste in Sicherheit gebracht. Die Macedonier erstürmten sie. Unter den Gefangenen befand sich Roxane, des Oxyantes Tochter, eine der schönsten Jungfrauen Asiens, mit welcher Alexander sich vermählte. Auf die Nachricht davon unterwarf sich Oxyantes und kam nach Bactra, wo Alexander ihm mit Auszeichnung begegnete. Hier wurde eine neue Verschwörung entdeckt, an deren Spitze Hermolaus stand und unter deren Theilnehmern Callisthenes war. Alle Schuldige wurden zum Tode verurtheilt, Callisthenes aber grausam verstümmelt in einem eisernen Käfig dem Heere nachgeführt, bis er durch Gift seine Martern endigte. Alexander, der jetzt keine Feinde mehr vor sich hatte, wollte deren in der Ferne aufsuchen. Das kaum dem Namen nach bekannte Indien dünkte ihm eine würdige Eroberung und er richtete seinen Lauf dahin. Er ging über den Indus und schloß mit Taxilus, dem Fürsten der Landschaft, ein Bündniß, das ihm Hülfstruppen und 130 Elephanten verschaffte. Von Taxilus geführt marschirte er gegen Hydaspes, dessen Uebergang Porus, ein anderer indischer König, mit seinem ganzen Heere streitig machte. Alexander besiegte ihn in einer blutigen Schlacht, nahm ihn gefangen, setzte ihn jedoch in sein Reich wieder ein. Darauf durchzog er Indien nicht sowohl als Feind, sondern als Herr des Landes. Er legte mehrere griechische Colonien an, und erbaute, nach Plutarch, 70 Städte, von denen er eine, seinem am Hydaspes getödteten Pferde zu Ehren, Bucephalia nannte. Siegtrunken wollte er jetzt bis an den Ganges vordringen, als das allgemeine Murren der Armee ihn zur Rückkehr zwang, die er unter großen Gefahren bewerkstelligte. Als er den Hydaspes wieder erreicht hatte, ließ er eine Flotte erbauen und schiffte mit einem Theil seines Heeres den Fluß hinab, während der andere an beiden Ufern folgte. Auf diesem Zuge hatte er mehrere indische Fürsten zu bekämpfen, und bei der Belagerung einer Stadt der Mallier wurde er schwer verwundet. Nach seiner Genesung zog er weiter, segelte den Indus hinauf, und kam zu dem Weltmeer, dessen Anblick die Macedonier mit Erstaunen erfüllte. Nearch, der Führer der Flotte, segelte hierauf nach dem persischen Meerbusen, während Alexander zu Lande den Weg nach Babylon einschlug. Hier hatte er ungeheure Wüsten zu durchziehen, wo sein Heer, ohne Wasser und Lebensmittel, größtentheils im Sande begraben wurde. Nur den vierten Theil der Krieger, mit welchen er ausgezogen war, brachte er nach Persien zurück. Unterwegs stillte er verschiedene ausgebrochene Unruhen und setzte Statthalter in die Provinzen. In Susa vermählte er sich mit zwei persischen Fürstinnen, und beschenkte diejenigen Macedonier, die Perserinnen geheirathet hatten, weil seine Absicht war, Perser und Ma-

cedonier aufs genaueste zu vereinigen. Auch theilte er ansehnliche Belohnungen unter seine Armee aus. Als er zu Opis am Tigris angekommen war, erklärte er seine Absicht, die Untüchtigen reichlich belohnt nach Hause zu schicken; und dies geschah auch, nachdem er die deshalb ausgebrochene Empörung nicht ohne Mühe gestillt hatte. Bald darauf verlor er seinen Liebling Hephästion durch den Tod. Sein Schmerz über diesen plötzlichen Verlust war grenzenlos; er ließ ihn mit königlicher Pracht bestatten. Als er nun von Ecbatana nach Babylon zurückkehrte, sollen die Magier ihm vorher gesagt haben, daß diese Stadt ihm verderblich seyn würde. Er aber verachtete, auf die Vorstellungen seiner Freunde, ihre Warnungen, ging nach Babylon, wo eine Menge fremder Gesandten ihn erwartete, und war mit neuen Riesenplanen für die Zukunft beschäftigt, als er plötzlich nach einem Gastmahle erkrankte, und nach wenigen Tagen starb. So endigte in seinem 32sten Lebensjahre und nach einer Regierung von 12 Jahren und 8 Monaten dieser unersättliche Eroberer seine Laufbahn, und hinterließ ein ungeheures Reich, das nach ihm der Schauplatz stets sich erneuernder Kriege ward. Er hatte keinen Erben bestimmt, sondern auf die Frage seiner Freunde, wem er das Reich hinterlasse, geantwortet: dem Würdigsten. Nach vielen Unruhen erkannten seine Feldherrn den Aridäus, einen Sohn Philipps und der Tänzerin Philinna, als König an, und theilten sich in die Provinzen unter dem Namen von Satrapien. Den Perdiccas aber, dem Alexander sterbend seinen Ring gegeben hatte, ernannten sie zum ersten Minister des Königs, da sein unmündiges Alter ihm nicht erlaubte, selbst zu regieren. Alexanders Leichnam ward von Ptolomäus in einen Tempel zu Alexandrien in einem goldenen Sarge beigesetzt, und nicht nur in Aegypten, sondern auch in andern Ländern wurden ihm göttliche Ehren erwiesen. — Arrian, Diodor, Plutarch und Curtius sind die vorzüglichsten Quellen für die Geschichte Alexanders.

Alexander Newski oder Newskoi, ein moskovitischer Held und Heiliger, geboren im J. 1218. Er war ein Sohn des Großherzogs Jaroslav. Um von allen Seiten, besonders aber von den Tataren, angegriffene Reich besser vertheidigen zu können, zog Jaroslav von Nowgorod aus, und ließ seine beiden Söhne, Fedor und Alexander, von denen der erstere aber bald starb, als Statthalter zurück. Alexander, ein geborner Held, trieb die andrängenden Feinde kräftig zurück. Den glänzendsten Sieg erfocht er über die vereinigten Dänen, Schweden und Ritter des deutschen Ordens, welche an den Ufern der Newa gelandet waren und mit stolzer Zuversicht auf Nowgorod anrückten. Mit eigener Hand verwundete er den schwedischen König. Von der Newa erhielt er seinen ehrenvollen Beinamen. Auch die Tataren schlug er zu wiederholten Malen und befreite sein Vaterland von dem Tribut, welchen die Nachfolger Dschingis-Chans ihm auferlegt hatten. Die Dankbarkeit seiner Landsleute erhob den Helden zum Heiligen; Peter der Große aber ehrte sein Andenken durch Erbauung eines prächtigen Klosters zu St. Petersburg an der Stelle, wo Alexander seinen ruhmwürdigsten Sieg erfochten hatte, und durch die Stiftung des Alexander-Newski-Ordens. (S. Orden).

Alexander VI., geboren zu Valencia in Spanien im J. 1430, wurde Papst 1492, hieß eigentlich Rodrigo Lenzuoli, nahm aber den Namen seiner Mutter Borgia an, und stammte aus einer sehr alten und berühmten Familie. Seine Jugend bezeichnete er mit Aus-

schweifungen; doch mangelte es ihm nicht an Talenten. In dem vertrautesten Umgange lebte er mit einer wegen ihrer Schönheit berühmten Frau, Rosa Venozza, und zeugte mit ihr fünf Kinder, die er als Papst auf alle Art zu erheben suchte. Die Feindschaft der zwei angesehensten Cardinäle jener Zeit, des Ascanio Sforza, Bruders des Ludwig Moro, und Julians della Rovere (des nachmaligen Papsts Julius II.), bahnte ihm den Weg zum päpstlichen Stuhle. Man erstaunte über seine Erhebung, und der König Ferdinand von Neapel vergoß Thränen, als er sie erfuhr. Kaum sah ihn Rom eingeweiht, als er die heilig beschwornen Bedingungen brach, die ihm die Cardinäle vorgelegt hatten, und falsche Zeugen aufstellte, um sie beschwören zu lassen, daß sein Sohn, Cäsar Borgia (für welchen Machiavelli sein so abgeschmackt verurtheiltes Buch vom Fürsten schrieb), eines andern Mannes Sohn sey, damit er ihn zum Cardinal machen könne. Die lange Abwesenheit der Päpste in Avignon hatte das Ansehen und die Einkünfte derselben sehr vermindert, und sein ganzes Streben ging dahin, auf alle Art diesen Verlust wieder zu ersetzen. Er suchte die Macht der italienischen Fürsten zu vermindern, und wandte die schändlichsten Mittel an, um seine Absichten zu erreichen. Unermeßliche Summen Geldes wußte er aus den christlichen Staaten zu ziehen; aus Venedig allein nahm er 799 Pfund Gold; eine ungeheure Summe für jenes Zeitalter. Auch schlichtete er die Streitigkeiten, die zwischen den Königen von Portugal und Castilien wegen Amerika entstanden waren, und setzte die Gränzen fest. Er endigte sein schändliches Leben in einem Alter von 74 Jahren am 18ten August 1503, nachdem er 11 Jahre auf dem päpstlichen Stuhle gesessen hatte. Sein Ende war eben so schrecklich als verdient; als er im Begriff war, mit seinem Sohne einige Cardinäle durch Gift hinzurichten, wurde aus Versehen ihm und seinem Sohne aus der Giftflasche eingegossen.

Alexander I. (Paulowitsch), Kaiser und Selbstherrscher aller Reussen, geboren am 23sten (12ten) December 1777, ältester Sohn von Kaiser Paul I. (Petrowitsch) und dessen zweiter Gemahlin Marie Feodorowna, Herzogs Friedrich Eugen von Würtenberg Tochter, vermählt seit dem 9ten Oct. 1793 mit Elisabeth Alexiewna (zuvor Marie Louise Auguste), des verstorbenen Erbprinzen Carl Ludwig von Baden Tochter, geb. den 24sten (13ten) Jan. 1779; folgte seinem Vater auf den Thron am 24sten März 1801, ward gekrönt zu Moskau am 27sten Sept. desselben Jahres. — Umsicht bei einem gebildeten Verstande, Energie bei edler Milde, Entschlossenheit und Geistesstärke im Augenblicke, wo es entscheidende Maßregeln gilt, Eifer, das große Bildungswerk der Nation, das Peter begann und Catharina fortsetzte, seiner Vollendung näher zu bringen; dieß sind die Hauptzüge zu Alexanders getreuem Bilde. Die geistvolle Catharina hatte ganz besonders die Erziehung ihrer Enkel zu leiten übernommen. Sie entwarf einen Erziehungsplan, in Form einer an den Oberhofmeister der jungen Prinzen, Grafen Nicolaus Soltikow, gerichteten Instruktion, wovon Abschriften an die Vorsteher gegeben wurden, welche, wie man behaupten will, die einzige, allerdings sonderbare Vorschrift dieser Instruction: „den jungen Großfürsten soll weder in der Poesie, noch in der Musik Unterricht ertheilt werden, weil zu viele Zeit darauf verwendet werden müßte, um ihnen einige Geschicklichkeit darin beizubringen," verstanden, und gern auch auf die übri-

gen Unterrichtsgegenstände ausgedehnt haben würden, hätte nicht das Glück den Prinzen die vortrefflichsten Lehrer zugeführt. Diese waren Laharpe, der den natürlichen Keim des Edeln und Schönen, der in dem jungen Alexander lag, sorgsam pflegte und zu entwickeln verstand; der Professor Kraft, unter welchem Alexander die Experimental-Physik studirte; der berühmte Pallas, der die Prinzen eine kurze Zeit in ihrem Garten bei Paulowsky in der Botanik unterrichtete. Die Kaiserin, die so gern Urgroßmutter seyn wollte, konnte die Verheirathung ihrer Enkel nicht erwarten, und noch hatte Alexander das sechzehnte Jahr nicht zurückgelegt, als er sich vermählte. Da Catharina die Bahn der politischen Herrschaft ihrer Enkel vorgezeichnet hatte, und es in ihren Lieblingsplan gehörte, für sie die Welt einst in zwei große Reiche getheilt sich zu denken, wobei sie den Occident dem Alexander, den Orient aber seinem Bruder Constantin zudachte, so suchte sie auch durch die Umgebungen der Prinzen diese für ihre zukünftige hohe Bestimmung vorzubereiten; während Constantin griechische Ammen hatte und nur mit Griechen umging, war Alexander von Engländern umringt, für deren Nation man ihm eine besondere Vorliebe einzuflößen suchte. — Daß Alexanders Vater, nach Catharinens Willen, auch nicht den mindesten Einfluß auf die Erziehung seiner Söhne haben durfte, war vielleicht nicht ohne Vortheil. Die Catastrophe des 23sten März 1801 erhob den 24jährigen Czarewitsch als Alexander I. zum Selbstherrscher aller Reussen. Alexanders erster Wunsch nach seiner Thronbesteigung am 30sten 1801 war Friede. Er schrieb deshalb nach London und Paris; denn Rußland war mit England in Krieg, ohne mit Frankreich Frieden geschlossen zu haben, und schon im Juni wurde eine neue Seefahrtsconvention zwischen Rußland und England abgeschlossen, in welcher die freie Schifffahrt der Neutralen mit der Modification zugestanden wurde, daß ihre Schiffe, im Fall eines Verdachts, visitirt werden dürften. Gleich wichtige Veränderungen erfolgten im Innern. Das temporäre Conseil ward in ein immerwährendes verwandelt, die politische Inquisition am 7ten April 1801 aufgehoben — „weil in einem wohl eingerichteten Staate alle Verbrechen blos durch die allgemeine Kraft der Gesetze entdeckt, gerichtet und bestraft werden müssen" — und das Verhältniß des Gesetzgebers zu den Gesetzen in den Worten bestimmt: — „ich erkenne keine Gewalt für rechtmäßig, die nicht aus den Gesetzen fließt." — Die Errichtung eines neuen Ministeriums; die Erhebung des Senats zu der Würde einer moralischen Mittelsperson zwischen Volk und Regenten; die allgemeinen und besondern Maßregeln zur Volkserziehung und Beförderung der Volksaufklärung, wohin die Erneuerung und Stiftung von Schulen und Universitäten und der rühmlichste Eifer für Erweiterung der Wissenschaften und Künste gehören; die Bestimmung der Rechte und Vorzüge der verschiedenen Stände des Reiches; freier Ein- und Rückgang in und aus dem Reiche; Bestätigung der Adelsprivilegien; Befreiung des geistlichen Standes von den empörenden Leibesstrafen; Sicherstellung des Bauernstandes vor erhöhten Abgaben und neuen Auflagen; die Berechtigung des Bürger- und Bauernstandes zur Erwerbung von Grundeigenthum (Ukas v. 12ten Dec. 1801), welche zur politischen Freiheit der Nation hinführt; die Verbesserung des Justizwesens, wobei die Abschaffung der Folter mit den Worten geschah: — „der Name Folter, der die Menschheit schändet und ihr Vorwürfe bringt, werde auf immer aus dem Andenken des

Volks ausgelöscht;" — Reorganisation des Polizeiwesens und der Gouvernementsverfassung überhaupt; das Regulativ über die liefländische Bauernverfassung; die Einsetzung einer Commission zur Redaction der Gesetze (48 Beamte, denen zur Bestreitung der Ausgaben bei ihrer Arbeit jährlich 100,000 Rubel angewiesen sind); die Begünstigung des Colonialsystems im Innern des weitschüchtigen Reichs; nicht zu zählende Verfügungen für Belebung des Handels durch Canäle u. s. w., der landwirthschaftlichen Industrie und des Kunstfleißes für Verbesserung der Finanzverwaltung; Milderung des Schicksals der Verwiesenen; erweiterte Censur- und Gewissensfreiheit; die Fürsorge für Arme, Kranke und Verdienstlose, neben der Reorganisation der Armee; dieß sind in summarischer Aufzählung die Regententhaten Alexanders, in deren kräftigsten Fortsetzung er in diesem Augenblicke noch begriffen ist. — Betrachtet man Alexander I. in seinen Verhältnissen zum Auslande, als Verfechter der Selbstständigkeit seines Thrones und der Nationalehre, als obersten Leiter der Diplomatie, als Politiker: so findet man ihn nicht weniger achtungswerth. — Sechs Wochen vor seiner Thronbesteigung war der lüneviller Friede abgeschlossen worden. Er selbst fühlte zu sehr, wie nothwendig ihm der Friede zur Ausführung seiner Entwürfe für die Civilisirung seines Volkes sey, als daß er ihn hätte verweigern sollen. Dieser friedliche Sinn beherrschte ihn auch, als er zwar die Anerkennung des französischen Kaisertitels nicht unbedingt zusagte, aber doch in Paris durch Oubril deshalb unterhandeln ließ. Der Drang von Außen nöthigte ihn jedoch endlich das Schwert zu ziehen. Im Bunde mit England, Oesterreich und Schweden begann er 1805 den Krieg wider Frankreich. Nachdem er Zeuge der Schlacht bei Austerlitz und der Versöhnung Oesterreichs mit Frankreich gewesen war, zog er mit seinem Heere nach Rußland zurück, ohne für sich selbst Friede mit Frankreich geschlossen zu haben. Sein freundschaftliches Verhältniß mit Friedrich Wilhelm III. von Preußen, welches schon 1805 das Bündniß beider Monarchen über Friedrichs des Einzigen Sarkophag herbeigeführt hatte, entzündete den neuen Krieg gegen Frankreich (in den Jahren 1806 und 1807), zu dem der Streit über Cattaro den ersten Anlaß gegeben hatte. Preußen war erobert, — aber noch hatte kein Franzose Rußlands Boden betreten, dem das französische Hauptquartier durch die Schlacht von Tilsit so nahe gerückt war. Da erschien der 9te Juni 1807, wo Alexander auf den Fluthen des Niemen die erste persönliche Zusammenkunft mit Napoleon hatte, und die beiden mächtigsten Monarchen des Continents sich die Hand boten zur Versöhnung, zum gemeinschaftlichen Ringen nach dem großen Ziele eines allgemeinen Friedens. — Bei dieser Versöhnung hatte Alexander die Verpflichtung übernommen, mit aller Kraft zur Aufrechthaltung des gegen Großbritannien ergriffenen Continentalsystems mitzuwirken. — Dieß veranlaßte die Fortsetzung eines schon früher begonnenen Krieges mit der Pforte, und einen heftigen Kampf mit Schweden. Der Friede mit dem leztern verschaffte ihm Finnland, diese herrliche Provinz, und die später erfolgte Aussöhnung mit der Pforte einen schönen Strich Landes bis an den Pruth. Während des Zeitraumes aber, der zwischen dem Frieden mit Schweden und dem mit der Türkei lag, hatten zwei wichtige Ereignisse Statt gehabt. Im Oct. 1808 hatte Alexander noch einmal seinen Bundesgenossen Napoleon gesehen; er hatte, mit diesem vereint, Großbritannien die Friedenshand entgegengereicht; er hatte im Jahre darauf, im

9 *

neuen Kriege zwischen Oesterreich und Frankreich, dem letztern ein Hülfscorps gestellt, und eine gallizische Provinz dafür gewonnen; sein Verband mit Napoleon, der seine freundschaftlichen Gesinnungen für Rußlands erhabenen Souverän im Einklange mit seiner Politik öffentlich erklärte, schien unauflöslich, als plötzlich dieses Band zerriß, und sich in die heftigste Erbitterung verwandelte. — Napoleon hatte im Jahre 1810 das Herzogthum Oldenburg, das sein Daseyn Rußlands Großmuth verdankte, mit Frankreich vereinigt. Die von Alexander gegen diesen Schritt eingelegte Protestation, der bald die wirkliche, wenn auch nicht formelle Wiederherstellung der Handelsverhältnisse Rußlands mit England folgte, führte zur Spannung zwischen beiden Monarchen, und endlich zu einem blutigen Kampfe. Napoleon drang zwar vor bis in die alte heilige Krönungsstadt der Czaare; allein Alexander, entschlossen, eher das Aeußerste über sich und sein Reich ergehen zu lassen, als ein fremdes Gesetz anzuerkennen, raubte den siegreichen Franzosen die Früchte ihrer Anstrengungen durch die Genehmigung des ungeheuren Entschlusses: Moskau zu verbrennen. — Als diese darauf Rußlands Gebiet verlassen mußten, als Alexander mit seinem Heere selbst Preußens und endlich Deutschlands Boden betrat, da verband er aufs neue sich mit Friedrich Wilhelm III. Während jener Begebenheit war auch sein Verein mit England und der nähere Zusammentritt mit Schweden, dessen Kronprinzen er im September 1812 in Abo sah, bekannt geworden. So setzte Alexander den Kampf fort und erließ gleich nach seinem Eintritt in Paris im Namen der Verbündeten die Erklärung, daß man weder mit Napoleon noch einem von seiner Familie unterhandeln werde. Er besuchte nach Abschluß des Friedens England; wohnte dann dem Wiener Congreß bei, ließ nach Bonaparte's Rückkehr seine Heere abermals gegen ihn marschiren, und kehrte über Berlin nach Petersburg zurück. Der glückliche Ausgang dieses großen Kampfs vermehrte seine Staaten mit dem größten Theile des Herzogthums Warschau unter dem Namen eines polnischen Königreichs; der russische Senat aber begrüßte den Retter des Vaterlandes mit dem Beinamen des Gesegneten. I.

Alexandria (türkisch Scanderik), die Hauptstadt Aegyptens unter den Ptolomäern und die Residenz derselben, wurde 335 Jahre vor Chr. Geb. von Alexander dem Großen erbaut, welcher es zum Sitze seines Reichs und zum Mittelpunkte des Welthandels bestimmte. Es war vermöge seiner natürlichen Lage eine Festung, und hatte fünf Häfen. Die Ptolemäer verschönerten es immer mehr. Der schönste Theil der Stadt hieß Bruchion, wo am großen Hafen die königlichen Paläste prangten. Hier befand sich das Akademiegebäude oder Museum, wo die Hälfte der königlichen Bibliothek, 400,000 Bände, war; die andere Hälfte von 300,000 Bänden war in Serapion, dem Tempel des Jupiter Serapis. Jener größere Theil der Bibliothek verbrannte während der Belagerung Alexandria's durch Julius Cäsar, wurde aber nachher durch die pergamische Bibliothek, welche Antonius der Cleopatra zum Geschenk machte, wieder ersetzt. Das Museum war verschont geblieben, und die Gelehrten, welche darin Wohnung und Unterhalt hatten, blieben daselbst bis auf den Kaiser Aurelian, unter dessen Regierung diese Anstalt durch bürgerliche Unruhen zu Grunde ging. Die Bibliothek in Serapien aber erhielt sich bis auf die Zeiten Theodosius des Großen, welcher alle heidnischen Tempel, sowohl im römischen Reiche selbst als in den Provinzen, zerstören ließ. Dieß geschah auch mit dem herrlichen Tempel des Jupiter Serapis, den ein

wüthender Haufe fanatischer Christen, unter Anführung ihres Erzbischofs Theodosius, bestürmte und verheerte. Bei diesem Sturme wurde die Bibliothek theils verbrannt, theils sonst zerstört, und der Geschichtschreiber Orosius (gegen Ende des 4ten Jahrhunderts) sah nur noch die leeren Schränke. Mithin waren es christliche Barbaren und nicht die Araber unter Omar, wie gewöhnlich gesagt wird, welche den Wissenschaften diesen unersetzlichen Verlust zufügten. Die alexandrinische Bibliothek umfaßte die gesammte griechische und römische Literatur, von der wir jetzt nur noch einzelne Trümmer übrig haben. Bei der Theilung des römischen Kaiserthums kam Aegypten mit Alexandrien an das morgenländische Reich. Endlich nahmen es die Perser und dann die Araber in Besitz: die Stadt sank immer mehr und mehr, behielt aber einen blühenden Handel, bis im 16ten Jahrhundert die Portugiesen den Weg zur See nach Ostindien fanden. — Das jetzige Alexandrien steht nicht mehr auf dem Boden, wo das alte stand, von dem nichts mehr übrig ist, als ein Säulengang in der Nähe des Thors, das nach Rosette führt, und das sogenannte südöstliche Amphitheater; Ruinen, die von seiner ehemaligen Herrlichkeit nur noch ein schwaches Bild geben können. Die Bevölkerung, die sonst 300,000 Seelen betrug, wird jetzt kaum auf 20,000 geschätzt. (Vergl. Expedition nach Aegypten.)

Alexandriner, Verse, die aus sechs jambischen Füßen bestehen, und in der Mitte, als charakteristische Eigenschaft, wodurch sie sich von dem wechselreichen, harmonischen und erhabenen Trimeter unterscheiden, einen Einschnitt haben, z. B.

„Umsonst hält die Vernunft | das schwache Steuer an."

Sie sind sehr eintönig, und bei den Deutschen nicht mehr üblich; die Franzosen dagegen sind für das Epos und Drama allein auf diesen armseligen Vers beschränkt. Den Namen hat die Versart von einem alten französischen Heldengedicht auf Alexander den Großen aus der Mitte des elften Jahrhunderts, das aus den Arbeiten neun verschiedener Verfasser zusammengesetzt ist, und in welchem sie zuerst angewendet worden.

Alexandrinisches Zeitalter. Als die schöne Blüthe griechischer Dichtkunst, welche die Milde des Himmels hervorgerufen hatte, dahin gewelkt war, suchte man durch Kunst zu ersetzen, was die Natur nicht mehr freiwillig darbot. An die Stelle der Naturpoesie trat die Kunstpoesie. Alexandria in Aegypten, von Alexander gebaut und nach ihm benannt, ward von den kunstliebenden Ptolomäern zum Sitz der Gelehrsamkeit gemacht, und gab diesem Zeitalter der Künste und Wissenschaften den Namen des alexandrinischen. Ptolomäus Philadelphus legte hier nicht nur jene berühmte Bibliothek an, welche die größte und kostbarste im Alterthum war (vergl. Alexandria), und welche eine Menge von Gelehrten aus allen Ländern dahin zog, sondern stiftete auch das Museum, das mit Recht als eine Akademie der Wissenschaften und Künste betrachtet werden kann. Es war dasselbe ein weitläuftiges und prächtiges Gebäude, das einen Theil der Residenz ausmachte, worin viele Gelehrte beisammen wohnten, gemeinschaftlich speiseten, studirten und Andere unterrichteten. Am wichtigsten unter diesen Gelehrten sind die Grammatiker und Dichter. Jene aber waren nicht bloße Sprachlehrer oder Sprachforscher, sondern Philologen und Literatoren, die eben sowohl Sachen als Worte erklärten, und darum eine Art von Encyclopädisten genannt werden können. Solche waren Zenodatus der Ephesier, der die erste grammatische Schule zu

Alexandrien bildete, Eratosthenes, der Cyrener, Aristophanes aus Byzanz, Aristarch aus Samothrazien, Crates aus Mallus, Dionysius aus Thrazien, Apollonius, der Sophist, Didymus, der nicht mit dem spätern Scholienschreiber verwechselt werden darf, und Zoïles. Ihr Verdienst ist, mit vereinter Kraft die vorhandenen Denkmäler der Cultur und Literatur gesammelt, geprüft, beurtheilt, und für die folgenden Generationen aufbewahrt zu haben. — Unter die Dichter gehören Apollonius, der Rhodier, Lykophron, Aratus, Nicander, Euphorion, Callimachus, Theokrit, Philetas, Phanokles, Timon, der Phliasier, Scymnus, Dionysius, und sieben Tragiker, welche man das alexandrinische Siebengestirn (Plejaden) nannte, Arandites, Alexander Antolus, der jüngere Homer, Lycophron, Dionisides (oder Sosiphanes), Sositheus und Philiscus. — Das alexandrinische Zeitalter hat einen von dem frühern durchaus verschiedenen Geist und Charakter. Bei der Aufmerksamkeit, welche man dem Studium der Sprache widmete, war es natürlich, daß Reinigkeit, Correctheit und Eleganz der Sprache zum besondern Augenmerk gemacht wurden, und wirklich zeichnen sich in diesen Eigenschaften mehrere Alexandriner vortheilhaft aus. Was aber kein Studium gibt, und was durch keine Mühe errungen wird, der Geist, welcher die frühere Poesie der Griechen beseelte, mangelte den meisten dieser Werke. An dessen Stelle trat größere Kunst in der Composition; Kritik sollte leisten, was vorher das Genie geleistet hatte. Das aber hieß das Unmögliche verlangen. Nur in Einigen regte sich der Genius, und diese ragen darum auch groß über ihre Zeit hervor. Die Andern leisteten, was sich durch Kritik und Studium leisten läßt; ihre vielleicht fehlerfreieren Werke sind nüchtern, ohne Seele und Leben. Denkt man sich nun eine Art von Dichterschule, worin solche Meister Muster waren, so begreift man leicht, daß die Schüler noch nüchterner und mühsamer dichten mußten. Den Mangel von Originalität fühlend, den Werth derselben aber erkennend und darnach ringend, kamen sie um so schneller zu dem Puncte, wo alle Poesie erstarrt. Ihre Kritik artete in Krittelei, ihre Kunst in Künstelei aus. Man haschte nach dem Seltsamen, Neuen, und suchte es durch Gelehrsamkeit aufzuputzen. Der größere Theil der Alexandriner, meistens Dichter und Grammatiker zugleich, sind daher steife, genielose, mühselige und uninteressante Verskünstler.

Alexis (Petrowitsch), Sohn Peters des Großen und der Eudoxia Lapuchin, war zu Moskau 1695 geboren, und ward 16 Jahre alt an Charlotte von Braunschweig-Wolfenbüttel, die Schwester der Gemahlin Carls VI., deutschen Kaisers, verheirathet. Er behandelte diese Fürstin auf die roheste und liebloseste Weise. Höchst interessante Aufschlüsse darüber geben die Briefe, unter dem Titel: Die Prinzessin von Wolfenbüttel, von dem Verfasser der Alamontade. Alexis, mit hartem und wildem Charakter geboren, von seiner Mutter mit Anhänglichkeit an die alten Gebräuche seines Volks und Verachtung aller Vorzüge gebildeter Nationen erzogen, zeigte in seinen Planen und Gesprächen einen beständigen Widerspruch gegen die Neuerungen Peters des Großen. Dieser fürchtete, Alexis möchte sein begonnenes Werk zertrümmern, und faßte daher den Entschluß, ihn zu enterben; und der Sohn des Czaars, entweder aus Feigheit oder Verstellung, schien selbst die Hoffnung zu dem Throne aufzugeben. Allein kaum hatte Peter der Große die zweite seiner

ruhmvollen Reisen angetreten, als sein Sohn heimlich entfloh, und sich anfangs nach Wien, dann nach Inspruck und Neapel begab. Diese Unklugheit galt bei seinem Vater für ein großes Verbrechen; doch entdeckte man darin nichts von den ausschweifenden Planen, die man ihm Schuld gab. Der Czaar rief ihn zurück; er gehorchte. Sein unbeugsamer Vater ließ ihn festsetzen, und zwang ihn, vor den vornehmsten Gliedern des Adels und der Geistlichkeit, feierlich der Krone zu entsagen. Um dieses Verfahren vor den Augen der Welt zu rechtfertigen, mußte er durch seine Unterschrift sich für den Anstifter einer Verschwörung bekennen. Dies genügte Petern noch nicht, denn die Bestrafung eines Vergehens gränzte bei ihm fast immer an Rache, und er sprach über ihn das Todesurtheil. Diese unnatürliche Härte machte auf den unglücklichen Alexis einen solchen Eindruck und erschütterte ihn so mächtig, daß er am folgenden Tage, 23 Jahre alt, im J. 1718, starb.

Alfieri (Vittorio). Wie eine hohe und edle Natur sich durch eigene Kraft entwickelt, wie sie in dem erhabenen Gefühl ihres angebornen Adels ohne Wanken einem würdigen Ziele entgegenringt, und wie sie in allen Verhältnissen des Lebens sich rein erhält von den kleinlichen, selbstsüchtigen und niedrigen Betrieben der Welt, das sehen wir in Alfieri, der uns in einem eigenthümlichen und geistreichen Dichter einen ungleich größeren Menschen vor Augen stellt. Von reichen und vornehmen Aeltern am 17ten Januar 1749 zu Asti im Piemont geboren, genoß Alfieri in dem väterlichen Hause eine nachlässige und fehlerhafte Erziehung, wie sie damals unter den höheren Ständen gewöhnlich war, und welche den Geist eben so unwissend als das Herz unausgebildet ließ. Seinem Oheim, der ihm nach seines Vaters Tode zum Vormund gegeben worden, entging diese Vernachlässigung nicht, und er glaubte besser für ihn zu sorgen, wenn er ihn auf der turiner Akademie erziehen und unterrichten ließ. Allein wie wenig diese Absicht hier erreicht werden konnte, erkennen wir aus dem Bilde, welches Alfieri selbst von dieser höchst mangelhaft und unzweckmäßig eingerichteten Anstalt entwirft. Er verließ sie fast eben so unwissend und ungebildet, als er hineingetreten war, um bei einem Provinzialregiment angestellt zu werden, das jährlich nur auf wenige Tage sich versammelte. Eine unbestimmte Begierde, fremde Länder zu sehen, ließ ihn Italien, Frankreich, England und Holland durchreisen, und kaum war er zurückgekehrt, als sein unruhiger Geist, die Einförmigkeit des begonnenen Studiums der Philosophie verabscheuend, ihn zu neuen Reisen trieb. Er durchflog fast alle Länder Europa's, ohne irgendwo Befriedigung für die unentwickelten Begierden seines Herzens zu finden. Aber so eilfertig und unwissend er auch diese fast dreijährigen Reisen gemacht hatte, so waren sie ihm doch nicht unnütz gewesen. Sein angeborner Freiheitssinn hatte sich bei dem Anblick so verschiedener Tyranneien mit vieler Bestimmtheit entwickelt, der trügliche Schein irdischer Majestät konnte seinen richtigen Blick nicht mehr verblenden, und obgleich er über die Wahl seiner künftigen Laufbahn noch unentschlossen war, so erschien ihm doch der Militärdienst als eine unerträgliche und unwürdige Sclaverei, von der er sich befreite. Während er so in Unthätigkeit hinlebte, stürzte ihn die Liebe in einen furchtbaren Zwiespal mit sich selbst; lange kämpfte sein Verstand, der diese Liebe als unwürdig verwarf, mit seinem schwachen, von Leidenschaften beherrschten Herzen, bis er endlich die Freiheit errang. Damals fühlte er lebhafter als je das Bedürfniß nach Geistesthätigkeit. Ein früherer

dramatischer Versuch, zu dem ihm zufällig die Langeweile getrieben, fällt ihm in die Hände, und er glaubt eine Stimme in seinem Innersten zu vernehmen, die ihm die dramatische Dichtkunst als seine Bestimmung anzeigt. Er geht sogleich ans Werk; sein erster Versuch wird mit unverdientem Beifall gekrönt, und er verpflichtet sich in einem Alter von kaum 27 Jahren gegen sich selbst, alles daran zu setzen, ein tragischer Dichter zu werden. Aber jetzt, da er seine Kräfte und Mittel zu diesem neuen Berufe prüft, tritt ihm in ihrer ganzen Riesengestalt seine Unwissenheit vor Augen; er sieht sich zu dem harten Entschluß gezwungen, in einem schon reifen Alter von den ersten Elementen anzufangen; aber er beginnt sogleich ihn auszuführen; er studirt zunächst lateinisch und toscanisch, zu welchem Ende er selbst nach Toscana geht. Auf dieser Reise lernte er die Gräfin von Albany, geborne Gräfin von Stollberg, kennen, an die ihn bald eine edle und unauslöschliche Liebe kettete. An ihr fand sein Herz einen würdigen Gegenstand, wie ihn sein Geist in der Dichtkunst gefunden hatte; die bisher unbestimmten Begierden seiner Seele hatten nunmehr eine feste Richtung genommen; von nun an rang er mit rastlosem Eifer nach dem dichterischen Lorbeer, um ihr zu gefallen, ihrer würdig zu seyn, deren Achtung und Liebe allein Werth fur ihn hatte. Um völlig frei und unabhängig auf der betretenen Bahn fortgehen zu können, zerbrach er auch die letzten Bande, die ihn an sein Vaterland knüpften, dessen erniedrigter Zustand ihn mit Abscheu dagegen erfüllte. Er schenkte zu dem Ende sein ganzes Vermögen gegen eine mäßige Rente seiner Schwester. Jetzt lebte er abwechselnd in Florenz und Rom, und vollendete 14 Tragödien. Die widerwärtigen Schicksale seiner verehrten Dame hatten oft seine Ruhe gestört; dieser qualvollen Lage machte der Tod ihres Gemahls ein Ende. Beide lebten von nun an in dem innigsten und unzertrennlichsten Verhältniß. Sie allein, in der er Ersatz für eine Welt fand, kräftigte und befeuerte seinen Geist. Er lebte abwechselnd mit ihr im Elsaß und in Paris, unablässig mit der Dichtkunst und der Ausfeilung und Herausgabe seiner Werke bei Didot und Beaumarchais beschäftigt. Unterdeß brachen die Unruhen in Frankreich aus. Sein edles, allein für wahre Freiheit begeistertes Gemüth mußte das Trugbild derselben, dem die Revolution huldigte, mit Abscheu und Verachtung betrachten. Er verließ daher aus Widerwillen Frankreich und ging nach England. Nur durch das stete Fallen der Assignate gezwungen, kehrte er nach Paris zurück, höchst mißvergnügt und erzürnt, die heilige Sache der Freiheit von frevelnden Händen geschändet zu sehen, und durchaus unfähig zu den geringsten Geschäften. Diese Gemüthsfolter ertrug er bis gegen das Ende des August 1792, wo er Paris verließ und eben noch den gräßlichen Septemberscenen durch die Flucht entging. Seitdem lebte er mit seiner unzertrennlichen Gefährtin in Florenz, die Ruhe kehrte, wenigstens periodisch, zu ihm zurück; er nahm seine gewohnten Arbeiten wieder vor, schrieb noch seine Satiren und sechs Comödien, und studirte in den letzten Jahren mit unermüdlichem Eifer die griechische Sprache, mit deren Dichtern er erst bekannt wurde, als er seine Laufbahn bereits vollendet hatte. Mitten unter diesen seine Kräfte erschöpfenden Arbeiten starb er am 8ten October 1803. Alfieri hat sich als dramatischer Dichter in drei verschiedenen Gattungen versucht; wir besitzen von ihm 21 Tragödien, sechs Comödien und eine Tramelogödie. Wollen wir ein gerechtes Urtheil über ihn als dramatischen Dichter aussprechen, so dürfen wir

nicht verhehlen, daß alle seine Werke in dieser Gattung nur als Bestrebungen eines großen Geistes anzusehen sind, der sich in seinem wahren Wirkungskreise vergriffen hat. Ueberdruß an Müßiggang und ein geheimer innerer Drang machten Alfieri zum Dichter; und er, der selten die Mittelstraße ging, konnte sich unmöglich bei einer Beschäftigung, auf die er sein ganzes Leben zu wenden beschloß, die Mittelmäßigkeit zum Ziele setzen. Er spricht es vielmehr nicht undeutlich aus, daß sein hohes Bestreben dahin gehe, sich in der in seinem Vaterlande bis auf ihn noch vernachläßigten dramatischen Kunst jenen unsterblichen Meistern des Gesanges beizugesellen, welche Italien besitzt. Er rang nach diesem unverwelklichen Lorbeer reines Herzens mit hoher Kraft, und diese edeln Eigenschaften entwaffnen den bittern Tadel, der dem Mißlingen in der Kunst wohl sonst zu folgen pflegt. Er war würdig zu erreichen, was er nicht erreichte, und mit den gewählten Mitteln nicht erreichen konnte. Entrüstet über die Entartung seiner Zeitgenossen, tiefen Abscheu gegen den Despotismus in einem stolzen, freien, leidenschaftlichen Herzen, war Alfieri vielmehr politisch als poetisch begeistert. Mitten in einer erniedrigten Umgebung wollte er Kraft, Muth und Freiheitssinn in die erschlafften Gemüther hauchen, aber es schien ihm unwürdig, sich dazu der schmeichelnden Künste der Rede zu bedienen, er entsagte geflissentlich allem Schmuck, und wollte durch Hoheit der Gedanken, durch kraftvolle Kürze und männlichen Ernst gefallen; aber er vergaß, daß er damit zugleich den wesentlichen Eigenschaften des Dichters entsagte. Seine Tragödien sind schroff und starr; die Anlage bis zur Dürftigkeit einfach; der Vers hart und ungefällig; die Diction entbehrt durchaus jenes zauberischen Farbenglanzes, wodurch allein der Dichter das innerste Gemüth aufregt. War Alfieri's Geist in seiner Jugendblüthe zu spröde für die Tragödie, so mußte er nothwendig Schiffbruch leiden, als er sich in seinem Alter, wo längst die süße Täuschung des Lebens vor seiner Seele geschwunden war, und die nackte Wirklichkeit in ihrer traurigen Armseligkeit vor seinen Augen lag, in der Comödie versuchte, die ohne leichten Witz und heitern Scherz völlig erstarrt. Auch in der Comödie hat er eine durchaus ernste, meistens politische Tendenz; die Erfindung ist leer, die Verwickelung ohne alles Interesse; die Charaktere sind, wie in der Tragödie nur allgemeine Umrisse, ohne Individualität; so stehen die Comödien noch weit unter den Tragödien, und sind seines hohen Geistes nicht würdig. Dagegen halten wir für das gelungenste unter allen dramatischen Werken Alfieri's den Abel, welchen er, um ihm einen seiner Seltsamkeit angemessenen seltsamen Namen zu geben, eine Tramelogödie nannte. Alfieri, der zuerst diese Zwittergattung zwischen der Tragödie und Oper erfand, hatte sich vorgenommen, sechs Stücke in derselben zu liefern, und wir glauben es ernstlich bedauern zu müssen, daß er nicht durch mehrere Tramelogödien die Eigenthümlichkeit dieser Gattung genauer bestimmt hat. Im Abel erscheint sie als ein Gemisch von Tragödie und Oper, in welchem sich der erhabenste lyrische Schwung mit der größten Simplicität vereiniget findet. Alfieri's am freiesten in den Extremen sich bewegender Geist befand sich hier recht eigentlich in seiner Sphäre, und wenn die Gattung überhaupt vor der Kritik bestehen kann, so machen Erfindung und Ausführung den Abel unleugbar zu einem schönen Dichterwerke; es ist der höchste Gipfel, zu dem sich Alfieri's Genius erhoben hat. Außer diesen dramatischen Originalwerken besitzen wir von

Alfieri ein episches Gedicht in vier Gesängen, mehrere lyrische Gedichte, sechzehn Satiren, ein Gedicht, Misogallo, und poetische Uebersetzung vom Terenz, Virgil, und einigen Stücken des Aeschylus, Sophokles, Euripides und Aristophanes. Von seinen prosaischen Werken ist das wichtigste und interessanteste seine Selbstbiographie (deutsch 1812, im Verlage des Kunst- und Industrie-Comtoirs von Amsterdam in Leipzig. 2 Theile, 3 Thaler), die uns die ganze Eigenthümlichkeit dieses Mannes vor Augen legt. M.

Alfred oder Aelfred der Große, König von England (geb. 849, gest. 900), gehört unter die geringe Anzahl Fürsten, denen die Nachwelt den so oft gemißbrauchten Namen des Großen ohne Weigerung zugesteht. Er bestieg den englischen Thron 872, zu einer Zeit, wo die Dänen oder Normänner, die schon seit 787 den Engländern furchtbar waren, ihre Eroberungen und Verwüstungen in diesem Lande immer weiter verbreiteten. Alfred zog gegen sie, wiewohl anfangs nicht mit Glück, zu Felde, und schloß Vergleiche mit ihnen ab, die aber nicht von ihnen gehalten wurden. Sie setzten vielmehr ihre Verwüstungen, welche besonders die Kirchen trafen, fort. Da sie endlich so große Verstärkung von ihren Landsleuten erhielten, daß Alfred nicht wagen konnte, ihnen Widerstand zu leisten, flüchtete er sich verkleidet, und stand über ein Jahr lang bei einem Schäfer im Dienste. Allein eben in diesem Zustande, der ihm jeden Widerstand unmöglich machte, sann er darauf, diesen nachdrücklich vorzubereiten. Er erfuhr, daß seine Unterthanen sich in der Stille gegen ihre Feinde rüsten, gab ihnen daher von seinem Aufenthalte Nachricht, hielt es aber für das beste, über die Verfassung, in der sich die Dänen befänden, selbst Kundschaft einzuziehen. In dieser Absicht begab er sich, als Harfenspieler verkleidet, in das Lager des dänischen Königs Guthrum, und da er hier unter der Maske seiner musikalischen Talente deutlich genug wahrnahm, daß die Dänen sich einer völligen Sicherheit und Sorglosigkeit überließen, eilte er zu seinem Heere zurück, stellte sich an dessen Spitze, und erfocht über dieselben einen so vollkommenen Sieg, daß sie genöthigt wurden, um Frieden zu bitten. Er gestattete den noch im Lande befindlichen sich anzubauen; doch mußten sie sowohl, als ihr König, das Christenthum annehmen. Von jetzt an machte er in seinem Lande die besten Einrichtungen. Er legte Festungen an, übte einen Theil seiner Unterthanen in den Waffen, während er durch den andern den Ackerbau betreiben ließ. Von Zeit zu Zeit suchten indeß neue Schwärme der Dänen in sein Land einzubrechen: dies gab Alfred Gelegenheit, Schiffe erbauen zu lassen, und sowohl mit diesen, als auch mit seinen Landtruppen den Feinden, wenn sie landen wollten, tapfern Widerstand zu leisten und ihre Landungen zu verhindern. Außer dem, daß er auf diese Art für die Sicherheit seiner Unterthanen sorgte, war er auch zugleich für mehrere Bildung derselben durch Gesetze und Unterricht bedacht. Er ließ zu dem Ende die Gesetze seiner Vorfahren zusammentragen, und vermehrte sie, übersetzte auch selbst die Psalmen und die äsopischen Fabeln und einige andere Schriften in die englische oder damalige angelsächsische Sprache, und legte eine Schule zu Oxfort an. Sein vorzüglichstes Augenmerk ging jedoch auf zwei Stücke, nämlich: seine Feinde so viel wie möglich zur See zu bekriegen, und an seinem Hofe die in den Wissenschaften und Künsten erfahrensten Männer zu unterhalten. Durch seinen häufigen und vertrauten Umgang mit diesen erwarb er sich selbst viel Kenntnisse, verglich die verschiedenen Nachrichten, die er von ihnen einzog, und wußte

sie bei seinem Scharfsinne und seiner Klugheit sehr gut zu benutzen. Ihm bleibt besonders das Verdienst, zu Englands Seemacht den ersten Grund gelegt zu haben. Denn er war es, der zuerst Schiffe oder vielmehr Galeeren erbauen ließ, die sechzig Ruder hatten, und hierdurch sowohl als auch in Ansehung ihrer Größe und Beschaffenheit, noch einmal so stark waren, als die größten vorher gebräuchlich gewesenen Schiffe. Er glaubte mit Recht, daß eines Theils schon die Größe dieser Schiffe dem Feinde ein Schrecken einjagen müßte, und andern Theils, daß im Gefechte ein solches Schiff eine große Anzahl kleinerer Fahrzeuge vernichten könne. Daß übrigens Alfred die von ihm erbauten Schiffe nicht bloß gegen seine Feinde, sondern auch zu andern Zwecken angewandt habe, ist mehr als wahrscheinlich. Es scheint daher die Nachricht einiger Schriftsteller: daß er einige Entdeckungsreisen nach den normegischen und lappländischen Küsten, und sogar nach Ostindien habe unternehmen lassen, und aus jenen Ländern Wallroßzähne, aus diesem Edelsteine und andere Waaren erhalten habe, ziemlich glaubwürdig, zumal da man selbst die Personen, die er zu diesen Reisen gebraucht, namentlich angibt. Und so wäre denn Alfred auch der erste, der seine Unterthanen auf Indien aufmerksam gemacht hat.

Algarotti (Francesco Graf), gehört unter diejenigen italienischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts, die mit dem meisten Erfolge das Studium der ernstern Wissenschaften mit der Ausübung der Künste verbunden haben. Er war zu Venedig im J. 1712 geboren, studirte zu Rom, Venedig und zuletzt, unter Manfredi und Zanotti, zu Bologna. Diese berühmten Gelehrten gewannen ihn lieb wegen seiner glücklichen Anlagen, und beschleunigten seine Fortschritte in der Mathematik, Geometrie, Astronomie, Philosophie und Physik. Dieser letztern Wissenschaft und der Anatomie widmete er sich mit Vorliebe. Nicht minder eifrig hatte er das Lateinische und Griechische studirt, auch großen Fleiß der toscanischen Sprache gewidmet. Seine lebhafte Wißbegierde trieb ihn frühzeitig auf Reisen. Er sah Frankreich, England, Rußland, Deutschland, die Schweiz und alle bedeutenden Städte Italiens, und fixirte sich erst in den letzten zehn Jahren seines Lebens in seinem Vaterlande. Als 21jähriger Jüngling schrieb er zu Paris den größten Theil seines Neutonianismo per le dame, im Geschmack der Pluralité des mondes von Fontanelle, und legte dadurch den Grund zu seinem Ruhm. Voltaire und dessen gelehrte Freundin, die Marquise du Chatelet, Friedrich II., Chesterfield, Hume, Pitt, Maupertuis und andere berühmte Männer nahmen das Werk mit ausgezeichnetem Beifalle auf. Bis 1739 lebte Algarotti abwechselnd bald in Paris, bald in Cirey bei der Marquise du Chatelet, bald in London. In dem gedachten Jahre machte er mit dem Lord Baltimore eine Reise nach Petersburg. Auf dem Rückwege besuchte er Friedrich II., der damals als Kronprinz in Rheinsberg wohnte. Der Prinz fand so viel Gefallen an ihm, daß er ihn gleich nach seiner Thronbesteigung zu sich berief, und ihn nebst seiner Familie in den Grafenstand erhob, welche Ernennung nachmals von dem venetianischen Senat bestätigt wurde. Nicht minder schätzte ihn der König August III. von Polen, welcher ihn nach Dresden berief, und ihm den Charakter eines Geheimenraths beilegte. Er lebte nun abwechselnd zu Berlin und Dresden, besonders an ersterm Orte, nachdem er 1747 von Friedrich II. den Orten des Verdienstes und den Kammerherrnschlüssel erhalten hatte. Im J. 1754 aber kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er

anfangs zu Venedig, nachher zu Bologna, und seit 1762 zu Pisa wohnte. Hier starb er 1764 an der Auszehrung, nachdem er lange an der Hypochondrie gelitten hatte. Den Entwurf zu seinem Monument, welches auf Friedrichs II. Kosten auf dem Kirchhofe (Campo santo) zu Pisa errichtet wurde, hatte er selbst gemacht. Der König aber hatte die Inschrift darauf setzen lassen, welche nach einer durch des Grafen Bruder vorgenommenen unschicklichen Veränderung des Rex in magnus also lautet: Algarotto Ovidii aemulo, Neutoni discipulo. Fridericus magnus; und darunter: Hic jacet Fr. Algarottus non omnis. In jener Inschrift ist auf Algarotti's berühmteste Werke, seinen Congresso di Citera und seinen Neutonianismo hingedeutet. Unstreitig gehört Algarotti zu den ausgezeichnetsten Männern aus dem Jahrhundert Friedrichs II. Seine Kenntnisse waren weit umfassend, und in mehrern Fächern gründlich. In Ansehung der Malerei und Baukunst gehört er zu den größten Kennern in Europa. Viele Künstler sind unter seiner Leitung gebildet worden. Er selbst zeichnete und ätzte mit vieler Geschicklichkeit. In seinen Werken, welche von dem mannigfaltigsten Inhalte sind, zeigt sich überall Witz mit Scharfsinn gepaart, seine Poesien sind voll Anmuth und Feuer; und seine Briefe gehören zu den schönsten, welche die italiänische Sprache aufzuweisen hat. Unter seinen Saggi sopra le belle arti sind die Versuche über die Malerei die wichtigsten. Eine vollständige Angabe seiner Werke würde hier zu weit führen. Es gibt mehrere Sammlungen derselben, die neueste ist zu Venedig 1791 bis 1794 in 17 Bänden erschienen.

Algebra. Dieser wichtige Theil der Mathematik ist die Wissenschaft, endliche Größen nach allgemeinen Zeichen zu bestimmen und zu finden. Da man sich zu diesen Zeichen der Buchstaben bedient, so hat man sie auch Buchstabenrechnung genannt. Einige Schriftsteller nennen die Algebra die Wissenschaft, eine jede gegebene mathematische Aufgabe aufzulösen; allein dieser Begriff wird richtiger der Analysis zugeeignet, von welcher die Algebra ein Theil ist, und zwar derjenige, welcher sich mit endlichen Größen beschäftigt. Die Algebra hat zwei Theile: der erste faßt die eigentliche Buchstabenrechnung, oder diejenige Wissenschaft in sich, welche die Größen unter den Zeichen der Buchstaben berechnet; der andere lehrt die Art und Weise, wie man sich dieser Buchstabenrechnung zur Auflösung der Aufgaben geschickt bedienen soll. Diesen letztern Theil, welcher der größte und wichtigste ist, nennt man auch schlechtweg die Algebra. — Ursprünglich bedeutet das Wort Algebra (im Arabischen) die Kunst, einen gebrochnen Knochen zu heilen, daher noch jetzt im Spanischen Algebrist ein Mann, der Beinbrüche und Verrenkungen heilt.

Algier, eine von den drei nordafrikanischen Republiken Algier, Tunis und Tripolis. Es liegt westwärts von Tunis am mittelländischen Meere und begreift 9000 Q. M. Mehrere Aeste des Atlas, deren höchste Gipfel beständig mit Schnee bedeckt sind, durchschneiden das Land. Von diesen laufen verschiedene, zum Theil ansehnliche Ströme nach dem mittelländischen Meere. Die Luft ist gesund und angenehm, im Sommer aber, bei wehenden Südwinden, zum Ersticken heiß; der Boden an den Küsten und Strömen äußerst fruchtbar, Land einwärts aber gegen die Wüste zu, immer sandiger und wilder. Die natürlichen Producte sind hier wie überall in Nordafrika; eben so auch die Bewohner, welche in Mauren, Beduinen, Berbern, Juden, Negern, Christen bestehen. Der Staat wird in drei Provinzen, Mascara, Titeri und Constantine getheilt, und ist eine aristokratische Republik unter

dem Schutze des türkischen Kaisers. Im Alterthume war Algier ein Theil des numidischen Reichs, bewohnt von phönicischen Colonisten, die etwa 300 Jahre vor Chr. Geb. sich hier mit ihrem Kunstfleiße niederließen. Cäsar machte es (44 Jahre vor Chr.) den Römern zinsbar. Seitdem hatte es mit Tunis und Tripolis einerlei Schicksal. Unter den Arabern war Algier eine Provinz von Telmesan, vorher von Marocco, und ein Abfindungsland für dessen jüngere Prinzen, das Abu Hamu von Telmesan, nachdem schon seine Vorfahren es den Meriniden von Marocco entrissen hatten, nach 1303 wieder an sich brachten und nun 1443 Abul Abbas verlor. Es war hernach dem Könige von Budscha (Bugia), doch mit Beibehaltung der republikanischen Freiheit, zinsbar. Um das J. 1505 suchten die Einwohner, da sie der König von Budscha gegen die Spanier nicht schützen konnte, Hülfe gegen sie bei einem arabischen Fürsten, Selim Eutemi, und übergaben ihm ihre Stadt, mußten sich aber den Spaniern unterwerfen. Im J. 1516 riefen die Algierer Horuk Barbarossa, einen türkischen Seeräuber zu Hülfe, der sich daselbst zum Könige einsetzte, und dem sein Bruder, nachdem er erschlagen worden war, 1519 (1520) folgte. Dieser übergab das Reich an den türkischen Kaiser Selim als dessen Pascha, mit welchem Titel sich auch seine Nachfolger begnügten. Mit diesem Staate ward 1551 und 1560 Telmesan und 1541 Budscha und Tenes verbunden. Nach 1600 veränderten die Algierer die Verfassung, und setzten aus ihrem eigenen Volke einen Dey über sich, mit Beibehaltung des Pascha, doch ohne ihm Antheil an der Regierung zu verstatten. Im J. 1710 nahm der Dey, Baba Ali, selbst den Titel eines Pascha an, und verband beide Würden mit einander. Mit diesem regieren die türkischen Mitglieder der Miliz, doch ohne Abhängigkeit vom Sultan. Algier wurde in den neuern Zeiten wegen seiner Seeräubereien häufig von den Europäern angegriffen. England und Holland z. B. schickten 1655 ihre Flotten gegen Tetuan, Algier, Tunis und Tripolis. Sie wiederholten ihre Rache 1659, 1661, 1670, 1671; es wechselten Züchtigungen und Friedenstractate, bis endlich Holland 1679 und England 1682 feste Friedensverträge mit Algier unterzeichneten. Den meisten Bestand hatte der letztere, er ward 1700, 1703, 1716 und zuletzt 1762 erneuert. Ludwig XIV. züchtigte am empfindlichsten Algier durch du Quesne (1682 u. 1683) und nur der Friede endigte 1684 die Bedrängniß der Algierer. — Schweden und Venedig schlossen 1726 mit Algier Freundschaftsverträge, Oesterreich 1726, Frankreich erneuerte 1793 die alten Verträge, Dänemark 1772, Spanien 1785. — Die Hauptstadt Algier hat über 100,000 Einwohner.

Alicante, eine wohlgebaute, an einem Busen des mittelländischen Meeres, im spanischen Königreiche Valencia gelegene, stark befestigte Stadt mit einem guten Hafen, deren Belagerung die Franzosen noch nicht haben unternehmen können. Die Einwohnerzahl beträgt 15,000. Außer Salz, Mandeln, Oliven, Wolle, Baumöl, Datteln und Weingeist ist der vorzüglichste Ausfuhrartikel der gute, schwärzlich trübe, süße Wein, welcher unter dem Namen des Alicante-Wein bekannt ist. Carl V. pflanzte ihn zuerst an, indem er Reben vom Rheine hieher bringen ließ. Die rothe Sorte, die man vino tinto nennt, ist die beste. Er wächst in einem kleinen Bezirk. Eingeführt werden Leinwand, allerlei Zeuge, Tücher, Flachs u. s. w. Alicante ist überdies die Handlungsniederlage zwischen Spanien und Italien, weil der Zoll hier geringer ist als zu Valencia und Carthagena. Seit 1798 war hier auch eine Akademie für die Schifffahrtskunde eröffnet.

Alkali, Alkalien, alkalische Salze, Laugensalze, sind Grundstoffe, welche einen besonders scharfen Geschmack haben, mit den Säuren aufbrausen, den Veilchensaft und ähnliche blaue Pflanzensäfte grün färben und alle in Säuren aufgelösete Körper niederschlagen. Man unterscheidet zwei Arten von Alkalien, feuerbeständige oder fixe und flüchtige. Jene haben einen besonders brennenden laugenhaften Geschmack, sind im Feuer beständig und zerfallen in Pflanzenalkali (Potassinum) und Mineralalkali (Natrum); diese hingegen verflüchtigen sich leicht in der Wärme. Die allgemeinen Eigenschaften der Alkalien sind folgende: Sie ziehen die Feuchtigkeit aus der Luft leicht an, wenn sie nicht mit Kohlensäure verbunden sind, und können daher gebraucht werden, Gasarten vom Wasser zu befreien; während sie die übrigen blauen Pflanzensäfte (den Indigo ausgenommen) grün färben, erhöhen sie die blaue Farbe des Lackmußes; sie stellen die Farben, die durch Säuren verändert worden sind, wieder her; sie verändern die rothen Pflanzenfarben, vorzüglich die des Fernambuks in blau oder violett und die der Curcume oder andere gelbe Pflanzenfarben in röthlich braun; sie trennen (im kohlensauren Zustande) alle in Säuern aufgelösete Dinge. Die metallischen Auflösungen trennen sie sowohl im ätzenden als kohlensauern Zustande, und die Niederschläge erscheinen mit verschiedenen Farben; sie lösen im ätzenden Zustande Oele, Fettigkeiten, harzige Stoffe auf, wodurch Seifen entstehen; auch wirken sie im ätzenden Zustande sehr stark auf alle thierischen Theile, lösen sie auf und bringen neue Verbindungen hervor, die den Seifen ähnlich sind; so wirken sie auch auf einige Pflanzen, wie die Schwämme; im ätzenden Zustande verbinden sie sich mit dem Schwefel und bilden die Schwefelleber; sie lösen sich, wenn sie frei von Kohlensäure sind, in Weingeist auf, und die Flüssigkeit erhält eine rothe Farbe; sie scheiden das Ammoniak aus seinen Verbindungen mit Säuern; sie setzen mit Säuern Neutralsalze zusammen; sie lösen im ätzenden Zustande die Thonerde auf, die im Wasser erweicht worden ist; im ätzenden Zustande im Wasser aufgelöset, lösen sie die Kieselerde auf; im Feuer entsteht durch diese Verbindung Glas, welches aber im Wasser lösbar ist, wenn man wenig Kieselerde angewendet hat; sie kommen in den mehrsten Fällen mit Kohlensäure verbunden vor, und dann brausen sie mit andern Säuern, indem die Kohlensäure ausgetrieben wird; sind sie völlig ätzend, so erhitzen sie sich bei der Lösung im Wasser.

Alkämenes, ein berühmter griechischer Bildhauer in Erz und Marmor, der berühmteste Schüler des Phidias. Seine gepriesensten Werke waren sein Sieger in fünf Wettstreiten, sein Vulkan, seine Venus in den Gärten (eine der schönsten Statuen in Athen) und sein Amor.

Alkmar (Heinr. v.), von Geburt ein Niederländer, lebte ums J. 1470 zur Zeit der Meistersänger am Hofe des Herzogs Renatus von Lothringen, dessen Lehrer er war. Mit ruhiger, klaren, leidenschaftlosen Ansicht der Dinge und Begebenheiten verband er durchdringenden Scharfblick, genaue Kenntniß der Tiefen des menschlichen Herzens, unerschöpfliche Erfindungskraft und hohen Reichthum an Witz und Laune. Er ist der Verfasser des Reinecke Fuchs, eines Gedichtes in niedersächsischer, plattdeutscher Mundart, in gereimten jambischen Quadernarien, deren Held und handelnde Personen Thiere sind. Den Stoff schöpfte er aus Dichtern des 12ten und 13ten Jahrhunderts. Lange war das Gedicht das Lieblingsbuch der Nation, und während Einige es als eine Fundgrube der Moral und Politik betrachteten, ergötzten

sich Andere an der höchst unterhaltenden Geschichte selbst. Man kann es ein äsopisches Epos nennen, und unter diesem Gewande rügt er alle Laster der großen Welt, die List und die Ränke der Hofleute, die schändlichen Ausschweifungen der Geistlichkeit und viele Bübereien der bürgerlichen Stände in damaliger Zeit mit einer Freimüthigkeit, die bisweilen an Verwegenheit gränzt. Wie die Mundart das Drollige erhöht, so wird durch den Vers, der sich stets mit Leichtigkeit und Anmuth fortbewegt, und worin sich der Reim fast durchgehends von selbst dargeboten zu haben scheint, das Ganze belebt. Die älteste Ausgabe des Reinert, oder Reinecke de Voß, ist von 1498. 4. (Lübeck). Die beste neuere Ausgabe in niedersächsischer Mundart ist von G. Bredow. Eutin 1798. 8. Man hat dieses Gedicht in mehrere Sprachen übersetzt, und Göthe hat es in Hexametern bearbeitet.

Alkohol, jede in das allerfeinste Pulver aufgelösete Substanz insbesondere der bis auf den höchsten Grad rectificirte, abgezogene Weingeist.

Alla Breve wird ein Tonstück überschrieben, das in einer doppelt so geschwinden Bewegung, als sonst bei eben der Art Noten Statt findet, vorgetragen werden soll, so daß eine ganze Tactnote so geschwind als sonst eine halbe, eine halbe so geschwind als sonst ein Viertel u. s. f. gespielt wird. Man pflegt auch zur Bezeichnung dieser Tactart den Tonstücken ein Zeichen vorzusetzen, das einem durchstrichenen C gleich sieht. Uebrigens bedient man sich auch des Ausdrucks: alla Capella; und diese Benennung rührt von den aus dem Choralgesange entlehnten Subjecten her, wovon zwar die Notenfiguren ihrer Größe nach eben dieselben sind, gleichwohl nicht choralmäßig, d. h. wie sie die Gemeinde in der Kirche singt, sondern lebhafter, so wie es in den Capellen gewöhnlich ist, ausgeführt werden sollen.

Allah ist im Arabischen der Name Gottes, des Schöpfers der ganzen Natur, von welchem Mahomed sagt, er sey der Einzige, der sein Wesen von sich selbst habe, ihm sey nichts gleich in der ganzen Reihe der Wesen. Alle Geschöpfe hätten das ihrige von ihm erhalten; er sey der, welcher weder zeugt noch gezeugt worden sey. Er ist der Herr der Körper- und Geisterwelt, dessen, als des einzigen und wahren Gottes, Verehrung Mahomed als die Hauptlehre seiner Religion überall einschärft. Das Wort ist aus dem Artikel Al und dem Worte Elah zusammengesetzt, welches den Verehrten und zu Verehrenden bezeichnet und der Singular zu Elohim ist.

Alle für Einen und Einer für Alle (in solidum) heißt, wenn sich mehrere Personen zu einer Zahlung oder sonstigen Leistung dergestalt verbindlich machen, daß Einer für Alle und Alle für Einen bezahlen müssen. Dies ist in Verschreibungen, welche von Mehreren gemeinschaftlich ausgestellt sind, nur dann der Fall, wenn dieser Ausdruck wirklich gebraucht worden. Außerdem kann der Gläubiger nur Jeden für seinen Theil belangen, es müßte denn auf die Rechtswohlthat der Division Verzicht geleistet seyn. Wen unter den Verpflichteten der Gläubiger einer solidarischen Schuld zuerst angreifen will, hängt von seiner Wahl ab, und es ist gleichgültig, ob sein Name zuerst oder zuletzt unter dem Documente steht.

Allegorie. Dieses griechische Wort bezeichnet seinem Ursprunge nach eine Darstellung, in welcher die Zeichen, durch welche man darstellt, noch etwas anderes bedeuten sollen, als sie unmittelbar, d. i. nach ihrem gewöhnlichen Gebrauch, und abgesehen von ihrer besondern Zusammenstellung ankündigen (das Wort ist nämlich gebildet aus ἄλλο

und *ἀγορεύειν*). Der herrschend gewordne Gebrauch dieses Ausdrucks verlangt aber: 1. eine Verwandtschaft oder Gleichartigkeit dieses verborgenen und des unmittelbar wahrnehmbaren Sinnes, welche beide gleichsam einander parallel fortlaufen müssen; denn sonst würde auch die Ironie, in welcher durch das Positive an das entgegengesetzte Negative erinnert wird, hieher gehören; 2. die Kunst, durch den vor Augen liegenden Sinn des Dargestellten, jenen andern vermittelst dieser Gleichartigkeit in dem Gemüthe des Anschauenden sicher zu erwecken; welche Kunst um so größer ist, je sichrer beim Anschauen des unmittelbar vor Augen liegenden (des Bildes), die ihm entsprechende höhere Bedeutung des dargestellten, das ideale Gegenbild, sich vor der Phantasie des Anschauenden entfaltet, so daß vor dem klaren Anschauen des Letztern das Erstere fast verschwindet, und allmählig zurücktritt. Im Allgemeinen nennt man daher Allegorie jede Darstellung, in welcher ein Gegenstand durch einen ähnlichen oder verwandten ausgedrückt wird. Der vor Augen liegende Sinn der Darstellung ist gewöhnlich ein sinnlicher oder historischer (im weitern Sinne), welcher auf der natürlichen und gewöhnlichen Bedeutung der Zeichen und ihrer Zusammenstellung beruht, und einen besondern Gegenstand, eine besondere Thatsache und Begebenheit, sie sey nun wirklich geschehen, oder werde nur als geschehen vorgestellt, enthält und ankündigt; der verborgene und bei dem Anschauen des ersteren hervortretende Sinn aber ein geistigerer und allgemeinerer, welcher über einzelne Fälle und Thatsachen, auf welche die Darstellung sich bezieht, hinausgeht, und in dem Reiche des Idealen liegt. Hieraus leuchtet ein, warum man jede schöne Kunst in gewissem Sinne allegorisch nennen kann, — denn es will das schöne Kunstwerk durch individuelle sinnliche Zeichen, etwas Höheres, Ideales darstellen, — im strengen Sinne aber Allegorie nun ein solches Product der Kunst genannt wird, in welchem die Zeichen der Darstellung so verbunden sind, daß sie durch ihre Verbindung einen doppelten, d. i. einen besondern und einen allgemeinen Sinn enthalten und darstellen, welche doppelte Bedeutung eines sinnlichen Gegenstandes oder eines Factums zugleich eine ursprüngliche Verwandtschaft des besondern und allgemeinen, ja der Natur und des Geistes überhaupt voraussetzt, vermöge welcher das Sinnliche für uns etwas Geistiges bedeuten, und das Ideale durch etwas Individuelles repräsentirt werden kann. Hieraus leuchtet ferner ein, warum man oft das Allegorische dem Historischen (in jenem weitern Sinne genommen) entgegensetzt, und dann die Allegorie ein Phantasiebild, eine Phantasie (in objectiver Bedeutung) und Idealdarstellung vorzugsweise zu nennen pflegt. Denn ob es gleich Darstellungen geben kann, denen ein eigentliches historisches Factum, d. i. eine Thatsache oder Begebenheit, aus dem Kreise der Geschichte genommen, zum Grunde gelegt ist, welchen man aber einen noch höhern und allgemeinern Sinn zu geben versucht hat, welche Darstellungen man historische Allegorien genannt hat; so hat doch theils das Geschichtliche schon an und für sich selbst so viele Bedeutung, daß dasselbe, wenn eine allgemeine Deutung den eigenthümlichen Charakter desselben — wie die Erfahrung lehrt — auch nicht zu zerstören pflegte, den Blick noch fortdauernd auf das Individuelle hinziehen würde, wodurch zugleich der Zweck der Allegorie, im Sinnlichen und Besondern ein geistiges Gegenbild, eine allgemeine Wahrheit darzustellen, verschwinden müßte. Daher das Besondere, welches der Allegorie zum Grunde liegen muß, lieber unmittelbar ein Gegenstand und Erzeugniß der schaffenden Phantasie ist. Endlich

leuchtet auch ein, warum die Allegorie nur in den sogenannten redenden Künsten, d. i. Beredsamkeit und Dichtkunst, und unter den bildenden nur in der Malerei und Plastik, so wie in den mimischen Künsten, keinesweges aber in der Musik und Baukunst vorkommen könne; denn nur die erstgenannten Künste sind durch ihre Darstellungsmittel fähig, einen doppelten Sinn darzustellen und neben der besondern eine allgemeine Deutung zu enthüllen, der Charakter der letztern aber ist schon durch ihre Darstellungsmittel ein sinnbildlicher, denn sie deuten, nach ihrem reinsten Wesen gedacht, durch eine geistige Harmonie der Grundformen des Sichtbaren und Hörbaren, des Menschen idealstes, d. i. über die Wirklichkeit hinausgehendes harmonisches Gefühl und Leben, und zwar die Musik, das innere Leben des Gefühls, durch den ihm verwandten Ton, die Baukunst aber das äußere harmonische und mit dem innern harmonirende Leben durch Erhöhung und Idealisirung der äußern Umgebung, kräftig, obwohl im Verhältniß zu dem Begriff, zu welchem sich Worte, lebendige Gestalten und ihre Bewegung durch ihre Zusammenstellung und Verbindung erheben lassen, nur dunkel und undeutlich an. So giebt es aber selbst in den erstgenannten Künsten Darstellungen, deren Gegenstände historisch sind oder der Sage angehören, und dennoch, unbeschadet ihrer historischen Selbstständigkeit, einen allgemeinen Sinn verstatten, oder sich, wie man sagt, allegorisch erklären lassen, ohne die Allegorie zu bezwecken (z. B. Eros, Herkules, Apollon). In so fern nun bei diesen der allgemeine Sinn gleichsam aus dem Individuellen von selbst entstanden, bei der Allegorie aber der umgekehrte Fall einzutreten scheint (man denke hier an die allegorischen Personen einer Victoria, Spes), in so fern setzt man wieder das Allegorische auch dem Symbolischen entgegen, welche Ausdrücke in anderer Hinsicht oft gleichbedeutend gebraucht werden (wie z. B. wenn man den Künsten überhaupt eine allegorische oder symbolische Natur zuschreibt). Andere bestimmen den Unterschied zwischen Allegorie und Symbol so, daß sie letzteres mehr auf einen einzelnen Gegenstand, der auch noch kein selbstständiges Kunstwerk bildet, beschränken, und mithin unter Symbol ein Zeichen, wodurch ein Gegenstand oder Begriff angedeutet wird (z. B. die Bezeichnung des Friedens durch einen Oelzweig), unter einer symbolischen Gestalt die Personification eines Begriffs verstehen, erstere aber mehr auf ein größeres Ganzes von Gestalten und Bildern beziehen, durch welche, verwebt zu einer Handlung, die nicht im Kreise der Sage oder Geschichte liegt, eine sinnverwandte Wahrheit dargestellt wird; nach welchem Unterschiede eine symbolische Darstellung (z. B. Rafaels symbolische Gestalten oder allegorische Personen der Klugheit, Gerechtigkeit) sowohl für sich bestehen, als auch einen Theil der Allegorie ausmachen kann (z. B. Eros, der auf dem Löwen reitet). Indessen ist auch die Allegorie nicht immer ein allegorisches Ganzes oder ein besonderes Kunstwerk, sondern sie kommt auch als Theil eines Kunstwerks vor, und zwar in der Redekunst und Poesie; in so fern wird sie zu den rhetorischen Figuren, namentlich zu den Tropen (s. Tropen) gerechnet, und von der Metapher, welche in der Uebertragung ähnlicher und verwandter Vorstellungen und Eigenschaften auf ähnliche Gegenstände und Vertauschung derselben besteht, nur durch ihre Ausführung unterschieden, und daher auch oft eine ausgeführte Metapher mit Recht genannt. Hier wird ein Bild oder der ähnliche Gegenstand statt des darzustellenden ausgeführt, indem auch die Nebenvorstellungen und Eigenschaften desselben von jenem Bilde abgeleitet, und durch Eigenschaften dieses Bildes, nur daß diese dem-

selben ähnlich und verwandt seyn müssen, ausgedrückt werden. Dabei wird vorausgesetzt, daß das bezeichnende Bild deutlicher und stärker den Gegenstand ausdrücke, als der eigenthümliche und eigentliche Ausdruck, welcher für denselben vorhanden ist. So enthalten Shakspeares Worte: „mir ist der Kelch gefüllt mit Wermuth bis an den Rand," „wen erfreuen die Blumen, wenn ihre Wurzel verdorrt ist" eine Allegorie dieser Art. Auch hat diese Figur, wie alle Metaphern, nicht bloß in dem Mangel der Ausdrücke für gewisse Gegenstände, wie Cicero anführt, sondern noch mehr in dem Drange eines belebten Gemüths, seine Empfindungen und deren Gegenstände stark und lebendig auszudrücken, oder in dem Vergnügen, welches alle Vergleichung und die Uebung einer vorzüglichen Vergleichungskraft (Witz) gewährt, ihren vorzüglichen Ursprung. In jenem Drange ist die das Gefühl begleitende Einbildungskraft geschäftig, 1. das Geistige zu verkörpern (dieses die natürlichste, ursprünglichste und dem Wesen der Poesie angemessenste Metapher und Allegorie), 2. das Körperliche zu beleben und zu vergeistigen, oder auch 3. ähnliche Gegenstände gleicher Sphäre zu verbinden, zu vertauschen und die Naturerscheinungen zu personificiren (z. B. Aurora), worin die dreifache Art der Allegorie beruht. In dem bewegten Gemüthe aber ist die Vergleichung so schnell, die Anschauung so lebhaft, daß das Bild oder der ähnliche Gegenstand fast unvermerkt an des Vergleichenden Stelle tritt; dadurch wird der Ausdruck selbst kürzer, erweckt die Vergleichungskraft und den Witz des Lesers bei der Vorstellung des Bildes, und gewährt dadurch, wie schon überhaupt das Vertauschen verschiedener Gegenstände verwandter Sphären des Denkens, ein gewisses Vergnügen, welches die Harmonie und Einheit unserer Vorstellungen überall begleitet. Hieraus erhellen auch die Hauptgrundsätze für den Gebrauch der Allegorie in Rede und Gedicht. 1. Die Allegorie gehört zunächst dem affectvollen und leidenschaftlichen Zustande an, in welchem alles auf den Gegenstand der Gemüthsbewegung bezogen und als Eigenschaft, Ursache oder Wirkung desselben angesehen wird, eine ängstliche Vergleichung aber, oder eine ruhige Reflexion, welche, wie ein Gleichniß, die verglichenen Dinge gegenüberstellt, unmöglich ist; 2. sie liebt daher die Kürze des Ausdrucks, und ergreift 3. statt des darzustellenden Gegenstandes ein Bild, welches ungesucht denselben nach seinem Wesen und seiner Wirkung kräftiger und deutlicher als der gemeine Ausdruck bezeichnet, und nach der Wichtigkeit des Gegenstandes selbst sich richten muß. Die Allegorie als selbstständiges Ganzes oder besonderes Kunstwerk aber kann auf ähnliche Weise und auf jene dreifache Art im Großen verfahren; dann aber finden sich theils und hauptsächlich in der Foderung, daß der darzustellende Gegenstand unter der Hülle des ausgemahlten Bildes leicht und deutlich hervorschimmere. und daher auch von dem gebildeten Sinne bald entdeckt werden müsse, ohne daß doch jenes entweder eine zu große, z. B historische Wichtigkeit habe — wodurch der Gegenstand selbst verdunkelt werden würde — oder trivial sey, in welchem Falle das ästhetische Vergnügen aufgehoben werden müßte, oder endlich das Historische und Mythische mit dem Allegorischen vermischt werde, und dadurch jenes seine Bedeutung verliere (wie z. B. in der Gallerie Farnese des Annibal Caracci), theils in der didactischen Tendenz, welche die Allegorie leicht annimmt, und sich dadurch zur Prosa hinneigt (welche Tendenz in Verbindung mit gewissen Umständen, in denen es unmöglich oder unzweckmäßig war, die Wahrheit unverhüllt zu sagen, welche im Bilde eindringlicher und im Reize der Schönheit auftrat, die erste

und häufigste Veranlassung zu Allegorien dieser Art wurde), theils endlich darin, daß das Phantasiebild, unter welchem das Allgemeine gewöhnlich verhüllt wird, an sich weniger Interesse hat und weniger individualisirt ist, als die historische Thatsache, große und vorzügliche Schwierigkeiten. In diesen Schwierigkeiten aber liegt zugleich der Grund, warum die echte Allegorie so selten ist, und gemeiniglich nur in Zeiten des Verfalls der Kunst eifrig bearbeitet wird. Die letztere Schwierigkeit nöthigt oft in der bildenden Kunst, auch der Verständlichkeit wegen, zu gewissen willkührlichen und conventionellen Symbolen und Attributen (s. d. Artikel) zu greifen, welche außer dem Gegenstande liegen und den Betrachtenden kalt lassen. Daher aber vermag auch die allegorische Darstellung, mehr als irgend eine andere, die seltene Verbindung des philosophischen und poetischen Geistes von Seiten des Künstlers und in Hinsicht des Ausdrucks der Gedanken eine seltene Erfindungskraft und Vergleichungsgabe zu beurkunden; denn das Allgemeine und Besondere muß hier eins und ein unzertrennliches Ganzes werden. Sie muß aber als Kunstwerk das ganze Gemüth ansprechen, und daher nicht bloß auf den Verstand durch eine der Menschheit würdige, und der Versinnlichung fähige (d. i. nicht zu abstracte) Idee, die ihr zum Grunde liegt, sondern auch durch den belebten Ausdruck auf das Gefühl wirken, der gleichsam willig und von selbst sich an jene anschmiegt, und zum beseelten Körper derselben geworden ist, unter welchem sie nicht wie ein dunkles Räthsel verborgen liegt, sondern überall und in jedem Gliede die Form durchdringend hervorschimmert, dem Gebildeten verkörpert erscheint und ihn lebendig ergreift. Letzteres aber kann sie nur, wenn von ihr so viel als möglich alle willkührlichen und conventionellen Zeichen und Attribute, wie überhaupt alles Gesuchte entfernt sind, und die Form eine innere Verwandtschaft mit der Idee hat, durch welche sie gewissermaßen zum nothwendigen sich leicht ankündigenden Ausdrucke derselben erhoben wird; ferner wie das Besondere, durch welches sie das Allgemeine darstellt, selbst in seinen Formen Idealität besitzt und sich über die Prosa des gemeinen Lebens erhebt; endlich wenn eine belebende Einheit über dem Ganzem waltet. — Als Beispiel der poetischen Allegorie, als eines selbstständigen Kunstwerks, betrachte man die bekannte Ode des Horaz 1, 14 in welcher dieser Dichter den römischen Staat und seinen Zustand unter dem ausgemahlten und gehaltenen Bilde eines Schiffes mit poetischer Lebendigkeit, d. i. durch Handlung, schildert; die Sorge von Herder, die bekannte Erzählung von den drei Ringen, welche auch Lessing in seinen Nathan den Weisen verwebt hat; auch gehören hieher viele Fabeln und Parabeln, denn nicht alle sind an sich schon weder poetisch, noch in dem oben aufgestellten Sinne Allegorien — die Vögel des Aristophanes — denn in allen Dichtungsarten kann die Allegorie auftreten. Als Beispiel einer Allegorie in der bildenden Kunst, in welcher der Gebrauch der Allegorie überhaupt mehr auf Personification beschränkt ist, weil die bildende Kunst durch Gestalten darstellt, wobei sie öfters die Attribute bedarf, gilt Guido's Fortuna, die der geflügelte Knabe spielend bei den Haaren faßt. Hieher würden auch gehören allegorische Ballets und Pantomimen. Die weitere Verschiedenheit der Allegorie in diesen verschiedenen Künsten und ihren Formen läßt sich nur aus dem Wesen derselben erkennen und ableiten, welche Untersuchung hier zu weitläuftig werden würde. (Man vergl. darüber Lessings, Herders, Winkelmanns und Moritzs Abhandlungen und Bemerkungen über Allegorie). Daß übrigens die Allegorie häufiger in der

neuern christlichen Kunst als in der alten der Griechen und Römer besonders vorkomme, liegt in dem Charakter und der Denkweise des Alterthums und der christlichen Zeit, und ist vorzüglich durch die ihnen zum Grunde liegenden verschiedenen religiösen Weltansichten, von denen jene sich mehr von dem Individuellen zu dem Idealen erhob, diese dagegen von dem Geistigen ausging (deshalb in Ermangelung einer vielseitigen Mythologie die Kunst der freien Phantasie die Gestaltung ihrer Ideen, und Erfindung ihrer Stoffe überlassen mußte) zu begreifen. Man vergl. übrigens mit diesem Artikel in letzterer Hinsicht den Artikel Antik und Moden, und in Beziehung auf das Symbolische den Artikel Symbol. T.

Allegri (Gregorio), geb. zu Rom 1590, gest. daselbst 1640, ein Sänger in der päpstlichen Capelle, der noch jetzt in Italien als einer der geachtetsten Gesang-Componisten damaliger Zeit betrachtet wird. Besonders berühmt hat ihn das Miserere gemacht, welches bis jetzt jährlich in der heil. Woche zwei Mal in der Sixtinischen Capelle abgesungen, und welchem eine außerordentliche Wirkung zugeschrieben wurde. Wahrscheinlich hatten hieran wohl mehrere Nebenumstände, als die schwach erleuchtete Capelle, in welcher die Lichter nach und nach ausgelöscht wurden, der Ornat, in welchem der Papst und das ganze Conclave kniend an der Erde lagen rc. den meisten Antheil. Die Composition wurde übrigens sonst so heilig aufbewahrt, daß derjenige den Bann befürchten mußte, der sie zu copiren gewagt hätte.

Allegro — wörtlich heißt es hurtig — ist einer von den fünf Hauptgraden der musikalischen Bewegung, und zwar der vierte nach der im Art. Adagio angeführten Ordnung. Ein Allegro, ein Stück, das in dieser hurtigen Bewegung gespielt werden soll. Allegretto, die musikalische Bewegung zwischen Allegro und Andantino (in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Worts), mithin etwas langsamer als Allegro und etwas geschwinder als Andantino. Man sagt auch ein Allegretto.

Allemande, 1. der bekannte, ursprünglich deutsche, fröhliche Tanz; 2. eine sehr muntere Tanzmelodie in 2/4 Tact, welche viel ähnliches mit dem französischen Tambourin hat; 3. eine Gattung kleiner Tonstücke, im ganzen oder vier Vierteltact und von etwas ernsthafter Bewegung, welche insgemein einen Theil der sogenannten Suite fürs Clavier ausmacht.

Allianz, ein Bündniß zwischen zwei oder mehrern Staaten. Man theilt die Allianzen in zwei große Klassen, in Offensiv- und Defensivallianzen, oder Schutz- und Trutzbündnisse. Der Name selbst giebt schon den wesentlichen Charakter beider an; die erstern sind zum Angriffe eines gemeinschaftlichen Feindes, die zweiten zur Vertheidigung gegen die Angriffe desselben bestimmt; nicht selten vereinigen aber auch Allianzen beide Eigenschaften. Die erstern pflegen gewöhnlich nur gegen einen bestimmten Feind, die Defensivallianz dagegen unbestimmt gegen jeden Angreifer gerichtet zu seyn. Ueberhaupt zerfallen die Allianzen, was die Rechte und Verpflichtungen sowohl der Alliirten unter sich, als auch das Verhältniß derselben zu dem Feinde betrifft, in drei Hauptklassen: nämlich in s. g. Kriegsgemeinschaft — société de guerre, alliance pour faire la guerre en commun — wenn beide Theile sich verpflichten, mit gemeinschaftlichen Kräften, mit ihrer ganzen Macht, den Krieg gegen den gemeinschaftlichen Feind zu führen, wodurch alsdann jede der alliirten Mächte als hauptkriegführende Macht

angesehen wird; oder in Auxiliarallianzen im engern Sinne, wenn die Alliirten sich wechselseitig nur zu einer bestimmten Hülfe verpflichten, wo also eintretenden Falls nur die eine der verbündeten Mächte als Hauptmacht, die andre aber nur als hülfsleistende Nebenmacht erscheint, wobei noch bemerkt werden muß, daß sich bei dieser Art von Allianzen beide contrahirende Theile in der Regel nur zu einer bestimmten Hülfe verpflichten, und nur dann dieselbe gewöhnlich ins Unbestimmte auszudehnen sich wechselseitig versprechen, wenn der eine oder der andere Theil von einer dritten Macht, aus keinem andern Grunde, als wegen dieses Bündnisses angegriffen werden, oder Falls vielleicht die erste stipulirte Hülfe als vollkommen unzulänglich gefunden wurde; drittens endlich in bloße Subsidientractate, wenn die eine Macht sich nur gegen ihr gezahlte Subsidien anheischig macht, Truppen zu stellen, oder sie der andern Macht in Sold zu geben, ohne selbst irgend einen directen Antheil an dem Kriege zu nehmen. Diese letztere Art von Verbindungen, wenn sie nicht zugleich mit einer Auxiliorallianz, wie dies häufig der Fall ist, verschmolzen ist, verdient eigentlich den Namen einer Allianz nicht, da diese immer Gleichheit der Absicht und des Zwecks voraussetzt. Wenden wir diese angeführten Bestimmungen auf den Begriff von Off= und Defensivallianzen an, so folgt daraus, daß jede Kriegsgemeinschaft den Feind berechtige, die durch eine solche Allianz verbündeten Mächte, jede insbesondere, als seinen directen Feind anzusehen und zu behandeln, gleichviel ob einer Offensiv= oder Defensivkrieg führt, indem ja durch diese Verbindung jeder der Verbündeten sich zugleich als hauptkriegführender Theil darstellt. Was dagegen die Allianzen im engern Sinne, oder die sogenannten Auxiliarallianzen betrifft, so muß man, wenn sie in die Klasse der Defensivallianzen gehören, zwei Fälle sorgfältig von einander unterscheiden. War nämlich die Allianz vor dem Kriege oder vor dessen wahrscheinlichem Ausbruche geschlossen, so galt bisher allgemein die Regel: sobald ein Staat vermöge eines früher geschlossenen Allianztractats einem Andern eine bestimmte, das in dem Bündnisse stipulirte Maaß nicht überschreitende Hülfe leiste, so werde dadurch der Alliirte noch keineswegs der directe Feind desjenigen, gegen welchen diese Hülfe gebraucht werde; denn in diesem Falle sey keine feindselige Absicht bei dem Alliirten zu vermuthen, dieser erfülle vielmehr nur ein früher gegebenes Versprechen. Das Hülfscorps allein ward daher feindlich behandelt, die zwischen dem Alliirten und der Macht, gegen welche die Hülfe gegeben ward, bestehenden Verträge wurden aber keineswegs als gebrochen angesehen. War aber dagegen die Allianz erst während des Krieges, oder als der Ausbruch desselben schon nicht mehr zweifelhaft war, geschlossen, so glaubte man in einem solchen Falle ziemlich allgemein, den Alliirten als directen Feind behandeln zu dürfen, da aus seinem Verfahren die feindselige Absicht klar hervorging. War eine Offensivallianz geschlossen, so wurde, da auch hier offenbar eine feindliche Absicht zum Grunde lag, der Verbündete, selbst wenn er nur eine bestimmte Hülfe leistete, jedesmal als Feind behandelt. Bei bloßen Subsidientractaten fand dagegen eine feindselige Behandlung desjenigen Statt, der seine Truppen dem Kriegführenden gegen Subsidien überließ; ein solcher Staat ward vielmehr fortdauernd als neutral angesehn. Diese Maximen, welche so lange in Europa befolgt wurden, als es keinen übermächtigen Staat gab, der es mit allen, oder doch dem größten Theile der übrigen Mächte, selbst vereint aufzunehmen gewagt hätte, und die so wohlthätig dazu wirkten, die Ausbreitung und Aus=

dehnung der Kriege zu verhindern, wurden, wie so manche andre humane Regeln des Völkerrechts, von der neuern französischen Regierung bei mehr als einer Gelegenheit auf das gröbste verletzt; ja man war sogar schamlos genug, bloß zufällige Verhältnisse, Familienverbindungen der Regenten u. s. w. für hinreichende Ursachen feindseliger Behandlung zu erklären; ein Verfahren, das nur von einem Staate befolgt werden konnte, dessen einziges Streben auf Universalmonarchie gerichtet war. — Schließlich muß noch bemerkt werden, daß die Zahl der den Namen der defensiven führenden Allianzen die der Offensivallianzen bei weitem übersteigt, wie denn überhaupt bei jedem Kriege keine Partei gern als der angreifende Theil erscheinen will; wobei aber auch nicht zu übersehen ist, daß viele sogenannte Defensivallianzen wahre Trutzbündnisse, so wie manche so genannte Vertheidigungskriege wahre Angriffskriege waren. Cz.

Alligation oder Alligationsrechnung — Regula Alligationis, Règle d'Alliage ou d'Alligation — wird diejenige nothwendige und wichtige Rechnungsart genannt, wodurch das Verhältniß der Theile einer aus mehrern Materien oder Waaren von verschiedenem Werthe zu machenden Mischung gesucht wird, so daß die vollendete Mischung selbst dadurch einen bestimmten Werth bekommt. Sie ist also von der bloßen Vermengungsrechnung wohl zu unterscheiden, bei welcher nur die Proportion der Theile vorher bestimmt, und der Preis oder Gehalt der Mischung erst gefunden wird; bei der Alligation hingegen bestimmt man den Preis oder innern Gehalt der Mischung zuerst, und berechnet das Verhältniß der Theile hiernach. Man hat hierbei folgende wenige Regeln zu merken: 1. Alle Sachen, so viel ihrer vermischt werden sollen, setzt man gerade unter einander, und den gemeinen Werth gegenüber zur Linken. 2. Nimmt man allezeit zwei und zwei Sachen, wenn ihrer viele sind, davon der einen Werth größer als der gemeine, der andern kleiner ist, und zieht den kleinern von dem gemeinen ab, den Rest schreibt man dem größern zur Rechten gegenüber, zieht den gemeinen Werth von dem größern ab, und schreibt den Rest dem kleinern gegenüber zur Rechten. 3. Diese beiden Zahlen, welche zur Rechten zu stehen kommen, zeigen an, in welcher Proportion beiderlei Arten mit einander vermischt werden müssen, damit der gesetzte gemeine Werth herauskomme. Z. B. es sollen zweierlei Weine, wovon ein Maß der einen Sorte 16 Gr. und der andern 4 Gr. kostet, also vermischt werden, daß ein Maß von dem vermischten nur 12 Gr. kostet: so steht der Satz folgendermaßen:

4 — 4
12 — 16 — 8

Nun spricht man 4 von 12 bleibt 8, und 12 von 16 bleibt 4; mithin dürfen unter 8 Maß von der bessern Sorte nur 4 Maß von der geringern Sorte gemischt werden, wenn der Mischlingswein den verlangten Mittelpreis von 12 Gr. haben soll. Denn 2 Maß zu 16 Gr. machen 32 Gr., und hierzu ein Maß von 4 Gr. macht in 3 Maß zusammen 36 Gr., und 3 Maß à 12 Gr. machen ebenfalls 36 Gr., oder auf folgende Art: Ein Weinhändler will Wein zu 25 Rthlr. das Orthoft mit Wein zu 32 Rthlr. vermischen, damit die Mischung 28 Rthlr. werth sey; wieviel muß er von jeder Sorte nehmen? Er sage hier: wie 28—25 zu 32—28, oder wie 3 zu 4, so die Menge des bessern Weines zu der Menge des schlechtern. Das ist, er muß 3/7 Orthoft vom bessern und 4/7 Orthoft vom schlechtern zu 1 Orthoft nehmen. Oder es soll 14 löthiges Silber mit 9 löthigem vermischt werden,

daß die Mischung 12löthig werde, wie viel muß man von jeder Sorte nehmen? Man sage, wie 12—9 zu 14—12, oder wie 3 : 2, so die Menge des 14löthigen zu der Menge des 9löthigen. X.

Alliteration, eine musikalische Figur der Rede, die in einer Uebereinkunft der Consonanten in mehrern Wörtern des Satzes besteht. **Bürger** hat die Alliteration in folgenden Versen:

> Wonne weht von Thal und Hügel,
> Weht von Flur und Wiesenplan,
> Weht vom glatten Wasserspiegel,
> Wonne weht mit weichem Flügel
> Des Piloten Wange an.

A. W. Schlegel in einem Sonnet, das sich schließt:

> Wo Liebe lebt und labt, ist lieb das Leben.

Allodium, ein Wort, das sich aus der alten deutschen Sprache herschreibt, heißt eine jede Sache, die man erb- und eigenthümlich besitzt, und in Ansehung welcher keine Lehnsverbindung abgeschlossen ist. Allodium wird daher dem Lehn entgegengesetzt und das ganze Vermögen, das jemand besitzt, bewegliches oder unbewegliches, muß zu einem oder dem andern gehören. Da es nicht gewöhnlich ist, daß jemand über eine Sache eine Lehnsverbindung eingehe, mithin auch nicht zu vermuthen ist, daß eine solche über eine Sache eingegangen worden sey, so folgt von selbst, daß jede Sache, die jemand besitzt, wahrscheinlich Allodium oder Allodialsache sey, und auch, so lange nicht das Gegentheil bewiesen ist, für Allodialsache gehalten werden müsse. Der Unterschied zwischen Lehn und Allodium ist von großer Bedeutung. Denn anstatt daß in Ansehung jenes der Besitzer der Sache bei Verfügungen und wichtigen Geschäften, die er in Ansehung des Lehns abschließen will, an die Einwilligung des Lehnsherrn gebunden ist, anstatt daß das Lehn selbst nicht auf jeden Erben des Vasallen, sondern nur auf denjenigen übergeht, der nach lehnrechtlichen Grundsätzen ein Lehn besitzen kann; so kann hingegen der Besitzer einer Allodialsache, wenn er wirklicher Eigenthümer derselben ist, und nicht durch besondere Gesetze, Verträge, oder durch Verfügungen eines vorherigen Eigenthümers, besonders durch testamentliche Verordnungen, eingeschränkt worden ist, in Ansehung der Sache ganz frei handeln, und was er will, mit derselben vornehmen. Eben so fällt nach seinem Tode, in der Regel, die Allodialsache auf seine Erben, sie mögen seyn, wer sie wollen. Besitzt jemand zugleich Lehen und Allodien, so tritt nach seinem Tode eine sogenannte Absonderung des Lehns von dem Erbe (dem Allodium) ein: die Lehen kommen an diejenigen, welche, nach den besondern Grundsätzen des Lehnrechts, auf dieselben ein vorzügliches und ausschließendes Recht haben, da hingegen das Allodium an die wirklichen Erben des Verstorbenen fällt. Man nennt sodann diese letztern Allodialerben und das Vermögen des Verstorbenen, welches sie bekommen, die Allodialerbschaft: hingegen jene die Lehnserben, und die Lehngüter, die sie bekommen, die Lehnserbschaft.

Allrunen, **Alraunen**, nannten die alten Deutschen gewisse Frauen, denen sie eine geheime Wissenschaft zuschrieben; von all (sehr, viel) und runen (wissen). Sie hießen auch Truhten und waren Genossinnen der alten Vernunftweisen, welche ebenfalls Truhten genannt wurden. Sie wurden in der Folge von den Lehrern der christlichen Religion für Hexen, Zauberer, Unholde ꝛc. ausgeschrien, und als Teufelsgenossinnen vielfältig zum Feuer verurtheilt.

Alluvionsrecht, das Anschwemmungsrecht, oder das Recht der Uferbewohner, sich das durch die Gewalt des Flusses von andern Ufern abgerissene und an das ihrige angesetzte Land zuzueignen. Es ist in den verschiedenen Gesetzgebungen mit verschiedenen Modificationen bestimmt.

Almanach s. Calender.

Al marco wird beim Münzwesen und Geldhandel gesagt, wenn man anzeigen will, daß eine gewisse Anzahl von ausgeprägten Münzsorten nur im Ganzen nach dem Gewicht der Mark bei der Münze ausgestückelt, und beim Geldhandel angenommen werde: oder daß man bei Abwiegung und Würdigung der Münzsorten nicht auf das Gewicht und den Werth der einzelnen Stücke, sondern nur auf die ganze Mark Rücksicht nehme. Z. B. man stückelt und münzt eine Mark Silber in Groschen aus, ohne dabei jedem einzelnen Groschen ein und eben dasselbe Gewicht zu geben, welches zu schwierig und kostspielig seyn würde; oder eine cölnische Mark Gold soll zu 67 vollwichtigen Ducaten, gleich 4864 holländischen Aßen schwer, ausgestückelt und ausgemünzt werden; so kann der Fall beim Ausstückeln doch eintreten, daß zum vollen Markgewicht 68 Stück, und durch den Gebrauch beim Geldverkehr wohl 69 und mehr Stück erfodert werden, in diesen Fällen nimmt man sie nicht stückweise als einzelne Ducaten = 67 auf die cölnische Mark an, sondern nur für den Werth von 67 Stück nach dem Markgewicht oder Al marco. Damit man nun gleich auf die Richtigkeit des wahren Werthes der Geldpackete von den verschiedenen Geldsorten schließen kann, wird bei jeder Summe das Markgewicht hinzugefügt; und sind die einzelnen Stücke einer Sorte ungleich, noch dabei Al marco hinzugesetzt, wie z. B. jetzt mit den Laubthalern. X.

Almeida war eine der stärksten portugiesischen Festungen in der Provinz Beira an der spanischen Gränze. Sie wurde im Jahre 1762 nach vielem Verluste von den Spaniern erobert. Im Jahre 1810 wurde diese Festung von einer französischen Armee, unter der Anführung des Marschalls Massena, belagert. Am 15ten August wurden die Laufgräben eröffnet. Am 26sten geschah eine heftige Beschießung der Stadt. Gegen Abend fiel eine französische Bombe in eines der größten Pulvermagazine, das mit einer fürchterlichen Erschütterung in die Luft flog. Am 29sten ergab sich die Festung. Nach dem im Jahre 1811 erfolgten Rückzuge der französischen Armee aus Portugal wurde Almeida von portugiesischen und englischen Truppen umringt. In dieser Lage unterminirten die Franzosen den besten Theil der Festungswerke, sprengten sie in die Luft, zerstörten das Geschütz und schlugen sich durch. Die Engländer haben seitdem die Werke hergestellt.

Almosen. Die Wohlthätigkeit gegen Arme äußert sich im Almosengeben, und ist eine von den unvollkommenen Nächstenpflichten, die zwar nicht erzwungen, aber erbeten werden kann. Der allgemeine Verpflichtungsgrund liegt darin, daß das Sittengesetz jedem Menschen die allgemeine Pflicht für alle unvollkommene Nächstenpflichten auferlegt: du sollst alles thun, was in deinen Kräften steht, um die rechtmäßigen Zwecke Anderer zu befördern. Der erste Zweck jedes Menschen aber ist, seine moralische Bestimmung auf Erden zu erreichen, und daran wird er durch den Mangel der nothwendigsten Lebensbedürfnisse gehindert. Aus diesem Grunde, nicht um einer künftigen Belohnung, noch sonst eines Nebenzweckes willen, müssen wir mit einem Theile unseres Eigenthums die Hülfsbedürftigen unterstützen. Vorgeworfene

Wohlthaten hören daher auf, Wohlthaten zu seyn. Die Pflicht der Wohlthätigkeit aber wird eines Theils durch die Würdigkeit des Bedürftigen, andern Theils durch den Vermögensstand des Gebers bestimmt. Der pflichtmäßige Zweck unserer Unterstützung kann kein anderer seyn, als dadurch die sittliche Wirksamkeit des Andern möglich zu machen. Sehen wir, daß dieser aus unmoralischem Willen sich seine Bedürfnisse nicht selbst verschafft, oder daß er von unsern Gaben einen zweckwidrigen Gebrauch macht, so müssen wir ihm unsern Beistand versagen. In Hinsicht unseres Vermögens aber dürfen wir nur in dem Maße geben, daß uns noch so viel übrig bleibt, als wir zu nothwendigen und pflichtmäßigen Handlungen nöthig haben. Hieraus lassen sich leicht die Regeln für die Größe der Almosen und für die Beschaffenheit der Personen, die solche vor Andern verdienen, bestimmen. Zugleich aber befolge man den Grundsatz, daß es besser ist, wenigen Armen reichlich als Vielen wenig zu geben, und Armuth zu verhüten als den äußersten Fall abzuwarten.

Aloiden, Aloidae, **Otus** und **Ephialtes**, Söhne der **Iphimedia** und des **Neptuns**, waren Riesen von außerordentlicher Größe, indem sie jährlich eine Elle in die Dicke, und eine Klafter in die Höhe wuchsen, so daß sie schon im 9ten Jahre 27 Ellen hoch und neun Ellen dick waren. Sie drohten, in Verbindung mit den Giganten, den Himmel zu stürmen und die Götter zu entthronen, zu welchem Ende sie den Ossa auf den Olymp wälzten; allein Apoll erschoß sie mit seinen Pfeilen, ehe sie noch das Werk vollenden konnten. Zur Strafe wurden sie im Tartarus an eine Säule gebunden und von Schlangen zernagt; überdieß saß auf der Säule eine Nachteule, die mit ihrem Geschrei ihre Ohren martern mußte. Die Fabel, welche auch anders erzählt wird, rührt von den Beotiern her, welche zugleich behaupteten, daß die **Aloiden** den **Dienst der Musen** eingeführt hätten.

Alp, ein krampfhafter Zustand, der zuweilen im Schlafe eintritt und dadurch herbeigeführt wird, daß der Blutlauf durch die Aeste der Lungenpulsader und durch die Gehirnadern in Stocken geräth. Der davon Befallene glaubt unter einer auf ihm liegenden Last ersticken zu müssen, und die durch dieses beängstigende Gefühl aufgereizte Phantasie des gemeinen Mannes hat einen mißgestalteten Unhold erdichtet, der den Schlafenden auf diese Weise zu quälen suche. Die wahren Ursachen aber sind Vollblütigkeit, Unterdrückung periodischer Ausleerungen, Schlafen auf dem Rücken, schwere Decken, Ueberladung des Magens, wodurch der Blutumlauf momentan gestört werden kann.

Alpen. Diese hohen dem Freunde und Kenner der Natur so interessanten Gebirge, welche Frankreich von Deutschland und Italien scheiden, fangen unweit Nizza am genuesischen Meere an, und gehen bis zum adriatischen, ungefähr 180 Meilen in einer Reihe fort. Sie werden nach der Gegend verschieden benannt, und man unterscheidet 1. die Meeralpen, die zunächst am Meere liegen, von Monaco bis an den Berg Viso, beim Ursprunge des Poflusses. Camellon und Tende, in der Grafschaft Nizza, sind hier die berühmtesten Berge; 2. die cottischen Alpen, vom Berge Viso bis zum Cenis. Berühmt sind hier der Genevre und le col de la Croix; 3. die griechischen Alpen dehnen sich vom Mont Cenis über den Isare und kleinen Bernhard bis an den col de bon homme; 4. die penninischen oder savoyischen Alpen gehen von da über den Mont blanc, den großen

Bernhard, Combin, Mont Cervin bis zum Mont Rosa; 5. die schweizer oder lepontischen Alpen erstrecken sich vom Mont Rosa auf beiden Seiten des Rhone- oder Wallisthales über das Gotthardsgebirge bis zum Moschelborn oder Bernhardino in Graubündten. Hier sind die Quellen des Rheins, der Rhone, Rüß u. s. w.; 6. die rhätischen Alpen verbreiten sich vom Bernhardino durch Graubündten und Baiern bis zum Dreiherrnspitz auf der Gränze von Salzburg und Kärnthen, und südlicher bis zum Monte Pelegrino. Hier entspringen der Inn, die Etsch, der Oglio, die Addua; 7. die norischen Alpen reichen vom Dreiherrnspitz durch ganz Kärnthen, am linken Ufer der Drau, durch Salzburg, Oesterreich und Steyermark bis in die ödenburger Gegend Ungarns; 8. die carnischen Alpen gehen vom Pelegrino zwischen den Flüssen Sau und Drau bis zum Terglou, zwischen dem rechten Ufer der Sau, der Kulpa und dem adriatischen Meere, bis zum Felsen Klek über Zenk, scheiden Friaul und Istrien, und überhaupt ganz Ober-Italien von Kärnthen, Crain, Croatien und Slavonien; 9. die dinarischen Alpen erstrecken sich vom Klek bis nach Sophia, längs der rechten Ufer der Sau und Donau, und gehen über in den Hämus; 10. die schwäbischen Alpen, oder die Alb, eine Bergkette, welche die Flußgebiete der Donau und des Neckar trennt, sich meist an den südöstlichen Gränzen des Königreichs Wirtemberg hinzieht, und eigentlich die nördliche Fortsetzung des Schwarzwaldes ist; 11. die Alpen im Allgau endlich bilden die nördlichste Seitenkette der appenzeller und tyroler Alpen. Hier ist der höchste Berg der Hochvogel (9000 Fuß hoch). — Man kann die Bewohner der Alpengebirge auf 7,000,000 Menschen schätzen, welche theils celtisch-gallischen, theils italiänischen theils slavischen, theils germanischen Ursprungs sind. Es befinden sich darunter wenigstens 1 1/2 Million Hirtenvölker, die sich ausschließend mit Alpenwirthschaft und Viehzucht beschäftigen. Außerdem liefern die Alpen mannichfaltige Mineralien. — Diese merkwürdigen Gebirge werden nicht nur jährlich von zahlreichen Fremden besucht und erstiegen, sie sind auch in alter und neuer Zeit von ganzen Kriegsheeren überschritten worden. Hannibal war der erste, und Bonaparte im J. 1800 der letzte, der dies kühne Unternehmen ausführte. — Seit Napoleons Regierung sind über die Alpen vier große Straßen mit ungeheuern Anstrengungen und Kosten angelegt worden, welche man nun mit aller Bequemlichkeit und ohne die geringste Gefahr befahren kann; nämlich 1. über den Berg Cenis von Lanslebourg nach Suza; 2. über den Simplon — ein acht Meilen langer Weg über 264 Brücken mit steinernen Pfeilern; 3. über den Berg Genevre; 4. von Nizza nach Genua. Die über den Simplon ist die wichtigste, und eine große Menge steinerner und hölzerner Brücken führt über die Flüsse; die größte Höhe dieser Straße ist 6174 Fuß über dem Meere.

Alphabet, s. Sprache.

Alphēus, einer der größten Flüsse in Griechenland, welcher nahe bei der Quelle des Eurotas in Arcadien entspringt, bei Olympia hinfließt, und dann ins ionische Meer fällt. Nach der Mythologie ist er ein Sohn des Oceanus und dessen Schwester, der Thetys. Er verliebte sich als Flußgott in die Diana, welche, um seinen Verfolgungen unerkannt zu entgehen, sich und ihren Nymphen das Gesicht schwärzte. Nicht eben so ungestraft blieb er, als er die Nymphe Arethusa mit seiner Liebe verfolgte. Diana verbarg diese in eine Wolke, ihn selbst aber verwandelte sie in eine Quelle. Er nahm nun seine Gestalt als Fluß wieder an, und vermischte sein Wasser mit dem ihrigen.

Diese Fabel entstand wahrscheinlich daher, weil Alpheus an einer Stelle sich in die Erde verliert, und nachher bis nach Sicilien fließt, wo er sich mit der Quelle Arethusa vereinigt.

Alphons III., König von Leon und Asturien, mit dem Beinamen **der Große**, zählte erst achtzehn Jahre, als er 866 seinem Vater Ordogno in der Regierung folgte. Nachdem er lange mit dem mächtigen Adel seines Reichs, der mit Eifersucht die königliche Würde in einer Familie erblich werden sah, gekämpft und ihn endlich mit Gewalt unterworfen hatte, konnte er seine Waffen gegen die äußern Feinde des Reichs richten, und seine Regierung durch mehr als dreißig Feldzüge und zahlreiche über die Mauren erfochtene Siege verherrlichen. Er setzte über den Duero, brach Coimbra's Mauern, drang bis an den Tajo und in Estremadura vor, vergrößerte seine Staaten mit einem Theile Portugals und Altcastiliens, und bevölkerte Burgos aufs neue. Aber durch alle diese große Thaten machte er seine Unterthanen nicht zufriedener, und hatte endlich sogar den Schmerz, seinen eigenen Sohn Don Garcia an der Spitze der Aufrührer zu sehen, um unter dem Schein des gemeinen Wohls die Krone an sich zu reißen. Alphons aber rückte ihm unverzüglich entgegen, überfiel sein Heer, nahm ihn selbst gefangen, und hielt ihn in strenger Haft auf dem Schlosse zu Gauson. Diese gerechte Strenge aber empörte die ganze königliche Familie, und die Königin Donna Ximera bildete ein mächtiges Bündniß zu Garcia's Gunsten, und bewaffnete selbst ihre beiden andern Söhne gegen den König. Ein blutiger Krieg zerrüttete das Reich, bis Alphons, von seinen eigenen Söhnen besiegt, der Krone entsagte, und sie auf das Haupt Don Garcia's setzte. Um sich nicht einer verhaßten Unthätigkeit zu überlassen, zog er jetzt, als seines eigenen Sohnes Feldherr, gegen die Mauren, schlug sie, und kehrte mit ihrer Beute bereichert, zurück. Aber nach dieser Unternehmung starb er zu Zamora 912, in einem Alter von 64 Jahren.

Alphons X., König von Leon und Castilien, mit dem Beinamen **der Astronom** oder **der Philosoph**, war der Sohn Ferdinands des Heiligen, dem er im J. 1252 folgte. Seine Liebe für die Wissenschaften und das Recht, und der Beiname, Sabio (der Weise), der ihm beigelegt worden, gaben seinen Unterthanen die Hoffnung auf eine glückliche und friedliche Regierung; aber diese Erwartung ging keineswegs in Erfüllung. Alphons wurde weder von seiner Familie, noch von seinen Unterthanen, noch auch von seinen Nachbarn geliebt; dagegen hatte seine Gelehrsamkeit und Beredsamkeit ihm in Europa einen solchen Ruf erworben, daß die deutschen Fürsten selbst seine Ansprüche auf die Kaiserkrone begünstigten. Statt sein Augenmerk auf die Betreibung der Mauren und die Zähmung des Adels zu richten, verschwendete er die Kräfte seines Landes, um sich 1257 von einem Theile der deutschen Fürsten zum Kaiser erwählen zu lassen. Allein seine Bemühungen, diese Würde gegen Rudolph von Habsburg zu behaupten, waren vergeblich, und der Papst Gregor X. weigerte sich nicht nur, ihm die Kaiserkrone, sondern auch Schwaben, auf das er von Seiten seiner Mutter Beatrix, einer Tochter Kaiser Philipps I., Herzogs von Schwaben, Ansprüche hatte, zuzuerkennen. Während Alphons diesen eiteln Ehren nachstrebte, ward sein Thron zugleich von den Intriguen der Großen und den Waffen der Mauren bedroht. Letztere schlug er in einem blutigen Treffen 1263, entriß ihnen Xeres Medina, Sidonia, San-Lucar und einen Theil Algarviens, und vereinigte Murcia mit Castilien. Aber diese

Siege wurden durch einen neuen, 1271 von dem Infanten Philipp erregten Aufstand unterbrochen, dem er erst nach dreijährigen Bürgerkriegen ein Ende machte. In der Milde aber, womit er den Aufrührern verzieh, sah man nur einen Beweis seiner Schwäche, und da er jetzt mit Strenge selbst gegen seine Familie zu verfahren begann, empörte sich aufs neue sein Sohn Sancho, und raubte ihm 1282 die Krone. Alphons suchte Hülfe in einem Bündniß mit den Mauren, und starb nach vergeblichen Anstrengungen zur Wiedererlangung des Throns 1284. Wenige Könige sind so unglücklich gewesen wie Alphons X., und doch war er der unterrichtetste Fürst seines Jahrhunderts. Er erwarb sich einen bleibenden Ruhm, indem er seinen Unterthanen eine Sammlung von Gesetzen gab, die in Spanien unter dem Namen Las partidas bekannt sind, und zum Beweise dienen, daß Alphons, nach Theodosius und Justinians Muster, sich ernstlich mit der Handhabung der Gerechtigkeit beschäftigte. Es finden sich in diesem Gesetzbuche die für jene Zeit merkwürdigen Worte: „Der Despot reißt den Baum aus, der weise Herrscher beschneidet nur die Auswüchse." Alphons liebte besonders die Wissenschaften, und ihm verdankt Europa die unter seinem Namen bekannten trefflichen astronomischen Tafeln. Er ließ die erste allgemeine Geschichte Spaniens in castilianischer Sprache abfassen, und die Bibel übersetzen. Ueberhaupt trug er zur Wiederbelebung der Wissenschaften eifrig bei, und vermehrte zu dem Ende auch die Privilegien und Lehrstellen auf der Universität Salamanca. Sein Betragen indeß und sein Unglück beweisen, daß ohne Festigkeit und Klugheit die Gelehrsamkeit einem Regenten unnütz ist.

Alphons V., mit dem Beinamen der Großmüthige, König von Aragon, Neapel und Sicilien, ein Sohn Eleonorens von Albuquerque und Ferdinands des Gerechten, Infanten von Castilien, den die Aragonier zur Regierung berufen hatten, stieg nach seines Vaters Tode 1416 auf den Thron von Aragon, und zeigte sogleich seine Großmuth, indem er eine Liste vornehmer Personen, die sich gegen ihn verschworen hatten, ungelesen mit den Worten zerriß: „Ich will sie zu dem Geständniß zwingen, daß ich besser als sie selbst für ihr Leben sorge." — Um seinen Schmerz über den Verlust seiner Geliebten, der schönen Margareta von Hijar, welche die Königin in einem Anfalle von Eifersucht hatte ermorden lassen, zu zerstreuen, griff er zu den Waffen und überfiel Corsica, wandte sich aber von da nach Neapel, wohin ihn Johanna II. gegen Ludwig III von Anjou mit dem Erbieten zu Hülfe rief, ihn zu adoptiren und zu ihrem Erben einzusetzen. Bald aber entzweite er sich auch mit Johanna und räumte Neapel, wo er mit abwechselndem Glücke gefochten hatte, um seinen Bruder den König von Navarra, gegen den König von Castilien zu unterstützen. Nachdem er diesen Krieg 1430 glücklich geendigt, und während desselben auch über den König von Tunis einen vollständigen Sieg davon getragen, kehrte er nach Sicilien zurück, um leichter mit seinen Anhängern in Neapel unterhandeln zu können. Diese hatten nach Johanna's Tode 1435 die Waffen ergriffen; aber während er Gaëta belagerte, dessen Widerstand er dadurch selbst verlängerte, daß er den Weibern und Kindern freien Abzug aus dem bereits ausgehungerten Platz verstattete, denn der großmüthige Fürst wollte die Eroberung der Stadt keiner Unmenschlichkeit verdanken; ward er von den Genuesern, deren Rache er sich wegen des Angriffs auf Corsica zugezogen hatte, mit einer mächtigen Flotte angegriffen und gefangen genommen. Philipp Visconti,

dem er ausgeliefert wurde, ließ ihn, aus Achtung für seinen Edelmuth ohne Lösegeld frei, und bald erschien Alphons mit einer neuen Armee vor Neapel, das er nach einer langen Belagerung einnahm. Er führte seitdem noch verschiedene Kriege mit einzelnen italienischen Staaten und seine Armeen belagerten Genua, das der Uebergabe nahe war, als sie auf die Nachricht seines 1458 erfolgten Todes plötzlich abzogen. Ihm folgte in seinen Erbstaaten sein Bruder Johann, König von Navarra, in Neapel aber sein mit Margareta von Hijar gezeugter Sohn Ferdinand, welchen der Pabst legitimirt hatte. — Unter allen Fürsten Aragons war Alphons der ausgezeichnetste. Er verband die Tugend eines Helden mit der Liebe zu den Wissenschaften, und bei den edlen Eigenschaften seines Herzens würde er seine Völker beglückt haben, wenn nicht unaufhörliche Kriege es ihm unmöglich gemacht hätten, dieses schöne Ziel zu erreichen.

Alphons I., mit dem Beinamen **Henriquez**, erster König von Portugal aus dem Hause Frankreich, war 1094 geboren, und, von seiner zarten Jugend an, seiner Mutter Therese von Castilien anvertraut, welche, nach ihres Gemahls Tode zur Regentin ernannt, den Staat verächtlichen Günstlingen Preis gab. Alphons war kaum volljährig geworden, als er sie, durch die allgemeine Unzufriedenheit dazu aufgefodert, der Regierung entsetzte, und sich zum Grafen von Portugal ernennen ließ (1128). Therese erregte einen Aufstand gegen ihren Sohn, aber Alphons schlug die Aufrührer in die Flucht, nahm seine Mutter gefangen und hielt sie in strenger Haft. Der König von Castilien, Theresens Neffe, eilte ihr zu Hülfe, aber Alphons bot unverzagt dem kriegserfahrnen Gegner die Spitze, und nöthigte ihn, seine Unabhängigkeit anzuerkennen. Der König von Aragon, der als Vermittler zwischen beide Fürsten auftrat, bewog sie, sich mit ihm gegen die Muselmänner zu verbinden. Diese wollten der Vereinigung ihrer Gegner zuvorkommen, und rückten gegen Alphons an, der bei Castroverde eine furchtbare Stellung genommen hatte, und einen so entscheidenden Sieg erfocht, daß er auf dem Schlachtfelde von seinen Truppen zum König ausgerufen wurde (1139), welche Würde auch 1142 der Pabst anerkannte. Im J. 1145 berief Alphons die Stände seines Reichs nach Lamego. Hier krönte der Erzbischof von Braganza den König, der, das bloße Schwert in der Hand, ausrief: Dank dem Herrn, der mir stets beigestanden, wenn ich mit diesem Schwerte, das ich zu eurer Vertheidigung führe, eure Feinde abwehrte; ihr habt mich zum König gemacht, und ich soll die Sorgen der Regierung mit euch theilen. Laßt uns denn durch Gesetze die Ordnung und Ruhe des Reichs gründen. — Hierauf wurden die Reichsgrundgesetze und eine Constitution in 18 Statuten entworfen, kraft welcher der Thron für erblich erklärt, und jeder Fremde davon ausgeschlossen wurde. Kaum hatte er diese Angelegenheiten beendigt, so zog er vor Lissabon, das die Mauren inne hatten, und eroberte es nach einer langwierigen Belagerung (1147). Darauf nahm er zu Navarra's Gunsten an dem Kriege gegen Aragon Theil, und suchte sich zugleich auf der Seite von Gallizien und Estremadura zu vergrößern. Er hatte Elvas genommen, und belagerte Badajoz, als er, selbst belagert von Ferdinand, König von Leon, bei einem Ausfall mit dem Pferde stürzte, das Bein brach und in Gefangenschaft gerieth, aus der ihn Ferdinand erst nach der Rückgabe seiner Eroberungen entließ. Dieser Unfall traf ihn im 80sten Jahre. Noch focht er gegen die Mauren, und starb 1185 in einem Alter von 91 Jah-

ren, nach einer 73jährigen Regierung. Ihm folgte sein Sohn Sancho. Mit Recht ist Alphons der Stifter der portugiesischen Monarchie zu betrachten.

Alphons V., König von Portugal, mit dem Beinamen **der Afrikaner**, geboren 1432, war der Sohn Eduards I., dem er sechs Jahr alt unter der Vormundschaft seiner Mutter Eleonore folgte. Die Stände des Reichs entsetzten jedoch diese Fürstin und übergaben die Regentschaft dem Onkel des jungen Königs Don Pedro, der mit Weisheit das Reich verwaltete. Dennoch ward er bei Alphons, der 1446 volljährig geworden, verdächtig gemacht, von diesem für einen Aufrührer erklärt, und als er jetzt nothgedrungen zu den Waffen griff, in einem Gefecht getödtet. Unter der Regierung dieses Fürsten entdeckten die Portugiesen die Küste von Guinea und gründeten daselbst ihre ersten Niederlassungen. Im J. 1471 ging Alphons selbst mit 300 Segeln und 30,000 Soldaten nach Afrika, eroberte Arzila und Tanger, und kehrte glorreich mit dem Namen des Afrikaners nach Portugal zurück. Im Glauben an eine Volksprophezeihung, daß ein christlicher Fürst ein Schwert erobern müsse, das die Mauren mit einer Art von heiliger Verehrung zu Fetz aufbewahrten, bildete Alphons sich ein, daß ihm diese Ehre aufbehalten sey, und stiftete den **Orden der Schwertrichter**, deren Zahl er auf 27 festsetzte, weil er damals 27 Jahr alt war. Sein Ehrgeiz kannte keine Grenzen mehr. Statt im Schooße des Friedens rühmlich seine Regierung zu enden, ließ er sich 1475 in einen Krieg gegen Ferdinand und Isabelle ein, der unglücklich für ihn endigte. Die Portugiesen waren mißvergnügt und muthlos und Alles in einer solchen Zerrüttung, daß Alphons den seltsamen Entschluß faßte, persönlich bei Ludwig XI. von Frankreich Hülfe zu suchen. Dieser aber täuschte ihn durch falsche Versprechungen, und schloß mit Isabella einen Separatfrieden. Darüber gerieth Alphons in eine solche Verwirrung, daß er nicht wieder nach Portugal zurückkehren wollte, und seinem Sohn Don Jouan schrieb, er möchte sich zum König ausrufen lassen. Seine Absicht war in Jerusalem seine Tage zu beschließen; aber Ludwig XI. hinderte ihn daran, indem er ihn ehrenvoll in seine Staaten zurückschickte. Alphons übernahm auf seines Sohns dringendes Verlangen die Regierung wieder, schloß mit Castilien Frieden (1479), verfiel aber zwei Jahre nachher in eine schwarze Melancholie, legte die Krone zum zweiten Mal nieder, und wollte sich in ein Kloster zurückziehen, starb aber auf dem Wege dahin zu Cintra an der Pest, 1481.

Alt wird die zweite Singstimme genannt, und mit dem C Schlüssel auf der dritten Linie von unten bezeichnet. Er steigt nicht ganz zur Höhe des Soprans oder Discants empor, geht aber um etliche Töne tiefer, und hat einen Umfang von wenigstens dreizehn Tönen. Der weiteste Umfang ist vom kleinen F bis zum zweigestrichenen C. — Bei der Instrumental-Musik wird diese Stimme durch die Alto Viola (oder Bratsche) unter eben demselben Schlüssel nachgeahmt.

Altar, der Etymologie nach, ein erhöhter Platz, dann, weil man sich seiner zum Opfern bediente, ein Opferplatz, Opferheerd. Anfangs waren die Altäre aus Erde oder Asche, später, als man Tempel errichtet hatte, aus Stein, Erz, und in schöner Form mit mannichfaltigen Verzierungen. Sie standen vor der Statue des Gottes, niedriger als sie und gegen Morgen zu Sehr verschieden von diesen sind die Altäre in den christlichen Kirchen. Hier war der Altar kein

Opferheerd, sondern ein Tisch, an welchem das Liebesmahl gehalten wurde. Als sich dies in kirchliche Ceremonie verwandelte, blieb jedoch der Altar ein Tisch, in den Chor der Kirche gestellt, woran das Abendmahl ausgetheilt und andere Kirchengebräuche vorgenommen wurden. Die gemauerten Altäre bei den Christen kamen wahrscheinlich erst unter Constantin dem Großen auf. Die Verordnung, sie allezeit gegen Morgen zu stellen, ist vom Pabst Sixtus II. In den römisch-catholischen Kirchen findet man seit Gregor VI. mehrere Altäre. Der Hochaltar, als der vorzüglichste, ist im Chor der Kirche und stehet erhaben auf Stufen; die andern kleinern sind an den Pfeilern, Seitenmauern oder in Capellen angebracht.

Altenburg, ein Fürstenthum im obersächsischen Kreise, welches durch die reußische Grafschaft Gera in zwei Theile geschieden wird, und dadurch entstand, daß Herzog Johann Wilhelm, des unglücklichen Churfürsten von Sachsen Johannn Friedrichs I. zweiter Sohn, sein Land unter seine Söhne theilte, von welchen Friedrich Wilhelm I. Altenburg und Johann Weimar bekam. Die altenburgische Linie erlosch 1672, worauf das Fürstenthum Altenburg an Herzog Ernst den Frommen zu Gotha fiel. Nach seinem Tode theilten sich seine Söhne in das Land, und das Fürstenthum Altenburg wurde in den gothaischen, eisenbergischen und saalfeldischen Antheil zerstückt. Nach Herzog Christians zu Eisenberg Tode (1707) kam dieser Theil wieder an das Haus Gotha, welches nun die sieben Aemter Altenburg, Ronneburg, Eisenberg, Camburg, Roda, Orlamünde und Leuchtenberg (oder Kahla) von dem Fürstenthum Altenburg besitzt. Es führte auf dem Reichstage sowohl als auf den Kreistagen wegen dieses Fürstenthums eine Stimme. Das ganze Fürstenthum hat 35, der gothaische Antheil aber 25 geographische Quadratmeilen Flächeninhalt, und nach der Zählung vom J. 1796 über 96,000 Einwohner, welche durch ihren sehr ergiebigen Feldbau und beträchtliche Viehzucht größtentheils wohlhabend sind. Der saalfeldische Antheil besteht aus den drei Aemtern Saalfeld, Gräfenthal und Probstzella, und hat auf sieben Quadratmeilen ungefähr 25,000 Einwohner. Jeder der beiden Fürsten hat in seinem Antheile die Landeshoheit, doch ist es hergebracht, daß die saalfeldischen Aemter mit ihrer Appellation sich an die Regierung und das Consistorium zu Altenburg wenden. Die Landschaft des Fürstenthums besteht aus der Ritterschaft und den Städten Altenburg, Saalfeld und Eisenberg. Im Jahre 1806 wurde durch einen Vergleich die saalfeldische Portion bis zum einstigen Abgang der Linie völlig von Altenburg getrennt. Die Hauptstadt Altenburg an der Pleiße zählt gegen 10,000 Einwohner. Das hier befindliche, auf einem Felsen gelegene und eine herrliche Aussicht gewährende schöne Schloß ist durch den im J. 1455 begangenen Prinzenraub (vergl. Kunz von Kaufungen) berühmt; auch verdienen das 1703 gestiftete Gymnasium, das 1705 angelegte Fräuleinstift, die vortrefflich eingerichteten und neuerbauten Kranken-, Armen- und Arbeitshäuser, so wie die sehr schöne Promenade auf dem Damm und der Insel bemerkt zu werden. Es hat die Stadt einen bedeutenden Wechsel- (besonders das Haus Reichenbach Gebrüder) Getraide-, Speditions- und Zwischenhandel, mehrere Wollen-, Baumwollen- und Handschuhmanufacturen. Viele der neuen Schöpfungen und Anstalten, die den Flor dieses Landes und der Stadt befördern, verdankt man dem Minister von Thümmel.

Alter, im Allgemeinen eine bestimmte Anzahl von Jahren. Das Leben des Menschen, von dessen Geburt bis zu dessen Tode, geht durch verschiedene Epochen hindurch, welche man Lebensalter nennt, und welche sowohl in physischer als geistiger Hinsicht ihre Eigenheiten haben. Man nimmt meistens vier Lebensalter an: die Kindheit, die Jugend oder Jünglingschaft, das Mannsalter und das Greisenalter, und vergleicht diese auch nicht unpassend mit den vier Jahreszeiten: 1. Die Kindheit, welche im Ganzen zum zwölften bis vierzehnten Jahre geht. Sie besteht aber selbst wieder aus zwei Stadien, und das erste Stadium aus drei Epochen, davon die erste, die eigentliche Kindheit oder infantia, von der Geburt an bis ungefähr zum siebenten Monate geht, die zweite von da an bis in das zweite Jahr, die erste Zahnperiode, die dritte von vier bis zum siebenten Jahre, die zweite Zahnperiode. Das zweite Stadium der Kindheit ist das Knaben- und Mädchenalter. Es fängt mit dem siebenten Jahre an und geht bei dem weiblichen Geschlechte bis ungefähr zum elften oder zwölften, bei dem männlichen bis zum vierzehnten oder funfzehnten, oder bis zur Entwickelung der Mannbarkeit. 2. Das Jünglings- und Mädchenalter, oder das Alter der Pubertät, fängt da an, wo das vorige endete und erstreckt sich in den gemäßigten Climaten bei dem weiblichen Geschlechte bis in das zwanzigste, bei dem männlichen bis in das 25ste Jahr. 4. Das Lebensalter der Erwachsenen, oder das sogenannte Mannesalter. Hier steht die Natur scheinbar eine längere Reihe von Jahren stille; allein man kann deutlich drei Epochen desselben unterscheiden: in der ersten ist der Mensch noch junger Mann (junges Weib), in der zweiten in mittlern Jahren, in der dritten ein alter Mann (alte Frau). 4. Das Alter (im engern Sinne) von 60 Jahren an. Der Mann wird zum Greis, das Weib zur Matrone. Jedes Lebensalter zeichnet sich besonders aus, nicht allein durch physische, sondern auch durch psychische Eigenheiten. In der Kindheit ist die erste Periode merkwürdig durch den Eintritt in das Leben, durch die dadurch bewirkten großen Veränderungen im Körper des Kindes. Es tritt in ein ganz anderes Verhältniß, als es vorher war, vorher im innigsten Zusammenhang mit der Mutter, jetzt unabhängig; es kommt in die Wechselwirkung der äußern Einflüsse; der Umlauf des Blutes erfährt eine große Veränderung, die Lungen, vorher unthätig, fangen an ihre Function auszuüben, die Verdauungsorgane bekommen die Milch als Nahrung, das Kind muß sich nun selbst seine Nahrung bereiten und in Blut verwandeln. Die Kindheit ist die Periode der Ausbildung des Organismus, welche dazu einen Ueberfluß an Stoffen braucht. Der Bildungstrieb ist daher vorzüglich stark, so wie der Trieb der Natur, sich die Stoffe von außen anzueignen und zur Vervollkommnung der Gebilde des Körpers zu verwenden. Daher die sämmtlichen Functionen und Organe desselben, welche dieses Geschäft über sich haben, als die Verdauungsorgane, das einsaugende Adersystem, die Leber, Drüsen u. s. w., im Kindeskörper vorherrschend sind. Aus dieser überwiegenden Herrschaft des Bildungstriebes erklärt sich der sehr große Kopf, die weiche Faser, der starke Appetit, die Ausbildung und Zunahme des Körpers, die Befestigung der Knochen, das Hervorbrechen der Zähne. Aus der eigenthümlichen physischen Beschaffenheit des Kindes fließen auch die Besonderheiten seiner Krankheiten. Die Systeme, welche vorherrschen, leiden auch vorzüglich, daher die Durchfälle, Gelbsucht, Drüsenkrankheiten u. s. w. Im zweiten Stadium der Kindheit nimmt das Wachsthum noch zu, doch steigen auch die andern Systeme des

menschlichen Körpers; die Muskeln werden kräftiger, das Blutsystem nimmt an Energie zu, das Nervensystem nähert sich seiner Vollkommenheit, das Gehirn wird fester. Eilt die Natur zu sehr vorwärts mit der Ausbildung, so entstehen eben sowohl Krankheiten, als wenn sie zurückbleibt. Im ersten Fall entsteht z. B. die Skrophelkrankheit, die Anlagen zu Nervenzufällen, Convulsionen, die Neigung zu Entzündungen, Leber-, Brust-, selbst bis zur Hirnentzündung, welche bei Kindern nicht so selten ist, als man oft glaubt. Im zweiten Fall bleibt das Wachsthum und die harmonische Ausbildung zurück, es entsteht Atropie (Abzehrung), Verstopfung der Gekrösdrüsen, englische Krankheit u. s. w. In der **Jugend** ist das Herz und sein Arteriensystem zur vollen Herrschaft gelangt, mit ihm erhebt sich das Nervensystem. Die Lunge, der Begeistung des Blutes durch den Sauerstoff gewidmet, wendet sich auf die arterielle Seite, macht das vermittelnde Organ zwischen Herz und Gehirn, wird also durch das Steigen beider in der Herrschaft gleichfalls mit erhoben. Dies zeigt sich auch durch die vollendete Ausbildung des Körpers, das erhöhte Gefühl, die raschen und starken Bewegungen der Muskeln, die Ausdehnung und Verstärkung der Lungen und der Brust. Der Organismus des Individuums ist in sich vollendet, die bildende Kraft strebt nun ausserhalb desselben auf den Genuß. Die Geschlechter trennen sich, die hiehin gehörigen Organe erwachen aus ihrem vegetativen Schlafe, um ins Leben mit einzustimmen. Dies sind gleichsam die zur größten Höhe getriebenen Zweige des Arterien- und Nervensystems, die Blüthen des Organismus (s. d. Art. Geschlecht u. s. w.). Das Leben steht in seiner Blüthe, doch auch ihr drohen Gefahren. Hat die Natur schon aus der vorigen Periode einen Hang zum Voreilen im Wachsthum, so setzt er sich leicht in dieser fort. Die Steigerung der Lungen geht leicht in Phthisis über. Die Jugend ist das eigentliche Alter für diese Classe von Krankheiten. Blutfluß als Exzeß der arteriellen Thätigkeit, und Verzehruug folgen einander. Ist Skrophelanlage aus der Kindheit in die Jugend übergetreten, so hemmt sich die Ausbildung auch in letzterer. In den Lungen bleiben Knoten zurück, die in Entzündung und Geschwüre übergehen, wenn die arterielle Stimmung in den Lungen momentan in die Höhe getrieben wird und darauf wieder um so tiefer sinkt. In dem Mannsalter sind nun die Gebilde und einzelnen Systeme des Organismus sämmtlich entwickelt und ausgebildet, alle Verrichtungen desselben stehen in harmonischer Verbindung; Festigkeit und Ruhe herrscht durchaus. Hier ist die Breite des Lebens, die nur etwas auf der anfangenden Seite noch gegen die Jugend, auf der beendenden gegen das Alter hinneigt. Die Fortschreitung der innern Veränderungen scheint einen Stillstand zu machen, aber er ist nur scheinbar; in der Natur ist kein Stillstand. Der junge Mann neigt sich noch zu den Krankheiten der Jugend, die Brust ist noch häufig der Sitz der Krankheiten; die Vorherrschaft der Arteriellität zeigt sich noch durch die häufigen Entzündungen, hitzigen Fieber u. s. w. Im mittlern Alter steigt die fortschreitende Veränderung abwärts, durch die Systeme, durch welche das Wachsthum aufwärts stieg. Das Abdominalsystem läßt von seiner Energie nach. Der ausgebildete Organismus bedarf keines Ueberflusses mehr an Nahrungsstoff zum Wachsthum, nur einer mäßigen Quantität zur Erhaltung. Die Verdauung ist nicht mehr so rasch, die Einsaugung weniger schnell, der Blutumlauf im Unterleibe gemäßigt, die Leber, schon

längst ihrer Herrschaft beraubt, wird selbst in dem ihr eigenthümlichen Absonderungsgeschäfte der Galle träge, die Einsaugung des Venenblutes aus dem Unterleibe, der rückgängige Lauf desselben durch die Leber langsamer. Daher Krankheiten des Unterleibes, Blutstockung und Anhäufung in dem Venensystem desselben, Hämorrhoidalbeschwerden, Fehler der Verdauung, um so mehr, wenn die Begierden des Menschen nach sinnlichen Genüssen, vielen Speisen und Getränken mit dem Bedürfniß und der Verdauungskunst nicht im Verhältniß stehen. Bei dem alten Manne wandert die Rückbildung des Organismus weiter abwärts, nach den Gebilden der Ausscheidung (so wie im Gegensatz die Ausbildung durch die Einsaugungsgebilde aufwärts stieg), vornehmlich dem Nieren- und Knochensystem. Der Ueberschuß erdiger Stoffe wird im letztern nicht mehr abgesetzt, muß daher durch erstere ausgeschieden werden. Hier herrscht daher noch die Irritabilität in erhöhter arterieller Stimmung, durch Entzündung offenbart, daher die Arthritis. Bei noch bestehenden Lebenskräften ist diese regelmäßig, heftig, aber schnell vorübergehend, den lästigen erdigen Stoff nach außen absondernd. (S. Arthritis). Auch die Neigung zur Steinbildung in den Nieren und der Blase ist diesem Lebensalter eigen, wenn die gesunkene Lebensenergie den Ueberfluß an erdigen Stoffen nicht beseitigen, und deren Neigung zur crystallinischen Vereinigung nicht überwältigen kann. Im besonders sogenannten Alter sinkt die Lebensenergie mehr herab, indessen wenn dieser Rückgang der Natureinrichtung gemäß, und in den Systemen des Organismus harmonisch geschieht, so kann recht gut die relative Gesundheit des Menschen dabei bestehen, wie wir an so vielen Alten sehen, welche munter und gesund sind, und die unabänderlichen Beschwerden des Alters leicht ertragen. Die Functionen des Geschlechts hören allmählig auf, (bei dem weiblichen Geschlecht tritt diese Periode noch früher ein) die Funktionen der Ernährung sinken immer mehr, die Muskelkräfte nehmen ab, die Sinne werden schwächer, die Gefühle stumpf. Eine gute Constitution, Ersparniß der Kräfte und regelmäßige Diät im Alter der Jugend und im Mannsalter können diese Periode sehr verzögern und das Alter leichter machen. Dies wird zu wenig von den Menschen im Mannsalter beherzigt. Gewiß die meisten Krankheiten des Alters sind entweder nur Entwickelungen der in der vorhergehenden Periode des Lebens gesammelten Keime, oder Folge eines unharmonischen Sinkens der Lebensenergie einzelner Funktionen in einzelnen Organen, während sich andere noch behaupten. Vorher bereitete Uebel brechen hier aus. Die Arthritis geht auf innere edle Organe zurück, oder in wirkliche Steinbildung über, einzelne Theile sterben ab, daher freiwilliger Brand an den Füßen, krebshafte unheilbare Geschwüre u. s. w. — Auch die geistigen Aeußerungen tragen nach den verschiedenen Lebensaltern verschiedene Eigenheiten an sich. Das Kind braucht einige Zeit, sich in seine neue Welt zu finden und die es umgebenden Gegenstände zu unterscheiden. Am ersten lernt es seine Mutter kennen. Es sammelt erst nur Sinneseindrücke, und die Entwickelung der Sinne selbst geht wahrscheinlich in folgender Ordnung vor sich: Gefühl, Gesicht, Geschmack, Gehör, Geruch. Weiter hin bilden sich die Seelenvermögen aus, das Kind fängt an zu unterscheiden, über das Gesehene zu denken; das Gedächtniß zeigt sich vorzüglich stark. Die Jugend zeichnet sich aus durch lebhaftes Gefühl, feurige Immaginationen, aufbrausende aber nicht lange auf einem Gegenstand haftende Thätigkeit, heftige Begierde. In diesem Alter

blüht die Liebe, die Quelle der seligsten Gefühle und der bittersten Pein, die Triebfeder zu den edelsten Handlungen und den schrecklichsten Verirrungen. Das Mannesalter trägt ein ernsteres Gesicht, es ist die Periode der Früchte. Das Blut geht mäßiger, Ueberlegung tritt an die Stelle des leichten Sinnes, Gleichmüthigkeit verdrängt den Wankelmuth, Klugheit die Unbesonnenheit. Die gesammelten Ideen werden verarbeitet, der Geist wird veredelt, die Urtheilskraft wächst und wird freier von den sie vorher befangenden Sinnlichkeiten. So wie der Körper abwärts geht, hebt der Geist sich desto höher; die Vernunft zeigt sich in ihrem reinsten Licht. Im Alter nehmen die Aeußerungen der Seelenvermögen in dem Grade ab, als die Maschine dazu an Tauglichkeit verliert, ohne daß jedoch die Vernunft selbst von ihrer Höhe herabsteigen muß. Im Gegentheil scheint diese bei dem an Körper und Geist gesunden Greise sich immer mehr von den irdischen Schlacken zu reinigen, und von den Verhältnissen des Lebens unabhängiger zu werden. Dagegen auch moralische Fehler durch die zunehmende Schwäche des Greisenalters desto hervorstechender werden. Besonders will Ehrsucht und Geldgeiz, Neid auf die Vorzüge und Freuden der Jugend, Tadelsucht, Neugier, Geschwätzigkeit, Festhangen an vorgefaßten Meinungen, Krittelei und murrköpfiges Wesen sich herrschend machen. Schön und kräftig hat Horaz die Züge jedes Alters gezeichnet in seiner ars poetica vom 158sten bis zum 174sten Verse. H.

Alterthümer, Antiquitäten, nennt man die von der Geschichte abgesonderte Wissenschaft, welche den politischen, gottesdienstlichen, literarischen und häuslichen Zustand der alten Völker, oder auch der neuen, in so fern sie ihre Verfassung verändert, und also einen neuern Zustand der Dinge erhalten haben, darstellt. Die Alterthümer sind demnach für die alten Staaten das, was für die neuen (nur in etwas größerem Umfang) die Statistik ist; beide sind unentbehrliche Hilfswissenschaften der Geschichte. Nach ihrem ganzen Umfang müßte die Alterthumskunde ein Gemälde aller Nationen, aller Zeiten und Welttheile liefern bis auf den Zeitpunkt, wo bei jeder der neue Zustand der Dinge eintritt, mit dessen Darstellung sich die Statistik beschäftigt. Ein solches allgemeines Völker- und Staatengemälde besitzen wir noch nicht, sondern blos einzelne einzelner Völker und Staaten, hebräische, griechische, römische, etrurische, gallische, deutsche Alterthümer. Ueberhaupt fühlte man das Bedürfniß einer solchen Wissenschaft erst im 15ten Jahrhundert, als der Enthusiasmus für die classische Literatur der Griechen und Römer erwachte. Man betrachtete sie vorerst lediglich als ein Hülfsmittel, die Schriftsteller dieser Nationen besser zu verstehen, und daher kam es, daß man sie auch blos auf einzelne Gegenstände der Verfassung dieser Völker beschränkte. In den früheren Werken dieser Art findet man eine große Belesenheit, aber keinen festen Plan, keine kritische Unterscheidung der Zeiten und Umstände. Erst im 18ten Jahrhundert fing man an, die reichen, chaotischen Materialiensammlungen der vorigen Jahrhunderte kritisch zu sichten, systematisch und zweckmäßig zu verarbeiten. Die Bibliographia antiquaria von Fabricius (Hamb. 1713, 1716) giebt hierüber ausführliche Nachricht, zumal in der neuern Ausgabe von Schaffshausen (1740), welcher jedoch neue Nachträge zu wünschen wären. Hauptsammlungen für die Alterthümer der Griechen und Römer sind Gronovs Thesaurus antiquitatum graecarum (Leiden 1697 — 1703. 13 Bde. Fol.), Gräve's Thesaurus antiquitatum romanarum (Utrecht 1694 — 99.

12 Bde. Fol.), der Novus Thesaurus antiq. roman. von Sallengre (Haag 1716-19. 3 Bde. Fol.) und Poleni utriusque Thes. nova Supplem. (Vened. 1737. 5 Bde. Fol.), in welchen Werken allen von den bedeutendsten Humanisten jener Zeit die Untersuchungen über einzelne Gegenstände der Alterthümer niedergelegt sind. Burmann lieferte einen Catalogus librorum, qui in Thesaur. Roman. Graec. Italico et Siculo continentur (Leiden 1725). Was diese Humanisten im Allgemeinen und Einzelnen gesagt, wurde von den spätern mit Auswahl gesammelt, aus dem Ocean der Folianten mit Klarheit herausgehoben und planmäßig verarbeitet. In dieser Art erwarben sich vorzügliche Verdienste um die griechischen Alterthümer Fr. Rous, Pfeifer, Potter, Rambach, Lambertus Bos, Barthelemy, Nitsch und dessen Fortsetzer Höpfner, Köpke u. A., um die römischen Alterthümer aber Rosin, Dempster, Cellarius, Nieuport, Heinecciua, Maternus v. Cilano, Gruner, Reiz, Meierotto, Nitsch, Adam, Meyer, Ruperti. Ein über römische Alterthümer sehr nützliches und brauchbares Werk ist noch Sam. Pitisci Lexicon antiquit. roman. (Leiden 1713 Fol., Vened. 1719. Fol. 3 Bde., Haag 1737. Fol. 3 Bde.), wovon zu Berlin (1793) ein Auszug erschien. Der vortheilhafte Gebrauch, den man von diesen Werken für ein genaueres, richtigeres Verständniß der griechischen und römischen Literatur und Geschichte gemacht hatte, leuchtete jetzt auch den Orientalisten so deutlich ein, daß sie den übrigen Humanisten nicht länger hierin nachstehen wollten. Ihre Aufmerksamkeit war, wegen des Zusammenhanges der hebräischen Literatur mit den Urkunden des Christenthums, vornehmlich auf die hebräischen Alterthümer gerichtet, über welche Iken, Faber, Warnekros, Bellermann, Jahn u. A. so nützliche als interessante Handbücher geliefert haben. Schade, daß wir nicht eben solche über die andern orientalischen Völker besitzen! Die Asiatic Researches haben wenigstens vielfältig dazu vorgearbeitet, und Goguet gibt eine zur Vergleichung nützliche Uebersicht. Nach dem, was Jones, Anquetil du Perron u. A. über Indien, Zoega, Denon u. A. über Aegypten geliefert haben, dürfen wir uns vielleicht eine Darstellung der Alterthümer dieser wichtigsten orientalischen Völker bald versprechen. Die Alterthümer der neueuropäischen Nationen fanden aus leicht begreiflichen Ursachen der Bearbeiter mehrere. Die Italiener haben höchst schätzbare Sammlungen von Muratori, Donati, Maffei u. A., die Franzosen von Montfaucon, Millin, die Engländer eine eigene Archaeologia brittannica. Daß die Deutschen nicht zurückgeblieben sind, beweiset hinlänglich Hummels Bibliothek der deutschen Alterthümer (Nrnb. 1787. Zusätze dazu 1791). Von Tresenreuter, Heineccius, Hummel, Haus und Rößig haben wir über die deutschen Alterthümer schätzbare Hand- und Lehrbücher. — Die Kunstalterthümer hat man seit Anfange des achtzehnten Jahrhunderts von den übrigen Alterthümern abzusondern angefangen, und sie als einen eigenen Zweig eigenthümlich bearbeitet. Schon nannte man die Wissenschaft von den Kunstalterthümern Archäographie, nachher kam der Name Archäologie für sie in Gebrauch, die man also von den Antiquitäten zu unterscheiden hat, obschon der Name beider eigentlich dasselbe besagt; Alterthumskunde. (S. Archäologie). dd.

Altona, eine ansehnliche offene Handelsstadt in Holstein, an der Elbe, eine Viertelstunde von Hamburg entfernt und dem König von Dänemark gehörig. Die daselbst herrschende Toleranz macht sie für Viele zu einer Art von Freistätte. Sie war anfangs ein bloßes Dorf, erhielt aber 1664 Stadtrecht. Altona, das eigentlich seinen Namen von der allzunahen Lage bei Hamburg hat, indem es vom hamburger Berge bloß durch einen Graben sich scheidet, zählt 30,000 Einwohner, hat einen wichtigen Land- und Seehandel, Schiffsbauereien und bedeutende Manufacturen (z. B. Zuckerrafinerien, Sammt-, Seidenzeug-, Ledermanufacturen rc), und ist der Sitz der königl. Heringsfischerei, so wie es auch an dem grönländischen Wallfischfang Antheil nimmt. Auch ist hier eine 1777 etablirte Giro- und Zettelbank. Ein Gymnasium, eine Bibliothek, das Zucht- nnd Waisenhaus sind ebenfalls bemerkenswerth. — Das Dorf Ottensen, wo Klopstock ruht, hängt fast mit Altona zusammen.

Altranstädter Frieden, geschlossen auf dem Schlosse zu Altranstädt bei Lützen im J. 1707. S. Friedensschlüsse.

Alringer (Johann Baptist von), ein bekannter Dichter, war zu Wien 1755 geboren, studirte unter dem berühmten Antiquar Eckhel, und gewann bald die Alten so lieb, daß er nie in der Folge aufhörte, sich mit ihnen zu beschäftigen. Nachdem der Tod seiner Aeltern ihn in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens gesetzt hatte, bediente er sich seines Doktordiploms und seines Titels als Hofadvocat nur, um die Streitigkeiten derer, die sich an ihn wandten, gütlich beizulegen. Seine Gedichte, die er 1794 zu Leipzig und 1788 zu Klagenfurth in einer Sammlung herausgab, erwarben ihm damals einen Namen. Man erblickte eine lebhafte Einbildungskraft, feines Gefühl und angenehme Leichtigkeit darin; weniger Beifall fand eine neue Sammlung seiner Gedichte, welche zu Wien 1794 erschien. Desto günstiger wurden seine beiden Hauptwerke: Doolin von Mainz und Bliomberis aufgenommen; zwei Rittergedichte, in denen er als ein Nachahmer Wielands erscheint, und alles leistete, was man mit einem von Genialität entblößten Fleiße in der Poesie leisten kann. Ihr Ruf war nur vorübergehend. Sein letztes Werk war eine Uebersetzung des Numa Pompilius von Florian. Er nahm in der Folge Antheil an mehreren Journalen, und starb am Nervenfieber 1797, nachdem er drei Jahre lang Secretair und Aufseher des Hoftheaters gewesen war. Mit einem gefühlvollen Herzen und einem heitern Geist war er ein liebenswürdiger Gesellschafter und treuer Freund.

Amadis, ein in der romantischen Ritterpoesie sehr berühmter Name. Der Helden, die ihn trugen, gab es mehrere. 1. Amadis von Gallien, nach seinem Schildzeichen der Löwenritter, in der Einöde aber Dunkelschön genannt, ein Sohn Königs Perion von Frankreich und der Elisena, der Tochter Königs Gavinter von Bretagne. 2. Amadis von Griechenland, ein Urenkel des gallischen, und Sohn Lisuarts und der Onoleria, Tochter des Kaisers von Trapezunt. 3. Amadis vom Gestirn, ein Urenkel des griechischen Amadis, Sohn Agesilaus, Königs in Kolchis, abstammend von Alastraxerea, einem Kinde der Liebe des griechischen Amadis mit der Königin Zahara vom Caucasus. Die Mutter dieses dritten Amadis war Diana, ein Kind der Liebe von Sidonia, Königin von Guindaga, mit Florisel, dem Ritter von der schönen Schäferin, rechtmäßigem Sohne des griechischen Amadis. — Amadis von Trapezunt, abstammend von Roger aus Griechenland, dem Vielgeliebten,

einem Sohne Florisels und der Helena, Prinzessin von Apollonien. Dieser Amadis ist ein Urenkel Florisels, Sohn der Polirena und Liscarons, Prinzen von Catai. — Die Geschichte dieser Helden, die für Spanien das sind, was Carl der Große mit den zwölf Pairs für Frankreich, und König Arthur mit der Tafelrunde für England war, läuft also durch neun Geschlechter, und ist in Ansehung ihrer Entstehung, so wie in Ansehung dessen, was daran historisch oder erdichtet ist, in ein solches Dunkel gehüllt, daß es selbst ungewiß bleibt, ob sie spanischen, portugiesischen oder französischen Ursprungs sey. Im spanischen Original hat dieser Roman 13 Bücher, von denen Cervantes (in der bekannten Musterung der Bibliothek des Don Quixote) die vier ersten begnadigen läßt, weil sie nicht nur das erste, sondern auch das beste und einzige Buch dieser Art seyen, das Spanien aufzuweisen habe; die andern aber werden zum Feuer verurtheilt. Jene ersten vier Bücher enthalten den eigentlichen Amadis von Gallien. Als ihren Verfasser nennen einige den Portugiesen Vasco Lobeira zu Anfang des 14ten Jahrhunderts, andere eine unbekannte portugiesische Dame, noch andere den Infanten Don Pedro, den Sohn König Johannes den I. von Portugal. Dagegen hat der Graf Tressan wahrscheinlich zu machen gesucht, daß die Ehre der Erfindung einem französischen Troubadour aus der Schule des Rusticien de Puice, des Verfassers fast aller Romane von der Tafelrunde, zu den Zeiten Königs Philippe-Auguste (1180-1223 gebühre; doch würden wir dieser Meinung erst dann beizutreten geneigt seyn, wenn eine kritische Vergleichung der ältesten Handschriften sie bestätigte. Als Verfasser des fünften Buchs, welches die Abentheuer Esplandians, des ältesten Sohnes von Amadis, enthält, wird Garcias Ordonnez de Montalvo, der Revisor der alten Ausgabe genannt. Das sechste Buch von Pelag. de Ribera enthält die Thaten des Ritters Florisando, das siebente Buch eines Unbekannten, und das achte, von J. Diaz, die Thaten Lisuarts, das neunte und zehnte Florisels, des Amadis aus Griechenland und des Ritters Anarante, das elfte und zwölfte die Ritterfahrten Rogels und Agesilas, das dreizehnte des Silvio de la Silva. Weiter geht das spanische Original nicht, und nun folgen die französischen Fortsetzungen, welche seit Niclas d'Herberay, Herrn des Essars Uebersetzung (1540), diesen Roman bis auf 24 Bücher erweiterten. Das 14te bis 17 Buch enthält die ritterlichen Thaten Sphäramonts und des Amadis vom Gestirn, das 18te bis 24ste endlich die Abenteuer der übrigen Nachkommenschaft des gallischen Amadis, mit Einschluß des Amadis von Trapezunt. Die einzelnen Theile dieses sehr ungleichartigen Ganzen, das selten vollständig beisammen gefunden wird, sind von sehr verschiedenem Werthe. Mit Recht sagt Bouterweck von den vier ersten Büchern: „ein so wahrhaft großes Gemälde des edelsten Heldensinns und der Treue, ohne ängstliche Beschränkung des Lohns der Liebe, aber auch ohne irgend einen beleidigend unsittlichen Zug, mit der höchsten Fülle der Schwärmerei, zwar über die Natur hinaus exaltirt, aber doch durch die treuherzigste Simplicität der Darstellung auch den gesunden Geschmack ergötzend, verdiente zu seiner Zeit die Huldigung, die es Jahrhunderte lang erhielt." — Die Fortsetzungen haben den ästhätischen Werth nicht, der die vier ersten Bücher auszeichnet.

Amalgama oder der **Quickbrey** ist die Verbindung des Quecksilbers mit Metallen, und die Operation selbst heißt die **Amalgamation** oder das **Amalgamiren**, **Verquicken** und **Anquicken**.

Mit der eingeführten Amalgamationsmethode hat in Europa die Hüttenkunde und Metallurgie eine neue Epoche angefangen. Das Quecksilber (s. diesen Art.) läßt sich mit den Metallen auf eine doppelte Art zum Amalgama machen: entweder durch Reiben desselben mit dem gehörig zerstückten Metalle, oder durch Schmelzen der Metalle und Hinzumischen des Quecksilbers. Allein die letztere Art läßt sich nicht gut bei solchen Metallen anwenden, die zum Schmelzen eine größere Hitze erfodern, als die Siedhitze des Quecksilbers, weil dann dasselbe in Dämpfe verwandelt und als Rauch fortgehen wird. Hingegen ein Amalgama, das mit Metallkalktheiten verunreinigt ist, kann man durch Waschen mit Wasser reinigen. Schon die Alten amalgamirten gediegenes Gold, wie Plinius lib. 33, cap. 5, und Vitruvius lib. 7, cap. 8 erzählen. Dem Erstern zufolge schüttete man Goldschlich und Quecksilber in irdene Krüge, die man mit Tüchern bedeckte und so lange rüttelte, bis das Gold aufgelöset und die fremden Stoffe über dem Quecksilber schwimmend abgesondert waren. Das Amalgama ward durch Felle gedrückt und endlich abgeraucht. Diese Amalgamation im Kleinen ward später in Mörsern oder steinernen Gefäßen vorgenommen, wobei man das Golderz vorher durch Essig und Alaun beizte, um das Gold vom Kiese abzusondern. Noch später ward die Amalgamation auch auf Silber angewandt, und in Amerika zuerst 1566 von dem Spanier Don Pedro Fernandez de Velasco, im Königreiche Mexico, und 1571 oder 1574 auch im Königreiche Peru, aber noch auf eine sehr unvollkommene Art im Großen getrieben. Man schüttete die Gold- oder Silberschliche unter Schuppen in Haufen auf, befeuchtete sie mit Wasser, und goß Quecksilber darauf. Diese Mischung, welche sich wegen der feuchten Kiese leicht erhitzte, wurde durch Treten oder umschaufeln inniger vereinigt. Nach einigen Wochen sonderte man das entstandene Amalgama durch Waschen mit Wasser ab. Auch machte der Spanier Johann de Cordova 1788 mit böhmischen Erzen aus Kaltemberge schon Amalgamationsversuche, die aber nicht glücklich abliefen. Nach dieser Zeit schritt die Vervollkommnung der Amalgamation auf zwei verschiedenen Wegen fort. Einige suchten den Hauptvortheil in der erregten Wärme, wie der spanische Pfarrer Alonso Barba in der Provinz Charcas des amerikanischen Königreichs Peru 1609, indem er das Erz mit Wasser und Quecksilber in kupfernen Kesseln kochen ließ; Andere in der beschleunigten Bewegung und Verdünnung des Schlichs mit Wasser, woraus die sogenannten Quickmühlen entstanden. In Europa stellte der kaiserlich österreichische Hofrath Ignatz, Freiherr von Born in Ungarn, zu Ende des 18ten Jahrhunderts die Kunst des Alonso Barba nur in weit vollkommener Gestalt, sowohl auf dem warmen als kalten Wege wieder her, und machte sein Verfahren in der Schrift: über das Anquicken der gold- und silberartigen Erze, Rohsteine, Schwarzkupfer und Hüttenspeisen, von Ignatz, Edlen von Born &c., Wien 1786, bekannt. Nun wurden die oben genannten Quickmühlen besser befunden und weiter verändert. Anstatt der stehenden Butterfässer, worin man viel Quecksilber zerstreute, wurden völlig verschlossene Fässer angebracht, worin die Bewegung nur durch einen gemäßigten horizontalen Umschwung erhalten wird. Nach der Bekanntwerdung der bornschen Manier fing auch der verstorbene sächsische Oberhüttenverwalter Gellert an zu arbeiten, und fand nach mehreren Versuchen im Kleinen und im Großen, daß das kalte Anquicken weit vortheilhafter sey als das warme. Nun erst befahl der König von Sachsen,

noch als Churfürst, auf der Halsbrücke bei Freiberg ein Amalgamationswerk zu erbauen, und vertraute die Ausführung dem verstorbenen sächsischen Vice-Berghauptmann von Charpentier. Dieses Amalgamationswerk ist das größte in Europa für die kalte Amalgamation, und kann der ganzen Welt zum Muster dienen. 1792 brannte es zwar ab, aber es ward noch vollkommener wieder erbaut, mit einem Feuerspritzendruckwerke versehen, und ist seit 1796 im ununterbrochenen Fortgange. Allein nicht alle Erze sind mit Vortheil zum Anquicken brauchbar, sondern nur die sogenannten dürren und kiesigen Silbererze, deren Silbergehalt nicht unter ein Loth, und nicht über vier Mark sechs Loth oder siebenzig Loth im Centner ist. Auf zehn Centner solchen Erzes werden ein Centner Salz, und wenn das Erz nachher gemahlen ist, auf zehn Centner fünf Centner Quecksilber, drei Centner Wasser, und 66 bis 67 Pfund dünne Eisenblättchen gemischt, und diese ganze Masse kommt alsdann in ein Anquickfaß, in welchem nach sechzehn bis achtzehn Stunden das Silber mit dem Quecksilber sich in dem Anquickbrei vereinigt hat. Weitläuftig und vollständig ist das ganze Werk, welches nebst der Feuer- oder Dampfmaschine die vollendetsten Schöpfungen des verflossenen Jahrhunderts sind, und das Amalgamirverfahren beschrieben; B. 3, S. 71 ff. der Erdbeschreibung der churfürstl. und herzogl. sächsischen Lande, von F. G. Leonhardi, 3te Aufl., Leipzig 1804. X.

Amalia (Anna), verwitwete Herzogin von Sachsen-Weimar, verdient einen ausgezeichneten Platz unter den Fürstinnen Deutschlands, da sie während der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts der Mittelpunkt und die Seele eines Hofes war, der in mehr als einer Beziehung dem Hofe jenes kunstliebenden Herzogs von Ferrara glich, welchen Tasso's und Ariost's Gegenwart verschönerte. Sie allein verlieh den Gelehrten die Unterstützung, welche sie umsonst von den größern Fürsten des deutschen Reichs erwarteten, indem sie ihnen einen Vereinigungspunkt und eine angemessene Existenz gab. Doch nicht allein als großmüthige Beschützerin der Schriftsteller und Künstler, und als erleuchtete Richterin ihrer Werke, hat Amalia Rechte auf die allgemeine Dankbarkeit. In ihrem neunzehnten Jahre Wittwe von Herzog Ernst August Constantin, den sie 1758 nach einer zweijährigen Ehe verlor, wußte sie durch eine gute Verwaltung die Verluste, welche der siebenjährige Krieg dem Herzogthum Weimar verursacht hatte, wieder gut zu machen, bedeutende Summen, ohne Bedrückung ihrer Unterthanen, zu ersparen, und die Folgen der Hungersnoth, welche im J. 1773 Sachsen heimsuchte, durch ihre Sorgfalt von ihnen abzuwenden. Aber kaum hatte sie diesen dringenden Bedürfnissen abgeholfen, als sie ihren Blick auf diejenigen Gegenstände wandte, welche allein das Leben veredeln und wahrhaft verschönern. Sie gründete neue Anstalten für die geistige Bildung der Nation, und vervollkommnete die vorhandenen. Sie ernannte Wieland zum Gouverneur ihres Sohnes, des jetzt regierenden Herzogs, und zog Männer von den glänzendsten Talenten nach Weimar, wie Herder, Göthe, Wieland, ferner Seckendorf, Knebel, Böttiger, Bode, Musäus; Schriftsteller, deren Namen zum Theil zu den berühmtesten in unserer Literatur gehören. Schiller gesellte sich ihnen erst in den letzteren Jahren bei. Nur durch die Vereinigung seltener Eigenschaften des Geistes und Herzens mit großen Verdiensten konnte es der Fürstin eines kleinen Staats gelingen, mehr ausgezeichnete Männer, als irgend ein gleichzeitiger Hof, um sich zu versammeln. Daß dazu ihr persönlicher Charakter noch mehr als ihr Rang und ihre Macht beitrug, beweis't der

Umstand, daß ihr dieselbe Umgebung blieb, nachdem sie 1775 die Regierung in die Hände ihres Sohnes gegeben hatte. Ihr Schloß in Weimar, ihre Lusthäuser in Tiessurth und Ettersburg, waren unverändert der Versammlungsort aller Gelehrten und Reisenden von Verdienst. Eine Reise nach Italien, welche sie 1788 in Göthe's Begleitung machte, vermehrte noch ihren Geschmack für die Künste. So erwarb sie sich, als die Erbin der großen Eigenschaften des Hauses Braunschweig und seiner Liebe für die Wissenschaften, den Ruhm, die berühmtesten gleichzeitigen Schriftsteller des deutschen Vaterlandes geehrt und aufgemuntert zu haben. Der 14te October 1806 hatte ihr Herz gebrochen, und sie überlebte ihn nur wenige Monate.

Amalthēa ist der Name der Ziege auf der Insel Creta, welche den Jupiter säugte, als ihn seine Mutter aus Furcht vor dem Saturn daselbst verbarg. Von dieser Ziege wird das Horn des Ueberflusses, welches Jupiter den Töchtern des Melissus, die der Rhea beigestanden, mit dem Segen gab, daß sie alles, was sie zum Unterhalte nöthig hätten, daraus sollten nehmen können, cornu Amaltheae genannt. Auch eine Nymphe soll Amalthea geheißen haben. Die Sibylle zu Kumä führte ebenfalls diesen Namen.

Amarant, eine Art unverwelklicher Blumen, in so fern sie abgepflückt und trocken ihre frische Farbe behalten. Daher ist diese Blume den Dichtern ein Sinnbild der Unsterblichkeit geworden. Es gibt mehrere Arten; eine derselben ist das Tausendschön.

Amathus (Amathunt), vormals eine durch den Dienst der Venus berühmte Stadt auf Cypern. Daher diese Göttin von den Dichtern oft die amathuntische Göttin, auch Amathusia genannt wird.

Amazonen. In den ältesten Zeiten fabelte die Sage von einem Weibervolke, das keine Männer unter sich duldete, unter der Anführung einer Königin bewaffnet in den Krieg zog und lange einen furchtbaren Staat bildete. Mit den Männern benachbarter Völkerschaften pflogen sie Gemeinschaft nur der Fortpflanzung wegen. Diesen sandten sie auch die Knaben zu, welche sie gebaren. Die Mädchen aber erzogen sie zum Kriege und brannten ihnen die rechte Brust aus, damit ihnen diese beim Bogenschießen nicht hinderlich seyn möchte. Von der abgebrannten Brust erhielten sie den Namen Amazonen. Die Alten erwähnen dreier Amazonenvölker: 1. die afrikanischen Amazonen, welche unter ihrer Königin Myrina große Eroberungen machten, nachher aber von Herkules vertilgt wurden; 2. die scythischen Amazonen, welche einen Zweig der asiatischen ausmachten, die benachbarten Scythen bekriegten, nachher aber sich mit ihnen verheiratheten, und tiefer in Sarmatien zogen, wo sie mit ihren Männern jagten und in den Krieg gingen; 3. die asiatischen Amazonen, von allen die berühmtesten, welche im Pontus um den Fluß Thermodon wohnten. Diese sollen einst ganz Asien mit Krieg überzogen und Ephesus erbaut haben. Ihre Königin Hippolyta erlegte Herkules. Zu Theseus Zeit überfielen sie Attica, unter der Königin Penthesilea zogen sie Troja zu Hülfe und bestanden noch zu Alexanders Zeiten, dem ihre Königin Thalestris einen Besuch abstattete; bald nachher aber verloren sie sich. — Außer diesen Fabelvölkern der alten Welt führt auch ein bedeutender Landstrich Südamerika's, zwischen Guiana, Terrafirma, Peru, Paraguay und Brasilien, der gegenwärtig größtentheils zur portugiesischen Provinz Para gehört, den Namen Amazonenland. Es ist, wiewohl es in der heißen Zone liegt, nur mäßig heiß, und fruchtbar an Cocosnüssen, Ebenholz,

Federn, Zucker, Scharlachkörnern, Baumwolle u. dgl. Hundert und funfzig verschiedene, jedoch nicht zahlreiche Völkerschaften sollen es bewohnen. Sichere Nachrichten fehlen uns. Der Amazonenfluß (richtiger Maranon genannt), welcher das Land durchströmt, und, wie der Nil Aegypten, dasselbe wässert und fruchtbar macht, ist der größte Fluß auf der Erde. Er entspringt aus dem See Lauricocha in den Cordilleras und fällt, nachdem er fast 1000 Meilen durchlaufen, gerade unter der Linie ins atlantische Meer. Seine Breite beträgt bei den Mündungen, wegen der dazwischen liegenden Inseln und weil das Meerwasser eindringt, über 40 deutsche Meilen. Aber auch im innern Lande hat er gewöhnlich eine Breite von 6 bis 10 Meilen. Der erste Entdecker dieses Flusses, Orelhan, traf, als er ihn einige Tage hinaufgeschifft war, an seinen Ufern eine Menge bewaffneter Weiber an, welche mit ihren Nachbarn Krieg führten, und dies gab Anlaß zu der Benennung des Flusses und Landes.

Ambassadeur, s. Gesandter.

Amboina, s. Gewürzinseln.

Ambra oder Amber, eine Materie, welche man ihres vortrefflichen Geruchs wegen schätzt, und daher eine der theuersten Droguen ist. Sie wird vom Meere ausgeworfen, oder aus demselben gefischt. Der Ursprung des Ambers läßt sich nicht mit Gewißheit angeben. Viel Wahrscheinlichkeit hat die Meinung für sich, daß er eine in dem Mastdarme des Cachelots sich sammelnde Materie sey, welche von der Nahrung dieses Fisches, dem Tintenwurme, entsteht, die ihm aber auch eine Krankheit verursacht, an welcher er stirbt.

Ambrosia, s. Götterspeise.

Ambrosius (der heilige), ein berühmter Kirchenvater, geboren gegen das Jahr 340, wahrscheinlich zu Trier, wo sein Vater, der Präfectus Prätorio war, als Statthalter von Gallien zu residiren pflegte. Schon in der Wiege empfing er ein glückliches Vorzeichen. Ein Bienenschwarm bedeckte das Gesicht des im Hofe des Schlosses schlummernden Knaben, und als die erschrockene Amme herbeieilte, sah sie erstaunt, wie in seinem Munde die Bienen ein- und ausgingen, ohne ihm ein Leid zu thun, und sich endlich wieder in die Lüfte erhoben. Sein Vater, eingedenk des ähnlichen Wunders, das vom Plato erzählt wird, schloß daraus auf eine hohe Bestimmung. Seine Erziehung war seinem Stande angemessen; die geschicktesten Lehrer bildeten seinen Geist und sein Herz. Nach Beendigung seiner Studien ging Ambrosius mit seinem Bruder Satyrus nach Mailand, wo beide in die juristische Laufbahn eintraten. Hier zeichnete sich Ambrosius so vortheilhaft aus, daß Valentinian ihn zum Statthalter der Provinzen zwischen den Alpen, den mittelländischen Meere, Toscana, der Etsch und dem adriatischen Meere machte. Sanftmuth und Weisheit gewannen ihm die Achtung und die Liebe der Völker, deren Wohlstand durch den Arianismus zerrüttet wurde, und als der bischöfliche Sitz von Mailand erledigt worden, ward er einstimmig von den Arianern und Catholischen in der Kirche zum Bischof ausgerufen. Lange weigerte sich Ambrosius, diese Würde, die ihm zugleich eine drückende Bürde schien, anzunehmen, und suchte durch Grausamkeiten und Ausschweifungen den Eifer für sich zu schwächen. Aber alles war umsonst; endlich entflieht er bei Nacht, und glaubt sich auf dem Wege nach Pavia; statt dessen findet er sich unerwartet wieder vor Mailands Thoren. Endlich fügte er sich dem Zwange des Kaisers, empfing die Taufe, da er bisher nur Catechumene gewesen, und acht Tage darauf die Consecration. Diese

Begebenheit feiert die Kirche noch heute am 7ten Dec. Ambrosius zeigte sich als Bischof in dem Glanze der erhabensten Tugenden, und erwarb sich allgemeine Verehrung, in welcher er im J. 397 starb. Sanft, leutselig, duldsam, gefühlvoll und bescheiden, gebrauchte er sein Ansehen nur zum Vortheil Anderer und der Religion. Seine Schriften tragen den Stempel seines Charakters. Ihm ist auch jener erhabene Kirchengesang (Te Deum laudamus), der noch jetzt mit dem Namen des ambrosianischen bezeichnet wird, zugeschrieben worden; aber in neuern Zeiten hat eine gründliche Kritik dargethan, daß er nicht von ihm, sondern von einem unbekannten Verfasser sey.

Amerigo Vespucci wurde 1451 am 9ten März zu Florenz aus einer alten und geachteten Familie geboren. Seine früheste Bildung verdankte er seinem Oheim, Georg Anton Vespucci, der einen großen Ruf der Wissenschaften hatte. — Er machte frühzeitig große Fortschritte in der Physik, Astronomie und Erdbeschreibung. Dies waren überhaupt damals die Gegenstände des Unterrichtes, die man bei der Erziehung junger Florentiner berücksichtigte, da sie mit Handelsgeschäften in so enger Verbindung stehen, und der Handel es war, dem dieser Staat seine Blüthe verdankte. Er verließ Florenz im J. 1490 und begab sich nach Spanien, um den Handel zu treiben. Eben befand er sich in Sevilla, als Columbus Anstalten zu seiner zweiten Reise traf, und die Begierde, neue Entdeckungen zu machen, den größten Theil der Seefahrer entflammte. Das so glückliche Gelingen der Unternehmungen des Columbus machte ihn zum glücklichern Nebenbuhler seines Ruhms. Vespucci gab sein Handelsgeschäft auf, um einen Erdtheil kennen zu lernen, dessen Daseyn Europa eben erst erfahren hatte. Am 10ten Mai 1497 trat er seine erste Reise unter dem Admiral Ojeda an, lief mit fünf Schiffen aus dem Hafen von Cadix aus, und gelangte nach einer Fahrt von 37 Tagen an das feste Land von Amerika, untersuchte hier den Meerbusen von Paria und die Küsten mehrere hundert Meilen lang, kam nach einer Seereise von dreizehn Monaten wieder nach Spanien zurück, und wurde am Hofe zu Sevilla mit vieler Auszeichnung empfangen. Im Mai 1499 trat er eine zweite Reise an, deren Resultat die Entdeckung einer Menge kleiner Inseln war. Hierauf trat er, von Versprechungen verleitet, in die Dienste des Königs Emanuel von Portugal, und unternahm nun zwei Reisen auf portugiesischen Schiffen; die erste den 10ten Mai 1501, und die zweite den 10ten Mai 1503. Auf dieser letzten hatte er die Absicht, auf einer Fahrt nach Westen einen Weg nach Malacca zu finden; allein diese Reise war weniger glücklich, er war mit sechs Schiffen ausgelaufen, verlor davon eins, und rettete sich nach großen Gefahren mit den übrigen in der Aller-Heiligen-Bay auf der Küste von Brasilien. Er blieb in portugiesischen Diensten bis zum J. 1506, wo der Tod des Columbus erfolgte, und trat dann wieder in spanische Dienste. Er besuchte noch mehrere Male den Erdtheil, der nach und nach von ihm den Namen zu führen anfing. Allerdings hätte diese Ehre mehr dem Columbus gebührt als ihm, so wenig man ihm auch seine Verdienste absprechen kann. Besonders verdankte er diesen Ruhm seinem Charakter, denn Amerigo war bescheiden, friedliebend, und weit entfernt, bei dem Könige und seinen Nebenbuhlern Argwohn zu erwecken, und so geschah es, daß die Hälfte der Erde seinen Namen annahm, ohne daß er diese Ehre suchte, und ohne deswegen Neid zu erregen. Wir haben noch von ihm eine Karte von Amerika, und ein Tagebuch von vier seiner Reisen, das 1532 in Paris

lateinisch im Druck erschienen ist. Er starb im Jahre 1516 im Dienste Portugals; Emanuel ehrte sein Andenken, und Florenz überhäufte seine Familie mit Ehrenbezeigungen.

Amerika. Vom 79sten Grade nördlicher bis zum 56sten Grade südlicher Breite, und vom 210ten Grade bis zum 360sten Grade östlicher Länge erstreckt sich dieser vierte Theil unsers Erdballs, der in zwei große Inseln zerfallen würde, könnte je die Durchschneidung der Landenge von Panama gelingen, wozu schon längst die Junten des spanischen Südamerika's den Entwurf gemacht haben. Auf der Ostseite vom atlantischen und äthiopischen Ocean, auf der Südseite von dem Meere, das des berühmten Magellan Namen trägt, auf der Westseite vom stillen Weltmeere und im Norden vom nördlichen Ocean umspült, ist es selbst eine ungeheure Insel, die, in einer Ausdehnung von 800,000 Q. M., von allen Zonen berührt wird. Erst seit 300 Jahren ist uns dieser Erdtheil, der, mit dem noch später entdeckten Australien gemeinschaftlich die neue Welt genannt wird, bekannt; zuerst ward es die Nordwestseite, oder Nordamerika, durch den kühnen Schiffer Christophoro Colombo (1492 bis 1504), daher dieser Theil mit Recht Columbia heißen, dagegen nur die Südostseite oder Südamerika den Namen Amerika (Ameriga) führen sollte, da der mit Colombo rivalisirende Amerigo Vespucci (1497 bis 1503) den südlichen Continent entdeckte. Zehn Jahre später als Amerigo glückte es dem scharfsinnigen Balbao, die bestimmteste Kunde von dieser großen Halbinsel zu bringen; Magellan aber war es, der nach Balbao (1520) die südlichste Spitze, dem sogenannten Feuerlande gegenüber, umschiffte. Alle seefahrenden Staaten waren ergriffen von der Entdeckung eines neuen Schauplatzes für ihre speculative Thätigkeit. Vorzüglich waren es die nimmer rastenden Britten, welche den nordöstlichen Theil zuerst zum Ziele ihrer Forschungen machten. Der Venezianer Cabot, im Dienste König Heinrichs VII., entdeckte Neufoundland, und verfolgte seinen Weg bis Virginien. Beim Aufsuchen eines nordwestlichen Weges nach Asien machten die Engländer bedeutende Entdeckungen in Nordamerika; Cap Breton ward 1509 und Neu-Schottland 1550 von ihnen besetzt. Martin Frobisher befuhr (1577) die Straße seines Namens unterm 60sten Grade nördlicher Breite, und traf auf den südlichen Theil von Grönland; seit ihm ward jene Straße bis jetzt nicht wieder befahren. Franz Drake, Elisabeths großer Admiral, entdeckte Neu-Albion (1579), Davis (1585 bis 1587) einen Weg, der an der westlichen Seite Grönlands in die, nach dem Steuermann Baffin (unter dem Engländer Bylot) nachmals (1616) benannte Baffins-Bay führt. In dem Zeitraume von 1607 bis 1610 entdeckte Hudson, der von der östlichen Küste Grönlands unterm 73sten Grade bis zum 83sten Grade drang, die Straße und Bay, die nach ihm getauft wurden. Labrador aber war 1500 und Canada 1534 von den Portugiesen in Beschlag genommen worden, die auch den Landstrich zwischen dem Marrahon und dem äthiopischen Meere, Brasilien genannt (1510), in Besitz genommen hatten, während das Land am Paraguay von Dios de Solis 1516 entdeckt wurde, welches wieder vergessen, und erst im 17ten Jahrhunderte von den Portugiesen und Spaniern unter sich getheilt ward. Mit diesen zugleich hatten die Spanier keine Anstrengung gescheut, um in der neuen Welt ein neues Reich sich zu gründen; wir gedenken der Namen Cortes und Pizarro. Florida ward 1512, Alt-Mexico 1520, Louisiana 1583 ihr Eigenthum; so kamen sie auch nach Neu-Mexico und Californien; von Panama aus

gingen sie nach Carthagena, Neu-Granada, Peru und Chili. Buenos Ayres war schon 1535 angelegt worden; Guyana fanden sie 1663. — Aber auch die Franzosen errichteten Niederlassungen in Neu-Schottland (Acadien), in Canada und Louisiana. — Mehr noch als der Continent reizten die Inseln die gierigen Europäer. Die bermudischen Eilande, von ihrem Entdecker, dem Spanier Bermudes, so benannt (1527), besetzte (1609) der Engländer Sommers, während die Antillen in den Händen der Spanier waren, denen die Britten Jamaica genommen hatten. Diese und die Franzosen machten sich zu Meistern der übrigen, wobei die bekannten Räuberstaaten der Flibustier eine Rolle spielten. Durch einen förmlichen Vertrag (1660) theilten sich die beiden Nationen in jene Inseln. Die Holländer, zuerst am Delaware und Brasilien, machten sich feste Sitze in Guyana, am Essequebo, Bernica, legten Surinam an und verpflanzten das Zuckerrohr nach Curaçao; St. Eustaz, St. Martin, St. Thomas, St. Jean und Croix erwarben die Dänen; St. Barthelemy die Schweden (1784), die früher auch schon am Delaware eine Colonie errichtet hatten. Die Russen gelangten im 18ten Jahrhunderte an das nördliche Ufer der nordwestlichen Küste Amerika's; gleich ihnen die Britten, die vom Nutkasund bis zum Eiscap vordrangen, Canada von Frankreich erhielten (1762) und von diesem Jahre an bis 1783 auch Florida besaßen; die Spanier fanden den weitern Weg von Californien aus. — Da erschien der Zeitpunkt, wo die brittischen Colonien in Nordamerika unter Frankreichs Schutze vom Mutterlande sich lossagten, und der Staat der dreizehn vereinigten Provinzen, die man unter dem allgemeinen Namen Nordamerika versteht, als Republik sich proclamirte. Die europäische Colonialwelt ward nun immer mehr der Hauptgegenstand der Kämpfe der großen Mächte Europa's, und wegen ihrer verweisen wir auf die Artikel Continentalsystem, Colonien &c. wobei Amerika eine so große Rolle spielt. — Höchst interessante Ansichten gewährt der Blick auf Amerika, wenn man es aus den Gesichtspunkten betrachtet, zu welchen Mackenzie &c., und neuerlichst Humbold Veranlassung durch ihre Nachforschungen gaben. Im wahren Sinne des Wortes schaut man dann in eine neue Welt; doch immer ist die Nordküste, die Region über die Hudsonsbay hinaus, noch eben so mit einem dichten Nebel bedeckt, wie Afrika's Inneres es ist. Erst seit 1200 Jahren, behaupten Forscher wie Bernabucci und Humbold, sey Amerika bevölkert und zwar, wie überall, auch von Hoch-Asien aus; Rhode glaubt über das atlantische Meer von Phöniziern, Johannes von Müller meint über das stille Meer von den Hunnen; jeder glaubt in Sprach- und Gesichtsähnlichkeit der Einwohner Gründe für seine Behauptung zu finden. Je näher die Einwohner dem Gleicher sind, desto dunkelrother ist ihre Haut; alle haben schwarzes straffes Haar. — Doch noch weniger hat man in Ansehung der Sprachverschiedenheit dieser Völkerschaften sich vereinigen können. Franzesco Lopez zählt 1500, Athanasius Kircher 500, Lorenzo Hervas neun verschiedene Sprachen; Zeune reducirt sie, nach den von Humbold ihm mitgetheilten Sprachlehren auf zwei, nämlich die toltekische und apalachische. Die Zahl der eigentlichen Amerikaner ist übrigens jetzt nicht groß; die Eroberungen der Europäer haben nicht wenig zu ihrer Verminderung beigetragen. Mit den Fremden beträgt Amerika's ganze Bevölkerung ungefähr gegen 300 Millionen. Die Ureinwohner leben größtentheils unter kleinen Fürsten im Nomadenstande; die meisten aber sind in der Vermischung mit den Fremden mehr und weniger ausgeartet, welche theils aus Europäern,

theils aus deren Negersclaven bestehen. — Die specielle Geographie, Statistik und Naturgeschichte Amerika's läßt sich am leichtesten nach den drei Hauptabtheilungen, Nordamerika, Südamerika und Mittelamerika (Westindien), übersehen, die wir daher unter diesen verschiedenen Artikeln abhandeln müssen. Im Allgemeinen bemerken wir, daß Amerika die höchsten Berge, die größten Flüsse und Seen enthält. Außer den Cordilleras de los Andes, dieser ungeheuern Bergkette, die bei der südlichsten Spitze beginnt, an der Westküste nach Norden läuft, und deren Ende wir noch nicht kennen, nennen wir den Chimboraço, den Cayambeorean, Antisana u. s. w.; unter den Vorgebirgen das berühmteste, das Cap Horn, diese südlichste Spitze des Feuerlandes. Die größten Flüsse sind der Lorenzostrom, Missisippi, der Oronoco, Maranjon und La Plata. Nordamerika besitzt die größten Landseen, von 500 bis 1800 Q. M. — Cacao, Cochenille, Mais, peruanische Rinde, Kartoffeln, Tabak, Vanille ꝛc. sind dem Boden eigenthümlich, der in sich Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Quecksilber, Edelsteine, Marmor, Porzellanerde, Labradorsteine, Steinkohlen ꝛc. birgt. Das Lama und die Vicogna, Polarfüchse und Yaguare gehören zu Amerika's Eigenthümlichkeiten aus der Thierwelt. I.

Amethyst ist ein durch alle Schattirungen laufender violblauer Quarz, dessen Farbe, nach Rose, von einer Mischung von Eisen- und Braunstein-Oxyd entsteht, die nur ein halb Procent des Ganzen ausmacht. Außerdem unterscheidet er sich vom Quarze vorzüglich dadurch, daß er in viele stängliche Stücke abgesondert wird, die als unvollkommene Säulen zu betrachten sind, und zuweilen in Pyramiden auslaufen. Diese Stängel sind sehr ungleich gefärbt, und die Spitze gewöhnlich am dunkelsten, der Fuß hingegen oft fast gar nicht. Der Amethyst kommt auf Gängen, meistentheils in Gesellschaft der Achäte vor, und zwar so, daß er mit den schöner gefärbten Spitzen gegen die Mitte des Ganges, und in den Chalcedonkugeln gegen das Centrum derselben gerichtet ist. Den blassern Grund, der die Saalbänder des Ganges ausmacht und oft in Chalcedon übergeht, hat man Amethystmutter genannt. Je kürzer die Chrystallenstängel sind, desto gesättigter ist gewöhnlich ihre Farbe, und die allerschönsten sind die, welche freiliegende Doppelpyramiden darstellen, so wie viele in den berühmten sibirischen Amethystbrüchen, welche als Quarzgänge in verwittertem Aplit aufsetzen, vorkommen. Die Alten rechneten zum Amethyste auch die indischen Rubine, die man späterhin orientalische Amethyste nannte. Der Preis des Amethystes ist sehr verschieden, je nachdem die Farbe gesättigt und gleichförmig ist, denn viele werden durch Wolken entstellt. Von den schönsten geschliffenen bezahlt man das Karat mit 3, 4, 5 Thalern, und dieser Preis wird einfach mit der Karatzahl multiplicirt. Allein der Menge wegen hat ihr Werth sehr abgenommen, und der Hauptabsatz der sächsischen und böhmischen Amethyste, der ehedem über Venedig nach der Türkei ging, weil er daselbst als Frauenschmuck sehr beliebt war, hat ebenfalls aufgehört. Als Ringstein gibt man ihm möglichst viele Flächen, um die ungleichen Flecken zu verbergen und den Glanz zu verstärken. Den Blässern legt man blaugefärbte Folien unter. Diejenigen, welche innerlich dunklere Flecken haben, glüht man kurze Zeit in Sand und Eisenfeile eingepackt, wodurch die Flecken zertheilt werden. Durch fortgesetztes Glühen verschwindet endlich alle Farbe, und dann werden sie gleich dem Crystall zum unechten Diamantschmuck genommen, kom-

men aber jenem in der Härte nicht bei. Aus diesem Grunde ist aber der Amethyst zum Schleifen und Schneiden bequemer; und da er in ziemlich großen Massen vorkommt, so werden allerlei Gefäße, Dosen und andere Kunstsachen daraus gearbeitet. Die Alten gravirten auch Siegel in Amethyst, und man hat noch mehrere dergleichen Antiken. Auch trug man ihn vor Alters als Amulet zur Abwehrung der Gifte, wozu er mit dem Bilde der Sonne oder des Mondes gezeichnet wurde. Die Magier behaupteten, daß er nicht nur der Trunkenheit vorbeuge, sondern auch sogleich davon befreie, wenn man ihn an den Leib binde. Dieser Glaube war allgemein, und wird sogar vom Aristoteles bekräftigt; er hat auch zu der Benennung des Steines selbst, welche so viel als nüchtern besagt, Gelegenheit gegeben. Wegen des geringern Preises brauchen jetzt die Glaser auch oft die dünnen stängelförmigen Stücken zum Glasschneiden. Zu Dosenstücken werden die sogenannten Haaramethyste gesucht, welche, wie der Rosaquarz, mit haarförmig cristallisirtem Braunsteine durchsetzt sind. Zum falschen Glasschmuck, und besonders zu den amethystfarbenen ovalen Zuckerdosen und Saussieren versetzt man das blaue Kobaltglas entweder mit etwas Goldpurpur oder mit gereinigtem Braunstein, gewöhnliches grünes Glas. Von wenig Braunstein wird das leztere entfärbt, bei stärkerm Zusatze aber amethystfarben, wie man oft an den gewöhnlichen Trinkgeschirren sehen kann. Zu den härtern Amethystflüssen kommt anstatt des Kaliglases Bleiglas, aus vier Theilen Kiesel und sechzehn Theilen Bleiweiß. Nach Petrus Arlensis machte man ehedem aus dem Amethyste selbst einige bunte Flüsse zum Halsschmuck. Man versetzte den gepulverten Amethyst entweder mit Blattgold und Natron oder mit Kupferfeile und Kampfer. Diese Mischungen wurden durch 48stündiges Glühen zusammengeschmolzen, und gaben taubenhalsfarbene oder dem Avanturin ähnliche Flüsse. X.

Ameublement, s. **Verzierungskunst**.

Amiens, eine feste Stadt, und ehedem die Hauptstadt der Picardie, jezt des Departements **Somme** (welcher Fluß in drei Armen mitten durch die Stadt geht), hat meistens schöne und wohlgebaute Straßen, ein festes Schloß, von **Heinrich** IV. erbaut, und eine prächtige Kathedralkirche, in welcher **Ludwig** XIV. gekrönt wurde. Auch befindet sich hier ein Bischof, der vor der Revolution unter dem Erzbischof zu Rheims stand, und seit 1750 eine Akademie der Künste und Wissenschaften. Die Anzahl der Einwohner, deren Erwerb, besonders in Kamelot-, Tapeten-, Seiden-, Wollen- und Lederfabriken besteht, wird auf 40,000 gerechnet. — Am merkwürdigsten wurde diese Stadt durch den am 25sten März 1802 zwischen **Frankreich**, **Spanien** und der **batavischen Republik** auf der einen, und **Großbritannien** auf der andern Seite abgeschlossenen und am 27sten März unterzeichneten **Frieden**. S. **Friedensschlüsse**.

Aemilius Paulus, ein edler Römer aus dem alten angesehenen Geschlechte der Aemilier. Er überwand den **Perseus**, König in Macedonien, und hielt deswegen 586 nach Erbauung der Stadt Rom einen großen Triumph. Während desselben starben zwei seiner Söhne, deren Tod er jedoch so hochherzig ertrug, daß er den Göttern dankte, daß sie dieselben zum Opfer gewählt, den Wechsel des römischen Glücks abzuwenden. Außerdem war er der Vater des berühmten Scipio Africanus.

Amiot (Pater), ein französischer Jesuit, geboren zu Toulon 1718, der sich lange Zeit als Missionär in Peking aufhielt, und zu einer genauern Kenntniß China's mit seltenem Fleiße und gründlicher Gelehrsamkeit beitrug. Ihm besonders verdanken wir die genauesten und ausgebreitetsten Belehrungen über die Alterthümer, die Geschichte, Sprache und die Künste der Chinesen. 1750 kam er zu Makao an, und ging im folgenden Jahre auf Befehl des Kaisers nach Peking, wo er bis an seinen Tod 1794 blieb. Ein anhaltendes Studium machte ihn mit der chinesischen und tatarischen Sprache vertraut, und mit ihrer Hülfe konnte er China unmittelbar aus den Quellen kennen lernen. Die meisten seiner schätzbaren Arbeiten, welche die Charakterschrift, die Kriegskunst, die Musik u. s. w. der Chinesen betreffen, ferner eine Lebensbeschreibung des Confucius, eine tatar-mantschuische Grammatik u. s. w., befinden sich in den Mémoires concernant l'histoire, les sciences et les arts des Chinois, deren zehnter Theil seinen Antheil an den ersten zehn Bänden ausführlich angibt. Dieses Verzeichniß nimmt allein 14 Columnen ein. Außerdem sind von ihm die Eloge de Moukden, welche de Guignes, und das Dictionnaire tatarmantcheou-français, welches Langlès herausgegeben hat.

Amman heißt in der Schweiz und in Ober-Deutschland so viel als Amtmann, Stadtvoigt, Schultheiß. Der Obervoigt einer Provinz heißt Landamman.

Ammon, eine libysche Gottheit. Ueber seinen Ursprung sind die Nachrichten sehr verschieden. Einige machen ihn zu einem Sohne Tritons; Andere erzählen, er sey in einem Walde gefunden worden, wo, außer einem Schaafe, kein lebendiges Wesen gesehen worden, und halten ihn daher für einen Sohn Jupiters und dieses Schaafes. Noch andere wollen, daß er zwischen Carthago und Cyrene als ein Knabe im Sande spielend von einigen Hirten gefunden worden, denen er geweissagt habe, so lange er auf dem Sande gesessen; sobald sie ihn aber aufgehoben, sey er verstummt. Noch Andere endlich erzählen, Bacchus habe auf seinem Zuge nach Indien, ermattet von Durst und Hitze, unweit Xerolibya den Jupiter um Hülfe angerufen; darauf sey ein Widder erschienen, der, mit seinen Füßen scharrend, einen Quell aus dem Sande hervorgelockt habe, und darauf wieder verschwunden sey. Diesen Widder habe er für den Jupiter selbst erkannt, ihm göttliche Ehren erwiesen und einen Tempel erbaut. Nach Diodor von Sicilien ist Ammon ein ehemaliger König in Libyen, dessen Gemahlin Rhea, die Schwester Saturns, und dessen Geliebte Amalthea gewesen, mit welcher er den Bacchus gezeugt habe. Dieser habe ihm jenen berühmten Tempel erbaut, wo Ammon, nicht durch Worte, sondern durch Zeichen des weissagenden Priesters, Orakelsprüche ertheilte, und wo er unter dem Bilde eines Widders, nach Andern eines Menschen mit einem Widderkopfe oder Widderhörnern vorgestellt war. Alexander besuchte diesen Tempel, und wurde von den Priestern für einen Sohn des Gottes erklärt. — Ammonshorn, eine nach Art eines Widderhorns gewundene Muschelgattung.

Amnestie ist die Befreiung von Strafe und gänzliche Verzeihung, die eine Autorität Personen, welche sich eines Vergehens oder Verbrechens schuldig gemacht haben, gewöhnlich unter der Bedingung, daß sie sofort, oder bis zu einem bestimmten Zeitraume, zu ihrer Pflicht zurückkehren, zusichert. So pflegen Deserteurs von Zeit zu Zeit unter Zusicherung völliger Amnestie, d. h. völliger Straflosigkeit, zurückgerufen zu werden. Auch wird gewöhnlich bei Aufständen gan-

zer Districte oder Länder eine Amnestie erklärt, weil die Bestrafung, nach der Strenge der Gesetze, nicht füglich ausführbar seyn würde. Man begnügt sich, höchstens die Häupter und Anstifter davon auszunehmen.

Amor. Nach der neuern Mythologie ist Amor ein Sohn der Venus und des Mars, der Gott der Liebe, der schönste unter den Unsterblichen, ein geflügelter Knabe mit Pfeil und Bogen. Die Wirkungen seines Geschosses sind die schmerzenden Wunden der Liebe, und seine Macht ist Göttern und Menschen furchtbar. Nach der ältern Mythologie ist er der älteste unter den Göttern, und war vor allen Erzeugungen da; — er regte zuerst das unfruchtbare Chaos an, daß es die Finsterniß gebar, aus welcher der Aether und der Tag hervorgingen. Dieser älteste Amor ist der erhabene Begriff der alles erregenden und befruchtenden Liebe (vergl. Eros).

Amortisiren stammt vom französischen Worte amortir ab, und bedeutet ursprünglich ertödten, erlöschen, schwächen, z. B. Feuer, Süßigkeit; dann Zinsen loskaufen; ferner Grundstücke oder deren Ertrag an die todte Hand veräußern, d. i. an Kirchen, milde Stiftungen, Gemeinheiten, welche dieselben nicht wieder veräußern, und endlich bedeutet es eine Schuld tilgen oder aufheben, in welchem Sinne von diesem Worte hier die Rede ist. Um dieses zu bewerkstelligen, haben gut eingerichtete, aber durch außerordentliche Unfälle verschuldete Staaten einen Amortisationsfond (franz. Amortissement, engl. sinking Fund) oder Schuldentilgungsfond (Amortisationscasse, Schuldentilgungscasse, auch bloß Tilgungscasse genannt) angeordnet. Er besteht in derjenigen Einrichtung der Geldwirthschaft eines Staats oder einer Privathaushaltung, daß man eine jährliche Geldsumme, sowohl für die Bezahlung der Interessen von den gemachten Schulden, als auch für die Bezahlung der letztern selbst bestimmt, und die dadurch aus den verminderten jährlichen Interessen gewonnene Summe immer wieder zur Abbezahlung der Schulden anwendet, und damit so lange fortfährt, bis alle Staats- oder Privathaushaltsschulden gänzlich getilgt sind. Nach der Erfahrung aller guten, vorurtheilsfreien Staatswirthe ist er das einzige Rettungsmittel verschuldeter Staaten, um sie gegen einen heimlichen oder öffentlichen Banquerott sicher zu stellen. Der Amortisationsfond gründet sich, in Ansehung seiner Größe, theils auf die Menge der Schulden, theils auf die verschiedenen Arten der Schulden, theils auf die Zeit, in welcher die Staatsschulden bezahlt werden sollen. In Rücksicht auf die Menge der Schulden gilt der Grundsatz: je größer die Schuldenlast ist, desto stärker muß der Schuldentilgungsfond seyn, man mag die Schulden in kürzerer oder längerer Zeit bezahlen wollen. Z. B. England und Oesterreich müssen einen zwanzig Mal größern Fond haben als Wirtemberg, Bayern, Sachsen und Preußen. Was nun die verschiedenen Arten von Schulden anbelangt, so verändert sich die Größe des Fonds auf die mannichfaltigste Weise nach denselben. Denn hat ein Staat, wie z. B. England, fundirte Schulden, so werden für den Tilgungsfond, nur zur Bezahlung der jährlichen Interessen, gewisse Taxen bestimmt; sind bloß auf den Credit der Regierung unfundirte Schulden auf bestimmte oder unbestimmte Zeit gemacht, so muß der Tilgungsfond die Interessen und das Capital zugleich umfassen, wenn der Credit bestehen soll, und die Schuld nimmt allmälig und in dem Grade ab, in welchem man den Fond wirklich seiner Bestimmung gemäß benutzt. Werden consoli-

dirte Schulden gemacht, d. h. solche, wovon man auf eine gewisse Reihe von Jahren hohe Interessen zahlt, diese aber nachher heruntersetzt, so sind alsdann die gewonnenen Interessen der Tilgungsfond. Sind die Schulden auf Leibrenten gegründet, so bedarf man des Tilgungsfonds nur zur Bezahlung der jährlichen Leibrenten, weil die gemachte Schuld sich immer mehr mit jedem Todesfalle im Kreise derer vermindert, auf deren Leben die Leibrenten gestellt waren, und sie hört, wie der Tilgungsfond, ganz auf, wenn der letzte dieses Kreises stirbt. Hingegen bei Tontinenschulden muß der Staat dieselbe ganze Summe fortbezahlen, bis der letzte der Theilnehmer, und mit ihm die Schuld abgestorben ist. Hat endlich der Staat auf ewige Renten geborgt, so wird ein Tilgungsfond in der Absicht errichtet, um außer der jährlichen Zahlung der ewigen Renten noch eine Summe in Casse zu behalten, damit er seine Schuldscheine, wenn sie niedrig stehen, wie die Privatleute, einkauft, und dadurch seine Schulden vermindert. So bestimmte Pitt seit dem Jahre 1786 jährlich eine Million Pfund zu dieser Verminderung der Nationalschuld, und hatte 1791 auf diesem Wege mit fünftehalb Millionen gegen sieben Millionen abbezahlt. In Rücksicht auf Bestimmung der Zeit, während welcher die Schulden nebst den Interessen aus dem Tilgungsfond bezahlt werden sollen, ist es der Klugheit gemäß, die Abbezahlungszeit nicht bloß auf die lebende Generation, unter welcher die Schulden entstanden, zu setzen, weil deren Grundvermögen dadurch angegriffen werden würde, sondern man zieht nach Verschiedenheit der Größe der Schuld die zwei, drei und vier folgenden Generationen mit zur Mitleidenheit. Sollte auch während dieser Zeit ein neuer Unfall eintreten, z. B. Krieg, welcher neue Hülfsmittel erfoderte, so kann man dazu den über die Interessen übrig bleibenden Theil anwenden, und die Abbezahlung des Capitals so lange aussetzen, indem man dadurch die Einführung neuer Abgaben und Auflagen erspart; denn die letztern werden immer unmittelbar mehr oder weniger vom Volke gefühlt, verursachen allemal Unzufriedenheit, und finden immer einigen Widerstand. Die Quellen, woraus ohne Nachtheil der übrigen gangbaren Abgaben und Auflagen ein Schuldentilgungsfond errichtet werden kann, sind nachstehende: 1. die Ersparungen, welche man bei den bisher bestehenden Ausgaben zu machen sucht, wenn bei den letztern, durch schlechte Verwaltung, Verschwendung und Mißbräuche eingerissen sind. Dies war der Fall bei dem redlichen und erhabenen Sully unter Heinrich IV. in Frankreich. 2. Die Untersuchungen aller bisherigen Einnahmen, ob sie fehlerhaft erhoben werden, und ob auch alles Erhobene zur bestimmten Zeit richtig in die Casse geflossen. Findet man nun Fehler, so stelle man diese sehr schnell ab, und weise das dadurch gewonnene Capital dem Tilgungsfond an. Freilich gehört zur Abstellung solcher Mißbrauche ungemein viel Standhaftigkeit und Regenten wie Heinrich IV., der keinem schreienden Verleumder Gehör gibt; denn das Heer derjenigen, welche bei dieser Einführung der Ordnung leiden, gleicht, so wie das Heer der Verleumder eines ordnungliebenden Staatswirths, der lernäischen Schlange. 3. Man mache solche Gegenstände im Staate und im Haushalte, welche bisher unbenutzt waren, fähig, daß sie eine Einnahme geben. 4. Reichten alle diese Mittel noch nicht zu, den Schuldentilgungsfond zu decken, oder fänden sie sich gar nicht, um ihn zu bilden, so setze man den bisherigen Zinsfuß herab. Eine solche Herabsetzung des Zinsfußes war es auch, durch die 1655 in Holland, 1685 im Kirchenstaate, unter der Regierung der Königin Anne in

England 1714, und 1762 im Königreiche Sachsen der Schuldentilgungsfond gebildet wurde. 5. Erreicht man aber auch hierdurch seinen Zweck nicht ganz, so bleibt endlich nichts übrig, als das Fehlende durch mäßige Erhöhung der alten bestehenden Abgaben und Auflagen herbeizuschaffen, welches besser und sicherer ist, als die Einführung neuer Auflagen und Abgaben. X.

Amphibie. Dieses Wort bedeutet ein zweileibiges Geschöpf, d. h. ein solches, das auf dem Lande und im Wasser zugleich leben kann, und die ältern Naturforscher fassen alle Geschöpfe, die diese Eigenschaft haben, unter der Classe der Amphibien zusammen. Gegenwärtig aber hat das Wort Amphibie einen eingeschränkten Sinn und bezeichnet diejenigen Thiere, welche rothes und kaltes Blut haben und durch wirkliche Lungen athmen. Sie haben alle ein Herz mit einer Vorkammer und einer Herzkammer. — Durch diese Kennzeichen sind sie von allen andern Thieren sehr genau unterschieden. Die Kälte ihres Bluts trennt sie von den Säugthieren und Vögeln, das Athmen durch Lungen aber von den Fischen. Ihr Blut ist zwar nicht eiskalt, nimmt aber nie einen höhern Grad der Wärme an, als die Luft oder das Wasser hat, worin sie sich aufhalten. Kein Thier aus andern Classen scheint in so auffallenden Extremen von Wärme und Kälte ausdauern zu können, wie die Amphibien, besonders einzelne Gattungen. Frösche z. B. sind in dem Magen des Menschen und in Eisschollen lebendig geblieben. Statt der Knochen haben sie Knorpel, daher sie auch Knorpelthiere genannt werden. Der größte Theil der Amphibien kann sowohl auf dem Lande als im Wasser leben. Manche gehen nach Willkühr aus dem einen aufs andre, je nachdem es ihre Bedürfnisse erfodern; andre bringen nur eine gewisse Periode ihres Lebens oder gewisse Jahreszeiten in einem von beiden zu. Endlich sind auch einige bloß für das Wasser oder bloß für das Land bestimmt. Sümpfe, Moräste und stehende Gewässer, ferner dumpfige, düstere Orte, Höhlen und Löcher der Erde werden vorzüglich von Amphibien bewohnt. Ihre Fortpflanzung geschieht meistens durch Eier; nur wenige bringen lebendige Jungen zur Welt. An Vertheidigungsmitteln oder Waffen ließ es die Natur diesen Thieren nicht fehlen. Einigen gab sie eine gewaltige Körperkraft, ein scharfes Gebiß (wie dem Crocodill), anderen ein schnell wirkendes, tödtendes Gift (wie gewissen Schlangenarten), noch andern eine harte Bedeckung (wie den Schildkröten). Vielen kommt ihr widriger Geruch oder eine scharfe Feuchtigkeit, welche sie ausspritzen, zu Statten. Etwas Merkwürdiges ist die starke Reproductionskraft einiger dieser Thiere, vermöge welcher sie ganze Theile ihres Körpers, die ihnen geraubt werden, wieder ersetzen. Verschiedene Gattungen können unglaublich lange ohne Luft und selbst ohne Nahrung leben. — Amphibiolithen oder Amphibiensteine sind Versteinerungen von Amphibien.

Amphictyonengericht, das berühmte Reichsgericht Griechenlands, nach den meisten Nachrichten von dem König Amphictyon, nach Strabo aber von dem archivischen König Acrisius gestiftet, um ein Vereinigungspunkt für die einzelnen griechischen Staaten zu seyn. Anfänglich war Delphi der Versammlungsort, später aber auch Thermopylä oder vielmehr der nahe dabei gelegene Flecken Anthela. Zwölf griechische Völkerschaften schickten, jede zwei, Deputirte dahin, welche sich mit großer Feierlichkeit und Pracht versammelten, und öffentliche Streitigkeiten schlichteten, die Zwistigkeiten einzelner Städte mit Güte oder Gewalt beilegten, bürgerliche und Criminalverbrechen, besonders

Verletzungen des Völkerrechts und Verschuldungen gegen den Tempel zu Delphi bestraften. Nach geschehenem Ausspruch ward dem strafbaren Volke eine Geldbuße zuerkannt, welche, wenn sie nach verlaufener Frist nicht bezahlt war, verdoppelt wurde. Unterwarf sich das Volk noch nicht, so ward der ganze Bund gegen dasselbe aufgefordert, um es mit den Waffen zum Gehorsam zu zwingen. Auch hatte die Versammlung das Recht, es vom Bunde auszuschließen. Ein Beispiel davon liefert der zehnjährige phocensische Krieg.

Amphion, ein Sohn Jupiters und der Antiope, der älteste der griechischen Tonkünstler. Er lernte in Lydien, wo er des Königs Tantalus Tochter Niobe heirathete, die Musik, und brachte sie von da zu den Griechen. Hier regierte er in Theben, welches früher Cadmea hieß. Amphion aber baute die Mauern und die sieben Thore dieses Ortes, vereinigte die obere und untere Stadt; und jetzt wurde dieselbe Theben genannt. Die Poeten, um in Dichtungen die Gewalt seiner Musik und vielleicht auch Beredsamkeit auszudrücken, sagen, er habe Theben durch den Klang seiner Leier erbaut, die Thiere der Wildniß und selbst Bäume, Felsen und Ströme seyen den Tönen seiner Saiten gefolgt.

Amphitheater war ein bei den Römern zu Kampfspielen der Fechter und wilden Thiere bestimmtes Gebäude. Es war ohne Dach, und hatte eine runde oder ovale Form. In seiner Mitte befand sich die Arena, ein großer, mit Sand bestreuter Platz, auf welchem die Kampfspiele vorgestellt wurden. Rings um die Arena herum waren die zur Aufbewahrung der Thiere bestimmten Gewölbe; über diesen war die Gallerie; und von dieser an erhoben sich immer höher und weiter entfernt die Sitze, von denen die ersten vierzehn für die Senatoren und Ritter, die obersten aber für das gemeine Volk bestimmt waren. Julius Cäsar ließ 709 nach Roms Erbauung das erste Amphitheater zu Rom für seine Fechterspiele errichten; es war von Holz und wurde nach dem Gebrauch wieder abgetragen. Statilius Taurus erbaute 20 Jahre später das erste von Stein. Das berühmte Coliseum zu Rom ist das größte aller Amphitheater. In Verona befindet sich ein altes Amphitheater, dessen Inneres noch ganz die alte Structur zeigt, und sorgfältig unterhalten wird; man nennt es dort Arena. Von allen römischen Alterthümern hat keines der Zeit so sehr widerstanden, wie dieses merkwürdige Gebäude, dessen Form oval, und dessen Bauart im Geschmack des Coliseums zu Rom ist. — Amphitheater wird gegenwärtig, nach den Franzosen, der Platz genannt, welcher bei unsern Theatern der Bühne gegenüber ist, und auf welchem Bänke, die immer höher und höher steigen, angebracht sind.

Amphitrite, eine Tochter des Oceanus und der Thetis. Neptun wünschte sie zur Gemahlin, und ließ sie, da sie sich vor ihm verbarg, durch einen Delphin aufsuchen, der sie ihm auch zuführte, und zur Belohnung dafür unter die Sterne versetzt wurde. Als die Göttin und Königin des Meers wird sie auf einem Muschelwagen von Tritonen gezogen, oder auch auf einem Delphin reitend, mit Neptuns Dreizack in der Hand, abgebildet.

Amphitruo, König von Theben, Gemahl der Alkmene, welche, vom Jupiter geliebt, den Sohn der dreifachen Wundernacht, den Herkules, gebar. Die Mythe erzählt, daß Jupiter, um die treue Alkmene zu täuschen, die Gestalt ihres im Kriege abwesenden Gatten angenommen. Plautus, und nach ihm Molière, und nach diesem Falk haben diese Intrigue zu einem interessanten Lustspiele benutzt, wo Rückkehr

und Zusammentreffen des wahren Amphitruo lächerliche Situationen in Hof und Stadt herbeiführt. Die zwischen beiden Amphitruonen schwankenden Thebaner werden am Ende durch die Schmarozer für den Jupiter gewonnen, welcher die Unschlüssigen zum Gastmahle einladet. Falk läßt den einen Schmarozer sagen:

— Thebaner, zweifelt nicht! ich dächte,
Der uns zu essen gibt — das ist der Rechte!

Von der molièrischen Comödie her schreibt es sich, daß man in Paris den Hauswirth bei einer Fete mit dem Namen des Amphitruon bezeichnet; doch nennt man die Wirthin nicht Alkmene, vermuthlich weil kein Jupiter unserer Zeit der Metamorphosen bedarf, am wenigsten aber die Maske des Ehemannes wählen würde, um einen Herkules in die Familie einzuschwärzen. A.

Amputation, die Abnehmung der Glieder mittelst schneidender Instrumente. Obgleich die chirurgische Kunst dahin arbeiten muß, die Amputation zu verhüten; so ist sie doch in mehreren Fällen nicht zu vermeiden. Diese sind besonders 1. große Schußwunden, wenn Glieder völlig zerschmettert sind, zumal an den Füßen, im Kniegelenk, am Schenkelknochen. 2. Langwierige Eiterungen und Hohlgeschwüre mit Gängen, welche den Knochenfraß verursachen, besonders wenn sie als Ueberreste oder Versetzungen von Krankheiten erscheinen. 3. Knochengeschwüre, der sogenannte schwärende Winddorn, Knochenentzündungen und Anschwellungen von Pulsadergeschwülsten. 4. Der kalte Brand, der von einer unbekannten innern Ursache entstanden ist, oder tief in das Glied sich erstreckt. 5. Krebshafte Geschwüre; auch 6. dergleichen Geschwülste, welche, ohne beträchtliche Arterien zu verletzen, nicht ausgerottet werden können, u. a. m. Es ist jedoch sehr schwer, eine bestimmte Anzeige zur Amputation festzusetzen, weil auch die meisten Fälle noch Ausnahmen erleiden. Die Operation ist von Zeit zu Zeit sehr verbessert worden. Man führt vorzüglich drei Methoden an, die von Ravaton (Amputation à deux lambeaux), welcher drei verschiedene Einschnitte machte; den ersten durch die Haut, dann einen zweiten Cirkelschnitt bis auf den Knochen, hierauf einen Schnitt einige Zoll oberhalb des ersten Schnitts in die Muskeln, wodurch diese zu beiden Seiten des Knochens gespaltet und zwei Hautlappen gebildet werden. Diese hält ein Gehülfe bei der Operation in die Höhe, der Knochen wird sodann so hoch aufwärts abgesägt, als möglich, beyde Fleischlappen werden zusammengebracht und geheilt. — Die Methode von Alanson bestand darin, daß er den ersten Einschnitt senkrecht durch die Haut bis auf die Muskeln im Cirkelschnitt machte, dann die Muskeln bis auf den Knochen schräg nach oben durchschnitt, so daß eine concave Wunde entstand, welche, nachdem der Knochen so hoch oben als möglich abgesägt worden war, zusammengeheilt wurde. Petit in Frankreich und Cheselden in England stellten eine dritte Methode her, die schon Celsus angab, und welche, mit einigen Verbesserungen, noch jetzt gewöhnlich ist. Vor der Operation werden die Arterienstämme comprimirt, um die Blutung zu vermindern, ein Gehülfe faßt mit beiden Händen das Glied an, und zieht die Haut stark aufwärts. In zwei perpendiculären Cirkelschnitten wird nun die Haut und das Fleisch bis auf den Knochen durchschnitten, von diesem das Knochenhäutchen abgeschabt, sodann mittelst einer gespaltenen Binde die Fleischtheile zurück nach oben hingezogen, und der Knochen so hoch oben als möglich durchgesägt. Hierauf werden die Blutgefäße mit Häkchen vorgezogen und mit einem Faden mittelst einer zweischneidigen krum-

men Nabel unterbunden, die Haut und das Muskelfleisch werden nun abwärts gestrichen, die Ränder der Wunde zusammengedrückt und mit gehörigen Compressen und Binden oder mit einer Mütze umbunden. Ungefähr auf dieselbe Weise, nur mit den gehörigen Modificationen, werden auch die kleinern Extremitäten abgelöset. Auch in den Gelenken werden zuweilen die Glieder abgenommen. Der Schnitt wird hier nach der Methode à lambeaux vorgenommen, um zwei Hautlappen zu bilden, die groß genug sind, um die Gelenkfläche damit zu bedecken. H.

Amsterdam, die Hauptstadt Hollands, und nach der Vereinigung desselben mit Frankreich nach Paris und Rom die dritte Stadt des französischen Reichs, jetzt die Hauptstadt des Königreichs der Niederlande, am Meerbusen Y, mit mehr als 200,000 Einwohnern. Zu den schönsten und merkwürdigsten Gebäuden gehören das von Jacob von Kampen erbaute und mit den Bildhauerarbeiten Quellins verzierte, auf 13,659 eingerammelten Mastbäumen gegründete Rathhaus, welches, als Holland zu einem Königreich constituirt wurde, der König zu seinem Palast einrichten ließ, die Börse, die Admiralität, das ostindische Haus und die berühmten Hospitäler und Arsenäle. Die Stadt wird durch die Amstel, welche mitten durch sie hinfließt, in die alte und neue Seite getheilt, hat ungefähr drei Meilen im Umkreise, ist auf einem Rost von eichenen Pfählen gebaut, und überall von Kanälen und Krachten durchschnitten. Gegen die Landseite ist sie mit vielen Bastionen versehen; dennoch wurde sie 1787 von den Preußen, und am 19ten Dec. 1794, in jenem merkwürdigen Winter, von den Franzosen eingenommen. Obgleich Amsterdams Lage zum Seehandel wegen der beschwerlichen Passage durch den Texel nicht sonderlich bequem ist; so gehörte es doch sowohl in Ansehung seines durch die ganze Welt verbreiteten Handels, als auch seiner sonstigen Industrie und seines daraus entsprungenen Reichthums wegen, zu den ersten Städten Europa's. Der Hauptnahrungszweig der Einwohner bestand und besteht zum Theil noch in der Färberei, Zuckerbäckerei, Wachs- und Leinwandbleiche, und in Verfertigung des Papiers, Segeltuchs, seidener und wollener Waaren. Ferner waren hier starke Niederlagen von Gold, Silber, Edelsteinen, Specereien u. s. w. aus allen Welttheilen. Außerdem brachte der Wallfischfang, der ostindische, besonders der Gewürzhandel und der Heringsfang, ihnen große Vortheile. Amsterdam erhob sich allmälig aus einem Fischerdorfe zu einer Stadt. Der Druck der Spanier zog im 16ten Jahrhundert nach und nach viele Kaufleute des reichen Antwerpens und andrer flandrischen Handelsstädte dahin. Den spanischen Niederlanden wurde durch den westphälischen Frieden die Schelde gesperrt, und bald breitete nun Amsterdam seine Geschäfte nach allen Gegenden der Erde aus; es wurde das allgemeine Magazin von den Producten aller Nationen, und darf im 17ten und zu Anfang des 18ten Jahrhunderts als die erste Handelsstadt der ganzen Erde betrachtet werden. Inzwischen aber trat London als Nebenbuhlerin auf, und ward besonders wegen seiner wichtigen Seemacht gefährlich. Der Krieg mit den Engländern 1780 schadete dem Vermögen und Handel Amsterdams sehr viel; es entstanden Unordnungen in der großen (1609 gestifteten) Bank, welche den Credit im Auslande schwächten; und Amsterdam mußte schon vor dem Eindringen der Franzosen London den Vorrang einräumen. Seitdem versiegten die Quellen des Handels und Wohlstandes immer mehr. Die Engländer schadeten so viel sie konnten, die Colonien waren verloren, Deutschland zog seine Bedürfnisse

über Hamburg und Altona, und so trat jener Stillstand in allem Verkehr und Erwerb ein, der vor einem allgemeinen Frieden in Europa nicht aufhören wird.

Amulet ist ein Stein, Metall, oder ein anderer Körper, worauf gewisse Figuren oder Charaktere geschrieben sind, und den man bei sich trägt, um sich, abergläubischer Weise, damit gegen Krankheiten und Bezauberungen zu verwahren. Die Araber, Türken, Tibetaner, Chinesen und viele andere Völker haben großes Vertrauen darauf.

Amurath (Murad) I., der Sohn und Nachfolger des Sultans Orchan, wurde im J. 1319 geboren, und bestieg den Thron in einem Alter von 41 Jahren. Bisher waren die Türken Herren von Klein-Asien und machten nur Einfälle nach Europa; aber unter diesem glücklichen Eroberer wurde die Herrschaft der griechischen Kaiser auf Constantinopel und seine Vorstädte beschränkt. Er bemächtigte sich des größten Theils von Thrazien und Thessalien, erbaute in Adrianopel eine Moschee, und drang in Macedonien, Albanien, Servien und Bulgarien ein. Um seine Macht zu befestigen, errichtete er eine neue türkische Miliz, die Janitscharen, die das Schrecken aller seiner Feinde wurde. Bei der Schwäche der Griechen waren die Servier, Bulgarier und Ungarn die stärksten Gegner der Osmanen. Diese verbanden sich und wählten den servischen Fürsten Lazarus zu ihrem Anführer. Amurath ging ihnen entgegen und in den Gefilden von Cossova 1389 kam es zu einer blutigen Schlacht, welche die Verbundenen verloren. Als aber der Sultan mit seinem Vezier auf dem mit Todten und Verwundeten bedeckten Schlachtfelde umherging, erhob sich ein für todt gehaltener Servier und erstach ihn. Die Osmanen rächten seinen Tod durch die Ermordung aller vornehmen Kriegsgefangenen. Amurath hatte 29 Jahre regiert, und während dieser Zeit 39 Kriege glücklich beendigt. Er war ehrgeizig, unternehmend und immer glücklich, dabei religiös, gerecht und streng. Kein Verbrechen ließ er unbestraft, und seinem eignen Sohne, der eine Empörung gegen ihn erregt hatte, ließ er die Augen ausstechen und alle Theilnehmer hinrichten.

Amurath (Murad) II. bestieg in einem Alter von 18 Jahren 1422 den Thron seines Vaters Muhamed I. Innere Unruhen und Anarchie hatten das Reich der Osmanen erschüttert, und nur sein männlicher Muth und fester Wille vermochten die Gefahren, die ihm drohten, zu überwinden. Bei dem Antritte der Regierung hatte er einen Betrüger zu bekämpfen, der sich für Bajazeds Sohn Mustapha, ausgab, und der von den Griechen unterstützt wurde; aber bald überwand und tödtete er ihn. Gleiches Schicksal hatte Murads jüngerer Bruder, der ebenfalls eine Empörung gegen ihn erregt hatte. Er verwüstete die Insel Zante, die den Venetianern gehörte, nahm Morea weg und zwang den griechischen Kaiser zu einem Tribut. Am meisten Widerstand leistete ihm Johann Hunyad, Woiwode von Siebenbürgen, der Anführer der ungarischen Heere. Dieser errang einen Frieden, in dem Murad alle Eroberungen diesseits der Bulgarei an Ungarn und Servien zurückgab. Da er seinem Reiche völlige Ruhe verschafft hatte, legte er seine Regierung in die Hände seines noch jungen Sohnes Muhamed II., und begab sich nach Magnesia in die Gesellschaft der Derwische. Dies erhob wieder den Muth seiner Feinde. Der Papst Eugen IV. erklärte den Eid, der den Frieden zwischen den Osmanen und Ungarn bekräftigte, für ungültig, sandte den Cardinal Julian Cesarini an den König Wladislav, und vermochte ihn durch diesen zum Friedensbruche.

Die Türken riefen den Murab aus seiner Einsamkeit zurück. Er rückte seinen Feinden entgegen, und um den Muth der Seinigen zu beleben, ließ er die Friedensurkunde unter Anrufung der rächenden Gottheit auf einem Spieße vortragen. Das Treffen geschah den 10ten Nov. 1444. Die Ungarn wurden geschlagen, und ihr treuloser König, nebst dem Cardinal Julian, verloren das Leben. Nach diesem Siege zog er sich zum zweiten Male in die Einsamkeit zu frommen Uebungen zurück; aber nur kurze Zeit. Ein furchtbarer Aufstand der Janitscharen rief ihn abermals zurück; seine Ankunft brachte sie sogleich zur Ruhe. Nun wendete er seine Waffen gegen den berühmten Skanderberg, oder Georg Kastriota, Fürsten von Epirus, der sich empört hatte. Auch diesen schlug Murab und vertrieb ihn aus seinem Lande nach Albanien. Mehrere Kriege beunruhigten noch seine Regierung, bis er im 47sten Lebensjahre von einer Krankheit ergriffen wurde und im J. 1451, nachdem er 29 Jahre regiert hatte, starb. Ihn betrachten die Osmanen als ihren vorzüglichsten Fürsten und rühmen seine trefflichen Eigenschaften, die er in Krieg und Frieden bewies.

Anabaptisten, s. Wiedertäufer.

Anacharsis der jüngere, ein Scythe und Bruder des damaligen Königs, der als ein Freund der Weisheit und der Wissenschaften in die Zahl der sieben Weisen aufgenommen wurde. Die Begierde nach Kenntnissen und Bildung trieb ihn aus seinem rohen Lande auf Reisen in gesittetere. Er kam zu Solons Zeiten (um die 46ste Olympiade) nach Athen, von wo aus er auch andere Länder besuchte. Nach seiner Rückkehr erschoß ihn der scythische König Saulius, weil er der Cybele insgeheim seinen Dienst abstattete, damit der weibliche Gottesdienst der Griechen bei den Scythen nicht eingeführt werden möchte. — Der Abt Barthelemy hat die Reise des jungen Anacharsis nach Griechenland zum Titel und zur Form eines meisterhaften Gemäldes der griechischen Geschichte und der griechischen Alterthümer gewählt, welches uns Biester deutsch geliefert hat.

Anachoret, ein Mönch, welcher allein für sich in der Einsamkeit lebt. Hingegen heißen die Mönche, welche in Gemeinschaft leben, Cönobiten.

Anachronism, ein Irrthum wider die Chronologie oder Zeitrechnung, indem man eine Begebenheit in einen falschen Zeitraum versetzt.

Anaclasis, s. Brechung der Lichtstrahlen.

Anadyomene, die Hervorgehende, ist einer der mehreren Beinamen, welche Aphrodite durch ihre Verbindung mit dem Meere hatte, die aus dem Meer Hervorgestiegene. Apelles hatte diesen Moment in einem Gemälde dargestellt, zu welchem ihm, nach Einigen, Kampaspe, Alexanders Geliebte, nach Andern die berühmte Buhlerin Phryne zum Modell diente, welche letztere sich an einem Feste Neptuns zu Eleusis vor Aller Augen entkleidete, ihr Haar auflösete und sich im Meere badete, um dem Maler einen anschaulichen Begriff von einer aus dem Meere aufsteigenden Venus zu geben. Unter mehreren Gedichten in der Anthologie schildert sie das von Antipater aus Sidon am schönsten:

Sieh, von Apelles Pinsel erzeugt, ein treffliches Kunstwerk:
Cypria, wie sie dem Schooß purpurner Wellen entsteigt!
Wie sie ergreift mit der Hand die triefenden Haare des Scheitels,
Und das schäumende Naß drücket aus feuchtem Gelock.

Pallas spricht nun selber und Zeus erhab'ne Gemahlin:
Sieh, wir bestreiten dir jetzt nicht mehr den Preis der Gestalt.

Anagramm heißt die Versetzung der Buchstaben eines oder mehrerer Worte auf solche Weise, daß dadurch ein anderer Sinn herauskommt. So ist Lied von Leid, Leben von Nebel, Made von Dame in Anagramm. In sonstigen Zeiten waren dergleichen Spiele des Witzes beliebt, und man findet häufig in alten Inschriften, vermittelst eines Anagramms, die Jahreszahl u. dergl. angegeben. Ein Anagramm von Berolinum ist Lumen orbi, welches sich in dem Knopfe eines Kirchthurms fand. Calvinus nannte sich auf dem Titel seiner Institutionen, vermöge eines Anagramms, Alcuinus. Ein Anagramm ist um so schwieriger, aber auch um so schöner, je mehr Buchstaben es umfaßt, von denen jedoch keiner müßig bleiben darf.

Anăkreon, den das Alterthum unter die neun Lyriker zählte, welche es vorzugsweise nannte, war zu Teos in Jonien geboren, und lebte um die 72ste Olympiade (531 vor Chr.). Polykrates, Beherrscher von Samos, berief ihn an seinen Hof, und schenkte ihm seine Freundschaft. Hier sang Anăkreon, von Wein und Liebe begeistert, seine lieblichen Lieder. Nach dem Tode seines Beschützers aber ging er nach Athen, wo er bei Hipparch die ausgezeichnetste Aufnahme fand. Der Sturz desselben aber vertrieb ihn aus Athen, und wahrscheinlich begab er sich nach Teos zurück. Als aber Jonien gegen den Darius aufstand, floh er nach Abdera, wo er ein heiteres und glückliches Alter durchlebte und 85 Jahre alt starb. Der Sage nach erstickte er an einer Weinbeere. Teos ehrte sein Andenken durch eine Statue neben der Statue des Perikles, und ganz Griechenland nannte seinen Namen mit gebührenden Lobsprüchen. Simonides singt von ihm:

Rebe, der Trauben Mutter , erfreuende, lieblichen Mostes
Nährerin, schlinge vertraut zierlicher Ranken Geflecht
Ueber Anakreons Mahl, am Hügel des tejischen Sängers,
Und das niedrige Grab decke mit Blumen umher;
Daß der trunkene Diener des Bromios, fröhlicher Reigen
Taumelnder Führer, — sein Lied hörte die schweigende Nacht —
Auch im hüllenden Schooß der Erde noch Trauben erblicke,
Reife Früchte vom Zweig über dem heiligen Haupt,
Und ihn immer benetze der Thau; denn süßer als Weinmost
Strömte vom Munde dem Greis lieblicher Lieder Getön.

Nur ein kleiner Theil seiner Gedichte ist aus der zerstörenden Zeit auf uns gekommen. Von fünf Büchern sind uns nur elf Lieder, im Ganzen aber 68 Gedichte unter Anakreons Namen übrig, welche jedoch die Kritik nicht alle für echt anerkennt. Sie sind, mit Ausschluß jener unechten, Ideale zarter, von der Leichtigkeit natürlicher Anmuth geleiteter, Grazie und Naivetät in der lyrischen Poesie; wie schwer diese Eigenschaften zu erreichen sind, beweisen unzählige verunglückte Nachahmungen, die des Namens anakreontischer Lieder nicht würdig sind. Das Sylbenmaß, in welchem Anakreon dichtete, und welches nach ihm benannt wird, hält man gewöhnlich für dreifüßige Jamben mit einer Nachschlagsylbe, nach Herrmann aber besteht es aus dem größten Jonicus mit der Anakrusis (dem Vorschlag):

$$\overline{\smile\smile} \mid \acute{-}\,\acute{-}\,\smile\smile \mid \acute{-}\,\smile$$

Analogie ist die ähnliche Beschaffenheit einer Sache. Analogische Erkenntniß überhaupt ist Erkenntniß des Verhältnisses von einer an sich unbekannten Sache zu einer bekannten, vermittelst gewisser

Aehnlichkeiten. Durch Uebertragung dieser Aehnlichkeiten von dieser auf jene entstehen gewisse Worte; diese nennt man äquivoca. — Kant nennt Analogie die Gleichheit zweier qualitativen Verhältnisse, oder eine vollkommene Aehnlichkeit zweier Verhältnisse zwischen ganz unähnlichen Dingen; in der Mathematik hingegen heißen Analogien Formeln der Gleichheit zweier quantitativen Größen. Hier wird die vierte Größe x durch eine bestimmte Zahl ausgedrückt, da in der Philosophie nur qualitative Verhältnisse gegeben sind, d. h. der Eigenschaften, die nicht Größen sind, aus denen das Verhältniß einer unbekannten Eigenschaft gefunden werden soll.

Anălysis, die Auflösung, Zergliederung, nennen wir in der Philosophie diejenige logische Behandlung eines allgemeinen Begriffs, vermöge welcher wir ihn, um ihm seine vollständige Deutlichkeit zu geben, in seine einfachen Merkmale auflösen. Die analytische Methode in der Philosophie ist diejenige, vermöge welcher man von dem, was gesucht wird, als ob es gegeben sey, ausgeht, und zu den Bedingungen aufsteigt, unter denen es allein möglich ist. Man könnte sie besser die regressive nennen, zum Unterschied der synthetischen, als der progressiven. Hieraus kann die Anwendung und der Gebrauch derselben leicht begriffen werden. Bei Beobachtungen geht man analytisch zu Werke, wenn man von dem Erfolg der Erfahrung anfängt, und die Umstände, worin sie gemacht werden muß, die Vorbereitung dazu oder den Versuch, so zu bestimmen sucht, daß der verlangte Begriff oder Satz auf eine bestimmte und sichere Art herausgebracht wird. Der synthetische Weg hingegen besteht darin, daß man von gewissen Daten oder Vordersätzen ausgeht, und die Natur den Schlußsatz angeben läßt, der daraus folgt. Analysis ist auch der Name eines Theils der allgemeinen Mathematik. Die allgemeine Mathematik betrachtet die Größe nur, in so fern sie eine Zahl ausmacht. Sie besteht aus zwei Haupttheilen: der eine betrachtet die Größe in bestimmten Zahlen, und wird die Rechenkunst genannt; der andere betrachtet sie in unbestimmten Zahlen, und wird Analysis genannt. Die Analysis der Rechenkunst in unbestimmten Zahlen stellt die Größen durch Buchstaben oder andere Zeichen vor; sie untersucht alle allgemeine Eigenschaften der Größe, insonderheit einer solchen, die auf verschiedene Weise aus vielerlei Theilen zusammengesetzt ist; ja sie erforscht die Natur und das Verhältniß der Größen bis auf die unendlich kleinen Theile, aus denen sie bestehen. Daher entstehen zwei Haupttheile dieser Wissenschaft, die Analysis finitorum (welche von den Größen, deren Theile eine endliche Größe haben, handelt, und auch Arithmetica speciosa oder Algebra genannt wird), und die Analysis infinitorum (welche dieselben, in so fern sie aus unendlich kleinen Theilen bestehen, betrachtet). Die Analysis ist der eigentliche Schlüssel zu der ganzen Mathematik und Physik. Sie ist eine Erfindung der neuern Zeiten. Die Araber, welche im Mittelalter sich in verschiedenen mittägigen Provinzen von Europa niedergelassen, scheinen die erste Gelegenheit zur Erfindung dieser Wissenschaft gegeben zu haben. Der Name Algebra, womit ein Theil der Analysis bezeichnet wird, ist arabisch. Im 16ten Jahrhundert ist diese Wissenschaft durch den Franzosen Vieta erhöht, und in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts in Frankreich, in den Niederlanden und in England noch viel mehr vervollkommnet worden. In der andern Hälfte des 17ten Jahrhunderts ist die Analysis infinitorum erfunden worden; der große Newton hat zuerst einige Spuren davon merken lassen, Leibnitz

aber die eigentlichen Grundregeln derselben zuerst entdeckt, und sie als eine neue Wissenschaft eingeführt. In dem gegenwärtigen Jahrhundert ist sie vorzüglich durch die Bemühungen der Engländer und der Deutschen zu einer größern Vollkommenheit gebracht worden.

Anamorphose heißt die Vergestaltung und Verbildung der einzelnen Theile, den wahren Verhältnissen entgegen, welche dem Künstler die Regeln der Perspective auferlegen (s. diese).

Anapäst, ein metrischer Fuß, aus zwei kurzen und einer langen Sylbe, ◡◡—, also ein umgekehrter Dactylus. Der anapästische Vers kann als dactylischer betrachtet werden, wenn man die beiden kurzen Vorschlagsylben als zweizeitigen Auftact nimmt, und dann bekommt die anapästische Reihe folgende Form:

◡◡	—́ ◡◡	—
—	—́ —	◡◡
	◡́◡ —	
	◡◡◡◡	

Anarchie ist ein Volksverein ohne gemeinschaftliche Regierungsform. Da aber der Begriff eines Volksvereins zur Erreichung gewisser gemeinsamen Zwecke eine gemeinschaftliche Regierung in sich schließt, so ist die Anarchie als ein Zustand der Unordnung und Auflösung zu betrachten, der das Glück der Staatsbürger in Gefahr setzt, aber auch seiner Unnatürlichkeit wegen nie herrschend werden, sondern nur bei außerordentlichen Veranlassungen, dergleichen z. B. die französische Revolution darbot, als ein Uebergang eintreten kann.

Anathema, von Gott verflucht, ist die Formel, mit welcher der Kirchenbann ausgesprochen wird. Daher heißt das Anathema aussprechen oder anathematisiren, mit dem Kirchenbann belegen.

Anatomie (aus dem griechischen ανατεμνειν, zerschneiden, zergliedern, die Zergliederungskunst. In so fern sie sich mit Untersuchung der thierischen Körper beschäftigt, nennt man sie auch Zootomie. Die Anatomie ist ein Theil der Naturgeschichte, und gehört unter die wichtigsten Hülfswissenschaften der Medicin. Die Zergliederung des menschlichen Körpers war bei den ältesten Völkern wenig gebräuchlich. Die alten Aegyptier hatten einen großen Abscheu davor, denn es war der Gebrauch bei ihnen, denjenigen, welcher beim Einbalsamiren der Todten den Leib derselben aufschneiden mußte, mit Steinwürfen zu verfolgen. Bei den Griechen verhinderten die Grundsätze ihrer Religion die Beschäftigung mit der Anatomie, indem die Leichname verstorbener Menschen so schnell als möglich beerdigt werden mußten. Selbst zu Hippokrates Zeiten waren die anatomischen Kenntnisse noch höchst mittelmäßig, und wahrscheinlich von der Zergliederung der Thiere hergenommen; doch war die Kenntniß des Knochenbaues schon weiter vorgerückt. Weiterhin war Alexandrien in Aegypten unter den Ptolemäern der Sitz der Wissenschaften und Künste. Hier wurde auch die Anatomie von Herophilus aus Chalcedon auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht (300 vor Chr.). Er zergliederte menschliche Leichname in Menge. Nach dem Zeugnisse des Celsus erhielt er sogar die Erlaubniß, Verbrecher lebendig zu öffnen, obgleich man keine nähern Beweise dafür hat. Er bereicherte die Anatomie mit vielen wichtigen Entdeckungen, z. B. über das Gehirn, über die Verrichtungen der Nerven, die Adern des Gekröses, die nach der Leber gehen

u. s. w. Erasistratus, ein Zeitgenosse von ihm, that beinahe noch mehr für die Anatomie. Er bestimmte mehreres in dem Baue des Gehirns noch deutlicher, belegte die Klappen in der Hohlvene mit ihren Namen, die noch jetzt gebräuchlich sind. In der Folge, besonders bei den Empirikern, wurde das Studium der Anatomie wieder vernachlässigt. Galen, in Alexandrien gebildet (im J. 131 nach Chr.), hatte alle anatomischen Kenntnisse der damaligen und vormaligen Aerzte gesammelt, scheint aber selbst die Anatomie nicht sehr vorwärts gebracht zu haben, indem er sich meistens nur mit Zergliederung der Thiere beschäftigte, und das, was er hier fand, auf den Bau des menschlichen Körpers anwandte. Unter den Arabern fand keine Anatomie Statt; sie war durch mehrere Lehren ihrer Religion verboten. Ihre Aerzte schöpften daher ihre anatomischen Kenntnisse blos aus den Schriften der Griechen, besonders Galens. So blieb also mehrere Jahrhunderte hindurch die Anatomie auf dem vorigen Grade stehen. Erst im vierzehnten Jahrhundert standen wieder einzelne Männer auf, welche, mit den bisherigen Kenntnissen in der Anatomie und mit dem Nachbeten Galens nicht zufrieden, selbst anatomische Untersuchungen wagten. Die abergläubische Furcht vor dem Zergliedern menschlicher Leichname, welche bisher geherrscht hatte, schien allmählig zu verschwinden, da ein philosophischer Geist mehr Denkfreiheit unter den Menschen erregte. Mondini de Luzzi, Professor zu Bologna, zergliederte zuerst 1315 öffentlich zwei Leichname, und gab auch bald hernach eine Beschreibung des menschlichen Körpers heraus, welche lange Zeit hindurch das gebräuchliche Lehrbuch der Anatomie blieb, obgleich noch viele Unrichtigkeiten in demselben enthalten waren. Seit dieser Zeit wurde es gewöhnlich, daß auf allen Universitäten jährlich ein- oder mehrmal öffentliche Zergliederungen menschlicher Leichname angestellt wurden. So wie in der Medizin überhaupt, so auch in der Anatomie, zeigte sich es offenbar, daß nur treue Beobachtung die Kunst zu einer höhern Stufe von Vollkommenheit bringen kann, daß sie aber stehen bleibt, ja wieder zurücksinkt und durch Irrthum verunstaltet wird, sobald Anhänglichkeit an Meinungen, Nachbeten der Vorgänger, die Stelle eignen Forschens vertritt, sobald man eine vorgefaßte Meinung nur bestätigt sehen will, oder einseitige Meinungen zu weit verfolgt. Aus diesem Grunde stieg auch damals die Anatomie nur langsam, weil man theils Galens Schriften, theils nachher Mondini's Lehrbuch über dieselbe nur durch die Zergliederungen zu erklären suchte. Nur Montagnana, Professor zu Padua im funfzehnten Jahrhunderte, konnte sich rühmen, daß er vierzehn Leichenöffnungen selbst verrichtet habe, was damals sehr viel war. Im sechzehnten Jahrhundert standen allenthalben Anatomen von großem Rufe auf. Das anatomische Studium wurde wieder allgemeiner, und viele Fortschritte wurden in demselben gemacht. Fallopius, Eustachius, Botallius, Varolius und viele Andere bereicherten die Anatomie mit neuen Entdeckungen. Harvey entdeckte und bewies 1619 den Umlauf des Blutes. Im siebenzehnten Jahrhunderte lebten gleichfalls mehrere berühmte Anatomen, wovon vorzüglich diejenigen, welche sich mit der Untersuchung einzelner Partien des Organismus beschäftigten, wieder viele Entdeckungen machten. So zeigte z. B. Wirsung den pankreatischen Gang, Schneider die Schleimhaut u. s. w. Im achtzehnten Jahrhunderte machten sich durch ihre anatomischen Untersuchungen berühmt: Pacchioni, Vasalva, Keil, Lancisi, Ruysh, Haller, Boerhaave, Vicq-d'Azyr, und mehrere Andere. Meckel, Loder, Reil, Bichat

sind außer mehreren Andern als berühmte Anatomen der neuesten Zeit der besondern Erwähnung würdig. Man theilt die Anatomie nach dem Gegenstande ihrer Untersuchungen, in die allgemeine und specielle. Die erstere betrachtet die Bestandtheile des Körpers überhaupt, die allen Organen oder einzelnen Systemen desselben gemein sind, z. B. das Zellgewebe, welches den Urstoff aller Bildungen des Körpers ausmacht, und durch den ganzen Körper, von der Haut bis auf die Knochen, mittelst der in einander laufenden feinen zelligen Zwischenräume, in Verbindung und Zusammenhang steht; die Structur und Bestandtheile der Knochen, Muskeln, Bänder und Flechsen, Nerven, Blutgefäße u. s. w. überhaupt. Die zweite beschreibt die einzelnen Gruppen von Organen, oder ganze Systeme insbesondere, ihre Form, ihre Eintheilung, ihren Zusammenhang unter sich und mit den benachbarten Theilen. Nach den Theilen des Körpers benennt man daher die verschiedenen Abtheilungen der Anatomie, als Osteologie, die Knochenlehre; Myologie, die Lehre von den Muskeln; Desmologie, die Lehre von den Bändern und Flechsen ꝛc.; Splanchnologie, die Lehre von den Eingeweiden, wohin in dieser Rücksicht gerechnet werden die Lungen, der Magen und ganze Darmcanal, bis zu seinem Ende, die Leber, Milz, Nieren und Blase, Magendrüse u. s. w.; die Angiologie, die Lehre von den eine Flüssigkeit fortleitenden Gefäßen, den Blutgefäßen, die sich in Schlagadern und Blutadern theilen, und den Lymphgefäßen, welche theils aus den Gedärmen den Milchsaft einsaugen, theils im ganzen Körper vertheilt sind, die abgesonderten Feuchtigkeiten aufnehmen und in das Blut zurückführen; Nevrologie, die Lehre von dem Nervensystem und Gehirn; Dermologie, die Beschreibung der Haut. — Unter den anatomischen Arbeiten sind vorzüglich zu bemerken: das Präpariren und das Aufbewahren anatomischer Präparate. Präpariren benennt man die Absonderung eines Organs, eines ganzen Systems, oder auch nur einzelne Theile von allen andern fremdartigen, um sie zum Behuf des Unterrichts zu benutzen. So wird z. B. das ganze Knochensystem des Körpers, gereinigt von allen anhängenden Muskeln, Flechsen und andern Theilen dargestellt und ein Skelett genannt; so werden die Muskeln, die Arterien, Nerven, u. s. w. für sich allein dargestellt; so werden ferner die Eingeweide in ihrer Lage und außerhalb derselben abgesondert, die Gefäße derselben und ihre Vertheilung entblößt, um ihre besondre Structur deutlich einzusehen. Zu diesen Arbeiten gehören schon hinlängliche anatomische Kenntnisse, und gewöhnlich verrichtet sie auf Akademien der Prosector vor den Lehrstunden, damit in denselben der Lehrer der Anatomie sie vorzeigen und demonstriren kann. Das Aufbewahren der anatomischen Präparate geschieht theils durch das Eintrocknen, wie beim Skelett; theils in Weingeist, wie bei Eingeweiden und überhaupt den sogenannten weichen Theilen des Körpers, theils durch Injection. Das Injiciren wird bei Gefäßen angewandt, deren Gang und Vertheilung man deutlich machen will. Der Name des Gefäßes, z. B. die Aorta bei den Arterien, wird, mittelst einer Spritze, mit irgend einer weichen gefärbten Masse angefüllt, welche alsdann sich in alle Aeste und Zweige der Gefäße vertheilt, sie auftreibt und sichtbar macht. Die feinsten Haargefäßchen können auf diese Weise deutlich dargestellt werden. Die einzuspritzende Masse besteht gewöhnlich aus einem Gemische von Seife, Pech, Oel und Terpenthin, wozu eine färbende Substanz noch gesetzt wird, z. B. roth für die Arte-

rien, grün oder blau für die Venen, weiß für die Lymphgefäße. Für sehr feine Gefäße, z. B. die einsaugenden Lymphgefäße, nimmt man Quecksilber wegen seiner äußersten Theilbarkeit. H.

Anaxăgoras, einer der vorzüglichsten ionischen Philosophen, war zu Clazomene im ersten Jahre der 70sten Olympiade von reichen und angesehenen Aeltern geboren. Er widmete sich dem Studium der Philosophie unter Anaximenes von Milet, ging, zwanzig Jahre alt, auf Reisen, besuchte Aegypten und alle Länder, wo die Wissenschaften blühten, und ließ sich darauf in Athen nieder. Hier trat er mit Perikles in genaue Verbindung, und zählte unter seinen Schülern bald die angesehensten Bürger, wie Archelaus und Euripides. Ein tiefes Studium der Naturwissenschaften setzte ihn in den Stand, die Finsternisse der Sonne und des Mondes, Erdbeben und ähnliche Erscheinungen zu erklären; aber unverschuldet gerieth er dadurch in den Verdacht der Gottesläugnung, und mußte in Folge einer Anklage deshalb Athen verlassen. Er ging nach Lampsacus, wo er drei Jahre nachher, 72 Jahre alt, starb. Anaxagoras Grundsatz war: aus nichts wird nichts. Er nahm daher als Princip aller Körper eine Art von Atomen an, die mit den Körpern, welche sie bilden sollten, von gleicher Natur wären. Diese Atomen, an und für sich ohne Bewegung, waren im Anfang durch ein anderes, gleichfalls ewiges, von der Materie verschiedenes, geistiges Princip in Bewegung gesetzt worden, welches er *Νοῦς* (Verstand) nannte. So hatte sich die Welt gebildet; die irdischen Körper hatten sich versenkt, während der Aether oder das Feuer sich in den obern Theilen verbreitete. Die Gestirne waren ihm indeß auch irdischer Natur, und die Sonne unter andern eine glühende Steinmasse, größer als der Peloponnes. Die Milchstraße hielt er, gleich dem Regenbogen, für einen Abglanz des Sonnenlichts. Die Erde war ihm flach, der Mond ein dunkler bewohnbarer Körper, welcher sein Licht von der Sonne empfängt; die Cometen wandernde Sterne. Da er die objective Gültigkeit der sinnlichen Wahrnehmungen läugnete, und sagte, daß die Dinge so nicht beschaffen seyen, wie Jeder glaube, so behauptete er unter andern: daß der Schnee nicht weiß, sondern schwarz sey, wie das Wasser, aus dem er entstehe und in das er aufgelöset werde.

Andante, Ueberschrift musikalischer Stücke, um damit eine deutlich angemessene, ruhige Bewegung anzuzeigen. Es ist der dritte angenommene Grad in der Musik, und der Uebergang vom Langsamen zum Geschwinden. Andantino steht zwischen Andante und Allegretto in der Mitte, ist folglich etwas geschwinder als Andante, und etwas langsamer als Allegretto; dieses ist wenigstens die gemeine Meinung. Andere behaupten: Andantino habe eine etwas langsamere Bewegung als Andante.

Andreä (Johann Valentin), einer der interessantesten deutschen Schriftsteller seiner Zeit, war 1506 im Wirtembergischen geboren. Nachdem er zu Tübingen studirt und Frankreich und Italien besucht hatte, bekleidete er nach und nach mehrere geistliche Aemter, und starb 1654 als Abt von Adelberg und lutherischer Almosenier des H rzogs. Tief bekümmert, die Grundsätze der christlichen Religion leeren Streitigkeiten Preis gegeben, und die Wissenschaften von Eitelkeit und Neugierde gemißbraucht zu sehen, beschäftigte er sich unablässig mit den Mitteln, sowohl jener als diesen ihre moralische und wohlthätige Tendenz wiederzugeben. Ob er der Stifter oder wenigstens Erneuer des Rosenkranz-Ordens ge-

wesen (s. d.), möchte sich schwer bestimmen lassen, da für beides wichtige Gründe angeführt werden. Eine gewisse Neigung zum Mysticismus ist bei Andreä allerdings nicht zu verkennen. Wie dem auch sey, unläugbar war er ein eben so geist- als herzvoller Mann, der mit einer ungemeinen Gelehrsamkeit einen brennenden Eifer für das Gute und Wahre verband, das Laster in jedem Stande, bald in scherzhafter Laune, bald mit strengem Ernst und bitterm Spott verfolgte, und selbst der Tugend durch sein ganzes Leben treu war. Trefflich hat ihn Herder charakterisirt. Er hat vieles, und dies meistens in einer sonderbaren Sprache geschrieben. Alles aber zeigt von der feinen Erfindungs- und Einbildungskraft, vom richtigen Gefühl und scharfen Urtheil, von der ausgebreiteten Kenntniß und dem, wiewohl unausgebildeten, Dichtergeist des Verfassers. Ein classischer Dichter unserer Zeit ist er freilich nicht; die seine und auch der damalige Zustand der deutschen Sprache litt es nicht. Damals schrieb alles lateinisch und auch er schrieb, was er gefeilt schreiben wollte, in dieser Sprache; was er deutsch schrieb, ist für Weib, Kinder, Volk, Freunde. Er sagt selbst am Ende:

Ohn' Kunst, ohn' Müh' und Fleiß ich dicht:
Drum nicht nach deinem Kopf mich richt.
Bis Du schwitzst, spritzst und schnitzst im Sinn,
Hab' ich's gesetzt und fahr dahin.
Gefällt dir's nich, wie ich ihm thu',
Machs' besser, nimm ein Jahr dazu.

Seine Sprache ist die schwäbische. In Lehrstellen, Sentenzen, kurzen Gleichnissen und Gegensätzen ist Andreä besonders glücklich, wie auch in komischen und witzigen Zügen. Er war ein feiner dichterischer Kopf, der aber unter dem Geschmack seiner Zeit, und unter andern Geschäften erlag. Seine deutschen Verse zeigen nur von fern, was er hätte werden können, seine lateinischen Dichtungen zeigen zum Theil, was er wirklich war. Aus seiner Mythologia christiana haben Herder und Sonntag mehreres übersetzt; auch hat Ersterer aus seiner Geistlichen Kurzweil Proben gegeben. Weniger bekannt unter uns sind seine Christlich Gemäl (Gemälde), Tüb. 1612. 4. Die Titel seiner übrigen Schriften müssen wir hier übergehen.

Andreas (der heilige) ein Bruder des heiligen Petrus, und der erste Schüler, den Christus wählte. Beide Brüder waren Fischer, entsagten aber diesem Geschäfte und folgten dem Erlöser. Andreas Schicksale nach Christus Tode sind ungewiß; die gewöhnliche Meinung ist, daß er einige Zeit nachher gekreuzigt worden. Die Moskoviten verehren ihn als denjenigen Apostel, der ihnen das Evangelium gebracht habe; die Schotten aber als den Schutzpatron ihres Landes. — Andreasorden, s. Orden.

Andrōmache, die Tochter des Königs Ection von Theben in Cilicien, und Hektors Gemahlin. (Vergl. diesen.) Nach Troja's Eroberung ward sie dem Pyrrhus, Achills Sohne, zu Theil, welcher sie nach Epirus führte, drei Söhne mit ihr zeugte, sie nachher aber dem Helenus, Hektors Bruder, überließ, dem sie noch einen Sohn gebar.

Andrōmeda, des äthiopischen Königs Cepheus und der Cassiopeja Tochter. Mutter und Tochter waren von seltener Schönheit. Als aber jene einst prahlerisch rühmte, daß ihre Tochter an Schönheit die Nereiden (wo nicht gar die Here) übertreffe, flehten die beleidigten Göttinnen um Rache bei ihrem Vater, der nicht nur Ce-

pheus Gebiet überschwemmte, sondern auch ein fürchterliches Meerungeheuer sandte, das allgemeines Verderben drohte. Das Orakel that den Ausspruch, Poseidons Zorn könne nur besänftigt werden, wenn Cepheus seine Tochter dem Ungeheuer zur Beute brächte. Dies gehört, zwangen ihn die Aethiopier zur Befolgung des Spruchs, und die unschuldige Andromeda wurde, an einem Felsen gefesselt, dem Ungeheuer Preis gegeben. So erblickte sie Perseus, der, das furchtbare Gorgonenhaupt in der Hand, eben von Besiegung der Medusa auf dem Pegasus zurückkam. Besiegt von Mitleid und Liebe, versprach der Held das Ungeheuer zu erlegen, wofern man ihm die Jungfrau vermählen wolle. Das versprach ihm der Vater und hielt Wort. — Zum Andenken der Thaten des Perseus steht Andromeda, durch der Pallas Gunst, unter den Sternen. (Vergl. Perseus.)

Aenēas, ein trojanischer Fürst, des Anchises und der Venus Sohn. Unter Troja's Helden ist er nach Hektor der ausgezeichnetste, und kämpft tapfer zur Vertheidigung der Stadt. In der entscheidenden Nacht aber, in der diese von den Griechen eingenommen wird, ermahnt ihn Hektor im Traume, mit den Götterbildern zu entfliehen. Aeneas stürzt sich dennoch in den Kampf, aber umsonst. Priamus fällt, und nun erst kehrt Aeneas, auf seiner Mutter Geheiß, zum Vater zurück, rettet die Götter und die Seinigen, verliert aber im Getümmel die Gattin Crëusa (s. diese). Jetzt, da nichts mehr zu retten ist, verläßt er das brennende Ilium. Mit zwanzig Schiffen auswandernd, kommt er nach Thracien, wo er die Stadt Aenos erbaute, allein, durch ein Wunder erschreckt, vom Anbau abließ. Von da ging er nach Delos, um das Orakel zu befragen. Mißdeutung des Orakelspruchs führt ihn nach Creta, von wo ihn eine Pest vertreibt. Nun ging sein Zug nach dem Vorgebirge Actium, wo er zu Ehren Apollons Spiele feierte; in Epirus fand er Helenus und Andromache. Von hier ging seine Fahrt unter Italien hin, die Meerenge vorbei, zu den Cyklopen am Aetna, dann um Sicilien nach Drepanum auf der Westseite, wo Anchises starb. Ein Sturm verschlägt ihn nach Afrika, wo Dido ihn in Carthago freundlich aufnimmt, und bald an eine Vermählung mit ihm denkt. Jupiter aber, des waltenden Schicksals eingedenk, sendet durch Merkur Befehl an Aeneas, nach Italien abzugehen. Während die unglückliche verlassene Dido ihr Leben auf dem Scheiterhaufen endigt, segelt Aeneas mit seinen Genossen ab, und wird durch Sturm nach Sicilien zum trojanischen Gastfreunde Acestes verschlagen, wo er dem abgeschiedenen Vater Leichenspiele feiert. Die Weiber der Genossen, müde der Seefahrt und von Juno gereizt, stecken die Schiffe in Brand, worauf er beschließt, die Weiber und Schwachen zurückzulassen. In diesem Entschluß bestärkt ihn Anchises, der ihn im Traume zugleich ermahnt, in Italien durch Hülfe der Sibylla zur Unterwelt zu steigen. Nach Erbauung der Stadt Acesto schifft Aeneas nach Italien, wo er bei Cumä die Sibylla aufsucht, die ihm seine Zukunft weissagt, und seinen Gang zur Unterwelt befördert. Nach der Rückkehr aus dieser, gelangte er nach einer neuen Schiffahrt in den Tibris, wo er am östlichen Ufer, im Lande des laurentinischen Königs Latinus, ausstieg. Dessen Tochter Lavinia war von dem Schicksal einem Fremdlinge bestimmt, aber von der Mutter Amata dem Könige der Rutuler, Turnus, verheißen. Dieß nun veranlaßt einen Krieg, nach dessen Beendigung sich Aeneas mit der Lavinia vermählt. So erzählt Virgil in der Aeneïde (s. Virgil), abweichend in manchem Stücke von der historischen

Wahrheit, die Geschichte des Aeneas. — Sein mit der Lavinia gezeugter Sohn Aeneas Sylvius, wurde der Stammvater der Könige von Albalonga, und zuletzt durch Romulus und Remus der Gründer Roms. Von seiner ersten Gemahlin hatte er einen Sohn, Julus Ascanius, von welchem die Römer das julische Geschlecht ableiteten.

Aenesidemus, ein skeptischer Philosoph zu Cicero's Zeiten, der zu Alexandrien lehrte, und den Skepticismus wieder in Flor brachte.

Anevrisma, die Pulsadergeschwulst, Erweiterung und Ausdehnung irgend einer Stelle einer Pulsader. Dies ist das echte Anevrisma; man rechnet aber auch noch hierher das unechte Anevrisma, wenn die Arterienhäute geöffnet sind, und ein Austritt von Blut in das benachbarte Zellgewebe erfolgt; ferner, wenn die obere Haut der Arterie verletzt ist, und die innere Haut derselben durch die entstandene Oeffnung sich ausdehnt, herausdrängt und einen Sack bildet, das zusammengesetzte Anevrisma; endlich das varikose Anevrisma, die Puls-Blutadergeschwulst, wenn bei einem Aderlaß die Vene ganz durchschlagen, und zugleich die obere Seite einer unter derselben liegenden Arterie durchschlagen wird, wodurch nun das Blut aus derselben in die Vene dringt. Die echten Anevrismen entstehen theils von dem zu heftigen Andrang des Blutes, theils von einer, nicht selten vielleicht angebornen Schwäche und Schlaffheit der Arterienhäute. Sie sind daher häufiger an großen Arterienstämmen, besonders in der Nähe des Herzens, an dem Bogen der Aorta, und an den äußern Gliedern, z. B. in der Kniekehle und an den Rippen, wo die Arterien durch Ausdehnung und heftige Bewegungen, Anstrengungen des Körpers, Stoßen, Fallen und Quetschungen öftern Verletzungen ausgesetzt sind. Es können aber auch, besonders zu den innern Anevrismen, Krankheiten, heftige Blutwallungen, Genuß hitziger Getränke, heftige Leidenschaften und Affekte, besonders Zorn, Veranlassung geben, ja selbst deren Zerreißung und dadurch erfolgenden plötzlichen Tod, verursachen. Aeußere Anevrismen erkennt man an der, anfangs nur kleinen, runden oder ovalen, in der Gegend einer Arterie befindlichen Geschwulst, welche weich, elastisch ist, und in welcher man ein dem Pulse gleiches Klopfen bemerkt. Dieses Klopfen hört auf, wenn man die Arterie oberhalb einer Geschwulst stark zusammendrückt, es wird wieder fühlbar, sobald der Druck aufhört. In der ersten Periode dieser Krankheit bleibt die Geschwulst lange Zeit klein, oder wächst doch sehr langsam; in der zweiten aber nimmt sie plötzlich sehr zu, die Farbe derselben verändert sich, sie wird blau, fängt an zu schmerzen, die benachbarten Theile schwellen an, das Klopfen in der Geschwulst wird undeutlicher. Endlich, wenn keine Heilung erfolgt, berstet die Geschwulst, welche eine Menge theils geronnenen theils flüssigen Bluts enthält, und der Kranke stirbt an Verblutung, oder der Theil wird brandig. Die innern Pulsadergeschwülste sind schwer zu erkennen; man vermuthet sie, wenn der Puls sehr ungleich ist, der Kranke oft an Herzklopfen (welches man aber nicht mit dem Herzklopfen der Vollblütigen, der Hypochondristen, der zu Krämpfen geneigten Frauenzimmer u. a. m. verwechseln darf) leidet, wenn dabei Beschwerden der Respiration mit erscheinen, innerer, klopfender Schmerz, Zufälle von Schwäche. Die äußerlichen Anevrismen werden entweder durch lang anhaltenden Druck auf die Geschwulst geheilt, oder durch Operation weggeschafft, oder (nach Hunters Methode) die Arterie oberhalb der

Geschwulst entblößt und unterbunden wird, so daß dadurch der Zufluß des Blutes in den Sack des Anevrisma gehindert wird, und er allmählich sich zusammenzieht. H.

Anfossi (Pascal), geboren um das Jahr 1736, wurde in den Musikschulen von Neapel für die Violine gebildet. Nachdem er dieses Instrument mehrere Jahre geübt hatte, befleißigte er sich unter Sacchini und Piccini des Studiums der Composition. Der Letztere gewann ihn lieb, und verschaffte ihm im J. 1771 sein erstes Engagement bei dem Theater Delle dame zu Rom. Wiewohl er kein Glück machte, verschaffte ihm doch Piccini im folgenden Jahre ein zweites, und als er auch hier dasselbe Schicksal hatte, im Jahre darauf ein drittes Engagement. Diesmal war Anfossi glücklicher. Die verfolgte Unbekannte, die er im Jahre 1775 aufführen ließ, ward mit Enthusiasmus aufgenommen; so auch in den beiden folgenden Jahren La finta giardiniera und Il Geloso di cimento; dagegen fiel die Olimpiade im Jahre 1776 völlig durch, und die Unannehmlichkeiten, welche der Verfasser bei dieser Gelegenheit erfuhr, bestimmten ihn, Rom zu verlassen. Er durchreisete Italien und kam gegen das Jahr 1780 nach Frankreich mit dem Titel eines Lehrers am Conservatorium zu Venedig, wo er 1796 die Oper Cajus Marius aufs Theater gebracht hatte. Er führte in der königlichen Akademie die verfolgte Unbekannte auf, aber diese anmuthige und zarte Musik fand im Allgemeinen nicht die Aufnahme, welche sie verdiente. Daran war, nebst der frostigen Dichtung, zu der sie gehört, hauptsächlich die ihr nicht angemessene Art der Ausführung Schuld. Von Frankreich ging Anfossi nach London; er war im J. 1783 Musikdirektor beim italienischen Theater dieser Stadt. Im J. 1787 kam er nach Rom zurück, wo er mehrere Werke aufführte, deren Erfolg ihn seine ehemaligen Unfälle vergessen ließ, und ihm ein Ansehen und eine Achtung erwarb, die er bis an seinen Tod im J. 1795 genoß. Anfossi erinnert allerdings in seinen Compositionen häufig an Sacchini und Piccini, nach denen er seinen Styl und seine Manier gebildet hat; aber sein Geschmack, Ausdruck und seine Kunst der Steigerung und Entwickelung sind ausgezeichnet. Mehrere seiner Finale's sind Muster in dieser Art. Seine Fruchtbarkeit beweiset, daß er mit Leichtigkeit arbeitete; wir machen von seinen Werken noch den Avaro, il Curioso indiscreto und I Viaggiatori felici namhaft, die zu den besten in dieser Gattung der komischen Opern gehören.

Angarien (Angariae), heißen Frohndienste der Unterthanen, wenn sie z. B. mit Wagen, Vorspann, Handarbeit 2c. ihrer Herrschaft fröhnen müssen. Besonders heißen bei dem Seewesen Angarien diejenigen Dienste, welche Privatschiffer dem Staate auf Befehl der Obrigkeit leisten müssen.

Angeln, ein deutsches Volk, das im jetzigen Herzogthum Magdeburg wohnte, und wahrscheinlich in die ältern Sitze der Longobarden einrückte, als diese den Cheruskern die Nordhälfte ihres Landes weggenommen hatten. Da sie sich dem Rheine und dem römischen Gebiete nie näherten, finden wir sie nicht unter ihrem Namen. Die Römer begriffen sie unter den allgemeinen Namen der Kauchen und Sachsen, bis die Eroberung Britanniens sie als ein einzelnes Volk bekannter machte. Im sechsten Jahrhundert schlossen sie sich an ihre mächtigen nördlichen Nachbarn, die Sachsen, an, und eroberten unter dem Namen der Angel-Sachsen das heutige England (s. England); ein Theil

von ihnen aber blieb auf der dänischen Halbinsel, wo ihr Andenken sich bis jetzt erhalten hat.

Angelo (Michael) Buonarotti, geboren 1474 zu Caprese im florentinischen, gestorben 1564 zu Rom, offenbarte sein allseitiges, erstaunenswürdiges Genie zugleich in Werken der Malerei, Bildhauerei, Architectur und Poesie. Domenico de Grillandajo war sein erster Lehrer in den zeichnenden Künsten, und er war noch nicht zwei Jahre bei ihm gewesen, als er in der von Lorenzo von Medici angelegten Kunstschule auch den Unterricht Bertoldo's in der Bildhauerei mit so gutem Erfolg genoß, daß er schon in seinem sechzehnten Jahre den Kopf eines alten Satyrs, zur Bewunderung aller Kenner, in Marmor copirte. Nicht minder zog er als Maler die Aufmerksamkeit auf sich, so daß er den ehrenvollen Auftrag erhielt, gemeinschaftlich mit dem großen Leonardo da Vinci den Rathssaal von Florenz mit historischen Darstellungen zu schmücken. Zu diesem Behuf entwarf er jenen berühmten Carton, der eine Scene aus dem pisanischen Kriege darstellt, und von den Kennern als die trefflichste Schöpfung Michael Angelo's gepriesen wird, wiewohl wir ihn leider nicht mehr vollständig besitzen. Indeß hatte ihn Papst Julius II. nach Rom berufen, und ihm den Auftrag gegeben, ein Grabmal für ihn zu errichten. Zweimal wurde diese Arbeit unterbrochen, einmal durch Michael Angelo's beleidigten Stolz, dann aber durch den Neid gleichzeitiger Künstler. Bramante und Giuliano da Sangallo besonders waren es, die den Papst überredeten, von Michael Angelo das Gemälde der sestinischen Capelle malen zu lassen, denn sie wußten, daß er in Frescomalereien sich noch nicht versucht hatte, und glaubten ihm dadurch eine Arbeit zuzuwenden, deren unvollkommene Ausführung ihm das Wohlwollen des Papstes entziehen würde. Michael Angelo weigerte sich vergebens den Auftrag anzunehmen, und vollbrachte, ungeachtet der abgedrungenen Eilfertigkeit, in zwanzig Monaten ein Werk, das von allen Kennern bewundert wurde, und von dem Fernow mit Recht urtheilt, daß hier mehr als irgendwo der Künstler in der ganzen Größe seines originellen Geistes erscheine. Als hierauf Michael Angelo wieder an dem Grabmale fortarbeiten wollte, starb der Papst, und auf Leo's Befehl mußte er jetzt nach Florenz gehen, um den Bau der Façade an der St. Lorenz-Bibliothek zu übernehmen. Aber auch Leo starb. Unter Adrian VI. arbeitete er einige Statuen für des Julius Grabmal, und einen Christus, der nachher zu Rom in der Kirche La Minerva aufgestellt ward. Clemens VII., der hierauf den päpstlichen Stuhl bestieg, rief Michael Angelo wieder nach Rom, und beauftragte ihn mit der Vollendung der neuen Sakristei und der St. Lorenz-Bibliothek zu Florenz. Stürmische Zeiten folgten, nach deren Verlauf er zu den früheren noch den Auftrag bekam, das jüngste Gericht in der sixtinischen Capelle zu malen. Ungern ging der sechzigjährige Künstler an ein Werk, das seinem Ruhme gefährlich werden konnte. Er, der von Natur zum verschlossenen Ernst und Tiefsinn hinneigte, der unter allen Dichtern sich am liebsten durch Dante's ungeheuere Gemälde begeisterte, und durch ein ununterbrochenes Studium der Anatomie den verborgensten Mechanismus der Muskeln erforscht hatte, beschloß, im Gefühl seiner Kraft, sich einen neuen Weg für diese Arbeit zu bahnen, und in dem Schrecklichen, in der Kraft der Umrisse, in der Kühnheit der Bewegungen es allen seinen Vorgängern zuvorzuthun. So vollendete

er 1541 ein Gemälde, das durchaus mißlungen in der Composition, ohne Würde im Ganzen, ohne Adel im Einzelnen, abenteuerlich im Detail, zwar nicht den Schönheitssinn befriedigt, aber überall den großen und erfahrenen Künstler zeigt, und mehr für den Künstlerverstand lehrreich, als genießbar für Gefühl und Geschmack des Liebhabers ist. Indem es die menschliche Gestalt in allen Wendungen, Lagen und Verkürzungen, und den Ausdruck des Staunens, des Schmerzes, der Verzweiflung in allen Abstufungen darstellt, ist es als ein unerschöpflicher Schatz von Studien zu betrachten. Seine letzten beträchtlichen Werke der Malerei waren zwei große Gemälde in der paulinischen Capelle, der Fall des Paulus und die Kreuzigung des Petrus. In der Bildhauerei arbeitete er eine Kreuzesabnahme Christi, eine Gruppe von vier Figuren, aus einem einzigen Stück Marmor, leitete überdies die Anlage der Festungswerke eines Theils dieser Stadt, il Borgo genannt, und mußte noch 1546 den Bau der Peterskirche übernehmen. Er entwarf in 14 Tagen einen Plan dafür, worin er aufs neue die Form des griechischen Kreuzes wählte, die Tribune und die beiden Querschiffe des Kreuzes erweiterte, die Kuppel auf einer festen Mauer stützte, und eine Vorderseite nach dem Muster der Vorhalle des Pantheon entwarf. Aber er erlebte die Ausführung seines Plans nicht, an dem nach seinem Tode noch einiges geändert wurde. Außerdem übernahm er noch den Bau des Campidoglio, des farnesischen Palastes und vieler anderer Gebäude. Auch seine architectonischen Werke zeichnen sich durch Größe und Kühnheit aus; aber in seinen Verzierungen zeigt sich oft seine ungeregelte, ausschweifende Phantasie, die das Ungewöhnliche und Neue dem Einfachen und Geschmackvollen vorzieht. — Seine Gedichte, die er nur als Spiele der Phantasie und Zeitvertreib in müßigen Stunden ansah, enthalten ebenfalls unverkennbare Beweise eines großen Talents. Sie sind mehreren Sammlungen einverleibt, auch einzeln erschienen. Seine prosaischen Werke (Vorlesungen, Reden, Ciccalate, d. h. scherzhafte akademische Vorlesungen) finden in der Sammlung der Prose florentine, und seine Briefe in Bottari's Lettere pittoriche.

Angenehm ist ein Gegenstand, der die Wirksamkeit der Seele reizt; dies geschieht entweder durch die Vorstellungskraft oder durch die Begehrungskraft. Jene wird gereizt durch Vollkommenheit, Ordnung, Deutlichkeit, Wahrheit, Schönheit, Neuheit u. s. w., diese durch das Affectreiche, das Zärtliche, Rührende, Feierliche, Große, Wunderbare, Erhabene. Da das Angenehme, besonders das Sinnlichangenehme von Empfindung, subjectiver Einrichtung, Neigungen u. s. w. abhängt, so ist es nichts absolut Gutes, d. h. es paßt nicht für alle Vernunftwesen; es ist nichts Objectives, das für das Subject aller vernünftigen Wesen gelten könnte. Der Mensch, als Sinnenwesen, kann aber nicht anders, als das Angenehme begehren und das Unangenehme verabscheuen, und es ist ihm physische Nothwendigkeit, möglichst die Summe des Angenehmen zu zu vermehren, des Unangenehmen zu vermindern. — Welcher Unterschied zwischen angenehm und schön in der Kunst sey, werden wir unter Schön auseinander setzen.

Anglaise (bei den Engländern Country-danse, woraus wir fälschlich Contre-danse gemacht haben) ist ein Tanz von lebhaftem Charakter. Die Melodien dazu sind mehr oder weniger schnell, werden in gerade und ungerade Tactart eingekleidet, bestehen aus zwei Wiederholungen von acht Tacten, aus kunstlosen Verbindun-

gen der Notenfiguren, und aus geradzähligen Absätzen und Einschnitten.

Anglicanische oder englische Kirche. Sie war bis zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts ein Theil der catholischen Kirche, und die Christen in England unterschieden sich bis dahin weder durch eine eigenthümliche Gesellschaftsverfassung, noch durch besondere Lehren von andern Christen des Abendlandes. In den ersten Zeiten des sechzehnten Jahrhunderts aber gerieth der König Heinrich VIII. mit dem Papste, der nicht in seine Scheidung von Catharina von Aragonien willigen wollte, in einen Streit, welcher die Folge hatte, daß der König dem Papste den Gehorsam aufkündigte und sich selbst für das Oberhaupt, für den ersten Bischof der Kirche seines Landes erklärte. Seit dieser Zeit trat die englische Kirche außer Verbindung mit Rom und bildete eine besondere, für sich bestehende Gesellschaft. Im übrigen aber war Heinrich VIII. ein rechtgläubiger und eifriger Catholik, änderte nichts weder in der Lehre, noch im Kirchenceremoniel, erklärte sich eifrig gegen die Grundsätze der deutschen und schweizerischen Reformatoren, und unterdrückte die Anhänger derselben in seinen Staaten. Unter seinem minderjährigen Sohne aber, Eduard VI., ward der Anfang mit der Einführung der Reformation gemacht, und nachdem Maria dem Catholicismus wieder den Sieg auf kurze Zeit verschafft hatte, ward die neue Lehre unter Elisabeths Regierung in dem brittischen Reiche fest gegründet und die Einführung der Reformation vollendet. England nahm aber nicht die Lehren der deutschen, sondern der schweizerischen Reformatoren an, und es macht daher die englische Kirche einen Theil der reformirten Kirche aus. Indeß unterscheidet sich die englische Kirche dadurch auf eine merkliche Weise von den reformirten Kirchen anderer Länder, daß sie mehrere aus dem Catholicismus herstammende Vorstellungsarten und Gebräuche beibehalten, und einen ceremonienreichern Cultus eingeführt hat. Sie steht gleichsam in der Mitte zwischen dem Catholicismus und dem Protestantismus, und weicht von den übrigen reformirten Kirchen namentlich darin ab, daß sie die bischöfliche Würde für eine göttliche und nothwendige Anordnung erklärt, eine ununterbrochene Folge wahrer Bischöfe von der ersten Ausbreitung des Christenthums an behauptet, den Aussprüchen der Kirchenväter ein großes Ansehen zuschreibt, und die Kirchengebräuche der ersten Jahrhunderte genau zu beobachten strebt. Die hier beschriebene, in England und in Irland herrschende Kirche wird die bischöfliche oder die Episcopalkirche genannt. Es gehören aber bei weitem nicht alle Engländer zu dieser Kirche. Als nämlich unter der Königin Elisabeth der Lehrbegriff bestimmt, die kirchliche Verfassung und der öffentliche Gottesdienst angeordnet ward, waren Viele mit der Beibehaltung catholischer Einrichtungen und Gebräuche höchst unzufrieden und verlangten, daß man sich in allem ganz nach dem Vorbilde der schweizerischen Kirche richten solle. Die, welche dieser Meinung waren, und eine eigene, nach ihren Ansichten und Wünschen eingerichtete kirchliche Gesellschaft bildeten, wurden Presbyterianer, auch Independenten und Congregationalisten genannt, und diese, noch neben der Episcopalkirche fortdauernden, wieder in mehrere besondere Gesellschaften getheilt. Independenten unterscheiden sich hauptsächlich dadurch von der Episcopalkirche, daß sie die bischöfliche Regierung verwerfen, eine völlig democratische Verfassung und einen einfachern Cultus haben. Wenn in England und Irland die bischöfliche, so ist in Schottland die presby-

terianische Kirche die herrschende. Uebrigens ist von der englischen Kirche zu bemerken, daß sie innigst in die Staatsverfassung verflochten ist, und daß ihre Lehrer ansehnliche Einkünfte und wichtige Rechte genießen. Von jeher hat aber auch die englische Geistlichkeit durch Liberalität, wissenschaftliche Bildung und Anhänglichkeit an die Verfassung des Vaterlandes sich ausgezeichnet. Auch haben in der englischen Kirche viele vortreffliche Kanzelredner geblüht, als Tillotson, Gregory, die beiden Erskine, Sterne, Leland, Sectin, Dodd, Gerard, White und Blair, welcher letzte jüngst durch eine neue Uebersetzung in das deutsche Publicum eingeführt worden ist. N.

Angriff. Die Art des Angriffs im Kriege richtet sich theils nach den Gegenständen, auf welche er gerichtet ist, theils nach den gegenseitigen Streitkräften, theils nach der Beschaffenheit des Terrains. In der Schlacht nimmt man gewöhnlich viererlei Arten des Angriffs an. 1. Man greift mit einer Front an, die der feindlichen gleichlaufend ist, wobei erfordert wird, daß man dem Feinde eine der seinigen wenigstens gleiche Front entgegenstellen kann; 2. man greift mit einer schiefen Linie an; 3. man wirft beide Flügel auf die feindlichen Flanken und hält die Mitte zurück; 4. man läßt die Mitte vorrücken und hält die Flügel zurück. Diese Art anzugreifen ist nur in wenigen Fällen anwendbar, denn die zurückgezogenen Schenkel der beiden vorspringenden Winkel können der Länge nach bestrichen werden, Schüsse, die den einen Schenkel von vorn treffen, kommen, wenn es nicht besondere Umstände verhindern, dem andern in den Rücken u. dgl. m. Greift man bei einer größern oder gleichen Front nur einen Flügel an, so muß der müßige Theil sich unverzüglich da beschäftigen, wo der Feind, um den angegriffenen Theil zu verstärken, sich geschwächt hat. Um einen Angriff sicher auszuführen, müssen zuvor die feindlichen Batterien zum Schweigen gebracht seyn. Zu dem Ende muß man auf Kartätschenschußweite anzurücken, oder doch die feindliche Artillerie in die Flanke zu nehmen im Stande seyn. Geht dies nicht an, so muß unverzüglich der Punkt, wo eingedrungen werden soll, angegriffen werden. — Der Angriff einer Festung (s. d. Art.) ist ebenfalls verschiedener Art, nämlich 1. Blokade oder Einschließung, um den Platz auszuhungern; 2. Ersteigung mit Leitern; 3. Ueberrumpelung durch List oder Verrätherei; 4. Ueberfall mit stürmender Hand; 5. Bombardement; 6. die förmliche und 7. die bruskirte Belagerung, indem man sich sogleich der Außenwerke bemächtigt oder doch auf der Contrescarpe Posto faßt. — Der Angriff auf eine Schanze wird, wenn er bei Tage erfolgt, mit Haubitz-Granaten eröffnet, und geschieht mit eben so viel Abtheilungen, als die Schanze Seiten hat. Die zum Angriff des Eingangs bestimmte Abtheilung muß vorzüglich mit Zimmerleuten versehen seyn. Die vorangehenden Freiwilligen sind nach Maßgabe der Umstände mit Brettern, Hurden, Faschinen, Schanzkörben oder Leitern versehen, um damit Wolfsgruben, Gräben zu bedecken, auszufüllen oder zu übersteigen. Ihnen folgen Arbeiter mit Krampen und Schaufeln, Zimmerleute mit Aexten, Sägen und Brechstangen, welche die etwanigen Pallisaden, spanischen Reiter oder Schleppverhaue wegschaffen, nöthigenfalls einen Niedergang arbeiten, die Contrescarpe abstechen und Erde in den Graben werfen, während die Freiwilligen auf den Feind feuern. Ist Graben und Brustwehr erstiegen, so wird letztere nebst der Contrescarpe so abgestochen, daß Cavallerie und Artillerie in die Schanze ziehen können. Hinter den Freiwilligen, unter denen auch Artilleristen seyn müssen, um das eroberte Geschütz entweder

zu bedienen, oder nöthigenfalls zu vernageln, und hinter den Arbeitern folgen einige Colonnen ausgesuchter Truppen mit ihren Geschützbatterien und einiger Cavallerie, theils den Angriff zu unterstützen, wenn die Freiwilligen allein zu schwach sind, theils die Ausfälle des Feindes zu hindern oder zu erschweren. Bei Nacht oder mit Tages Anbruch geschieht ein solcher Angriff ohne vorherige Kanonade. Kann man nur mit wenigen Truppen angreifen, so richtet man den Angriff nur auf einige, auch wohl nur auf eine Seite, und in diesem Falle nähert man sich der Schanze an den Winkeln, als den gewöhnlich schwächsten Theilen derselben. — Redouten, oder abgesonderte Verschanzungen, werden mit so vielen Colonnen angegriffen, als auf einzelne Werke ein gleichzeitiger Angriff ausgeführt werden soll; zwischen jeden zwei Colonnen ist eine Linie Infanterie. Da unsere Truppen gedeckt zwischen den Werken durchgehen, und den hinter denselben stehenden Feind angreifen müssen, so bestimmt dies hinreichend, welche Werke wir vorzüglich in Beschäftigung zu erhalten suchen müssen. Hinter jeder Infanterielinie befindet sich eine Colonne Cavallerie. Sind die angreifenden Colonnen am Rande des Grabens, so geht die Cavallerie durch die gedeckten Zwischenräume und fällt über den Feind her. Gelingt der Angriff, so folgen einige Bataillone Infanterie mit einer leichten Geschützbatterie nach. Das erste Treffen Infanterie macht 300 Schritt vor der Verschanzung Halt, um den Rückzug zu decken, wenn etwa der Angriff misglücken sollte. Die Kanonen feuern in der Weite von 600 Schritt entweder auf die Truppen hinter den Verschanzungen, oder auf die nebenliegenden Werke, oder endlich auf die etwa herbeieilende Unterstützung, je nachdem der eine oder der andere Fall eintritt. Wird der Feind geworfen und ein paar Redouten erobert, so geht die Infanterie mit der Artillerie ebenfalls durch die Zwischenräume. Nimmt man auf diese Art die drei Flügelredouten weg, so hat man den Feind in die Flanke genommen, und es bleibt ihm nichts übrig, als durch ein Rechtsumkehrt aus der Redoutenlinie herauszumarschiren und seine Fronte zu verändern.

Anhalt. Das herzogliche Gesammthaus Anhalt leitet seinen Ursprung von dem Schlosse Anhalt am Harze ab, das jetzt in Trümmern liegt. Vielleicht war Esico von Ballenstädt — wahrscheinlich eine der ältesten Besitzungen des anhaltischen Hauses — der Erbauer dieses Schlosses (940). Sein Enkel, Otto der Reiche, erscheint als Herr von Ballenstädt und Aschersleben, erweiterte das Schloß Anhalt, und nannte sich Graf von Askanien und Aschersleben. Ihm folgte 1123 sein Sohn, Albrecht der Bär, der seine Länder mit der Mittelmark vermehrte, und dadurch der Stifter dieser Mark und erster Markgraf von Brandenburg wurde. Er erwarb außerdem noch bedeutende Besitzungen. Nach seinem Tode 1171 erhielt sein Sohn Bernhard die anhaltischen Lande, und außerdem 1180, nach der Achtserklärung Herzog Heinrichs des Löwen, das Herzogthum Sachsen. Er hinterließ 1211 zwei Söhne, Heinrich und Albrecht, von denen letzterer das Herzogthum Sachsen, nebst dem wittenberger Kreise und der Grafschaft Plötzkau, ersterer aber die übrigen anhaltischen Lande seines Vaters, nebst den thüringischen Gütern bekam. (Albrechts Nachkommen theilten sich in zwei Linien, und starben 1422 und 1689 aus. Von ihren Besitzungen fiel jedoch nur die Grafschaft Plötzkau an das Haus Anhalt zurück.) Heinrich führte zuerst den Titel Fürst von Anhalt, und als er 1252 starb, bekam von seinen Söhnen Heinrich Aschersleben, den Harz und einen Theil der thüringischen Besitzungen,

Bernhard Ballenstädt, Bernburg und den andern Theil der thüringischen Güter, und Siegfried Cöthen und Dessau, nebst Coßwigk und Roßlau. Heinrichs Nachkommen, welche die ascherslebensche Linie genannt werden, starben schon 1316 aus, aber von ihren Besitzungen fielen nur der Harz und die thüringischen Güter an das Haus Anhalt, Aschersleben hingegen an das Bisthum Halberstadt. Bernhards Nachkommen, welche die alte bernburgische Linie heißen, erloschen 1468 mit Bernhard VI. So blieben nur Siegfrieds Nachkommen übrig, welche sich 1396 abermals in zwei Linien theilten. Diese waren die alt-zerbster Linie, gestiftet von Albrecht III., welche 1524 und 1526 ausstarb, und die dessauische Linie, gestiftet von Siegmund I. (st. 1405), welche in den gegenwärtigen blühenden herzoglichen Häusern annoch vorhanden sind. Siegmunds Sohn, Georg I., (st. 1474) erlebte den Anfall des bernburger Antheils und hinterließ fünf Söhne, von denen allen Fürst Ernst das Geschlecht fortpflanzte. Dieser hinterließ drei Söhne, Johann, Georg III. und Joachim. Johanns Sohn, Joachim Ernst, vereinigte sämmtliche anhaltische Länder, so viel das fürstliche Haus davon noch besaß, in ein Ganzes, und hinterließ bei seinem Tode 1586 sieben Söhne, von denen 1603 die fünf noch Lebenden die Länder dergestalt in vier Theile unter sich theilten, daß Johann Georg Dessau, Christian Bernburg, Rudolph Zerbst, Ludwig Cöthen, August aber eine Geldsumme mit dem Vorbehalt erhielt, daß bei Abgang einer der vier Linien er oder seine Nachkommen in deren Antheil folgen sollten, welches auch 1665 in dem damals erledigten cöthenschen Antheil geschah. So bestanden in dem Hause Anhalt vier fürstliche Linien, bis 1793 die zerbster Linie mit Fürst Friedrich August ausstarb, worauf 1797 Dessau, Bernburg und Cöthen sich in dessen Antheil theilten. In diesen drei Linien herrscht das Recht der Erstgeburt, doch ist zu bemerken, daß die bernburger noch eine Nebenlinie hat, und daß Cöthen seit dem 6ten Mai 1812, wo Herzog August Friedrich starb, für dessen minderjährigen Neffen, Ludwig August, von dem Herzog von Dessau, als Vormund, administrirt wird. Gegenwärtig führen die anhaltischen Fürsten den Herzogtitel, und zwar haben ihn das regierende Haus Bernburg 1806 vom Kaiser Franz II., die Häuser Dessau und Cöthen aber bei ihrem Beitritt zum Rheinbunde 1807 erhalten. Die sämmtlichen Länder der drei anhaltischen Linien enthalten 48 Q. M. und 118,000 Einwohner. (Das Fernere siehe unter Bernburg, Cöthen und Dessau.)

Ankarström (Johann Jacob), der Mörder Gustavs III., war anfangs Page am königl. schwedischen Hofe, dann Unteroffizier beim Leibregiment, in der Folge aber Fähndrich bei der Leibgarde. Sein Vater war Oberstleutenant und Ritter vom Schwertorden. Er hatte einen leidenschaftlichen und düstern Charakter, und bewies ein stetes Mißvergnügen mit den Maßregeln des Königs Gustav III., zumal da dieser die Macht des Senats und der schwedischen Großen einschränkte, um die königliche Gewalt mit mehr Nachdruck ausüben zu können. Hiermit vereinigte sich noch ein Privathaß, der durch einen verlornen Prozeß erregt worden war. Im J. 1783 erhielt er seinen Abschied, heirathete, zog aufs Land, kam aber 1790 wieder nach Stockholm. Er vereinigte sich hier mit mehrern vom Adel, und sie beschlossen in ihren geheimen Zusammenkünften den Tod des Königs. Ankarström bat, ihm die Ausführung zu überlassen, allein die Grafen von Ribbing und von Horn stritten mit ihm darum; sie loseten und das Loos entschied für Ankarström. Eben hatte der König einen Reichstag in

Gesse zusammenberufen (1792), und die Verschwornen gingen dahin. Hier fand sich jedoch keine Gelegenheit, ihren Plan auszuführen. Die Beschlüsse des Reichstags erbitterten sie nur noch mehr. Der König kam nach Stockholm zurück; man wußte, daß er den 15ten März die Maskerade besuchen würde. Hier beschloß man, ihn zu ermorden. Damit man sich nicht in der Person irren möchte, rief Graf Horn den König an: guten Tag, schöne Maske. Sogleich schoß Ankarström auf den König, der an der Seite des Grafen von Essen über den Saal ging (vergl. Gustav III.), warf die Gewehre weg und verlor sich unter der Menge. Diese Waffen aber wurden seine Verräther, er ward festgesetzt, gestand sein Vergehen, weigerte sich jedoch standhaft, die Mitverschwornen zu verrathen. Es wurde daher ihm der Prozeß gemacht, und am 29sten April 1792 das Todesurtheil ausgesprochen. Er wurde mehrere Tage mit Ruthen gepeitscht, und auf einem Karren aufs Schaffot gezogen. Ueberall bewies er die größte Ruhe, rühmte sich seines Verbrechens, und endigte sein Leben 31 Jahr alt. Die Grafen Horn, Ribbing und der Oberst Lilienhorn wurden für immer des Landes verwiesen, und er allein verlor das Leben.

Anker sind a) in der Baukunst mancherlei Arten gekrümmter Klammern und Haken, welche die Grobschmiede und Schlosser verfertigen, und zu verschiedenem Gebrauche, besonders beim Bauen, nützliche Dienste leisten, indem man mit denselben nicht allein Stein an Stein befestigt, sondern auch zwei Stücken Holz, Balken, Säulen, Wände 2c. mit einander fester vereinigt. Nach dem verschiedenen Gebrauche nehmen sie auch verschiedene Namen und Gestalten an, indem sie bald als ein S, X, Y oder T und noch anders gebildet sind. Sie dürfen in keinem Gebäude fehlen, wenn es länger als ein Menschenalter ausdauern soll. b) In der Schifffahrt ist es das nothwendigste Werkzeug oder Geräthe, welches dazu bestimmt ist, das Schiff auf den Flüssen, auf der See oder im Hafen festzuhalten. Sie sind von so verschiedener Größe, daß ihr Gewicht von 25 bis zu 6000 Pfund ansteigt, und nach ihrer mannichfaltigen Bestimmung und Gebrauch erhalten sie auch verschiedene Namen. Der Schiffsanker ist eigentlich eine große eiserne Stange oder Ruthe, welche unten zwei auch wohl vier gekrümmte und zugespitzte Arme erhält. Zwei solcher Arme, die zusammengeschmiedet sind, gleichen an Rundung einem halben Monde. Wenn der Anker ausgeworfen, d. h. in dem Flusse oder der See bis auf den Grund gefallen ist, so faßt ein Arm mit seiner Schaufel den Fluß- oder Meeresgrund, und hält das Schiff fest, daß es auf derselben Stelle liegen bleibt. Soll das Schiff wieder weiter segeln, so lichtet oder hebt man den Anker vermittelst des Bratspießes auf aus dem Grunde des Flusses oder Meers, und zieht oder windet ihn wieder in das Schiff. Die Haupttheile des Ankers sind folgende: 1. die Ankerruthe — la vergue — eine starke eiserne Stange, die den längsten und schwersten Theil des Ankers ausmacht. 2. Die zwei Arme — les deux bras ou branches d'ancre — sind an der Ruthe angeschweißt. 3. Die Schaufeln oder Ankerfliegen — les pattes ou les ailes — sind platte, etwas gekrümmte, vorn gespitzte, beinahe dreieckige Eisen, die am Ende der Arme angeschweißt sind, damit der Anker im Wasser desto besser in den Grund greift. Das dünnste oder schwächste Ende der Unterfliegen heißt die Spitze oder der Schnabel — le bec de l'ancre. 4. Der Ankerstock — le jas ou le jouet d'ancre — besteht aus zwei mit Nägeln und eisernen Bändern aufs genaueste ver-

einigten, rechtwinklig auf der Grundfläche der Ruthe nach dem Ankerringe zu befestigten Hölzer, auch Zwillingshölzer, Seitenhölzer — flasques — genannt. 5. Der Ankerring — l'arganeau ou l'organeau — befindet sich auf der Ruthe außerhalb dem Ankerstocke. Durch denselben wird beim Auswerfen der Anker ein Seil gezogen. 6. Die Achseln des Ankers — les aisselles d'ancre — sind die mit Spitzen in sich gehenden Winkel, welche durch die Ruthe und Arme des Ankers gebildet werden. 7. Das Ankerkreuz oder die Halsgestalt — la croisée d'ancre — wird durch die an dem einen Ende der Ruthe angeschweißten Arme gebildet. 8. Das Ankertau ist in der Stärke und Länge sehr verschieden und hat ein befestigtes Holz, die Boye, die auf dem Meere schwimmt und anzeigt, wo der Anker eingesunken ist. Zur Verfertigung der Anker braucht man die Grobschmiede, und ihre ganz besonders eingerichtete Werkstatt heißt alsdann die Ankerschmiede, in welcher das Wasser zugleich die bewegende Kraft für Blasebälge, Hämmer rc. ist. X.

Anlage bedeutet in der Technik der schönen Künste den Entwurf, welcher vor der Ausführung eines Kunstwerks gemacht wird, und in welchem alle wesentliche Theile desselben angegeben sind. Wollte ein Künstler ohne einen solchen Entwurf sogleich zur Ausführung schreiten, so liefe er Gefahr ein Werk zu liefern, das weder Einheit hätte, noch ein schönes Ganzes ausmachte. — In der Psychologie nennen wir Anlage einen gewissen Grad angeborner Fähigkeiten zum Guten oder Bösen. Sind es Fähigkeiten zur Erlernung und Ausübung einer Kunst, so bedeutet das Wort Anlage so viel als Talent, häufig auch einen nur geringern Grad desselben.

Anleihen heißt borgen, oder man versteht darunter auch nur eigentlich diejenigen Schulden, welche Regierungen und Staaten machen, die keinen Schatz gesammelt haben, und doch beim Ausbruche eines Krieges, oder bei der erzwungenen Theilnahme an demselben, die Armeen und Flotten in schlagfertigen Stand setzen, und Armeen, Flotten und Festungen mit Waffen, Pferden, Ammunition und Lebensmitteln versorgen sollen. Diese Anleihen kann der Staat auf eine vielfache Art machen. Die älteste und in der That natürlichste Art, beträchtliche Summen zu borgen, ist 1. die Verpfändung der Domainen, Herrschaften, ganzer Provinzen und Länder, der Juwelen und Kronen. Die zur Sicherheit der Gläubiger verschriebenen Länder und Leute gingen oft als Unterpfand vom Vater auf den Sohn und Enkel über. Der Pfandinhaber betrachtete sich als Eigenthümer, verfuhr als Eigenthümer und auch das Publicum sah ihn als Eigenthümer an. So verloren die Kronen manche Domaine, manche Provinz und manche Juwele. 2. Der Staat kann, wie der Privatmann und Kaufmann, borgen, indem er die ihm geleisteten Dienste, und die ihm gelieferten Waaren entweder mit ausgestellten Zetteln, Papier, Bons, Scheinen mit und ohne Zinsenbetrag und Zeitbestimmung der Wiederbezahlung, dem Borger bezahlt, oder er läßt alle erhaltene Dienste und Sachen in Rechnung stellen, wie der Kaufmann, wo alsdann der Zahlungstermin unbestimmt bleibt. Auf die erstere Art borgt Englands Finanzminister durch die Schatzkammerscheine ungeheure Summen, die noch obendrein ohne vorgängige Bewilligung des Parlaments geborgt werden können. 3. Wird geborgt durch freiwillige Anleihen unter Gewährleistung der Landstände auf bestimmte Zeiten nach dem gewöhnlichen oder nach höherm Zinsfuße, und Angabe der Fonds, woraus Interessen und

Capital wieder bezahlt werden sollen. 4. Durch gezwungene Anleihen, wenn die Regierung weniger oder gar keinen Credit mehr hat; von Zinsen ist hier selten die Rede; und die Wiederbezahlung des Darlehns ist noch seltener. Vor dem zweiten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts bediente sich England dieser Anleihen; und in Frankreich vernichtete noch unter Heinrich VIII. eine Parlamentsacte alle durch Anleihen gemachte Schulden der Krone. Als dies nicht mehr hinreichte, so machte man Anleihen 5. durch Anticipiren oder Verpfänden der Staatseinkünfte auf ein und mehrere Jahre, nach welchen durch den oder jenen Zweig der öffentlichen Einkünfte die Bezahlung des Capitals und der Zinsen erfolgen soll. In diesem Falle zahlen die Gläubiger den Ertrag der verpfändeten Einkünfte im voraus, die alsdann gewöhnlich schon wieder ausgegeben sind, ehe sie einkommen. Als die Staaten hierdurch nun in die Lage versetzt wurden, daß sie nicht mehr im Stande waren, einen Fond auszumitteln, der zur Wiederbezahlung des anzuleihenden Capitals nebst Zinsen hinreichte, aber doch noch einen Fond anweisen konnten, welcher zur Bezahlung der jährlichen Zinsen hinreichte, so erfand man das Borgen 6. durch Fundirung oder Verpfändung der Einkünfte auf immer; eine Methode, von der die alte Welt auch nicht einmal eine Idee hatte. Bei derselben verpflichtet sich der Staat entweder auf beständige Zeiten zur Bezahlung der gewöhnlichen Zinsen, oder zur Bezahlung einer den Zinsen gleichkommenden Annuität (s. d. Art.). Borgt der Staat hingegen auf Einkünfte gegen Zinsen, die nur während einer bestimmten Reihe von Jahren bezahlt werden sollen, so muß er höhere Zinsen zahlen. Der bestimmte Termin aber kann auf eine Anzahl von Jahren oder auf die Lebenszeit eines Menschen gehen. Im ersten Falle heißen die Zinszahlungen Zeitrenten, im letztern aber Leibrenten und Tontinen (s. d. Art.). Die aus Anleihen entstehenden Staatsschulden gehören zwar, nach den kunstvollen Beweisen des Pinto Essay on Credit p. 9. Hope letter on Credit p. 19. Champion Reflexions on the national debet. II. 24. etc. zum Nationalreichthum, aber sie werden nie den Nationalreichthum vermehren, s. Montesquieu Esprit de Loix XXII. p. 17., wenn gleich die Geschichte Völker kennt, deren Nationalreichthum mit ihren Schulden sich vermehrte; so wie sie auch Völker in Menge aufführt, deren Wohlstand abnahm, so wie ihre Schulden stiegen. 7. Endlich borgt der Staat oder macht Anleihen durch Verfertigung und Ausgebung des Papiergeldes. X.

Anmuth, s. Grazie.

Anna, der letzte Zweig des unglücklichen Hauses Stuart auf dem großbritannischen Throne. Ungeachtet ihrer nur mäßigen Geistesgaben, war ihre Regierung reich an großen Ereignissen, und ungeachtet ihrer ungemeinen Herzensgüte wurde sie von den Ereignissen hingerissen, ihre Familie, deren Wiedereinsetzung sie wünschte, zu verbannen. Sie ward zu Twickenham bei London 1664 geboren. Ihr Oheim Carl II. hatte seit vier Jahren den blutigen Thron Carls I. wieder bestiegen; sie aber war die zweite Tochter erster Ehe Jacobs II., damaligen Herzogs von York, mit Anna Hyde, Tochter des berühmten Clarendon. Ihr Vater war damals noch nicht zur römischen Kirche zurückgekehrt, und so wurde Anna nach den Grundsätzen der anglicanischen Kirche erzogen und 1683 mit dem Prinzen Georg, Bruder Königs Christian V. von Dänemark, vermählt. Als im J. 1688 die Partei, welche den Prinzen von Oranien auffoderte, seinen Schwiegervater zu entthronen,

die Oberhand behielt, hätte Anna, die Lieblingstochter Jacobs II., es gern vorgezogen, bei ihrem Vater bleiben zu können. Aber sie wurde von Lord Churchill, nachmaligen Grafen von Marlborough, gewissermaßen gezwungen, der Partei des Siegers beizutreten, und bestieg, nachdem 1694 ihre Schwester Maria und 1702 auch deren Gemahl Wilhelm III. kinderlos verstorben waren, auch sie selbst schon 1699 ihren einzigen Sohn, den jungen Herzog von Glocester, durch den Tod verloren hatte, den englischen Thron, und wurde als Königin von Marlborough und dessen Gemahlin beherrscht. Alle Parteien schienen zu wetteifern, welche die neue Regentin am herzlichsten empfangen könnte. Die Tory's waren zufrieden, das Scepter in den Händen einer Tochter Jacobs II. zu wissen, und hofften, das alte Fürstenhaus bald in der männlichen Linie zurückgerufen zu sehen. Die Whigs freuten sich wenigstens, die Königin, treu der Triplealliance, sich der Herrschsucht Ludwigs XIV. entgegenstellen zu sehen, um die Freiheit Europa's zu vertheidigen, und die Vereinigung der französischen und spanischen Krone in einem Hause zu verhindern. So nahm sie Antheil an dem spanischen Successionskriege, in welchem England Gibraltar eroberte, die einzige wichtige Acquisition dieses eilfjährigen Kriegs. Ferner wurden unter Anna's Regierung England und Schottland unter dem Namen Großbritannien mit einander vereinigt, und so gern auch die Königin ihrem Bruder Jacob III. den Thron zugesichert hätte, die Nachfolge dem Hause Hannover bestimmt. Jacob versuchte vergebens eine Landung in Schottland; die gute Königin Anna unterzeichnete eine Bekanntmachung, worin ein Preis auf seinen Kopf gesetzt wurde. Von 17 Kindern, die sie geboren hatte, war keins am Leben geblieben, und als eine Wittwe von 44 Jahren gab sie den Bitten der Parlamenter, eine neue Heirath zu schließen, kein Gehör, vielleicht um der Wiedereinsetzung ihrer Familie kein neues Hinderniß in den Weg zu legen. Sie dachte jetzt nur darauf, die ganze Staatsgewalt in die Hände der Tory's zu legen, welche die Stimmung aller drei Königreiche für sich hatten. Die Herzogin von Marlborough verlor ihren Einfluß, Godolphin, Sunderland, Sommers, Devonshire, Walpole, Camper wurden durch Harley (nachmals Grafen von Oxford), Bolingbroke, Rochester, Buckingham, Georg Granville und Simon Harcourt ersetzt, und das Parlament aufgelöset. Man beschloß den Frieden. Marlborough ward angeklagt, entsetzt und verwiesen. Indeß scheint Anna, ungeachtet der Schritte, welche sie öffentlich gegen ihren Bruder that, die Hoffnung, ihm die Nachfolge zu sichern, nicht aufgegeben zu haben; aber die unversöhnliche Feindschaft Oxfords und Bolingbroke's, von denen ersterer den letztern anklagte, daß er den Prätendenten begünstige, wurde ihr zu einem unübersteiglichen Hinderniß. Bekümmert, ihren geheimen Wunsch nicht erfüllt zu sehen, verfiel sie in einen Zustand der Schwäche und Lethargie und starb den 20sten Juli 1714. Die Worte: „O mein theurer Bruder, wie beklage ich dich!" welche sie auf dem Sterbebette aussprach, enthüllten das Geheimniß ihres ganzen Lebens. Die Regierung Anna's war übrigens nicht nur durch große Waffenthaten, sondern auch für die Literatur ausgezeichnet; unter ihr lebten Prior, Pope, Swift, Addison, Congreve, Parnell, Gay, Rowe, Steele, Arbouthnot, Young, Thomson, Lady Montague und mehrere Andere, deren Geisteswerke diesen Zeitraum für England eben so glänzend machten, als es das Zeitalter Ludwigs XIV. für Frankreich war.

Anna Iwanowna, Kaiserin von Rußland, geboren 1693. Sie war die Tochter Iwans, ältern Bruders von Peter dem Großen, vermählte sich mit dem Herzog von Curland, ward Wittwe von demselben, und bestieg 1730 den Thron der Czaaren vermittelst einer Intrigue, die einer Erwähnung verdient. Peter II., des unglücklichen Alexis Sohn, war in seinem sechszehnten Jahre gestorben; die jungen Prinzen Iwan und Basil Dolgorucky hatten unter der Leitung des alten Kanzlers Ostermann die Regierung geführt. Da dieser sich schmeichelte, unter einer Fürstin, der er den ersten Unterricht im Lesen gegeben hatte, sein Ansehen zu behalten, bediente er sich seines ganzen Einflusses, um den Senat und die in Moskau versammelten Großen zu bestimmen, die Krone der Herzogin von Curland zu übergeben. So wurde Anna den beiden Töchtern Peters des Großen vorgezogen, und der Fürst Basil Dolgorucky beauftragt, ihr die Wahl der Nation bekannt zu machen. Als er bei ihr eintrat, fand er einen schlecht gekleideten Mann im Zimmer, dem er ein Zeichen gab, sich zu entfernen. Dieser aber war nicht eben geneigt zu gehorchen, und als Dolgorucky ihn bei dem Arm nahm, um ihn zur Thür zu führen, hinderte ihn Anna. Nur zu bald lernten die Dolgorucky diesen Mann kennen; es war Ernst Johann von Biron, der bald im Schutze seiner Gebieterin Rußland beherrschte. Anna, die anfangs versprochen hatte, ihren Günstling zu entfernen und die unumschränkte Gewalt der Czaaren zu modificiren, war kaum auf den Thron gestiegen, als sie beides zu erfüllen verweigerte und sich als Selbstherrscherin aller Reußen ankündigte. Biron setzte jetzt seiner Wuth und Ehrsucht keine Gränzen. Die Dolgorucky wurden die ersten Opfer derselben. Sie wurden theils hingerichtet, theils verwiesen. Gleiches Schicksal hatten ihre Freunde. Gegen 12,000 Menschen starben auf dem Blutgerüst und über 20,000 wurden in die Wüsteneien Sibiriens verbannt. Mehrmals soll die Kaiserin sich ihm zu Füßen geworfen und vergebens Thränen und Bitten angewendet haben, um ihn zu besänftigen. Ungeachtet des Widerstands des Adels, der wenige Jahre zuvor ihn nicht als bloßen Edelmann hatte anerkennen wollen, war er auf den Willen der Kaiserin zum Herzog von Curland ernannt worden. Indeß muß man auch gestehen, daß Biron, bei aller Tyrannei im Innern, die Macht Rußlands nach außen erweiterte und ihr Achtung verschaffte. Anna ernannte ihn sterbend zum Regenten während der Minderjährigkeit des Prinzen Iwan (von Braunschweig); aber der letzte Wille dieser schwachen Fürstin ward nicht vollzogen. Sie starb 1740.

Annaberg, eine der wichtigsten Manufakturstädte Sachsens, liegt im Erzgebirge, und zwar im Bezirke des Wolkensteiner Amtes. Es ist eine von den mittlern Städten, führt auch unter diesen auf den Landtagen im weitern Ausschusse den Vorsitz, und enthält in 610 Häusern etwas über 5,000 Einwohner. Die Gegend, in welcher diese Stadt liegt, war vor Erbauung derselben so wild und rauh, daß man sie gewöhnlich die wilde Ecke nannte. Als aber seit dem Jahre 1492 der Bergbau in dieser Gegend, besonders am Schrecken und Schottenberge — von welcher Periode sich die bekannten Schreckenberger oder Mühlsteine herschreiben — außerordentlich ergiebig wurde, daß man die Anlegung einer neuen Stadt für nöthig hielt, um der stets anwachsenden, vom leichten Erwerb großer Reichthümer gelockten Menschenmenge Unterkommen zu verschaffen; so wurde am 21sten Septbr. 1496 im Namen des Herzogs Albert der Grundstein zu dieser neuen Stadt gelegt, welche in wenig Jahren durch den mächtigen Hebel des

reichen Bergbaues vollendet da stand. Anfänglich war ihre Verfassung, so wie die Mehrheit ihrer Einwohner, bergmännisch. Späterhin, als der Bergbau wieder sank, und Barbara Uttmannin das Spitzenklöppeln erfand, wenigstens einheimisch machte, trat Industrie an die Stelle des Bergbaues, und die Bergstadt verwandelte sich in eine Manufakturstadt. Und als Alba's Tyrannei die protestantischen Belgier vertrieb, wanderten von daher viele Posamentierer in den hiesigen Gegenden ein, und die Spitzen-Manufaktur erhielt eine Schwester in den jetzt so bedeutenden Bandfabriken. Zwar ist über die Ausfuhr derselben keine Uebersicht bis jetzt bekannt worden, indessen ist es gewiß, daß die Production der Spitzen- und Band-Manufakturen sehr bedeutend ist. Die Artikel derselben sind: weiß-zwirnene und schwarzseidene Spitzen, verschiedene Sorten Gorl- und Schmelzspitzen, Bänder in den verschiedensten Gattungen, mehrere Sorten Franzen, Kleiderbesetzungen und noch andere Posamentier-Arbeiten mehr. Die Anzahl der Posamentirer beläuft sich blos für Annaberg auf 400 Meister, 100 Gesellen und 200 Lehrlingen in runden Zahlen. Ueberhaupt rechnet man im ganzen Erzgebirge gegen 3000 Posamentierstühle im Gange, und diese Manufakturen sind folglich nach den Lyoner die vom weitesten Umfange. — Die hiesige Hauptkirche zu S. Anna gehört unter die größten und zugleich schönern Kirchen Sachsens. Sie besitzt unter andern außer einem prächtigen Altarblatt von Bildhauerei in Marmor, noch mehrere gute Gemälde von dem ältern Lucas Cranach. In der Nacht vom 7ten März 1813 wurde der Glockenthurm dieser Kirche von einem Blitzstrahl entzündet, und brannte bis auf die Mauern nieder. r.

Annaten, ein Jahr ordentlicher Einkünfte, welche dem Papste von einer geistlichen Pfrinde bei Ertheilung der Bulle gegeben werden.

Annomination ist eine musikalische Redefigur mit Hinsicht auf Bedeutung, welche in einer Wiederholung, wenn nicht derselben Wörter, doch von Wörtern desselben Stammes, besteht, und welche sich nach Bernhardi zur süßen Zierlichkeit und lieblichen Tändelei neigt. So bei Klopstock:

Laß, den meine Seele geliebt hat,
Denn ich liebe, mit viel mehr Liebe, wie Liebe der Brüder.

Oder bei Tiek:

Wenn ich still die Augen lenke
Auf die abendliche Stille,
Und nur denke, daß ich denke,
Will nicht ruhen mir der Wille,
Bis ich sie in Ruhe senke.

Annuitäten sind eine Art Leibrenten, dergleichen gegen vorgeschossene Gelder von der englischen Bank gezogen werden. Redeemable or perpetual Annuities (auflösliche) heißen diejenigen, wo das Gouvernement unter dem Vorbehalt, die angeliehenen Capitale zu tilgen, die stipulrten Zinsen oder Annuitäten in der Zwischenzeit pünktlich bezahlt. — Verkauft das Gouvernement Annuitäten auf gewisse Termine, ohne das Capital zurückzuzahlen, so heißen diese Irredeemable or determinate Annuities (unauflösliche); und diese werden eingetheilt in Long annuities, die 90 oder 100 Jahre dauern (zu König Williams Zeiten betrugen sie 10, 12 und 14 p. C.; die gegenwärtigen werden alle mit dem J. 1860 aufhören); Short annuities, welche denjenigen, die bei den redeemable annuities eingebüßt hatten, als Douceur auf 10, 20, höchstens 30 Jahre im J. 1778 bewilligt wurden;

Life annuities, die auf das Leben einer oder mehrerer Personen fortdauern. — Consolidated annuities. Ursprünglich waren bei jeder Anleihe gewisse Taxen zur Bezahlung der Zinsen angewiesen; da aber einige Taxen nicht dazu hinreichten, bei andern aber ein Ueberschuß blieb, so consolidirte man alle diese Taxen und brachte eine Gleichheit der Zinsen hervor, wovon die 3 p. C. consolidated annuities die niedrigsten und geringsten sind. 3 p. G. reduced annuities, ein Fonds, dessen ursprünglich höhere Zinsen nach und nach auf 3 p. C. reducirt sind. Die consolidated und reduced machen die Perpetual annuities aus. Die five per Cent Annuities von 1797 werden mit dem Namen Loyalty belegt.

Anodyna (aus dem griechischen οδυνη der Schmerz und dem beraubenden α) schmerzstillende Mittel. Diese allgemeine Benennung enthält eigentlich eine große Mannichfaltigkeit von Mitteln in sich, denn da der Schmerz von so verschiedenen Ursachen entstehen kann, so müssen natürlich auch die Mittel dagegen verschieden seyn. So kann z. B. ein Schmerz von Entzündung herrühren und kühlende Mittel, laue feuchte Aufschläge sind hier schmerzstillend. Selbst Aderlaß, Abführungsmittel können hier schmerzstillend wirken. Ein andermal sind es erhitzende Mittel, z. B. bei Nervenschwäche und Krämpfen. In dieser Rücksicht gehört auch der Liquor anodynus Hoffmanni, obgleich nur uneigentlich, unter die schmerzstillenden Mittel. Man sieht hieraus, daß solche allgemeine Benennungen und Abtheilungen der Arzneimittel nichts taugen, und, zumal bei den Unkundigen, nur zu Mißgriffen Veranlassung geben können. Im engern Sinne verstand man sonst unter den Anodynis solche Mittel, welche durch ihre unmittelbare Wirkung auf das Nervensystem, indem sie nämlich die Empfindlichkeit desselben verminderten, die Empfänglichkeit für den schmerzhaften Eindruck zu verringern vermögen. In den ältesten Zeiten, als die Arzneimittellehre durch die Bemühungen verschiedener Fürsten selbst bereichert, und vorzüglich die Lehre von den Giften und Gegengiften mehr als irgend ein anderer Theil der Heilkunst bearbeitet wurde, beobachtet man auch die schmerzstillende Eigenschaft vieler hieher gehörigen Arzneikörper näher, und machte daher auch eine eigene Classe aus diesen Mitteln. Weil man an dem schon in den ältesten Zeiten gebräuchlichen Mohnsaft diese Eigenschaft in vorzüglichem Grade bemerkte, so gab man ihm nicht nur den ersten Platz in dieser Abtheilung der Mittel, sondern man belegte vorzugsweise alle Mischungen, worin das Opium sich befand, mit dem Namen eines Anodynums. H.

Anomalie heißt die Abweichung von der Regel. Das Abweichende heißt **Anomalon**, **anomalisch**. Man gebraucht diesen Ausdruck hauptsächlich in der Grammatik.

Anordnung ist im Allgemeinen die jedem Werke der schönen Kunst nothwendige regelmäßige Verbindung seiner Theile zu einem Ganzen, einer Einheit. Es gibt eine geistige und sinnliche Anordnung; jene bringt den Stoff in den innern, diese in den äußern Zusammenhang. Alles Mannichfaltige ist einander entweder bei oder untergeordnet; in beiden Fällen muß die Verbindung, wenn aus der Vielheit eine Einheit werden soll, durch nothwendige Regeln geschehen, welche zugleich die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit in den Verhältnissen des vereinten Mannichfaltigen hervorbringen. Alles Mannichfaltige in einer Einheit steht aber zu einander in einem dreifachen Verhältniß, entweder als Grund zu Folge (subjectiv), Ursach zur

Wirkung (objectiv), oder als Mittel zum Zweck, oder als Theil zum Theil. Was aller Verbindung, Ordnung und Anordnung zum Grunde liegt, ist also das Gesetz der Causalität und das Gesetz der Proportion, jedes entweder für sich oder beide in Vereinigung. Um ersteres Gesetz aber in Ausübung bringen zu können, muß nothwendig in jedem Kunstwerke ein Hauptgedanke, eine Hauptfigur herrschen, und diesem, um durch sie jeden einzelnen Theil möglich zu machen, alles Andere untergeordnet seyn. Grund und Folge, Ursach und Wirkung sind demnach vorhanden, und in dieser Unterordnung gibt sich das Gesetz der Causalität zu erkennen. Es begründet in Verbindung der Gegenstände die doppelte Nothwendigkeit, daß sie zusammentreten in das Verhältniß als Ursach zur Wirkung, als Mittel zum Zweck. Bis hieher erscheint die Kunst der Anordnung als abhängig vom Motiviren; denn motiviren heißt, Alles so anlegen, daß immer eins als aus dem andern folgend erscheint. Aber auch die Bedingungen der Zeit müssen berücksichtigt werden. Im Zeitverhältniß erscheint eine Handlung nicht bloß durch Grund und Folge, Ursach und Wirkung verbunden, sondern auch als Theil zum Theile und als Theil zum Ganzen. Dadurch wird ein Kunstwert dem Gesetze der Proportion unterworfen. Jetzt ist nur noch übrig, daß auch ein Totaleindruck hervorgebracht werde. Dazu wird wieder eine eigene Art der Anordnung erfordert, daß sich nämlich alles verhalte wie Mittel zum Zweck. Wenn man die erste Anordnung die pragmatische, die zweite die stetige nennt, so kann man diese die lyrische oder musikalische nennen. Die erste thut den Bedingungen der Vernunft und Einbildungskraft, die zweite den Bedingungen der Zeit, die dritte dem Gefühl genug. Regeln über diese verschiedenen Arten der Anordnung lassen sich nicht geben; das wahrhaft künstlerische Genie bringt sie auch unbewußt in Ausübung, der Theoretiker aber muß sie an den Meisterwerken selbst studiren.

Anorganisch, der Gegensatz von organisch. (S. dieses.)

Anquetil du Perron (Abraham Hyacinthe), einer der ausgezeichnetsten Orientalisten des achtzehnten Jahrhunderts, war zu Paris den 7ten Dec. 1731 geboren. Nachdem er seine Studien mit Auszeichnung auf der Universität daselbst vollendet und eine ziemlich umfassende Kenntniß des Hebräischen sich erworben hatte, studirte er zu Auxerre und dann zu Amersfort bei Utrecht Theologie, fand sich aber bei weitem mehr von dem Studium der hebräischen, arabischen und persischen Sprache angezogen. Er ging daher nach Paris, wo sein unermüdeter Fleiß auf der Bibliothek die Aufmerksamkeit des Abbé Sallier, Aufsehers der Manuscripte, auf ihn zog. Dieser machte ihn seinen Freunden bekannt, welche dem jungen Anquetil in der Eigenschaft eines Zöglings für die orientalischen Sprachen einen mäßigen Gehalt auswirkten. Kaum war ihm diese Aufmunterung zu Theil geworden, als ihm durch Zufall einige nach einem Zend-Manuscript copirte Blätter in die Hände fielen. Jetzt fand er keine Ruhe mehr. Indien ward das Ziel seines Lebens. Er faßt den Entschluß, dieses Land zu bereisen, um die heiligen Bücher der Parsen zu entdecken, und sinnt nur auf die Mittel zur Ausführung. Die Gelegenheit scheint ihm günstig; in dem Hafen von l'Orient ward eben eine Expedition nach Ostindien ausgerüstet, aber die Bemühungen seiner Beschützer, ihm die Mitreise auszuwirken, schlugen fehl. Sein Eifer wird durch diese Hinderniſſe nur vermehrt; Anquetil geht zu dem Werbecapitain, nimmt Dienste, und reiset als gemeiner Soldat, den

Mantelsack auf dem Rücken, den 7ten Nov. 1754 von Paris ab. Sobald seine Beschützer davon hören, eilen sie zu dem Minister, welcher in gerechter Bewunderung eines so seltenen Eifers für die Wissenschaften, ihm die freie Reise, Capitainskost und einen Gehalt bewilligt. Nach einer Fahrt von neun Monaten stieg Anquetil am 10ten August 1755 zu Pondichery ans Land. Sobald er daselbst das Neupersische gelernt hatte, ging er nach Schandernagor, wo er hoffte, das Samscrit studiren zu können. Allein in dieser Hoffnung sah er sich getäuscht; er war im Begriff wieder abzureisen, als ihn eine Krankheit befiel, von der er nur mühsam genas, und kaum war er dieser Gefahr entgangen, als der Krieg zwischen Frankreich und England ausbrach. Schandernagor ward eingenommen, und Anquetil, der den Zweck seiner ganzen Reise zu verfehlen fürchtete, beschloß zu Fuße nach Pondichery zurückzukehren. Nach einer mühseligen und gefahrvollen Reise von mehr als drei Monaten langte er daselbst an, fand hier einen seiner Brüder, der von Frankreich angekommen war, und schiffte sich mit demselben nach Surate ein; aber um das Land kennen zu lernen, wie er die Küste von Coromandel kennen gelernt hatte, stieg er zu Mahé ans Land und reisete zu Fuß nach Surate. Hier gelang es ihm, durch Beharrlichkeit und Unterwürfigkeit, die Bedenklichkeiten einiger persischen Priester zu besiegen. Sie unterrichteten ihn im Zend und Pehlwi so weit, daß er ein Wörterbuch und einige andere Werke aus diesen Sprachen übersetzen konnte. Er beschloß hierauf die Sprachen, die Alterthümer und heiligen Gesetze der Hindu zu Benares zu studiren, als die Einnahme von Pondichery ihn zur Rückkehr nach Europa nöthigte. Er bestieg ein englisches Schiff, erreichte London, lebte daselbst einige Zeit, besuchte Oxford und kam den 4ten Mai 1762 nach Paris zurück, ohne Vermögen, ohne Verlangen danach, aber mit einem Schatz von 180 Manuscripten und andern Seltenheiten. Der Abt Barthelemy und seine andern Freunde wirkten ihm eine Pension aus, mit dem Titel und dem Amte eines Dolmetschers der morgenländischen Sprachen bei der königlichen Bibliothek. Im J. 1763 ward er Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften. Jetzt fing Anquetil an, die so mühsam eingesammelten Materialien zu verarbeiten; es erschienen von ihm nach und nach der Zend-Avesta, die morgenländische Gesetzgebung, seine historischen und geographischen Untersuchungen über Indien und sein Werk über den Handel. In der Folge begann die Revolution seine Ruhe zu stören. Ihren Gräueln sich zu entziehen, brach er alle seine Verbindungen ab, verschloß sich in sein Zimmer und hatte keinen andern Freund als seine Bücher, keine andere Erholung, als die Erinnerung an seine theuern Braminen und Parsen. Die Früchte dieser Zurückgezogenheit waren sein Werk l'Inde en rapport avec l'Europe und die nicht zu enthüllenden Geheimnisse, letzteres die Uebersetzung eines persischen Auszugs aus den Veda's ins Lateinische. Als das Nationalinstitut wieder organisirt worden, ernannte es Anquetil zu seinem Mitgliede, der jedoch bald seine Entlassung eingab, und erschöpft durch anhaltende Arbeiten und eine höchst karge Diät am 17ten Januar 1805 zu Paris starb. Eine umfassende Gelehrsamkeit, die Kenntniß fast aller europäischen Sprachen und eine rastlose Thätigkeit waren bei Anquetil mit der lautersten Wahrheitsliebe, einer gesunden Philosophie, einer seltenen Uneigennützigkeit, und dem trefflichsten Herzen verbunden: und alle diese Eigenschaften sichern ihm ein ehrenvolles Andenken bei der Nachwelt.

Ansatz ist die Bildung der Lippen des Flötenbläsers, wenn er solche zum Blasen an das Instrument setzt; woher sich der Ausdruck, guter oder schlechter Ansatz, schreibt. Der Ansatz ist beim Flötenblasen ein bedeutender Umstand; denn von ihm hängt es ab, ob der Ton voll oder matt, angenehm oder hart erscheint.

Anschauung bedeutet im engern Sinne eine durch Gesichtsempfindung, im weitern Sinne jede durch die Empfindung irgend eines Sinnes unmittelbar erlangte Vorstellung. Vereinigen wir beides, so erhalten wir von ihr die Erklärung als einer, nicht mittelbar durch Verstandesbegriffe erlangten, sondern unmittelbar auf den Gegenstand durch den Sinn bezogenen Vorstellung. Sie ist unter allen Arten der Vorstellungen die klarste und lebhafteste, dabei aber auch die beschränkteste, einzeln, individuell, an das Gegebene wie an die Gesetze der Sinnlichkeit gebunden und unfähig, über die Gränzen sinnlicher Wahrnehmbarkeit hinauszugehen. Diese Wahrnehmbarkeit aber ist zwiefacher Art, und wie es einen äußern und innern Sinn gibt, so auch eine äußere und innere Anschauung. Alles, was im Raum ist, gibt äußere Anschauungen, was hingegen in der Zeit ist, was wir nur als Veränderungen in uns wahrnehmen, Gedanken, Bilder der Imagination, welche gar nicht räumlich sind, gibt innere Anschauungen. Da alles Aeußere aber Vorstellung und mithin nothwendig in irgend einer Zeit ist, so folgt, daß alles Aeußere auch zugleich ein Inneres sey, und man kann sich daher räumliche Gegenstände durch die Einbildungskraft im Gemüth vorstellen. Nicht kann umgekehrt das Innere, nur in der Zeit Vorstellbare, zugleich auch ein Aeußeres seyn, woraus folgt, daß die letztern Vorstellungen keine Gestalt haben. Wenden wir das Gesagte auf die schöne Kunst an, deren Geschäft es ist, alles Aeußere zu verinnern und alles Innere zu veräußern, so sehen wir dadurch nicht nur den Unterschied von Künsten der Zeit und des Raums begründet, sondern es gehen auch aus diesen beiden nothwendigen Bedingungen aller Kunstdarstellung wesentliche Gesetze für das Darzustellende und die Darstellungsart dieser Kunstarten hervor, deren Gränzscheide sich dadurch bestimmen lassen wird. Indem wir uns jedoch begnügen, hier angedeutet zu haben, was wir unter dem Artikel **Künste** weitläuftiger ausführen werden, kehren wir zu unserm Gegenstande zurück, und bemerken, daß selbst die Wirkung eines schönen Kunstwerks großen Theils von seiner **Anschaulichkeit** abhängt, und es um so lebhafter wirken, durch seine Klarheit um so besser gefallen wird, je mehr sich die Darstellung den Anschauungsvorstellungen nähert. Die Anschaulichkeit, worunter wir im Allgemeinen die Eigenschaft der Klarheit, Deutlichkeit, Gewißheit und Ueberzeugungskraft einer Vorstellung, Erkenntniß u. s. w. verstehen, liegt in einem Werke schöner Kunst einmal in der Form des Ganzen, und dann in Darstellung und Ausdruck jedes Einzelnen. Die Anschaulichkeit in der Form des Ganzen besteht darin, daß alle Theile auf eine solche Weise verbunden sind, daß sie ohne Hülfe des Gedächtnisses und Verstandes von der Einbildungskraft gleichsam unmerklich zusammengefaßt und in ihrer Folge begriffen werden können. In Darstellung und Ausdruck jedes Einzelnen muß Anschaulichkeit vorhanden seyn, weil sonst der Mangel an Klarheit und Lebhaftigkeit das Kunstwerk trocken und matt machen würde. Dazu ist nöthig möglichste Versinnlichung im Ausdruck durch Beiwörter, Bilder, Gleichnisse, Anspielungen, Metaphern und Figuren.

Anschauungslehre hat Pestalozzi die Anweisung zu seiner Methode, die Kinder zum Bewußtseyn der Zahlen- und Maßverhält-

nisse zu bringen, d. h. zum Unterricht im Rechnen und in der Geometrie, genannt, weil er dabei darauf ausgeht, die Kinder in Stand zu setzen, daß sie die zu construirenden Größen in allen ihren Theilen und Beziehungen mit Selbstthätigkeit sinnlich anschauen. Er bewerkstelligt diese Anschauung durch seine Einheitentafel, die dem Auge ein sinnliches Bild von den Verhältnissen des Decimalsystems gibt und durch planmäßiges Vorzeigen regulärer mathematischer Figuren und Körper, zu deren Nachbildung die Kinder angeleitet werden. Es ist anerkannt, daß diese Methode die beste Vorbereitung zu höheren mathematischen Studien ist; aber auch als Uebung und Gewöhnung der jugendlichen Verstandeskraft zum regelmäßigen Denken hat sie einen großen Werth, den ihr bis jetzt nur diejenigen absprechen konnten, die ihre Wirksamkeit entweder noch nicht durch eigene Erfahrung kennen gelernt hatten, oder sich dagegen durch die Besorgniß einnehmen ließen, als werde die kindliche Seele durch das lückenlose, strenggeordnete Fortschreiten dieses Unterrichts in einen Mechanismus eingeschränkt, der das freie Spiel der Kräfte hemmen und den Geist für andre an keine so strenge Regel zu bindende Wissenschaft abstumpfen müsse. Diese Besorgniß erscheint jedoch ungegründet, wenn man bedenkt, daß die Kraft durch Uebungen, wobei das Kind sich den Unterrichtsstoff durch eignes Bewußtseyn bildet, und der Lehrer nur den Gang angibt, ungemein gestärkt und von jedem fremden Zwange frei werden muß; und was jene genaue Ordnung betrifft, dem ohnehin zu willkürlichen Herumschweifen des kindischen Geistes doch wahrlich nicht besser Einhalt gethan werden kann, als durch eine Methode, die zur Regelmäßigkeit nöthigt. Auch hat die Erfahrung glaubwürdiger Pädagogen dargethan, daß Kinder, die man nach der Anschauungslehre unterrichtete, wenn sie sonst nicht stumpfsinnig waren, sich zur Erlernung jeder andern Wissenschaft fähiger zeigten, als andre, denen man die Fertigkeit, mathematische Aufgaben zu lösen, durch Eintrichtern der Rechnungssätze und geometrischen Formeln beizubringen gesucht hatte; denn jene hatten durch den pestalozzischen Gang des Unterrichts in den Zahlen- und Maßverhältnissen eine so klare Anschauung von den Gründen und der Nothwendigkeit der mathematischen Resultate und eine so große Gewandtheit in der Combination der Größen erlangt, daß es ihnen natürlich geworden war, bei jedem andern Unterrichtsstoffe nach dem warum zu fragen und sich zum Begriff zu erheben. Freilich ist durch diese Uebungen zunächst nur für die Fertigkeit in materiellen Anschauungen gesorgt, und in wie fern sie auch zur Fähigkeit für rein intellectuelle und moralische Anschauungen beitrage, ist bis jetzt weder durch die theoretischen Untersuchungen der Pädagogen, noch durch eine allgemeine Erfahrung befriedigend dargethan worden. Der moralische und religiöse Unterricht kann, seiner Natur nach, den Typus dieser Methode nicht annehmen, eben so wenig verträgt die Geschichte, die im Gebiete der Freiheit fortschreitet, und nie zur lückenlosen Vollständigkeit gebracht werden kann, die Naturgeschichte und Geographie, die es mit einem historischen, von außen gegebenen Stoffe, dessen innere nothwendige Regel sich bis jetzt keinesweges befriedigend nachweisen ließ, zu thun hat, der Sprachunterricht, der, den Mechanismus des Lesens abgerechnet, sich der Willkür des Lebens, das die Sprache fortwährend bildet, nicht ganz entziehen kann, mit einem Entwickelungs- und Stufengange, der lückenlos zwei aus eins entstehen läßt. Gewinnen werden aber alle diese Unterrichtsstoffe an Faßlichkeit, Ordnung und Behaltbarkeit, wenn sie der strenge gründ-

liche Geist der pestalozzischen Methode belebt und Zöglinge zu ihnen geführt werden, deren Gemüth durch jene Uebungen gesetzt und ernsthaft geworden ist. Die Anwendung der Methode auf das Zeichnen, wie besonders Joseph Schmidt sie versucht hat, wurde vorzüglich von den Künstlern gemißbilligt, desto glücklicheren Einfluß gewann sie aber auf den Singunterricht durch Pfeiffer und Nägeli und in mehreren Bürgerschulen Deutschlands auf die Schreibekunst. Die Verdienste Pestalozzi's um die Pädagogik, die sich nicht bloß auf die Anschauungslehre beschränken, näher zu würdigen, bleibt billig dem Art. Pestalozzi vorbehalten. E.

Anson (Georg), dessen Name in den Jahrbüchern der englischen Schifffahrtskunde glänzt, war 1697 zu Shugborough in Staffordshire geboren und widmete sich früh dem Stande, in welchem er sich verewigen sollte. Im neunzehnten Jahre diente er als Secondlieutenant unter John Norris in der Ostsee und in den Jahren 1717 und 1718 unter Georg Byng gegen die Spanier. Von 1724 bis 1735 ging er drei Mal nach Südcarolina und legte hier den Ort Anson Bourgh an. In den Jahren 1738 und 39 machte er eine vierte Reise nach den Küsten von Guinea und Amerika und nöthigte ohne Feindseligkeiten die Franzosen, den englischen Handel nicht zu beunruhigen. Als um diese Zeit das Ministerium den Bruch mit Spanien als unvermeidlich ansah, warf es seine Augen auf Anson, und ernannte ihn zum Befehlshaber einer Flotte in der Südsee, welche den Handel und die Niederlassungen dieser Nation vernichten sollte. Ungeachtet seiner Thätigkeit nahm die Ausrüstung fast ein Jahr weg und beschränkte sich, dem anfänglichen Plan zuwider, auf fünf größere und drei kleinere Fahrzeuge, welche 1400 Mann führten. Er verließ mit dieser Flotille England am 18ten Sept. 1740, und ward bei dem Herausfahren aus le Maire's Straße von fürchterlichen Stürmen befallen, die ihn drei Monate lang hinderten, das Cap Horn zu umschiffen. Während dieser Zeit litt die Mannschaft durch Krankheiten und Mangel an Wasser und Lebensmitteln auf das empfindlichste. Anson wurde von seinen übrigen Schiffen getrennt und erreichte Juan Fernandez, wo sich drei andere seiner Schiffe, jedoch in dem kläglichsten Zustande, wieder einfanden. Kaum aber hatte sich die Mannschaft einigermaßen erholt, als er von neuem auslief, mehrere Prisen machte, und die Stadt Payta eroberte und verbrannte. Nachdem er den reichen jährlichen Manilla-Galeonen vergebens aufgelauert hatte, sah er sich genöthigt, nicht nur einen großen Theil der Beute, sondern auch die beiden andern Schiffe zu verbrennen, um das einzige noch übrige (den Centurion) gehörig bemannen zu können, mit welchem er sich nach Tinian, einer der Diebsinseln, rettete. Hier stand ihm ein neues Unglück bevor. Anson befand sich mit 113 Mann am Lande, als der Centurion durch einen Orcan in einer Nacht fortgerissen ward. Die Furcht, von den Spaniern in dieser Lage überfallen und als ehrlose Freibeuter in Fesseln geschlagen zu werden, erhöhete das Schreckliche ihrer Lage. Doch verlor Anson den Muth nicht. Man ging sogleich ans Werk, ein kleines auf der Insel gefundenes Fahrzeug zu vergrößern. Anson arbeitete wie die andern und zeigte so viel Kaltblütigkeit, daß man auf seinem Gesicht nur in dem Augenblick eine Bewegung wahrnahm, wo man ihm ankündigte, daß der Centurion wieder im Gesicht sey, und das Land zu gewinnen suche. Nach einigen Wochen Ruhe segelte er nach Macao, und hier entwarf er den kühnen Plan, die Galeone von Acapulco wegzunehmen. Zu dem Ende verbreitete er das Gerücht von seiner Rückkehr nach Europa,

richtete aber statt dessen seinen Lauf nach den Philippinen und kreuzte bei dem Vorgebirge Spirito-Santo. Nach einem Monat ungeduldigen Harrens erschien die erwartete Galeone, die im Vertrauen auf ihre Ueberlegenheit das Gefecht begann. Aber die Tapferkeit der Engländer siegte und die Galeone, deren Werth sich auf 400,000 Pfund Sterl. belief, ward genommen; die früher gemachte Beute überstieg 600,000 Pfund. Mit diesen ungeheuern Reichthümern kam er nach Macao zurück, verkaufte seine Prise, und behauptete mit Energie gegen das chinesische Gouvernement zu Canton die Rechte seiner Flagge. Die Rettung dieser großen Stadt von einer heftigen Feuersbrunst war größtentheils sein und seiner Mannschaft Werk. Von hier ging er endlich nach Europa zurück, segelte unentdeckt durch die französische Flotte im Canal und langte zu Spithead am 15ten Juni 1744, nach einer Abwesenheit von drei Jahren und neun Monaten, an. Diese gefahrvolle Reise war für Erdkunde und vorzüglich für Nautik, durch genauere Untersuchung unbekannter Meere und Küsten sehr ergiebig gewesen, und die unter Ansons eigener Leitung verfaßte Beschreibung derselben hat ihre Resultate der Welt dargelegt, wiewohl wir nicht verkennen dürfen, daß ihnen die eigentlich wissenschaftliche Tendenz fehlt. Anson war nach seiner Rückkunft erst Contre-Admiral der weißen, dann Vice-Admiral der blauen Flagge und Parlamentsglied. Sein Sieg über den französischen Admiral Jonquiere beim Cap Finisterre 1747 verschaffte ihm die Pairschaft und den Grad eines Vice-Admirals von England. Der König erhob ihn zum Baron von Soberton und vier Jahr nachher zum ersten Lord der Admiralität. In diesem Amte mußte er wegen des Verlusts von Minorca den Vorwurf hören, nicht früh genug zur Vertheidigung der Insel eine Flotte beordert zu haben, und zog sich 1756 von demselben zurück. Im J. 1758 commandirte er die Blokade von Brest, unterstützte die Landung der Engländer bei St. Malo und Cherbourg, und nahm die zurückgeschlagene Armee in seine Schiffe auf. Endlich 1761 erlangte er die höchste Würde eines Admirals und Commandanten en Chef der Flotte, welche die Königin nach England führen sollte. Er starb plötzlich 1762 auf seinem Gute Moor-Park ohne Kinder zu hinterlassen.

Anspach oder Onolzbach war ein Theil des fürstlichen Burggrafthums Nürnberg im fränkischen Kreise. Es hat einen Flächeninhalt von 60 Quadratmeilen, auf dem 250,000 Einwohner leben. Ackerbau und Viehzucht sind in dem besten Zustande. In Rücksicht seiner Fabrikate ist es ebenfalls ein bedeutendes Land; der jährliche Geldwerth derselben wird zu 2,100,000 Gulden gerechnet. Anspach wurde durch einige Markgrafen beherrscht. Der letzte von ihnen Carl Alexander, legte durch eine zu Bourdeaux am 2ten September 1792 ausgefertigte Urkunde die Regierung über die Fürstenthümer Anspach und Bayreuth nieder, worauf dieselben zu Anfang des folgenden Jahres König Friedrich Wilhelm II. von Preußen übernahm. Im Jahre 1806 wurde das Land am 24sten Mai, zufolge einer zwischen dem König von Preußen und dem französischen Kaiser getroffenen Uebereinkunft, an Bayern abgetreten. Anspach, die ehemalige Haupt- und Residenzstadt, hatte zu Anfang dieses neunzehnten Jahrhunderts 13,000 Einwohner, und die Oerter Fürth, Schwabach und Dürrwangen sind als sehr gewerbsame Orte bekannt.

Anspach (Elisabeth Berkeley, Markgräfin von), die jüngste Tochter von Augustus Earl of Berkeley, ist 1750 geboren, und vermählte sich 1767 mit Lord William Cravee, von dem sie sieben Kinder

hatte. Die Mißhandlungen aber, welche sie von ihrem Gemal erhielt, nöthigten ihre Freunde ins Mittel zu treten und eine Trennung zu bewirken, welche 1781 Statt hatte. Sie verlebte darauf zehn Jahre auf dem festen Lande, und als 1791 Lord Cravee starb, vermählte sie sich mit dem Markgrafen von Anspach und Bayreuth, welcher, nachdem er seine Staaten an Preußen abgetreten, sich nach England begab und dort im J. 1806 in Brandenburgh-House starb. Die Markgräfin hat zur Unterhaltung ihrer Freunde mehrere Schauspiele geschrieben, von denen von 1778 bis 1802 sechs im Druck erschienen sind. Von ihren Briefen, in denen sie die auf ihren Reisen besuchten Länder beschreibt, und die zuerst zum Vortheil Mercier's gedruckt wurden, ist 1814 eine neue Auflage erschienen. Sie zeigt sich allenthalben in ihren Schriften als eine geistreiche und fein beobachtende Frau.

Anstand ist die genaue und schickliche Uebereinstimmung unseres ganzen Betragens in Reden, Geberden und Handlungen mit gewissen Vollkommenheiten und Verhältnissen. Die Uebereinstimmung soll schicklich seyn in Beziehung auf Alter, Geschlecht und Stand. Dem Weibe ziemt Schamhaftigkeit, Sittsamkeit und Nachgiebigkeit; dem Alter Würde und Ernst; dem Kinde Naivetät, Fröhlichkeit und Anschmiegung u. s. w. Man kann den Anstand in den natürlichen und willkürlichen eintheilen. Es gibt gewisse nothwendige äußere Zeichen, wodurch gewisse innere Vollkommenheiten ausgedrückt werden. Der Inbegriff dieser Zeichen macht den natürlichen Anstand aus, den wir nicht vernachlässigen dürfen, weil sonst die Uebereinstimmung unseres Betragens und unserer Sitten mit andrer Menschen Empfindungen und Meinungen fehlen würde. Der willkührliche beruht auf Convention, angenommenen Sitten und Gewohnheiten, und muß von uns aus denselben Gründen beobachtet werden.

Ansteckung, s. Einflüsse und Epidemie.

Antäus, der riesenhafte Sohn Neptuns und der Erde, welcher in einer Höhle in Lybien wohnte und jeden ankommenden Fremdling zum Kampfe zwang. Von seiner Mutter stets mit neuer Kraft versehen, so lange er sie berührte, erschlug er alle und pflanzte ihre Schedel um seine Wohnung auf. Aber Herkules, den er bei seiner Ankunft in Lybien auch zum Kampfe foderte, merkte schnell den Zauber der Unüberwindlichkeit, umschlang seinen Leib, und erstickte ihn, indem er ihn schwebend in den Lüften hielt.

Antēnor, ein Trojaner des Aesintes und der Cleomestra Sohn. Beim Homer erscheint er als der verständige Greis. Er herbergte Ulyß und Menelaus während ihrer Gesandtschaft in Troja, begleitete den Priamus auf das Schlachtfeld zu dem zu schließenden Bündniß, und schlug nach Ajax und Hektors Zweikampf, wiewohl vergeblich, vor, die Helena zurückzugeben. Daraus vermuthlich hat man geschlossen, Antenor sey ein Griechenfreund gewesen, und darauf gründet sich die Sage von seinem begangenen Verrath. Er soll den Griechen das Palladium verschafft, von der Mauer mit einer Laterne das Zeichen zum Einbruch gegeben, ja das berüchtigte Pferd selbst geöffnet haben. Sein Haus blieb bei der Plünderung verschont, was aber die ehemalige Gastfreundschaft mit Menelaus zur Ursach hatte. Er selbst wurde wie Aeneas gerettet und ebenfalls Stifter einer neuen Dynastie. Die Nachrichten darüber lauten verschieden. Am berühmtesten ist die, auch von Virgil angenommene Sage, daß er nebst seinen Söhnen nach Thrazien gewandert, von dort aber von den Henetern nach Italien geführt worden

sey, wo er die henetische Provinz am adriatischen Meere mit Patavium (Padua) gegründet.

Anteros, in der Fabellehre der Gott der Gegenliebe. Die Alten erzählen, daß Eros, der Gott der Liebe, nicht eher gewachsen sey, bis ihm seine Mutter vom Mars den Bruder Anteros geboren habe. Nach einigen neuern Auslegern ist jedoch der Anteros eine der Liebe feindselige Gottheit oder die Antipathie.

Anthologie (Griechische). Es wurden im Alterthume mehrere Blumenlesen oder Sammlungen kleinerer, meistens epigrammatischer Gedichte von verschiedenen Verfassern, die sich durch vorzügliche Schönheit und Naivetät in Gedanken, Wendungen und Ausdrücken auszeichneten, veranstaltet. Der erste Sammler der Art war Meleager, ein Syrer, der etwa 90 Jahre vor Chr. Geb. aus fremden und eigenen Gedichten eine Auswahl machte; später thaten ein gleiches Philippus von Thessalonich, wahrscheinlich zur Zeit Trajans, Diogenianus Heracleota unter Hadrian; Strato im 2ten Jahrhundert nach Chr., der die meleagersche Sammlung vermehrte, und Agathias im 6ten Jahrhundert, der blos neuere Stücke sammelte und sie in sieben Büchern verfaßte. Aber alle diese ältern Sammlungen sind für uns verloren gegangen. Was wir noch besitzen, sind zwei spätere, die eine von Constantinus Kephalas im 10ten Jahrhundert, der bei seiner Lese die frühern, besonders die von Agathias, sehr benutzte, die andere von Maximus Planudes, im 14ten Jahrhundert, einem Mönch zu Constantinopel, der aber durch seine geschmacklose Auswahl aus der Anthologie des Kephalas den bisherigen Vorrath mehr verstümmelte als vermehrte. Letztere ist die gewöhnlichste. Sie enthält sieben Bücher, die mit Ausnahme des fünften und siebenten, in Unterabtheilungen nach alphabetischer Ordnung zerfallen. Nur in einzelnen Theilen stimmt sie mit der Anthologie des Kephalas zusammen, die sich in einem einzigen Codex, welcher von Heidelberg nach Rom und von da 1797 nach Paris kam, erhalten hat. Im Deutschen ist durch Herders, Sonntags, Stollbergs, Voßens, Conzens, Jacobs und Anderer Uebersetzungen die griechische Anthologie nicht mehr unbekannt, und die „reiche Fülle poetischen Lebens, die in diesen kleinen Gemälden herrscht, die Zartheit schöner Gefühle, die fröhliche Heiterkeit, die reine Größe einer edeln und wahrhaft humanen Denkungsart, die aus ihnen hervorleuchtet, hat die Gemüther unbefangener Leser mit verdienter Bewunderung ergriffen.“

Anthropolithen, Versteinerungen menschlicher Körper, oder Körpertheile. S. Versteinerungen.

Anthropologie (aus dem griechischen ανθρωπος, der Mensch und λογος, die Lehre) bezeichnet die sämmtliche Naturgeschichte des Menschen, und zwar in dem Verstande, als man das Wort gewöhnlich bei uns gebraucht, aus der ganzen Summe von Kenntnissen des Physischen und Geistigen im Menschen, so viel, als jedem gebildeten Manne, der auch nicht Mediciner ist, nothwendig ist, um den Menschen kennen zu lernen, und die Berührungspunkte, welche zwischen der Gesetzgebung und richterlichen Function mit der Medizin Statt finden, einzusehen. Hieher gehört also zum Theil aus der Anatomie und Physiologie so viel als jenem Zwecke entspricht, um den Bau und die Theile des Körpers sowohl als auch deren Verrichtungen kennen zu lernen; ferner aus der Psychologie dasjenige, was sie uns Erfahrungsmäßiges über die Seele, deren Eigenschaften und Vermögen lehrt. (Vergl. den Artikel.) H.

Anthropomorphismus ist die Uebertragung solcher Eigenschaften, die zur Sinnenwelt gehören, auch Wesen außerhalb derselben, besonders auf die Gottheit. Da er seinen Grund in der Beschränktheit der menschlichen Natur und in dem Bestreben hat, das Uebersinnliche unter sinnlichen Bildern zu denken, so fand er in dem kindischen Zeitalter der Menschheit, wo sich dieselbe noch nicht zu dem Gedanken eines übersinnlichen, unsichtbaren Wesens erheben konnte, am häufigsten Statt. Jenem Zeitalter gehört der gröbste Anthropomorphismus an, der sich eine durchaus materielle Gottheit bildet, und ein solches Bild als wirklichen Gott verehrt. Der Anthropomorphismus im engern Sinne wendet nur etwas Menschliches auf die Gottheit an, und ist entweder dogmatisch, wenn man menschliche Eigenschaften höheren Wesen selbst beilegt, oder symbolisch, wenn nur Verhältnisse der Gottheit zur Sinnenwelt dadurch ausgedrückt werden sollen. Hiebei bestimmen wir analogisch, was Gott, als Weltschöpfer, Welterhalter und Weltregierer, für die Welt, für seine Geschöpfe und für uns ist, ohne damit sein eigentliches Bild ergründen zu wollen, was ein fruchtloses Bestreben seyn würde.

Anticaglien (anticaglio), eine Anticaglie (anticaglia), s. den Artikel Antik.

Antigone, von Oedipus und der Jokaste in blutschänderischer Ehe erzeugt, trug unschuldig den Fluch des väterlichen Hauses. Als nach Entdeckung seines unbewußt begangenen Verbrechens Oedipus, in blinder Wuth gegen sich selbst, sich der Augen beraubt hatte, führte sie und ihre Schwester Ismene den Jammergebeugten nach Colonos, wo er im heiligen Hain der Eumeniden seiner Leiden Ziel fand. Darauf eilte er nach Theben zurück, das feindlich gegen einander gezückte Schwert der Brüder in der Scheide zurückzuhalten. Ihr Bemühen ist umsonst, beide fallen durch Wechselmord, und Kreon, der Gefallenen Oheim, der als Herrscher in Theben waltet, verbietet bei Todesstrafe des jüngeren Bruders Beerdigung. Antigone aber folgt der Stimme ihres Herzens; dem Unglücklichen Ruhe zu geben, geht sie hinaus, ihn zu beerdigen, wird entdeckt, und auf Kreons Spruch, jedoch ihm selbst zum Jammer, lebendig begraben, denn sein eigener Sohn Haimon, der sie liebte, gab sich an ihrer Seite den Tod. — Nach Andern gab Kreon seinem Sohne den Auftrag zu Antigone's Ermordung.

Antigonus, einer von den Feldherrn Alexanders des Großen, dem dieser Fürst nach seinen ersten Eroberungen in Asien die Statthalterschaft von Lydien und Phrygien anvertraute. Antigonus vertheidigte diese Provinzen nicht nur mit geringer Macht, sondern unterwarf auch noch Lycaonien. Als nach Alexanders Tode die Feldherrn desselben seine Eroberungen unter sich theilten, erhielt er Phrygien, Lydien und Pamphylien. Perdicas, der sich selbst das ganze Vertrauen des Aridäus, des Nachfolgers Alexanders, erworben und Meleager hatte hinrichten lassen, suchte alle Staaten Alexanders unter seiner Herrschaft zu vereinigen; und da er die Thätigkeit des Antigonus fürchtete, klagte er ihn, sich seiner zu entledigen, des Ungehorsams gegen die Befehle des Königs an. Antigonus, der die Absicht errieth, schiffte sich heimlich nach Europa ein, begab sich zu Craterus und Antipater, und gemeinschaftlich mit Ptolomäus erklärten sie dem Perdicas den Krieg; letzterer ward durch seine eigenen Soldaten ermordet. Noch aber war des Perdicas Feldherr Eumenes sehr mächtig in Asien. Antigonus setzte gegen ihn den Krieg fort, brachte ihn in

seine Gewalt und ließ ihn hinrichten. Dadurch war er Herr von fast ganz Asien geworden, denn Seleucus war entflohen und hatte bei Ptolomäus Schutz gesucht. Antigonus bemächtigte sich auch des größten Theils der Schätze Alexanders zu Ecbatana und Susa, wollte aber dem Ptolomäus, Cassander und Lysimachus nicht Rechnung davon ablegen und erklärte sogar dem Cassander den Krieg, um, wie er sagte, den Tod der Olympias zu rächen und den jungen Alexander, der sich mit seiner Mutter Roxane zu Amphipolis befand, zu befreien. Durch seinen Ehrgeiz empört verbanden sich alle Feldherrn gegen ihn, und während Cassander Kleinasien angriff, rückten Ptolomäus und Seleucus in Syrien ein, wo sie des Antigonus Sohn Demetrius schlugen. Seleucus nahm Babylon wieder. Kaum hatte Antigonus diese Vorfälle erfahren, als er schleunig zurückkehrte und den Ptolomäus zum Rückzug aus Syrien nöthigte. Demetrius aber entriß dem Seleucus Babylon wieder. Jetzt schlossen Antigonus, Ptolomäus, Lysimachus und Cassander einen Friedensvertrag, in dessen Folge sie bis zur Volljährigkeit des jungen Alexander, der den Königstitel führte, die Länder behalten sollten, in deren Besitz sie waren. Als aber Cassander den jungen König sammt seiner Mutter hatte ermorden lassen, entzündete sich der Krieg aufs neue zwischen den Prätendenten. Antigonus nahm den Königstitel an, mußte aber seinen Plan, Aegypten zu erobern, aufgeben, da ein Theil seiner Flotte durch Stürme verloren ging und zu Lande Ptolomäus jeden Einfall unmöglich machte. Bald darauf vertrieb sein Sohn Demetrius den Cassander aus ganz Griechenland. Dieser rief den Lysimachus um Beistand an, welcher sich mit einem mächtigen Heere nach Asien begab; hier stieß auch Seleucus zu ihm. Bei Ipsus in Phrygien kam es (299 vor Chr. Geb.) zur Schlacht, in welcher der 84jährige Antigonus blieb.

Antik. Antike (antique). Seit die Cultur der neueren europäischen Völker so weit vorgeschritten war, daß diese in bleibendern Wohnsitzen und Verfassungen, und in ihren gegenseitigen Verhältnissen fester gegründet, einen Blick ruhiger Betrachtung auf die Cultur der Vorzeit wenden, und die befruchtenden Keime einer neuen geistigen Entwickelung in dem Alterthume ausgestreuet finden und aufnehmen konnte, seitdem wurde auch den Denkmälern griechischer und römischer Literatur und Kunst, vor allen noch bekannten Ueberresten anderer Völker und Zeiten, fast allgemein der Vorzug zuerkannt, und dieselben als das Bedeutendste und Dauerndste, worauf der in die Vorzeit gewendete Blick immer ruhen blieb, und wohin er stets zurückkehrte, auch **antik** (antiquus), d. i. alterthümlich, Antiken, Alterthümer, ihre Kunde **vorzüglich** Archäologie und jene Völker selbst die **Alten** genannt. Indessen war auch diese Schätzung und der von ihr abhängige Begriff der Antike nach den Perioden der neuern Cultur verschieden, indem sie, bald auf Ehrfurcht gegen das Alterthum an demselben überhaupt, bald auf Neugier, Eitelkeit und Glanzsucht gegründet, selbst bei den Bessern anfangs nur einem dumpfen und blinden Anstaunen ähnlich zu seyn schien, oder einseitig mehr auf die Denkmäler der alten Literatur gerichtet war, welche man leichter überall zur Hand haben konnte, ja zu welchen man auch, mittelst der zuerst sich ausbildenden Theologie und Wissenschaft des römischen Rechts auf mannichfaltige Weise hingewiesen wurde. Sammlungen von Werken der griechischen und römischen Plastik, welche immer zahlreicher und bedeutender wurden, und der neubelebte Kunstsinn boten sich gegenseitig die Hand, eine reinere Würdigung dieser Denkmale

alter Herrlichkeit im 14ten und 15ten Jahrhundert zuerst in Italien zu erwecken und zu verbreiten. Beide machten erst eine, die wichtigsten Werke dieser Art umfassende Wissenschaft möglich, welche dieselben nicht nur von andern Gegenständen des Alterthums absonderte, sondern auch das gemeinschaftliche Band, welches jene Werke selbst zu einem Ganzen verbindet, in welchem sich das reiche Leben jener Völker spiegelt, das belebende, geistige Princip, welches in ihnen waltet, anerkannte, hiernach das Einzelne würdigte, und durch philologische und historische Kenntniß unterstützt erklärte. Winkelmann, ein Mann von echt antikem Geiste war es, der späterhin in Deutschland mit dieser Ansicht hindurchdrang; daher Schelling, in seiner Rede über das Verhältniß der Natur zur bildenden Kunst (1807, 4. und dessen philos. Schriften, 1ster Bd.), treffend von diesem sagt: „ihm zuerst ward der Gedanke, die Werke der Kunst nach der Weise und den Gesetzen ewiger Naturwerke zu betrachten, da vor und nach ihm alles andere Menschliche als Werk gesetzloser Willkür angesehen und dem gemäß behandelt wurde," und Göthe (Winkelmann und sein Jahrhundert 2c..): „Schönheit war ihm das Prinzip der alten Kunstwerke." Nach jener abgesonderten Betrachtung der plastischen Kunstwerke des griechischen und römischen Alterthums, welche der Archäologie im engern Sinne, als besondere Wissenschaft, ihren Ursprung gab, wurde der Ausdruck der Antike (einer Antike, der Antiken) vorzüglich für die Denkmäler der bildenden Kunst der Griechen und Römer gebraucht, und der Begriff desselben von Seiten des Kunstwerths und der innern Bedeutung dieser Werke immer bestimmter. Auch war es wiederum erst nach Entwickelung einer umfassendern philosophischen und geschichtlichen Ansicht möglich, das Land, welches die bildende Kunst mit Poesie und wissenschaftlicher Literatur, ja selbst mit dem übrigen religiösen und politischen Leben dieser Völker verkettete, und allen diesen Aeußerungen einen gemeinschaftlichen Charakter gab, der Zeit und Volk vor allen Andern auszeichnet, bei aller Mannichfaltigkeit und Fülle der Erscheinungen wahrzunehmen und nachzuweisen; und hierdurch entstand der allgemeine Begriff des Antiken, welches man dem Modernen entgegenzusetzen anfing, und durch Vergleichung der alten und neuern Zeit und ihres verschiedenen Charakters zu bestimmen pflegte. Es gab dann eine Zeit der Nachahmung in der neuern Kunst, wo man, von eigener Höhe schon herabgesunken und in die poetische Ferne der Vergangenheit blickend, sich an vormalige Größe zu stützen und zu erheben bemüht war; in dieser Zeit wurde jene Vergleichung nur zum unbedingten Vortheile des Antiken angestellt, gegen welches das Moderne für nichts gehalten wurde. Gegenwärtig, wo eine umfassendere und durch reinere Ideen von Kunst und Schönheit geläuterte Kenntniß und Kritik der Kunstwerke des vortrefflichen Alterthums und der neuern Zeit sich immer weiter verbreitet, sieht man auch allgemeiner ein, daß theils die Vortrefflichkeit dieses Alterthums sich nicht auf Griechen und Römer beschränke, und mithin ihre Werke nicht den Begriff des Antiken erschöpfen, wenn auch die Mehrzahl derselben dem Ideale der Kunst unter allen Werken dieser Zeit am nächsten kommt, und daher vor allen mit diesem Namen ausgezeichnet zu werden verdient, ja daß vielmehr vom Orient die Sonne menschlicher Cultur hellglänzend ausgegangen sey, theils die moderne Bildung ebenfalls eine unübersehliche Menge herrlicher und in ihrer Art vortrefflicher Früchte und Erzeugnisse in andern

Künsten aufzuweisen fähig sey, welchen die Ueberreste des Alterthums als gleichrelative Erscheinungen des menschlichen Geistes gegenüberstehen. Allein die nähere Bestimmung dieses Begriffs des Antiken, welcher dem Modernen, oder den Erzeugnissen einer neuern Zeit entgegengestellt wird, setzt eine genauere Angabe des Umfangs und der Dauer der Culturperioden, welche wir mit diesem Begriffe bezeichnen, so wie der Ursachen voraus, welche den besondern Charakter der Bildung, durch welchen wir beide scheiden, hervorgebracht haben. Denn soll der Begriff des Alterthums einen bestimmten Abschnitt der allgemeinen Culturgeschichte bezeichnen, so muß derselbe eine Verschiedenheit der Cultur, durch welche mehrere Völker, bei aller speciellen Verschiedenheit unter einander, sich von den Nationen einer neuern Zeit, die wir als zweite Hauptperiode dem Alterthume gegenüberstellen, und im Allgemeineu die Zeit der modernen Literatur und Kunst nennen, absondern, und wir setzen dabei voraus, daß Völker, so verschieden sie in ihren Werken erscheinen, dennoch in Hinsicht eines höhern Gesichtspunktes unter einen gemeinschaftlichen Begriff gefaßt werden können, weil überhaupt die Völker nicht für sich bestehen, sondern zusammenwirkend ein großes Leben der Menschheit bilden, das, wie das Reich der Natur in unzählige größere und kleinere untergeordnete und beigeordnete Sphären bis zu den Individuen herab zerfällt, und sich nach einem festen Gesetze der Bildung entwickelt, nach deren Entfaltung wir mannichfaltige Perioden anzunehmen berechtigt sind. Jene Verschiedenheit nun findet sich unläugbar in den Werken der vorchristlichen und christlichen, d. i. derjenigen Zeit, welche mit der allgemeiner verbreiteten Herrschaft der christlichen Religionsansicht (den mit der sogenannten großen Völkerwanderung) eintretenden Verfalle des römischen Reichs beginnt. Nun können zwar Werke der alten und neuern Zeit sich wiederum so ähnlich seyn, daß das Alte in die neuere Zeit hinüberspielt, und umgekehrt (daher sich auch diese Abschnitte historisch nicht genauer bestimmen lassen); auch finden, wie im Reiche der Natur, in den Geisteswerken der Individuen tausendfältige fast unmerkliche Uebergänge Statt; aber wir reden hier von einem herrschenden Charakter, welche diese Verschiedenheit gründet. Fragen wir nun genauer nach dieser Verschiedenheit, so müssen wir sogleich die Ursachen andeuten, welche diesen bestimmten Charakter herbeigeführt haben, wodurch zugleich der Begriff des Antiken, so viel es die Kürze verstattet, näher erörtert werden wird. Wir verstehen aber unter dem Antiken überhaupt und im weitesten Sinne die Beschaffenheit der Cultur der vorchristlichen Völker unserer Erde, welche sich in den Werken der Wissenschaft und Kunst als herrschender Charakter derselben geäußert hat. — Die Cultur des Menschen, und damit auch die Cultur der Völker und des Menschengeschlechts, fängt an mit der Bildung des äußern Sinnes; wir können daher die erste Periode derselben die Periode des herrschenden Sinnes (Sinnesperiode) nennen. Durch die Sinne aber ist der Mensch in die Natur versenkt, sie sind die unmittelbarsten Berührungspunkte des Geistes und der Natur, durch welche auch der Geist die Gewalt der Natur empfindet, und wir können uns daraus erklären, warum in der ersten Periode das natürliche Princip selbst, im menschlichen Geiste gleichsam vorwaltet, und eine gewisse Oberhand über den Menschen immer behalten mußte. In dieser Periode lebte der Mensch anfangs, wie das Kind, noch ungetrennt in und mit der Natur; sobald er aber mit dem Wachs-

thume des Verstandes sich und seine Zwecke von ihr absonderte, entstand der Kampf zwischen dem Innern und Aeußern, und er suchte diesen auszugleichen in der Religion, in welcher ihm wiederum die Macht der Natur als Gottheit erschien, durch Versöhnung der Natur, Naturdienst; welcher, weil die Natur als unermeßliche Fülle und Mannichfaltigkeit der Erscheinungen sich ihm offenbarte, auch nothwendig Polytheismus seyn mußte, vielfach gestaltet, je nachdem die äußere und innere Natur verschieden war, und die Welt der Einbildungskraft auf jener sich erbaute; ferner durch die Wissenschaft, welche sich aus der Naturforschung erhob und lange Zeit Naturforschung blieb, und wo sie, zur höchsten Einheit hinstrebend, sich über die vergötterte Natur erhob, größtentheils bei einer bewegenden Kraft, die den Causalzusammenhang schließen sollte, bei einer höhern Nothwendigkeit, die man als Fatum über die Götter setzte, stehen blieb; endlich durch die Kunst, welche sich als Naturnachahmung auf mannichfaltigen Stufen wirksam äußerte. Ja auch in den mehr polyarchischen Verfassungen zeigte sich die Herrschaft des Naturprincips. In dem Leben der Individuen galt die männliche Kraft, und bildete den Herren; daher auch die vorzügliche Hochachtung der Freundschaft; das Verhältniß der Geschlechter aber war flüchtig und ungleich, mehr natürlich als sittlicher Art, aber durch angeborne Decenz hier und da veredelt. Dieses halten wir für die Grundzüge des Antiken überhaupt. Was aber die Kunst insbesondere, zu welcher diese Culturperiode vorzüglich hinneigte, namentlich die bildende, anlangt, welche mit der Natur in noch näherer Berührung stehet, und deren Werke man mit dem Ausdrucke Antiken, wie erwähnt worden, vorzüglich bezeichnete, so nahm diese besonders den Charakter der Natur in ihrer Fülle und Mannichfaltigkeit, über welche gleichsam bewußtlos die Einheit waltete, in sich auf, und die Werke der Alten tragen mithin den Charakter der Naturwerke mehr als die Werke der neuern Zeit. Allein wie verschieden die Natur den Menschen durch den Sinn erschien, so verschieden gestaltete sich auch das Leben der Phantasie, welche auf diesem begründet ist, und in dieser Hinsicht differirt der düstre, räthselhafte Charakter des Aegypters, den wir in seiner Kunst bemerken, und des tiefsinnigen, in sich gekehrten Indiers, von dem des heiter außer sich blickenden Griechen. Blühend war die Phantasie des Letztern, und in günstigen Umgebungen der Natur und in bürgerlicher Freiheit auferzogen, konnte er nur das Edelste der Natur in seinem Geiste spiegelnd empfangen und nachbilden. Die Gestalten und Bilder seiner Kunst erhielten die edlen Nationalzüge seines Volks, und keine Nation erreichte in Hinsicht auf die sinnige Vollendung äußerer Formen, welche zu dem Wesen des Kunstwerks gehört, diese Höhe, so daß damit die plastische Darstellung selbst in dieser ersten Culturperiode und bei diesem Volke ihre Blüthe erreicht zu haben scheint. Denn während andere Völker noch mit dem Material der Darstellung zu kämpfen hatten, und in ihren Werken sich nur zu einer riesenhaften, den Menschen fast erdrückenden Größe, oder zu einer dunkeln, räthselhaften Bedeutsamkeit erheben konnten, vereinigten sich in der Hand des Griechen alle Vortheile einer schon geübten und von jenen Völkern empfangenen Kunst, und das Werk der Kunst stand, wie aus dem Schoße der Natur entsprungen, leicht, aus einem Gusse in gediegener Einfachheit und Ruhe, in der Fülle der Gegenwart lebend, wie ein veredeltes Naturwerk, und in abgeschlossener Selbstständigkeit,

an den Urheber nicht erinnernd, unabhängig von ihm sich selbst erklärend (und hierin besteht seine Objectivität) vor dem Auge des Beschauers da. Mit dieser Selbstverläugnung des Künstlers, welche wir in den Werken der griechischen Kunst bemerken, verbindet sich eine zarte Bedeutsamkeit, mit welcher der Charakter jedes Dinges in scharfen Umrissen abgebildet (worein man das Plastische der alten Kunstwerke setzt, weil dieses vorzüglich der plastischen Kunst zukommt), die hervortretende Leidenschaft aber durch Anmuth (Grazie) gemäßigt ist, und eine reizende Naivetät, vermöge deren das Werk nicht über sich selbst redet und reflectirt, oder als Mittel eines außer ihm liegenden Zweckes erscheint, sondern mit den Zügen heiterer Kindlichkeit und eines ruhigen Ernstes, selbst ohne auf Sittlichkeit hinzuwirken, seine reinste Tendenz in sich selbst, d. i. in der Vollendung seiner Form trägt, und bis in seine äußersten Glieder und Formen gediegen und den Gesetzen der Anschauung gemäß durchgebildet ist (Correctheit). So ist auch die hellenische Kunst nicht einseitige Nachahmung der Natur im Einzelnen, sondern nach ihrem Geiste, und erhebt sich über die einzelne Erscheinung der Natur durch das Ideale, womit sie die körperliche Bildung erklärt, und in ihren plastischen Werken gleichsam den Grundtypus der menschlichen Bildung und Gestalt, wie sie dem sinnigen Betrachter ein edles Bild menschlicher Vollendung äußerlich darstellt (daher redet man insbesondere von antiken Formen), aufgefaßt hat, oder ihm wenigstens am nächsten gekommen ist, und hierin besteht seine (ideale) Wahrheit. Das Ideal in diesen Werken ist der Sinn der Natur, und der durchgreifende Charater derselben, Verkörperung des Geistigen, welche die Einbildungskraft harmonisch anregt und bewegt, und das Vollendetste der Natur gleichsam für Ewigkeit festzuhalten strebt. In diesen Zügen glauben wir das Wesen des Antiken in der hellenischen Kunst bezeichnet zu haben. Die römische Kunst aber war eine Nachahmung, und in ihren bessern Erzeugnissen gleichsam Nachblüthe der griechischen, deren bedeutende Werke in Rom zusammenflossen, modifizirt durch den Charater dieses kriegerisch strengen aber weniger bildsamen Volks, und darum wird dieselbe, in so fern sie an jener Musterhaftigkeit der Kunst, welche die Form zu etwas Absolutem erhob, meistens mittelbar Antheil hat, zugleich mit der hellenischen Kunst, wie schon bemerkt worden, vorzugsweise antike Kunst genannt. Dieser engere Begriff des Antiken wird aber auch dem Begriffe des Classischen (des Erlesenen) gleichgestellt, in so fern man vorzüglich auf die Vollendung der Form in den Werken dieses Alterthums (das man daher auch das classische Alterthum nennt) erblickt und auf dem hier allgemeiner verbreiteten Schönheitssinn und reinen Kunstsinn, der sich in der Erfindung und Behandlung der Formen offenbarte, so daß die Mittelmäßigkeit in dieser Sphäre weniger geduldet wurde. Ferner hat man das Wesen des Antiken in diesem Sinne auch oft mit dem Namen des plastischen vorzugsweise bezeichen wollen, und beide Begriffe in so fern gleichgesetzt, weil, wie angedeutet worden, durch Religionscultus und herrschende Naturmischung überhaupt unter allen Künsten die plastische oder bildende Kunst (im weitern Sinne) vorzüglich begünstigt war, ja derselbe Bildungstrieb, der Trieb nach Fülle und Reinheit der Gestaltung, auch in der Poesie sich regte, und ihren Hauptcharakter bestimmte (daher man auch von einem Plastischen in der antiken Poesie redet); und hiernach versteht man also unter Antiken insbesondere, und

im noch engern Sinne, Werke der bildenden Kunst, besonders der Griechen und Römer. Hierzu würde gehören: die Denkmäler der Baukunst eben sowohl als der Bildhauerei im weitern Sinne (Sculptur) und der übrigen zeichnenden Künste, mithin Gebäude und Trümmer, Statuen, Geräthschaften, Basreliefs, Münzen, geschnittene Steine, Gemälde und Mosaiken. Vorzüglich aber und im engsten Sinne, theils weil der Mensch überall als Mittelpunkt seiner Darstellungen sich ansieht, und überall zuerst zu dem Lebendigen hingezogen wird, theils wegen ihres hervorragenden Kunstwerthes werden die umfassendern Vorstellungen des Lebendigen (hauptsächlich des Menschen) durch die bildende Kunst (Bildekunst) im engern Sinne (auf die Malerei der Alten, welche uns weniger bekannt ist, und auch der Natur der Sache nach nicht dieselbe Höhe mit der bildenden Kunst erreicht zu haben scheint, wird hierbei weniger gesehen), Antiken genannt, nämlich die Statuen, Basreliefs und Mosaiken, und die Sammlungen derselben Antikengallerien, Antikensammlungen. Von diesen Antiken im engsten Sinne sondert man die kleinern Darstellungen, Nebenwerke und unbedeutendern Ueberreste der alten, besonders griechischen und römischen Kunst, unter dem italiänischen Namen Anticaglien (anticaglie) ab, für welche man auch besondere Sammlungen, z. B. Münzcabinette, Dactyliotheken u. s. w. errichtete. Uebrigens setzt man den Anfang der griechischen Kunst, und mithin der Antike in jenem weitern Sinne (denn das Ende ist oben im Allgemeinen bezeichnet worden) in das Zeitalter des Homers (s. Böttigers Andeutungen, S. 44 und 45), weil bis dahin wenigstens unsere Beschreibungen reichen. Unter allen Antiken im engsten Sinne aber ragen die idealischen Gestalten eines Apollo von Belvedere, der mediceischen Venus, der Torso des Herkules, Laocoon und der sogenannte borghesische Fechter, als die bewundertsten hervor, und müssen wegen der Reinheit der Formen und des edeln Ausdrucks stets als Musterwerke betrachtet, und dem sinnigen Studium der Künstler empfohlen werden. Näher macht man sich mit ihnen bekannt durch die Archäologie (s. dies. Art.) — Uebrigens wird der Begriff des Antiken noch deutlicher durch den Gegensatz des Modernen (s. dies. Art.) erläutert. T.

Antillen sind die im Süden von Florida anfangenden, in einer Kette nach Südosten fortlaufenden, dann in einem Bogen südlich nach dem parischen Meerbusen sich herunter, sodann aber westlich an der Nordküste von Südamerika sich hinziehenden Inseln, welche südöstlich vor dem mexikanischen Meerbusen gerade den Inseln des grünen Vorgebirges von Afrika gegenüber liegen, und werden in die großen und kleinen Antillen getheilt. Die großen sind: Cuba, Jamaika, St. Domingo und Porto Rico; die kleineren, welche auch die Caraiben- oder Cannibaleninseln heißen, werden in die Inseln über und unter dem Winde eingetheilt, und bestehen zum Theil aus kahlen unfruchtbaren Felsen. Zu den Inseln über dem Winde gehören zuerst die Jungferninseln, sechzig an der Zahl, von denen St. Croix, St. Thomas, Jean und die Krabbeninsel die wichtigsten sind; dann St. Eustache, St. Barthelemy, St. Christoph, Antigua, Dominica, Grenada und die Grenadillen, St. Vincent, Barbados, Guadeloupe, Maria galante, Martinique, St. Lucie, Tabago. Die Inseln unter dem Winde sind: la Trinidad, la Marguarita, Tortuga, Curaçao und einige kleinere. — Die ersten Bewohner sind theils von den aus Amerika hinübergekommenen Caraiben, theils von den Europäern völlig vertilgt;

die Caraiben, erfuhren durch die Europäer fast gleiches Schicksal, so daß von ihnen nur noch wenige Ueberreste da sind. Die jetzigen Bewohner sind größtentheils Weiße (Europäer), Neger, Mulatten und Creolen. — Ueber die wichtigsten dieser Inseln sehe man die eigenen Artikel.

Antinomie heißt in der kritischen Philosophie ein Widerstreit der Gesetze der reinen Vernunft, welcher sich zeigt bei Anwendung ihrer subjectiven Idee vom Unbedingten und ihres Gesetzes, das vom gegebenen Bedingten auf das Unbedingte schließt, auf die Sinnenwelt, indem sie dabei entweder etwas annehmen muß, was die grenzenlosen Foderungen der Vernunft nicht befriedigt, als Weltanfang, Weltgrenze, Freiheit oder etwas dem Verstande Unerreichbares, als Weltewigkeit und Grenzenlosigkeit, Wirkungen ohne eine letzte Ursache und eine unendliche Reihe zufälliger Dinge. Daß dieser Widerspruch nicht in den Gesetzen der Vernunft selbst liegt, thut Kant dar, einmal durch den transcendentalen Idealismus, wornach die Sinnenwelt kein gegebenes Ganzes ist, und nichts zu ihr gehört, als was wir wirklich erfahren und nach Verstandesgesetzen in einer möglichen Erfahrung denken können; dann durch Berichtigung der Begriffe über die Bestimmung der Vernunft und ihrer Grundsätze, welche nicht das Daseyn und die Beschaffenheit der Gegenstände, sondern nur unsere Untersuchung derselben bestimmen, d. h. ins Unermeßliche erweitern sollen.

Antinous, ein junger Bithynier, den Hadrians an Wahnsinn gränzende Liebe für die Kunst verewigt hat. Ob er sich für Hadrian, den er auf seinen Reisen begleitete, in Aegypten freiwillig geopfert, weil er diesem nur dadurch das Leben erhalten zu können vermeinte, oder ob er sich, müde seiner Bestimmung, in den Nil gestürzt habe, läßt sich nicht bestimmen. Hadrian aber fand bei seinem Tode kein Maß seines Schmerzes. Nicht zufrieden, daß er ein Gestirn in der Milchstraße sah, welches noch heut den Antinous Namen führt, ließ er auch auf der Erde sein Andenken verewigen, Tempel für ihn errichten, Städte nach seinem Namen benennen, und ihn durch das ganze Reich gleich einem Gott verehren. Daher wurde denn auch sein Bild von der Kunst auf alle Weise dargestellt und vervielfältigt. Mehrere dieser Abbildungen sind auf unsere Zeiten gekommen, und gehören zum Theil zu den schönsten Werken der Kunst, die wir aus dem Alterthum haben. Dahin gehören namentlich die Statue des Antinous von Belvedere, auf dem Vatican, gefunden in den Bädern Hadrians, und der Antinous auf dem Campidoglio, gefunden in der Villa Hadrians zu Tivoli, beide jetzt in Paris. Aber gerade über diese Statuen sind die Archäologen sehr verschiedener Meinung, und viele wollen sie nicht für Abbildungen des Antinous gelten lassen, sondern erkennen die charakteristischen Kennzeichen anderer Heroen oder Götter darin. Dieser Streit ist schwer zu entscheiden, da die Künstler, welche den Antinous als Gott bildeten, dazu Götterideale wählten, denen sie die Individualität des Antinous gaben, wodurch denn die Merkmale vermischt wurden. Die vaticanische Statue ist wahrscheinlich kein Antinous, sondern ein Hermes, die capitolinische aber ein Hermes-Antinous. — „In allen Abbildungen," sagt Winkelmann vom Antinous, „hat sein Gesicht etwas Melancholisches, seine Augen sind immer groß mit einem guten Contour, sein Profil ist sanft abwärts gehend, und in seinem Munde und Kinn ist etwas ausgedrückt, das wahrhaft schön ist." (Vergl. Levezow, über den Antinous, dargestellt in Kunstdenkmälern des Alterthums. Berlin 1808.)

Antiochus, ein Name mehrerer syrischen Könige, der in der Geschichte der Römer große Epoche macht. Der erste, der unter diesem Namen bekannt wurde, ein Macedonier und Feldherr des Königs Philipp, erzeugte mit seiner Gemahlin Laodice den berühmten **Seleucus**, den Stammvater der Seleuciden und ersten König von Syrien. Der Sohn von diesem, **Antiochus Soter**, führte mehrere, wiewohl nicht ganz glückliche Kriege, und ist noch wegen der Liebe zu seiner Stiefmutter **Stratonica** berühmt; eine Liebe, die er zwar zu bekämpfen suchte, die ihn aber in eine tödtliche Krankheit stürzte, bis der königliche Leibarzt Erasistratus den Grund derselben wahrnahm, und diesen dem Vater entdeckte, welcher darauf, aus großer Liebe zu seinem einzigen Sohne, ihm in einer feierlichen Versammlung seine junge und schöne Gemahlin abtrat. — Einer seiner Nachkommen war **Antiochus der Große**, der seinen Bruder Seleucus Ceraunus als König von Syrien im Jahr 3763 in der Regierung folgte. Er züchtigte den Molo, Statthalter von Medien, schlug den Ptolomäus Philopator, der ihm Syrien ganz überlassen mußte, führte nicht minder glückliche Kriege gegen die Parther, bis er endlich auch mit den Römern anband, und zu dem berühmten antiochenischen Kriege Anlaß gab, zu dem er, in Vereinigung mit **Hannibal**, große Zurüstungen machte; allein, da er wenig in die Plane dieses Feldherrn eindrang, und blos eine Armee nach Griechenland schickte, die äußerst unthätig blieb, wurde er zuerst bei Thermopylä, dann mehrere Mal zur See geschlagen, wodurch er den Muth so sehr verlor, daß er den Römern nicht einmal den Uebergang nach Kleinasien streitig machte, wo sie den berühmten Sieg bei Magnesia erfochten, die syrische Armee gänzlich zerstreuten und den Antiochus zu dem schimpflichsten Frieden nöthigten. — Er lebte nun in Ruhe, bis er zuletzt, da er aus dem Tempel des Jupiter Elymäus den Schatz entführen wollte, mit allen seinen Leuten erschlagen wurde. — Sein zweiter Sohn **Antiochus Epiphanes** (derselbe, welcher in der Geschichte der Maccabäer als der ärgste Tyrann gegen die Juden aufgeführt wird) griff den ägyptischen König Ptolemäus Philopator an, belagerte Alexandrien, das er aber nach einiger Zeit, so wie ganz Aegypten, verließ, da sich die Römer hauptsächlich des Ptolomäus annahmen. Und so folgten noch mehrere syrische Könige unter dem Namen Antiochus, jederzeit mit verschiedenen Beinamen, bis endlich **Antiochus Asiaticus** vom **Pompejus** vertrieben und Syrien zur römischen Provinz gemacht wurde (vergl. **Syrien**).

Antiope, Tochter des Königs Nykteus von Theben, nach Homer aber des Asopusflusses, berühmt durch ganz Griechenland, wegen ihrer außerordentlichen Schönheit. Epopeus, König von Sicyum, entführte und heurathete sie; Lycus aber, des Nykteus Nachfolger, welcher diesem versprochen hatte, ihn an seiner Tochter zu rächen, erschlug den Epopeus, und führte die Antiope gefangen nach Theben, wo er sie seiner Gemahlin Dirce übergab, von der sie auf das grausamste gemißhandelt wurde. Es gelang jedoch Antiopen zu entrinnen und sich durch ihre Söhne gerächt zu sehen. — Sie rühmte sich, aus der Umarmung des Jupiters den Zethus und Amphion geboren zu haben. Uebrigens wird ihre Geschichte sehr verschieden erzählt.

Antipater, ein Feldherr und vertrauter Freund Philipps von Macedonien, den Alexander, als er mit seinem Heere nach Asien zog, als Statthalter über Macedonien zurück ließ. Wie wohl er diesen Posten rühmlich verwaltete, indem er den aufrührerischen Statthalter

von Thrazien, Memnon, zum Gehorsam zwang und die nach Unabhängigkeit strebenden Spartaner nach einem harten Kampfe überwand, so gelang es doch der Olympias, ihn dem Alexander verdächtig zu machen. Dieser rief den Antipater zu sich nach Asien, und ernannte den Craterus zum Statthalter von Macedonien. Aber Alexander starb, noch ehe diese Veränderung ins Werk gerichtet worden, und Antipater behielt zu seinem Antheil Macedonien und Griechenland, und wurde zum Vormunde des Kindes ernannt, mit welchem Roxane schwanger ging. Bald darauf hatte er einen Kampf mit dem ganzen verbündeten Griechenland zu bestehen; anfangs war er unglücklich, als aber Leonatus und Craterus ihm zu Hülfe gekommen waren, unterwarfen sich die Griechen aufs neue. Diesem Kriege folgte ein andrer mit Perdicas, der ebenfalls glücklich geendigt wurde. Antipater starb 317 vor Chr. Geb. in einem hohen Alter, nachdem er dem Polysperchon die Vormundschaft des jungen Königs anvertraut hatte. Die Beschuldigung, daß Antipater den Alexander habe vergiften lassen, ist völlig ohne Grund.

Antipathie ist der unwillkürlich in uns entstehende Widerwille gegen eine Person, welcher darin seinen Grund hat, daß wir von ihrem uns mißfälligen Aeußern auf ihren innern Gehalt schließen. Gewöhnlich ist unser Urtheil dabei dunkel und verworren, und oft sind wir selbst nicht in der Folge im Stande, dasselbe auf deutliche Begriffe zurückzuführen. Außer dieser, einer Eingebung ähnlichen Antipathie, gibt es aber noch eine andere, welche sich auf Erfahrungen stützt, die der aufmerksame Beobachter in seinem Umgange und Verkehr mit den Menschen macht, und durch die er sich die Fertigkeit erwirbt, richtigere Gefühle bei dem Anblick eines Menschen in sich hervorzurufen. Diese beruhen auf den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit. Je öfter ein Fall wahrgenommen worden, je häufiger er zugetroffen ist; desto größer wird die vernünftige Erwartung, daß er auch diesmal zutreffen werde. Die Seele wird gewissermaßen sichtbar im Körper. Die einheimischen Leidenschaften lassen in demselben gewisse Spuren zurück, welche sich unwillkürlich zeigen, und die herrschende Denk- und Handelsweise eines Menschen verrathen. Sind nun gewisse äußere Zeichen mehrmals oder vereint mit einer uns widerstrebenden Natur beobachtet worden, so erwecken sie bei ihrer jedesmaligen neuen Erscheinung das Gefühl der Antipathie. Die Antipathie gegen Thiere und leblose Gegenstände entsteht theils auf ähnliche Weise und aus ähnlichen Gründen, wie gegen Menschen, theils aber aus gewissen Eigenschaften, z. B. Ausdünstung u. dgl., die ein Einzelner, vermöge der eigenthümlichen Organisation seines Körpers, nicht ertragen kann. Raisonnement und allmälige Angewöhnung können in vielen Fällen Antipathien der Art schwächen und überwinden, nicht selten aber bleiben auch alle Mittel fruchtlos, und man darf sie überhaupt nur mit Vorsicht anwenden, da wir den Grund einer Antipathie oft gar nicht, oft nur dunkel und unsicher ahnen können.

Antiphlogistische Chemie, s. Chemie.

Antiphonie heißt der Gegengesang, und wird besonders in der catholischen Kirche derjenige Spruch genannt, welcher erst von einem einzelnen Sänger angestimmt, und dann, wenn der darauf folgende Psalm von zwei Chören wechselsweise abgesungen worden, vom ganzen Chor wiederholt wird. Daher heißt auch **Antiphonarium** oder **Antiphonale**, dasjenige große lateinische Gesangbuch, woraus die

Canonici und andere Geistlichen die Antiphonas und auch andere Hymnen, Collecten ꝛc. absingen.

Antiphrasis, eine Wortfigur, vermöge welcher man etwas von dem benennt, was es nicht ist. So z. B. sollen die Parzen von parcere, schonen, abgeleitet seyn, ob sie gleich nichts weniger als schonend sind. Im Allgemeinen ist die **Antiphrasis** ziemlich der **Ironie** ähnlich.

Antipoden, s. **Gegenfüßler**.

Antiquitäten, s. **Alterthümer**.

Antisthenes, der Stifter der cynischen Secte, war zu Athen in der 89sten Olympiade geboren. In der Jugend genoß er den Unterricht des Sophisten Gorgias, und trieb einige Zeit das Geschäft eines Rhetors; aber nachdem er Sokrates gehört hatte, entsagte er bald dem eiteln Schmuck der Beredsamkeit, um sich ganz dem Studium der Philosophie zu widmen. Aus Sokrates Lehren schöpfte er jenen Enthusiasmus für die Tugend, und jenen gewaltigen Haß gegen das Laster, wodurch sich die von ihm gestiftete Schule auszeichnete. Antisthenes, der von Sokrates gelernt hatte, daß das Glück in der Tugend bestehe, setzte diese Tugend in die Verachtung von Reichthum, Würden, Gelehrsamkeit, Wollust. Er wollte Geist und Körper auf das strenge Bedürfniß beschränken, und trug daher kein Bedenken, öffentlich wie ein Bettler, einen Quersack auf dem Rücken und einen Stock in der Hand, zu erscheinen. Sokrates aber erkannte den wahren Zweck dieses auffallenden Betragens. „Ich sehe," sagte er zu ihm, „deine Eitelkeit aus den Löchern deines Mantels hervorscheinen." Man muß indeß gerecht seyn; wenn Diogenes durch die Festigkeit und Lebhaftigkeit seines Geistes, und durch die Originalität seiner Ausdrücke die spätern Cyniker um vieles übertraf, so wußte Antisthenes sich mit mehr Würde zu betragen; er war unveränderlich ein tugendhafter Bürger. Er wagte zuerst, die beiden Ankläger des Sokrates zu verfolgen, und war Ursach, daß der eine verbannt, der andere mit dem Tode bestraft wurde; eine Angabe, die jedoch Barthelemi in Zweifel zieht. Er war von angenehmen Umgang, und Xenophon spricht in seinem Gastmahle zu seinem Lobe. Nach Sokrates Tode ließ er sich im Cynosarges, einem Gymnasium Athens, nieder, und man behauptet, daß von diesem Orte seine Schule den Namen erhalten. Antisthenes Sinnsprüche sind bekannt. Er hatte viele Werke geschrieben, die aber sämmtlich verloren gegangen sind; denn die unter seinem Namen vorhandenen sind wahrscheinlich unecht. Er war Diogenes Lehrer. Die Zeit seines Todes ist unbekannt.

Antithese, der Gegensatz; eine Redefigur, welche einem Gedanken durch die Verbindung von Verschiedenheiten Licht und Glanz zu verschaffen sucht. Diese Figur ist oft von großer Wirkung, darf aber nicht zu häufig gebraucht werden, weil man sonst in das Gesuchte fällt. Eine glückliche Antithese ist es z. B., wenn **Lessing** in der Recension eines Buchs sagt: „dieses Buch enthält viel Gutes und viel Neues — nur Schade, daß das Gute nicht neu, und das Neue nicht gut ist!"

Antitrinitarier werden alle die Irrlehrer und Secten genannt, welche die Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit, wie sie das nicänische und athanasische Symbolum aufstellt, nicht annehmen wollen, und entweder den Sohn und den heil. Geist in der Gottheit dem Vater subordiniren, oder Christum schlechthin für einen Menschen und den heil. Geist für eine willkürliche Personification der göttlichen Gei-

geskraft erklären. In den früheren Perioden der christlichen Kirche waren die Parteien, die dergleichen behaupteten, sehr zahlreich; besonders die Arianer, Sabellianer, Pneumatomachen gehören unter diese Rubrik. Der Name Antitrinitarier kam aber erst seit dem 16ten Jahrhunderte auf und wurde den Socinianern oder Unitariern, den Remonstranten nach dem Lehrbegriffe des Episkopius (starb 1643), und einer Menge einzelner Theologen beigelegt, welche die obigen Behauptungen in ihren Schriften gewagt hatten. Als Gegner einer Grundlehre des Christenthums wollte man die Antitrinitarier nicht für Christen anerkennen und in christlichen Staaten dulden, der spanische Protestant Miguel Servetus wurde dieser Ketzerei wegen auf Calvins Betrieb 1553 zu Genf verbrannt, und selbst die toleranten Könige von England erließen die strengsten Edicte wider sie. Gleichwohl bildeten ein englischer Geistlicher Theophilus Lindsey 1774 zu London und ein Kaufmann William Christie zu Montrose in Schottland unitarische Gemeinden, welche sich durch Cultus und Liturgie von der herrschenden Kirche absonderten. Ueber andere noch bestehende Gemeinden dieses Glaubens s. d. Art. Unitarier. E.

Antoinette (mit ihrem ganzen Namen Marie Antoinette Josephe Jeanne) von Lothringen, Erzherzogin von Oesterreich und Königin von Frankreich, geboren zu Wien den 2ten November 1755, war die Tochter Kaisers Franz I. und Maria Theresiens. Sie empfing eine sorgfältige Erziehung, welche sie benutzte, um sich mannichfaltige Kenntnisse zu erwerben. Die Natur hatte ihr Anmuth und Schönheit verliehen. Groß, schön gewachsen, mit einem glänzenden Teint und einer bezaubernden Miene, fesselte sie den Hof ihrer Mutter, als sie ihn verließ, um sich mit dem Dauphin von Frankreich, nachmaligem Ludwig XVI., zu vermählen. Choiseul hatte die Idee dieser Verbindung gefaßt, und unterhandelte deshalb, und stets hat Marie Antoinette ihn gegen seine Feinde vertheidigt, und mehrmals, wiewohl vergebens, sich bemüht, ihn ins Ministerium zurückzurufen. Die junge Erzherzogin kam in den ersten Tagen des Mai 1770 in Strasburg an. Ihre Reise von da bis Paris glich einem Triumphzuge; allenthalben huldigte ihr das leicht bewegliche Volk, das von ihrer Schönheit und Herablassung entzückt war. Zwei Mal wurde sie unterwegs lateinisch begrüßt, und sie antwortete auf der Stelle in derselben Sprache. Nicht minder glänzend und schmeichelhaft war ihr Empfang am Hofe Ludwigs XV. Am 16ten Mai vermählte sie sich mit dem unglücklichen Fürsten, dessen Mißgeschick sie erleichtern und theilen sollte. Diejenigen, die an Vorzeichen glauben, konnten dergleichen bei dieser Feier wahrnehmen. Der Himmel bedeckte sich unmittelbar nach der Trauungsceremonie mit schwarzen Wolken, und zwei von Donner und Blitzen begleitete Ungewitter hinderten zu Paris und Versailles das Volk, das Feuerwerk und die Illuminationen zu genießen. Die Straßen waren leer und dichte Finsterniß lag über Frankreich. Auch das Fest, welches am 30sten desselben Monats die Stadt Paris gab, ward durch ein schreckliches Ereigniß bezeichnet, indem durch die übel gewählten Anstalten mehr als 1200 Zuschauer umkamen. Die Dauphine, voll Verzweiflung darüber und mit ihrem Gemahl im Wohlthun wetteifernd, schickte dem Polizeilieutenant alles Geld, das sie hatte. Eine Menge anderer Handlungen der Großmuth und der Wohlthätigkeit übte sie als Dauphine aus, von denen wir gern einige glänzende Beispiele anführten, wenn die Beschränktheit des

Raums uns nicht daran verhinderte. Als sie den Thron bestieg, sah man sie das Beispiel Ludwigs XII. nachahmen. Ein Gardeoffizier, der ihr früher mißfallen hatte, nahm seinen Abschied; sobald die Königin davon hörte, ließ sie ihm sagen, er möchte auf seinem Posten bleiben und das Vergangene vergessen; die Königin räche nicht den Unwillen der Dauphine. — Auch als Königin fuhr sie fort, durch Milde und Freigebigkeit die Herzen zu gewinnen; besonders unterstützte sie in dem schrecklichen Winter von 1788 auf die thätigste Weise die Nothleidenden. Aber auch um diese Zeit fing die Verleumdung an auf die Sitten und den Charakter Antoinettens ein nachtheiliges Licht zu verbreiten. Sie ward in Flugschriften angeklagt, daß sie Intriguen auf Intriguen anspinne; aber wenn auch die Geschichte diese Beschuldigungen, von denen keine je erwiesen worden, und viele schon an sich unwahrscheinlich sind, verwerfen muß, so ist es doch Pflicht der Wahrheit, einzugestehen, daß die Königin Anlaß dazu gab. Eine große Beweglichkeit der Phantasie gab ihr oft den Schein des Leichtsinns und zuweilen der Verstellung; eine angeborne Unruhe verleitete sie zur Veränderung, zu neuen Moden, zu stetem Wechsel der Lustbarkeiten. Große Summen wurden dadurch nützlichern Zwecken entzogen. Aber noch nachtheiliger für sie war es, daß sie ihre Würde und ihr Ansehen beeinträchtigte, indem sie sich der Strenge der Etiquette entzog. Der erste Tadel, den man ihr darüber machte, ward von ihr übel empfunden; und da sie ihre Empfindlichkeit äußerte, bemühten sich ihre Feinde zu verbreiten, daß sie im Herzen eine Oesterreicherin geblieben und eine geborne Feindin der Franzosen sey, deren Glück sie nimmermehr machen könne. Ein Ereigniß außerordentlicher Art gab ihnen neuen Stoff zu Beschuldigungen und Verleumdungen, indem es den Namen der Königin in einem höchst schändlichen Prozeß compromittirte. Zwei Goldschmiede foderten die Zahlung eines enormen Preises für ein Halsband, das auf der Königin Namen gekauft worden war. Es ward bewiesen, daß Marie Antoinette sie nicht kenne und nie den Kauf befohlen habe; aber eine Dame von ihrem Wuchs und ihrer Haltung hatte die Frechheit gehabt, sie vorzustellen, und um Mitternacht im Park von Versailles einem Cardinal ein Rendezvous zu geben. Die Untersuchung und Bestrafung dieses Frevels wurde durch einen eignen Befehl verboten. (S. La Motte.) Dieser Vorfall warf einen Schatten auf das Betragen der Königin und mußte ihre Tage vergiften. Als Calonne angekündigt hatte, daß in den Finanzen des Staats ein bedeutender Ausfall sey, gab man die Schuld davon blindlings der Verschwendung der Königin. Man schlug endlich vor, da die Schulden täglich zunahmen, und der Credit immer mehr sank, die Stände des Reichs zusammenzuberufen. Diese Maßregel ging durch. Die Königin wohnte, einfach gekleidet, der feierlichen Eröffnung der ersten Sitzung bei; aber von dem Augenblicke an war ihre Heiterkeit verloren. Unaufhörlich wiederholte sie: „Wenn nur der König Ruhe und Achtung behält; ich werde stets glücklich seyn durch sein Glück." Bald folgten Ereignisse, die ihren Muth auf die Probe setzten. Am 6ten October 1789 ertönte zu Versailles die Luft von den wüthendsten Drohungen gegen die Königin; sie aber blieb mit mütterlicher Sorgfalt um ihre Kinder beschäftigt. Mitten in der Nacht schrieb ihr ein Geistlicher: „Nehmen Sie Maßregeln; morgen früh um sechs Uhr sollen Sie ermordet werden." Sie behielt ihre Ruhe und verheimlichte das Billet. Bald darauf werden die Schloßthore zertrümmert, die Garden umgebracht; Wehklagen und Drohungen erschallen von allen

Seiten. Mit dem Anbruch des Tages dringen die Wüthenden in das Zimmer der Königin und zwingen sie, sich zum König zu flüchten. Indeß dauern die Mordscenen fort. Ihnen Einhalt zu thun, zeigen sich der König und die Königin, ihre beiden Kinder an der Hand, auf dem Balcon. Dieser Anblick macht einen augenblicklichen Eindruck auf die rasenden Gemüther; bald aber ertönt der allgemeine fürchterliche Ruf: „Nicht die Kinder, die Königin allein!" — Sie führt augenblicklich ihren Sohn und ihre Tochter in die Arme des Königs, und kehrt allein auf den Balcon zurück, entschlossen, ihr Haupt dem Todesstreiche darzubieten. Allein die Menge fühlte sich durch diesen unerwarteten Muth erschüttert und den Drohungen folgte Beifallgeschrei. An demselben Tage mußte Marie Antoinette auf dem sechsstündigen Wege nach Paris das entsetzlichste Schauspiel ertragen. Vor ihrem Wagen trug man auf zwei Piken die Köpfe zweier Gardisten; trunkene und bluttriefende Furien umringten sie mit den schrecklichsten Verwünschungen. Als sie durch Abgeordnete des Gerichts, welches die Schuldigen verfolgen und bestrafen wollte, über das Vorgefallene befragt wurde, antwortete sie: „Ich werde nie die Anklägerin eines Unterthanen des Königs seyn;" und auf eine wiederholte Anfrage: „Ich habe alles gesehn, alles gehört und alles vergessen." In den ersten Monaten nach ihrer Ankunft wandte sie 300,000 Livres an, um die von armen Leuten auf dem Leihhause versetzten Kleider einzulösen; aber ihre Wohlthaten konnten die Gährung der gegen sie erbitterten Gemüther nicht beruhigen. Als Ludwig XVI. zu fliehen beschloß, folgte sie ihrem Gemahl, obgleich sie richtig ahnend das Mißlingen voraussah. „Die Reise wird fehlschlagen," wiederholte sie mehrmals, „der König ist zu unglücklich." Als sie von Varennes in die Tuilerien zurückgebracht worden, antwortete sie den Commissarien, die ihre Erklärung foderten: „Da der König mit seinen Kindern abzureisen wünschte, würde nichts in der Welt mich haben hindern können, ihm zu folgen. Ich habe seit zwei Jahren genugsam bewiesen, daß ich ihn nie verlassen werde. Was mich noch mehr dazu bestimmte, war die feste Ueberzeugung, daß der König Frankreich nicht verlassen wollte; hätte er es gewünscht, so würde ich alles angewandt haben, es zu verhindern." Diesem Sturm folgte ein Augenblick der Ruhe; indeß kamen der 20ste Juni und der 10te August 1792. An dem letztern dieser Tage wandte die Königin, entschlossen zu sterben, das äußerste an, um ihren Gemahl zu dem Entschluß zu bewegen, mit den Waffen in der Hand dem Tode entgegenzugehen; mit ihm in die Nationalversammlung geführt, hörte sie hier die Entsetzung des Königs aussprechen, seine Richter ernennen, und folgte ihm in den Tempel. Man hatte keiner ihrer Frauen erlaubt, sie zu begleiten. Hier bewohnte sie mit ihrer Tochter und der Prinzessin Elisabeth das einzige Zimmer, das einen Ofen hatte. Dichte Eisengitter verwahrten die Fenster, die nur ein mattes Licht hineinfallen ließen. In diesem traurigen Aufenthalt zeigte Marie Antoinette die ganze Stärke ihres Charakters. Stets ruhig im Kreise der Ihrigen flößte sie ihnen Entsagung und Nichtachtung der Kränkungen und Leiden ein. Als Ludwig XVI. ihr sagte, daß er verurtheilt sey, wünschte sie ihm Glück zu dem Ende eines so qualvollen Daseyns, und zu dem unvergänglichen Lohn, der es krönen solle. Nach dem Tode ihres Gemahls hatte sie an den Convent nur die Bitte, um Trauerkleider, welche sie bis an das Ende ihres Lebens trug. Am 4ten Juli 1793 ward sie von ihrem Sohne getrennt. Sie fühlte, daß diese Trennung auf immer sey; nichts desto weniger ertrug sie sie

mit Standhaftigkeit. Am nächsten 5ten August wird sie in der Mitte der Nacht in die Conciergerie gebracht. Das untere Gemach, welches den Namen Rathszimmer führt, und dunkel und feucht ist, wurde hier ihr letzter Aufenthalt. Am 3ten Oct. verordnete der Convent, daß sie vor Gericht gestellt werden solle. In der Anklage ward sie beschuldigt, die Finanzen verschwendet, den öffentlichen Schatz erschöpft, Summen daraus dem Kaiser gegeben, mit den auswärtigen Feinden correspondirt und die innern Unruhen begünstigt zu haben. Aber ungeachtet der Menge von Zeugen, welche man abhörte, konnte man nicht den geringsten Beweis gegen sie führen, und mit Recht rief ihr Vertheidiger, Chauveau-le-Garde: „Was mich einzig in Verlegenheit setzt, ist nicht, Antworten, sondern nur eine einzige scheinbare Anklage zu finden." Bailly, damals Maire von Paris, der zum Zeugen aufgerufen wurde, hatte den Muth, die Königin geradezu in Schutz zu nehmen, und ihren blutdürstigen Ankläger Fouquier-Tinville bitter zu tadeln, seine Anklage auf so offenbar falsche und verleumderische Facta gegründet zu haben. Die Königin selbst antwortete auf alle Fragen mit Festigkeit und Bestimmtheit. Auf Heberts schändliche Beschuldigung, daß sie ihren eigenen Sohn verführt habe, antwortete sie mit Indignation: „Wegen eines so gehässigen Verbrechens appellire ich an alle Mütter." Sie hörte ihr Todesurtheil mit vollkommener Fassung, und schlief, nachdem man sie nach einer achtzehnstündigen Sitzung in ihr Gefängniß zurückgebracht hatte, bald ruhig ein. Am andern Morgen um elf Uhr bestieg sie den Karren, der sie nach dem Schaffot führte. So sehr man auch das Volk anreizte, sie auf dem Wege dahin zu beleidigen, herrschte doch eine tiefe Stille. Sie war nicht mehr die durch Anmuth und Schönheit entzückende Königin; der Gram hatte ihre Züge zerstört und in dem feuchten ungesunden Kerker hatte sie fast ein Auge verloren. Ihr Anblick schien den wilden Pöbel zu erschüttern. Um 12 Uhr kam der Zug auf dem Platze Ludwigs XV. an. Marie Antoinette warf einen langen Blick auf die Tuilerien und bestieg dann hastig das Schaffot. Als sie oben war, warf sie sich auf die Knie und sprach: „Gott! erleuchte und rühre meine Henker; lebt wohl auf immer, meine Kinder, ich gehe zu eurem Vater." — Sie erhob die Augen zum Himmel, um sie im nächsten Augenblick auf ewig zu schließen. So starb Mittwochs den 16ten October 1793 Frankreichs Königin, in ihrem fast vollendeten 38sten Jahre. Besenval entwirft von ihr in seinen Memoiren folgendes Bild: Der Glanz ihres Teints, viel Annehmlichkeit in der Haltung des Kopfs, eine große Eleganz in ihrer ganzen Person setzten sie in den Stand, vor vielen reicher begabten Frauen den Vorzug zu behaupten. Ihr Charakter war sanft und zuvorkommend; leicht von Unglücklichen gerührt, half sie ihnen gern und bei jeder Gelegenheit. Ihr gefühlvolles Herz vereinigte zwei selten verbundene Eigenschaften: gern Dienste zu leisten, und des Glücks zu genießen, das sie gestiftet. Großer Hang zum Vergnügen, wenig natürliche Heiterkeit, durchaus nichts Bestimmtes in ihrer Art zu denken, diese Mängel hinderten sie, in der Gesellschaft den Erwartungen zu entsprechen, die ihre persönlichen Eigenschaften und ihr Aeußeres erregten. Ihre Vertraulichkeit schadete dem Gefühl der Hochachtung, und eine andere Haltung, zu der sie sich wohl zuweilen zwang, beleidigte, da man sich gewöhnt hatte, nur die liebenswürdige Frau in ihr zu sehen. Daher kam es, daß sie oft Mißvergnügen erregte, und man viel Uebles von ihr sprach, ohne selbst den eigentlichen Grund finden zu können.

Antoninus Pius (Titus Aurelius Fulvius, bekannt unter dem Namen), stammte aus Nemausus in Gallien, und war zu Lavinium in Roms Nachbarschaft im J. 86 nach Chr. geboren. Schon sein Vater Aurelius Fulvius hatte das Consulat bekleidet, und im J. 120 gelangte auch er zu dieser Würde. Er war einer von den vier Consularen, unter welche Hadrian die höchste Magistratur Italiens theilte, ging dann als Proconsul nach Asien und stieg nach seiner Rückkehr nach Rom immer mehr in Hadrians Vertrauen. Von seiner Gemahlin Faustina, des Annius Verus Tochter, deren zügelloses Betragen er mit weißer Mäßigung den Blicken der Welt zu verbergen suchte, hatte er vier Kinder; alle starben bis auf Faustina, Mark Aurels nachmalige Gattin. Im J. 138 ward er von Hadrian adoptirt, wogegen er wiederum den L. Verus und M. Annius Verus (Mark Aurel) adoptirte; und noch in demselben Jahre bestieg er den Thron. Unter ihm genoß das Reich der Ruhe und des Glücks. Mäßig und einfach in seinem Privatleben, den Nothleidenden hülfreich, ein Verehrer der Tugend und Weisheit, ward er der Vater seines Volks. Oft wiederholte er die schönen Worte Scipio's: „Ich will lieber Eines Bürgers Leben erhalten, als tausend Feinde vernichten." Seine weise Sparsamkeit setzte ihn in den Stand, die Auflagen zu vermindern. Die Verfolgungen der Christen stellte er möglichst ab. Er führte nur wenige Kriege, namentlich in Britannien, wo er das römische Gebiet erweiterte und eine neue Mauer aufführen ließ. Der Senat gab ihm den Beinamen des Frommen (Pius), weil er dankbar das Andenken Hadrians, seines zweiten Vaters, durch Erbauung eines Tempels ehrte. Feuersbrünste, Ueberschwemmungen und Erdbeben richteten an mehrern Orten Verwüstungen an; aber seine Freigebigkeit milderte die Folgen dieser Unglücksfälle. Er starb 74 Jahre alt nach einer 23jährigen Regierung im J. 161. Seine Asche ward in dem Grabmale Hadrians beigesetzt; der Senat aber bewilligte ihm einstimmig göttliche Ehren, und weihte seinem Andenken eine Säule, die unter dem Namen der Colonna Antonina noch vorhanden ist. Das ganze Reich beweinte seinen Tod, als einen allgemeinen Verlust, und die folgenden Kaiser legten sich seinen Namen als eine Zierde bei.

Antoninus (Annius Verus, genannt nach seiner Adoption M. Aelius Aurelius Verus) aber am bekanntesten unter dem Namen Marc Aurel war im J. 121 nach Chr. geboren und bestieg nach Antoninus Pius, seines Adoptivvaters Tode, im J. 161 den Thron. Freiwillig theilte er die Regierung mit Lucius Verus, den er zum Cäsar und Augustus ernannte und mit seiner Tochter Lucilla vermählte. Erzogen und unterrichtet von Plutarchs Neffen Sextus, dem Redner Herodes aus Athen und dem berühmten Juristen L. Volusius Mecianus, hatte er sich ganz zum Gelehrten gebildet und besonders die stoische Philosophie lieb gewonnen. Während seine Feldherren Statius Priscus, Avidius Cassius, Marcius Verus und Fronto die entscheidendsten Siege über die Parther erfochten, Armenien, Babylon und Medien eroberten, und die große Stadt Seleucia am Tigris auf das grausamste zerstörten, richtete Mark Aurel sein Augenmerk auf Rom und die Deutschen. Jenes wurde von Pest, Hungersnoth und verheerenden Ueberschwemmungen heimgesucht, deren üble Folgen er nach Möglichkeit zu vermindern suchte; diese beunruhigten das römische Gebiet durch häufige Einfälle, wurden aber glücklich zurückgeschlagen. Zugleich bemühte sich Mark Aurel, die Sitten des Volks und die Gerechtigkeitspflege zu verbessern. Nach Beendigung des parthischen Krieges hielten beide

Kaiser einen Triumph und nahmen den Titel Parthicus an. Bald aber brach eine fürchterliche Pest aus, womit die morgenländische Armee alle Länder angesteckt hatte, durch welche sie gezogen war. Dieses Uebel wurde nicht allein durch Erdbeben und Ueberschwemmungen, sondern auch durch einen allgemeinen Aufstand aller wilden Gränzvölker von Gallien bis an das schwarze Meer noch vermehrt. Beide Kaiser gingen nach Aquileja, um mit dem Eintritt des Frühlings den Feind anzugreifen, der sich scheinbar unterwarf, bald aber aufs neue zu den Waffen griff. Acht Jahre lang wurde mit abwechselndem Glück gefochten. Verus starb schon in dem ersten Jahre des Krieges. Im J. 923 nach Roms Erb. drangen die Feinde bis in Italien ein, und da die Schatzkammer erschöpft war, sah sich der Kaiser genöthigt, alles kostbare Geräth des Palastes zu verkaufen. In den folgenden Feldzügen waren die Römer wieder Sieger. Als aber 927 der Kaiser bei der Stadt Gran den Quaden entgegenstand, gerieth er, rings von Feinden eingeschlossen, aus Mangel an Wasser in die äußerste Noth, und er war nahe daran, sich ihnen ergeben zu müssen, als ein Platzregen die Armee erfrischte und ihr den Sieg verschaffte. Die Quaden, so wie die übrigen Barbaren wurden gedemüthigt und mußten um Frieden bitten. Die Empörung des syrischen Statthalters, Avidius Cassius, der sich bereits ganz Aegypten und alle Länder innerhalb des Taurus unterworfen hatte, rief Mark Aurel von seinen Siegen ab; aber noch ehe er Asien erreichte, war der Aufrührer von seinen eignen Anhängern ermordet worden. Der Kaiser verzieh großmüthig allen Theilhabern an der Verschwörung, zog triumphirend in Rom ein und beschäftigte sich mit den innern Angelegenheiten, bis neue Angriffe der Deutschen ihn nöthigten, abermals gegen sie ins Feld zu ziehen. Er besiegte sie zu verschiedenen Malen, erkrankte aber zu Sirmium, und starb daselbst im 59sten Jahre seines Alters und im 19ten seiner Regierung. — Wir besitzen von ihm Betrachtungen über sich selbst, in welchen er sich als einen Anhänger der Stoa zeigt. — Er gehört zu den besten Kaisern, welche Rom beherrscht haben.

Antonius (Marcus), der Triumvir, war der Sohn des Prätors und Enkel des Redners Marcus Antonius, und wurde 68 Jahre vor Chr. geboren. Durch seine Mutter Julia, eine Frau von ausgezeichneten Eigenschaften, war er mit Cäsars Familie verwandt. In dem vertrauten Umgang mit einem Curio und Clodius ward er früh mit allen Ausschweifungen bekannt, und häufte ansehnliche Schulden. Beredsamkeit und Kriegskunst zu studiren ging er nach Griechenland. Während er sich hier aufhielt, machte er unter dem Consul Gabinius, der ihm ein Cavalleriecommando gab, einen Feldzug in Syrien. Er zeigte dabei viel Muth und Thätigkeit, besonders gegen Aristobul, den Anführer der Juden, welche das Joch der Römer abzuwerfen suchten. Nicht minder zeichnete er sich in Aegypten aus, wo er dem Gabinius den Ptolemäus Auletes wiedereinsetzen half. Die Soldaten, gegen die er sich überaus freigebig, nachsichtig und vertraulich bezeigte, gewannen ihn sehr lieb. Nach Rom zurückgekehrt, verband er sich mit Curio, und unterstützte, wie dieser, mit Eifer die Partei Cäsars. Er ward Augur und Volkstribun; aber durch einige gewagte Vorschläge erregte er einen solchen Haß gegen sich, daß er mit Curio und Cassius Longinus in Sclavenkleidern Rom verließ, und in Cäsars Lager eine Zuflucht suchte; dieser Schritt ward einer von den Vorwänden zum Bürgerkriege. In den darauf folgenden Unruhen ward Antonius von Cäsar zum Oberbefehlshaber von Italien ernannt. Auf den Befehl

desselben, mit seinen Truppen in Macedonien zu ihm zu stoßen, führte er ihm eine bedeutende Macht zu, befehligte in der pharsalischen Schlacht den linken Flügel, und kam nach erfochtenem Siege als Magister equitum und Statthalter von Italien nach Rom zurück. Hier gerieth er mit Dolabella, dem Volkstribun, in Streit, und mitten auf dem Forum kam es mit der Partei desselben zum Handgemenge. Die Güter des Pompejus, die aus Achtung vor dessen Andenken niemand erwerben wollte, kaufte er um einen geringen Preis. Durch Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten entwürdigte er sich so sehr, daß Cäsar bei seiner Rückkehr ihn mit Kälte behandelte. Um diese Zeit verheirathete er sich mit des Clodius Wittwe Fulvia, welche ihn das ganze Gewicht ihres despotischen Ansehens fühlen ließ. Als Cäsar aus Spanien zurückkam, gewann Antonius durch die schimpflichsten Schmeicheleien und Nichtswürdigkeiten seine Gunst wieder, und ward im Jahre 44 vor Chr. sein Mitconsul. Damals warf er sich am Lupercalienfest öffentlich zu Cäsars Füßen, und bot ihm zwei Mal ein Diadem an, das dieser unter dem Zujauchzen der Menge zurückwies. Bald darauf ward Cäsar das Opfer einer Verschwörung, und Antonius würde dasselbe Schicksal gehabt haben, wenn nicht Brutus, der ihn für die Partei der Republikaner zu gewinnen hoffte, sich für ihn verwendet hätte. Der Erfolg lehrte aber bald, daß die andern Verschwornen ihn besser beurtheilt hatten. Wohl wissend, wie sehr äußere Gegenstände auf die leichtsinnige Menge wirken, stellte er Cäsars Leichnam in blutigem Gewande öffentlich aus, und hielt dabei eine Leichenrede, in der er das Volk zur Wuth und Rache entflammte. Die Mörder mußten sich aus Rom flüchten, und Antonius herrschte einige Zeit mit unumschränkter Gewalt. Nachdem er sich mehrmals mit dem jungen Octavius, Cäsars Erben, der ebenfalls nach der Herrschaft strebte, und sich zu behaupten die Partei des Senats ergriff, entzweit und versöhnt hatte, ging er mit einem Heere in das cisalpinische Gallien, dessen Statthalterschaft ihm zugetheilt worden, und belagerte Mutina, das Decimus Brutus tapfer vertheidigte. Unterdeß hielt Cicero seine berühmten Reden gegen ihn; der Senat erklärte ihn für einen öffentlichen Feind, und die beiden Consuln Hirtius und Pansa, von Octavius begleitet, rückten wider ihn ins Feld. Antonius schlug anfangs Pansa in einer sehr mörderischen Schlacht, aber Hirtius eilte herbei, und troz der tapfersten Gegenwehr ward Antonius vollkommen geschlagen. Allein auch beide Consuln waren geblieben, und Octavius trat an die Spitze der republikanischen Armee. Antonius mußte nicht nur Mutina, sondern auch ganz Italien verlassen, und floh mit seinen Truppen unter großen Beschwerden und Entbehrungen über die Alpen. Er bestand sie mit großem Muthe, denn er konnte Widerwärtigkeiten besser als glückliche Ereignisse ertragen. In Gallien commandirte Lepidus; Antonius begab sich in Trauerkleidern in sein Lager und gewann schnell die Armee für sich, so daß diese ihren Anführer nöthigte, sich mit Antonius zu verbinden, und diesem sein Ansehen abzutreten. Auch Plancus und Pollio verstärkten jezt seine Partei mit ihren Heeren, so daß Antonius, der vor kurzem Italien als Flüchtling verlassen hatte, an der Spitze von 23 Legionen und 10,000 Reitern dahin zurückkehrte. Jezt ließ Octavius die Maske fallen; er zog Antonius und Lepidus entgegen, und hatte mit ihnen auf einer kleinen Insel des Rhenus (unweit Bologna) die berühmte Zusammenkunft, wo sie die römische Welt unter sich theilten. Hier auch entwarfen sie jene blutigen Proskriptionen, die ihre Namen fluchwürdig gemacht haben. Antonius

war es, der Ciceros Tod foderte. Er willigte dafür in den Tod seines eigenen Oheims Lucius Cäsar. Dies festgesetzt, marschirten die Triumvirn auf Rom, und versetzten diese Stadt wie ganz Italien durch Mord und Raub in Trauer. Antonius genoß die elende Genugthuung, Cicero's Haupt und rechte Hand auf derselben Rednerbühne zur Schau zu stellen, auf welcher seine Beredsamkeit so oft triumphirt hatte. Dreihundert Senatoren und zweitausend Ritter kamen in diesen Verfolgungen um. Nachdem die zum Kriege nöthige Summe von zweihundert Millionen Sesterzien herbeigeschafft war, und die Triumvirn Magistratspersonen auf mehrere Jahre ernannt hatten, gingen Antonius und Octavius nach Macedonien ab, wo Brutus und Cassius ihre Streitkräfte vereinigt hatten. Bei Philippi befehligte Antonius gegen den Cassius, schlug ihn nach einem blutigen Kampfe zurück, und zwang ihn, sich zu tödten. In der zweiten Schlacht war er es vorzüglich, der den Brutus nöthigte, denselben verzweiflungsvollen Entschluß zu fassen. Bei dem Anblick des Leichnams aber zeigte er tiefe Rührung, bedeckte ihn mit seinem Mantel und ließ ihn ehrenvoll beerdigen. Antonius ging hierauf nach Griechenland, besuchte zu Athen die öffentlichen Schulen und das Gymnasium, und gab dieser noch in ihrem Verfall glänzenden Stadt Beweise seiner Hochachtung und seiner Gunst. Von da ging er nach Asien, wo er ganz seiner Neigung zur Pracht und Ueppigkeit folgte. Als er in Cilicien war, befahl er der Königin von Aegypten, Cleopatra, sich wegen ihres, den Triumvirn mißfälligen Betragens zu rechtfertigen. Sie erschien persönlich, und wußte ihn für immer zu fesseln. Antonius folgte ihr nach Alexandrien, wo er in ununterbrochenen Zerstreuungen nicht eher wieder an die Angelegenheiten der Welt dachte, als bis ihn die Nachrichten von den in Italien zwischen Octavius und seiner Gemahlin Fulvia ausgebrochenen Feindseligkeiten aus seinem Rausche weckten. Es erfolgte ein kurzer Krieg, der noch vor Antonius Ankunft in Italien zu Octavius Gunsten entschieden war. Fulvia's Tod erleichterte die Aussöhnung, welche durch die Vermählung des Antonius mit der Octavia, der Schwester des Octavius, besiegelt ward. Die beiden Herren des römischen Reichs machten eine neue Theilung. Antonius bekam den Orient, Octavius den Occident. Die Stadt Codropolis (Scutari) in Illyrien ward zur Grenze bestimmt. Dem schwachen Lepidus wurde zum Schein Afrika zugetheilt. Mit Sextus Pompejus, der das mittelländische Meer beherrschte, ward ein Vertrag geschlossen. So war die öffentliche Ruhe wieder hergestellt. Antonius brachte hierauf den Winter unter Lustbarkeiten in Athen zu, während sein Legat Ventidius die in die römischen Provinzen Asiens eingedrungenen Parther so nachdrücklich zurückschlug, daß Antonius aus Eifersucht das Commando selbst übernahm, und jenen nach Rom sandte, um einen Triumph zu halten. Nach einem wenig rühmlichen Feldzuge kehrte er nach Athen zurück, und ging von da sogleich nach Italien unter Segel, wo Octavius von Sextus Pompejus nachdrücklich bedrängt wurde. Durch die Vermittelung der Octavia herrschte, wenigstens dem Anschein nach, vollkommenes Einverständniß zwischen beiden Triumvirn; durch Antonius Leidenschaft für Cleopatra aber ward es bald aufs neue gestört. Nach seiner Rückkehr in Asien ergab sich dieser dem schamlosesten Leben, verschwendete, das Interesse des Staates verletzend, Provinzen und ganze Reiche an seine Geliebte, und übte die offenbarsten Ungerechtigkeiten. Nach einem schimpflichen Feldzuge gegen die Parther nahm er den König von Armenien Artasasdes durch Verrätherei gefangen, und führte ihn im

Triumph nach Alexandrien. Die tugendhafte Octavia, welche auf der Reise zu ihrem Gemahl bis Athen gekommen war, erhielt, auf Cleopatra's Betrieb, von ihm Befehl zur Rückkehr. Octavius versäumte nicht, Antonius Betragen als ein Mittel zu gebrauchen, das Mißvergnügen der Römer gegen ihn zu reizen. Der Krieg zwischen beiden Nebenbuhlern ward unvermeidlich, und man rüstete sich von beiden Seiten. Aber statt kräftige Maßregeln zu ergreifen, die unfehlbar zum Siege geführt haben würden, füllte Antonius die Insel Samos, den Sammelplatz seiner Truppen, mit Musikern, Gauklern und Schwelgern, und versäumte, unter beständigen Festen, seine wichtigsten Angelegenheiten. Von Octavia trennte er sich öffentlich, und befahl ihr, sein Haus in Rom zu verlassen. Dieser Maßregel mußte allgemeine Mißbilligung folgen, da Octavia's Edelmuth bekannt, Cleopatra's hochfahrender Sinn hingegen verhaßt war. Endlich erklärte man zu Rom der Königin Aegyptens den Krieg, und entsetzte Antonius seines Consulats und seiner Statthalterschaft. Jede Partei sammelte ihre Streitkräfte zu Wasser und zu Lande, und der ambracische Meerbusen ward der Schauplatz des großen Kampfs. Octavius hatte 80,000 Mann Fußvolk, 12,000 Reiter und 500 Schiffe; Antonius eine gleiche Zahl, war ihm aber um 20,000 Mann zu Fuß überlegen. Es erfolgte die berühmte Schlacht bei Actium, welche Antonius, aus Nachgiebigkeit gegen Cleopatra, wider den Rath seiner besten Feldherrn lieferte. Mitten im heftigsten Kampfe ergriff Cleopatra mit ihren sechzig Galeeren die Flucht; auf einem kleinen Fahrzeuge folgte Antonius ihr nach, und bedeckte sich mit ewiger Schmach. Die Herrschaft der Welt war verloren. Zwar kämpften seine Soldaten noch lange mit Tapferkeit, aber, ihres Anführers beraubt, erlagen sie endlich. Die Landarmee, als sie sich verlassen sah, ergab sich an Octavius, und ward seinen Legionen einverleibt. Antonius, voll Schaam und Unwillen gegen diejenige, die seinen Untergang verursacht hatte, weigerte sich lange, sie zu sprechen. Endlich aber söhnten sich beide aus, und Antonius ging nach Lybien, wo er ein bedeutendes Truppencorps gelassen hatte. Bei seiner Ankunft mußte er sehen, daß es die Partei des Octavius ergriffen hatte. Sein Schmerz darüber war so groß, daß man ihn nur mit Mühe am Selbstmorde hinderte. Er kehrte nach Aegypten zurück, und lebte hier in finsterer Zurückgezogenheit, bis es Cleopatra gelang, ihn in ihren Palast und zu der vorigen Lebensweise zurückzuführen. Ihre Feste wurden durch Octavius Ankunft unterbrochen, der alle Vorschläge der Unterwerfung verwarf. Bei seiner Erscheinung vor Alexandrien schien Antonius für einen Augenblick seinen alten Muth wiederzufinden. Er machte einen Ausfall an der Spitze seiner Reiterei, und schlug die feindliche zurück; später aber, von der ägyptischen Flotte und seiner Landarmee verlassen, und in dem Argwohne, von Cleopatra selbst verrathen zu seyn, verlor er aufs neue den Muth. Er begab sich in den Palast der Cleopatra, um an ihr Rache zu nehmen; sie rettete sich jedoch durch die Flucht, und täuschte ihn durch das falsche Gerücht ihres Todes. Entschlossen, ebenfalls zu sterben, rief er seinen treuen Eros, der ihm versprochen hatte, daß er ihn tödten wolle, wenn er es ihm einst befehlen würde. Eros schien bereit zu gehorchen, hieß ihm das Gesicht abwenden, und sank, sich selbst durchbohrend, todt zu seinen Füßen. Gerührt durch diesen Beweis von Heldenmuth und Liebe, stürzte sich Antonius in dasselbe Schwert. Die Wunde war nicht unmittelbar tödtlich, und da er jetzt die Nachricht von Cleopatra's Leben erhielt, ließ er sich zu

ihr tragen, und starb, unter Aeußerungen der Zärtlichkeit gegen die Treulose, in ihren Armen (30 J. vor Chr.). Cleopatra ließ ihn prächtig beerdigen, zu Rom aber warf man seine Statuen um und verfluchte sein Andenken. Er hinterließ fünf Kinder, zwei Söhne von der Fulvia, zwei Töchter von der Octavia, und eine Tochter von der Cleopatra.

Antraigues (Emanuel Louis Henri de Launey, Comte d') ehemaliger Deputirter des Adels der Senechaussee von Villeneuve-de-Berg bei der Versammlung der General-Stände, Verfasser eines Memoires über die General-Stände und mehrerer politischen Gelegenheitsschriften. Er war in Vivarais geboren, ein Neffe v. Priests, eines der letztern Minister Ludwigs XVI. Sein Hofmeister, der berühmte Abbé Maury, bildete früh seine Anlagen zu einer glänzenden und hinreißenden, doch weniger gründlichen Beredsamkeit aus. Den ersten Gebrauch seiner Talente machte er in dem berühmten Mémoire sur les Etats-Généraux, leurs droits et la manière de les convaquer, 1788, worin der fessellosete Republicanismus, bis zur gänzlichen Verdammung aller monarchischen Staaten und Rechtfertigung der Empörung so lebendig und kraftvoll sich aussprach, daß bei der damaligen Gährung der Gemüther diese Schrift einen überwiegenden Beifall fand und wohl mit Recht als einer der ersten Funken betrachtet werden kann, welche die Flamme entzündeten, die bald ganz Frankreich durchwüthen sollte. Als er aber 1789 zum Deputirten bei den Generalständen ernannt war, vertheidigte er die Vorrechte des Erbadels, jedoch mit Ausschluß der pecuniairen, bewirkte die getrennten Berathschlagungen der Kammern, stimmte für eine die Menschen- oder vielmehr Bürgerrechte festsetzende Constitution, erklärte indessen dabei das Veto des Königs als eine unentbehrliche Stütze der Monarchie. Er widersetzte sich Neckers Vorschlag zu einer Anleihe, dessen Nichterfolg hernach die Beraubung der Geistlichkeit und späterhin die Verfertigung der Assignate herbeiführte. 1790 verließ er die Versammlung, übersandte seinen Bürgereid mit Einschränkungen, ward wegen Unruhestiftungen angeklagt, vertheidigte sich öffentlich und ging dann nach Rußland, von da nach Wien, stets mit diplomatischen Aufträgen und Angelegenheiten beschäftigt. Der Verfasser der republikanischen Schrift: sur les Etats-Généraux ward jetzt der eifrigste Vertheidiger der Monarchie und der Bourbons, denen er durch seine diplomatischen Verbindungen im Auslande und mehrere Versuche, die eifrigsten Republikaner in Frankreich umzustimmen, auf alle Weise nützlich zu werden suchte. Von Rußland 1797 in einer Mission nach Italien gesandt, ward er zu Mayland, auf Bonaparte's Befehl, verhaftet. Vergebens berief er sich in einem kräftigen Schreiben an denselben auf das Völkerrecht, das er für verletzt erklärte, da er als Bürger in Rußland naturalisirt war; seine Frau, die berühmte Opernsängerin St. Huberti, ehemals seine Mätresse, verschaffte ihm endlich Mittel zur Entweichung. Er kehrte nun nach Wien und dann nach Rußland zurück, wo ihn Alexander I. 1803 zum Staatsrath machte, und in diplomatischen Angelegenheiten nach Dresden schickte. Hier schrieb er eine Schrift gegen Bonaparte, unter dem Titel: Fragment du XVIIIme livre de Polybe, trouvé sur le mont Athos, die in ganz Europa großes Aufsehn erregte (Leipzig bei Reclam und Dresden bei Hartknoch) der dafür seine Verweisung aus Dresden bewirkte. Nach Rußland zurückgekehrt, fand er Mittel, Kenntniß von den geheimen Artikeln des Tilsiter Friedens zu erhalten, ging damit nach England und theilte solche dem Ministerio mit, wodurch sein

Einfluß so bedeutend wurde, daß Canning in französischen Angelegenheiten nichts ohne seine Rathschläge gehört zu haben that. Er unterhielt seine diplomatischen Verbindungen, besonders in Frankreich, und galt allgemein für einen der größten Politiker; auch behauptet man, daß er durch seinen Einfluß insgeheim viel zur Wiederherstellung des Thrones der Bourbons beigetragen habe. Troß seiner langjährigen Anhänglichkeit und seiner vielen Bemühungen für dieses Haus, gelang es ihm doch nicht, das Vertrauen Ludwigs XVIII. ganz zu gewinnen. 1812 ward er in einem Dorfe bei London, nebst seiner Gemahlin, durch seinen Bedienten Lorenzo, einen Italiener, ermordet, welcher sich gleich nach der That erschoß. Da man den Grafen d'Antraigues stets als Mitwisser der wichtigsten Staatsgeheimnisse betrachtet hatte, so gab sein Tod zu mancherlei unerweislichen Vermuthungen Anlaß. Er war ein Mann von außerordentlichem Geiste, ausgezeichneten Fähigkeiten und nicht gewöhnlichen Kenntnissen, aber die unruhige Lebendigkeit seines immer regen Geistes, die ihn ganz und fast einzig in der verwicklungvollen diplomatischen Thätigkeit leben ließ, erzeugte auch den auffallenden Wankelmuth in seinen Grundsätzen. Er ist als einer der stärksten und beredesten Publicisten der Revolution bekannt, und zeichnet sich als Schriftsteller durch den Scharfsinn seiner Untersuchungen sowohl, als durch das hinreißende Feuer seines Vortrags aus.

Antwerpen, eine große und gut gebaute Stadt im ehemaligen Herzogthum Brabant, an der Schelde, mit einer Citadelle und einem sehr guten Hafen. Vor dem niederländischen Kriege mit den Spaniern war sie eine größere Handelsstadt als Amsterdam, dessen Größe sich im 16ten Jahrhunderte auf den Ruin von Antwerpen zu gründen anfing. Damals war die Schelde mit den Schiffen aller Nationen bedeckt; man zählte deren auf einmal 2500 in ihrem Hafen, und um zum Orte ihres Ausladens zu gelangen, mußten sie oft Wochen warten. Zu Antwerpen, das damals 200,000 Einwohner zählte, hatte die Hanse ihre Hauptcomtoire und Niederlagen. Diese Blüthe welkte allmälig, als der niederländische Revolutionskrieg ausbrach, in welchem Antwerpen, nach einer denkwürdigen Belagerung, 1585 von dem Prinzen von Parma erobert ward, und schwand gänzlich, als im münsterschen Frieden, welcher die sieben vereinigten Provinzen der Niederlande für unabhängig erklärte, diese unter mehrern Handelsvortheilen auch die Schließung der Schelde bedungen, vermöge welcher in der Folge keine Kauffahrtei= oder andere große Schiffe in den Hafen von Antwerpen sollten einlaufen dürfen. Auch suchten die Holländer, um etwanige Versuche wider diesen Schuß im voraus zu verhindern, diesen Hafen als unsicher darzustellen. Nichts desto weniger versuchte Joseph II. im Jahre 1785 die Aufhebung dieses Zwanges zu bewirken, ohne jedoch etwas anders zu erreichen, als daß in dem am 20sten September zwischen ihm und Holland geschlossenen Vergleich die Grenzen der Schifffahrt auf der Schelde für die österreichischen Niederlande um etwas erweitert wurden. Dessen ungeachtet zählt Antwerpen 60,000 Einwohner, besitzt ansehnliche Fabriken in Gold und Silber, Diamant= und Steinschleifereien, schöne Leinwandbleichen, treffliche Spitzen=, Kattun= und Tapetenmanufacturen, Garnspinnereien u. s. w., einen nicht unbeträchtlichen Handel und sehr reiche Particuliers. Im Verfolge des Sieges von Gemappe eroberten die Franzosen den 29sten November 1792, unter dem General Miranda, die Citadelle von Antwerpen, und eröffneten unter der Losung Freiheit die 144 Jahre lang geschlossene Schelde, indem sie mit einem Geschwader von fünf Fahr=

zeugen unter lautem Jubel den Fluß herauf nach Antwerpen segelten. Die Oesterreicher nahmen zwar nach den Schlachten von Neerwinden und von Löwen Antwerpen den 26sten März 1793 wieder ein, und den 8ten April wurde daselbst von einem Congreß der Minister und einiger Generale der coalisirten Mächte die offensive Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich beschlossen; allein die Schlacht von Fleurus, den 26sten Juni 1794, gab den Franzosen Belgien von neuem in die Hände, und es war am 24sten Juli, als sie wieder in Antwerpen einzogen.

Anubis, eine der vornehmsten Gottheiten der Aegypter. Anfangs verehrte man ihn unter der Gestalt eines Hundes, nachher in menschlicher Gestalt mit einem Hundskopfe. Die Sage nennt ihn einen Sohn des Osiris, den dieser, wähnend sich zu der Isis gesellt zu haben, mit Nephthys erzeugte. Als Isis sich hiervon durch durch den Lotuskranz überzeugt, den Osiris bei Nephthys zurückgelassen hatte, suchte sie das, aus Furcht vor Typhon, von seiner Mutter ausgesetzte Kind auf, fand es mit Hülfe einiger Hunde, erzog es, und hatte an ihm einen treuen Wächter und Begleiter. Anubis bewacht die Götter, wie ein Hund die Menschen. Also Plutarch. Nach Diodor begleiteten Anubis und Makedon, seine Söhne, den Osiris auf seinen Zügen. Anubis trug einen mit einem Hundsfelle überzogenen Helm, und wurde daher in der Gestalt eines Hundes verehrt. In beiden von einander abweichenden Sagen erkennt man den Versuch, die Hundsgestalt des Anubis zu erklären. — Nach der astronomischen Theologie der Aegypter gehörte Anubis zu den acht Göttern der ersten Classe, und bezeichnete, gleichbedeutend mit Piernies (dem gemeinen Namen des Planeten Mercurius) den Merkur. Der Rangordnung nach war er der siebente. Als dieser war er denn auch Zeitbestimmung, Regent einer Tagesstunde.

Anville (Jean Baptiste Bourguignon d'), erster Geograph des Königs, Pensionär der Akademie der Inschriften und schönen Künste u. s. w., war 1697 zu Paris geboren. Eine Landkarte, welche der Zufall ihm als zwölfjährigen Knaben in die Hände führte, gab ihm Gelegenheit, seine Neigung für die Geographie zu zeigen. Er fing an, die Länder und Gegenden, deren die römischen Geschichtschreiber erwähnen, zu entwerfen, und faßte bald für diese Beschäftigung eine wahre Leidenschaft. Alle Studien des Jünglings waren auf die Geographie gerichtet. Er las die Alten nur in der Absicht, die Lage der Städte, von denen sie sprechen, herauszubringen, und die Grenzen der weiten Reiche, wozu wir die Züge in der Geschichte finden, zu bestimmen. Er verfolgte auf seinen Karten den Marsch der Armeen, und suchte die Schlachtfelder auf, wo einst das Schicksal der Welt entschieden worden. Seine, von einem edeln Enthusiasmus angefeuerten Studien hatten ihm frühzeitig umfassende Kenntnisse in der Geographie erworben; er wurde durch sie bald den angesehensten Gelehrten bekannt, und erhielt in einem Alter von 22 Jahren die Bestallung als königlicher Geograph. Jetzt fing er an, die Masse seiner Kenntnisse zu sichten und zu ordnen, und dadurch erwarb er sich jenen so feinen Tact, der einem Instinct gleicht, der aber bei d'Anville das Resultat scharfsinniger, mit Berücksichtigung aller Umstände gemachten Combinationen war. Fast allenthalben fand sein Scharfblick die Wahrheit auf, und schied sie von dem Irrthum. Als Kritiker gebührt ihm der ausgezeichnetste Platz, und durch eine Art von Wunder sind die meisten seiner Meinungen und Vermuthungen durch spätere Untersuchungen an Ort und Stelle selbst bestätigt worden. Unter seinen

Karten für die alte Geographie verdient vor allen seine Karte von Aegypten der rühmlichsten Erwähnung. Sein Orbis veteribus notus, sein Orbis romanus müssen in den Händen aller seyn, welche die alte Geschichte lesen; so auch seine Karten von Gallien, von Italien, von Griechenland. Ein Gleiches gilt von den Karten derselben Länder für die mittlere Zeit. Auch seine Karten der neuern Zeit leisten alles, was die damals vorhandenen Hülfsmittel verstatteten. D'Anville hat im Ganzen 211 Karten und Plane, und 78 Memoiren herausgegeben. Die natürliche Zartheit seines Körpers hinderte ihn nicht, täglich funfzehn Stunden zu arbeiten; er war einfach und bescheiden, aber für den Tadel vielleicht etwas zu empfindlich. Zwei Jahre vor seinem Tode erlagen seine geistigen Kräfte dem Alter; so endigte er seine Laufbahn 1782, beinahe 83 Jahre alt. Seine kostbare Kartensammlung hatte bereits 1779 die Regierung gekauft.

Anwurf heißt im Münzwesen eine Maschine, vermittelst welcher die groben Münzsorten geprägt werden. Sie besteht aus einem Unter- und einem Oberstempel, welcher auf den untern genau paßt, und durch Gewicht oder eine andere Kraft den zur Ausprägung des Geldes erforderlichen Druck erhält.

Anziehung (Attraction), nennen wir die Erscheinung, daß gewisse Körper ein Bestreben zeigen, sich einander zu nähern, sich wirklich nähern, und nach der gegenseitigen Berührung an einander hängen bleiben, wenn sie nicht aufgehalten werden. Sie ist sehr allgemein und weit verbreitet. Nicht nur feste, sondern auch flüssige Körper hängen mit ihren Theilen zusammen, und leisten Widerstand, wenn man sie trennen will. Dies thut selbst das Wasser. Flüssigkeiten vereinigen sich in Tropfen, Tropfen, wenn sie sich nähern, in größere Massen. Flüssige Körper hängen sich an feste, besonders an solche, die eine sehr glatte Oberfläche haben, z. B. an Glas. Sie steigen ferner in feine Röhrchen von selbst hinauf u. s. w. Jeder Körper neigt sich, freigelassen, zur Erde, wenn er aufgehoben war, und fällt gegen dieselbe. Der sonst senkrechte Bleiwurf nimmt in der Nähe hoher Berge eine schiefe Richtung an; das Meer strebt gegen den Mond an; der Mond selbst wird stets nach der Erde, die Erde nebst den übrigen Planeten nach der Sonne hingezogen. In dem ganzen Laufe der Himmelskörper herrscht das unverkennbare Gesetz der gegenseitigen Annäherung. Kurz, diese Erscheinung ist so verbreitet in der Natur, daß man geneigt wird, sie für eine allgemeine Eigenschaft der Körper oder für Regel anzusehen, von welcher die Fälle, wo sie nicht Statt findet, nur Ausnahmen sind. Newton gab ihr zuerst den Namen Attraction. Sie zu erklären, sind die Naturforscher vergebens bemüht gewesen, wohl aber hat man ihre Gesetze entdeckt. Schon Newton bestimmte dieselben für solche Fälle, in welchen die Attraction in beträchtlichen Entfernungen wirkt. Und diese Entdeckungen hatten eine Menge anderer höchst wichtiger Bestimmungen zur Folge. Die Erscheinung der Attraction zeigt sich entweder an Körpern, welche in beträchtlichen oder doch merklichen Entfernungen von einander abstehen, und heißt dann Gravitation, d. i. allgemeine Schwere, oder an Körpern, welche sich berühren, deren Entfernungen unmerklich sind, und führt dann bei Theilen eines und desselben Körpers den Namen Cohäsion (Zusammenhang), und wenn sie zwischen Theilen eines festen und eines flüssigen Körpers Statt findet, den Namen Adhäsion (Anhängung). Wenn man auch nicht alle einzelne Unterabtheilungen dieses Falles aufzählen und mit besondern Namen belegen kann, so gehören doch dahin

die chemischen Verwandtschaften, auf welchen sich Auflösungen, Niederschläge, Crystallisationen, Gährungen und andere chemische Prozesse gründen. Sie sind besondere Attractionen gewisser Stoffe, und werden auch Wahlanziehungen genannt. Die magnetischen und electrischen Anziehungen, welche schon in merklichen Entfernungen wirken, aber doch von der Gravitation sehr verschieden sind, erklärt man gemeiniglich durch den Stoß besonderer flüssiger Materien, über deren Daseyn man Erfahrungen zu haben glaubt. Unter allen diesen besondern Arten der Attraction ist die Gravitation die einzige, deren Gesetze man genau entdeckt und erwiesen hat. Newton war der erste, welcher sie entwickelte. Die Stärke der Gravitation verhält sich direct wie die Masse des anziehenden Körpers, und umgekehrt wie die Quadratzahl seiner Entfernung von dem angezogenen. Dies ist das Gesetz, nach welchem die Körper gegen die Erde, die Erde selbst und alle Planeten in ihren Bahnen um die Sonne, und die Monde um ihre Planeten getrieben werden, nach welchem die Himmelskörper sämmtlich in einander wirken, und aus welchem die keplerschen, bloß aus Tycho's Beobachtungen gezogenen Regeln nothwendige Folgen sind. Dieses für die Gravitation gültige Gesetz darf jedoch nicht als allgemein angesehen werden. Bei den Berührungen vervielfältigt sich die Menge der wirkenden Theilchen und der Berührungspunkte. In jedem Augenblick verändert sich die Lage der Theile gegen einander, und jeder derselben stört und verändert die Wirkung der andern. Höchst verwickelt und schwer zu entdecken ist demnach das Gesetz dieser Art der Attraction, und wer es bestimmte, würde mehr leisten, als Newton und Kepler.

Aeolier, ein griechischer Völkerstamm, ehemals in Thessalien, welcher von Aeolus (Hellens Sohne und Enkel des Deucalion), seinen Namen führte. In Thessalien breiteten sie sich sehr aus, errichteten mehrere kleinere Staaten, bis endlich auch ein Theil von ihnen nach Klein-Asien ging, das ehemalige Troas besetzte und der Landschaft den Namen Aeolis gab. In einen Bund vereinigt, der jährlich zu Cumä seine feierliche Versammlung hielt, blieben sie eine Zeit lang frei; kamen nachher unter die Herrschaft der Lydier, dann der Perser; wurden dann aufs neue von Darius Hystaspes unterjocht, und als ihnen die eigentlichen Griechen Beistand leisteten, entstand der berühmte persische Krieg. Sie wurden frei, kamen wieder unter persische Botmäßigkeit, bis auf Alexander, und wurden endlich, nachdem sie von den syrischen Königen durch die Römer befreit worden waren, vom Sulla, da sie dem König Mithridates beigestanden, völlig unterjocht. — Ihre Sprache war einer von den drei Hauptdialecten der griechischen, ihr Land eins der fruchtbarsten, und Ackerbau und Viehzucht ihr Hauptnahrungszweig.

Aeolus, bei Homer des Hippotes Sohn und König der Insel Liparos, zu dem Ulysses ebenfalls auf seiner Irrfahrt kam. Er soll fromm und gerecht, und gegen die Fremden menschenfreundlich gewesen seyn, den Seeleuten den Gebrauch der Segel gelehrt, überdies aus seinen angestellten Beobachtungen über die Vorzeichen des Feuers den Einwohnern die Winde mit Genauigkeit vorhergesagt haben, weshalb ihn die Fabel zum Windbeherrscher gemacht hat. Daher erzählt Ulyß schon beim Homer:

Einen geschwollenen Schlauch gewährt' er mir, künstlich bereitet
Vom neunjährigen Stier, mit den Weh'n lautbrausender Winde:

Denn zum Schaffner der Wind' hat ihn geordnet Kronion,
Jeden, nachdem er will, zu besänftigen und zu empören.
Und im räumigen Schiff, mit glänzendem Seile von Silber,
Band er ihn fest, daß nichts ihm entwehete, auch nur ein wenig.
Mir dann ließ er den Hauch des freundlichen Westes daher weh'n,
Daß er die Schiff' und uns selbst heimführete.

Später wurde diese Geschichte immer mehr ausgeschmückt. Man machte Aeolus zu einem Sohne des Zeus oder Neptun, und zum Gott der Winde. Man bildet ihn ab als einen bärtigen Mann mit einem Scepter in der Hand, auf einem Felsen sitzend, oder wie er den Scepter in den Felsen stößt, worauf die Winde hervorfliegen. Auch wird er dargestellt in einer Grotte stehend, mit einer Muschel am Munde und einem Blasebalg unter seinen Füßen.

Aeolsharfe, ein Saiteninstrument, das, dem Winde ausgesetzt, Töne von sich giebt. Kircher scheint der Erfinder derselben zu seyn. Pope hatte im Eustathius gefunden, daß der Wind, wenn er auf ausgespannte Saiten stoße, harmonische Töne hervorbringe. Oswald, ein schottischer Componist, machte Versuche und fand es bestätigt. Er spannte in einem schmalen, etwas hohen und langen Kasten von trockenem Tannenholze, der unten einen Resonanzboden hat, über zwei Stege, die nahe an den schmalen Enden einander gegegenüber lagen, acht bis zehn Darmsaiten, alle im Einklang nicht zu dicht neben einander auf. Um dem Luftstrome den Durchgang zu verschaffen, kann der obere schmale Boden, wie ein Pultdeckel aufgehoben werden, der an den beiden Seiten noch Flügel hat. Das Instrument wird hierauf mit der Oeffnung am Schieber dem Winde ausgesetzt, welcher beim Durchströmen Töne hervorbringt. Die tiefsten Töne sind die des Einklangs; so wie sich aber der Wind mehr hebt, entwickelt sich eine Mannichfaltigkeit von Tönen, die ungemein reizend ist.

Aeon, eine unbestimmte lange Zeit, auch wohl eine Ewigkeit. Dieses Wort wird vorzüglich von den Dichtern gebraucht, und zwar im Plural: Aeonen, Ewigkeiten; daher Aeonen lang, eine Reihe von Ewigkeiten hindurch.

Apanage heißt dasjenige Geld, oder die Güter und Einkünfte, welche Könige, Fürsten und andere Standespersonen, bei denen das Recht der Erstgeburt eingeführt ist, ihren jüngern Brüdern oder Vettern zum Unterhalt geben müssen. Daher heißt apanagirter Prinz ein solcher, welcher auf diese Art abgefunden worden ist.

Apathie kann als Zustand, Eigenschaft oder Naturgabe betrachtet werden. Als Zustand wird sie für eine gänzliche Unthätigkeit des Menschen genommen; als Eigenschaft ist sie die gänzliche Affectlosigkeit, welche die Stoiker von dem Weisen fodern. Als Naturgabe ist die Apathie entweder mit hinlänglicher Seelenstärke verbunden oder nicht. Im ersten Fall, sagt Kant sehr richtig, ist sie das glückliche Phlegma. Der damit Begabte ist zwar darum kein Weiser, hat aber doch die Begünstigung von der Natur, daß es ihm leichter wird als Andern, es zu werden. Im letzten Fall ist es eine Art von Unempfindlichkeit, nach welcher ein Mensch sich jeden Schmerz, auch den nicht nothwendigen, gefallen läßt.

Apelles, der Maler, war des Pythius Sohn, zu Cos geboren und erhielt das Bürgerrecht zu Ephesus. Ephorus aus Ephesus gab ihm den ersten Unterricht in seiner Kunst und Pamphilus von Amphipolis war sein zweiter Lehrer. Apelles verdunkelte alle frühern Maler; besonders zeichnete er sich aus durch unnachahmliche Anmuth

und durch Reinheit, Eleganz und Auswahl der Formen. Um sein Talent möglichst auszubilden, hatte er die berühmtesten Schulen besucht, unter andern die Schule zu Sicyon, welche damals in großem Rufe stand. Auch nach Rhodus begab er sich, um Protogenes zu sehen, dessen Ruhm seinen Nacheifer anregte. Dieser war abwesend, als Apelles ankam, der, ohne seinen Namen zu nennen, sich begnügte, mit dem Pinsel einen Umriß zu entwerfen, und sich entfernte. Protogenes erkannte bei seiner Rückkehr die Hand des Apelles, unternahm es aber, sein Werk durch eine noch schönere und genauere Zeichnung zu übertreffen. Apelles kam wieder; man zeigte ihm Protogenes Entwurf und er zeichnete aufs neue einen so kunstreichen Umriß daneben, daß der rhodische Maler sich für überwunden bekennt, Apelles aufsucht und ihn mit Ehren überhäuft. Dieses Gemälde wurde als ein Wunder der Kunst betrachtet, kam in der Folge nach Rom und schmückte den Pallast der Cäsaren, wo eine Feuersbrunst es zerstörte. Seiner gefälligen und edeln Sitten wegen wurde Apelles selbst von seinen Nebenbuhlern geliebt; er ließ die Werke des Protogenes für die seinigen gelten, damit sie theurer bezahlt würden. Ein Freund und Bewunderer der Schönheit suchte er die schönsten Muster derselben. Die berühmte Laïs, die er als ein junges noch unbekanntes Mädchen einst Wasser schöpfen sah, lud er zu sich ein, und sie diente ihm zum Modell. Die schöne Phryne gab ihm das Muster zu einer Venus Anadyomene (s. d. Art.) für die Bewohner von Cos. Apelles Ruhm und Talent blühten am glänzendsten gegen die 112te Olympiade. Man nannte ihn den Fürsten der Maler und die Malerkunst vorzugsweise die Kunst des Apelles. Alexander überhäufte ihn mit Gunstbezeigungen und wollte nur von ihm gemalt seyn. Man führt einen blitzschleudernden Alexander an, der so kunstreich gemalt war, daß Arm und Blitzstrahl gleichsam von dem Bilde getrennt schienen. Mehrere Schriftsteller sprechen von einem gemalten Rosse des Apelles, dessen Anblick so täuschend war, daß die Pferde es anwieherten. Alexander bewies ihm seine Zuneigung auch dadurch, daß er ihm die reizende Campaspe überließ, die er selbst liebte. Er hatte Apelles aufgetragen, sie nackt zu malen; aber bei dem Anblick so großer Reize konnte der Künstler seine Verwirrung nicht bergen, und Alexander, der es wahrnahm, machte sie ihm zum Geschenk. Nach des Königs Tode begab sich Apelles nach Alexandrien an den Hof des Ptolemäus. Hier suchten seine Feinde ihm den Unwillen des Fürsten zuzuziehen, indem sie ihn durch eine falsche Einladung veranlaßten, an einem Feste zu erscheinen. Der König war unwillig über die Dreistigkeit des Malers, dieser aber, der den Namen des Betrügers nicht wußte, zeichnete sein Bild so richtig auf die Wand, daß man ihn augenblicklich erkannte. Bald darauf wurde er von dem Maler Antiphilus angeklagt, an einer Verschwörung Theil genommen zu haben. Man warf ihn in Fesseln und er wäre verloren gewesen, wenn nicht einer der Schuldigen selbst ihn gerechtfertigt hätte. Darauf kehrte er in sein Vaterland zurück, und malte zum Andenken an diese Begebenheit sein berühmtes Gemälde der Verläumdung. Apelles hatte auch über die Geheimnisse seiner Kunst drei Abhandlungen geschrieben, welche noch zu Plinius Zeiten vorhanden waren. Zeit und Ort seines Todes sind unbekannt. Apelles hörte gern seine Werke beurtheilen und stellte sie zu dem Ende öffentlich aus; sich selbst aber hielt er in der Nähe verborgen. Bei einer solchen Gelegenheit ereignete sich die bekannte Geschichte zwischen ihm und einem Schuhmacher. Als dieser den Schuh einer Figur tadelte, benutzte Apelles seine Kritik,

als er aber, dadurch dreist gemacht, auch andere Theile des Bildes meistern wollte, gab ihm Apelles die gebührende Weisung: „Schuster, bleib bei deinem Leisten!“ — Wie Plinius angibt, malte Apelles gewöhnlich nur mit vier Farben, die er durch einen selbst erfundenen Firniß in Uebereinstimmung brachte.

Apenninen. So heißt eine große Gebirgskette, die von den Meeralpen in Italien anfängt, sich durch ganz Italien bis an die Küste von Otranto und an die Meerenge von Sicilien erstreckt, und Italien in zwei fast gleiche Theile theilt. Die Apenninen sind bis an den Gipfel mit Bäumen bewachsen und nicht so hoch wie die Alpen, haben aber doch auch einzelne sehr hohe und steile Felsenberge, z. B. der Gran Sasso bei Aquileja, dessen Höhe 8200 Fuß beträgt.

Aphrodite, der gewöhnliche Name der Liebesgöttin bei den Griechen, gleichbedeutend mit Aphrogeneia, d. i. aus dem Schaum des Meeres entsprungen. — Aphrodisia hieß daher ein der Venus geweihtes Fest, das an mehreren Orten Griechenlands, am feierlichsten aber auf der Insel Cyprus, begangen wurde.

Apicius, ein berühmter Gourmand zu den Zeiten des Augustus und Tiberius, welcher damals die leckerste Tafel in Rom führte, sein Genie für die Kochkunst durch die Erfindung eines neuen Kuchens, so wie seine Kenntnisse in derselben durch ein eigenes Kochbuch beurkundete, und endlich, da er sein großes Vermögen erschöpft hatte, freiwillig Gift nahm, um nicht, wie er fürchtete, Hungers sterben zu müssen.

Apis, ein von den Aegyptern, vornehmlich zu Memphis, göttlich verehrter Stier. Nach dem allgemeinen Glauben wurde eine Kuh durch einen Lichtstrahl vom Himmel, besonders vom Monde, mit ihm befruchtet. Erkannt wurde er an seiner Farbe und seinen Flecken. Er mußte schwarz seyn, und ein weißes Dreieck auf der Stirn, auf der rechten Seite einen weißen halbmondförmigen Fleck und unter der Zunge eine Art von Knoten haben, der einem Käfer glich. Wenn er gefunden war, wurde er vier Monat lang in einem Gebäude, das nach Osten zu stand, gefüttert, dann mit dem Neumond unter großen Feierlichkeiten auf ein prächtiges Fahrzeug gebracht und nach Heliopolis geführt, wo er von den Priestern 40 Tage gefüttert wurde und von Frauenzimmern höchst unanständige Besuche erhielt. Nach dieser Zeit durfte aber keine mehr ihm nahe kommen. Von Heliopolis brachten ihn die Priester nach Memphis, wo er einen Tempel, zwei Capellen zur Wohnung, und einen großen Hof, sich Bewegung zu machen, hatte. Er hatte die Gabe der Weissagung und theilte diese auch den Knaben mit, die immer um ihn waren. Auch war es eine gute oder böse Vorbedeutung, je nachdem er in die eine oder andere Capelle ging. Er wurde durch Opfer und Feste verehrt. Sein Geburtsfest wurde jährlich um die Zeit, wenn der Nil anfing anzuschwellen, sieben Tage lang gefeiert; eine goldene Schale wurde in den Nil geworfen, und dieses Fest machte selbst die Crocodille zahm, so lange es dauerte. Trotz dieser Verehrung aber, durfte er nicht über 25 Jahre leben, wovon der Grund wahrscheinlich in der astronomischen Theologie der Aegypter lag. Begraben wurde er in einem Brunnen. Sein Tod erregte eine allgemeine tiefe Landtrauer, welche so lange dauerte, bis die Priester seinen Nachfolger gefunden hatten. (Sehr interessante Hypothesen über den Apis, wie überhaupt über die ägyptischen Gottheiten haben Vogel und Dornedden angestellt.

Apokalypse ist das letzte Buch in der Sammlung der christlichen Religionsurkunden oder dem neuen Testamente. Das Wort, welches aus dem Griechischen stammt, heißt eigentlich so viel als Enthüllung oder Offenbarung; und da jenes Buch dem Apostel Johannes zugeschrieben wird, dem während seines Exils auf der Insel Patmos im ägeischen Meere die darin enthaltenen Dinge sollen offenbart worden seyn, so wird es auch die Offenbarung Johannis genannt. Es ist aber eben so ungewiß, ob der Apostel Johannes Verfasser jenes Buches, als welches der eigentliche Inhalt und Zweck desselben sey. Die wahrscheinlichste Hypothese ist die, daß darin der Sieg des Christenthums über das Juden- und Heidenthum auf eine prophetische Weise dargestellt sey. Ueber kein Buch der heiligen Schrift ist wohl so viel geschrieben, gestritten und — geträumt worden, als über dieses, indem man darin Weissagungen von fast allen wichtigen Männern und Begebenheiten der Geschichte nach Christus hat finden wollen. Daher ist es nicht ungewöhnlich, jeden Visionär einen apokalyptischen Träumer zu nennen. Daß der berühmte Newton in seinem Alter noch die Apokalypse enträthseln wollte, ist ein Beweis der traurigen Wahrheit, daß weder große Talente und Einsichten, noch Reife der Erfahrung den Menschen vor jeder Art von Thorheit bewahren können. D.

Apokryphische Bücher sind eigentlich verborgene oder unbekannte (von einem griechischen Stammworte, welches verborgen heißt), sodann untergeschobene oder unechte Schriften, weil ihr wirklicher Verfasser sich zu verbergen sucht und auch gewöhnlich nicht bekannt ist. In Beziehung auf die Bibel aber versteht man unter apokryphischen Büchern solche, denen kein göttlicher Ursprung beigelegt, und deren Inhalt daher auch nicht als eine untrügliche Glaubens- und Lebensregel betrachtet wird, wenn auch übrigens eine solche Schrift nicht unecht und ihr Verfasser nicht unbekannt ist. Ihnen stehen entgegen die canonischen Schriften (von dem griechischen Worte Canon, welches eine Regel oder Richtschnur bedeutet), worunter man also diejenigen versteht, deren Inhalt als eine völlig sichere Glaubens- und Lebensregel angesehen wird, weil man ihnen einen göttlichen Ursprung zuschreibt. Da die Bibel gewöhnlich in das Alte und Neue Testament eingetheilt wird, so gibt es auch canonische und apokryphische Bücher des Alten und Neuen Testaments. Die apokryphischen Bücher des A. T. stehen in unsern Bibelausgaben gewöhnlich in der Mitte zwischen den canonischen des A. und N. T. Die apokryphischen Bücher des N. T. aber läßt man gewöhnlich ganz weg. Doch werden manche Schriften des N. T. die in den gewöhnlichen Ausgaben zu den canonischen gerechnet werden, von vielen als apokryphische betrachtet, z. B. die Offenbarung Johannis. S. Apokalypse. D.

Apodiktisch. Eine Erkenntniß, die eine absolute Nothwendigkeit bei sich führt, ist apodiktisch gewiß. Sie darf auf keinen Erfahrungsgründen beruhen, sondern muß ein reines Produkt der Vernunft seyn, da Erfahrung keine Nothwendigkeit geben kann. Apodiktischer Imperativ, s. Categorischer Imperativ.

Apollo, ein Sohn Jupiters und der Latona, die nach langem Umherirren und neuntägigen Geburtswehen ihn auf der Insel Delos gebar. (S. Delos.) Vielfach sind die Aemter, welche die Mythologie ihm zutheilt. Er erscheint in derselben als der bogenkundige Gott, als Gott der Musik und des Gesanges und als Gott der Weissagekunst; ferner auch noch als Gott der Aerzte, der Hirten, des Städtebauens.

kundig des Bogens tödtete er schon am fünften Tage nach seiner Geburt den Drachen Pytho; erlegte später mit seiner Schwester Artemis die Kinder der Niobe u. s. w. Sowohl im Titanen- als im Gigantenkriege half er dem Zeus. Er erlegte die Cyclopen, weil sie dem Zeus die Donnerkeile geschmiedet, womit dieser seinen Liebling, den Aesculap, erschlagen. Ueberhaupt aber wurde von Apollo's Pfeilen jeder aus dem männlichen Geschlechte erlegt gedacht, wer durch schnellen und leichten Tod, ohne vorhergegangene Krankheit, der Welt entrückt ward. Als Gott des Gesanges erscheint Apollo schon in den ältesten Dichtungen, denn bei olympischen und irdischen Freudenmalen, an denen die Olympier Theil nahmen, spielt und singt er in den tanzenden Kreisen der Musen. Er war der Erfinder der Kithara oder Lyra. Marsyas, der es wagte, auf der Flöte mit ihm zu wetteifern, wurde besiegt und Apollo zog ihm zur Strafe die Haut ab. Einen andern Wettstreit zwischen der Syrinx und Lyra hatte Apollo mit Pan. Tmolus hatte bereits für Pan entschieden, als Midas das Urtheil verwarf und dafür mit verlängerten Ohren geziert wurde. Daß Apollo die Sehergabe besessen, sehen wir schon im Homer. In der Ilias wird berichtet, daß er sie dem Calchas verliehen, und in der Odyssee wird eines Orakelspruchs gedacht, den er in Delphi ertheilte. Außer Delphi (s. d.) verkündigte er aber auch zu Didymi, Claros und Patara die Zukunft. Da man bei Orakeln und Wahrsagern besonders auch ärztlichen Rath suchte, so wird es daraus leicht erklärlich, wie Apoll in der spätern Zeit auch als Arzt gebraucht werden konnte. Man nannte ihn den Vater des Aesculap, und dichtete, daß er den Asclepiaden die Heilkunst mittheile. Fabeln von dem Hirtenleben Apollo's waren schon den Zeiten Homers nicht fremd, und Callimachus zählt ihn den wirklichen Heerdengöttern zu. Die berühmteste Sage aus Apollo's Hirtenleben ist unstreitig sein Dienst beim Admet, dem er sich nach Einigen freiwillig unterzog, nach Andern wurde er vom Zeus dazu verurtheilt wegen des Mordes der Cyklopen oder des pythischen Drachen. Als Städteerbauer endlich wird ihm die Gründung von Cycicum, Cyrene und Naxos auf Sicilien zugeschrieben. Homer erzählt, daß er mit Poseidon Troja's Mauern erbaut, und als er von Laomedon um den bedungenen Lohn betrogen worden, Troja mit Pest heimgesucht habe. Nach Pausanias half er auch an dem Bau der Mauern von Megara, wobei er seine Laute auf einen Stein legte, der fortan bei der Berührung lautenähnlich tönte. Nach den Schilderungen der Dichter und den Darstellungen der Bildner gehört Apollo mit Mars, Merkur und Bacchus zu den unbärtigen Göttern, in welchen die Ideale jugendlicher Männlichkeit personificirt erscheinen. Die ihn bezeichnenden Attribute sind sehr mannichfach: Bogen und Köcher, die Zither und das Plectrum, die Schlange, der Hirtenstab, der Greif und der Schwan, der Dreifuß, der Lorbeer u. s. w. Die Mythengeschichte erzählt zahlreiche Liebesabentheuer von ihm, und schreibt ihm eine Menge Kinder zu. In der spätern Zeit wurde er mit dem Helios und bei den Römern mit dem Sol verwechselt. Sein Dienst war sehr ausgebreitet; außer vielen Tempeln, waren ihm die Insel Delos, die Stadt Delphi, der Berg Helikon, Leukas und Parnassus heilig. Zu Rom wurden ihm eigene Spiele gefeiert, welche nach ihm die apollinarischen hießen und in Stiergefechten und scenischen und hymnischen Spielen bestanden.

Apollonius. Das Alterthum nennt mehrere Männer dieses Namens, von denen wir nur die wichtigsten anführen können. —

Apollonius von Perga in Pamphilien, einer von den vier Schriftstellern (Euklides, Archimedes, Apollonius, Diophantes), die wir als die Väter der mathematischen Wissenschaften betrachten müssen, da durch ihre Schriften die Neuern damit bekannt geworden sind. Er lebte um das J. 200 vor Chr. und studirte lange die Mathematik zu Alexandrien unter den Schülern des Euklides. Von seinen vielen mathematischen Schriften ist sein Buch von den Kegelschnitten, welche Lehre er durch neue Erfindungen und glückliche Erklärungen erweiterte, das berühmteste. — **Apollonius** von Rhodus, war nach einigen zu Alexandrien, nach Athenäus zu Naucrates gegen die 146ste Olymp. geboren, begab sich aber, da ihn die Eifersucht anderer Gelehrten in seinem Vaterlande unaufhörlich verfolgte, nach Rhodus, wo er die Rhetorik mit so viel Auszeichnung lehrte und sich durch seine Schriften so großen Ruhm erwarb, daß die Rhodier ihm das Bürgerrecht ertheilten. Er ging indeß nach Alexandrien zurück, um Eratosthenes in der Direction der berühmten Bibliothek dieser Stadt zu ersetzen. Von seinen vielen Werken besitzen wir nur seine Argonautica, ein Gedicht, daß im Allgemeinen nur von mittelmäßigem Werth ist, so großen Fleiß auch der Dichter auf die Ausarbeitung und Vollendung desselben verwandte. Einzelne schöne Stellen zeichnen sich jedoch sehr vortheilhaft aus, besonders die Episode von der Liebe der Medea. Apollonius war ein Zögling des Callimachus, aber die Undankbarkeit des Schülers und die mißtrauische Eigenliebe des Lehrers veruneinigte beide. Callimachus rächte sich nicht nur durch ein eigenes Gedicht, sondern verfolgte Apollonius bis in seinen Hymnus auf Apollon. — **Apollonius** von Tyana in Cappadocien, dessen Geburt mit dem Anfang der christlichen Zeitrechnung zusammenfällt, ein berühmter Anhänger der pythagoräischen Philosophie. Der Phönizier Euthydemus unterrichtete ihn anfangs zu Tarsus und später zu Aegos in der Grammatik, Rhetorik und den verschiedenen philosophischen Doctrinen, Euxenus von Heraklea aber in der pythagoräischen Philosophie. Apollonius fühlte einen unwiderstehlichen Antrieb, ein Schüler des Pythagoras, nach den strengen Regeln seiner Lehre zu werden. Es befand sich zu Aegos ein dem Aesculap geheiligter Tempel, wo dieser Gott zu Gunsten der Kranken Wunder wirkte. Apollonius begab sich in denselben. Er enthielt sich, Pythagoras Vorschriften zufolge, aller thierischen Nahrung und lebte nur von Früchten und Kräutern, trank keinen Wein, kleidete sich in Zeuge aus vegetabilischen Stoffen, ging barfuß und ließ sein Haar wachsen. Die Priester des Tempels unterrichteten ihn und weihten ihn in ihre Mysterien ein. Man sagte, daß Aesculap selbst ihn zum Zeugen seiner Curen mache. Doch sehen wir nicht, daß er damals Wunder zu wirken versucht hätte. Er bildete eine philosophische Schule und legte sich ein fünfjähriges Stillschweigen auf. Während dieser Zeit bereisete er Pamphylien und Cilicien, später Antiochien, Ephesus und andre Städte. Darauf beschloß er, über Babylon nach Indien zu gehen, um die Lehren der Braminen kennen zu lernen. Da seine Schüler ihm zu folgen verweigerten, begab er sich allein auf den Weg. Ein gewisser Damis, der ihm begegnete und ihn als eine Gottheit betrachtete, ward sein Begleiter und Reisebeschreiber. Zu Babylon unterredete er sich mit den Magiern und ging von da mit reichen Geschenken nach Taxella, wo Phraortes, der König von Indien, residirte. Dieser gab ihm ein Empfehlungsschreiben an den ersten Braminen mit. Nach einem Aufenthalt von vier Monaten kam

Apollonius nach Babylon zurück; von da ging er nach Jonien und besuchte mehrere Städte. Allenthalben ging sein Ruf vor ihm her und die Einwohner strömten ihm entgegen. Er warf dem Volke öffentlich seine Trägheit vor und empfahl ihm, nach Pythagoras Lehre, die Gemeinschaft der Güter. Den Ephesiern soll er Pest und Erdbeben vorhergesagt haben, die später wirklich eintrafen. An dem Grabe Achills brachte er eine Nacht allein zu, und gab vor, mit dem Schatten des Helden eine Unterredung gehabt zu haben. Zu Lesbos besprach er sich mit den Priestern des Orpheus, die ihm als einen Zauberer die Aufnahme in die heiligen Mysterien verweigerten, einige Jahre später aber gewährten. Zu Athen empfahl er dem Volke Opfer, Gebete und Sittenbesserung. Allenthalben, wohin er kam, behauptete er, die Zukunft vorherzusagen und Wunder zu thun. Endlich kam er auch nach Rom. Nero hatte eben durch ein Edict alle Magier aus der Stadt verbannt. Apollonius fühlte, daß er in diese Maßregel mit begriffen seyn könnte; dies hinderte ihn jedoch nicht, mit acht seiner Gefährten hineinzugehen. Sein Aufenthalt war aber von kurzer Dauer. Er erweckte, sagt ein Geschichtschreiber, eine junge Frau vom Tode, und ward aus der Stadt vertrieben. Er besuchte Spanien, ging über Italien nach Griechenland und von da nach Aegypten, wo Vespasian sich seiner zur Befestigung seines Ansehens bediente und ihn wie ein Orakel um Rath fragte. Er machte von da eine Reise nach Aethiopien, und ward nach seiner Rückkehr von Titus ebenfalls günstig aufgenommen und über Regierungsangelegenheiten um Rath gefragt. Bei Domitians Thronbesteigung ward er angeklagt, einen Aufstand zu Nerva's Gunsten in Aegypten erregt zu haben. Er stellte sich freiwillig vor Gericht und ward losgesprochen. Darauf bereisete er abermals Griechenland und ließ sich in Ephesus nieder, wo er eine pythagoreische Schule eröffnete und in einem fast hundertjährigen Alter starb. Zu den vielen Wundern, die von ihm erzählt werden, gehört auch, daß er Domitians Ermordung in dem Augenblick, als sie geschah, gewußt und verkündigt habe. Er wurde bei seinem Leben ein Gott genannt und galt noch lange nach seinem Tode dafür. — Außerdem nennt die Geschichte zwei berühmte Bildhauer dieses Namens, der eine von Rhodus, verfertigte mit Tauriscus gemeinschaftlich die große unter dem Namen des farnesischen Stiers bekannte Gruppe; von dem andern, einem Athenienser, der bald nach Alexander lebte, ist der berühmte Torso von Belvedere, der mit Recht als ein Meisterwerk vom ersten Range bewundert wird.

Apolog, s. Fabel.

Apophthegma, ein kurzgefaßter, geistvoller Sinn-, Kraft- und Denkspruch.

Apoplexie, s. Schlagfluß.

Apostasie heißt der Abfall, und besonders im theologischen Sinne, der Abfall vom christlichen Glauben; daher ein Abtrünniger Apostata genannt wird.

Apostel heißt eigentlich ein Gesandter, von einem griechischen Stammwort, welches senden bedeutet. Man versteht aber unter den Aposteln in der christlichen Kirche vorzugsweise diejenigen zwölf Männer, welche Jesus als seine vertrautesten, in seine Lehre am besten eingeweihte Schüler zu den vornehmsten Werkzeugen der Verbreitung seiner Lehre bestimmte, und die daher als Gesandte Jesu an die übrigen Menschen betrachtet wurden. Von den Evangelisten unterscheiben sich die Apostel dadurch, daß jene ihren Namen von den Evangelien

(d. h. fröhlichen Nachrichten oder Botschaften) führen, welche sie schriftlich hinterlassen haben. Daher finden sich unter den zwölf Aposteln nur zwei Evangelisten, Matthäus und Johannes, und unter den vier Evangelisten zwei Nicht-Apostel, Marcus und Lucas.

A posteriori, s. A priori.

Apostolisch heißt alles das, was von den Aposteln herkommt und auf sie Bezug hat. So sind apostolische Schriften von den Aposteln verfaßte Schriften; so wird die frühere christliche Kirche die apostolische genannt, weil die Apostel sie lehrten und leiteten und der von den Aposteln ausgegangene Geist in ihr fortdauert. So ward der römische Stuhl der apostolische Stuhl genannt, weil man in der Meinung stand, daß ihn ein Apostel, Petrus, gegründet habe. Apostolische Kammer hieß zu Rom dasjenige Departement, welches die päpstlichen Einkünfte verwaltete. Apostolischer König und apostolisches Reich heißen der König von Ungarn und dieses Königreich seit Stephan I., dem ersten Könige und christlichen Regenten desselben. Papst Sylvester II. sandte Stephan I. die Krone nebst dem Kreuze; daher auch die ungarische Krone Corona sancta oder apostolica genannt wird.

Apostroph ist ein Zeichen im Schreiben ('), um die Weglassung eines Buchstabens (zur Vermeidung des Uebelklangs) damit anzuzeigen, z. B. hätt' ich, statt hätte ich rc. Hiervon aber ist unterschieden die Apostrophe, welche eine Figur in der Redekunst bedeutet, wenn man im Affect und zu größerem Nachdruck sich an einen andern Gegenstand wendet — eine abwesende Person als gegenwärtig, oder eine leblose Sache als lebend anredet.

Apothekerkunst besteht in der Fertigkeit und Geschicklichkeit, alle zur Sammlung, Aufbewahrung, Zubereitung und richtigen Mischung der Heilmittel erforderliche Kenntnisse in gehörige Ausübung zu bringen. Sie hat folglich einen theoretischen und practischen Theil. Zum ersten gehört 1. die Kenntniß der rohen Stoffe der Naturreiche, welche die Heilmittel liefern, also Naturgeschichte, als: Botanik, Zoologie und Mineralogie (s. diese Art.); 2. die Kenntnisse der einfachen Stoffe, der Scheidung, Mischung und Eigenschaften derselben, also Chemie (s. diesen Art.); 3. der Zubereitung der Stoffe, als Heil- oder Arzneimittel, nach Gründen der Chemie und Erklärung der Erscheinungen im Verhalten der Stoffe gegen einander, Pharmacie im engern Sinne; endlich 4. Kenntniß der Zusammensetzung und Mischung der Heilmittel nach den Verordnungen der Aerzte, Receptur. Der zweite Theil, die eigentliche Apothekerkunst, besteht in der durch hinlängliche Uebung erlangten Fertigkeit, ein jedes Heilmittel, als wirkliches Kunstproduct, aus den dazu gehörigen Stoffen, mit steter Beziehung und Anwendung jener Kenntnisse, darstellen zu können. Hierher gehören also auch die Waarenkunde, als zur Auswahl der besten und tauglichen Stoffe zu den Arzneimitteln, mechanische Fertigkeit in Bereitung der verschiedenen Formen, in welchen die Arzneimittel dargestellt, und den Kranken übergeben werden sollen u. s. w. Die Geschichte der Apothekerkunst stellt das Vorschreiten derselben von der einfachsten Gestalt an, dem Ideale zu, dar, das sie zwar noch nicht erreicht hat, dem sie aber doch in unsern Tagen viel näher gekommen ist. Die Entstehung derselben fällt in die früheste Zeit, da nur Aerzte angefangen hatten, die Heilmittel selbst zuzubereiten, und den Kranken darzureichen. Späterhin wurde, besonders in Alexandrien (250 J. v. Christo), durch den Ueberfluß, der damals an Aerzten war, und durch die Muße, die sie genossen,

eine Trennung verschiedener Theile der Heilkunst bewirkt, so daß einige Aerzte sich bloß mit Zubereitung von Arzneien beschäftigten. Seit dieser Zeit überließen die Aerzte die Zubereitung der Arzeneien oft besondern Männern, und Heilkunst und Apothekerkunst wurden zuerst von einander getrennt. Mehrere berühmte Aerzte der damaligen Zeit beschäftigten sich daher beinahe ausschließlich mit der Zubereitung der Arzneimittel. Mantias, ein Schüler des berühmten Herophilus in Alexandrien, war der Verfasser der ersten Pharmakopöe, indem er zuerst ein Buch über die Bereitung der Arzneimittel, desgleichen eins über die Officin des Arztes herausgab. Zeno aus Laodicea, machte sich besonders durch eine Menge von zusammengesetzten Arzneimitteln bekannt, welche er erfunden hatte. Andreas von Karystes, gleichfalls ein alexandrinischer Arzt (204 J. v. Chr.), schrieb über die Kräfte der Arzneimittel, und gab von der schon damals in Alexandrien gebräuchlichen Verfälschung des Opiums Nachricht. Auch Fürsten beschäftigten sich in jener Zeit viel mit medicinischen Wissenschaften, und vorzüglich mit der Untersuchung und Zubereitung mancher Arzneimittel. So war z. B. Attalus, letzter König von Pergamus (134 J. v. Chr.), berühmt wegen seiner medicinischen Geschicklichkeit und Pflanzenkenntniß. Es werden noch verschiedene Arzneimittel genannt, die er erfand und bereitete, z. B. Pflaster aus Bleiweiß u. a. m. Mithradat Eupator, König von Pontus (von 123 bis 62 v. Chr), welcher aus beständiger Furcht, vergiftet zu werden, seinen Körper durch täglichen Gebrauch der Gifte und Gegengifte abzuhärten suchte, hat sich in der Pharmacie berühmt gemacht durch Erfindung seines Recepts zu einem allgemeinen Gegengifte, das aus 54 Ingredienzien bestand. Heras von Cappadocien schrieb in Rom (49 J. vor Chr.) ein Werk über Pharmacie. Im Anfang der christlichen Zeitrechnung sind in Rom mehrere der berühmtesten Aerzte gewesen, welche zugleich durch Bearbeitung der Pharmacie sich verdient machten. So empfahl Musa, der berühmte Leibarzt des Augustus, mehrere Bereitungen von Arzneimitteln, die in der Folge unter seinem Namen gebräuchlich wurden. Menekrates, Leibarzt des Tibers und mehrerer römischen Kaiser, war Erfinder des Diachylanpflasters: ferner erfand Damokrates (37 J. nach Chr.) und beschrieb sogar in Versen die Zubereitung mehrerer Arzneimittel, Zahnpulver, verschiedene Malagmata, Pflaster u. a. m. Philo von Tarsus (23 J. nach Chr.), war der Erfinder eines beruhigenden Mittels, aus Opium, Saffran und andern Stoffen zusammengesetzt, das nach ihm Philonium genannt wurde. Asklepiades Pharmacion (unter dem Kaiser Trajan im J. 97 u. f.), war einer der damals berühmtesten Erfinder vieler Zusammensetzungen der Arzneimittel. Der Erwähnung verdient noch Dioskorides (wahrscheinlich unter Nero, 54 J. n. Chr.), der als Pflanzenkenner noch jezt berühmt ist, und zuerst die Kenntnisse von vielen Verfälschungen der Arzneimittel und der Bereitung vieler anderer, z. B. des Bleiweißes, Galmei's, des weißen Nichts u. a. m., gegeben hat. Auch Plinius (bis 79 J. n. Chr.) gehört unter die, welche sich durch Forschen in der Naturgeschichte, besonders in der Botanik, um die Pharmacie verdient machten. Niemand von den Alten hat jedoch so genaue Vorschriften über die Bereitung der Pflaster und Salben hinterlassen, als Antyllus (im J. 330). Zu Galens Zeit (in den Jahren 160 bis 200) beschäftigten sich viele Aerzte in Rom mit Bereitung und Empfehlung kosmetischer Mittel. Späterhin kam das römische Reich in Verfall, und die Wissenschaften und Künste selbst wurden wenig bearbeitet. So blieb man auch, was die Pharmacie betraf, bei dem stehen, was die ältern

Aerzte gelehrt hatten, ja nach dem Beispiel der Großen, nahm auch bei den Aerzten Aberglaube und dadurch blinder Empirismus überhand, und in den folgenden Jahrhunderten sanken die Wissenschaften in den Abendländern durch die beständigen Einfälle und Kriege der fremden Völker fast gänzlich. Im Morgenlande hingegen erhielt sich Kunst und Wissenschaft, besonders in Alexandrien, fortdauernd. Unter den Arabern wurde die Chemie und Pharmacie besonders eifrig bearbeitet. Sie benutzten die griechischen Schriften, besonders nachdem die Mahomedaner auch Aegypten (im J. 640) erobert hatten, und von diesen rühren die meisten Verbesserungen in der Pharmacie, ja die erste Gründung der eigentlichen Apothekerkunst her. Der Calif Almansur stiftete (im J. 754) in Bagdad die ersten öffentlichen Apotheken. Viele Benennungen von Arzneimitteln, z. B. Alkohol, Julep u. s. w., sind arabischen Ursprungs. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die ersten von der Obrigkeit autorisirten Vorschriften zur Bereitung der Arzneimittel, oder die sogenannten Dispensatorien von ihnen herrühren. Sabor ebn Sahel lieferte unter dem Namen Krabadin, um die Mitte des neunten Jahrhunderts, das erste Dispensatorium, ferner wurde im zwölften Jahrhundert von Abul Hassan, einem Bischof und Leibarzt der Califen zu Bagdad, ein solches Krabadin oder Dispensatorium herausgegeben, welches in der Folge den arabischen Apotheken zur Norm diente. Diese standen unter der besondern Aufsicht der Obrigkeit, und auf Echtheit und Wohlfeilheit der Arzneimittel wurde besonders gesehen. So erzählt man vom Feldherrn Afschin, daß er die Feldapotheken seiner Armee selbst untersucht habe, ob alle in den Dispensatorien genannten Mittel vorräthig wären. Da die medicinischen Wissenschaften auch im Abendlande wieder aufblühten, wurde die Schule zu Salerno (im J. 1143) gestiftet, und in der Folge, besonders von Kaiser Friedrich II. (1238), ihr immer mehr Ansehen und Gewalt verliehen. So bekam sie auch das ganze Apothekerwesen in ihre Aufsicht. Die Apotheker und Droguisten bekamen eine Arzneitaxe. Nur in gewissen Städten durften Apotheken angelegt werden, und es wurden zwei Männer von Ansehen in großen Städten zur besondern Aufsicht über die Apotheken angestellt. In Gegenwart derselben mußten die Droguisten ihre Mittel verfertigen, und sie sowohl als die Aufseher wurden bei Entdeckung eines Betrugs hart bestraft. Aus dem funfzehnten Jahrhundert ist noch ein Werk von Saladin von Ascolo, dem Leibarzte des Großconnetable's von Neapel, berühmt geworden, darin der Verfasser unter andern merkwürdigen Beiträgen zur Kenntniß der Apothekerkunst der damaligen Zeiten, auch ein Verzeichniß der Bücher anführt, welche die Apotheker sich anschaffen sollen; auch moralische Verhaltungsregeln und Anleitung gibt, was sie in jedem Monate für besondere Geschäfte haben. In Frankreich wurden erst im funfzehnten Jahrhundert die Apotheken unter die Aufsicht der Staatsärzte und Facultäten gesetzt. König Carl VIII. gab ihnen (im J. 1484) eine zunftmäßige Form und Statuten, welche in den folgenden Zeiten theils bestätigt, theils vermehrt wurden. In Deutschland waren die Apotheker noch bloß Medicinhändler. Sie bereiteten die Arzneien nicht selbst, sondern ließen sie aus Italien kommen, wo die Apothekerkunst höher getrieben wurde, und verhandelten sie. Die Aerzte bereiteten auch selbst ihre Medicamente. Die Apotheker waren in den mehresten Städten zugleich Zuckerbäcker, und die Magistrate bedungen sich in ihren Contracten mit jenen die alljährliche Ablieferung einer gewissen Menge Gebackenes auf die Rathsstube. Die paracelsische Reform in der Medicin (im sechszehnten Jahrhundert)

brachte auch in Deutschland Veränderungen in der Pharmacie hervor. Es wurden jetzt besonders viele chemische Präparate in den Arzneivorrath aufgenommen; auch schreibt sich von da an der stärkere Gebrauch der Arzneimittel aus dem Mineralreich, z. B. des Antimoniums und des Quecksilbers her. Indessen wurden die Arbeiten noch ohne Grundsätze, ohne Erklärung der dabei vorkommenden Erscheinungen u. s. w. betrieben. Von der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts bis auf unsere Zeiten, hob sich die Chemie allmälig aus dem Dunkel, das sie umhüllte, und demnach verbreitete sich auch in der Pharmacie mehr Licht. So wie auf die Chemie, wurden auch die Verbesserungen und Bereicherungen in der Naturhistorie und Physik auf die Apothekerkunst übertragen. Die pharmaceutisch-chemischen Arbeiten wurden durch die verbesserten Systeme der Chemie geregelt und erklärt. Die vorzügliche Bearbeitung der Chemie von mehrern Chemikern, die Aufstellung eines neuen Systems in der Chemie durch Lavoisier, veränderte auch vieles in der Pharmacie, eben so hatten die Aufklärungen in der Medicin sehr großen Einfluß auf dieselbe, indem die übergroße Menge der Mittel gesichtet, die Zubereitungen und Mischungen derselben vereinfacht wurden. — Apothekertaxe ist die gesetzliche Bestimmung, mit wie vielem Gewinn der Apotheker seine Arzneimittel verkaufen kann. Sie muß eigentlich jährlich erneuert werden, weil der Einkaufspreis steigend und fallend ist. Der Apotheker darf nicht gleich einem andern Kaufmann beurtheilt werden, weil er viele Arzneimittel vorräthig halten muß, welche nach längerer oder kürzerer Zeit verderben, folglich unbrauchbar werden. Auf solche muß ihm daher mehr Gewinn erlaubt werden, als von andern Waaren. Gleichfalls wird ihm von geringern Artikeln, die jedoch häufig abgehen, mehr Gewinn verstattet, damit kostbare Artikel, die noch dazu mit der Zeit verlieren, nicht noch höher angesetzt werden dürfen. — Apotheke (von αποθηκη, ein Fachwerk, eine Bude), das Gebäude, in welchem Arzneimittel in Vorrath aufbewahrt, zubereitet und verkauft werden. Zu einer Apotheke gehört 1. der Verkaufsladen oder die eigentliche Apotheke; 2. das Laboratorium, wo die Arzneimittel zubereitet, besonders die chemischen Arbeiten des Apothekers, Destillationen u. dergl. vorgenommen werden; 3. Trockenboden und Wärmstube, zum Trocknen der Gewächse und der chemischen Zubereitung der Mittel; endlich 4. das Waarenlager und die Keller, zur gehörigen Aufbewahrung der Vorräthe. — Apothekergewicht ist dasjenige, dessen man sich in der Bestimmung des Gewichts der Mittel, sowohl auf Seiten der Aerzte beim Verordnen, als von Seiten der Apotheker bei der Zubereitung und Mischung der Arzneimittel bedient. Es ist beinahe in ganz Deutschland einerlei und heißt auch nürnberger Medicinalgewicht. Das wiener Apothekergewicht ist jedoch etwas schwerer. Ein Gran des gewöhnlichen Apothekergewichts ist gleich $17\frac{1662}{3840}$ Richtpfennigstheilen des cölnischen Markgewichts, und hat ungefähr die Schwere eines Gersten- oder eines Pfefferkorns. Zwanzig Gran machen einen Scrupel; sechszig Gran oder drei Scrupel machen eine Drachme oder ein Quent; vier Drachmen machen eine halbe Unze, oder ungefähr ein Loth (nicht überall ganz genau, weil die Lothe des bürgerlichen Pfundes nicht an allen Orten Deutschlands überein sind); acht Drachmen machen eine Unze; zwölf Unzen ein Pfund. H.

Apotheose, die Vergötterung, eine Ceremonie bei den Alten, durch welche ein Mensch in den Rang der Götter versetzt ward. Dieser Gebrauch, Sterbliche, die ihrer Nation wichtige Dienste geleistet, unter die Götter zu versetzen, war bei den Griechen sehr alt. Auf ihren Mün-

zen waren die meisten Stifter ihrer Colonien und Städte consakrirt, und in der Folge eigneten sich sogar lebende Fürsten auf ihren Monumenten den Namen eines Gottes zu. Die Römer hatten mehrere Jahrhunderte lang nur den Romulus vergöttert, und ahmten den Griechen in diesem Punkte erst unter ihren Cäsaren nach. Eine Menge Denkmäler sind noch vorhanden, welche römische Apotheosen darstellen. Gewöhnlich sieht man auf ihnen den Cäsar auf einem Adler emporgetragen, welches Beziehung auf den Gebrauch hatte, einen Adler auf die Spitze des Scheiterhaufens in dem Augenblicke zu setzen, wo man ihn anzündete. Bei Apotheosen der Cäsarinnen sieht man, statt eines Adlers, oft einen Pfau.

Appellation heißt diejenige gerichtliche Handlung, sie geschehe schriftlich oder mündlich, wodurch man wider eine Verordnung des ordentlichen Richters, oder wider ein sonst gesprochenes Urthel, durch welches man sich beschwert glaubt, sich auf den Ausspruch eines höheren Richters beruft, und jene erste Verfügung oder Sentenz in ihrer Rechtskraft aufhält. Ein solcher Einspruch muß, nach sächsischem Recht, binnen zehn Tagen geschehen (s. Frist). Derjenige, welcher die Appellation ergreift, heißt **Appellant**, der Gegner **Appellat**. In der Appellationsinstanz wird nun der Spruch entweder bestätigt oder geändert (confirmirt oder reformirt). Eine **frivole** Appellation, d. h. eine den Rechten zuwiderlaufende, wird mit einer Geldbuße bestraft; an einigen Orten müssen für diesen Fall gewisse Succumbenzgelder erlegt werden. In Sachsen steht die Appellation an den König gegen jede richterliche Verfügung und in allen Fällen frei; doch findet, z. B. in Wechselsachen, dessen ungeachtet ein provisorisches Verfahren Statt. (Man sehe das Weitere unter Prozeß.)

Appische Straße. So hieß die älteste und berühmteste Straße der Römer, welche von Rom nach Capua führte. Sie wurde von **Appius Claudius** angelegt, als er im J. R. 441 Censor war, und in der Folge bis Brundusium geführt. Man sieht noch gegenwärtig bedeutende Ueberreste derselben, welche ihre treffliche Bauart beweisen.

Appius Claudius Crassinus, aus dem angesehenen Geschlechte der Claudier, war kaum im J. der Stadt 313 zum Consul ernannt worden, als er zum Erstaunen des Senats die Lex Terentia unterstützte, welche eine Veränderung in der Regierungsform bezweckte. Auch setzte er seine Absicht durch. An die Stelle der gewöhnlichen Magistratspersonen wurden Decemvirn ernannt, die ein Gesetzbuch für Rom entwerfen, und ein Jahr lang die höchste Gewalt bekleiden sollten. Er selbst wurde zum Decemvir erwählt, und blieb an der Spitze dieses Collegiums, als nach dem ersten Jahre die Gewalt desselben noch um ein Jahr verlängert wurde. Sein Entschluß war, die Herrschaft nie wieder aus den Händen zu geben, und zur Erreichung dieser herrschsüchtigen Plane vereinigte er sich mit seinen Collegen. Um diese Zeit fielen die Aequier und Sabiner ins römische Gebiet ein. Die Decemvirn erhielten nach heftigem Widerspruch die Erlaubniß, Truppen zu werben, und zogen den Feinden entgegen. Nur Appius und Oppius waren mit zwei Legionen in Rom zurückgeblieben, um das Ansehen und die Macht der Decemvirn aufrecht zu erhalten, als ein unerwartetes Ereigniß sie stürzte. Appius erblickte einst auf seinem Wege zum Richterstuhl eine Jungfrau, deren Schönheit die heftigste Leidenschaft in ihm erregte. Sie hieß Virginia, war die Tochter eines angesehenen Plebejers, mit Namen Virginius, der sich bei der Armee befand, und dem Icilius, einem ehemaligen Volkstribun, verlobt. Da Appius,

als Ehemann und Patricier, sie nicht rechtmäßig besitzen konnte, und den Weg der Verführung umsonst versucht hatte, beschloß er, sich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen. Auf sein Anstiften drang einer seiner Clienten, Namens M. Claudius, an der Spitze mehrerer nichtswürdigen Gehülfen, in die öffentliche Schule, wo Virginia sich eben befand, gab vor, daß sie die Tochter einer seiner Sclavinnen sey, ergriff sie, und wollte sie wegführen. Das Volk zwang ihn, sie in Freiheit zu setzen, aber Claudius foderte sie sogleich vor Appius Richterstuhl, welcher entschied, daß die angebliche Sclavin einstweilen ihrem Herrn folgen solle. Das Volk verlangte laut, daß auch die Verwandten Virginiens gehört werden möchten. Numitorius, ihr Oheim, erschien, so wie Icilius, ihr Verlobter. Sie enthüllten die verbrecherischen Absichten des Appius. Ein furchtbarer Aufruhr erfolgte, und der Decemvir war genöthigt, Virginien in den Händen ihrer Familie zu lassen; aber er erklärte, daß er am folgenden Tage sein Urtheil sprechen werde. Virginius, von seinem Bruder und Icilius inzwischen herbeigerufen, erschien auf dem Forum, so wie seine Tochter, in Trauerkleidern. Er führte die unzweideutigsten Beweise; aber Appius, im Vertrauen auf die Zahl seiner Bewaffneten, befahl dennoch dem Claudius, sich ihrer als seiner Sclavin zu bemächtigen. Da bat Virginius den Decemvir um die Erlaubniß, nochmals die Wärterin in Virginiens eigener Gegenwart befragen zu dürfen, um, wie er sagte, wenigstens die Beruhigung zu haben, aus seinem Irrthum gerissen zu werden. Appius willigte ein. Darauf umarmte der unglückliche Vater seine Tochter zärtlich, ergriff plötzlich das Messer eines in der Nähe befindlichen Fleischers, und durchbohrte ihre Brust mit den Worten: „Geh frei und rein, Virginia, zu deiner Mutter und deinen Vorfahren.“ Appius befahl, ihn zu ergreifen; aber Virginius entfloh und kam im Lager an. Die Senatoren Valerius und Horatius, welche das Decemvirat haßten, riefen das durch den Anblick des Leichnams empörte Volk zur Rache auf, und Appius konnte den Aufruhr nur durch Zusammenberufung des Senats stillen. Inzwischen hatte Virginius das Geschehene der Armee erzählt, welche Rache fodernd nach Rom zurückkehrte. Die Decemvirn sahen ein, daß sie ihre Macht nicht länger behaupten konnten, und legten sie nieder. Der Senat beschloß unverzüglich die Wiederherstellung des Tribunats und Consulats (305 d. Stadt). Appius aber wurde auf des Virginius Anklage verhaftet und starb im Gefängniß, wie Livius sagt, von seiner eigenen Hand; nach Dionys von Halicarnaß ließen ihn die Tribunen erdrosseln.

Applicatur, s. Fingersetzung.

Approchen, die Laufgräben einer Festung, oder die Gräben, welche schief und in verschiedenen Richtungen gegen die Festung gemacht werden, damit sich die Belagerer in denselben unbemerkt der Festung nähern können. In diesen Gräben, welche immer tiefer gemacht werden, je näher sie der Festung kommen, rücken die Belagerer weiter vor. Die Belagerten machen dagegen Contre-Approchen oder Gegengänge, um die Arbeiten der Belagerer zu verhindern.

A priori wird im Gegensatz von a posteriori gesagt. A priori etwas einsehen oder beweissen, heißt, solches aus Gründen thun, welche vor der wirklichen Erfahrung vorhergehen, oder doch von derselben unabhängig sind; da hingegen eine Einsicht oder ein Beweis a posteriori sich bloß auf die wirkliche, in dem jedesmaligen Falle gemachte Erfahrung gründet.

Apulejus (Lucius), zu Madaura in Afrika gegen das Ende der Regierung Hadrians von angesehenen Aeltern geboren, studirte anfangs zu Carthago, machte sich darauf zu Athen mit der griechischen Literatur, vorzüglich aber mit der platonischen Philosophie vertraut, und ging von da nach Rom, wo er, wie er selbst sagt, ohne eines Lehrers Hülfe, mit unendlicher Anstrengung die lateinische Sprache lernte, welcher Umstand bei Beurtheilung seines Styls nicht übersehen werden darf. Die Liebe zum Reisen und das Bedürfniß, seine Kenntnisse zu erweitern, trieben ihn an, die verschiedenen Provinzen Griechenlands zu besuchen, und sich in alle Mysterien einweihen zu lassen. Nachdem er auf die Befriedigung seiner Wißbegierde fast sein ganzes Erbtheil gewandt hatte, kam er wieder nach Rom, wo er, um in die Zahl der Priester des Osiris aufgenommen zu werden, all seine Haabe verkaufte. Er übte die Geschäfte eines Sachwalters, und kehrte nach einiger Zeit in sein Vaterland zurück, wo er mit so gutem Erfolge die gerichtliche Praxis fortsetzte, daß ihm zu Carthago und an andern Orten Statuen errichtet wurden. Eine reiche Witwe, Namens Pudentilla, gab ihm ihre Hand. Die Verwandten desselben, die sich durch diese Heirath einer ansehnlichen Erbschaft beraubt sahen, klagten Apulejus der Magie an; allein er vertheidigte sich so gut, enthüllte ihre Habsucht und bewies die Grundlosigkeit ihrer Angaben so vollkommen, daß er losgesprochen wurde. Seitdem genoß er eines ruhigen Glücks bis an seinen Tod. — Apulejus war ein feuriger, rastlos thätiger, und nicht kärglich mit Witz begabter Geist, den jedoch eine entschiedene Richtung zur Theosophie hinderte, sich vollkommen auszubilden. Dennoch fehlt es seinem **goldenen Esel**, einem Roman in elf Büchern, weder an Witz, Laune und satirischem Gehalt, noch an andern poetischen Eigenschaften, an sinnvollen Stellen und gemüthlichen Darstellungen. Den Stoff dazu schöpfte er aus dem Lucian; aber er änderte den Plan, setzte hinzu, verlängerte durch Episoden. Sein Styl ist nicht rein; er liebt gehäufte Beiwörter, sonderbare Zusammenstellungen, und fällt zuweilen in Blümelei und Schwulst. Höchst merkwürdig ist in diesem Werke die im vierten bis sechsten Buche eingewebte Episode der Psyche, die Herder den zartesten, vielseitigsten Roman nennt, der je gedacht worden, und über den schwerlich etwas Höheres auszudenken seyn möchte. Durch sie allein würde des Verfassers Andenken und sein Werk unvergänglich seyn, wäre er auch, wie Viele behaupten, nur der Ueberlieferer. — Außerdem war Apulejus der Verfasser vieler Werke, von denen wir nur noch einige besitzen.

Aquäduct, Wasserleitung, ist ein Bau, das Wasser über Thäler und niedrige Ländereien von einem Orte zum andern zu leiten. Schon die Alten unternahmen dergleichen Leitungen, und zeigten darin viel Geschicklichkeit, z. B. Sesostris in Aegypten, Semiramis in Babylon, Salomo und Hiskia unter den Israeliten. Die größten Werke der Art aber haben die Römer theils in Rom selbst, theils in den Provinzen aufgeführt, und die Ueberreste derselben gehören zum Theil zu den schönsten und bewundernswürdigsten Denkmälern der römischen Baukunst, die auf uns gekommen sind. Der Censor Appius Claudius Crassus Cocus ließ im J. d. St. 441 den ersten Aquäduct zu Rom bauen. Später wurden deren mehrere angelegt. Frontin zählt neun, Procopius vierzehn und P. Victor vierundzwanzig. Auch die Neueren haben große Wasserleitungen, besonders zur

Beförderung der inneren Communicationen, aufzuweisen, worüber der Artikel Canal nachzusehen ist.

Aquarel heißt die Malerei mit Wasserfarben, wobei man das weiße Papier in den Lichtstellen durchsehen läßt.

Aqua Tinta heißt das Kupferstechen in getuschter Manier, wodurch man besonders Zeichnungen, die mit dem Pinsel in Tusch, Bister, Sepia u. s. w. vornehmlich in breiten Massen behandelt sind, glücklich nachahmt. Es gibt davon mehrerlei Arten. Bei der ersten wird die Platte, nachdem vorher die Umrisse auf derselben radirt und eingeätzt sind, mit feinem gepulverten Mastix (Colophonium) übersiebt, dann über Kohlen gewärmt, damit das Mastix auf der Platte abschmelze. Auf diese Art entstehen zwischen jedem Mastixkörnchen unmerkliche Zwischenräume, auf welche hernach das Scheidewasser wirken muß. Bei der Arbeit selbst wird sodann wie bei der schwarzen Kunst verfahren, nur daß man bei dieser den Schaber, bei jener den Pinsel braucht, und mit einem schwarzgefärbten Deckfirniß, den das Scheidewasser nicht angreift, alle Lichtpartien deckt. Das höchste Licht wird zuerst gedeckt, und dann die Platte geätzt, so lange es für den schwächsten Ton der Schattenpartien nöthig ist. Alsdann wird durch alle im Originale befindliche Gradationen so lange fortgefahren, bis am Ende nichts auf der ganzen Platte übrig bleibt, als die stärksten Schatten, welche man zuletzt ätzt. Diese Manier ist die beste für historische und architektonische Gegenstände, so wie hingegen bei Landschaften, wo der Baumschlag mehr Freiheit des Pinsels erfordert, die zweite mit besserm Erfolge gebraucht wird. Die Platte wird, wie beim Radiren, mit einem guten Aetzgrund überzogen, dann arbeitet man, mittelst des Pinsels, mit Spick- oder Terpentinöl mit etwas Lampenruß vermischt, auf die gegründete Platte, wie auf Papier. Dieses Oel erweicht den Aetzgrund, welcher sich mit einer feinen Leinwand abwischen läßt, worauf alle mit dem Pinsel gemachte Striche im Kupfer zum Vorschein kommen. Hierauf wird die Platte, wie bei der ersten Art, mit einem feinen Mastix übersiebt, angeschmolzen und dann geätzt. Dieses Verfahren kann, je nachdem im Original mehr oder weniger Tinten sind, mehrmal wiederholt werden; durch eine glückliche und sinnreiche Vereinigung beider Arten läßt sich die schönste Harmonie in dieser Manier bis zu einem hohen Grade der Ausführung erreichen, und vorzüglich bei der Luft, wo oft große Flächen von einer Tinte vorkommen, ist die erste neben dieser zweiten von der besten Wirkung. — In Frankreich und der Schweiz bedient man sich auch der Roulette hierzu, eines stählernen, auf seiner Oberfläche rauhen Rädchens oder vielmehr Wälzchens, mit mehreren Erhöhungen, welches, wenn es auf der Platte hin- und hergerollt wird, die Vertiefungen darin hervorbringt. Man hat sie von allen Graden der Größe und Feinheit oder Stärke in Hinsicht der Erhöhungen, um bald tiefer, bald flacher in die Platte zu drücken. Von Zeit zu Zeit nimmt man mit einem gewöhnlichen Schaber das herausgegrabene Korn hinweg. Die Contoure werden wie gewöhnlich hervorgeätzt. Die englischen Landschaften werden gewöhnlich auf folgende Art gearbeitet. Die Platte wird, wie bei der schwarzen Kunst, über und über rauh gemacht; die höchsten Lichter werden mit dem Schaber und Grabstahl herausgehoben, und die Platte mit Scheidewasser geätzt, welches mit einem Glaspinsel aufgetragen wird. Offenbar schickt sich die geätzte Manier besser zu den tiefsten Schatten und den großen Massen, die Roulette hingegen besser zu den Halb- und kleinen Schat-

ten und den vorkommenden Schraffirungen. Die Aquatinta-Manier ist erst seit kurzem in England und Deutschland aufgekommen, die Engländer aber besonders verzieren, seit Gilpin den Ton dazu angab, alle ihre Werke für die Kunst mit Kupferstichen in dieser Manier.

Aqua Toffana, von den schleichenden Giften, die man in neuerer Zeit erfand, eins der schrecklichsten. Den Namen hat es von seiner Erfinderin Toffania, die anfangs zu Palermo, nachher aber zu Neapel lebte, und dasselbe unter dem Namen Manna des heiligen Nicolaus von Bari, in kleinen gläsernen Fläschchen, denen sie bei Versendungen das Bild dieses Heiligen beilegte, verkaufte. Sie wählte diese Firma, um ihre Sendungen der Untersuchung zu entziehen, da allgemein der Glaube herrschte, daß aus dem Grabe des heiligen Nicolaus von Bari, ein Wunderöl fließe, daß in allerlei Krankheiten gut sey, und das man unter seinem Namen verkaufte. Als die Obrigkeit dennoch 1709 von ihrer Giftmischerei erfuhr, wurde ihr nachgestellt; allein sie entfloh und fand in den Klöstern Schutz. — Es wird von diesem Gifte gesagt, daß sich seine Mischung nach Willkür so einrichten lasse, daß man seine schnellere oder langsamere Wirkung bis auf den Tag bestimmen könne. Wir halten dies für unmöglich, da Nebenumstände unvermeidlich mitwirken, die außer der Berechnung liegen. Uebrigens wird glücklicher Weise die Mischung sehr geheim gehalten.

Aequator oder Gleicher. Es gibt einen Aequator des Himmels und einen Aequator der Erde. Unter dem Himmelsäquator versteht man denjenigen größten Kreis der Himmelskugel, auf dessen Ebene die Weltaxe senkrecht steht, der von den Weltpolen überall um neunzig Grade entfernt ist, und dessen Pole mithin die Weltpole sind, so wie seine Axe die Weltaxe ist. Er theilt die Himmelskugel in die nördliche und südliche Halbkugel. Bei ihrem scheinbaren jährlichen Umlauf tritt die Sonne zwei Mal in den Aequator, einmal zu Anfang des Frühlings und einmal zu Anfang des Herbstes (s. Aequinoctium). Alsdann ist Tag und Nacht gleich, und von diesem Umstande schreibt sich der Name Aequator (Gleicher) her. In der Astronomie ist er von großer Wichtigkeit, da die Lage der Gestirne nach ihm bestimmt wird. Man zählt dabei seine Grade von Abend gegen Morgen, und fängt vom Frühlingspunkte an (s. Abweichung und Aufsteigung). — Der Erdäquator, auch Aequinoctiallinie, und von den Seefahrern schlechthin die Linie genannt, ist derjenige größte Kreis unserer Erdkugel, der von den Polen der Erde in allen Punkten um neunzig Grade absteht. Seine Pole sind die Erdpole, und seine Axe die Erdaxe. Er fällt in die Ebene des Himmelsäquators. Alle Orte, die er durchschneidet, haben beständig gleich lange Tage und Nächte, und dies hat den Namen Aequator veranlaßt. Durch ihn wird unsere Erdkugel in die nördliche und südliche Halbkugel getheilt. Nach seiner Richtung erfolgt die tägliche Umdrehung der Erde. Er durchschneidet das ganze mittlere Afrika, unterhalb Asien die Inseln Sumatra, Borneo, Celebes u. s. w., läuft dann durch das Südmeer, und schneidet den untern Theil von Amerika an der Grenze von Terra firma, von wo er weiter durch das große Weltmeer bis nach Afrika geht. Wie man nach ihm in der Geographie die Lage der Orte auf der Erde bestimmt, s. unter Breite und Länge.

Aequinoctium oder Nachtgleiche heißt diejenige Zeit im Jahre, wo Tag und Nacht einander gleich sind. Dies ist zwei Mal im Jahre der Fall: ein Mal im Frühling und ein Mal im Herbst, jedes.

mal wenn die Sonne im Aequator steht. Die Frühlingsnachtgleiche bezeichnet den Eintritt des Frühlings, die Herbstnachtgleiche des Herbstes. (S. Frühling, Herbst.)

Arabesken nennt man eine Art von Verzierungen, die größtentheils aus Pflanzen, Strauchwerk, allerlei Zweigen und Blumen zusammengesetzt, und auf einen willkürlichen Grund gemalt oder auch in erhobener Arbeit angebracht sind. Man verziert damit die Abtheilungen der Wände, die Einfassungen von Geräthschaften, Büchern u. s. f. Den Namen haben sie von den Arabern, die keine Thiere und Menschen abbilden durften, und daher nur mit Laub und Blumen verzierten. Sie heißen auch Moresken, weil sich auch die Mauren derselben bedienten; ferner Grottesken, weil man in den Zimmern und verschütteten Gebäuden der alten Römer und in den Gewölben unter der Erde, die man Grotten nannte, ähnliche Verzierungen fand. Lesenswerth sind die Schriften von Fiorello und von Raknitz über diesen Gegenstand.

Arabien und Araber. Diese große Halbinsel, der westlichste Theil vom südlichen Asien, liegt vom 50sten bis 77sten Grad östlicher Länge und vom 11ten bis 30sten Grad nördlicher Breite, hat einen Flächeninhalt von etwa 50,000 Quadratmeilen, und wird von den Einwohnern bald Arabiah, bald Dschesirat al Arab, oder Belad al Arab, oder Diar al Arab, von den Türken und Persern aber Arabistan genannt. Das ganze Land liegt zwischen dem arabischen und persischen Meerbusen, und ist nördlich von den großen Wüsten Irak und Dschesira begrenzt; nordwestlich hängt es durch die Landenge Suez mit Afrika zusammen. Seiner gewöhnlichen Eintheilung in das wüste, felsige (steinige, auch peträische, von dem sonst festen, zu einer großen Waarenniederlage benutzten Ort Petra so genannt) und glückliche Arabien, die Ptolemäus schon anführt, ist die neuere vorzuziehen, welche das ganze Land nach seiner natürlichen Lage und Productionskraft in das Küstenland, das mit Aloen, Manna, Myrrhen, Weihrauch, Indigo, Muscatennuß- und vorzüglich Kaffeebäumen bedeckt ist, und in das Binnenland theilt, das aus einer Wüste voll Flugsand mit Dornen und salzigen Kräutern besteht. Eine dritte Eintheilung nennt 1. das Land Yemen, 2. die Provinz Oman, 3. die Provinz Lachsa oder Hadsiar, 4. die Provinz Hedschaz oder Hedziaz, und 5. die Wüsten von Syrien, Aldschesira und Erack. — Hohe Gebirgsketten ziehen sich an der Westküste hin, die im Norden mit den syrischen Gebirgen zusammenstoßen, und theils mit den Nilgebirgen, theils mit den ostasiatischen Urgebirgen in Verbindung stehen; als besonders merkwürdig nennen wir die Berge Sinai, Horeb und Sabber. Von den Flüssen, die nur durch große Regengüsse entstehen und selten das Meer erreichen, ist der Astan, ein Küstenfluß, der bedeutendste; nur die nördliche Grenze wird vom Euphrat berührt. Unter den Meerbusen verdienen der arabische (rothes Meer), der persische Busen und das arabische Meer besondere Erwähnung. Das Clima durchläuft fast alle Grade der Scale; Gegenden, wo es die Hälfte des Jahres hindurch regnet, wechseln mit solchen ab, wo der Thau Jahre lang den Regen ersetzen muß, die größte Kälte auf den Höhen mit der drückendsten Hitze in den Ebenen, feuchte Winde mit dem Samum, der, wie in Afrika der Harmattan und Chamsin, dem Leben droht. — Von gleicher Verschiedenheit ist der Boden, der in die traurigsten Sandwüsten und in die fruchtbarsten Gefilde sich theilt; Waizen, Hirse, Reiß, Küchengewächse, Kaffee, dessen eigentliche Heimath hier ist, Manna, Zuckerrohr, Baumwolle,

Südfrüchte, Sennesblätter, Aloë, Myrrhen, Tabak, wohlriechende Hölzer, Balsam ꝛc. sind die Producte der Oberfläche dieses Bodens, dessen unterirdische Schätze in Edelsteinen, Eisen und andern Metallen (Gold ausgenommen, das jedoch die Alten in Flüssen und in der Erde gediegen gefunden haben wollen) bestehen. — Maulesel, Esel, Kameele, Büffel, Hornvieh, Ziegen, herrliche Pferde, Löwen, Hyänen, Gazellen, Füchse, Affen, Springhasen ꝛc., Federvieh aller Art (Pelikane, Strauße ꝛc.), eßbare Heuschrecken, Scorpione ꝛc., Fische in großer Menge bevölkern Boden und Gewässer. — Die Einwohner, deren Anzahl auf 10 bis 12,000,000 geschätzt wird, bestehen zum größten Theile aus den eigentlichen Arabern, mit eigener Sprache, von mahomedanischer Religion und interessanten Lebensgewohnheiten. Wie zu den ältesten Zeiten der Israeliten leben sie noch jetzt als Nomaden in höchst patriarchalischer Einfachheit als Hirten und Ackerbauer; ein leidenschaftliches Gefühl für Freiheit, Unabhängigkeit und Recht erhalten sie in einer Verfassung, die sie zu glücklichen Menschen macht. Das alte: „Friede sey mit dir!" ist noch jetzt ihr gewöhnlicher Gruß. „Sey willkommen, was brauchst du?" ist die Anrede an einen Fremden, der mit einem: „Gott vergelte es euch!" die Zehrungskosten abträgt. Dennoch sind sie nicht frei von dem Vorwurfe der Räuberei, die sie aber nie auf Kosten des Gastrechts üben. — Uebrigens belebt sie ein kriegerischer Sinn, und man rühmt ihre Geschicklichkeit in gymnastischen Künsten. Eine vortheilhafte Körperbildung ziert sie; nur in den heißen Ebenen färbt ihre Haut sich braungelb; eine abhärtende Erziehung, Reinlichkeit und Mäßigkeit sichert sie vor Krankheiten, die nur selten sie belästigen. Sie nennen sich auch Beduinen (Bedevi, Söhne der Wüste, die Arabes sienitae bei den Alten), und unterscheiden sich durch ihre Lebensweise von den Mauren, die in Häusern leben, Ackerbau ausschließlich und Gewerbe und Handel treiben. Ihr Handel, ehedem höchst wichtig, da Arabien der Hauptsitz des phönicischen Landhandels war, besteht gegenwärtig in Land- und Seehandel; der erstere wird durch Caravanen betrieben; ihr Commerz zur See bringt sie mit fast allen seefahrenden Völkern in Berührung. — Wissenschaften und Künste wollen nicht sonderlich gedeihen; Astronomie (mehr Astrologie), Arzneikunde und sogenannte Philosophie lehrt man auf den dortigen hohen Schulen; Lesen, Schreiben, Rechnen und der Koran sind die gewöhnlichen Unterrichtsgegenstände; die Beduinen bleiben ganz unwissend. — Ihre Verfassung ist sehr einfach; die Oberhäupter heißen Groß-Emir, Emir und Schah; ihre Richter Kadi. — Sonderbar, und mit dem jetzigen Zustande der Einwohner sehr contrastirend, ist es übrigens, daß bei den Alten die Reichthümer des glücklichen Arabiens und der Luxus daselbst so berühmt waren, daß Augustus dadurch zu einem Zuge dahin bewogen wurde, der aber nicht den gewünschten Erfolg hatte. Außer den Ureinwohnern sind auch noch Juden, Türken und Christen in Arabien vertheilt. — Als Hauptorte nennen wir Medina (Medina al Nabi), die Stadt des Propheten, mit Mahomeds heiligem prachterfüllten Grabe und den Gräbern der ersten Califen; Mecca, Mahomeds Geburtsstadt, mit der heiligen Caaba (Gotteshaus), die von jedem Mahomedaner einmal besucht werden muß; Dschidda, am rothen Meere, mit einem wichtigen Hafen; Beit al Faki, wo der vorzüglichste Kaffeemarkt ist; Mocha oder Mokka, am Todesſunde (Todesthor, Bab al Mandal, am engen Eingange des rothen Meeres), mit einem guten Hafen und bedeuten-

dem Handel (Mokka-Kaffee); Sana in Yemen; Maskat, südlich von der Straße Ormuz, mit vortrefflichem Hafen und großen Bleigruben; Yemama, am Astan, Sitz vom Caravanenhandel, und Lachsa, an der Mündung des Astan. Das Historische siehe man unter Kalif. — Wie viele Mühe es übrigens der hohen Pforte kostet, die Araber-Sheiks im Zaume zu halten, ist aus der neuesten Geschichte in lebhaftem Andenken. I.

Arabische Literatur und Sprache. Dunkel und Ungewißheit umringen Arabiens früheste Geschichte, und auch über die erste Cultur und Literatur dieses Landes können wir mehr aus einzelnen Datis Schlüsse ziehen, als etwas Gewisses behaupten. Daß in Arabien frühzeitig Poesie geblüht haben werde, läßt sich theils aus der Natur des Landes, theils aus den Naturanlagen seiner Bewohner schließen, die man als muthig, tapfer, zu Abenteuern geneigt, stolz und für den Ruhm empfänglich kennt. Besonders der Strich des glücklichen Arabiens hat so blühende Gegenden und solch einen Ueberfluß an den schönsten Früchten, daß man ihn oft schon zu den Paradiesen der Erde gezählt hat. Die hier unter ihren Sheiks umherziehenden Nomaden, von Natur mit lebhafter Empfindung und einer sehr warmen Phantasie begabt, waren daher ganz in der, zur Entwickelung der Poesie günstigen, Lage. Hätte die Kritik es außer allen Zweifel gesetzt, daß das Gedicht Hiob wirklich arabischen Ursprungs sey, so wäre damit nicht bloß bewiesen, daß auch das peträische Arabien eine sehr bedeutende Poesie gehabt habe, sondern wir könnten auch den Charakter dieser Poesie daraus kennen lernen. Wir finden darin erhabene Bilder, starke Metaphern, Gleichnisse und Naturschilderungen, untermischt mit räthselhaften Sprüchen, für deren Vorliebe bei den Arabern auch die Königin von Saba zeugt. Das Alterthum der Philosophie bei den Arabern könnte man ebenfalls nur aus Hiob erweisen, welches Gedicht zugleich auf physikalische und astronomische Kenntnisse schließen läßt, die jedoch nur noch dürftig sind. Wenn übrigens die Araber selbst sagen, bis zur Ankunft Mahomeds (622 nach Chr.) habe ihre Periode der Unwissenheit gedauert, so ist dies nur von Mangel an eigentlicher Gelehrsamkeit zu verstehen, denn ohne Geist war diese Nation auch vorher nicht. Besonders aber zeichnete sie sich vor Mahomed schon durch ihre Poesie auf eine glänzende Weise aus. Auf der Messe zu Mekka, und im 5ten Jahrhundert nach Christus zu Okadh, wurden poetische Wettkämpfe gehalten, und die Gedichte, denen der Preis zuerkannt war, mit goldenen Buchstaben auf Byssus geschrieben (Modababäth, vergoldete), und in der Kaaba zu Mekka aufgehängt (Moallakäth, aufgehängte). Mehrere davon haben sich erhalten. Die Sammlung der Moallakäth enthält sieben Gedichte von sieben Dichtern: Amralkeis, Tharafah, Zoheir, Lebid, Anthara, Amru ben Kalthun und Hareth. Tiefe Empfindung, hoher Schwung der Imagination, Reichthum an Bildern und Sprüchen, Nationalstolz und Freiheitsgeist, Glut in Rache und Liebe zeichnen sie aus. (Die hellstrahlenden Plejaden am arabischen poetischen Himmel, übersetzt, erläutert und mit einer Einleitung versehen von A. Th. Hartmann. Münster 1802.) Mit Mahomed aber eröffnete sich die glänzendste Periode der Araber, und bald darauf auch ihrer Literatur. Als von Gott gesandten Propheten kündigte er sich seinen Landsleuten an, und legte Glaubens- und Lebenslehren in dem poetischen Koran nieder. Von Abubekr, dem er-

sten Califen nach Mahomeds Tode, wurde diese aus zwei Theilen, einem dogmatischen und einem praktischen, bestehende Bibel der Araber gesammelt, von Othman, dem dritten Califen, berichtigt und bekannt gemacht (s. Coran), und hiemit die Schriftsprache, die erste literarische Richtung und der neue Nationalcharakter der Araber bestimmt. In ihrer glücklichen Lage zwischen zwei Welttheilen schienen die Araber zwar sehr geeignet für den Handel, weniger aber für active und passive Eroberung, zumal da im wüsten und steinigen Theile nur umherziehende Horden streiften, die wechselsweise von Räuberei und Viehzucht lebten. Dem Mahomed aber war es gelungen, sich ganz Arabien zu unterwerfen, ihm eine hierarchisch-militärische Verfassung zu geben, und den Geist der Tapferkeit, der längst den Arabern einwohnte, durch einen schwärmerischen Eifer für Religion noch mehr zu befeuern. Als er, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen, gestorben war (632), wählten seine Anhänger ihm einen Califen, d. h. Nachfolger, unter welchem der Geist der Eroberung sich der Araber zu bemächtigen anfing. Wie ein reißender Strom verbreiteten sie sich schnell und unabhaltbar über die umliegenden Länder. Syrien, Palästina, Phönicien, Mesopotamien, Armenien, Persien, Aegypten, die Inseln Cypern und Rhodus hatten sie in einem Zeitraum von noch nicht 24 Jahren sich unterworfen. Bald darauf bemächtigten sie sich mehrerer Länder des östlichen Asiens jenseit des Gihon und Oxus; von Aegypten aus des ganzen Landstrichs von Afrika längs des mittelländischen Meeres, bis zur Meerenge, welche Afrika von Spanien trennt, ja drangen endlich in Europa selbst ein, wo sie Sicilien, Portugall, Spanien einnahmen, und schon tief nach Frankreich eingedrungen waren. So erstreckte sich denn schon achtzig Jahre nach Mahomeds Tode das Reich der Araber von Aegypten bis Indien, von Lissabon bis nach Samarkand. Während dieser ganzen Periode beseelte sie nichts als kriegerischer Fanatismus, unter dessen Herrschaft die zarten Blüthen der Cultur und Literatur niemals gedeihen. Bekannt ist, wie der Calif Omar mit der Bibliothek zu Alexandria verfuhr. „Entweder," sagte er, „steht in diesen Büchern, was im Koran auch steht, und dann sind sie überflüssig, oder sie widersprechen dem Koran, dann sind sie gefährlich: sie müssen also auf jede Weise vertilgt werden." Demnach wurden denn mehrere hundert tausend unersetzliche Handschriften an die Badstuben vertheilt, die man einige Monate lang damit heizte. Die Zeit aber und der Umgang mit kultivirteren Nationen verdrängten allmälich diesen rohen Sinn; mit der Regierung der Califen aus der Familie der Abbassiden begann (750) auch Beförderung der Wissenschaften und Künste. Am glänzenden Hofe Al-Mansurs zu Bagdad fanden sie zuerst Unterstützung; Harun Al Raschid aber war es (786—808), der seinen Landsleuten dauernde Liebe zu ihnen einflößte. Er rief Gelehrte aus allen Landern in sein Reich, die er fürstlich belohnte, ließ die Werke der vorzüglichsten griechischen Schriftsteller ins Arabische übersetzen, und diese Uebersetzungen durch viele Abschriften verbreiten. Al Mamun, der kurz nach ihm regierte, bot dem griechischen Kaiser hundert Centner Gold und einen beständigen Frieden an, wenn er ihm den Philosophen Leo nur auf einige Zeit zu seinem Unterricht überlassen wollte. Unter seiner Regierung wurden treffliche Schulen zu Bagdad, Basora, Bochara, Kufa, und große Bibliotheken zu Alexandria, Bagdad und Cairo angelegt. Der Calif Motasem (starb 841) wirkte in gleichem Sinne und Geist, und mit der Dynastie der Abbassiden in Bagdad wetteiferte die Dynastie der Ommajaden in Spanien. Was Bagdad für Asien, war die hohe Schule zu

Corduba für Europa, wo überhaupt im 10ten Jahrhundert Araber die Stütze der Literatur wurden. Zu einer Zeit, wo gelehrte Kenntnisse fast nirgends eine bleibende Stätte und Ermunterung fanden, waren es die Araber, die sich mit Aufsammlung derselben eifrig beschäftigten, und dieselben in drei Welttheilen verbreiteten. Bald nach dem Jahre 900 reisete man aus Frankreich und andern europäischen Ländern zu den Arabern nach Spanien, um unter ihnen hauptsächlich Mathematik und Medicin zu studiren, wozu sich anderwärts keine Gelegenheit fand. So schnelle Fortschritte hatte diese, vor kaum anderthalb Jahrhunderten auf den Koran, Poesie und Beredsamkeit eingeschränkte Nation gemacht, seitdem sie mit der Wissenschaft der Griechen sich befreundet hatte. In der Geographie, Geschichte, Philosophie, Medicin, Physik, Mathematik, namentlich in der Arithmetik, Geometrie und Astronomie, hat ihr Fleiß sehr glücklich und nützlich gewirkt, und noch zeugt manches arabische Kunstwort, z. B. Almanach, Algebra, Alkohol, Azimuth, Zenith, Nadir u. a. m., ja selbst die Zahlzeichen, deren wir uns bis auf den heutigen Tag bedienen, und die ihre Erfindung sind, von ihrem Einfluß auf die literarische Cultur Europa's. — Seit der Römer Zeit waren es im Mittelalter die Araber, denen die Erdkunde am meisten verdankt. Vorzüglich erweiterten sie in Afrika und Asien die Grenzen der vor ihnen bekannten Welt. Bei ihren Eroberungen drangen sie in der ganzen nördlichen Hälfte von Afrika bis an den Niger vor, und kamen westlich bis an den Senegal, und östlich bis zum Cap Corrientes. Schon in den Anfängen ihrer Eroberungen aber mußten, auf Befehl der Califen, die ausgesandten Feldherrn die bezwungenen Länder geographisch verzeichnen. Asiens Länder, Völkerschaften und Eigenthümlichkeiten waren ihnen größtentheils bekannt; sie erweiterten die Kenntniß von ihrem Vaterlande Arabien, von Syrien und Persien, und verschafften wenigstens einige Aufklärung über die große Tartarei, das südliche Rußland, China und Hindostan. Vieles, was ihre berühmtesten Geographen, Abulfeda und Edrisi, berichten, ist noch jetzt brauchbar, und in historisch-geographischer Hinsicht sehr wichtig. In der Geschichte der Geographie des Mittelalters machen die Araber demnach Epoche. Als geographische Schriftsteller zeichneten sich aus: Al-Marun, Abu Ischak, Serif Edrisi, Nassir-Eddin, Abulfeda, Ulugh-Begh, Abdollatif. — Zahlreich waren seit dem achten Jahrhunderte auch die Historiker der Araber, die jedoch noch lange nicht hinlänglich geprüft, studirt und benutzt worden sind. Vielleicht aber findet Wilkens bald mehrere Nachfolger. Der älteste uns bekannte Historiker ist Hesham Ibn Muhamed Ibn Schoaib Alkhelebi von 818. Außerdem verdienen besondere Bemerkung: Abu Abdallah Mohammed Ibn Achmed, Abulpharadsch, Georg Almakin, Abulfeda, Verfasser einer allgemeinen Weltgeschichte bis auf 1315, Makrizi, Arabschah u. A. In den späteren historischen Werken herrscht mehr Kälte, Ruhe und Einfachheit. — Die Philosophie der Araber war ganz griechischen Ursprungs, und ging hauptsächlich von Aristoteles aus, der durch sie auch in Spanien, und von da im ganzen westlichen Europa bekannt wurde; denn aus dem Arabischen übersetzte man ihn ins Lateinische. Man kann deßhalb den Ursprung der scholastischen Philosophie von den Arabern ableiten. Auf Dialectik und Metaphysik wendeten sie ihre vorzügliche Aufmerksamkeit. Von ihren philosophischen Schriftstellern sind vor Andern zu bemerken: Alfarabi, der über die Principien schrieb (st. 954); Avicenna (st. 1036), der außer andern phi-

losophischen Schriften, einer Logik, Physik und Metaphysik, einen Commentar zu des Aristoteles Werken; Ibn Sina (st. 1036), der eine Metaphysik herausgab; Ibn Bajah zeichnet sich als Selbstdenker aus; Algazel schrieb eine Niederreißung aller philosophischen Systeme, wogegen Happalath Hahappalah eine Vertheidigung herausgab. Hochgeschätzt war von Averroes besonders der Commentar über Aristoteles, Beachtung verdient aber auch seine Paraphrase der Republik Platons, welcher sonst den Arabern wenig bekannt gewesen zu seyn scheint. Viele berühmte Philosophen waren zugleich Aerzte, denn von der Philosophie trennte man die physikalischen Wissenschaften nicht, zu denen auch die Medicin gehörte. Unläugbar haben die Araber in diesen Wissenschaften, nächst der Erdkunde, das Bedeutendste geleistet. Zu Dschondisabur, Bagdad, Ispahan, Firuzabad, Bokhara, Kufa, Bassora, Alexandria und Corduba wurden vom 8ten bis zum 11ten Jahrhundert medicinische Lehranstalten errichtet, und bei dem eifrigen Studium, das man diesem Zweige der Wissenschaften widmete, konnte es nicht fehlen, daß man nicht, obschon man im Wesentlichen sich auch hier an die Griechen hielt, bedeutende Fortschritte hätte machen sollen. Zwar die Anatomie gewann durch sie nichts, weil der Koran Zergliederungen untersagte, desto mehr aber die Therapie; denn sie besaßen vielumfassende Kenntnisse in der Arzneimittellehre, studirten eifrig die Botanik, und können als Erfinder der Chemie betrachtet werden; wenigstens haben sie viele Entdeckungen darin gemacht, und Dscheber wird für den Erfinder der Universalmedicin gehalten. Auch in der Nosologie blieben sie nicht zurück, und lehrten manche Krankheit zweckmäßig behandeln. Zu ihren berühmten medicinischen Schriftstellern gehören: Aharum, der zunächst die Pokken beschrieb, Jahiah Ibn Serapion, Jacob Ibn Ishak Alkendi, Johannes Mesve, Rhazes, Almansor, Ali Ibn Abbas, Avicenna, der Herausgeber des Canons der Medicin, der lange Zeit als das einzige Hauptbuch galt, Ishak Ben Soleiman, Abulkasis, Aben Zohar, Averroes, der Verfasser eines dialectischen Systems der ganzen Medicin. Man kann nicht in Abrede seyn, daß den Arabern das Verdienst gebührt, auch die wissenschaftliche Medicin im Mittelalter erhalten, und das Studium derselben in Europa wieder belebt zu haben. Wenn die Physik bei den Arabern weniger gewann, so liegt die Ursache lediglich in der Art der Behandlung. Um die aristotelischen Principien mit dem Fatalismus des Koran leichter vereinigen zu können, bearbeitete man die Physik metaphysisch. Desto mehr leisteten sie in der Mathematik, welche von ihnen bereichert, vereinfacht und weiter verbreitet wurde. In der Arithmetik führten sie den Gebrauch der Ziffern, das Hinaufsteigen in zehnfacher Proportion ein, in der Trigonometrie die Sinus statt der Chorden, vereinfachten die trigonometrischen Operationen der Griechen, und erweiterten die gemeinnützigere Anwendung der Algebra. Mohammed Ben Musa und Thebit Ben Korrah erwarben sich darum besondere Verdienste; Alhazen schrieb über die Optik; Nasireddin übersetzte die Elemente des Euklides; Dscheber Ben Afla lieferte einen Commentar über des Ptolemäus Trigonometrie. Vorzüglich wurde die Astronomie cultivirt, für welche zu Bagdad und Corduba berühmte Schulen und Sternwarten errichtet waren. Schon im J. 812 hatten Alhazen und Sergius, des Ptolemäus Almagest, dieses erste vollständige Lehrgebäude der Astronomie, in Arabische übersetzt, woraus Alfargani 833, und späterhin Ave

roes einen Auszug lieferte; Albaten beobachtete im 10ten Jahrhunderte die Bewegung der Sonnenerdferne; Mohammed Ben Dscheber Albateni beobachtete die Schiefe der Ekliptik und vervollkommnete die Theorie der Sonne; Almansor lieferte astronomische Tafeln, worin Beobachtungen über die Schiefe der Ekliptik vorkommen; Alpetragius schrieb eine Theorie der Planeten. Die Geographie wurde mit Mathematik und Astronomie in Verbindung gebracht und systematisch bearbeitet, besonders von Abulfeda. Eigenthümlich sind den Arabern die Eintheilung der Erde in sieben Climate, viele geographische Maße u. dgl. — Bei allen diesen Fortschritten in den strengeren Wissenschaften wurde der Geist der Araber nicht unempfänglich für die Poesie. Abu Temam sammelte 830 die größere Hamasah, eine Anthologie in zehn Büchern, und Bochteri 880 die kleinere Hamasah, als Nachtrag zur größeren. Indeß wurde weiterhin die höhere orientalische Originalität in der arabischen Poesie immer seltner, der Ton mystisch-hyperbolischer, die Sprache minder rein. Auszeichnung verdienen Motanabbi durch seine sanften Elegien in einer classischen Sprache (s. Proben der arab. Dichtkunst von Reiske, Leipz. 1765); Abu Ismael Tograi, Vezier zu Bagdad, durch seine Elegien und Lieder (s. N. Teutsch. Merkur 1800, St. 1. S. 8.); Ithiel Hariri durch seine Geschichte eines fahrenden Ritters, Makamât betitelt, in funfzig Abschnitten (s. Rosenmüller über einen arab. Roman des Hariri, Leipz. 1801); Abu Dschaafar Ibn Tophail durch seinen interessanten philosophischen Roman, der Naturmensch (übers. von Eichhorn, Berl. 1783). Admai's großer Heldenroman: Antars Leben, in 35 Theilen, dient noch bis auf den heutigen Tag den improvisirenden Erzählern und Declamatoren im Orient zum Stoffe. Die dramatische ausgenommen, findet man keine Gattung der Poesie, welche von den Arabern nicht cultivirt worden wäre, und die Romanze, ein Product des abenteuerlichen Rittergeistes der Nation, war ihre Erfindung. Kein Zweifel, daß sie dadurch auch auf die neueuropäische Poesie mächtig eingewirkt haben; denn von dem, was die Poesie des Mittelalters zur romantischen Poesie machte, gehört den Arabern kein geringer Theil. Der abenteuerliche Rittergeist, die Feen und Zauberer, und vielleicht auch der Reim, sind von den Arabern in unsere abendländische Poesie übergegangen. Und so hat denn diese Nation in der Periode des Mittelalters auf vielfache Weise wohlthätig für Cultur und Literatur Europa's gewirkt, und viele bleibende Spuren ihrer vorübergegangenen Herrschaft hinterlassen. Wie wichtig dadurch auch ihre Sprache für den gelehrten Forscher geworden sey, springt von selbst in die Augen. Wer einen tieferen Blick in die Geschichte der Wissenschaften und Menschheit thun will, kann dieser Sprache nicht entbehren. Sie gehört zu den sogenannten semitischen Dialecten (s. hebräische Lit. und Sprache), unter denen sie sich durch Alterthum, Reichthum und Geschmeidigkeit auszeichnet. Durch den Koran wurde sie eigentlich als Büchersprache fixirt, und kurz nach Mahomed, weit mehr aber seit dem zehnten Jahrhundert, gab es unter ihnen grammatische Schriftsteller, welche die Grundsätze der Sprache bestimmten, ihre Schönheiten untersuchten und ihren Reichthum in Wörterbücher zusammentrugen. Durch den Uebergang der Araber nach Sicilien und Spanien wurde die arabische Sprache auch in Europa bekannt. Ungeachtet sie aber manche Spuren ihres Andenkens in den Sprachen jener Länder hinterlassen hat, so ging doch ihre Kenntniß, nach Vertreibung der Mauren, den Europäern meist verlo-

ren. Postel weckte das gelehrte Studium derselben wieder in Frankreich, Spey in Deutschland. Im 17ten Jahrhundert blühte dasselbe in den Niederlanden, und wurde seitdem in Deutschland, Holland und England mit großem Eifer getrieben. Von Erpen, Michaelis, Richardson, Jahn, Rosenmüller, de Sacy haben wir schätzenswerthe Grammatiken, von Erpen, Golius, Giggeji, Castell, Meninski, Wilmet, Scheid gute Wörterbücher; von Reiske, Hirt, Rosenmüller, Jahn, de Sacy u. A. Chrestomathien erhalten. Kirsten, Wasmuth, Schultens, Jones, Eichhorn, Tychsen, Schnurrer, Hasse, Hezel, Wahl, Paulus, Rosenmüller, Vater, Augusti u. A. haben sich durch größere Verbreitung, Kritik und Interpretation bedeutende Verdienste erworben; Gruner und Sprengel haben gezeigt, wie wichtig ihre Kenntniß den Aerzten sey. dd.

Arachne, die Tochter des Purpurfärbers Idmon zu Colophon, hatte von Pallas die Kunst des Webens gelernt, und unterfing sich, in stolzer Einbildung auf ihre Kunstfertigkeit, ihrer Lehrerin selbst einen Wettstreit anzubieten. Umsonst warnte sie die Göttin in Gestalt einer alten Frau. Der Wettstreit begann, und Arachne fertigte ein kunstreiches Gewebe, das die ärgerliche Chronik der Olympier darstellte. Pallas, darüber erzürnt, zerriß das Gewebe, und schlug ihr das Schiff um den Kopf; Arachne aber erhing sich in Verzweiflung. Die Göttin erhielt ihr zwar das Leben, indem sie sie mit einem Kräutersafte betröpfelte, verwandelte sie aber in eine Spinne.

Arachnologie oder Araneologie ist die Kunst, aus dem Verhalten, den Bewegungen und Arbeiten der Spinnen auf die Veränderung der Witterung zu schließen. Winke davon finden sich schon bei Plinius (H. N. Lib. XI. sect. 28.); auch wird davon bereits in einer 1588 zu Görlitz erschienenen ewigwährenden Practica gehandelt. In neuerer Zeit hat Quatremère Disjonval, ehemaliges Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, während einer achtmonatlichen Gefangenschaft, in der einige Spinnen seine einzige Gesellschaft waren, viele Beobachtungen über sie angestellt, und dieselben 1797 zu Paris herausgegeben. Er verbreitet sich in diesem Werke über die Entdeckung des beständigen Verhältnisses zwischen dem Erscheinen oder Verschwinden, der Arbeit oder Ruhe, dem mehrern oder mindern Umfang der Gewebe und Anhängefäden der Spinnen verschiedener Arten, und den atmosphärischen Veränderungen von schönem Wetter zum Regen, von der Trockenheit zur Nässe, vorzüglich aber von der Hitze zur Kälte und vom Froste zum Thauwetter.

Aragon. Der Landstrich, welcher gegen Mitternacht von den Pyrenäen, gegen Abend von Navarra und Castilien, gegen Mittag von Valencia, gegen Morgen von Catalonien begrenzt wird, und von dem anmuthigen Thale Araques, das er enthält, den Namen Aragon erhalten haben soll, theilte die Schicksale, welche die pyrenäische Halbinsel unter der römischen Herrschaft und unter den Westgothen erfuhr. Im Anfange des achten Jahrhunderts war das Land zum Theil eine Beute der erobernden Araber geworden und gehörte zum Theil zu der spanischen Mark, unter fränkischer Herrschaft von Grafen regiert. Späterhin wurde diese Grafschaft, wie die andern neu gegründeten spanischen Staaten, durch die Tapferkeit gothischer Flüchtlinge den Mauren entrissen und kam im zehnten Jahrhunderte durch Heirath zu dem mächtigen navarrischen Reiche. Als König Sancho der Große, im

Jahre 1035, seine Länder theilte, erhielt sein unehelicher Sohn Ramiro die Grafschaft Aragon als ein Königreich. Seitdem blieb Aragon mehrere Jahrhunderte lang ein für sich bestehendes, durch eigne Fürsten beherrschtes Land. Es begriff zu jener Zeit nicht alles, was es jetzt enthält, ein kleiner Landstrich am Fuße der Pyrenäen, und die ansehnlichen Gebiete von Zaragoza und Huesca waren noch in der Gewalt der Araber. Im zwölften Jahrhunderte aber ward durch das Waffenglück so tapferer Könige, wie Alfonso der Schlachtengewinner (el batallador) war, der mehr als dreißig Siege gegen die Mauren erfocht, und durch die glückliche Verbindung der aragonischen Erbtochter mit dem mächtigen Grafen von Barcelona (im J. 1137), welche die Vereinigung von Catalonien und Aragon herbeiführte, der Grund zu der Größe des Staats gelegt, den im folgenden Jahrhunderte Jacob der Eroberer (st. 1276), der den Mauren auch Valencia und die Insel Mallorca entriß, noch mehr erhob. Mallorca, von dem Eroberer an seinen jüngsten Sohn vererbt, bestand einige Zeit als eigenes Königreich; Aragon aber, Valencia und Catalonien wurden im Jahre 1319 durch einen Beschluß der Stände zu einem untrennbaren Reiche unter einem Beherrscher vereint, obgleich jedes dieser Länder seine besondre Verfassung behielt. Noch jetzt heißen diese drei Länder die aragonischen Provinzen des Königreichs Spanien. Die Beherrscher des aragonischen Reiches, von äußern Feinden befreit, von ihren Nachbarn gefürchtet, fühlten sich nun mächtig genug, selbst über dem Meere Eroberungen zu machen, als eine günstige Gelegenheit sich darbot. Jacobs des Eroberers Sohn, König Pedro III., machte die Ansprüche geltend, welche er mit der edlen Constantia, der Tochter Manfreds von Hohenstaufen, erheirathet hatte, und die Insel Sicilien, der Preis des glücklichen Kampfes, den er gegen den harten Carl von Anjou bestand, ward ein Nebenland des aragonischen Hauses, bald getrennt von Aragon unter verschiedenen Gebietern, bald unter einem Herrscherhaupte vereinigt. Als im Jahre 1410 mit Martin II., König von Aragon und Sicilien, der männliche Stamm der Grafen von Barcelona und des alten aragonischen Hauses erloschen war, kam der Infant Ferdinand von Castilien, des letzten Königs nächster männlicher Erbe von weiblicher Seite, durch die Wahl der Stände auf den Thron, welchen er seinem Sohne, Alfonso V., hinterließ, der durch die Eroberung von Neapel (1443) einer der mächtigsten Fürsten Europa's ward. (Vergl. Alphons V.) Alfonso's Bruder, Johann II., den die Vermählung mit der navarrischen Erbin zum Könige von Navarra gemacht hatte, vereinte auch dieses Land, als er (1458) jenem auf dem Throne folgte, noch einmal mit dem aragonischen Reiche. Johanns Sohn aber, Ferdinand der Catholische, legte durch seine Vermählung mit Isabella von Castilien den Grund zu der Vereinigung der Reiche Castilien und Aragon, die seit der Regierung seines Enkels, Carls des ersten (V.), einem Gebieter gehorchten. Seitdem theilte Aragon die Schicksale der spanischen Monarchie. (S. Spanien.) Die glücklichen Umstände, welche in den neu gegründeten spanischen Reichen eine frühe und eigenthümliche Entwickelung der gesellschaftlichen Verhältnisse, eine eigenthümliche Ausbildung der Staatsverfassung beförderten, die Entstehungsart nämlich dieser Staaten, der Einfluß günstiger örtlicher Umstände, und die, durch die Mauren verbreitete, vielfache Cultur waren auch in Aragon wirksam. Daher auch hier ein mächtiger Lehnadel, der für den Beistand, welchen er den Königen in ihren Kriegen leistete, nicht nur einen Antheil an den Eroberungen, und

andere Vorrechte erhielt, die ihn stark genug machten, seinem Gebieter, den er nach dem Geiste des Lehnwesens nur als den Ersten unter Gleichen ansah, Trotz zu bieten; daher auch hier frühes Aufblühen der Städte, wo die maurische Herrschaft Veranlassung und Beispiel zu reger Gewerbsamkeit gegeben hatte, frühe bürgerliche Selbstständigkeit der städtischen Gemeinden, und darum hier desto früher, da der Handelsverkehr, den die Küstenstädte des befreundeten Nachbarlandes Catalonien mit allen Häfen des mittelländischen Meeres unterhielten, überall im Binnenlande Gewerbfleiß und Betriebsamkeit wecken mußte. Aber schon am Ende des zwölften Jahrhunderts begann auch hier ein Kampf zwischen dem mächtigen Adel, an den sich die Städte schlossen, und den Königen, die ihre Herrsch- und Richtergewalt zu befestigen und auszudehnen strebten. Damals (unter Pedro II.) entstand ein Bund zwischen dem Adel und mehreren Städten, und der erste Erfolg des Kampfes war die verfassungsmäßige Berechtigung der Stände, Selbsthülfe gegen den König zu brauchen. Später (1287) wurden sogar zwei Freiheitsbriefe ertrotzt, und es mußten dem ständischen Bunde sechzehn feste Schlösser als Unterpfand für des Königs Zusagen übergeben werden. Pedro IV. aber vernichtete 1348 diesen Zwang, ohne es darum zu wagen, willkürliche Gewalt zu üben. Vielmehr gelobte er eidlich die Freiheiten des Landes und die Gerechtigkeit zu schützen, und blieb dem Ausspruch des Justicia untergeordnet, der in Streitigkeiten zwischen ihm und einem Unterthanen, so wie in allen Angelegenheiten in letzter Instanz entschied. Der sicherste Schutz aber gegen jeden Mißbrauch der königlichen Gewalt waren die Cortes. (Vergl. d. Art.) Die alten Formen erhielten sich in Aragon länger als in Castilien. Noch im 17ten Jahrhunderte hörte man hier unter den Ständen oft eine kühne Sprache, die in Castilien längst verstummt war; aber allmälig wurden auch hier die Ständeversammlungen immer seltener, und als Philipp V. die Herrschaft des Hauses Bourbon in Spanien befestigt hatte, verloren die Aragoner, zur Strafe für ihre Anhänglichkeit an Philipps Gegner, Carl von Oesterreich, die übrigen Vorrechte, welche sie seit zweihundert Jahren gegen so manche Angriffe der königlichen Allgewalt gerettet hatten. Aragons Boden ist in manchen Gegenden so bergig, steinig und unfruchtbar, daß einst ein Bewohner des Landes sagte, die Aragoner würden ihre Heimath verlassen und blühendere Gegenden aufsuchen, wenn nicht die herrliche Freiheit des Landes sie so fest an diesen Boden bände. In vielen Gegenden aber, besonders in denjenigen, die durch Flüsse gewässert sind, ist das Land sehr fruchtbar, und es zeigt sich Leben und rege Thätigkeit unter den Bewohnern. Diese Vortheile verdankt das Land vorzüglich den letzten Königen aus dem bourbonischen Geschlechte, welche zwei große Canäle anlegten, die in Navarra anfangen, und aus einer gemeinschaftlichen Quelle, dem alten aragonischen oder kaiserlichen (von Carl dem fünften angelegten) Canale und dem Canale von Tauste ihr Wasser erhalten. Diese Wasserverbindungen laufen durch ganz Aragon, dem Ebro, der das Land von Nordwest bis Südost durchströmt, bald sich nähernd, bald sich von ihm entfernend, bis sie sich endlich mit ihm vereinigen, und so das Land wässern und den Erzeugnissen desselben vielfache Auswege verschaffen. Ueberall, wo diese Wasserarme den Boden befruchten, wird das Land von unzähligen Oelbäumen und vielen andern Fruchtbäumen beschattet, und Hammerwerke beleben die Landschaft. Die wichtigsten Erzeugnisse des Landes sind Mais, trefflicher Hanf, Krapp, Saffran, Seide, Alaun, Vitriol, Jaspis, Mar-

mor, Eisen und Blei. Die Schafzucht ist bedeutend, und Wollausfuhr der wichtigste Handelszweig. Franzosen, Niederländer und Italiäner nehmen den Aragonern die rohe Wolle ab, um feine Zeuge daraus zu bereiten, und in den englischen Fabriken wird sie so hoch geschätzt, daß man sie nicht mit einheimischen Wollen vermischt, sondern nur zu den feinsten Tüchern braucht. In Aragon selbst wird dieses köstliche Erzeugniß gar nicht verarbeitet, da es gänzlich an Fabriken fehlt. In Ansehung der Einwohnerzahl trifft auch dieses Land das Mißgeschick einer unverhältnißmäßig schwachen Bevölkerung, aus denselbigen Ursachen, welche diese Erscheinung in den meisten übrigen spanischen Landschaften herbeiführen; denn obgleich Aragon 710 gevierte Meilen Flächenraum hatte, so zählte es doch am Ende des vorigen Jahrhunderts, nach amtlichen Angaben, nur 623,308 Bewohner, wovon 40,000 auf die Hauptstadt Zaragoza fielen, und nach den neuesten Ereignissen wird die Volksmenge eher abgenommen haben, als gewachsen seyn. R.

Arak oder Rak, ein starker Branntwein aus Reiß, Zuckerrohr oder dem Safte der Cocos-Nüsse. Der letztere, welcher der beste ist, kommt aus Batavia; anderer aus Goa.

Aranda (Don Pedro-Pablo Abarka de Bolea Graf v.), aus einer ausgezeichneten Familie in Aragonien, wurde gegen das Jahr 1719 geboren. Anfangs widmete er sich den Waffen; da er aber einen beobachtenden Geist verrieth, ernannte ihn Carl III. bald nach seiner Thronbesteigung zum Minister. Als solcher ging er zu August dem Dritten, König von Polen, und verweilte bei demselben sieben Jahre. Nach seiner Rückkehr wurde er Generalstatthalter von Valencia; aber im J. 1765 rief ihn der König in Folge eines zu Madrid ausgebrochenen Aufstandes zurück und ernannte ihn zum Präsidenten des Raths von Castilien. Aranda rechtfertigte die Wahl des Königs. Er führte nicht nur die Ordnung zurück, sondern bewirkte auch die Vertreibung der Jesuiten aus dem Königreiche. Doch gelang es den Ränken Roms und der Priester, den König dahin zu bringen, Aranda von sich zu entfernen, und als Gesandten nach Frankreich zu schicken. In Paris verlebte er neun Jahre, kehrte dann nach Madrid als Staatsrath zurück, und lebte hier in einer Art Ungnade, als die Königin, unzufrieden mit dem Grafen Floriba Blanca, 1792 ihm dessen Platz ertheilen ließ. Aber einige Monate später wurde, nicht ohne den bittersten Spott des Hofes und der Nation, der Graf Aranda plötzlich durch den berüchtigten Don Manuel Godoi ersetzt. Er blieb indeß Decan des Staatsraths, den er in Thätigkeit gesetzt hatte, wurde aber, als er einst seine Meinung über den Krieg gegen Frankreich ausgesprochen hatte, nach Aragonien verwiesen. Hier starb er 1794, hinterließ eine junge Witwe, aber keine Kinder. Die Hauptstadt Spaniens verdankt größtentheils ihm ihre Sicherheit, Reinlichkeit und die Abstellung vieler Mißbräuche.

Aräometer, hydrostatische Wage u. s. w. ist ein Werkzeug, durch dessen Einsenkung in Flüssigkeiten, z. B. Wasser, Sole, Bier, Branntwein, man die Verhältnisse der dichten oder specifischen Schweren dieser Materien, und dadurch die Güte derselben bestimmen kann. Der griechische Name Aräometer bedeutet ein Maß der Dünne. Die Einrichtung der Aräometer gründet sich auf folgende Sätze: 1. Wenn ein Aräometer von unverändertem Gewicht in zwei flüssige Materien eingesenkt wird, so verhalten sich die Dichten dieser Materien umgekehrt wie die Räume, um welche das Aräometer sich in dieselben

eingetaucht hat; 2. wenn ein Aräometer in zwei flüssige Materien bis zu gleicher Tiefe eingesenkt wird, so verhalten sich die Dichten dieser Materien, wie die Gewichte, die man in beiden Fällen dem Aräometer hat geben müssen, um es gleich tief einzusenken. Jeder dieser beiden Sätze gibt eine besondere Einrichtung des Aräometer; auf den ersten Satz gründen sich die Aräometer mit Scalen, auf den zweiten Satz die Aräometer mit Gewichten. Letztere verdienen den Vorzug.

Ararat, ein hoher Berg in Armenien, unweit der Stadt Erivan. Die Arche Noäh ließ sich auf seinem Gipfel nieder, als die Gewässer der Sündfluth sich verliefen. Wenigstens ist dies der Glaube der Armenier, die ihm auch deshalb eine besondere Verehrung widmen. (S. Armenien.)

Arbitrage, Arbitrage-Rechnung, heißt eine Vergleichung zweier oder mehrerer Course, um zu erfahren, welcher der vortheilhafteste sey. Der gewöhnlichste Fall ist, daß man Briefe von bestimmten Werth zu ziehen oder zu übermachen hat, und untersuchen soll, welches die vortheilhaftesten Mittel dazu sind. Man berechnet zu dem Ende den Werth des Briefes, einmal nach dem Course des Orts, wo man ist, und nach dem Course des Orts, nach welchem hin das Geschäft gemacht werden soll; sodann aber in Beziehung auf gewisse Mittelörter, um zu erfahren, ob es vortheilhafter sey, das Geschäft unmittelbar oder mittelbar zu machen, und in letzterm Falle, über welchen Mittelort es zu machen sey. Es wäre z. B. eine Summe Geldes von Paris nach London zu übermachen, und man könnte sie entweder direct, oder über Cadix, Amsterdam oder Hamburg übermachen, so sind die Operationen, durch welche man erfährt, welches das vortheilhafteste sey, folgende: Man berechnet den Cours von Paris und London; man berechnet den Cours von Paris und Cadix, und den Cours von Cadix und London; man berechnet den Cours von Paris und Amsterdam, und den Cours von Amsterdam und London, und so auch von Hamburg; und untersucht alsdann durch Vergleichung, wo der größte Vortheil sich ergibt. Dabei gelten folgende Grundsätze: Hat man Geld zu beziehen, so ist der höchste, hat man Geld zu übermachen, der niedrigste Preis des Wechsels der vortheilhafteste, wenn der Ort einen festen Cours hat. Hat der Ort aber keinen bestimmten Cours, so ist im ersten Fall der niedrigste und im zweiten der höchste Preis der vortheilhafteste.

Arc (Jeanne d'), s. Jeanne d'Arc.

Arcade, s. Bogenstellung.

Arcanum, das Geheimniß; dann auch insbesondere ein geheimes Mittel, oder irgend eine Arznei, deren Ingredienzien und Zubereitung geheim gehalten werden. Daß großer Mißbrauch, besonders von Marktschreiern, mit solchen angeblichen Arcanis getrieben wird, ist bekannt; sie sind daher ein Gegenstand der medicinischen Polizei.

Arcesiläus, der Stifter der mittlern Akademie, war zu Pitana in Aeolien im ersten Jahre der 116ten Olympiade geboren. Er wurde sorgfältig erzogen, und nach seines Vaters Tode nach Athen gesandt, um sich daselbst der Rhetorik zu widmen. Aber die Philosophie hatte mehr Reiz für ihn als die Beredsamkeit. Er genoß den Unterricht des Theophrast, eines Peripatetikers, dann des Crantor. Nach des Crates Tode stand er an der Spitze der akademischen Schule, nahm aber bedeutende Veränderungen mit den Lehrsätzen derselben vor.

Plato und seine Nachfolger hatten zwei Arten der Gegenstände unterschieden: körperliche, die auf die Sinne wirken, und abstracte, die bloß vom Geiste aufgefaßt werden. Die Erkenntniß der erstern constituire, sagten sie, die Meinung, der andern die Wissenschaft. Arcesilaus, der sich dem Skepticismus näherte oder ihn vielmehr übertrieb, leugnete, daß man irgend etwas wisse, selbst das nicht, daß man nichts wisse. Er verwarf als falsch und täuschend das Zeugniß der Sinne, und behauptete dem gemäß, daß der wahre Weise nie etwas behaupten dürfe; er könne vielmehr alle Meinungen auf gleiche Weise bekämpfen. Um jedoch diese bizarren Grundsätze mit der allen Wesen auferlegten Nothwendigkeit zu leben, in Uebereinstimmung zu bringen, sagte er, daß sie nur auf die Wissenschaft eine strenge Anwendung erlaubten, und daß man im Leben sich an den Schein halten könne. Uebrigens war er wohlthätig gegen Nothleidende und ein Freund der Vergnügungen. Ein Nebenbuhler Aristipps theilte er seine Zeit zwischen dem Amor, dem Bacchus und den Musen, ohne je ein öffentliches Amt zu bekleiden. Er starb, an übermäßigem Genuß des Weins, 75 Jahre alt, im vierten Jahr der 134sten Olympiade. Sein Nachfolger war Lacydes.

Archaïsmus ist eine Alterthümlichkeit in der Sprache, sie bestehe in einem Worte, einer Form oder Wendung. Im Allgemeinen verbietet die Theorie des Styls den Gebrauch der Archaïsmen, allein in gewissen Gattungen der Schreibart, besonders der poetischen, können sie sogar Zierden seyn, da ihnen oft eine eigenthümliche Kraft inwohnt.

Archäologie ist in weiterer Bedeutung Alterthumskunde überhaupt, welche die Zustände und Verfassung der Völker der alten Welt kennen lehrt, entweder im Allgemeinen oder im Besondern, hebräische, jüdische, griechische, römische, deutsche, gallische Archäologie u. s. w. In engerer Bedeutung aber wird darunter verstanden die Wissenschaft von den Antiken oder Kunstdenkmalen des Alterthums, als Werken schöner Kunst, und dann sagt man bisweilen Archäologie der Kunst, bisweilen jedoch auch Archäologie schlechthin, weil man gewohnt ist, bei dem bloßen Namen Archäologie, im Gegensatz der Antiquitäten, an die Kunst zu denken, wie bei dem Antiquar an den Literator, so bei dem Archäologen an den Kunstforscher. Diese Kunst-Archäologie kann ebenfalls eine allgemeine seyn, z. B. Stieglitz Archäologie der Baukunst, oder eine besondere einer oder mehrerer einzelner Nationen. Seltsam kann es scheinen, daß man gewöhnlich nur an einige Nationen des Alterthums denkt, wenn man von Archäologie der Kunst überhaupt spricht, an die Aegyptier nämlich, Griechen, Etrusker und Römer, so daß Archäologie in engster, jedoch gewöhnlichster, Bedeutung erklärt werden muß als die Kunde von den Antiken der Aegypter, Griechen, Etrusker und Römer. Der Grund hiervon (wenn man ihn nicht in einer Einseitigkeit der Philologen aufsuchen will) ist, weil man in dem Studium der Antike nach etwas Höherem als bloßer *Kunde* derselben, nach einer *Aesthetik der Kunst des Alterthums* nämlich strebte, die man nur bei einer Nation abstrahiren konnte, deren Kunstwerke als classische Muster für alle Zeiten da stehen. Eine solche Nation war die griechische, deren Kunstwerke man auch bei der Archäologie, in so fern diese Studium der Antike als des classisch Schönen in bildender Kunst des Alterthums seyn soll, vorzüglich im Auge hat. Nur darum beschränkte man sich nicht allein auf sie, weil die vorhin mitgenannten Nationen den Griechen entweder vorgearbeitet,

oder Einfluß auf sie gehabt, oder mit ihnen gewetteifert hatten, oder auf ihrer Bahn fortgewandelt waren. Und weil man, die Kunstgeschichte jener Nationen zusammenfassend, gleichsam die Naturgeschichte der Kunst durch alle Perioden, vom Beginn der Kindesversuche bis zum Gipfel der Vollendung hinauf, und zum Verfall der Entartung herab, erhielt; so nahm man die Archäologie in jener Beschränkung um so lieber, und mit größerm Schein des Rechtes, als ein abgeschlossenes Ganzes. Die Kunstwerke, welche hier in Betrachtung gezogen werden, sind die Ueberreste 1. der Baukunst, 2. der Bildhauerei, 3. der Toreutik, 4. der Zeichen-, Malerkunst und Mosaik, 5. der Bildgraberei und Münzkunst, und 6. der archäologischen Geräthe (Anticaglie). Diese Ueberreste sind in Italien, Frankreich, Spanien, Deutschland, England, Rußland und Dänemark zerstreut, und nur auf Reisen könnte man sie daher eigentlich selbst anschauend studiren, wenn nicht Nachformungen und Abbildungen einigen Ersatz gäben. Das Erste, wessen der Archäolog bedarf, ist Kenntniß der Summe des von solchen Kunstwerken noch Vorhandenen, und die Archäologie müßte darum mit einem registrirenden Theile anheben, welcher ein Verzeichniß der noch existirenden Antiken, ihrer Beschreibungen, Abgüsse und Abbildungen, so wie der Museen, Gallerien, Cabinette, Paläste und Villen, worin sie sich befinden, nebst einer Geschichte ihrer Wanderungen und Schicksale, enthielte. Leider ist dieser nothwendige Theil der Archäologie noch nicht in seinem ganzen Umfange ausgeführt. An diesen Theil würde sich anschließen die Kunstlehre des Antiken, als Kunstgeschichte vorgetragen, worin über Styl, Methode, Künstlerpractik und Technik, Geist und Behandlung der Kunstwerke, nach Maßgabe der Kunstepochen, Belehrung ertheilt wird. Dann folgt die Kunsthermeneutik, welche Aufschlüsse gibt über die Symbolik der alten Kunst und Künstlerfabel, über die Art, wie man bei Erklärung der alten Kunstwerke verfahren müsse, und die dazu nöthigen Hülfsmittel. Mythologie, Geschichte und Alterthümer dienen hier als Hülfswissenschaften. Die Kunstkritik liefert nachher die Grundsätze, nach denen das Antike als Antikes überhaupt zu prüfen ist, oder als einer gewissen Periode der Kunst angehörig erkannt wird. Dabei wird von Echtheit und Unechtheit, Ansetzungen, Ergänzungen, Verfälschungen von Original und Copie u. s. w. gehandelt. Die Aesthetik des Antiken endlich setzt dem Studium der Archäologie die Krone auf. Sie zeigt uns den Götter- und Heroencyclus als die Summe der Menschheit, diese Körper als sichtbar gemachte Seele in den mannichfaltigsten Idealen nach Geschlecht und Alter, von der erhabensten Göttlichkeit eines Zeus, bis herab auf den Satyr, wo sich die Menschennatur in das Thierische verliert. Sie lehrt uns eindringen in die ästhetischen Ideen, die den Compositionen zum Grunde liegen, Anordnung, Handlung, Ausdruck derselben bestimmend, macht aufmerksam auf den reinen Geschmack, die edle Einfalt, die vollkommene Zweckmäßigkeit. Eine also angelegte Archäologie dürfte allen Anforderungen an ein zweckmäßiges Studium derselben Genüge leisten. Noch aber ist kein Werk vorhanden, welches dieser Idee ganz entspräche. dd.

Archenholz (Joh. Wilhelm von), ehemals Hauptmann in königl. preußischen Diensten, geb. in der Vorstadt Danzigs Langenfurth den 3ten Sept. 1745. Seine erste Bildung erhielt er in dem Cadettenhause zu Berlin, und als er das funfzehnte Jahr zurückgelegt hatte, kam er als Offizier (im Dec. 1760) zur preußischen Armee,

und diente bei den oft rühmlich genannten Regiment Forçade bis zu Ende des siebenjährigen Krieges. Nach dem Hubertsburger Frieden (1763) erhielt er als Hauptmann seinen Abschied, oder wurde vielmehr kassirt, weil er dem Könige Friedrich II. von einer nicht vortheilhaften Seite, besonders als ein leidenschaftlicher Spieler bekannt worden war. Er ging nun auf Reisen, und sah in einem Zeitraume von 16 Jahren alle Provinzen Deutschlands, die Schweiz, England, Holland, die österreichischen Niederlande, Frankreich, Italien, Dänemark, Norwegen und Polen. Oft war das Spiel und trüglicher Handel seine Erwerbsquelle, und überhaupt scheint ihm sein Thun und Treiben in dieser frühern Periode seines Lebens auf keine Weise zur Ehre zu gereichen. Von seinem Aufenthalte in England, wo er den größten Theil des Zeitraums von 1769 bis 1779 zubrachte, erzählt unter andern Wendeborn in den Erinnerungen aus seinem Leben (1. Th. S. 359 ff.), er habe daselbst mit einigen Deutschen seiner Art, den Schwindler gespielt. „Sie suchten, sagt er, Waaren, wo sie nur konnten, auf Credit zu erhalten, und schickten sie nach Deutschland, wo sie dieselben verkaufen ließen. Er gab sich für einen Kaufmann aus, und machte unter verschiedenen Namen mehr als einmal Bankerot. Er gerieth ins Gefängniß, und hat einen großen Theil seines Aufenthaltes in England darin zugebracht, bis er endlich aus demselben entkommen ist. Hätte man ihn wieder erhascht, so würde seine geringste Strafe wohl Transportation gewesen seyn." Verschiedene englische Handelsleute, die er hintergangen hatte, erkundigten sich nach seiner Entfernung bei Wendeborn, in welcher Gegend Deutschlands er sich aufhalte, um zu versuchen, ob sie nicht wenigstens etwas von dem, was er ihnen schuldig war, wieder erhalten möchten. In Italien brach er bei einem unglücklichen Falle vom Pferde ein Bein, gebrauchte die Schwefelbäder zu Pisa, behielt aber seit dieser Zeit eine stets unheilbar gebliebene Lähmung des Fußes. Nach der Wiederkehr nach Deutschland hielt er sich meistens in Dresden, Leipzig und Berlin, am längsten aber in Hamburg auf, und fing nun an von Schriftstellerei zu leben. Ohne eigentliche gelehrte Kenntnisse, aber bekannt mit mehreren neuern Sprachen, ausgerüstet mit einem nicht gewöhnlichen Beobachtungsgeiste und einer seltenen Geschicklichkeit zu fragen und zu sammeln, mit großer Menschen- und Weltkenntniß, mit dem Talente, das Wichtige und Charakteristische nicht nur glücklich aufzufassen, sondern auch in einer lebhaften und gewandten Sprache darzustellen, und mit der Gabe, dem Zeitgeschmacke gemäß den Inhalt und die Einkleidung seiner Schriften zu wählen, sammelte er sich in wenig Jahren ein großes Publikum, und erlangte auf dasselbe in verschiedenen Perioden seines literarischen Umtriebs einen entschiedenen Einfluß. Von der Zeit an, da er zuerst als Autor auftrat, suchte er zugleich seine Belesenheit sehr zu erweitern, und wußte sie mit Geschmack geltend zu machen. Den Grund zu seiner ehrenvollen literarischen Laufbahn legte er durch das vielgelesene Journal: Literatur und Völkerkunde. Dessau und Leipzig, 1782—86.; neue Literatur und Völkerkunde. Leipzig, 1787—91. 8. neun Jahrgänge, jeder von 12 Stücken; eine Monatsschrift, die sich durch Neuheit, Mannichfaltigkeit, meistens glückliche Wahl, leichte, gefällige Behandlung der Gegenstände, vortheilhaft auszeichnete. Beiträge zur Geschichte und angenehmen Literatur, zur Länder- und Völkerkunde, kleine philosophisch-literarische Abhandlungen, Fragmente aus fremden, in Deutschland wenig bekannten Werken, Briefe, Anekdoten und Gedichte machten den vornehmsten Inhalt aus. Den glän-

zendsten Erfolg hatte sein, fast in alle lebende Sprachen Europa's übersetztes Buch: England und Italien. Leipz. 1785. 2 Bde.; sehr vermehrt und verbessert, ebend. 1787. 5 Bde. 8. worin er, nach Wendeborn's Versicherung, allerlei, zum Theil unwahre, zum Theil schon damals ziemlich veraltete Anekdoten, die er aus englischen Zeitungen und Magazinen, in Kaffeehäusern und Gefängnissen gesammelt hatte, zusammen reihte, sie in Abschnitte theilte, und jeden derselben, nach seiner Art, besondere Ueberschriften gab, welche das Auge des Lesers zu fangen fähig wären. Uebereinstimmend mit Wendeborn versichert ein anderer beobachtender Augenzeuge (F. W. v. Schütz in seinen Briefen über London. Hamb. 1792. 8.), daß wir Deutschen sehr unrecht thun würden, wenn wir uns durch Archenholzens blendende Gemälde, denen es so oft an Wahrheit gebreche, verführen ließen, unser deutsches Vaterland jener gepriesenen Insel so weit nachzusetzen. Unverkennbar ist indessen des Verfassers Kunst auf Effekt zu malen, und sein Bestreben, durch geschickte Anordnung und einen gefälligen Vortrag den Reiz des Neuen zu vermehren; und das oft schon Gesagte wieder neu zu sagen. Wenn er in Hinsicht auf England das Lob übertrieb, so übertrieb er in Hinsicht auf Italien den Tadel, und sein Gemälde des lieblichen Hesperiens ist mehr ein Pasquill auf das Land, als eine treue Darstellung des Charakters der Nation und der Sitten und Gewohnheiten des Landes zu nennen. Der Schilderer erlaubte sich oft die handgreiflichsten Verdrehungen und Einschaltungen, und um in das Gemälde den gehörigen Schatten zu bringen, mußten es sich die Italiäner gefallen lassen, sich so schwarz als möglich malen zu lassen. Als eine Fortsetzung dieses Werks, wie auch der Titel anzeigt, schrieb er die Annalen der brittischen Geschichte vom Jahr 1788 an. Braunschweig, Hamb. und Tübing. 20 Bde. 1789—98. 8. (der 20ste Bd. die sehr brauchbaren Register von J. S. Ersch enthaltend); worin er in einem simpeln und doch lebhaften Tone die Begebenheiten des Parlaments, der Regierung, der Handlung, der Industrie, Justizverwaltung, Literatur und Sitten erzählte, und aus englischen Zeitschriften sehr reichlich wahre, halbwahre, auch erdichtete Anekdoten einmischte, die man aber in deutschen Lesegesellschaften gern las. Auch hier zeigte er sich als einen Meister in der Kunst, Leser, die mehr durch ein wohlgemaltes Gemälde des Ganzen angenehm unterhalten, als durch eine bis auf Kleinigkeiten genaue Zergliederung des Einzelnen beschäftigt seyn wollen, völlig zu befriedigen. Zur Verbreitung englischer Lectüre in Deutschland schrieb er in den Jahren 1787 bis 91 das English Lyceum, a periodical Work, und die Fortsetzung davon, unter dem Titel: The british Mercury. Am glänzendsten zeigte sich sein Talent in interessanter Darstellung aller Arten von Gegenständen, vereint mit dem Bestreben, ein schönes Ganzes zu liefern, in seiner, mit sorgfältiger Benutzung der besten Quellen geschriebenen Geschichte des siebenjährigen Kriegs, zuerst im Berliner histor. Taschenbuch für das Jahr 1789, dann sehr erweitert in 2 Bde. Berlin, 1793. 8., mit Bildnissen und einer Karte; wohlfeilere Ausgabe, eb. 1801. 8.; in mehrere lebende Sprachen, und auch in echtes altes Latein übersetzt von H. G. Reichard. Baireuth, 1790.; neue Aufl. 1792. 8. Es ist in mehrerer Hinsicht ein vorzügliches Werk, voll richtiger Urtheile und zugleich äußerst unterhaltend, angefüllt mit feinen und richtigen Bemerkungen, und vielen nicht gemeinen Anekdoten. Die gute historische Schreibart des Verfassers, rein, voll männlichen Ernstes, ohne gesuchte Stärke im Ausdruck, ungemein deutlich darstellend, hin und wieder selbst

malerisch, heftet den Leser noch mehr an das Buch, das zu seiner Zeit viel gewirkt hat, und stets in unsrer Literatur mit Auszeichnung genannt werden wird. In der Geschichte der Königin Elisabeth, welche er zu dem historischen Kalender für Damen, Leipz. 1789. kl. 8. lieferte, sind die Begebenheiten mit so unverwandter Rücksicht auf den Endzweck ausgewählt, so charakteristisch gestellt, und in einer so gefälligen, prunklosen Manier erzählt, daß kaum der interessanteste Roman die Aufmerksamkeit mehr an sich ziehen und fesseln kann. Auch seine Geschichte Gustavs Wasa, Königs von Schweden, nebst einer Schilderung des Zustandes von Schweden von den ältesten Zeiten an bis an das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, Tübing. 2 Th. 1801. 8. enthält eine interessante Darstellung der Regierungsgeschichte eines Königs, der in den schwedischen Jahrbüchern Epoche macht, aber etwas Neues von historischen Ansichten oder Beurtheilungen, wie man aus des Verfassers Ankündigung neugebrauchter Hülfsmittel erwarten sollte, findet man nicht. Mehr des Erwerbs als des Ruhms willen geschrieben sind seine Verschwörung des Fiesko und Leben Pabst Sixtus V. und die übrigen Aufsätze im ersten Bande seiner kleinen histor. Schriften, Berl. 1791. 8.; der zweite hingegen (Tübing. 1803. 8.) enthält eine gehaltreiche Geschichte der Flibustier, welche auch unter einem besonderen Titel erschienen ist. Seine Uebersetzung von Orme (die Engländer in Indien, Leipz. 3 Bde. 1786—88. 8.) ist getreu und fließend, an einigen Stellen abgekürzt, aber ohne nöthige Erläuterungen und Zusätze. In den letzten 20 Jahren seines Lebens widmete Archenholz seine meiste Zeit der politischen Schriftstellerei, als Herausgeber der Minerva, ein Journal historischen und politischen Inhalts, das mit dem Jahr 1792 seinen Anfang nahm, unter den mannichfaltigsten Schicksalen auch nach des Herausgebers Tode noch fortgesetzt, und nur in einzelnen kritischen Epochen, wie 1806 und 1811 eine Zeitlang unterbrochen wurde. Anfangs vereinigte er sich zur Herausgabe dieses Journals mit dem talentvollen und verdienten Buchhändler J. Fr. Unger in Berlin, allein dieser zog sich schnell zurück, besonders da er Archenholzens Reise nach Paris im Sommer 1791, und die Art, wie er sich mit seiner, des Französischen völlig unkundigen Frau dort durchbrachte, wo er mit Assignaten und Büchern stark und glücklich spekulirte, nicht billigen konnte. Mit vieler Klugheit wußte sich Archenholz als politischer Journalist der jedesmaligen Lage der Begebenheiten gemäß, das Ansehen der Unpartheilichkeit zu geben, ohne eben immer folgerecht in seinen Urtheilen und Grundsätzen zu seyn. Demungeachtet ist seine Minerva ein an Aufklärungen der Zeitgeschichte, politischen Betrachtungen, Mittheilungen ausländischer Aufsätze, Auszügen aus größeren Werken und wichtigen Aktenstücken sehr reichhaltiges Journal, das oft in 3000 Exemplaren verkauft wurde, und mit dem Hamburger Correspondenten in mancherlei bald anziehenden, bald abstoßenden Wechselwirkung stand. Nach der Rückkehr von Paris (im Herbst 1792) wählte Archenholz abermals Hamburg zu seinem beständigen Aufenthalte, ohne sich hier solcher Handlungen schuldig zu machen, als man ihm vorher nachsagte. Er kaufte sich im Holsteinischen an, und so sehr auch die Schwächen des Alters und des Körpers ihn in den letzten Jahren niederdrückten, und obgleich manche Vereitelungen und Einbußen seine Zufriedenheit störten, so blieb er doch immer thätig und voll reger Theilnahme an den großen Begebenheiten des Tages. Noch im Jahr 1810 machte er eine Reise nach Berlin, kam nach einem Aufenthalte von sechs Monaten auf seinem

Landsitz Oyendorf unweit Hamburg zurück, und starb daselbst den 20sten Febr. 1812, in einem Alter von 71 Jahren, an Entkräftung. B. C.

Archilochus, ein berühmter griechischer Dichter, geboren auf der Insel Paros, gegen das Jahr 700 vor Chr. Anfangs trug er die Waffen; aber er gibt uns keinen großen Begriff von seiner Tapferkeit, da er selbst uns berichtet, daß er in einer Schlacht die Flucht ergriff, und um schneller laufen zu können, seinen Schild auf dem Schlachtfelde zurückließ. Furchtbarer war er mit der Feder in der Hand. Lykambes, der ihm seine Tochter versprochen, treulos aber seine Zusage gebrochen hatte, erhenkte sich über eine Satire, durch welche der beleidigte Dichter Rache nahm. Mit gleicher Bitterkeit verfolgte er alle diejenigen seiner Mitbürger, die das Unglück hatten, ihm zu mißfallen. Aber theils dadurch, theils durch seine zügellosen Sitten machte er sich eine Menge Feinde. Gehaßt von Allen und versunken ins äußerste Elend, suchte er auf der Insel Thasos, einer von seinem Vater gegründeten Colonie, Zuflucht; allein man fürchtete ihn zu sehr, um ihn aufzunehmen. Er rächte sich für die Undankbarkeit durch beißende Verse. Die Lacedämonier wollten ihm nicht ein Nachtlager in ihrer Stadt erlauben. Aber die olympischen Spiele eröffneten seinen Talenten einen glänzendern Schauplatz. Er gewann die Siegeskrone durch einen Hymnus auf den Herkules, und dieser Triumph versöhnte ihn mit seinem Vaterlande, das stolz auf ihn war. Er brachte sein verderbliches Talent für die Satire dahin zurück, und starb endlich von den Dolchen derer, die er damit angriff. Sein Andenken wurde in ganz Griechenland verehrt. Man rühmte an ihm die Energie des Styls, die Lebhaftigkeit der Bilder, eine sinnvolle Präcision, erhabene Gefühle und eine kräftige Satire; aber diese großen Eigenschaften wurden durch schändliche Verleumdungen und große Unsittlichkeiten herabgewürdigt. Seine Werke sind bis auf wenige Fragmente für uns verloren gegangen.

Archimandrit heißt in der griechischen Kirche, besonders in Rußland, derjenige Geistliche, der in einem Reiche oder in einer Provinz über alle Klöster und Aebte zu gebieten hat. In der römischen Kirche ist diese Würde nicht so gewöhnlich mehr; nur noch einige Prälaten in Sicilien führen diesen Titel, welcher sich daher schreibt, daß die Wohnungen der Mönche in den vorigen Zeiten auch Mandrä hießen.

Archimēdes, der berühmteste unter den alten Geometern, war zu Syrakus gegen das Jahr 287 vor Chr. geboren. Obwohl er mit dem Könige Hiero verwandt war, so scheint er doch kein öffentliches Amt bekleidet, sondern sich ganz auf die Wissenschaften beschränkt zu haben. Um seine Verdienste um die mathematischen Disciplinen vollkommen zu bestimmen, fehlt uns eine genaue Kenntniß von dem Zustande der Mathematik vor ihm; doch wissen wir, daß er sie mit Entdeckungen von höchster Wichtigkeit bereichert hat, welche die Neuern zur Basis genommen, um ihre Messungen krummliniger Flächen und Körper darauf zu gründen. Euklides betrachtete in seinen Elementen nur einige dieser Größen in Beziehung auf einander, aber er vergleicht sie nicht mit geradlinigen Flächen und Körpern. Archimedes hat die zu diesem Uebergange nöthigen Sätze in seinen Abhandlungen von der Sphäre und dem Cylinder, den Sphäroiden und Conoiden, und in seiner Schrift von der Messung des Zirkels, entwickelt. Zu noch schwierigern Betrachtungen hat er sich erhoben in seiner Schrift von den Spiralen, deren Un-

verständlichkeit jedoch selbst von Kennern schwer zu besiegen ist. Archimedes ist der einzige unter den Alten, der uns etwas Genügendes über die Theorie der Mechanik und über die Hydrostatik überliefert hat. Er hat zuerst den Satz gelehrt: „daß ein, in eine Flüssigkeit getauchter Körper so viel an seinem Gewicht verliert, als die Schwere eines gleichen Volumens der Flüssigkeit beträgt;“ und bestimmte mittelst desselben, wie viel Zusatz der Verfertiger einer Krone, die der König Hiero aus reinem Golde verlangt hatte, betrüglicher Weise hinzugefügt habe. Die Auflösung dieses Problems fand er, als er eben badete, und sie verursachte ihm so viel Freude, sagt man, daß er unbekleidet aus dem Bade nach Hause eilte, mit dem Ausruf: „ich habe es gefunden! ich habe es gefunden!“ Die praktische Mechanik scheint zu Archimedes Zeiten ebenfalls eine neue Wissenschaft gewesen zu seyn, denn seine Aeußerung, daß er die Erde umdrehen wolle, wenn man ihm einen Punkt außer derselben gäbe, wo er stehen könne, zeugt von dem Enthusiasmus, den ihm die außerordentlichen Wirkungen seiner Maschinen eingeflößt hatten. Er ist der erste Erfinder des Flaschenzugs, d. h. einer Verbindung von Kloben, womit man die größten Lasten hebt. Ferner schreibt man ihm die Erfindung der Schraube ohne Ende u. s. w. zu. Während der Belagerung von Syrakus entwickelte Archimedes sein ganzes Talent, um zur Vertheidigung seines Vaterlandes mitzuwirken. Polybius, Livius und Plutarch sprechen ausführlich und mit Bewunderung von den Maschinen, die er den Angriffen der Römer entgegenstellte. Sie melden jedoch nichts davon, daß Archimedes mit Brennspiegeln die feindliche Flotte in Brand gesteckt habe; eine Sache, die an sich höchst unwahrscheinlich ist und nur auf spätern Nachrichten beruht. Bekanntlich gelang es den Römern durch Ueberrumpelung, sich der Stadt zu bemächtigen. Man erzählt, daß Archimedes in demselben Augenblick, in Nachdenken vertieft, auf dem Markte saß, und allerlei Figuren vor sich im Sande mit seinem Stabe gezeichnet hatte. Einem römischen Soldaten, der auf ihn eindrang, soll er zugerufen haben: „Bringe mir meine Kreise nicht in Unordnung!“ Allein der rohe Krieger achtete so wenig darauf, daß er ihn selbst niederstieß. Da man die Eroberung von Syrakus in das Jahr 212 vor Chr. Geb. setzt, so war Archimedes 75 Jahre alt, als er das Leben verlor. Seiner Verordnung gemäß, setzte man auf sein Grabmal einen Cylinder mit einer darin enthaltenen Sphäre, um dadurch seine Erfindung ihres gegenseitigen Verhältnisses, worauf er besondern Werth legte, zu verewigen. Man glaubte bereits, daß dieses Denkmal nicht mehr vorhanden sey, als Cicero, der sich als Quästor in Sicilien befand, es unter Gebüsch, wodurch es verdeckt war, wieder auffand.

Archipĕlagus. Mit diesem Namen werden gewisse Seestrecken belegt, in welchen sich viele Inseln befinden, als der maldivische Archipelagus an der malebarischen Küste, der mexikanische in Nordamerika, der Archipelagus des heiligen Lazarus zwischen Japan und den Philippinen u. s. w. Der bekannteste aber ist der griechische Archipelagus, unter dem insbesondere das ägeische Meer verstanden wird, welches gegen Westen zwischen den Küsten von Morea, Griechenland und Macedonien, gegen Norden zwischen Romanien, gegen Osten zwischen Natolien, und gegen Süden zwischen Candien liegt, und bei den Türken Adalat Denghisi, das Meer der Inseln, oder auch das weiße Meer heißt. Die meisten Inseln, welche sich in diesem Archipelagus befinden, stehen unter türkischer Botmäßigkeit, welche sie

schwerer drückt, als die übrigen Unterthanen der Pforte; denn es bleibt ihnen kaum der dritte Theil ihres Erwerbs. Die übrigen zwei Drittheile verschlingen die Abgaben. Die Inseln des Archipelagus gehören zur Statthalterschaft des Capudan-Pascha, ausgenommen Metelino, welche der Sultanin Mutter, Scio, welche der Schwester des Großherrn, und Makronisi, welche, wie die Stadt Athen, dem Kislar-Aga oder Aufseher des Harems gehört. Jährlich kommt ein Kadi dahin, die Streitigkeiten zu schlichten. Die Einwohner sind theils unirte, theils nicht unirte Griechen.

Architektonik, s. Baukunst.

Architrab, der Hauptbalken oder der unterste Theil des Hauptgesimses, welcher der Breite nach auf den Säulen liegt. Das Mitteltheil des Gesimses heißt der Fries, das oberste der Karnies.

Archonten hießen die höchsten obrigkeitlichen Personen in Athen, s. Attika.

Arçon (Jean-Claude-Eleonore Leiniceaud von), wurde 1733 zu Pontarlier geboren. Sein Vater, ein gelehrter Advocat, bestimmte seinen Sohn für den geistlichen Stand; doch dieser zeigte stets eine herrschende Leidenschaft für die Kriegswissenschaften, und statt lateinisch zu lernen, zeichnete er Festungswerke. Sein Vater hatte ihn in dem Gewande eines Geistlichen malen lassen, aber er änderte es mit eigener Hand in die Uniform eines Ingenieurs um. Diese stäte Aeußerung seiner wahren Neigung bewog endlich den Vater, ihr nachzugeben. Er wurde in die Militärschule zu Mezieres 1754 aufgenommen, und das folgende Jahr ward er Mitglied des Geniecorps. Im siebenjährigen Kriege zeichnete er sich vortheilhaft aus, und vorzüglich 1761 bei der Vertheidigung von Cassel. Im Jahr 1774 bekam er den Auftrag, eine Karte von dem Jura und den Vogesen aufzunehmen, und um dieses Geschäft zu beschleunigen, erfand er eine neue trockne Tuschmanier, mit einem einzigen Pinsel, die vor der gewöhnlichen viele Vortheile gewährt. Er hatte eine unerschöpfliche Einbildungskraft und eine unermüdete Thätigkeit. Er schrieb mehreres, und in allen seinen Schriften erkennt man Reichthum an Ideen und Züge von einem glänzenden Genie; ungeachtet der darin herrschenden Incorrectheit in der Sprache, ist ihre Lectüre höchst interessant. Im Jahre 1780 erfand er die schwimmenden Batterien, um mit Hülfe derselben Gibraltar zu erobern, das man damals von der Landseite für unangreifbar hielt. Zwar ward der Werth dieser Erfindung nicht erkannt, weil der Erfolg den Erwartungen nicht entsprach; daran aber war besonders die Eifersucht und der Mangel an Einigkeit unter den französischen und spanischen Offizieren Schuld; denn Elliot, der Vertheidiger von Gibraltar, läßt ihm volle Gerechtigkeit widerfahren. Bei der Invasion in Holland nahm er den Feinden mehrere Plätze, und unter andern Breda. Doch hatte der Aufenthalt in diesem morastigen Lande einen nachtheiligen Einfluß auf seine Gesundheit. Er zog sich in die Einsamkeit zurück, und schrieb hier sein letztes, aber vorzüglichstes Werk, das gleichsam das Resultat aller übrigen ist, unter dem Titel: Considérations militaires et politiques sur les fortifications. Der erste Consul brachte ihn 1799 in den Senat und er wurde daselbst mit allgemeinem Beifalle aufgenommen. Doch genoß er diese Ehre nicht lange, denn er starb am 1sten Jul. 1800 in einem Alter von 67 Jahren.

Are ist ein Flächenmaß in dem jetzigen Frankreich, das die ehemalige Quadratruthe ersetzt, und ungefähr zwei Quadratruthen enthält.

Der zehnte Theil einer Are heißt Deciare. Decare ist ein Maß von zehn Aren.

Aere, der Zeitpunkt, von welchem eine Zeitrechnung angefangen wird. Die Aere der Römer war die Erbauung der Stadt Rom, d. h. sie fingen von dieser Zeit an zu zählen; unsere Aere ist die Geburt Christi.

Areopagus, der älteste unter den athenienſiſchen Gerichtshöfen, und zugleich wegen seines Ansehens, seiner Unbescholtenheit und Gerechtigkeitsliebe der berühmteste. Er hatte den Namen von seinem Versammlungsorte, dem unweit der Citadelle gelegenen Hügel des Mars. Die Stiftung dieses Gerichts wird von einigen dem Cecrops, von andern dem Solon zugeschrieben; doch scheint er von letzterm nur eine bessere Einrichtung, mehr Ansehen und wichtigere Vorrechte erhalten zu haben. Aus wie viel Mitgliedern er bestand, läßt sich nicht angeben. Die Stellen waren auf Lebenszeit und wurden mit den abgegangenen Archonten besetzt, die sich durch redliche und eifrige Amtsführung dessen würdig gemacht hatten. Es wurde zu dem Ende eine besondere Prüfung vorgenommen. Aristides nannte den Areopag das heiligste und ehrwürdigste Tribunal Griechenlands, und Demosthenes versichert, daß er nie ein Urtheil gesprochen, womit nicht beide Theile zufrieden gewesen. Die Verbrechen, welche vor dies Gericht gehörten, waren vorsätzlicher Mord, Vergiftung, Raub, Mordbrennerei, Sittenlosigkeit und Neuerungen im Staat und in der Religion; zugleich war ihm die Sorge für die Verwaiseten aufgetragen. Auch andere Staaten Griechenlands unterwarfen ihre Streitigkeiten seinem Ausspruche. Seine Versammlungen hielt der Areopag unter freiem Himmel und im Dunkel der Nacht. Nach Erörterung des Falls wurden die Stimmen gesammelt. Bis auf Perikles behielt dieser Gerichtshof seine ganze Reinigkeit, durch diesen aber, der, ohne Archont gewesen zu seyn, sich zum Areopagiten aufnehmen ließ, wurde er zuerst verletzt; doch behielt er noch lange sein Ansehen, das erst nach und nach mit dem Verfalle Athens sank.

Arethusa, 1. eine von den Hesperiden (s. d.). 2. Eine Tochter des Nereus und der Doris, erst eine Nymphe der Artemis, dann eine berühmte Quelle der Insel Ortygia, die den vierten Theil der Stadt Syrakus enthielt. Von ihrer Verwandlung aus einer Nymphe in einen Quell s. **Alpheus**. Da Theokrit an ihren Ufern seine Idyllen dichtete, ist sie oft zur Muse des Hirtengesanges gemacht worden.

Aretino (Pietro), einer der berühmtesten italiänischen Schriftsteller des 16ten Jahrhunderts, der jedoch den größten Theil seines Ruhms der Ausgelassenheit seiner Feder verdankt. Seine Schicksale entsprachen an Sonderbarkeit seiner Individualität. Der natürliche Sohn eines Edelmannes gelangte er zur Gunst der Fürsten und Könige. Man nannte ihn die Geißel derselben, aber er trieb die Schmeichelei bei ihnen bis zur Verworfenheit; er selbst hatte übermäßige Bewunderer und Schmeichler, trotz der Bosheit und Heftigkeit seiner Satiren; eben so sehr von Prahlerei und Stolz, wie von Galle erfüllt, ertrug er Begegnungen, die man sich nur gegen Verworfene erlauben darf; einer Seits ein so zügelloser Schriftsteller, daß man mit seinem Namen die Schamlosigkeit und Obscönität bezeichnete, schrieb er auf der andern auch viele Werke der Andacht und Erbauung, und gab letztern den Vorzug, wenn es sein Vortheil erfoderte. Sein Ruhm erwarb ihm den Beinamen il divino; und er war anspruchsvoll genug ihn selbst, wie einen Titel, seinen übrigen Namen

beizufügen. Geboren in Toscana im Jahre 1492 zeigte er früh seine glänzenden Anlagen, aber auch welchen Gebrauch er einst davon machen werde. Wegen eines Sonets gegen den Ablaß ward er aus Arezzo verjagt. Er ging nach Perugia und von da nach Rom, wo er bald in die Dienste Leo's X. und später Hadrians VI. trat. Sechszehn schändliche Sonete, die er auf eben so viel obscöne Bilder von Julius Romanus verfertigte, zwangen ihn Rom zu verlassen. Johann von Medicis, den seine Sittenlosigkeit wenig abschreckte, berief ihn zu sich und nahm ihn mit sich nach Mailand, wo Aretin Gelegenheit fand, sich Franz I. gefällig zu machen. In Rom, wohin er zurückkehrte, traf ihn ein böser Unfall. Ein Sonet auf eine Köchin, der er zugleich mit einem bolognesischen Edelmann den Hof machte, reizte die Eifersucht des Letztern so sehr, daß es zwischen beiden zu Thätlichkeiten kam, die für Aretin mit zerschlagenen Gliedern endigten. Ohne Recht für diese Mißhandlungen gefunden zu haben, kehrte er zu seinem Beschützer, Johann von Medicis, zurück, der ihn immer mehr lieb gewann, und der verwundet in seinen Armen starb. Aretin schien bei dem Verluste seines Freundes wahrhaft erschüttert, und beschloß fortan unabhängig und von seiner Feder zu leben. Er ließ sich 1527 zu Venedig nieder und erwarb sich mächtige Freunde, unter denen der Bischof von Vicenza ihn sowohl mit dem Papst aussöhnte, als auch dem Kaiser so günstig empfahl, daß dieser ihm eine goldene Kette überschickte. Franz I., der nicht minder großmüthig seyn wollte, schenkte ihm eine ähnliche Kette. Als aber später Carl ihm eine Pension von 200 Thalern aussetzte, hinter der Franz zurückblieb, empfing jener allein alle Lobsprüche, die er bis dahin unter beide getheilt hatte. Auch der Herzog von Leve setzte ihm eine ansehnliche Pension aus. Außerdem gewann er, nach seiner eigenen Angabe, durch seine Schriften jährlich tausend Goldthaler nebst einem Rieß Papier und einer Flasche Tinte. Der berühmte Niccolo Franco, ein eben so zügelloser, aber ungleich gelehrterer Schriftsteller, wurde sein Gehülfe bei seinen Arbeiten. Aretins Ruf verbreitete sich; aus allen Gegenden Italiens schrieb man an ihn, man erhob ihn, man kam ihn zu sehen. Durch seine Erbauungsschriften söhnte er sich mit dem römischen Hofe aus, und Julius III., der ebenfalls aus Arezzo war, wurde durch ein Sonet, das sein Landsmann an ihn richtete, so gerührt, daß er ihm tausend Goldkronen schickte, und ihn zum St. Peters-Ritter machte. Drei Jahre nachher wurde er von dem Herzog von Urbino dem Papst selbst vorgestellt, der ihn nicht nur ehrenvoll, sondern selbst mit Zärtlichkeit aufnahm und sich herabließ, ihm die Stirne zu küssen. Dennoch konnte er den Cardinalshut, wonach er so eifrig strebte, nicht erlangen. Bei seiner Rückkehr nach Venedig aber ermangelte er nicht auszusprengen, daß er ihn nicht angenommen habe. Das Alter machte ihn nicht vorsichtiger. Er lebte in unaufhörlichen Händeln und Streitigkeiten, die oft mit Schlägen für ihn endigten, und mehr als einmal sein Leben bedrohten. Die Art seines Todes paßte zu seinem Leben. Er hatte Schwestern zu Venedig, die eben so zügellos lebten, wie er selbst. Man erzählte ihm einst einige ihrer galanten Abenteuer, die er so belustigend fand, daß er in ein lautes Lachen ausbrach. Darüber verlor er mit dem Stuhle das Gleichgewicht, fiel zu Boden und starb auf der Stelle. Er war 65 Jahre alt, aber die Festigkeit seines Körpers schien ihm eine weit längere Lebensdauer zu versprechen; die Natur hatte ihn sehr glücklich ausgestattet. Der Geschmack für die Künste war ihm angeboren, und er übte mehrere mit

Glück. Mehr als alles aber liebte er das Geld, einen guten Tisch und die Weiber. — Das Verzeichniß seiner Werke hier anzuführen, würde zu weitläuftig seyn. Sie bestehen, wie schon angedeutet worden, in mehrern Religionsschriften, ferner in fünf Lustspielen und einem Trauerspiele, jene voll Witz und echt komischen Zügen, dieses nicht ohne Verdienst, in den sechszehn ruchlosen Sonnetti lussuriosi, ferner in Rime, Stanze, Capitoli, zum Theil Lobpreisungen, zum Theil satirisch und schlüpfrig, und in einigen unvollendeten Epopöien. — Die Akademiker della Crusca zählen Aretin unter die classischen Schriftsteller ihrer Nation; er verdient diese Ehre jedoch weniger der Reinheit als der Kühnheit, Gewandtheit und Eigenthümlichkeit seines Styls wegen.

Argandsche Lampe, von ihrem Erfinder, Argand, so genannt. In der Hauptsache kommen sie darin überein: Es wird ein Stückchen baumwollenen Zeugs, welches ungefähr $1\frac{1}{2}$ Zoll lang und 1 Zoll breit ist, der Länge nach so zusammengenäht, daß dadurch ein kleiner Cylinder entsteht. Dieser Docht wird an dem einen Ende über einen messingenen Ring, der ungefähr einen halben Zoll hoch ist, gestülpt, damit er aufrecht stehe, und in eine messingene Röhre von angemessener Länge und Weite dergestalt eingesetzt, daß er mit seinem Ringe einen hinlänglichen Spielraum behält. Dieser wird mit Baumöl angefüllt, das durch ein Nebenwerk nach und nach in die Röhre hinüberfließt. Diese Röhre steht in einer etwas weitern messingenen Röhre, welche oben und unten offen ist, damit die Luft von unten hinauf durchziehen könne; über diese Röhre ist ein gläserner, ebenfalls oben und unten offener Cylinder gestürzt. Durch diese Einrichtung bekommt die Luft von unten herauf einen starken Zug, und ertheilt dem Lichte eine sehr lebhafte Flamme, deren Schein durch das cylindrische Glas noch vermehrt wird. Zugleich aber wird auch weit mehr Oel verzehrt, als bei einer andern Lampe, und das Auge scheint dabei an ein zu starkes Licht gewöhnt zu werden. Man nennt in Frankreich die argandschen Lampen Lampes à Quinquet. So heißen sie nach einem Blechschmid, Namens Quinquet, in Paris, mit welchem Argand zur Verfertigung der von ihm erfundenen Lampen in Compagnie getreten war. Huile à Quinquet nennt man das Oel zu den argandschen Lampen, welches nach englischer Art durch Holzkohlen filtrirt wird.

Argens (Jean-Baptiste de Boyer, Marquis d'), geboren 1704 zu Aix in der Provence, woselbst sein Vater Generalprocurator bei dem Parlament war. Dieser bestimmte ihn der juristischen Laufbahn, aber der Militärstand entsprach seiner Neigung mehr, und er trat in denselben mit seinem funfzehnten Jahre. Seine Liebschaft mit der schönen Sylvie, die er selbst in seinen Memoiren erzählt, bewog ihn, den Dienst und Frankreich zu verlassen, um sich in Spanien mit dieser Schauspielerin zu verbinden. Aber noch vor der Ausführung dieses Plans auf Veranlassung eines Freundes seiner Familie arretirt, ward er nach der Provence zurückgebracht und bald darauf mit dem französischen Gesandten nach Constantinopel geschickt. Sein Aufenthalt in der Türkei war durch mehrere thörichte und lustige Abenteuer bezeichnet, die ihm das Leben hätten kosten können. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich trat er wieder in die Armee. 1734 ward er bei der Belagerung von Kehl verwundet; in der Folge befand er sich vor Philippsburg. Hier machte ein Sturz mit dem Pferde ihn zum fernern Dienst unfähig. Ohne Subsistenz, enterbt von seinem Vater, ward er Schriftsteller, und ging nach Holland, um mit desto mehr Freiheit schreiben zu können. Hier gab er seine Lettres juives, chinoises et cabalistiques heraus,

Friedrich II., der damals noch Kronprinz war, wünschte den Verfasser kennen zu lernen und an seine Person zu knüpfen. D'Argens antwortete, daß mit fünf Fuß und sieben Zoll er bei Friedrich Wilhelm I. in Gefahr sey. Nach dem Tode dieses soldatischen Königs lud ihn Friedrich aufs neue ein. D'Argens erschien in Potsdam, ward wohl aufgenommen, und erhielt nach einiger Zeit den Kammerherrnschlüssel mit einer angemessenen Pension und die Stelle eines Directors der schönen Wissenschaften bei der Akademie. Er ward der tägliche Gesellschafter des Königs, der ihn seines offenen Charakters wegen liebte, aber auch seine hypochondrischen Launen zum Gegenstande seiner Neckereien machte und ihm manchen Streich spielte. Fast ein Sechziger verliebte er sich in eine Actrice, Namens Cochois und heirathete sie ohne Vorwissen Friedrichs, der ihm diesen Schritt nie ganz vergab. Als er nach dem siebenjährigen Kriege zum zweiten Male seit seinem Aufenthalt in Preußen in sein Vaterland reisete, um seine Familie zu besuchen, fand er auf seinem Wege eine erdichtete Verordnung des Bischofs von Aix verbreitet, worin er persönlich signalisirt und als ein Gotteslästerer excommunicirt war. Diese Schrift beunruhigte ihn anfangs sehr, bis er an der Unterschrift, in welcher Friedrich statt Erzbischof aus Versehen Bischof gesetzt hatte, die Quelle entdeckte. Nach seiner Rückkehr mußte er mehr als je von der satirischen Laune des Königs erdulden. Er erhielt nach einiger Bemühung auf sechs Monate Erlaubniß zu einer dritten Reise in die Provence, ward aber auf dem Rückwege krank, und kehrte, da der König in der Meinung, seine Krankheit sey erdichtet, sich einem unmäßigen Zorne überlassen hatte, in die Provence zurück, wo er auf einem kleinen Gute, das einer seiner Brüder ihm großmüthig überließ, noch ungefähr zwei Jahre verlebte und 1771, in einem Alter von 68 Jahren, starb, nachdem er noch Gesinnungen und selbst Handlungen der Frömmigkeit geäußert und geübt hatte, die sein Leben und seine Schriften nicht erwarten ließen. Friedrich II. ließ ihm in der Minoritenkirche zu Aix ein Denkmal errichten. Seine zahlreichen Schriften, die Früchte einer kühnen Philosophie, hatten einst ein gewisses Ansehen, an dessen Stelle jetzt Nichtachtung und Vergessenheit getreten ist. Sie sind auf mannichfache Weise lehrreich; aber es fehlt ihnen an Geschmack, Kritik und redlicher Absicht. Der Styl ist leicht, aber voll der Fehler, welche aus zu großer Eilfertigkeit zu entspringen pflegen.

Argonauten hießen jene Heroen des griechischen Alterthums, welche, um das goldene Vließ zu erobern, eine große und gefahrvolle Reise durch unbekannte Meere nach Colchis machten. Die Veranlassung dazu war folgende: Aeson, König von Jolkos in Thessalien, hatte, von Alter entkräftet, die königliche Würde seinem Sohne Jason übergeben, bis derselbe aber volljährig geworden, seinen Halbbruder Pelias zum Reichsverweser ernannt. Als nun die bestimmte Zeit verflossen war, erschien Jason, das väterliche Reich zurückfodernd. Pelias, dem Anschein nach bereit, ihm den Thron einzuräumen, machte ihm nur die Bedingung, zuvor das goldene Fell jenes Widders, auf welchem Phrixus und Helle (s. beide) dem Verfolgungen ihrer Stiefmutter Ino entflohen waren, von Colchis zurückzuholen, wo es Phrixus, den Widder opfernd, in einem geweihten Haine aufgehangen hatte. Der ruhmbegierige Jüngling, die Arglist des Vorschlages nicht ahnend, verpflichtete sich zur Ausführung des Abenteuers, und foderte die tapfersten Helden Griechenlands zur Theilnahme auf. Diese folgten gern einem Unternehmen, wo Heldenruhm zu erkämpfen war. Die vornehmsten derselben waren Herkules, Ca-

stor und Pollux, Peleus, Achills Vater, Admet, der Alceste Gemahl, Neleus, Nestors Vater, Meleager, Orpheus, Telamon, Theseus und sein Freund Pirithous, Hylas, des Herkules junger Gefährte, und viele Andere. Auf einem am Fuße des Berges Pelion erbauten Schiffe, Argo mit Namen, das an Ausrüstung und Größe alle frühern übertraf, traten sie mit günstigem Winde die Reise an. Der schifffahrtkundige Tiphys lenkte das Steuerruder und der weitschauende Lynceus spähte mit scharfen Blicken die Gegend aus; Orpheus aber erhob der Gefährten Muth durch Spiel und Gesang in drohenden Gefahren. Als einst ein Ungewitter ausgebrochen war, that er, der Mysterien kundig, nebst anderen Gefährten, den samothrazischen Gottheiten Gelübde; da legte sich alsbald der Sturm, und um den Beistand der Götter durch ein Wunder zu beglaubigen, erschienen zwei Sterne über den Häuptern der Dioscuren (s. Castor). Sie erreichten glücklich den Hafen von Lemnos, wo sie zwei Jahre verweilten, denn die Lemnierinnen, auf der erzürnten Venus Antrieb von ihren Männern verschmäht und durch thrazische Beischläferinnen verdrängt, hatten sich durch die Ermordung der Männer gerächt und hielten die willkommenen Fremdlinge bei sich zurück. Endlich schifften sie weiter nach Samothrazien, wo sie ihrem Gelübde gemäß sich in die dortigen Geheimnisse einweihen ließen. Dann landeten sie bei Troas. Hier verirrte sich Hylas, und als Herkules, der ihn aufsuchte, zu lange ausblieb, fuhr man ohne beide weiter; auch Telamon trennte sich hier. Darauf gelangten sie zur Stadt Zyzikus, wo der König sie gastfrei aufnahm. Als aber ein Sturm sie in der Nacht zur Rückkehr nöthigte, wurden sie für Feinde gehalten; es entstand ein Gefecht, in welchem Jason den König selbst tödtete. Rhea, die Schutzgöttin des Landes, fesselte dafür durch Zauberkraft die Argo. Man versöhnte die Zürnende, schiffte sodann östlich und landete in Bebrycien. Von da kamen die Argonauten, durch einen Sturm an Thraciens Küsten verschlagen, nach Salmydessa, wo der wahrsagende und blinde Phineus herrschte (s. d.), der den Fremdlingen heilsame Rathschläge und einen Wegweiser gab, der sie durch die cyaneischen Felsen oder Symplegaden bringen sollte. Von diesen lautete die Sage, daß sie von den Winden geschnellt ungestüm in begegnendem Schwunge an einander prallten und die durchsegelnden Schiffe zerschmetterten. Bei dem Felsen angelangt, ließen sie, nach Phineus Rath, eine Taube hindurchfliegen, welcher sie mit Macht nachruderten; Orpheus aber schlug seine Zitter. Die Felsen standen fortan fest und die Gefahr war glücklich besiegt. Das letzte Abenteuer wartete ihrer auf der Insel Aretias, wo sie ankerten. Hier fanden sie die Stymphaliden, Vögel, die ihre Federn wie Pfeile abschossen, und gegen welche die Helden nur durch starkes Getös mit ihren Waffen sich schützen konnten. Nachdem sie diese Ungethüme vertrieben, trafen sie auf Phrixus Söhne, die von Aeetes nach Orchomenus gesendet, ihr väterliches Erbe zu holen, vom Sturme hieher verschlagen worden, und erlöseten die Bedrängten; wofür diese dankbar den Helden manche heilsame Kunde gaben. Endlich erschien ihnen das ersehnte Ufer von Colchis; sie landeten bei Nacht an der Mündung des Phasis. Der König Aeetes, von der Ankunft und Absicht der Fremdlinge zuvor unterrichtet, aber ihre Macht fürchtend, verweigerte nicht geradezu die Auslieferung des goldenen Vließes, an welchem sein Leben hing, aber er trug dem Jason drei Abenteuer auf, durch die er ihn sicher zu verderben hoffte. Erstlich sollte Jason zwei flammenspeiende Stiere Vulkans an eine diamantene Pflugschaar spannen

und vier Morgen noch nie geackerten, dem Mars geweihten Landes damit umpflügen. Dann sollte er die noch übrigen Drachenzähne des Cadmus, die Aeetes besaß, in die gepflügten Furchen säen, und die daraus erwachsenen geharnischten Helden tödten; endlich sollte er den das goldene Vließ bewachenden Drachen bekämpfen und erlegen. Alle drei Arbeiten sollte er an Einem Tage vollenden. Den Helden zu retten, flößten Juno und Minerva der in Zauberkünsten erfahrnen Tochter des Aeetes, Medea, glühende Liebe für Jason ein, und gegen das Versprechen, sie als rechtmäßige Gemahlin in seine Heimath zu führen, gab sie ihm eine Mischung, womit er sich salben, einen Stein, den er unter die furchtbaren Sprossen der gesäeten Drachenzähne werfen, und Kräuter und einen Trank, womit er den Drachen einschläfern sollte. So ausgerüstet zwang Jason vor den Augen des Königs und des versammelten Volks die furchtbaren Stiere unter das Joch und ackerte mit ihnen das bezeichnete Feld, säete darauf die Zähne des Drachen, und warf unter die aufsprossende gewappnete Schaar den Stein, worauf sie die Waffen wüthend gegen sich selbst kehrten und einander in wildem Kampfe ermordeten. Da erschrak Aeetes und befahl Aufschub des letzten Abenteuers. Anderen Rath ersinnend, beschloß er, Jason mit seinen Gefährten zu morden und die geweihte Argo zu verbrennen. Doch durch Medea von des Königs Absicht unterrichtet, eilte er bei Nacht in den geheiligten Hain, schläferte den Drachen durch Zaubertränke ein, nahm das goldne Vließ von der Eiche herunter, auf der es hing, und begab sich mit Medea und seinen Gefährten eilig zu Schiffe. Als am folgenden Morgen Aeetes den Raub und die Flucht vernahm, bestieg er ein Schiff, ihnen zu folgen. Am Ausfluß der Donau waren sie einander im Gesicht. Aber auch hier wandte Medea die drohende Gefahr ab, indem sie ihren Bruder Absyrtus tödtete, und seine zerstückten Glieder am Ufer hinstreute. Der jammervolle Anblick derselben fesselte den unglücklichen Vater, der von der Verfolgung abließ, um die blutigen Glieder des geliebten Sohnes zu sammeln. Da Phineus den Argonauten einen andern Rückweg zu nehmen gerathen hatte, schifften sie jetzt die Donau hinauf, trugen dann die leichtgebaute Argo viele Meilen weit über Berg und Thal bis zum Ufer des adriatischen Meeres, und schifften sich hier wieder ein. Da ertönte aus dem dodonischen Maste der Argo der Orakelspruch: Nicht eher werdet ihr die Erde des Vaterlandes küssen, bis Jason und Medea von Absyrtus Morde losgesprochen und die Rachegöttinnen versöhnt worden. — Sie lenkten darauf die Fahrt nach dem Hafen von Aeea zur Circe, des Aeetes Schwester; aber diese weigerte sich, die Schuld zu sühnen, und verkündigte ihnen, daß dies nur auf dem Vorgebirge Melea geschehen werde. Selbiges aufsuchend, bestanden sie die Gefahren der furchtbaren Scylla und Charybdis, und der lockenden Sirenen, und einen furchtbaren Sturm unweit der lybischen Sandbänke. Dann kamen sie nach Creta, wo sich der Riese Talos, der die Insel bewachte, ihrer Landung widersetzte. Eine einzige Ader, die ihn belebte, ging ihm vom Haupte bis zur Ferse und war unten mit einem ehernen Nagel zugesteckt. Medea betäubte ihn durch einen Trank, und öffnete die Ader, daß er sich verblutete. Endlich erreichten sie Melea's heiß ersehntes Vorgebirge; ihr Verbrechen ward versöhnt und ohne weitern Unfall lief nun die Argo in den Hafen von Jolkos ein. Sie wurde vom Jason auf dem corinthischen Isthmus dem Neptun geweiht, und in der Folge glänzte sie am Südhimmel als leuchtendes Gestirn. So war rühmlich und glücklich der Zug vollendet. Bevor sich

aber die Helden trennten, schwuren sie einander wechselseitigen Beistand im Kriege, und beschlossen zu gewissen Zeiten zusammenzukommen, um dem Jupiter zu Ehren Kampfspiele zu feiern, welche der Anfang der olympischen Spiele wurden. Medea's und Jasons weitere Schicksale sehe man unter diesen Artikeln. Wir bemerken nur, daß in der Erzählung von der Rückreise der Argonauten die Alten sehr von einander abweichen; auf eine nähere Auseinandersetzung einzugehen, erlaubt uns jedoch weder der Zweck, noch der Raum des Werks.

Argus, des Arestor, oder Agenor, oder Inachus und der Ismene Sohn, der mit hundert Augen, nach Andern am ganzen Körper mit Augen begabt war, von denen die eine Hälfte stets wachte, während die andere im Schlafe geschlossen war. Die eifersüchtige Juno bestellte ihn zum Wächter der unglücklichen, in eine Kuh verwandelten Io (s. d.); allein Merkur wußte ihn durch das Spiel seiner Flöte einzuschläfern, worauf er ihm den Kopf abhieb.

Ariadne, des Minos und der Pasiphaë Tochter. Die Athenienser mußten jährlich sieben Knaben und sieben Jungfrauen, welche das Loos bestimmte, dem König Minos als Tribut nach Creta schicken, wo sie dem in dem Labyrinthe eingeschlossenen Minotaurus (s. d.) zur Beute wurden. Sein Vaterland von diesem schimpflichen Zoll zu befreien, trat Theseus, des damaligen Königs von Athen Aegeus einziger Sohn, freiwillig in die Zahl der dem Minotaurus bestimmten Opfer, erlegte das Ungeheuer und fand mit Hülfe eines von Ariadne empfangenen Knauls glücklich wieder den Ausweg aus dem Labyrinth. (S. Theseus.) Darauf entfloh er mit Ariadne, landete und übernachtete mit ihr auf Naxos, ließ aber die sorglos Schlummernde treulos dort zurück. Unendlich ist der Schmerz der Hülflosen, als sie erwacht ihr Schicksal erkennt, bis endlich die Natur dem Jammer erliegt. Ermattet sinkt sie aufs neue in Schlummer, den jedoch ängstigende Träume beunruhigen. Da erscheint plötzlich, von seinem Siegszuge aus Indien zurückkehrend, von seinen Gefährten und Dienern umrauscht, mit jubelndem Getümmel, Flöten- und Cymbelklang, Bacchus, der Wonne spendende, ewig jugendliche Gott. Er erblickt die Schlummernde mit stummen Erstaunen und huldigt den Reizen der holden Schläferin. Sie erwacht, um auf immer in seine Arme zu sinken. Die auf Erden Verzweifelnde wird himmlisch getröstet, die Gebeugte über alles Irdische erhoben, die Braut und Triumphgenossin des sanftesten Tiegerbändigers, eine siegprangende Himmelskönigin. Ihre Krone verkündigt noch jetzt als leuchtendes Sternbild, zu welchen Seligkeiten ihre Gebieterin aufstieg. — Die alten und neuen Dichter haben diesen schönen Stoff vielfältig behandelt; es sind mehrere Gemmen übrig, welche die Geschichte der Ariadne darstellen; auch ist eine Ariadne unter den Gemälden von Herculanum.

Arianer werden die Anhänger des alexandrinischen Presbyters, **Arius** genannt, der um 318 behauptete, Christus, der Sohn Gottes, sey das edelste aller aus Nichts geschaffenen Dinge, also geringer als Gott und durch dessen freien Willen hervorgebracht. Diese Meinung wurde von der orthodoxen Kirche, welche dem Sohne Gottes völlige Gleichheit des Wesens mit dem Vater (**Homousia**, daher **Homousianer**) zusprach und sein Verhältniß zum Vater nur durch den Ausdruck ewige Zeugung bezeichnet wissen wollte, auf der Synode zu Alexandria 320 und 325 auf der berühmten Kirchenversammlung zu Nicäa feierlichst verdammt. Die Bestimmungen des nicänischen und des darauf gebauten ausführlicheren athanasischen Symbolums haben daher in der Polemik gegen Arius ihren Grund. Er wußte inzwischen in seiner

Verbannung seiner Partei neue, mächtige Anhänger zu verschaffen, und Constantin der Große wollte eben aus Liebe zum Frieden die Wiederaufnahme des Arius in die catholische Kirchengemeinschaft bewerkstelligen, als dieser 336 plötzlich starb. Nach seinem Tode gewann seine Partei bedeutenden Zuwachs, Constantin selbst ließ sich kurz vor seinem Tode 337 auf arianische Weise taufen und bei Constantin II. war der Arianismus die Hostheologie, bildete sich seine eigene Liturgie und nahm seit 350, wo Constantius allein herrschte, auch im Occident überhand, wo Rom einen arianischen Bischof Felix annehmen mußte. Die Trennungen unter den Arianern selbst bereiteten indeß den endlichen Sieg der catholischen Kirche, die sie beständig im Bann hielt, vor. Zuerst hatten sich ihr die Semiarianer oder halben Arianer, als deren Anführer Basilius von Anchra und Georgius von Laodicea in Syrien gelten, durch Behauptung einer Wesensähnlichkeit des Sohnes mit dem Vater (Homoiusia, daher Homoiusiasten) genähert und dadurch das Uebergewicht am kaiserlichen Hofe bekommen, obgleich Macedonius und die Pneumatomachen (s. d. Art. heil. Geist) zu ihrer Partei gehörten. Noch mehr aber trugen zu dem Siege der Orthodoxen die Uebertreibungen der strengen Arianer Aetius und Eunomius aus Kappadocien nebst ihren zahlreichen Anhängern bei, die auf der Synode zu Sirmium 357 durch die Behauptung, daß der Sohn Gottes eines ganz andern Wesens sey als der Vater (daher Heterusianer, Anomöer), selbst die Semiarianer wider sich aufbrachten und durch die Reduction der Taufe auf eine einmalige Untertauchung auch beim Volke Anstoß erregten. Und den Ausschlag gab der Kaiser Julian der Apostat, dessen Verachtung gegen das Christenthum allen Parteien gleiche Duldung verstattete, und keine Glaubensstreitigkeit aufkommen ließ. Zwar erhob sich der Arianismus durch Valens seit 364 im Orient wieder auf den Thron und durfte selbst bis zu Gewaltthätigkeiten gegen die Catholischen schreiten, Gratian aber stellte die Ruhe und Theodosius die Herrschaft der Orthodoxen wieder her und die Parteiungen unter den Arianern selbst beschleunigten das Ende ihres Einflusses und Ansehens im römischen Reiche. Seit der ersten Hälfte des 5ten Jahrhunderts verlor sich daher der Arianismus in dem Theile des römischen Reichs, der noch unter den Kaisern stand. Bei den Gothen, die das Christenthum durch Arianer um 340 kennen gelernt hatten, blieb er in Westen des Reichs herrschend, bis des orthodoxen Franken Klodwigs Siege und die Reform des westgothischen Königs Reccared ihn am Ende des 5ten Jahrhunderts auch hier verdrängte. Um dieselbe Zeit wurde er auch bei den Sueven in Spanien vertilgt, die ihm, wahrscheinlich durch die Westgothen verleitet, 100 Jahr lang gehuldigt hatten. Die Burgunder, die ihn 450 angenommen, gaben ihn schon im Anfange des 6ten Jahrhunderts auf. Schwerer hielt es, die Vandalen zum Catholicismus zu bekehren. Sie waren seit 430 strenge Arianer und wußten die Herrschaft ihrer Secte in Nordafrica selbst mit den grausamsten Verfolgungen gegen die Catholiken geltend zu machen — erst Belisars Siege endigten 534 mit ihren Reiche auch ihre Trennung von der rechtgläubigen Kirche. Am längsten erhielt sich der Arianismus bei den Longobarden, die ihn nach Italien brachten und ihm bis 662 treu blieben. Seitdem machten die Arianer nirgends mehr eine eigene Partei aus, und wenn auch die Albigenser in Frankreich im 12ten und 13ten Jahrhundert ähnlicher Lehren beschuldigt wurden und die Secten, welche vom 16ten Jahrhundert bis jezt unter dem Namen Antitrinitarier begriffen

werden, sich in der That zu der Meinung, daß Christus dem Vater subordinirt sey, bekannten; so mochten doch weder jene noch diese für Arianer gelten. E.

Arie ist in der Dichtkunst ein kurzes, nach Füßen und Sylben abgemessenes und eine bestimmte Empfindung ausdrückendes Ganzes, bestimmt, in Musik gesetzt und von einem einzigen Sänger gesungen zu werden; und in der Musik ein abgemessener und von einer einzelnen Stimme vorgetragener Gesang, der den Worten eines Liedes oder eines kleinen hierzu geeigneten lyrischen Gedichtes angepaßt ist. In den Opern steht die Arie dem Recitativ und den mehrstimmigen Gesangstücken entgegen. Die Ariette, eine kleine Arie, ohne Pomp, die nur aus einem Theile besteht, und einen gemäßigten Grad der Gemüthsbewegung voraussetzt.

Arion, ein Sohn Neptuns und der Nymphe Oncäa, berühmt als Zitterspieler und Erfinder des Dithyrambus. Er war auf Lesbos etwa 700 Jahre vor Chr. geboren, hielt sich lange am Hofe Perianders zu Corinth auf, und besuchte einst von da Sicilien und Italien. Zu Tarent gewann er den Preis in einem musikalischen Wettstreit. Als er aber mit reichen Schätzen sich auf einem corinthischen Schiffe eingeschifft hatte, um zu seinem Freunde Periander zurückzukehren, beschlossen die Schiffer, von Habsucht gereizt, ihn zu ermorden. Apollo offenbarte ihm in einem Traume die ihn bedrohende Gefahr, worauf Arion, festlich geschmückt, das Saitenspiel in der Hand, auf das Verdeck trat, und durch süße Lieder die Herzen seiner Schiffsgefährten zu rühren versuchte. Die musikliebenden Delphine versammelten sich um das Schiff und lauschten seines süßen Spiels und Gesangs; doch die habsüchtigen Schiffer blieben ungerührt. Als Arion das sah, beschloß er, sich durch freiwilligen Tod ihren rohen Mörderhänden zu entziehen und stürzte sich selbst in die Fluth. Aber ein Delphin nahm den Sänger auf seinen Rücken und trug ihn, während Arion die stürmenden Wogen durch die Macht seiner Töne ebnete, unverletzt bei dem Vorgebirge Tänaros ans Land. Später kamen auch die Schiffer nach Corinth, und antworteten, von Periander nach Arion befragt, daß er gestorben sey. Da trat er ihnen vor die Augen, und die ihres Frevels überwiesenen ließ Periander ans Kreuz schlagen. Arions Lyra aber, so wie der rettende Delphin wurden als Sternbilder an den Himmel versetzt.

Arioso, (sangbar), bezeichnet in der Musik einen Satz von langsamer Bewegung, dessen Melodie so sangbar und ausdrucksvoll ist, daß sie weiter keiner Verzierungen bedarf. Lyrische Stellen im Recitativ werden oft mit guter Wirkung als Arioso behandelt, indem der Componist den ganzen Umfang der Empfindung in einem solchen Satz concentrirt darstellt.

Ariosto (Lodovico) war zu Reggio den 8ten Sept. 1474 geboren. Er stammte aus einer edeln Familie und von einem Vater, der nach langen Diensten in verschiedenen Aemtern von dem Herzog von Ferrara, Herkules I., zum Richter des ersten Tribunals von Ferrara ernannt wurde. Von zehn Kindern war er das älteste und verrieth Anlage zur Dichtkunst schon in seinen Kinderspielen; er verfertigte Tragödien, die er mit seinen Brüdern aufführte, unter andern Pyramus und Thisbe. Auf der Schule von Ferrara zeichnete er sich in seinen Studien aus und erweckte die größten Hoffnungen. Sein Vater bestimmte ihn der Rechtsgelehrsamkeit; aber nach fünf mit Widerwillen und vergeblichem Zwang darauf verwandten Jahren leistete der Jüngling auf sie Verzicht, um sich ganz den Wissenschaften zu widmen. Er genoß den Unterricht des

gelehrten Gregor von Spoletro. Plautus und Terenz, die er erklärte, gaben ihm den Gedanken zu zwei Comödien, der Cassandra und den Suppositi, welche er damals entwarf. Lyrische Gedichte, in italiänischer und lateinischer Sprache, welche durch Eleganz und Leichtigkeit der Schreibart sich auszeichneten, machten ihn dem Cardinal Hippolyt von Este, Sohne des Herzogs Herkules I., bekannt. Hippolyt stellte ihn im J. 1503 an seinem Hofe an und bediente sich seiner in den wichtigsten Angelegenheiten; und nach Herkules Tode setzte Alphons, des Cardinals Bruder, als er den Thron bestiegen hatte, nicht minder sein ganzes Vertrauen in Ariost. An diesem Hofe begann und vollendete er mitten unter Zerstreuungen aller Art, in zehn oder elf Jahren sein großes und unsterbliches Gedicht, den Orlando furioso. Im J. 1516 war der Druck desselben beendigt. Ariost, der dem Cardinal ein Exemplar überreichte, soll von ihm gefragt werden seyn: Meister Ludwig, woher nehmt ihr nur alle die Possen und Albernheiten? — Wäre es wahr, so hätte der geistreiche Fürst und Cardinal Hippolyt von Este dadurch bewiesen, daß er leichter selbst eine Albernheit sagen, als das hohe Genie Ariosts würdigen konnte und daß er nicht werth war, ihn zu besitzen. Indeß sollte ihn Ariost 1517 oder 18 auf seiner Reise nach Ungarn begleiten, wo seine Angelegenheiten ihn zwei Jahre zurückhielten. Die Strenge des Clima's und die schwache Gesundheit des Dichters schienen ihm keine hinreichende Entschuldigungen, und da dieser auf seine Weigerung bestand, verlor er gänzlich die Gunst des Cardinals, welche sogar von Kälte und Gleichgültigkeit in förmlichen Haß überging. Ariost wurde jetzt von dem edeln und kunstliebenden Herzog Alphons aufgenommen, der zwar vertraut mit ihm umging, ihn aber, seiner dringenden Verlegenheiten ungeachtet, nur höchst kärglich belohnte, und — was mehr einer Strafe als einer Gunstbezeigung ähnlich sah — ihm im J. 1521 und 22 den Auftrag gab, die in der gebirgigen und wilden Garfagnana ausgebrochenen Unruhen zu dämpfen. Er endigte glücklich diese schwierige Unternehmung, kehrte nach drei Jahren nach Ferrara zurück, wo er sich mit der Aufführung seiner Comödien und der Vollendung seines Orlando beschäftigte und am 6ten Juni 1533, 58 Jahre alt, starb. Ariost vereinigte mit den äußern Vorzügen des Wuchses und der Gestalt einen sanften Charakter, feine Sitten und einen liebenswürdigen Geist. Er war reich gewesen und liebte den Glanz, mußte sich indeß mit der Erbauung eines kleinen aber angenehmen und bequemen Hauses begnügen, über welches er die Verse setzen ließ:

> Parva sed apta mihi, sed nulli obnoxia, sed non
> Sordida, parta meo sed tamen aere domus.

Als Dichter gehört Ariosto zu den ersten Meistern aller Zeiten und aller Nationen; sein Orlando furioso (der sich an Bojardo's Orlando inamorato anschließt, und ohne diesen nicht in allen Theilen verstanden werden kann) ist ein vollendetes romantisches Epos, das in keiner andern Rücksicht irgend einen Vergleich erlaubt, als um dadurch die Eigenthümlichkeiten desselben aufzufinden. Abgeschmackt ist es, untersuchen zu wollen, ob Ariost, oder Tasso, oder Dante größer sey, da ein jeder in seinen Werken als vollendet und unübertrefflich erscheint. Forschen wir aber nach den hervorstechenden Eigenschaften, die Ariost in seinem Orlando entfaltet hat, so finden wir einen glänzenden und unerschöpflichen Reichthum der Erfindung, ein rastlos wechselndes Leben, verbunden mit einer bezaubernden Anmuth der Erzählung. Eine rege, stets neu und jugendlich aufstrebende Phantasie athmet durch das

ganze Werk, und schmückt es mit unverwelklichen Reizen; dabei zeigt sich eine bewundernswürdige Kunst in der Verkettung und Verflechtung der Episoden, welche der Dichter, oft mit einer nicht zu verkennenden Schalkhaftigkeit, unaufhörlich abbricht und wieder anknüpft, und, ohne undeutlich zu werden, so durch einander zu schlingen weiß, daß es schwer ist, den vollständigen Inhalt des aus 46 Gesängen bestehenden Gedichts anzugeben. Diese Eigenschaften gesellen Ariosto den großen Meistern des Gesanges bei, deren Stirn ein ewig grünender Lorbeer kränzt, und erwarben ihm unter seinen Landsleuten den Beinamen des Göttlichen. Außer diesem großen Epos besitzen wir von Ariosto einige Lustspiele, Satiren, Capitoli und Sonnette, ferner eine Sammlung lateinischer Gedichte, in denen sämmtlich mehr oder minder sein reiches Genie ausgeprägt ist. Den deutschen Lesern darf der Orlando in Gries meisterhafter Uebersetzung nicht unbekannt seyn. M.

Arisch (Capitulation von El-), s. Aegypten (Landung und Feldzug der Franzosen in).

Aristarch, ein berühmter griechischer Grammatiker, der die Gedichte Homers mit der äußersten Schärfe durchging. Sein Name ist daher zum Appellativum geworden, und man bezeichnet damit überhaupt einen strengen aber gerechten Kunstrichter. Er war in Samothrazien 160 Jahre vor Chr. geboren und lebte zu Alexandria. Ptolemäus Philometor, der ihn sehr schätzte, vertraute ihm die Erziehung seiner Kinder. Nachdem er sein Leben auf die Kritik des Pindar, Aratus und anderer Dichter, besonders des Homer gewandt hatte, starb er 72 Jahre alt auf Cypern den freiwilligen Hungertod, da er hoffnungslos an der Wassersucht litt.

Aristides, um seiner strengen Rechtschaffenheit willen der Gerechte genannt, war des Lysimachus Sohn, und stammte aus einer der angesehensten Familien Athens. Er war Anführer seiner Tribus (Polemarch), als die Athenienser mit den Persern bei Marathon kämpften. Nach der bestehenden Einführung führte jeder Polemarch nach der Reihe einen Tag den Oberbefehl. Aristides aber, der den Nachtheil dieses steten Wechsels einsah, bewog sämmtliche Polemarchen, daß jeder seinen Tag dem Miltiades abtrat, und dieser Maßregel besonders war der Gewinn der marathonischen Schlacht zuzuschreiben. Das Jahr darauf war er Archont, und genoß in diesem Amte einer so allgemeinen Achtung, daß er dadurch des Themistokles Eifersucht erregte. Da dieser ehrgeizige Mann ihn jedoch nicht öffentlich anzugreifen wagte, sprengte er aus, daß Aristides nach einer Art von Königthum strebe, und brachte es wirklich dahin, daß er durch den Ostracismus verbannt wurde. Man erzählt, daß ein gemeiner Bürger, der in der Versammlung, in welcher Aristides verbannt wurde, zufällig neben ihm stand, sich an ihn mit der Bitte wandte, ihm den Namen Aristides auf seine Muschel zu schreiben, mit der er seine Stimme abgeben wollte. „Hat dich Aristides beleidigt?" fragte dieser ihn. — „Nein," antwortete jener, „ich kenne ihn nicht einmal, aber ich bin es müde, ihn stets den Gerechten nennen zu hören." — Er verließ die Stadt, indem er die Götter bat, sie möchten verhüten, daß je sein Vaterland diese Maßregel bereue. Sein Wunsch ward nicht erfüllt; denn als drei Jahre nachher Xerxes mit einem zahllosen Heere gegen Griechenland aufbrach, eilten die Athenienser, einen Mitbürger, von dem sie Hülfe in der Bedrängniß erwarteten, zurückzurufen. Nur das Wohl des Vaterlandes vor Augen, begab er sich auf die Nachricht, daß die griechische Flotte bei Salamis von der persischen umzingelt sey,

sogleich dahin, um Themistokles die ihm drohende Gefahr anzuzeigen. Gerührt vertraut ihm Themistokles, daß er sich dieses Gerüchts nur als einer Kriegslist bedient habe, um die Trennung der griechischen Seemacht zu verhindern. Er ließ ihn Theil an dem Kriegsrath nehmen, und da man auf den folgenden Tag zu schlagen beschloß, besetzte Aristides vorsorgend die kleine Insel Psyttalia, wo diejenigen eine Zuflucht fanden, deren Schiffe während der Schlacht zu Grunde gingen. In der Schlacht bei Platäa befehligte Aristides die Athenienser, und trug viel zu dem dort über die Perser erfochtenen Siege bei. Man glaubt, daß er im folgenden Jahre nochmals Archont war, und daß er damals das Gesetz geben ließ, wodurch dem Volke der Zutritt zu allen Aemtern, selbst zur Archontenwürde, verstattet ward. Als Themistokles angekündigt hatte, daß er einen für die Republik sehr wichtigen Plan habe, daß er ihn aber nicht in öffentlicher Versammlung bekannt machen könne, ernannte man Aristides, um sich mit ihm darüber zu berathen. Der Plan war, die sämmtlichen, in einem benachbarten Hafen versammelten Schiffe der Griechen zu verbrennen, um den Atheniensern die Herrschaft auf dem Meere zu sichern. Aristides sagte dem Volke, daß nichts vortheilhafter, aber auch nichts ungerechter sey, als Themistokles Plan, und man verwarf ihn ohne weiteres. Um die Kosten des Kriegs gegen die Perser bestreiten zu können, bewog Aristides die Griechen zu einer Abgabe, die an gewisse gemeinschaftlich ernannte Beamte entrichtet und zu Delos aufbewahrt werden sollte. Man gab ihm, im vollen Vertrauen auf seine Redlichkeit, den Auftrag, die Vertheilung zu machen, und er erwarb sich auch bei diesem Geschäft den Beifall Aller. Er starb in einem sehr hohen Alter, und, was seine Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit am schönsten beweiset, so arm, daß er auf öffentliche Kosten begraben werden mußte. Er hinterließ zwei Töchter, welche der Staat, die Verdienste des Vaters in ihnen zu ehren, ausstattete, und einen Sohn, dem der Staat hundert Silberminen und eine Baumpflanzung schenkte. — Aristides (Aelius), ein bekannter Rhetor, der im J. 129 in Bithynien geboren war. Er machte mehrere Reisen, und ließ sich in Smyrna nieder. Als ein Erdbeben 178 die Stadt zerstörte, erlangte Aristides vom Kaiser Antonin die Wiederaufbauung derselben, wofür die dankbaren Einwohner ihm eine Statue errichteten. Das Verdienst seiner Reden, von denen wir noch 54 besitzen, besteht nur in äußerm Wortgepränge, wodurch die innere Leerheit ziemlich glücklich verdeckt wird.

Aristipp, der Stifter einer berühmten philosophischen Schule unter den Griechen, die nach seiner Vaterstadt Cyrene die cyreneische genannt wurde. Von seinem begüterten Vater nach Olympia geschickt, wahrscheinlich um dort an den Wettkämpfen im Wagenrennen Theil zu nehmen, hörte er von Sokrates erzählen, und ward so begierig, ihn zu hören, daß er sogleich nach Athen eilte und sich unter seine Schüler mischte. Er nahm indeß nicht alle Grundsätze desselben an. Er war, wie dieser, der Meinung, daß man sich enthalten müsse, von Dingen zu sprechen, die über die menschliche Fassungskraft gehen, und achtete ebenfalls wenig die physikalischen und mathematischen Wissenschaften; aber seine Moral wich sehr von der sokratischen ab. Seine Hauptsätze waren, daß alle Empfindungen des Menschen sich auf zwei, Vergnügen und Schmerz, zurückführen lassen. Das Vergnügen ist eine sanfte, der Schmerz eine heftige Bewegung; alle lebendige Wesen suchen das erstere und vermeiden den letztern. Das Glück ist nichts anders als ein fortdauerndes, aus einzelnen Vergnügungen zusammengesetztes Ver-

gnügen, und da es das Ziel aller menschlichen Bestrebungen ist, so soll man sich keiner Art der Wollust entziehen. Doch ist dabei mit Auswahl zu verfahren, und die Vernunft muß uns stets in unsern Genüssen leiten. Sokrates, der diese Lehren nicht billigte, stritt mit ihm mehrmals darüber, und wahrscheinlich um seinem Tadel zu entgehen, brachte Aristipp einen Theil seiner Zeit zu Aegina zu, wo er sich auch befand, als sein Lehrer starb. Er machte mehrere Reisen nach Sicilien, und fand dort bei Dionys, dem Tyrannen, die wohlwollendste Aufnahme. Zu Corinth lockten ihn die Reize der berühmten Lais an, und er trat mit ihr in große Vertraulichkeit. Als man ihm vorwarf, daß er für ein Weib so viel Geld verschwende, die sich dem Diogenes unentgeldlich ergäbe, antwortete er: „Ich bezahle sie, daß sie mir ihre Gunst gewähren, nicht, daß sie sie Andern versagen soll.“ — Es ist nicht wahrscheinlich, daß er, wie Diogenes Laërtius erzählt, nach seiner Rückkehr zu Athen eine Schule eröffnet habe, da wir keinen einzigen seiner Schüler kennen. Seine Lehre ward bloß von seiner Tochter Arete und von Antipater aus Cyrene fortgepflanzt, die er beide in seinem Alter darin unterrichtete. Die Zeit seines Todes ist unbekannt. Seine Schriften sind verloren gegangen.

Aristokratie, s. Monarchie.

Aristomenes war ein junger, unternehmender, talent- und muthvoller Held, dem drei Mal die Ehre der Hekatomphonia (ein Opfer, das denen zu Ehren angestellt wurde, die im Treffen hundert Feinde mit eigner Hand getödtet hatten) zu Theil geworden war. Im zweiten spartanisch-messenischen Kriege (682 vor Chr.) stand er als Anführer an der Spitze der Messenier. Die Spartaner verloren bei Kaprusema eine Hauptschlacht, und fragten in der Noth das delphische Orakel um Rath. Es wurde ihnen zur Antwort gegeben, sie sollten sich von den Atheniensern einen General ausbitten. Dies thaten sie, und die Athenienser schickten ihnen den genialischen Dichter Tyrtäus (von seinen trefflichen Kriegsgesängen sind uns leider nur einige Fragmente übrig geblieben), der sich bisher zu Athen mit dem Unterrichte der Jugend beschäftigt hatte. Da die Spartaner diesem neuen Anführer ungern und nur aus Ehrfurcht gegen das Orakel gehorchten; so wurden sie in einem Treffen bei Stenyklerus zum zweiten Male geschlagen. Bloß dem Umstande, daß Aristomenes in der Hitze des Nachsetzens seinen Schild verlor, hatten es die Spartaner zu danken, daß sie keine völlige Niederlage erlitten. Bald nachher hatten sie das Unglück, zum dritten Male besiegt zu werden. Niedergeschlagen und muthlos zeigten sich nun die Spartaner geneigt, unter jeder Bedingung Frieden zu schließen, allein Tyrtäus begeisterte sie durch die Kraft seiner Reden und Schlachtgesänge so sehr, daß sie sich nochmals zu einem Treffen entschlossen. Bei Megaletaphrus endlich wurden die Messenier besiegt, und schlossen sich in Ira (Eira) ein (680 v. Chr.). Aristomenes wurde, nebst funfzig seiner Gefährten, gefangen nach Sparta geführt, und in eine tiefe Höhle geworfen, die gewöhnlich zur Hinrichtung der Uebelthäter diente. Die sämmtlichen Gefährten stürzten sich todt; nur Aristomenes blieb wundersamer Weise am Leben. Sonderbar ist die Erzählung der Alten von der Art, wie er sich aus dieser Todeshöhle rettete. Ein Fuchs nämlich hatte sich einen unterirdischen Gang nach dieser Höhle gemacht, um sich von den Leichnamen zu nähren, die von Zeit zu Zeit darin lagen. Aristomenes faßte das Thier am Schwanze, und der Fuchs lief nach seinem Loche zu. Hier mußte er das Thier, weil der Gang zu eng war, gehen lassen: allein

er bemerkte bald einen Schimmer von Tageslicht, und arbeitete sich glücklich heraus. Sogleich begab er sich zu seinen Truppen nach Ira; allein er hatte das Unglück, bei einem nächtlichen Ausfalle, den er that, und der übrigens für die Seinen unglücklich ablief, zum zweiten Male gefangen zu werden. Doch auch dieses Mal wußte er sich wieder in Freiheit zu setzen. Er machte seine Hüter trunken, dann tödtete er sie mit ihren eigenen Waffen, und eilte zu seinen Gefährten zurück. Indessen weder List noch Tapferkeit konnte den Fall Messeniens hindern. Ira wurde nach einer elfjährigen Belagerung von den Spartanern erobert. Die Messenier wanderten unter ihrem Anführer aus, und ließen sich zu Zankle auf Sicilien nieder, welche Stadt von nun an Messene (Messina) hieß. Tyrtäus aber genoß die Ehre, daß er zum Bürger von Sparta aufgenommen wurde. Rlf.

Aristŏphanes, der einzige Lustspieldichter der Griechen, von dem wir ganze Stücke besitzen, war der Sohn eines gewissen Philippus, und, nach dem Zeugniß seines alten Biographen, von Geburt ein Athenienser. Als Dichter trat er in dem vierten Jahre des peloponnesischen Krieges auf, und wurde, da er sich einige Scherze auf den damals mächtigen Dämagogen Cleon erlaubt hatte, von diesem angeklagt, den Titel eines atheniensischen Bürgers usurpirt zu haben. Er vertheidigte sich vor Gericht bloß mit den bekannten Versen Homers:

Meine Mutter die sagt's, er sey mein Vater; doch selber
Weiß ich's nicht: denn von selbst weiß niemand, wer ihn gezeuget.

und wußte, als dieselbe Klage noch zwei Mal gegen ihn erneuert wurde, sie jedesmal zu entkräften. An Cleon rächte er sich in der Folge durch sein Lustspiel: die Ritter, in welchem er selbst die Rolle des Cleon spielte, da kein Schauspieler den Muth dazu hatte. Dies ist ungefähr alles, was wir von Aristophanes Leben wissen, den die Alten vorzugsweise den Comiker, wie Homer den Dichter nannten. Von 54 Lustspielen, die er verfaßte, besitzen wir noch elf, und in denselben ohne Zweifel die Blüthe der alten Comödie; aber um sie in ihrer Fülle zu genießen, um nicht von den Ausgelassenheiten und Unsittlichkeiten, mit denen sie reichlich ausgestattet sind, beleidigt zu werden, bedarf es eines mit den Sitten und Ansichten des Alterthums sehr vertrauten Lesers. Einem solchen wird die unendliche Zierlichkeit der Sprache, der reinste Atticismus, die Gewandtheit und Sorgfalt in Anlage und Ausführung, durch welche Aristophanes sich den Ruhm der Meisterschaft des gebildetsten Künstlers erworben hat, nicht entgehen. Sein Witz und seine Laune sind eben so unerschöpflich wie seine Kühnheit ohne Grenzen. Die Griechen waren von der Feinheit und Anmuth seiner Stücke bezaubert, und Plato sagte: die Grazien hätten sich seinen Geist zur Wohnung auserschen. „Wir," urtheilte ein neuer Gelehrter, „bei unsern Begriffen von Urbanität, möchten die Seele des Aristophanes eher für den Wohnsitz des muthwilligsten, boshaftesten Satyrs halten, oder ihn wenigstens mit Göthe den ungezogenen Liebling der Grazien nennen." — Er bediente sich der Allegorie, politische Gegenstände, Laster und Thorheiten anzugreifen, dabei aber verschonte er selbst nicht die ehrwürdigsten Männer, den Euripides, den Sokrates und selbst die Götter. Auch die Athenienser, deren Empfänglichkeit für Lob und Tadel er hätte fürchten sollen, entgingen seinem Spotte und seinen Scherzen nicht. Unaufhörlich wirft er ihnen ihre Wankelmüthigkeit, ihren Leichtsinn, ihre Liebe für Schmeicheleien, ihre thörichte Leichtgläubigkeit und ihre Neigung zu chimäri-

schen Hoffnungen vor, und statt darüber erzürnt zu seyn, belohnten sie ihn mit einem Kranze von dem heiligen Oelbaum, eine damals außerordentliche Ehrenbezeigung. Diese angemessene Freiheit war der Charakter der alten Comödie, die man lange als eine Stütze der Demokratie betrachtete, bis sie nach dem peloponnesischen Kriege mehr eingeschränkt ward.

Aristoteles, einer der berühmtesten Philosophen Griechenlands und Stifter der peripatetischen Schule, war geboren zu Stagira in Macedonien im ersten Jahre der 99sten Olympiade (384 vor Chr. Geb.). Nicomachus, sein Vater, stammte von Machaon, dem Sohne des Aesculap. Phaestis, seine Mutter, war ebenfalls von edler Abkunft. Die Arzneikunde war erblich in der Familie der Asklepiaden, und Aristoteles Vater hatte sich ihr mit Erfolg gewidmet. Er hatte selbst einige Werke über diese Wissenschaft hinterlassen, und wegen seiner Kenntnisse war er an den Hof Amyntas III., Königs von Macedonien, des Vaters Philipps und Großvaters Alexanders, berufen worden. Er bestimmte seinen Sohn für dieselbe Laufbahn und unterrichtete ihn selbst in der Arzneikunde und in der Philosophie, welche letztere von jener, wie die Werke des Hippocrates beweisen, bereits die unzertrennliche Gefährtin war. Man weiß nicht, wie weit es Aristoteles in diesen Studien brachte, aber man sieht aus seinen *Problemen* und einigen andern Schriften, daß es nur von ihm abgehangen hätte, sich darin hervorzuthun. Ohne Zweifel verdankte er dieser ersten Erziehung die Neigung zur Naturgeschichte, als deren Schöpfer er anzusehen ist, da er zuerst genaue Beobachtungen machte. Nach dem Tode seiner Aeltern ging Aristoteles als achtzehnjähriger Jüngling nach Atarnea zum Proxenus, einem Freunde seiner Familie. Hier verweilte er nur kurze Zeit und begab sich nach Athen, den Plato zu hören, dessen Schule im höchsten Rufe stand. Aristoteles, der vielleicht nebenher von seinen Kenntnissen in der Medicin Gebrauch machte, verweilte dies erstemal zwanzig Jahre in Athen, und begnügte sich in dieser langen Zeit nicht damit, den Plato zu hören, sondern eröffnete selbst eine Schule der Beredsamkeit, und wurde so des Isocrates Nebenbuhler. Wahrscheinlich verfaßte er auch einige philosophische Werke, deren Ruf bis zu Philipp von Macedonien drang, der bald nach Alexanders Geburt, im J. 356 vor Chr., den berühmten Brief an ihn schrieb: „König Philipp von Macedonien dem Aristoteles seinen Gruß. Wisse, daß mir ein Sohn geboren worden: ich danke den Göttern, nicht sowohl, daß sie mir ihn gegeben, als daß sie ihn zur Zeit des Aristoteles haben geboren werden lassen. Ich hoffe, du werdest einen König aus ihm bilden, würdig, mir zu folgen und den Macedoniern zu gebieten.“ — Einige Schriftsteller sagen, daß kurze Zeit vor Plato's Tod Aristoteles mit diesem gebrochen und sogar eine Schule errichtet habe, um mit der platonischen zu wetteifern. Eine gewisse Spannung mochte wohl zwischen beiden eingetreten seyn, aber zu einem offenen Zwiespalt kam es nie. Aristoteles bezeigte seinem Lehrer stets die größte Ehrerbietung, und spricht in allen seinen Werken mit Hochachtung von ihm. Als bald nach Plato's Tode die Athenienser Philipp den Krieg erklärt hatten, glaubte Aristoteles, nicht in Athen bleiben zu müssen, und begab sich nach Atarnea, wo sein Freund Hermias die Herrschergewalt ausübte. Bald darauf gerieth Hermias durch Verrath in die Gewalt des Artaxerxes, der ihm auf die schmachvollste Weise das Leben raubte. Aristoteles, dem das unglückliche Schicksal seines Freundes tief bekümmerte, suchte das Andenken daran durch eine Hymne zu ver-

ewigen, die reich an poetischen Schönheiten ist. Auch errichtete er zu Delphi dem Hermias eine Statue mit einer Inschrift, welche an den Verrath erinnerte, dessen Opfer er geworden war. Hermias hatte eine Schwester, Namens Pythias, welche Aristoteles, da sie durch den Tod ihres Bruders hülflos geworden, heirathete. Sie starb lange vor Aristoteles, welcher in eine Anklage eigener Art gerieth, indem er beschuldigt wurde, ihr göttliche Ehre, gleich der Ceres erwiesen zu haben. Es scheint, daß Aristoteles nach des Hermias Tode einige Zeit zu Mitylene lebte; aber gegen das J. 343 vor Chr. Geb. berief ihn Philipp an seinen Hof, um ihm die Erziehung des damals dreizehnjährigen Alexanders zu übertragen. Die Details dieser Erziehung sind uns unbekannt, wenn wir aber den Alexander sehen, wie er sich in den ersten Jahren seiner Regierung wahrhaft groß bewies, wie er, so lange die Schmeichelei ihn nicht verderbt hatte, seine Leidenschaften beherrschte, wie er stets Künste und Wissenschaften werth hielt, so müssen wir glauben, daß sein Unterricht nicht unnütz gewesen. Man könnte ihm vielleicht vorwerfen, daß er nicht verstanden habe, Alexander gegen den Ehrgeiz und die Eroberungssucht zu verwahren; aber Aristoteles war ein Grieche, und folglich ein natürlicher Feind des Perserkönigs; sein Haß hatte durch die Ermordung des Hermias noch zugenommen; kurz die Eroberung Persiens war schon lange der Wunsch von ganz Griechenland. Aristoteles mußte also alle seine Talente anwenden, um seinen königlichen Zögling zur Ausführung dieses Plans geneigt und geschickt zu machen, und ihn zu lehren, wie er diese Eroberung zum Vortheil der Civilisation zu benutzen habe. Und auch hier verfehlte er seinen Zweck nicht; denn wenige Eroberer haben so viel politische Talente gezeigt, wie Alexander, und er hätte vielleicht eine sehr glückliche Revolution in dem Schicksal des Menschengeschlechts bewirkt, wenn nicht der Tod ihn mitten aus seiner Laufbahn herausgerissen hätte. Als Philipp im J. 337 das Leben verloren hatte, stieg Alexander auf den Thron, und stellte aus Liebe für seinen Lehrer die Stadt Stagira wieder her, welche Philipp zerstört hatte. Aus Dankbarkeit feierten die Stagiriten jährlich ein Fest, das sie Aristotelia nannten. Auch bewog Aristoteles in der Folge seinen Schüler, die Stadt Eressos, die Heimath seines geliebten Schülers Theophrast zu verschönern. Es scheint gewiß, daß Aristoteles wenigstens ein Jahr bei Alexander nach seiner Thronbesteigung blieb, und man behauptet, daß er sich dann nach Athen begab. Ammonius jedoch sagt, daß er seinem Zögling auf einem Theil seiner Züge gefolgt sey, und wirklich ist dies nicht unwahrscheinlich, denn man begreift kaum, wie alle die Thiere hätten nach Athen geschickt werden können, von denen Aristoteles eine so genaue anatomische Beschreibung gibt, daß er sie zerlegt haben muß. Man kann wenigstens vermuthen, daß er ihm bis Aegypten folgte, und erst gegen das J. 331 nach Athen zurückkam, bereichert mit den nöthigen Materialien für seine treffliche Geschichte der Thiere. Hier eröffnete Aristoteles eine Schule der Philosophie in dem Lyceum, einem Gymnasium unfern der Stadt. Zweimal täglich begab er sich dahin. Der Vormittag war seinen Schülern gewidmet, und er erklärte ihnen die schwersten Theile der Wissenschaft. Abends ließ er alle diejenigen zu, die ihn zu hören wünschten, indem er, für alle verständlich und faßlich, von solchen Gegenständen sprach, die mehr das Leben selbst berühren. Demnach werden auch seine Werke in rhetorische und acroamatische eingetheilt. Im J. 324 vor Chr. Geb. starb Alexander, und Aristoteles, seines Beschützers beraubt, sah sich bald von der Verläumdung

angefallen. Die abgeschmackteste Erfindung derselben war unstreitig, daß er an der angeblichen Ermordung Alexanders Theil genommen habe. Die Athenienser, die sich noch einmal an die Spitze Griechenlands zu stellen hofften, suchten dasselbe gegen Macedonien zu bewaffnen, und da Aristoteles wegen seiner Anhänglichkeit an Philipp, Alexander und Antipater verdächtig war, so griffen die Demagogen ihn an, und wurden dabei von den Sophisten sowohl als von den Platonikern unterstützt. Um nicht einer Anklage wegen Gottesleugnung zu unterliegen, verließ er Athen, mit der auf die Verurtheilung des Socrates sich beziehenden Aeußerung, daß er den Atheniensern einen zweiten Frevel an der Philosophie ersparen wolle. Er begab sich mit seinem meisten Schülern nach Chalcis auf Euböa, und starb bald darauf im J. 322 vor Chr. Geb. in einem Alter von dreiundachtzig Jahren. Er hinterließ von der Pythias eine Tochter gleiches Namens, und von der Herpyllis, seiner nachherigen Beischläferin, einen Sohn, Namens Nicomachus. Außerdem hatte er den Sohn seines Freundes Nicanor, Proxenus, erzogen. Sein Testament, das uns Diogenes Laertius erhalten hat, stellt seine Gesinnung in das schönste Licht. Indem wir in Ansehung der Lehren und der Schule des Aristoteles auf den Artikel Peripatetische Philosophie (welcher Name daher entstand, daß Aristoteles im Lyceum auf- und abwandelnd lehrte) verweisen, gehen wir sogleich auf seine hinterlassenen Schriften über. Bald nach seinem Tode geriethen seine Schriften in Vergessenheit; sie fingen erst an einigermaßen bekannt zu werden, als die Römer sich der Philosophie widmeten. Mit der Bibliothek des Apollicon kamen auch die Originale von Aristoteles und Theophrasts Werken nach Rom. Hier brachte sie Andronicus von Rhodus in Ordnung und versah sie mit Summarien. Seitdem wurden sie vielfältig bearbeitet. Für uns sind mehrere sehr wichtige verloren gegangen, die noch vorhandenen sind nach der Ausgabe von Friedrich Sylburg, welche für die beste gilt, folgende: Organon; Rhetorica et Poëtica; Ethica ad Nicomachum; Ethica magna; Politica et Oeconomica; Animalium Historia; De animalium partibus; Physicae Auscultationis libb. XIII. et alia opera; De Coelo; De Generatione et Conceptione; De Meteoris libb. IV.; De Mundo, De Anima; Parva Naturalia; Varia opuscula; Aristotelis, Alexandri et Cassii Problemata; Aristotelis et Theophrasti Metaphysica. Außerdem schätzt man die Ausgabe von Casaubonus und Duval; die neueste ist von Buhle. Die Ausgabe der einzelnen Werke übergehen wir.

Arithmetik, die Rechenkunst, die Wissenschaft der Zahlen und ihres Werthes, so wie er aus bestimmten Zeichen gefunden werden kann. Die Arithmetik ist ohne Zweifel sehr alt. In Griechenland wurde sie sehr vervollkommnet, bis sie endlich nach Rom und auf die andern abendländischen Völker überging. Jedoch war die Arithmetik der Alten nicht so vollkommen, als es die unsrige ist. Unter den neuern Lehrbüchern dieser Wissenschaft zeichnen wir die von Wolf, Kästner und Büsch aus. — **Arithmomantie** war eine Wahrsagerkunst aus Zahlen, deren sich Pythagoras bedient haben soll, und welche er aus der genauesten Freundschaft der Götter mit den Zahlen ableitete.

Arkadien, eine Provinz Griechenlands, gegen Norden durch die Gebirge Erymanthus und Lampea, und durch den Fluß Styx von Achaja und Sicyon, gegen Osten durch die Berge Parthenion und Artemision von Argolis, gegen Süden durch das Gebirge Acacesion von Laconien, von Messenien aber durch den Nedafluß, gegen Westen end-

lich durch den Fluß Erymanthus von Elis getrennt. Von seinen ersten Bewohnern, den Pelasgiern, hieß das Land früher Pelasgien; nachher wurde es unter Lykaons funfzig Söhne vertheilt, und erhielt von einem Enkel desselben, Arkas genannt, den Namen Arkadien. In der Folge machten sich die kleinen Reiche frei, und vereinigten sich durch einen Bund. Die vornehmsten waren Mantinea, Tegea, Orchomenus, Pheneus und Psaphis. Die Bewohner des rauhen Gebirgslandes blieben lange in dem Zustande der Wildheit. Als sie aber nach und nach mildere Sitten angenommen hatten, fingen sie an ihr Land anzubauen, und fanden Geschmack an Tanz und Musik. Dabei aber blieben sie stets kriegerisch, und fochten, wenn sie selbst keinen Krieg hatten, als Söldner Anderer. Ihre Hauptgottheit war Pan, ihr Hauptgeschäft Viehzucht und Ackerbau; dies gab den Idyllendichtern Anlaß, Arkadien zum Schauplatz ihrer Dichtungen zu wählen und es phantastisch auszuschmücken, und so ward es in der Poesie ein paradiesisches Land, das es in der Wirklichkeit keineswegs war.

Arkadische Gesellschaft (Arcadia), eine aus den geistreichsten Personen bestehende Gesellschaft, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu Rom zur Herstellung des guten Geschmacks errichtet wurde. Die Mitglieder derselben nehmen arkadische Namen an, und halten ihre Zusammenkünfte in einem gepflanzten Lustwalde (der parrhasische genannt). In ihrem Siegel führen sie die Syrinx (die Hirtenflöte des Pan) und ihren Vorsteher nennen sie den obersten Hirten. Personen vom vornehmsten Stande, beiderlei Geschlechts, geistliche und weltliche, haben Antheil daran. Die Stifterin und Mutter Arcadia in Rom hat durch ganz Italien ihre Colonien verbreitet, und vermuthlich eben so sehr durch den Pomp bei ihren Aufzügen, als durch die poetischen Vorlesungen eines Guidi, Zappi, Moreri &c. zur Vermehrung ihres Rufs beigetragen.

Arkwright (Sir Richard), ein berühmter englischer Manufacturist, der zwar nicht als Erfinder, aber als der Vervollkommner der Spinnmaschinen anzusehen ist, die er zuerst mit wahrem Erfolg und Nutzen zu gebrauchen lehrte. Arm von Geburt, arbeitete er anfangs bei einem Barbier zu Manchester, und miethete mit seinen Ersparnissen einen Keller, in welchem er eine Barbierstube öffnete. Sein ausgehängtes Schild enthielt die Inschrift: „bei dem Barbier im Keller wird der Bart für einen Penny geschoren." Der Zulauf war so groß, daß die andern Barbiere genöthigt waren, ihre Preise herabzusetzen, worauf er den seinigen bis auf einen halben Penny herabsetzte. Man erzählt, daß einst ein Schuhflicker mit einem gewaltig harten und langen Bart zu ihm kam, sich rasiren zu lassen. Arkwright stellte ihm vor, daß dabei ein Messer drauf gehen würde, und daß er mit einem halben Penny dafür nicht entschädigt sey. Da indeß jener auf der Taxe bestand, fügte sich Arkwright. Dieser Zug erregte des Schuhflickers Bewunderung, der Arkwright lieb gewann und mit einem Manne bekannt machte, der eine Spinnmaschine erfunden hatte. Dies ward der Anfang von Arkwrights Glück, der mit einem erfinderischen Geiste jene zur Ausführung neuer Plane so nothwendige Beharrlichkeit verband. Mit diesen Eigenschaften gelang es ihm nach mehreren vergeblichen Versuchen, die Baumwollenspinnereien zu dem Grade der Vollkommenheit zu erheben, wodurch die englischen Fabriken ein so großes Uebergewicht erlangt haben. Zur Belohnung seiner Verdienste erhob ihn der König 1786, auf eine Adresse der Notablen von Wickworth, zum Ritter. Er starb mitten unter seinen Arbeiten zu Crumford in Derbyshire

1792, und hinterließ seiner Familie ein Vermögen von 500,000 Pfund Sterling.

Armada heißt eine Flotte von Kriegsschiffen, und vorzugsweise jene große Seemacht, welche **Philipp II.** gegen **Elisabeth** ausrüstete; seltner pflegt man eine Armee zu Lande so zu nennen.

Armbrust, ein ehemals gewöhnliches, seit der Erfindung der Feuergewehre aber fast ganz aus dem Gebrauche gekommenes Schießgewehr; eigentlich eine Art Bogen, der an einem besondern Schaft und Anschlage befestigt, mit dem Spanner gespannt, und durch den am Schafte befindlichen Drücker abgedrückt wurde. Alle Arten Geschosse, bei welchen der Bogen an einem besondern Schafte befestigt war, nannte man **Armbrüste**, daher es denn auch Wagen-Armbrüste mit stählernen Bogen gab, welche auf einem Karren befestigt waren und von Pferden gezogen wurden. Die kleinste Art Armbrüste, welche kleine Kugeln schießen, heißen **Schnäpper**. An den größern wird der Schaft, nebst den zur Spannung gehörigen Stücken, die **Rüstung** oder das **Rüstzeug** genannt. Auch die ganze Armbrust heißt Rüstung, und ist nach Verhältniß der Größe entweder **ganze** oder **halbe** Rüstung. Zuweilen **Armbrust**, zuweilen auch **Armbrust-Bogen**, **Armbrust-Rüstung**.

Armée, s. **Heere (stehende)**.

Armenien, ein großes Land in Asien, das gegenwärtig unter türkischer und persischer Botmäßigkeit steht. Man theilt das heutige **Armenien** gewöhnlich in zwei Theile: in das obere und untere. Jenes, das **obere**, auch **Groß-Armenien**, oder heut zu Tage gewöhnlich **Turcomannia**, auch Khurdistan genannt, liegt zwischen Mesopotamien, Georgien, Medien und Klein-Armenien. Dieses aber, das **untere** oder **Klein-Armenien** (heut zu Tage gewöhnlich **Ababuli** oder **Pegian** genannt), hat Groß-Armenien, Syrien, das schwarze Meer und Kappadocien zu Grenzen. Armenien ist eine der schönsten, fruchtbarsten, gesundesten Landschaften in Asien, aber, obgleich südlicher gelegen als die caucasischen Länder, dennoch wegen der vielen hohen, ringsum gleichsam gemauerten Berge von außerordentlicher Kälte. An Korn und Früchten ist es reichlich gesegnet, wenn es gleich Wein entbehren muß; auch sind Honig, Seide, Silber, besonders gegen Syrien zu, vorhanden. Eine Merkwürdigkeit von Armenien ist die, daß der höchste Berg dieses Landes, der **Ararat**, nicht der Mittelpunkt einer der großen, Armenien umgebenden Gebirgsketten ist, sondern einzeln in einer weit ausgedehnten Ebene dasteht. Er hat die Form eines Zuckerhuts, jedoch in zwei Spitzen gespalten, deren eine, der Hauptberg, das ganze Jahr hindurch bis zur Hälfte in ewigem Schnee begraben ist. Von den Armeniern selbst wird dieser Berg, den man für unersteiglich hält, und dessen Ersteigung selbst dem berühmten **Tournefort** nicht gelingen wollte, göttlich verehrt, weil sie glauben, daß hier, als auf dem höchsten Gebirge, die **Arche Noahs** sich niedergelassen, und auch bis jetzt noch unter dem Schnee erhalten habe; sie küssen betend die Erde, sobald sie den **Ararat** erblicken. — Von der ältesten Geschichte dieses Landes ist nichts bekannt, und es scheint, meistens als Beute des Siegers, abwechselnd unter den Assyriern, Medern, Persern und Macedoniern gestanden zu haben. Nach **Alexanders** Tode wurde es ein Theil des syrischen Reichs, bis es durch Antiochus des Großen Niederlage in die Hände einzelner Statthalter fiel, und eben in zwei Theile, Groß- und Klein-Armenien, getheilt wurde. Jenes, **Groß-Armenien** war mehrern

Anfechtungen ausgesetzt. Römer und Parther kämpften lange um das Recht, in Armenien den Thron zu besetzen, und bald herrschten parthische Prinzen, bald die von den Römern begünstigten, bis endlich Trajan es zur römischen Provinz machte. Indessen wußte Armenien sich bald wieder frei zu machen, und hatte wieder eigne Könige. Ungeachtet ein Partherkönig, Sapor, es sich unterwürfig machen wollte, blieb Armenien doch bis 650 frei, wo die Araber es eroberten. Sodann wechselten immer neue Beherrscher, unter denen ein Dschingischan, ein Tamerlan waren; bis 1552 hatte es persische Beherrscher, worauf es Selim II. größtentheils den Türken unterwarf, unter welchen es auch geblieben ist. — Klein-Armenien hatte ebenfalls mehrere Beherrscher, unter denen Mithridat zuerst bekannt ist; diesem nahm es Pompejus und gab es dem Dejotarus u. s. f. Beim Verfalle des römischen Reichs im Osten wurde Klein-Armenien von den Persern erobert, die es den Arabern (950) abtreten mußten, von welcher Zeit es gleiches Schicksal mit Groß-Armenien hatte, bis es 1514 von Selim I. zur türkischen Provinz gemacht wurde. Die Armenier, ein ernstes und mäßiges Volk, beschäftigen sich vorzüglich mit dem Handel. In der Türkei ist er fast ganz in ihren Händen, und in den östlichen Ländern von Europa, wie in ganz Asien außer China, findet man Kaufleute von ihrer Nation. Schon lange mußte ihnen der Umstand in Europa Eingang verschaffen, daß sie Christen sind. Sie wurden es schon im vierten Jahrhundert, und trennten sich bei den monophysitischen Händeln als Gegner der chalcedonischen Kirchenversammlung 536 von der griechischen Kirche ab. Die Päpste haben zu verschiedenen Zeiten, wenn sie bei den Occidentalen um Schutz wider die Mahomedaner baten, versucht, sie an sich zu ziehen, ohne eine bleibende und allgemeine Vereinigung derselben mit der römischen Kirche bewirken zu können. Nur in Italien, Polen, Galizien und Persien (unter dem Erzbischof von Nachtschewan) und in Marseille trifft man unirte Armenier an, welche den Primat des Papstes anerkennen, in ihren Dogmen mit den Catholiken übereinstimmen, aber ihre eigne Nationalliturgie beibehalten. Eben so verhält es sich mit den unirten armenischen Conventen auf dem Berge Libanon in Syrien. Bei der persischen Invasion in Armenien, im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, sahen sich viele genöthigt, Mahomedaner zu werden, aber bei weitem der größte Theil der Armenier sind noch Monophysiten, und ihrer alten Verfassung und Religionsübung treu geblieben; auch hat die Pforte sie gegen die Machinationen der Catholiken fortwährend dabei geschützt. Ihr Lehrbegriff unterscheidet sich besonders dadurch vom orthodoxen, daß sie in Christo nur eine Natur annehmen, und den Geist bloß vom Vater ausgehen lassen. Bei ihren sieben Sacramenten, die sie Geheimnisse nennen, haben sie nur das Eigenthümliche, daß sie bei der Taufe drei Mal besprengen und drei Mal untertauchen, und die Firmelung gleich damit verbinden, beim Abendmahl unvermischten Wein mit gesäuertem Brote brauchen und dieses in den Wein getaucht herumreichen, und die letzte Oelung nur geistlichen Personen gleich nach ihrem Tode zukommen lassen. Sie verehren Heilige und ihre gemalten Bilder, glauben aber kein Fegfeuer. Im Fasten thun sie es den Griechen zuvor, und feiern weniger Feste, aber andächtiger als diese. Ihren Gottesdienst halten sie in der Türkei meist des Nachts, die Messe in der alt-armenischen, die Predigt aber in der neu-armenischen Sprache. Ihre hierarchische Verfassung weicht wenig von der griechischen ab.

Das Haupt ihrer Kirche, der Catholicos, residirt zu Etschmiazim, einem Kloster bei Eriwan, der Hauptstadt des persischen Armeniens am Ararat. Das heilige Salböl, das er verfertigt und an die Geistlichkeit verkauft, und die häufigen Wallfahrten der Armenier nach Etschmiazim verschafften ihm die Mittel, den Aufwand seines prächtigen Cultus und seiner Bildungsanstalten zu bestreiten. Er erhält bei sich ein Seminarium für Geistliche; und die Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe der Armenier werden von ihm ordinirt, auch alle drei Jahre in ihren Aemtern bestätigt oder abgerufen. Die übrigen Geistlichen sind an Rang und Beschäftigung den Priestern der orthodoxen Kirche ähnlich, die Mönche folgen der Regel des heiligen Basilius. Nur die Vertabets, welche wie Mönche leben, die Wissenschaften pflegen, Grade, die sich mit unsern akademischen vergleichen lassen, erlangen und Vicarien der Bischöfe sind, machen eine der armenischen Kirche eigenthümliche Classe von Geistlichen aus. Die Weltpriester müssen sich einmal verheirathen, aber nicht öfter. In der Superstition und Anhänglichkeit an alte Formen gleichen die Armenier den Griechen, zeichnen sich aber durch bessere Sitten vor ihnen aus. Ueberhaupt übertreffen sie alle ihnen verwandte monophysitische Parteien an Bildung, lassen das Volk die Bibel lesen, cultiviren die theologischen, historischen und mathematischen Wissenschaften, besitzen eine nicht ganz arme Nationalliteratur und zu Etschmiazim eine Druckerei, welche prächtige Bibelabdrücke besorgt. Diese echten Armenier haben außer ihrem Lande und der Türkei, wo sie am zahlreichsten sind, und ihr Patriarch zu Constantinopel in ähnlichem Verhältniß mit der Pforte steht, wie der griechische in Persien zu Ispahan, Schiras und Nerinkale, in Rußland zu Petersburg, Moskwa, Astrachan und in den caucasischen Gouvernementsgemeinden, und zu London und Amsterdam kleine Niederlassungen.

Armenwesen ist der Inbegriff des Zustandes der Armen und aller Anstalten im Staate, wodurch theils die Armen nach den verschiedenen Stufen ihrer Armuth zweckmäßig unterstützt, theils die Ursachen und Quellen der Armuth aufgesucht, verstopft, und die Folgen der Armuth möglichst aufgehoben, oder für den Staat am wenigsten nachtheilig gemacht werden. Die Armuth hat verschiedene Grade und Abstufungen, welche mit demjenigen Armen, der durch Arbeit sich redlich nährt, aber bei aller Anstrengung seiner Kräfte und seines Fleißes nicht so viel erwerben kann, als er für sich und die Seinigen braucht, und auch bei solchen Armen ihren Anfang nehmen, die noch in Wohnung und Hausgeräthen ein kleines Eigenthum besitzen; und diese Abstufungen gehen im ersten Falle herab bis zu den lüderlichen Vagabunden, im letztern aber bis zu denjenigen Armen, die nirgends ein Obdach haben und in Höhlen, auf Straßen, in Feldern, Ställen, Waldhütten rc. übernachten. Jede Stufe der Armuth enthält Mangel an zureichenden Mitteln zur Befriedigung der nothdürftigsten Bedürfnisse des Lebens und schließt allen Wohlstand aus. Hierdurch wird nun die Versuchung zur Unredlichkeit, zur Bettelei, zum lüderlichen Leben, zum Betruge und endlich zum Diebstahl mächtig; indessen sind bei vielen Armen der höchsten Stufen von Armuth doch diese traurigen Gesinnungen zur Störung öffentlicher Ruhe und Sicherheit nicht immer im nothwendigen Gefolge. Allein der Nationalwohlstand leidet jedes Mal durch die Armen doppelt, erstens weil sie ihre Kinder schlecht erziehen und nicht zur Arbeit gewöhnen; und zweitens, weil sie von den Wohlhabenden und Reichen nicht bloß ernährt, sondern von den-

selben auch die öffentlichen Kasten der Armen mit übertragen werden müssen. Die Ursachen und Quellen der Armuth lassen sich unter zwei Hauptclassen bringen, nämlich: selbstverschuldete, als Hang zur Trägheit, Faulheit und Müßiggang, und die daraus entstehende und herrschend werdende Neigung zur Unordnung, zum Spiel, zum Trunke, zur Verschwendung, zur Wollust 2c., wo auf unerwartete Unglücksfälle nichts zurückgelegt, sondern alles Erworbene sogleich vergeudet wird; und in unverschuldete Armuth, als: Mangel an Verdienst bei sinkenden Gewerben und beim Höhersteigen der zum Unterhalte nothwendigen ersten Lebensbedürfnisse; Unglücksfälle durch Feuer- und Wassersnoth, durch Betrug und Diebstahl wegen Mangel an Polizeiaufsicht über Gauner und Vagabunden, durch Krieg 2c. Mangel an Anstalten zur Beschäftigung der Müßiggänger 2c. Soll allen diesen Uebeln abgeholfen werden, und soll das Armenwesen in einem Staate gut und zweckmäßig eingerichtet seyn, so müssen zur Versorgung der Armen die verschiedenen Armenanstalten vollständig vorhanden und vollkommen organisirt seyn, und vom Staate alle Bettelei aufs strengste untersagt werden. Zur Erreichung dieses Endzwecks ist in Ansehung des Armenwesens im Staate höchste Einheit in Anwendung der Mittel nothwendig. Diese wird hervorgehen aus einer allgemeinen Staatsarmenordnung, mit welcher die besondern Stadt- und Dorf-Armenordnungen genau übereinstimmen müssen; (siehe Friedr. Bened. Webers staatswirthschaftlicher Versuch über das Armenwesen und die Armenpolizei, mit vorzüglicher Hinsicht auf die dahin einschlagende Literatur, Göttingen 1807.) Ein unabänderlicher Hauptgrundsatz der Armenanstalten im Staate muß seyn, die Armen bloß mit demjenigen zu unterstützen, was ihnen zur Befriedigung der dringendsten Lebensbedürfnisse fehlt, und was sie durch ihre eigene Anstrengung durchaus nicht zu erwerben im Stande sind. Die Armen selbst aber sind entweder gesunde starke Menschen, oder schwache, alte, kranke und gebrechliche Personen, die nun zum Theil Erwachsene, zum Theil aber noch Kinder seyn können. Nach dieser verschiedenen körperlichen Beschaffenheit müssen die Armenanstalten geordnet werden. Es bedarf daher jeder Staat für die Armen 1. freiwillige Arbeitshäuser, in welchen redlichgesinnte und arbeitslustige Arme so viel Arbeit finden, als sie zu ihrer Unterhaltung nöthig haben. 2. Zwangsarbeitshäuser für Arme, welche dem Müßiggange, der Bettelei, der Lüderlichkeit und Völlerei ergeben sind, und keine Neigung zur Arbeit haben. In dergleichen Häuser aber dürfen durchaus keine Verbrecher aufgenommen werden, um ihre Strafen abzubüßen, sondern diese gehören in die Zuchthäuser. In den Zwangsarbeitshäusern müssen die Armen zwar menschlich, vorsorgend und unterrichtend, aber auch zugleich ernsthaft, streng und bessernd in Rücksicht ihrer Sittlichkeit mit anfangs mäßigen, dann steigenden körperlichen Züchtigungen im Falle ihrer Widerspenstigkeit 2c. behandelt werden. 3. Armenhäuser für solche Arme, die sich zwar noch ernähren können, aber keine Wohnungen haben. 4. Armenkrankenhäuser und Spitäler für alte, gebrechliche und kranke Arme, in welchen sie auch nach ihren Körperkräften durch Arbeit beschäftigt werden können. 5. Freischulen für Arme, in welchen die Kinder zugleich nach den Unterrichtsstunden mit Arbeit beschäftigt werden können. Endlich 6. Findel- und Waisenhäuser, in welche Arme ihre Kinder zur Erziehung abgeben können. Damit es nun hierzu

überhaupt nicht an den nöthigen Hülfsmitteln fehlt, so müssen die Kosten theils durch die übrigen Mitbürger aufgebracht, theils durch die Arbeit der Armen selbst erworben werden. Von den übrigen Mitbürgern bringt man die Kosten auf: 1. durch freiwillige, festbestimmte, in einem oder zwei Terminen zahlbare Beiträge; im Nothfalle auch wohl 2. durch eine Armensteuer; 3. durch Armenbüchsen, die bei Volksfeierlichkeiten, Schmausereien, Kindtaufen, Hochzeiten 2c. ausgesetzt werden. 4. Kirchencollecten in offenen, an die Thüren gestellten Becken; 5. Schenkungen und Legate für die Armenanstalten; 6. Beiträge von allen Käufen, Verkäufen und Vertauschen liegender Grundstücke nach Procenten des Werths; 7. durch Besteurung der Luxusthiere, z. B. der Hunde u. s. w., welche überhaupt zu halten den Armen nicht erlaubt seyn muß. Alle diese Gegenstände müssen mit der größten Sorgfalt behandelt, vorzüglich aber in jedem Staate hauptsächlich dafür gesorgt werden, daß alle Schulanstalten gut eingerichtet und zweckmäßig sind, damit die Kinder von Jugend auf einen Trieb zur Tugend und Arbeit erhalten. Denn es ist durch die Erfahrung bestätigt, daß schlechte Schulanstalten in jedem Lande die eigentliche Pflanzschule aller selbstverschuldeten Armen und Bettler sind. Siehe d. Artikel Gauner und Bettelwesen. X.

Armfelt (Gustav Moritz Graf von). Er befand sich unter den Verbündeten des Adels, welche der König im März 1789 in Finnland arretiren ließ, als er die Revolution zur Machtbeschränkung der ersten Stände veranstaltete. Dessen ungeachtet erhielt der Baron Armfelt in dem Feldzuge 1790 gegen die Russen das Obercommando und trug verschiedene Vortheile davon. Hierauf ward er zum bevollmächtigten Minister ernannt und schloß in der Ebene von Wareela, in der Mitte der beiderseitigen Vorposten, den 3ten Aug. 1790 mit Rußland den Frieden ab. Den 19ten October 1791 unterzeichnete er einen Allianztractat zwischen den beiden Höfen. Alsbald nach der Ermordung Gustavs III., den 29sten März 1792, ward er Gouverneur der Stadt Stockholm. Im Juli nahm er seinen Abschied als General, weil der Herzog Administrator sich weigerte, dem Vertrage mit Rußland gemäß, Truppen gegen Frankreich marschiren zu lassen. Den 11ten des Monats ward er zum schwedischen Minister an den italiänischen Höfen ernannt; aber im December 1793 kam er in den Verdacht einer Verschwörung gegen den Herzog Administrator und eines verrätherischen Briefwechsels mit der Gräfin Rüdensköff. Man schickte deshalb im Februar 1794 einen Courier nach Neapel, um ihn arretiren zu lassen. Der Gouverneur dieser Stadt gab ihm Mittel zur Flucht an die Hand und antwortete auf die deshalb schwedischer Seits angebrachten Beschwerden, daß nicht die nöthigen Formalitäten beobachtet worden wären. Diese Angelegenheit, die auf dem Punkt war, die beiden Mächte zu entzweien, wurde jedoch durch die Vermittlung Spaniens beigelegt. Der Baron Armfelt flüchtete sich nach Polen und ließ seine Rechtfertigung in die öffentlichen Blätter einrücken. Den ersten März wurde er als eines Hochverraths und eines Majestätsverbrechens verdächtig vor das Hofgericht geladen, doch stellte er sich nicht. Nachdem seine verschiedenen aufgefangenen Correspondenzen öffentlich in der Sitzung gelesen waren, erkannte man ihn für überwiesen. Den 10ten Juli wurde er zum Tode verurtheilt: man schloß ihn vom Schutze der Gesetze aus und erklärte ihn, so wie er den schwedischen Boden betreten würde, für vogelfrei. Seine Güter wurden eingezogen und

sein Urtheil in allen großen Städten des Königreichs öffentlich angeschlagen. Als der junge König, Gustav Adolph, an das Ruder der Regierung trat, kam er wieder in Gunst, und seine Gemahlin wurde selbst Großgouvernante der königlichen Kinder. Zu Ende 1802 erhielt er von seinem Fürsten einen neuen Beweis des Zutrauens in der Ernennung zum schwedischen Minister am wiener Hofe, wo ihm der Kaiser im December die erste Audienz gab. Doch war sein Aufenthalt daselbst nur von kurzer Dauer, da sich sein Souverain weigerte, das Oberhaupt der österreichischen Monarchie in der neuangenommenen Würde eines Kaisers von Oesterreich anzuerkennen. Zu Ende 1805 commandirte er unter den Befehlen des Königs bei der Armee, die damals ins Feld rückte, nachdem er kurz vorher zum Generalgouverneur von Finnland ernannt worden war. In dem Feldzuge Preußens gegen Frankreich, an welchem auch Schweden Theil nahm, vertraute ihm der König den wichtigen Posten eines Militärgouverneurs von Stralsund. Die Franzosen hielten diese Festung im Februar und März streng blokirt: am 1sten April machte der Generallieutenant von Armfelt einen Ausfall, der die Feinde zur Aufhebung der Blokade nöthigte und sie zurücktrieb, so daß Armfelt am 3ten schon wieder Greifswalde und am 4ten Anklam besetzte. Auf diesen Sieg erhob ihn der König zum General der Infanterie. Der französische Marschall Mortier ließ indeß diese Vortheile nicht lange in den Händen der Schweden. Am 16ten griff er sie bei Belling an und schlug sie wieder zurück; der Baron Armfelt wurde bei diesem Vorfalle verwundet, mußte sich nach Stralsund und von da nach Schweden zurückbringen lassen und konnte weiter keinen Antheil an diesem Feldzuge nehmen. Später commandirte er einige Zeit in dem Kriege gegen Rußland. — Wenige Personen erlebten so viele und schnelle Glückswechsel als dieser unternehmende, geistvolle und wissenschaftlich gebildete Mann. Nach dem Friedensschlusse von Friedrichshamm vom 7ten Sept. 1809 verließ er die schwedischen Dienste und leistete dem Kaiser Alexander den Eid der Treue. — Dies veranlaßte, daß ein Befehl des Königs von Schweden, vom Kronprinzen (dem Fürsten von Pontecorvo) unterzeichnet, dem Directorium der Ritterorden zu Stockholm vorschrieb, Armfelten aus der Liste der schwedischen Edeln wegzustreichen, weil er dem Kaiser von Rußland den Eid der Treue geschworen, folglich aufgehört habe, Unterthan Sr. Maj. des Königs von Schweden zu seyn. Im J. 1812 erhob ihn der russische Kaiser in den Grafenstand. Er starb 1814.

Arminianer, s. Remonstranten.

Arminius oder Herrmann, der Retter der deutschen Freiheit von dem Joche der Römer. Leider haben wir nur sehr mangelhafte Nachrichten von den Lebensumständen dieses Helden. Drusus hatte durch seine Siege das römische Reich mit allem deutschen Lande, das zwischen dem Rhein, der Elbe und der Saale liegt, vergrößert. Um die kriegerischen Bewohner dieser Gegenden im Gehorsam zu erhalten, versäumten die Römer keine Maßregel, welche Klugheit und der Charakter ihrer neuen Unterthanen anrathen konnten. Einige der ansehnlichsten jener Völkerschaften, wie die Sicambern, deren herzhafter Muth dem Lollius so verderblich geworden war, wurden an den Rhein und bis ins Innere von Gallien verpflanzt, während man sich der Treue der andern durch Geiseln und durch eine vollkommen römische Erziehung, die man den Kindern ihrer Heerführer und Häupter gab, zu versichern suchte. Herrmann, der Sohn des Cheruskerfürsten Sigimer (Sigmer oder Sigmar bezeichnete in

der Sprache der alten Deutschen einen berühmten Sieger), geboren achtzehn Jahr vor Chr., ward in Rom erzogen, in den Ritterstand aufgenommen und bei den Armeen des Augustus angestellt. Allein weder des Fürsten Gunst, noch aller Zauber der Cultur, welche die Augen eines Barbaren zu blenden wohl geeignet seyn konnte, machten ihn seinen Erinnerungen und den Göttern seines Vaterlandes untreu. Statt der Ketten, die er in Rom finden sollte, fand er Waffen, und gebildet in der Schule der Römer, lernte er Rom in Rom überwinden. Er überzeugte sich, daß Deutschlands wahre Tapferkeit der römischen Kriegskunst im offenen Felde nicht widerstehen könnte; er griff daher zur List, und ward darin von den Umständen ungemein begünstigt. Der Statthalter Quintilius Varus, welcher „das reiche Syrien arm betreten hatte, um reich das arme Syrien zu verlassen," war Befehlshaber der schönsten aller römischen Armeen, bestimmt, die neuen Besitzungen jenseits des Rheins in Unterwürfigkeit und Gehorsam zu erhalten. In blindem Vertrauen auf seine Macht glaubte er die deutschen Völkerstämme, die stets als ihr höchstes Gut die Freiheit betrachtet hatten, nach römischen Einrichtungen umwandeln zu können. Eine große Zahl van Agenten und Rechtsgelehrten, die ihm folgten, sollten die neue Ordnung der Dinge einführen. Aber wenn schon diese Bestimmung sie armen und kühnen Völkern verhaßt machen mußte, so empörten sie die Gemüther noch mehr durch Uebermuth und Erpressungen. Herrmann hielt dafür, es sey dieser Zeitpunkt der Ausführung seiner Anschläge günstig, und es gelang ihm, die Häupter beinahe aller zwischen der Elbe und dem Rhein wohnenden Völkerstämme für seine Plane zu gewinnen. Um eben diese Zeit (im neunten Jahre unserer Zeitrechnung) brach ein allgemeiner Aufstand in Pannonien und auf den Grenzen Dalmatiens aus; ob im Zusammenhange mit Herrmanns Planen, und vielleicht zu Gunsten der durch die Römer bedrängten, von Marbod zwischen der Elbe, der Saale und der Oder gegründeten Monarchie, lassen wir unentschieden. War dies aber auch nicht der Fall, so haben wir doch noch Ursach genug, die Uebereinstimmung zu bewundern, welche in den Unternehmungen der Bundesgenossen herrschte, und die sogar durch den Abfall des Segestes nicht gestört werden konnte. Dieser Anführer der Katten — sey es, daß sein Gewissen ihm nicht erlaubte, die Unabhängigkeit durch unredliche Handlung zu gewinnen, oder daß ein minder löblicher Beweggrund ihn leitete — machte den römischen General mit den geheimen Anschlägen bekannt. Varus aber verachtete, aus Stolz und Leichtsinn, die empfangene Warnung, und dem Herrmann gelang es, durch verdoppelte Sorgfalt jedes Mißtrauen zu tilgen, und die Aufmerksamkeit des Römers auf die Unruhen an der Weser hinzulenken, welche von ihm selbst in der Absicht angestiftet waren, um die römische Armee ins Innere von Deutschland zu locken. Die als Hülfstruppen dienenden deutschen Heere zeigten überall unbedingte Ergebung und Gehorsam, und ihre Anführer, Herrmanns Freunde und Mitverschworne, wiegten den Varus mehr und mehr in blinde Sicherheit ein. Verabredete kleine Aufstände hatten erst in entfernten Gegenden Statt, um den römischen Statthalter zu Zerstreuung seiner Kräfte zu verleiten. Als nun aber die Hauptarmee nur noch aus drei Legionen, einigen Cohorten und den verrätherischen Hülfstruppen bestand, da ward der Aufstand allgemeiner. Herrmann und seine Freunde, die das Vertrauen des Varus genossen, und Zutritt zu seinem Rathe hatten, vervielfäl-

tigten die Beweise anscheinenden Diensteifers, und drangen darauf, daß man die Rebellen nicht erwarte, sondern ihnen entgegengehe, um das Feuer des Aufruhrs in seinem Brennpunkte zu dämpfen. Vergebens wiederholte der treue Segestes seine Warnungen; mit jedem Tage entfernte sich die Armee weiter vom Rhein, und vertiefte sich mehr in die Gegenden, wo die verderblichste Schlinge ihr gelegt war. Nahe bei den Quellen der Lippe, im Lande der Bructerer, nach einem langen beschwerlichen Marsche durch Sümpfe und Wälder, sah sie in einer von Hügeln umgebenen Vertiefung, deren Anhöhen überall von Deutschen besetzt waren, sich plötzlich eingeschlossen. Zugleich vernahm sie, daß Herrmann mit dem Nachtrupp, den er anführte, über die Römer herfiel, und daß er die Seele aller sich jetzt entwickelnden feindlichen Angriffe sey. Da öffnete der unglückliche Varus die Augen; der Muth und die Kriegszucht der Weltbesieger verrichteten Wunder; aber sie konnten nur die Noth verlängern. Drei Tage dauerten ihre Leiden. Vielleicht hat in diesen Unglückstagen die ausharrende Tapferkeit der Römer Gallien gerettet und einen Einfall der Deutschen abgewandt, dessen Möglichkeit in den ersten Augenblicken den Augustus mit Schrecken erfüllte; den Herrmann konnten sie nicht hindern, sich drei römischer Adler zu bemächtigen, und ihren Fortschritten im nördlichen Deutschland für immer ein Ziel zu setzen. Varus wollte die Schande nicht überleben. Herrmann befleckte seinen Sieg durch unnütze Grausamkeiten. Die Wuth der Sieger richtete sich zunächst gegen jene Rechtsgelehrten, deren Lehren und Spitzfindigkeiten mit den Nationalsitten in so grellem Widerspruche standen; dem Einen hieben sie die Hände ab, Andern stachen sie die Augen aus. Ein Soldat, welcher einem von ihnen die Zunge herausgerissen und hernach die Lippen zusammen genäht hatte, konnte des scheußlichen Schauspiels nicht satt werden. „Schlange," rief er, indem er die Zunge in der Hand drückte, „so wirst du nun nicht mehr zischen." Der eigentliche Ort des Schlachtfeldes ist schwer zu bestimmen; die Alten bezeichnen ihn nur unbestimmt mit dem Namen des Teutoburger Waldes; doch widerlegen die Angaben, welche sich in der Erzählung des Tacitus finden, die Meinung Mannerts hinlänglich, die jenes Schlachtfeld auf den Grenzen der Grafschaften Lippe, Mark und des Herzogthums Westphalen sucht; sie stimmen viel eher mit der Sage überein, welche die Schlacht des Varus nahe bei den Quellen der Ems und der Lippe, zunächst der kleinen Stadt Detmold, vor sich gehen läßt. Die benachbarten Orte sind voll von Erinnerungen der denkwürdigen Begebenheit. In eben dieser Gegend hat sich auch Carl der Große des Ermensul bemächtigt, des Bildes von einem Krieger, welches die von ihm bekämpften Völker anbeteten, und das wahrscheinlich der letzte Ueberrest der Verehrung war, die die germanischen Nationen ihrem Befreier erwiesen. Herrmann, nachdem er die Freiheit seines Landes erfochten, blieb nicht unthätig über seinen Lorbeern ruhend. Er zerstörte die Festungen, die von den Römern an der Elbe, an der Weser und am Rhein aufgeführt waren; er that mehr, indem er bei einer Nation den kriegerischen Geist pflegend nährte, den er mit Recht als die beste Schutzwehr gegen den Eroberungsdurst der Cäsaren betrachtete. Seine Bemühungen waren ohne Zweifel nicht fruchtlos, aber er mußte gegen seine eigenen Mitbürger kämpfen, unter denen viele waren, welchen der Friede um keinen Preis zu theuer schien; unter ihnen Segestes vorzüglich, eines mächtigen Stammes Haupt, dessen einem andern Fürsten ver-

heißene Tochter er entführt hatte. Segestes, von der Nationalpartei, deren Seele Arminius war, angegriffen, rief den Germanicus zu Hülfe; die Römer eilten auf sein Verlangen herbei, und befreiten ihn aus einer Art von Belagerung. Unter den Gefangenen, die in ihre Hände fielen, befand sich auch die Gattin Herrmanns. Als man sie dem Germanicus vorstellte, waren ihr Betragen wie ihre Gesinnungen des Gatten würdig; ihr Schmerz, sagt Tacitus, war stumm; sie wandte weder Thränen noch Bitten an. Ihre Hände, setzt der große Maler hinzu, hielt sie gefaltet, und ihr Blick war auf den Leib geheftet, welcher den Sohn des Befreiers von Germanien barg. Die Verrätherei des Segestes und Thusnelda's Schicksal gaben dem vaterländischen Sinne Herrmanns verstärkten Schwung und erneuerte Kraft. Sein Oheim Inguiomar, ein Krieger von großem und den Römern seit langer Zeit bekannten Rufe, bot ihm Unterstützung an. Germanicus fühlte die Nothwendigkeit, dem Angriffe zuvorzukommen, und eröffnete einen Kampf, dessen Erfolg, wie glänzend auch einzelne Siege der römischen Tapferkeit und Kriegszucht waren, dennoch das Band zwischen ihren Feinden nur enger knüpfte und ihr Vertrauen nur höher stimmte. Im darauf folgenden Jahre machte der römische Feldherr neue Anstrengungen; seine Rüstungen waren ungeheuer, und sein Plan in Entwurf und Ausführung untadelhaft. Dessen ungeachtet, und obgleich dieser sein vierter Feldzug in Deutschland durch die Niederlage Herrmanns in der Ebene Idistavisus, an den Ufern der Weser, berühmt ward, blieb er doch ohne entscheidenden Ausgang, und endigte sich mit dem Rückzuge der Römer. Zu Anfang desselben und vor der Schlacht von Idistavisus hatte Herrmann einen Zusammentritt mit seinem Bruder Flavius verlangt, der, gleich ihm in Italien erzogen, dem Itereße der Römer treu geblieben war; er hatte an der Weser Statt, und die Unterredung geschah in der Sprache der Römer, von einem Ufer zum andern hinüber. Umsonst versuchte Herrmann den Bruder für die Nationalsache zu gewinnen, indem er seine militärischen Ehrenzeichen einen gemeinen Sold seiner Niederträchtigkeit und die Pfänder einer schändlichen Knechtschaft nannte. Der Fluß nur zwischen ihnen hinderte thätlichen Angriff. Flavius ward von den Seinen zurückgeführt. Tibers Eifersucht gegen den Germanicus kam den Anstrengungen der Verbündeten zu Hülfe; aber als diese von außen Ruhe hatten, wandten sie bald ihre Waffen gegen einander. Marbod, der Sueven König und Stifter des marcomannischen Reiches, wollte seine Eroberungen jenseit der Saale und Elbe ausdehnen; auch er hatte, gleich Herrmann, seine Erziehung in Rom erhalten, aber er brachte Grundsätze, welche jenen des Cherusker Helden gerade entgegengesetzt waren, von dort zurück. In Herrmann fand er einen eben so furchtbaren Gegner seiner Herrschsucht, als die Römer hinwieder ihn als muthvollen Vertheidiger der Unabhängigkeit seines Landes kennen gelernt hatten. Des Abfalls Inguiomars ungeachtet, der, weil er unter den Befehlen seines Neffen nicht stehen wollte, auf Marbods Seite trat, blieb Herrmann Sieger in diesem Bürgerkriege, und erwarb sich den Ruhm, seine Mitbürger, nachdem er sie vom Joche des Auslandes befreit hatte, auch aus der drohenden Gefahr innerer Bedrückung gerettet zu haben. Die Schlacht, welche entschied, war blutig und von langer Dauer; die Deutschen schlugen sich nicht mehr regellos und vertheilt; Herrmann hatte sie an römische Ordnung gewöhnt, und von allen Künsten des

Krieges war ihnen keine mehr fremd geblieben. Die Anordnungen der Kämpfer waren der Schule ihrer Führer würdig, und der Ausgang blieb lange unentschieden. Weil aber der Marcomannen König zuerst seine Truppen vom Schlachtfelde zurückzog, ward er auch für den Besiegten gehalten. Er verlor einen großen Theil seines Heers durch Desertion, mußte sich schnell ins Innere seiner Staaten, nach Böhmen, zurückziehen, und flüchtete endlich nach Italien, wo er ein verachtetes Leben führte. Wenn man alle Beweise, welche Herrmann von seiner Anhänglichkeit an die Sache der Freiheit gegeben hat, überdenkt, so kann man sich kaum überzeugen, daß er dennoch die freien Völker Germaniens zu unterjochen den Entwurf gemacht habe. Inzwischen versichert dies Tacitus, und sein Ansehen muß dasjenige rein moralischer Ansichten überwiegen. Er habe, meldet uns Tacitus, als er nach königlicher Macht strebte, sich den Haß seiner Mitbürger zugezogen, und durch einen Mordanschlag seiner Verwandten im 37sten Altersjahre sein Leben geendigt. Kurz vor seinem Tode hatte der Celtenfürst Adgantestes oder Adgantestrius an den Senat geschrieben, und ihm Herrmanns Vergiftung angeboten; der Senat wollte von dem Anerbieten keinen Gebrauch machen. — Herrmann war 26 Jahre alt, als er die Legionen des Varus vernichtete: zwei Jahre vor seinem Tode erfocht er den Sieg über Marbod. „Unstreitig war Herrmann," sagt Tacitus, „der Befreier Germaniens; er hat die Römer, nicht zur Zeit, wo sie noch schwach waren, gleich andern Königen und Feldherrn, sondern als ihr Reich mächtig und ihr Ruhm am glänzendsten war, bekämpft. Das Glück blieb ihm nicht immer treu; aber auch besiegt hörte er nicht auf, durch sein Benehmen und durch seine Kräfte dem Sieger Ehrfurcht einzuflößen. Zwölf Jahre leitete er Deutschlands Angelegenheiten nach den Wünschen seiner Mitbürger; nach seinem Tode ward er der Gegenstand ihrer Verehrung."

Armuth ist der Zustand, in welchem der Mensch nur so viel oder nicht einmal so viel hat, als zur Befriedigung seiner nothwendigsten Bedürfnisse erforderlich ist. Die Armuth gehört zu den drei Klostergelübden, und verpflichtet den Ordensgeistlichen, sich alles eigenen Vermögens zu begeben. Dagegen empfängt er seinen Unterhalt aus dem Vermögen seines Klosters. Die Kirche unterscheidet eine hohe, höhere und höchste Armuth. Die hohe Armuth besteht darin, daß ein Kloster zwar etwas von liegenden Gründen besitzen darf, jedoch nicht mehr als zur Erhaltung des Lebens vonnöthen ist, wie die Carmeliter und Augustiner. Die höhere Armuth besteht darin, daß ein Kloster gar keine liegende Gründe, wohl aber bewegliche Gegenstände, als Bücher, Kleider, Vorräthe an Speisen und Getränke, Renten u. dgl. besitzen kann, wie die Dominikaner. Die höchste Armuth endlich besteht darin, daß ein Kloster weder Bewegliches noch Unbewegliches besitzt, wie die Franziskaner und vornehmlich die Capuziner.

Arnaud (François-Thomas-Maria de Baculard d'), ein sehr fruchtbarer französischer Schriftsteller, war zu Paris 1718 geboren, und studirte daselbst bei den Jesuiten. Schon in seiner frühen Jugend entwickelte sich seine Neigung zur Poesie; er schrieb unter andern drei Tragödien, von denen die eine, Coligni ou la St. Barthélemi, 1740 gedruckt erschien. Voltaire, dem er dadurch bekannt wurde, gewann ihn lieb und unterstützte ihn mit Geld und Rath. Friedrich II., der ihn unter andern durch seine Epitre à Manon kennen lernte, eröffnete eine Correspondenz mit ihm, und berief ihn später zu sich nach Berlin. Der

König nahm ihn sehr wohlwollend auf, nannte ihn seinen Ovid, und richtete ein Gedicht an ihn, das mit den Versen schloß:

Dejà l'Apollon de la France
S'achemine à sa décadence;
Venez briller à votre tour.
Elevez-vous, s'il baisse encore;
Ainsi le couchant d'un beau jour
Promet une plus belle aurore.

Frankreichs Apoll, Voltaire, fand diese Vergleichung nicht gar zu schmeichelhaft für sich, und rächte sich durch Spötteleien über Arnauds Person und Verse. Nach einem Jahre verließ Arnaud Berlin, ging nach Dresden, wo er zum Legationsrath ernannt wurde, und kehrte von da in sein Vaterland zurück. Hier lebte er anfangs in großen Zerstreuungen, aus denen er sich jedoch zurückzog, um sich schriftstellerischen Arbeiten zu widmen. Während der Schreckenszeit ward er eingekerkert, und führte nachher ein unglückliches Leben, da bei seiner wenigen Sparsamkeit weder die Unterstützung der Regierung, noch seine Feder ihn vor Mangel zu sichern vermochten. Er starb 1805 in dem hohen Alter von 89 Jahren. Seine vorzüglichsten Werke sind: les épreuves du sentiment, les délassements de l'homme sensible und les loisirs utiles, und einige andere. Seine Theaterarbeiten haben keinen Werth, und nur der Comte de Comminges kam 1790 mit einem momentanen Beifall aufs Theater. Die Menge seiner Poesien ist sehr groß; ein Theil derselben erschien 1751 in drei Bänden.

Arnault, franz. Dichter; durch das Decret Ludwigs XVIII. vom 21sten Juli 1815 aus Frankreich verbannt, bis dahin Mitglied des Nationalinstituts, Verfasser der Trauerspiele: Marius à Minturne, Lucrèce, Cincinnatus, u. m. a. Nachdem er Bonaparte nach Aegypten begleitet und von dort zurückgekehrt, ward er, im Sept. 1799, zum Mitgliede des Nationalinstituts ernannt, wo er mit Lemercier und Parny um den Rang stritt. Als Lucian Bonaparte Minister des Innern war, stellte ihn dieser an die Spitze der 3ten Division seines Ministerii, wo er den öffentlichen Unterricht, welcher damit verbunden war, leitete. Er begleitete denselben auch auf seiner Gesandtschaft nach Spanien, und trat dann wieder in das Büreau des öffentlichen Unterrichts ein, bis er, 1805, an der Stelle von St. Jean d'Angely, Vicepräsident des Instituts wurde. Im Sept. 1808 ward er beisitzender Rath und Generalsecretär des Universitätsraths, welches er bis 1814 blieb, wo er sich an Napoleons Sturz anschloß. Mit diesem betrat er wieder die politische Laufbahn im März 1815, und ward im Mai desselben Jahres zum Deputirten des Seinedepartements bei der Deputirtenkammer gewählt. Er drang lebhaft auf die Untersuchung und Annahme eines gegen die Feinde der Nationalunabhängigkeit gerichteten Entwurfs, und ward, nach Ludwigs XVIII. Rückkehr, mit in der Verbannungsverordnung vom 24sten Juli begriffen. Sein poetisches Verdienst als Theaterdichter ist geschätzt und sein Marius hat sich auf der Bühne behauptet.

Arnauten oder **Albanesen**, die Bewohner **Albaniens** (s. d.). Die Natur hat sie an Leib und Seele kriegerisch erschaffen; daher sind auch die Arnauten die besten Soldaten im türkischen Heere. Offen und bedachtsam gegen Freunde und Vorgesetzte erlauben sie sich, wie alle rohen Völker, gegen ihre Feinde jede Art von List und Treulosigkeit. Trotz des Druckes, unter dem sie leben, erhält sich bei ihnen ein gewisser Sinn für Freiheit. Zu Künsten und Gewerben haben sie keinen Hang, und können sich nicht überzeugen, daß

Säen und Ackern ein so ehrenvolles Gewerbe, wie die Beschäftigung mit den Waffen sey. Der Ackerbau ist ihnen ein lästiges Geschäft, sie mögen lieber mit Blut als mit Schweiß erwerben. Ihr unruhiger Geist haßt die Einförmigkeit des Friedens. Die Kriegskunst kennen sie nicht, sie bilden nie eine Schlachtlinie und verstehen sich nicht auf die Vortheile fester Positionen. Daher vermögen sie auch nicht so viel gegen europäische Heere, als ihr persönlicher Muth erwarten ließe. Sie führen die erlesensten Waffen; auf der Brust tragen sie eine silberne Platte, und ihre Beine sind mit einer Art Harnisch bekleidet; die Haare, welche vorn abgeschoren sind, bedeckt eine bis auf die Augenbraunen vorgeschobene Mütze von rothem Tuch.

Arnd (Johann), ein Theolog von der lutherischen Confession, der bei seinem Religionsunterrichte stets eine practische Tendenz hatte. Er war 1555 zu Ballenstädt, im Fürstenthum Anhalt, geboren, und studirte anfangs Medicin; aber eine Krankheit soll ihn auf das Studium der Theologie geleitet haben. Seine Vermögensumstände waren sehr mittelmäßig, und dennoch bewies er eine so freigebige Milde, daß er in den Ruf kam, den Stein der Weisen zu besitzen. Seine ascetischen Schriften sind voll Wärme und Salbung, und unter diesen ist sein wahres Christenthum die bekannteste, die fast in alle gebildete Sprachen übersetzt worden ist. Doch zog er sich durch dieses Buch, das manches enthält, was nicht mit der Meinung der strengen Theologen damaliger Zeit übereinstimmte, verschiedene Streitigkeiten zu, besonders mit Osiander. Er starb 1621 als Superintendent in Zelle. Wenige Stunden vor seinem Tode hatte er über die Worte aus Psalm 126: die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten, gepredigt, und sagte, als er nach Hause kam, daß er eben eine Leichenrede gehalten habe. Die Verfolgungen seiner Zeitgenossen ertrug er mit der größten Standhaftigkeit und Gelassenheit.

Arnold (Johann), ein Müller auf einem Gute des Grafen von Schmettau in der Neumark. Die bekannte Geschichte dieses Mannes enthält den sprechendsten Beweis von der Gerechtigkeitsliebe Friedrichs II., bietet aber auch zu gleicher Zeit ein trauriges Beispiel dar, wie ein König aus Gerechtigkeitsliebe ungerecht werden könne. Das Flüßchen, welches Arnolds Mühle trieb, floß vor einem Gute des Herrn von Gersdorf vorbei. Dieser grub an einem Orte, wo, nach einem alten Documente, schon vor mehr als hundert Jahren ein Teich gewesen war, aufs neue einen Teich aus; in diesen leitete er das Flüßchen, und das Wasser aus dem Teiche floß wieder in dasselbe, das weiter unten die Mühle trieb. Arnold entrichtete seinem Gutsherrn den Pacht nicht, weshalb die Gerichte des Grafen von Schmettau die Mühle anschlugen, die der Herr von Gersdorf erstand. Die Müllerin hatte bei dem Könige schon vorher in Schlesien über ihre Sache supplicirt (der König kannte sie schon lange), jetzt wandte sie sich von neuem an denselben. Der König trug ernstlich der neumärkischen Regierung, dann dem Kammergericht in Berlin auf, die Sache zu untersuchen; in beiden Instanzen wurde wider den Müller gesprochen. Viele Umstände vereinigten sich, den König zu überreden, es werde hier die Unschuld unterdrückt. Der König hatte die Sache durch den damaligen Obersten von Heucking untersuchen lassen, und dieser hatte einen sehr vortheilhaften Bericht für den Müller abgestattet. Als daher der König die Sentenz des Kammergerichts erfuhr, ließ er die drei Räthe, die das Urtheil ge-

macht, nebst dem Groß-Kanzler von Fürst zu sich rufen, cassirte den Groß-Kanzler und ließ die Räthe arretiren. Der Zorn des Königs bei dieser Gelegenheit war unbeschreiblich. Er foderte ein Gutachten vom Criminal-Senat über diese Sache, allein er verwarf dasselbe, und schrieb dem Minister von Zedlitz vor, wie er das Urtheil sprechen solle. Der Minister schlug dieses Verlangen dem Könige schlechterdings ab, worauf Friedrich an ihn schrieb: „weil Ihr denn nicht sprechen wollt, so will ich selbst sprechen," und so bestrafte er die Räthe, und verurtheilte dieselben überdies, dem Müller den Schaden zu ersetzen. Unter der Regierung seines Nachfolgers wurde die Sache von neuem untersucht, und das Obertribunal bestätigte im J. 1787 die beiden vorigen Sentenzen. Die cassirten Räthe wurden wieder eingesetzt, jedoch erhielten auch die Arnoldischen Eheleute Zeichen der königlichen Gnade.

Arrende, die Pachtung. In Rußland sind Arrenden Krongüter, welche gewissen verdienten Personen für einen sehr mäßigen Pacht verliehen werden.

Arria, die heldenmüthige Gemahlin des Cäcina Pätus, dem, als Anstifter einer Verschwörung gegen den Kaiser Claudius verfolgt, zuletzt keine andere Rettung blieb, als sich selbst zu ermorden. Da ergriff sie, die ihm auf der Flucht gefolgt war, den Dolch, stieß ihn sich in die Brust und reichte ihn ihrem Gemahl mit den Worten: „Pätus, es schmerzt nicht!"

Arrieregarde, der Nachtrab eines Heeres, ist im Rücken der Armee, was die Avantgarde, der Vortrab, vorn ist. Die Arrieregarde ist eigentlich bestimmt, den Rückzug zu decken, ein Geschäft, das nur von einem klugen und entschlossenen Offizier mit gutem Erfolg geleitet werden kann. Sie muß aus Infanterie mit Geschütz, aus Jägern oder Scharfschützen und aus leichter Cavallerie zusammengesetzt seyn, und eine Waffenart die andere nach Maßgabe des Terrains unterstützen. Die Cavallerie agirt in den Ebenen, die Infanterie unterstützt jene, falls sie geworfen werden sollte, und besetzt die engen Päße; die Jäger oder Scharfschützen aber halten die feindlichen Flanqueurs ab.

Arrighi, Herzog von Padua, französischer Divisions-General, Pair von Frankreich u. s. w., einer der durch das königliche Decret vom 24sten Juli 1815 aus Paris Verbannten. Er ist ein geborner Corse und Verwandter der Bonapartischen Familie, zeichnete sich als Oberster bei Austerlitz und Wagram, und seit 1812 als Divisions-General, in mehrern Schlachten, namentlich bei Leipzig 1813, und bei der Vertheidigung des Passes von Nogent 1814 aus. Nach seiner Rückkehr 1815 schickte ihn Napoleon, der auf ihn zählen konnte, als außerordentlichen Commissär nach Corsika, um dort alles wieder auf den alten Fuß zu setzen. Den 2ten Juni ward er zum Pair ernannt, und wurde durch das Decret vom 24sten Juli in die Verbannung geschickt. In Deutschland und insbesondere in Leipzig ist der Name dieses Mannes, gleich dem Namen D'avoust, fur ewig gebrandmarkt. Er war einer der blindesten Anhänger seines großen Meisters Napoleon und vollzog, wie D'avoust, die harten Befehle desselben noch mit verschärfter Strenge und in der herbesten Form. Er war es, der Leipzig in der ersten Hälfte des Feldzugs von 1813 in Belagerungsstand erklärte und die allgemeine höchst lästige und eben so unnütze allgemeine Bürgerbewaffnung in Ausführung brachte. Er wäre am 8ten Juni des Jahres 1813 in Leipzig mit der ganzen Besatzung dieser Stadt von dem alliirten Corps unter Woronzow — bei welchem sich namentlich die braven Lützower befan-

den, die hier den Mord ihrer Cameraden zu Ritzen, auch Arrighi Werk, zu rächen gedachten — aufgehoben worden, hätte ihn nicht di Nachricht von dem am 4ten Juni geschlossenen Waffenstillstand gerettet.

Arsenik, eins der fürchterlichsten mineralischen Gifte, welche ein eignes Metallgeschlecht ausmacht. Unter allen Metallen ist das Arsenikmetall das flüchtigste und wird im Feuer in einen dicken weißen Dampf aufgelöset, der wie Knoblauch riecht, süßlich schmeckt und das Kupfer weiß färbt. Der Arsenik ist eine einfache, wenigstens noch nicht zerlegte Substanz. Man findet ihn sowohl gediegen als vererzt. Auch erscheint er in Gestalt eines Kalks, wovon man zwei Hauptarten kennt das Operment (Aurum pigmentum) von citrongelber Farbe, und das s. g. rothe Rauschgelb, welches sonst auch Rubinschwefel genannt wird, und eine dem Morgenroth ähnliche Farbe hat. — Der Arsenik ist sehr häufig vorhanden. Man pflegt ihn daher auch nur gelegentlich beim Rösten der Zinn- und Kobalderze zu gewinnen, wo er in einem dicken Dampf aufsteigt, und sich in den hiezu besonders eingerichteten Schornsteinen ansetzt. Er gleicht einen grauen Pulver, welches Hüttenrauch oder Giftmehl heißt und noch mit Schwefel versetzt ist. Durch einen Zusatz von Laugensalz befreit man den Arsenik davon auf den s. g. Gifthütten, und nun erscheint er crystallinisch. Der Arsenik wird zu verschiedenen chemischen Arbeiten gebraucht; mit dem Kupfer gibt er das s. g. Weißkupfer. Auch in Zeugfärbereien und zu mineralischen Farben wird er gebraucht.

Artemis, s. Diana.

Artemisia, Königin von Carien, Schwester und Gemahlin des Mausolus, dessen Tod sie auf die zärtlichste Art betrauerte, und ihm ein Denkmal erbauen ließ, welches unter die sieben Wunder der Welt gerechnet wurde; daher der Name Mausoleum, den man prächtigen Grabmälern beilegt. Sie starb bald nach ihrem Gemahl bei dem Denkmal, das sie ihm errichtet hatte, im Jahr 351 vor Christi Geburt.

Arterien oder Pulsadern, s. Adern und Blut.

Arthritisch (aus dem griechischen *αρθρον*, das Glied, das Gelenk) wörtlich, mit Gliederschmerzen behaftet, oder gichterisch. Die Arthritis, Gicht, ist eigentlich eine Krankheit des Mannesalters (s. den Art. Alter) und hat ihren Grund aus dem angefangenen Rückgang oder Abwärtssteigen des Lebens aus den höhern Gebieten des Organismus in die niedern, in die Systeme der Knochenbildung und der Absonderungen. Hier äußert sich aber deshalb auch die diesem Alter eigenthümliche Krankheit der Entzündung der Gelenke, welche theils regelmäßig mit Abscheidung des überflüssigen (zur Knochenbildung nicht in der Menge mehr nothwendigen erdigen Stoffs), theils, bei mangelnden Naturkräften unregelmäßig erscheint und wiederkehrt, auch wohl, anstatt den überflüssigen Knochenstoff durch die Ausscheidungsorgane aus dem Körper zu schaffen, denselben nur bis unter die Haut bringt, oder gar im Innern sich anhäufen, und seine Existenz daselbst behaupten läßt, woher alsdann die s. g. Gichtknoten und die innern Steinbildungen mancherlei Art entstehen. Zur völligen Ausbildung der arthritischen Krankheit scheinen überhaupt zwei Momente am meisten zu wirken: fehlerhafte Diät und Unterdrückung der Hautausdünstung. Der häufige Genuß des Weins, besonders säuerliche Weine, eben so der gewöhnliche Gebrauch sehr nahrhafter, fetter, gewürzter und leckerhafter Speisen trägt ohne Zweifel sowohl durch Ueberfluß an Nahrungs- und erdigen Stoffen, als auch durch die das Blutsystem erregende Wirkung dieser Genüsse zur wirklichen Entstehung der Arthritis am meisten bei, indem

der Ueberfluß an rohen Nahrungsstoffen von dem völlig ausgewachsenen Körper nicht gebraucht, und von den weniger energischen Verdauungsorganen nicht verarbeitet, dagegen die entzündliche Anlage in den Regionen des Knochensystems unterhalten, vermehrt und bis zur wirklichen Entzündung getrieben wird. Die arthritische Krankheit kündigt sich in diesen Fällen bei noch vorhandener Energie der Naturkräfte als regelmäßig periodisches Podagra an. Es entsteht nämlich zu bestimmten Zeiten, im Frühjahr, im Herbst, bei manchen noch öfter, ein heftiger Schmerz in oder an dem Gelenk der großen Fußzehe, der Theil wird entzündet, roth und geschwollen. Gemeiniglich entsteht auch Fieber, wenn nämlich die örtliche Entzündung auf das ganze Blutsystem zurückwirkt. Bei der ärmern Menschenklasse trifft man zwar selten echt podagrische an; der Arme, der im Schweiße seines Angesichts sein Brot ißt, und seinen Durst mit einem Kruge Wasser befriedigt, selbst der Mittelmann, der bei einer mäßigen Mahlzeit allenfalls ein Glas Bier trinken kann, wird selten das Podagra bekommen; allein hier bewirken dann wieder Ueberfüllung mit schlechten rohen Nahrungsmitteln, häufige Erkältungen eine Anhäufung von schlecht verarbeiteten Stoffen im Blute, und Unterdrückung der Ausscheidung derselben, daher bei gesunkener Lebensthätigkeit in solchen Fällen mehr irreguläre arthritische Zufälle, herumziehende Schmerzen, Absetzungen von außerordentlicher Menge erdiger Masse in den Gliedern, und die auffallendsten Verunstaltungen derselben entstehen. Gicht und Fluß, oder Arthritis und Rheumatismus werden häufig für einerlei gehalten und mit einander verwechselt, sind aber ganz von einander verschieden, wie aus der Vergleichung dieses Artikels mit dem Art. Rheumatismus mit mehrerem ersichtlich ist. Rheumatismus gehört jedem Lebensalter, Arthritis nur dem Mannsalter an; Rheumatismus ist wesentlich ein entzündlicher Zustand im System der Muskeln und Sehnen, bei Arthritis ist dieser Zustand im System der Gelenke, Gelenkkapseln und der Knochen, folglich hat auch bei ersterm der Schmerz seinen Sitz mehr in den Muskeln und erstreckt sich nach deren Lauf, wechselt auch mehr in Ansehung des Ortes, bei letzterm ist der Schmerz in den Gelenken und auf den Knochen hin; der Rheumatismus ist auch an sich nicht mit den erdigen Geschwülsten und Concrementen begleitet, wie die Gicht. Man hat bei der letztern sogar beobachtet, daß der arthritische Schweiß einen feinen erdigen Staub auf der Haut des Kranken zurückgelassen hat. Beide Krankheiten können aber zugleich im Körper vorhanden und mit einander verwickelt seyn; auch kann Rheumatismus mit der Zeit in Arthritis übergehen, wenn mit dem Wechsel des Alters die Krankheitsanlagen selbst von dem Muskelsystem auf das Knochensystem und deren Gelenke fortwandert. Ueber die Behandlung der Arthritis und die dabei zu beobachtende Diät herrschen, zumal unter dem Publikum, noch viele irrige Meinungen. Manche glauben, daß, vorzüglich bei dem Podagra, gar nichts zu brauchen wäre; Andere setzen alle Hoffnung auf die Zusammensetzung eines abführenden Trankes, wieder Andere glauben im Fasten und Wassertrinken ihr Heil zu finden; Andere suchen es, von Browns einseitiger Meinung verführt, der das Podagra unbedingt unter die Classe der asthenischen Krankheiten setzte, im Arrak. Es gibt aber kein Specificum gegen Gicht und Podagra, als die sorgfältige Behandlung eines vorsichtigen Arztes, der, im Besitze der richtigen Idee von der Krankheit, die genaueste Rücksicht nimmt auf das Lebensalter und die Constitution des Kranken, auf die Aeußerung der Lebenskräfte, den Stand des arteriellen Systems, auf Lebensart und Diät,

und endlich auf die Natur der Zufälle selbst. Bei dem einen Gichtkranken kann z. B. Aderlaß, Wassertrinken und Gebrauch kühlender Mittel höchst nöthig seyn, welche einem andern schädlich, ja tödtlich werden könnten, eben so umgekehrt mit erhitzenden, schweißtreibenden und andern Mitteln. H.

Arthur oder Arthus, der Sohn Uterpendragons, ein fabelhafter König Britanniens zu Ende des fünften und zu Anfang des sechsten Jahrhunderts. Ueber seine historische Existenz ist viel gestritten worden, und man darf sie mit Recht in Zweifel ziehen, da Gottfried von Monmouth, ein Benedictiner aus Wallis, der um das Jahr 1150 lebte, die ersten Nachrichten von dem Leben und den Thaten Arthurs mittheilt, dieser Historiker aber von keiner sonderlichen Glaubwürdigkeit ist und die in England herrschenden Volkssagen ohne Wahl und Prüfung sammelte, nicht um die alte Geschichte dadurch aufzuklären, sondern um einen Roman zu liefern, was ihm auch bei seinen poetischen Talenten sehr wohl gelang. Sein Vorgeben aber, daß er nach einem alten lateinischen Original nur übersetzt habe, ist aus innern Gründen zu verwerfen. Wollte man indeß auch nicht die Existenz, so muß man wenigstens die Thaten des Königs Arthur bezweifeln, den Gottfried mit sichtbarer Vorliebe behandelt. Wie dem auch sey, so ist gewiß, daß die in Gottfrieds Erzählung enthaltenen Prophezeiungen Merlins und Begebenheiten Arthurs die Quelle gewesen sind, woraus ein besonderer Bezirk der romantischen Poesie, der brittisch-normännische nämlich, seine erste Nahrung zog. Die Romane von dem König Arthur, seinem Hofe und seinen Rittern, kurz alle Romane von der Tafelrunde sind hiedurch entstanden; denn was für die französischen Romanciers Carl mit seinen zwölf Pairs, das waren für die brittisch-normännischen die Ritter von der Tafelrunde. Die alten Romanzen von Arthur, die sich in mehreren Sammlungen zerstreut finden, bilden zusammen eine interessante poetische Chronik der Thaten dieses merkwürdigen Fabelhelden. Auch ein altdeutsches Gedicht, wahrscheinlich aus dem 12ten Jahrhundert, handelt von dem König Arthus und der runden Tafel.

Artikel heißt in der Grammatik das Wort, welches dem Substantiv (Hauptworte) vorgesetzt und wodurch dasselbe als bestimmt oder unbestimmt modificirt wird. Man unterscheidet daher einen bestimmten oder unbestimmten Artikel (im Deutschen der, die, das und ein, eine, ein). Der Artikel gehört nicht zu den s. g. acht Redetheilen (partibus orationis) und ist daher in einer Sprache nicht wesentlich nöthig. Die lateinische und mehrere andre Sprachen haben ihn nicht. Die von den Puristen versuchte Uebersetzung Geschlechtswort ist nicht zu billigen, da das Geschlecht der Wörter mit dem Artikel nichts zu schaffen hat, der Umstand aber, daß der Artikel sich nach dem Geschlechte eines Wortes ändert, nichts ihm eigenthümliches ist, sondern bei dem Pronomen und Adjectiv auch Statt findet.

Artillerie nennt man einmal das sämmtliche schwere Geschütz, das in Feld- und Belagerungsgeschütz eingetheilt wird, dann aber auch die Geschützkunst, welche die mechanisch-technischen Kenntnisse der Geschütz- und Munitionserzeugung, den Gebrauch desselben, den Batterienbau u. s. w. umfaßt, und in eignen Artillerieschulen gelehrt wird. Das Artilleriecorps, das bei jeder Macht anders organisirt ist, besteht aus den Artilleristen zur Bedienung der Kanonen, den Bombardiers zur Bedienung der Böller, aus den Handwerkern zur Erzeugung des Bedarfs, dann aus den Sappeurs, Mineurs, Pionniers, Pon-

toniers. Der Artillerie-Etat begreift alles in sich, was der Artillerie nahe oder entfernt zugehört, nicht allein das ausgerüstete Geschütz sammt Bedienungsmannschaft, Bespannung und Munitionsfuhrwerk, sondern auch die Reservemunition der Infanterie und Cavallerie, Schanzzeug, Feldschmieden, Reserve-Lavetten u. s. w. Daß die Artillerie übrigens heut zu Tage nicht allein die zerstörende Waffe bei Festungen, sondern auch die entscheidend wirkende Kraft im Felde ist, lehrt hinlänglich die neuere Kriegsgeschichte.

Artois (Carl Philipp, Graf von), zweiter Bruder Ludwigs XVI., geboren zu Versailles den 9ten Oct. 1757, vermählt den 16ten Nov. 1773, mit Maria Theresia von Savoyen, mit der er zwei Söhne erzeugte. Durch seine Liebenswürdigkeit und seine Verschwendungen berühmt, galt dieser Prinz für einen Beschützer der Wissenschaften. Er erklärte sich vom Anfange der Revolution gegen ihre Grundsätze, und war einer der eifrigsten Vertheidiger der königlichen Vorrechte. Als er erfuhr, daß die Pariser einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatten, entzog er sich mit Hülfe der Nacht der Wuth seiner Feinde, und gab das erste Zeichen zur Auswanderung, indem er sich mit seiner Familie nach Turin an den Hof seines Schwiegervaters begab. 1790 hatte der Graf Artois zu Mantua eine Zusammenkunft mit dem Kaiser Leopold, und 1791 begab er sich mit dem Marschall Broglio und dem Prinzen von Condé nach Worms, wodurch er die Auswanderung einer großen Anzahl von Offiziers veranlaßte. Er hielt sich einige Zeit bei Bonn auf, kam nach Brüssel, wo die Erzherzogin Marie Christine ihm zu Ehren Feste gab, und ging hierauf nach Wien, wo ihn der Kaiser auf die ausgezeichnetste Weise empfing. Er war in Pilnitz bei der Zusammenkunft des Kaisers Leopold und des Königs von Preußen zugegen. Nach der Annahme der Constitution von 1791 lud ihn Ludwig XVI. ein, wieder an seinen Hof zurückzukehren, aber vergebens. Er befand sich in Koblenz und rüstete sich zum Kriege; bescheinigte seine Weigerung in der Antwort an Ludwig XVI. und erließ eine heftige Proclamation gegen die Assemblee. Den 1sten Januar 1792 ward er von der ersten Gesetzgebung für klagfällig erklärt und den 19ten Mai seine constitutionsmäßige Pension von einer Million, die ihm als Bruder des Königs zukam, aufgehoben, und seine Apanagerenten seinen Gläubigern Preis gegeben. Bei dem Einbringen der feindlichen Heere in der Champagne commandirte er ein Corps Reiterei von Ausgewanderten. Nach Ludwigs XVI. Tode ward er von seinem Bruder zum Generallieutenant des Königreichs Frankreich ernannt. Der Graf Artois ging hierauf nach Petersburg, wo ihn Catharina II. mit vielem Glanze empfing. Bevor er das Corps der Ausgewanderten verließ, schrieb er einen schmeichelhaften Brief an den Marschall Broglio, und schickte ihm seine Medaillen, Diamanten und den Degen seines Sohnes, um sie zu verkaufen und mit dem Gelde den nöthigsten Bedürfnissen abzuhelfen. Zu Ende des Jahres 1794 sicherte ihm das englische Gouvernement eine Pension zu, und er schiffte sich den 26sten Juli 1796 zu Curhaven nach London ein. Er ging hierauf an Bord einer englischen Fregatte, die lange Zeit an den französischen Küsten kreuzte, und den 24sten September zu Isle Dieu unter dem Schutze der Escadre des Commodore Warren landete, kehrte aber unverrichteter Sache nach Portsmouth zurück und lebte seitdem mehrere Jahre zu Edinburgh auf dem Schlosse der alten Könige von Schottland. In dem Feldzuge von 1799 sollte er in der Schweiz zur condéschen Armee, die aus dem Innern von Rußland anlangte, stoßen, erhielt aber noch vor seinem

Abgange die Nachricht, daß der Plan der zweiten Coalition gescheitert sey, und blieb daher in London. Im Februar 1800 söhnte er sich mit den Kindern des Herzogs von Orleans aus, und erschien mit ihnen bei Hofe, wo der König ihnen eine Audienz gab. Im November 1804 begab er sich nach Calmar in Schweden, er hatte daselbst eine Zusammenkunft mit seinem Bruder und seinem ältesten Sohne, der sich 1799 mit der Tochter Ludwigs XVI. vermählt hatte, und kehrte hierauf nach London zurück. Von hier begab er sich mit Vollmachten Ludwigs XVIII. nach Frankreich, sobald die Verbündeten daselbst Fortschritte machten, erließ von Nancy aus mehrere Proclamationen an die Franzosen, und war der erste Bourbon, der wieder in Paris einzog. Hier handelte er bis zur Ankunft seines Bruders als dessen Lieutenant und bestätigte als solcher die Hauptgrundsätze der Constitutionsacte, ohne diese Acte selbst anzuerkennen. Bei der zweiten Usurpation Napoleons wurde er nach Lyon gesandt, um von hier aus einen Widerstand zu organisiren, da ihn aber alle Truppen verließen, so kehrte er schnell nach Paris zurück, und ging dann mit Ludwig XVIII. nach Gent.

Arundelianische Marmor, s. Oxford.

Aruspex (Haruspex) und in der Mehrzahl Haruspices waren bei den Römern gewisse zur Priesterclasse gehörige Personen, welche die Opferthiere und die Eingeweide derselben nach ihrer Opferung besichtigten, um daraus die Vorbedeutungen der Zukunft zu erforschen. Außerdem achteten sie auch auf die das Opfer begleitenden Umstände, und weissagten daraus, z. B. aus der Flamme, dem Rauch, dem Betragen des Opferthiers u. s. w. Sie stammten aus Hetrurien, wurden von Romulus in Rom eingeführt und behielten ihr Ansehn bis auf den Kaiser Constantin (357 nach Chr.), der alle Wahrsagerei bei Todesstrafe verbot. Ihre Anzahl belief sich zuletzt auf 70; ihr Vorsteher hieß summus aruspex oder magister publicus.

Arzneikunde. Man versteht darunter gewöhnlich die Summe von Kenntnissen, deren der Arzt bedarf, um Krankheiten zu verhüten, und wirklich eingetretene ihrem Entstehen, Verlauf und Ausgang nach richtig zu erkennen, von andern zu unterscheiden und nach ihren Erfordernissen zu behandeln, um sie zu heilen, oder wo dies nicht zu erreichen ist, doch zu lindern. Dies ist jedoch eigentlich der Begriff der Heilkunde insgesammt, und unter Arzneikunde sollte man nur die Kenntniß der Arzneien und deren Anwendung auf den kranken Körper verstehen. Die Geschichte einer Wissenschaft, welche mit dem Leben und der Gesundheit des Menschen in so genauer Beziehung steht, muß jedem Gebildeten höchst wichtig seyn; sie zeigt uns, auf welchem Grade von Cultur die Arzneikunde in jedem Alter der Welt und bei jedem Volke stand, wie mit der Bildung des Verstandes auch die Kenntnisse in der Medicin anwuchsen, wie an der Vervollkommnung anderer Wissenschaften auch die Medicin jedesmal ihren Theil nahm, wie endlich zu jeder Zeit Freiheit des Geistes und redliches Streben nach der Wahrheit ihr nützlich, hingegen Befangenheit von einseitigen Meinungen, die Sucht, nur das zu finden, was vorgefaßte Meinungen bestätigen sollte, ihr jederzeit schädlich war. Der Entstehung der Arzneikunde einen bestimmten Zeitpunkt anzuweisen, ist eben so unmöglich als unnütz. Was uns die älteste Geschichte davon aufbewahrt hat, ist meistens mit fabelhaften Erzählungen ausgeschmückt. Jedes Volk wurde wohl der Erfinder der ersten nothwendigsten Hülfsleistungen, von der Natur durch den sich in Krankheiten zeigenden Instinct,

zuweilen auch vom Zufall belehrt. Sobald höhere Cultur des Geistes ihre Wirksamkeit auch auf die Behandlung der Krankheiten erstreckte, fingen natürlich diejenigen Völker, welche in jener Geistesveredlung andern vorangingen, auch zuerst an, die Arzneikunde aus jenem Naturstande zur Kunst zu erheben. So weit wir daher in der ältesten Geschichte Nachrichten haben von den zuerst sich bildenden Nationen, finden wir auch, daß bei ihnen die Medicin zuerst anfing, sich auf die untersten Stufen der Vervollkommnung zu erheben. So war bei den ältesten Aegyptiern schon eine Spur von Arzneikunde, indem dem Hermes, dessen Ursprung von der ägyptischen Götterfamilie abgeleitet und dessen Nachfolgern ein Buch zugeschrieben wurde, in welchem die Regeln der Arzneikunde verzeichnet waren, welche die damaligen Aerzte befolgen mußten. Dies waren in den ältesten Zeiten die Priester, welche sich von jeher als Mittelspersonen zwischen der Gottheit und Menschheit geltend zu machen strebten. Aus den gesammelten Beobachtungen und Erfahrungen über den Gang der Krankheiten und die Nützlichkeit ihrer angewandten Mittel entstand endlich ihre Arzneikunde. Denselben Gang nahm die Entstehung derselben bei den Griechen. Auch sie hatten Personen unter ihren Gottheiten, denen sie die Erfindung der Arzneikunde zuschrieben (z. B. Aesculap, 1263 J. vor Chr.), deren Priester sich für die einzigen Besitzer der göttlichen Kunst ausgaben, und in ihren Tempeln die Kranken versammelten, die Beschreibung der Krankheit, und die Mittel, durch welche der Kranke glaubte genesen zu seyn, in denselben als Weihtafeln aufhingen. Aus diesen Priesterschulen, welche vielleicht mehrere Jahrhunderte dauerten, ging ein Mann hervor, welcher mit großer Beobachtungsgabe die größte Treue im Wiedergeben des Gefundenen verband, der eigentliche Stifter einer wissenschaftlichen Arzneikunde, Hippokrates (456 J. vor Chr.). Die unter seinem Namen bekannten Schriften sind jedoch nicht alle von ihm allein, sondern zum Theil auch von seinen Nachfolgern verfaßt. Er führte die Aerzte auf den wahren Standpunkt, von welchem sie sich wenigstens damals noch nicht entfernen durften, wenn sie sich nicht verirren wollten, nämlich auf den Standpunkt der treuen Naturbeobachtung. Allein schon seine nächsten Nachfolger blieben seinem Wege nicht treu, sondern suchten mittelst der damals herrschenden philosophischen Meinungen und Systeme (z. B. des Plato, Epikurs) auch die Arzneikunde in ein System zu bringen. Daher die Entstehung der dogmatischen Medicin. In späterer Zeit war Alexandrien die einzige Bildungsanstalt der Aerzte; allein auch unter diesen herrschte die Sucht, medicinische Theorien auf philosophischen Systemen zu erbauen. So war es denn natürlich, daß Männer von Kraft und Geist, vertraut mit den hippokratischen Schriften und der Schulphilosophie und ihrer Spitzfindigkeiten müde, den alten verlassenen Weg der Erfahrung wieder einschlugen; daher die Schule der Empiriker entstand, deren Stifter Serapion von Alexandrien (279 J. vor Chr.) war. Doch der nach Verstandeseinheit strebende Geist des Menschen suchte bald wiederum einige Theorie mit der Erfahrung zu verbinden, und so bildete sich die Schule der Methodiker. Einen neuen Versuch, der Medicin eine wissenschaftliche Bearbeitung zu geben, machte Galen, berühmt durch seine vielen Schriften (160 nach Chr.). Er schrieb Auslegungen über die hippokratischen Schriften, und arbeitete besonders die Lehre vom Pulse sehr aus. Seiner Theorie hingen die Aerzte mehrere Jahrhunderte hindurch an. In den unruhigen Zeiten, da beständig Einfälle fremder kriegerischer Völker das römische Reich erschütterten, bis

in die Zeit des Mittelalters, wurde wenig für die Arzneikunde gethan. Die alexandrinischen Bibliotheken wurden zerstört, die Mahomedaner breiteten sich nicht nur in Asien, sondern selbst in Europa aus. Bei den Arabern erhielt sich zwar noch einige Gelehrsamkeit, doch blieb die Medicin auf dem Grade stehen, auf welchen sie die griechischen Aerzte gebracht hatten. Priester und Mönche waren in dem christlichen Europa damals beinahe die einzigen Aerzte. In Salern im Neapolitanischen legten die Mönche (im achten Jahrhundert) den Grund zu einer Anstalt, die in der Folge den wichtigsten Einfluß auf die Medicin hatte. Schon von der damaligen Zeit an zogen sie durch ihre Wundercuren mit Reliquien und dergl. viele Kranke nach Salern. Im elften Jahrhunderte aber studirten sie die arabischen und griechischen Aerzte, und mehrere unter ihnen erwarben sich als Aerzte schon durch ihre Gelehrsamkeit bedeutenden Ruhm. Im dreizehnten Jahrhundert gab Kaiser Friedrich II. der salernitanischen Schule die völlige Einrichtung einer Akademie mit vielem Ansehen und vielen Gerechtsamen. Die Erfindung der Buchdruckerkunst gab der Verbreitung der Wissenschaften einen neuen Schwung. Auch die Arzneikunde nahm Antheil daran, indem das Studium der griechischen Aerzte nun weit allgemeiner wurde, und die Ausübung immer mehr aus den Händen der Mönche kam, wozu schon vorher die Verbote der Päpste viel mitgewirkt hatten. Bisher waren die Aerzte immer noch dem galenischen System treulich gefolgt, nur wenige suchten den echt hippokratischen Geist in der Medicin wieder herzustellen. Jetzt trat Paracelsus auf, verwarf nicht nur Galens, sondern aller seiner Vorgänger Systeme und Theorien (im J. 1525), und stellte mit großer Selbstgenügsamkeit ein neues auf, welches theils auf chemische Grundsätze gebaut, theils mit theologischen, magischen und astrologischen Schwärmereien ausgefüllt war. Helmont nahm als Grund aller Lebensbewegungen einen Lebensgeist an, den er Archäus nannte. Damit verband auch er chemische Grundsätze, und stellte ein neues System auf. Noch mehr zur Veränderung der bisherigen Ansichten in der Arzneikunde trug die Entdeckung des Blutumlaufs von Harvey (1619) bei, indem dadurch das iatromathemathische System veranlaßt wurde, welches der Medicin durch Berechnungen Evidenz verschaffen wollte. Sydenham (in den Jahren 1665 u. f.) stellte die alte empirische Schule wieder her; er beobachtete die Einwirkungen der Einflüsse der Witterung sehr genau. Stahl (1707 u. f.) erneuerte das helmontsche System und stellte es in einer veränderten Form wieder auf, indem er die Rolle des Archäus der Seele zutheilte. Dabei aber nahm er auch große Rücksicht auf die Lebenskräfte und die Thätigkeit der Natur, bestimmte die Ursachen der Krankheiten genauer, als bisher geschehen war, und beschränkte sehr den Gebrauch starker und heroischer Arzneimittel. Je allgemeiner jetzt das Studium der Medicin wurde, desto mehrere vorzügliche Männer standen auf, welche von Zeit zu Zeit den Versuch machten, die Medicin als Wissenschaft fester zu begründen. Jeder sah den Irrweg, auf welchem sein Vorgänger von der Wahrheit abgekommen war, schlug einen andern Weg ein und fehlte gleichfalls. Unter diesen machten sich (im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts) noch berühmt Friedrich Hoffmann und Boerhaave. Die Cultur der andern Wissenschaften und Künste, besonders derer, welche mit der Arzneikunde in Verbindung stehen, als Philosophie, Physik und Chemie, wurde jetzt auch höher getrieben, und ihre Bereicherungen trug man in die Medicin über. Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts änderten die An-

sichten in der Medicin schneller als je, indem immer mehr Bearbeiter derselben sich erhoben. Im Ganzen waren jedoch die Systeme hauptsächlich mit Rücksicht auf die Lebenskräfte und auf deren Stimmung, dann auf die Mischung der Säfte gerichtet, oder sie waren bloß empirische nach Sydenhams Schule; oder eklektische, welche aus jeder Theorie das Brauchbare nahmen, übrigens sich mit hippokratischem Geist an die Beobachtung der Natur und eine rationelle Empirie hielten. Diese Stelle in der Medicin unterbrach Brown mit seinem neuen System, das bloß auf die verschiedenen Verhältnisse zwischen der Erregbarkeit und der auf sie wirkenden Reize gebaut war, und alle andern zu verdrängen drohte. (S. die Artikel Brown, Erregungstheorie u. s. w.) Am meisten Aufsehn machte dieses System bei den Deutschen, bei welchem es auch die meisten Anhänger, Bearbeiter und Nachbeter fand. Indessen erhoben sich doch auch viele Stimmen mit gegründeten Einwürfen dagegen, welche nicht ganz verhallten und mehrere Modificationen veranlaßten, aus welchen die sogenannte Erregungstheorie entstand. Während dieser Zeit fing die neueste Naturphilosophie an, ihr Licht auch in der Medicin zu verbreiten. Mehrere Aerzte wandten die Grundsätze dieser Philosophie mit vielem Glück auf einzelne Zweige der Medicin an, besonders enthüllten sich in der Physiologie, in der Lehre von dem Leben selbst, dem Organismus, seinen einzelnen Gebilden und deren Bedeutung und Function neue und überraschende Ansichten. Selbst auf die Pathogenie, die Erklärung der Entstehung der Krankheiten, auf die Therapie, die Behandlung derselben, hat sie schon in kurzer Zeit einen so wohlthätigen Einfluß gehabt, daß sich mit Grund hoffen läßt, sie werde die Medicin, als Wissenschaft, bei fernerer Bearbeitung auf den Grad von Vollkommenheit erheben, dessen sie, in Verhältniß der menschlichen Beschränktheit, nur fähig ist. — Die Arzneikunde faßt folgende Wissenschaften in sich: Anatomie; Physiologie, die Lehre vom gesunden Zustande des Organismus, dem Leben, den Functionen der einzelnen Systeme u. s. w.; Pathologie, die Lehre von den Krankheiten; Semiotik, die Lehre von den Zeichen; Therapie, von der Cur der Krankheiten; Arzneimittellehre, von den Wirkungen der Naturprodukte auf den menschlichen Körper. Einen besondern Theil der Arzneikunde macht die Chirurgie aus, welche auch die Geburtshülfe in sich begreift. Die vornehmsten Hülfswissenschaften der Medicin sind Philosophie, Naturgeschichte, besonders Botanik, Physik, Chemie, Pharmacie. H.

Arzt, derjenige, welcher im Besitz aller zur Erhaltung der Gesundheit und Abwehrung der Krankheit, oder wenn letztere eingetreten ist, zur Erkenntniß und Heilung derselben gehörigen Wissenschaften, die Gesundheit des Menschen zu erhalten, und im Fall sie verloren ist, wieder herzustellen sucht. Der Besitz der Heilwissenschaft allein macht den sogenannten theoretischen Arzt, der Uebergang des Wissens in wirkliches Heilen, oder doch das Streben nach diesem Ziele, den sogenannten praktischen Arzt, eigentlicher den Heilkünstler. Der wahre Arzt in diesem Sinne muß also nicht bloß im Besitze der Heilwissenschaft, sondern auch der Heilkunst seyn. Beide stehen in dem Verhältniß zusammen, wie Wissenschaft und Kunst (in höherm Sinne) überhaupt. Letztere bezeichnet den Uebergang der ganzen Summe des Wissens in Handeln. Wissenschaft erzeugt und leitet die Idee, Kunst sucht diese in einem Produkt wirklich herzustellen. Die Kunst muß selbst da, wo Wissenschaft nicht hinreicht, diese ersetzen, die Regeln für den bestimmten Fall selbst erfinden, wo die Wissen-

schaft nur die allgemeinen Gesetze angibt. Dies ist vorzüglich der Fall, wo der Verstand nicht nach einfachen und ganz bestimmten Grundsätzen, sondern nach vielen, zusammengesetzten und veränderlichen Umständen schließen, wo er sich statt der Gewißheit oft mit Wahrscheinlichkeit begnügen muß. Die Kunst beruht demnach auf Genie, als dem höchsten Grade selbstschaffender Geistesthätigkeit überhaupt, oder dem harmonischen Verein von vorzüglichem Verstand und thätiger Imagination, als Schöpferin und Erfinderin neuer Ideen. Das Object der Heilkunst ist der Mensch als lebendes geistiges Wesen, dessen Inneres in unaufhörlichem Wechsel seines Zustandes theils durch Bestimmungen der ihn umgebenden Außenwelt, theils durch innere, willkürliche und unwillkürliche Selbstbestimmungen, begriffen ist. Welche unendliche Mannichfaltigkeit beut die Individualität der Menschen dar, welche Verschiedenheit im Stande der Gesundheit, welche Abweichungen von diesem Stande, durch Alter, Geschlecht, äußere Einflüsse, innere Geistesbewegungen modificirt. Hier bietet die Wissenschaft dem Verstande nur wenige bestimmte, aber desto mehr schwankende, bedingte, zusammengesetzte Grundsätze dar; in vollem Maße muß die selbstschaffende Thätigkeit der Kraft, aus dem gegebenen Bekannten das Verborgene zu finden, hervortreten, die Grade der Wahrscheinlichkeit zu messen und schnell das Richtige zu bestimmen. Die Heilkunst erfodert also eben sowohl Genie, als die Kunst überhaupt, und zwar in vorzüglichem Grade, weil das Feld der Wissenschaft hier schon so groß, der Spielraum der Kunst aber unermeßlich ist. Die Anlage zum Arzt beruht aber nicht sowohl auf Genie im gewöhnlichen Sinne, dem Vorwalten irgend einer besondern Fertigkeit oder Geistesfähigkeit, sondern vielmehr auf Genialität in höherm Sinne, oder dem harmonischen Verein aller Geisteskräfte in vorzüglichem Grade, besonders des Verstandes und der Imagination. In Rücksicht des erstern muß der Arzt philosophisches, in Rücksicht des zweiten dichterisches Genie besitzen; denn der Arzt, wie der Philosoph, darf sich nicht begnügen, die Dinge zu wissen, wie sie sind, sondern er muß auch den Grund untersuchen, warum sie so sind. Der philosophische Geist führt den Arzt von dem Sichtbaren auf das Verborgene, von dem Einfachen zu dem Zusammengesetzten, von guten Beobachtungen auf richtige Schlüsse und endlich zu allgemeinen Grundsätzen. Das Dichtergenie zeigt sich bei dem Arzte dadurch, daß er da, wo die Wissenschaft für den individuellen Fall nicht hinreicht, durch selbstschaffende Thätigkeit der Imagination sich das Bild der Krankheit entwirft, neue Ideenverbindungen schafft, schnell den Heilplan, nicht nach dem Compendium der Wissenschaft, sondern speciell für das Individuum entwirft. Was die Ausbildung des Arztes betrifft, so bezieht sie sich zunächst auf Erlernung der Wissenschaft und Uebung der Kunst. Die Erlernung der Wissenschaft erfodert die Einsammlung aller zur Arzneikunde (s. d. A.) gehörigen Kenntnisse. Kein Theil der Arzneikunde und keine der zu ihr gehörigen Hülfswissenschaften darf davon ausgeschlossen werden, wenn nicht eine Lücke in der Ausbildung des Arztes entstehen soll. Man hat neuerer Zeit darüber gestritten, ob die Chirurgie von der Medicin getrennt bleiben, oder vereinigt werden soll. Es ist aber kein Zweifel, daß in der theoretischen Bildung des Arztes die Chirurgie nich fehlen darf, obgleich die Ausübung oft getrennt ist, und getrennt bleiben wird. Was die Kunstbildung betrifft, so beruht sie, wie oben gezeigt wurde, auf Genie. Wo dieses fehlt, da findet nie Kunst Statt. Das Genie des Arztes ist nun erst das Band, welches die

Wissenschaft mit der Natur verknüpft; es ist der Lichtstrahl, welcher ihm in der Dunkelheit das Verborgene offenbart, und ihn schnell begreifen läßt, was aus der Fülle der Wissenschaft auf die Mannichfaltigkeit der Individuen paßt. Genie kann nicht erworben, aber es kann geübt werden durch öftere Anwendung der Wissenschaft auf individuelle Krankheitsfälle, durch Vergleichung der Aehnlichkeit derselben und Unterscheidung ihrer innern Verschiedenheiten, durch schnelles Auffinden des richtigen Mittels gegen jeden derselben, durch schnelle Unterscheidung der Grade der Wahrscheinlichkeit u. s. w., wodurch endlich die Kunstfertigkeit entsteht. So wie die Anlage den Grund der Möglichkeit, ein wahrer Arzt zu werden, bezeichnet, die Ausbildung aber derselben die Richtnng auf den Heilzweck gibt, so bezeichnen die Eigenschaften des Arztes die einzeln in der Erscheinung sich wirklich darstellenden Momente, welche zur Ausübung der ärztlichen Function erforderlich sind. Einige der nothwendigsten sind folgende: Körperliche regelmäßige Bildung, indem auffallende Mißbildung einen unangenehmen Eindruck in der Erscheinung des Arztes macht; Gesundheit, in so fern der Arzt körperlichen Anstrengungen sich unterziehen muß, und sie selbst auf die ungetrübte Wirksamkeit des Geistes und auf die reine Stimmung des Gemüths unbezweifelten Einfluß hat; Schärfe der Sinne, zur schnellen Auffassung aller auf den Kranken sich beziehenden sinnlich wahrnehmbaren Umstände. Unter den geistigen Eigenschaften sind vorzüglich Scharfsinn, Beobachtungsgabe und Selbstdenken zu bemerken. Unter den moralischen Eigenschaften sind die vornehmsten Religiosität, als zum Vertrauen des Kranken, zur Bewahrung des Pflichtgefühls und zur Erhebung des Muthes bei den das Gefühl bestürmenden widrigen Erfahrungen, denen der Arzt ausgesetzt ist, unerlaßlich nothwendig; Geduld in Ertragung der Mühseligkeiten des ärztlichen Berufs, der Schwächen des Kranken, zur Bewahrung einer gleichmüthigen Stimmung; Gegenwart des Geistes, dieses Geschenk der gütigen Natur, um selbst bei schnellen und auffallenden Begebenheiten Fassung zu behalten, und alle Hülfsmittel der Kunst zur Anwendung bereit zu haben; Mäßigkeit und Enthaltsamkeit in sinnlichen Genüssen, um jederzeit den Pflichten des ärztlichen Berufs gnügen zu können; Verschwiegenheit, Uneigennützigkeit, Klugheit u. s. w. Die Pflichten des Arztes fließen aus dem Begriff des Zwecks und des Gegenstandes seiner Thätigkeit. Das kostbarste der irdischen Güter übergibt ihm der Mensch, sein Leben und seine Gesundheit; er hofft von ihm Erhaltung des Lebens und Wiederherstellung der Gesundheit, als der ungetrübten Schönheit des Lebens. Die Heiligkeit dieses Berufs sahen von jeher alle von ihr durchdrungenen wahren Aerzte ein. Die allgemeinste Bezeichnung der Arztespflicht ist: alles zu thun, wovon er überzeugt ist, daß es für das Leben und die Gesundheit seines Anvertrauten nützlich ist, und gegentheils nichts zu thun, wovon er überzeugt ist, daß es für solche schädlich ist. Daher die speciellen Pflichten des Arztes: er muß die Höhe des jedesmaligen Standpunkts der Arzneikunde zu erreichen streben, also beständig fortstudiren, mit den Beobachtungen und Belehrungen anderer Aerzte und den Bereicherungen der stets fortschreitenden Wissenschaft und Kunst sich bekannt machen, er muß treu und sorgfältig in Ausübung seines Berufs seyn, er muß über das, was der Kranke ihm anvertraut, was er von häuslichen Verhältnissen desselben sieht, Verschwiegenheit beobachten u. s. w. Das Verhältniß des Arztes zum Publikum und zum Staate läßt sich gleichfalls aus dem Zweck der Heilkunst ableiten.

Der Arzt steht gegen das Publikum als wissenschaftlicher Künstler, von dem es Erhaltung oder Wiederherstellung der Gesundheit erwartet. Vor dem Arzte gilt kein Ansehen der Person; Fürst oder Unterthan, Reicher oder Bettler, alle Menschen sind ihm gleich. Als Kranke können sie nur in soweit Rücksicht auf äußere Verhältnisse verlangen, als solche auf den Heilzweck Einfluß haben. Eben dieser erfodert auch, daß jeder Kranke sich unbedingt den Verordnungen des Arztes unterwerfen muß. Der Arzt, welcher sich von den äußern Verhältnissen des Kranken imponiren, sich von eigennützigen Rücksichten anders bestimmen läßt, verkennt seine eigene Würde. Die Verpflichtung zur Dankbarkeit des Kranken gegen seinen Arzt ist größer, als bei jedem andern Künstler. Hierunter verstehen wir jedoch nicht die pecuniäre Belohnung, als welche nach gewissen Bestimmungen festgesetzt seyn muß, sondern das Gefühl und die Ueberzeugung der Verpflichtung gegen ihn. Der Arzt muß als gelehrter Künstler für das Pubikum arbeiten, er muß diese Arbeit zu jeder Zeit, sobald es die Noth erfodert, oft unter Umständen, die ihm unangenehm, beschwerlich, die oft sogar gefahrvoll für ihn sind, übernehmen; er muß, um das Leben und die Gesundheit Anderer zu erhalten, seine Ruhe und seinen Lebensgenuß, oft seine eigene Gesundheit und sein Leben aufopfern. Wie reichlich daher die Dienste des Arztes auch bezahlt werden mögen, so bleiben ihm immer noch die gerechtesten Ansprüche auf die Dankbarkeit derer, für die er arbeitet. Das Urtheil des Publikums über den Arzt wird theils durch den Grad von Geistesbildung, theils durch den Willen des erstern bestimmt. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß die Beurtheilung und Behandlung des Arztes einen sichern Maßstab für die Geistes- und Herzensbildung der Menschen, die mit ihm zu thun haben, abgiebt. Den Werth des echten Heilkünstlers einzusehen, dazu gehört die Kenntniß dessen, was zur Anlage und Ausbildung desselben erfodert wird, und seine Bemühungen mit Dank zu erkennen, dazu gehört eine höhere Humanität, als bis jetzt noch gewöhnlich ist. Der Pöbel hält den Arzt bloß für einen Arznei- oder Recepthändler; Pfuscher und Quacksalber, die mit abergläubischen Mitteln, Bader, die nach einem aufgefundenen alten Receptbuche, die groben Empiriker, die die Krankheit nach ihrem Namen behandeln, stehen bei ihm in gleichem Range. Er hält jeden, unter dessen Händen ein Kranker gesund worden ist, für einen Arzt, weil er Ursach und Wirkung nicht zu unterscheiden vermag; er hegt aber selbst gegen den Arzt, der ihm geholfen hat, nicht weiter Dankbarkeit, als daß er ihm höchstens einen elenden Lohn bezahlt. Dabei trifft noch bei den meisten das Sprüchwort ein:

Accipe cum dolor est, nam postquam paena recessit,
Audebit sanus dicere, multa dedi.

Halbwisser und Witzlinge beschuldigen gern die Arzneikunde überhaupt der Unsicherheit, weil sie die natürlichen Grenzen derselben nicht kennen, oder nicht kennen wollen, und weil es überhaupt leichter ist, über eine Kunst zu spotten, als sie zu üben. Was von Natur unheilbar ist, kann kein Arzt heilen, was Alter allmälig herbeiführt, kann Krankheit schnell herbeiführen. Ob die Natur, oder der Arzt die Kranheit geheilt habe, kann derjenige freilich nicht einsehen, der weder die Kräfte der Natur, die Art und Grenzen ihrer Wirksamkeit in Krankheiten, noch die Wirkung der Arzneimittel kennt, daher es ihm leichter ist, dem Zufall zuzuschreiben, was eine Wirkung des Verhältnisses zwischen dem Arzneimittel und der Krankheit ist. Mancher Arzt wird durch günstige

Meinung, Verbindungen u. s. w. gehoben, er wird in allen Vorfällen günstig beurtheilt. Stirbt einem Andern ein Kranker, so gibt man dem Arzt die Schuld, weil es den meisten Menschen zu schwer ist, die Mannichfaltigkeit der Ursachen, warum auch ein geschickter Arzt den Kranken nicht herstellen konnte, einzusehen. Im Gegentheil erzeigt man aus den nämlichen Ursachen einem schlechten Arzte oft die Ehre, die Genesung eines Kranken ihm zuzuschreiben, bloß deswegen, weil er der letzte gewesen ist, den der Kranke gebraucht hat. — Der Arzt steht gegen den Staat im Verhältnisse eines der ersten Staatsdiener. Diese Würde kommt ihm zu sowohl wegen der nicht gemeinen Talente und Summe von Kenntnissen, die ihm nöthig sind, wegen der Wichtigkeit seiner Verpflichtungen, als auch wegen der Nothwendigkeit seiner Kunst. Der Staat wird nur erhalten von seinen gesunden Bürgern, wird nur vertheidigt von gesunden Soldaten, regiert von gesunden Beamten. Je mehr Kranke, desto schwächer der Staat; je längere Dauer der Krankheit, desto länger muß der Staat diesen Bürger entbehren. Es erfodert daher das erste Interesse des Staats, für die Gesundheit seiner Mitglieder zu sorgen. Darum liegt ihm ob für gehörige Auswahl der Subjecte und ihre Ausbildung zu echten Aerzten Sorge zu tragen, die Unwürdigen von der Ausübung der Arzneikunst abzuhalten, also auf die hinlängliche Prüfung der Aerzte, auf die Fortschritte derselben zu sehen, die Entweihung der Kunst von Pfuschern aller Art und den Nachtheil, der hieraus fließt, zu verhüten, für die Sicherung der Subsistenz der Aerzte, für die Erhaltung ihrer Würde im Staate, ihrer Rechte und für ihre Belohnung zu wachen. So wie der Arzt als solcher, dem Ideal eines echten Heilkünstlers nachstrebend und möglichst nahe kommend angenommen wird, wird auch das Verhältniß zum Staate als solches, wie es seyn sollte, angenommen, obgleich die Erfahrung noch in vielen Ländern das Gegentheil zeigt, und theils Unkenntniß diesen wichtigen Zweig der Staatsverwaltung vernachlässigt, theils Egoismus und kleinliche Rücksichten dem Arzte die Würde schmälern, die ihm als Staatsdiener zukommt. H.

As heißt in der Musik die neunte Stufe der diatonisch-chromatischen Tonleiter, wenn sie zu f die kleine Terze macht; ist sie die große Terze zu e, oder die Quinte zu cis, so wird sie gis genannt; As dur, As moll. — Ferner ist As, 1. ein Apothekerpfund, s. Apothekergewicht; 2. ein Ducatengewicht, der 70ste Theil eines Ducatens.

Asbest (der gemeine) ist ein grüner verhärteter Amianth, dessen Fasern sich nicht theilen lassen, sondern in groben Splittern abspringen. Zuweilen hat er die Gestalt des Holzes und wird dann Bergholz genannt. Der gemeine und biegsame Asbest kommen jederzeit in Gesellschaft vor, und gehen in einander über, weshalb man ehedem glaubte, der Asbest sey ein noch unreifer Amianth, dessen heutiger Name biegsamer Asbest ist. Die Asbestgattung, welche jetzt vier Arten hat, ist ihrer Entstehung nach ein mehr oder weniger fasriger Sinter, welcher die Gänge und Klüfte der Serpentinsteingebirge ausfüllt, und war bereits Griechen und Römern bekannt. Allein die obengedachte Verwandlung des gemeinen Asbest in biegsamen ist nicht das Resultat einer Veredlung, sondern wie Kirwan bemerkt, vielmehr das Resultat der Zerstörung und Verwitterung. Unter den mannichfaltigen Asbestarbeiten heben wir nur die wichtigsten aus. Der vollkommenste biegsame Asbest ist der weißen Seide oder den Staubfäden der Asclepias syriaca oder Seidenpflanze ähnlich und seine Zubereitung kommt der Zubereitung des Flachses sehr gleich. Zuerst legt man ihn ins

Wasser, damit es eindringe und bei der folgenden Arbeit das Zerbrechen der Fasern verhindere. Darauf wird er auf einer Platte mit Klopfhölzern gebracht und die abgetrennten Fasern werden aus einander gezogen. Drittens kommen sie in heißes Wasser, worinnen man dieselbe fleißig umrührt; wobei sich das verwitterte Bindemittel der Fasern absondert und das Wasser wie Milch färbt. Dieses Waschen wird so lange fortgesetzt, bis es ungetrübt davon abgegossen werden kann. Die reingewaschenen Fäden breitet man wegen des schnellen Ablaufens des Wassers in Siebe aus und trocknet sie an der Sonne. Die völlig getrockneten Fasern werden nun mit engen Wollkämmen gelinde gestrichen, zertheilt, aufgegriffen und endlich zwei Asbestfasern mit einer Flachsfaser zusammengesponnen. Der Spinner taucht dabei die Finger in Baumöl, um dieselben gegen die Stiche der Asbestfasern zu schützen und zugleich die Asbestfasern dichter zusammenzukleben. Dieses Gespinnst wird endlich auf dem Weberstuhle ohne weitern Zusatz so dicht und steif als möglich gewebt, und das fertige Zeug zuletzt auf glühende Kohlen ausgebreitet, wodurch der Flachs und das Oel ausbrennen; aber gerade dieses Ausbrennen ist das Schwierigste bei dieser Asbestarbeit. Auf diese Art verfertigt man seit 1710 zu Nerwiansk in Sibirien außer der Leinwand auch noch Mützen, Handschuh und Beutel; auf den Pyrenäen Gürtel, Bänder, Schnuren, Servietten 2c. Kaiser Carl V. hatte Tischzeug von Asbest, das er bisweilen nach Tische zum Vergnügen seiner Gäste ins Kaminfeuer warf. Die Alten wickelten nach dem Zeugniß des Dioscorides ihre Todten in dergleichen Zeuge und verbrannten sie darin, damit die Ueberreste derselben sich nicht mit der Holzasche vermischen sollten. Weiter verfertigte man aus Asbestfasern Lampendocht, Papier; D. Faxe Steinpappe; Prof. Koch zu St. Petersburg wendete ihn mit Glück zum Abformen der Münzen an; auch kann man daraus große Basreliefs- und Stuckaturarbeit verfertigen; und nach Dolomieu soll man diese Fasern auf Corsica mit Thon zusammenkneten, Geschirre daraus drehen und brennen, das viel leichter, weniger zerbrechlich ist, und die Abwechselung der Hitze und Kälte besser verträgt. X.

Ascanius, des Aeneas und der Creusa Sohn, verließ an der Hand seines Vaters das brennende Troja (s. Aeneas und Troja) und kam mit ihm nach Italien. Hier tödtete er aus Unvorsichtigkeit einen den Kindern des Tyrrhus gehörigen Hirsch, und verwickelte dadurch seinen Vater in einen Krieg, der diesem das Leben kostete. Er übernahm darauf die Regierung. Als aber Lavinia, des Aeneas zweite Gemahlin, bald nach des Vaters Tode von einem Sohne entbunden wurde und aus Furcht vor Ascanius in die Wälder floh, ließ er sie zurückführen, übergab ihr freiwillig das väterliche Reich, und ging mit seinen Anhängern tiefer ins Land, wo er die Stadt Albalonga erbaute und ein eignes Reich stiftete, das aber nach seinem Tode mit dem lateinischen, das der Lavinia Sohn Sylvius beherrschte, vereinigt wurde.

Asceten nannte man zu alten Zeiten in der christlichen Kirche diejenigen Personen, welche sich strenger Uebungen in der Frömmigkeit befleißigten, und sich durch Enthaltung von sinnlichen Genüssen und willkürliche Büßungen vor dem großen Haufen auszuzeichnen suchten; daher Erbauungsschriften, welche zur Uebung des Geistes in der Frömmigkeit Anleitung geben, ascetische Schriften heißen. Schon vor Christo und zu den Zeiten der ersten christlichen Kirche gab es in einem ähnlichen Sinne jüdische Asceten (s. d. Art. Essäer) und heid-

nische unter den griechischen Philosophen, besonders den Platonikern. Der Ausdruck Ascet ist von dem griechischen Askesis, Uebung, entlehnt, welcher bei den alten Griechen von der diätetischen Strenge der Athleten gebraucht wurde, die sich, um desto geschickter zu den Kampfspielen zu seyn, vieler Genüsse enthalten mußten. Ueber den Charakter der christlichen Asceten und die Religionsansicht, die ihre Praxis motivirte, vergl. die Art. Gnostiker, Heilige, Mönchsleben. E.

Asche ist der feuerbeständige, mehr oder weniger weißliche oder weißgraue Rückstand, der nach dem völligen Verbrennen organischer Körper übrig bleibt und nicht mehr geschickt ist, das Feuer zu unterhalten. Die Bestandtheile der Asche sind, besonders in Hinsicht auf Zusammensetzung und Gehalt, nach den verschiedenen Körpern, aus denen sie herrührt, verschieden. Die vegetabilische Asche besteht vornehmlich aus erdigen und salzigen Theilen, welche letztere man durch das Auslaugen absondern kann und vegetabilisches Alkali nennt (s. d. Art.). Je fester und dichter gewebt eine Holzart ist, um so mehr Alkali gibt sie; manche Kräuter geben jedoch mehr als die Bäume, und das ästige Farrenkraut mehr als irgend eine bekannte Pflanze. Je trockner die Gewächse geworden, desto weniger liefern sie. Das Pflanzenalkali führt immer Kohlensäure bei sich. Es ist daher um so ätzender, je größer die Hitze war, in welcher die Asche entstand und je anhaltender und stärker die Calcination des Alkali's geschah. Völlig reinigen von allen fremdartigen Substanzen kann man es nur durch Crystallisation (Vergl. Pottasche.). Von ganz anderer Beschaffenheit ist die thierische Asche, besonders die aus Knochen gewonnene. Ihr bleibt ein gewisser innerer Zusammenhang; sie enthält keine Salztheile, sondern neben der Kalkerde noch eine eigenthümliche Säure, die den Namen Phosphorsäure führt. — Der Gebrauch der Holzasche ist bekanntlich sehr groß. Seifensieder, Bleicher u. s. w. verbrauchen sie in ungeheurer Menge. Auch gibt sie ein treffliches Düngungsmittel ab.

Aschermittwoch, der erste Tag der vierzigtägigen Fasten, welche die römische Kirche kurz vor Ostern hält. Er hat diesen Namen von der alten Gewohnheit erhalten, sich mit Asche zu bestreuen, welches an die Buße im Staub und in der Asche erinnern soll.

Aeschines, der Redner, brachte als der Sohn armer Aeltern, seine Jugend unter dem niedrigen Pöbel zu, mit dem er umherzog, und an dessen Gaukeleien er, besonders an den Bachusfesten, Theil nahm; ward, durch den Beifall ermuntert, Schauspieler, dann Schreiber in einem Untergerichte, hörte den Plato und Isokrates und wetteiferte bald als Redner mit Demosthenes, den er jedoch an Kraft und Nachdruck nicht erreichte, so vortheilhaft er sich auch durch glückliche Wahl der Worte, durch Reichthum und Deutlichkeit der Gedanken auszeichnete. Wir haben von ihm noch drei Reden und zwölf Briefe. — Aeschines, der Philosoph, der zum Unterschiede von jenem auch der sokratische genannt wird, war ein Schüler des Sokrates, den er um seine Belehrung mit den Worten bat: „Ich bin arm, und kann dir nichts für deinen Unterricht bieten als mich selbst. Nimm mich hin als dein eigen." — „Du kennst den Werth deines Geschenks nicht," antwortete ihm Sokrates, ihn zu seinem Schüler annehmend. — Seine Tugenden gewannen ihm allgemeine Verehrung. Wir besitzen von ihm noch drei Gespräche.

Aeschylus, der Vater des griechischen Trauerspiels, wurde im 4ten Jahre der 63sten Olympiade (525 Jahre v. Chr. Geb.) zu Eleusis in Attica geboren. Von seinen Lebensumständen haben wir höchst

mangelhafte und unsichere Nachrichten. Er focht für sein Vaterland in den glorreichen Schlachten von Marathon und Salamis, sah die Riesenmacht des Darius und Xerxes vor den Waffen der freien Griechen untergehen, und war begeistert von dem stolzen und freudigen Gefühl der geretteten Freiheit. Mit dieser hohen Begeisterung dichtete er seine Tragödien, in welchen er nach den rohen Anfängen des Thespis zuerst die tragische Kunst zu einer würdigen Gestaltung erhob, so daß er als der Schöpfer derselben zu betrachten ist. In voller Rüstung (sagt A. W. Schlegel) wie Pallas aus dem Haupte des Jupiter, sprang die Tragödie aus dem seinigen hervor. Er bekleidete sie würdig, und gab ihr einen angemessenen Schauplatz; er erfand den scenischen Pomp, er belehrte nicht nur den Chor im Gesang und Tanz, sondern trat selbst als Schauspieler auf. Er entfaltete zuerst den Dialog und beschränkte den lyrischen Theil der Tragödie, der jedoch bei ihm oft noch eine zu große Stelle einnimmt. Die Charaktere entwirft er mit wenigen kühnen und starken Zügen. Seine Plane sind äußerst einfach, abgemessen fortschreitend. Verwickelungen und Auflösungen kannte er nicht. Alle seine Dichtungen offenbaren ein hohes und ernstes Gemüth. Nicht die sanfteren Rührungen, das Schrecken herrscht bei ihm: das Haupt der Medusa wird den erstarrenden Zuschauern entgegengehalten. Seine Behandlung des Schicksals ist äußerst herb: in seiner ganzen düstern Herrlichkeit schwebt es über den Sterblichen. Der Cothurn des Aeschylus hat gleichsam ein ehernes Gewicht: lauter riesenhafte Gestalten schreiten darauf einher. Es scheint ihm fast Ueberwindung zu kosten, bloße Menschen zu schildern; Götter läßt er häufig auftreten, am liebsten Titanen, jene älteren Götter, welche die dunkeln Urkräfte der Natur bedeuten, und vorlängst in den Tartarus unter die heiter geordnete Welt hinuntergestoßen sind. Nach dem Maße seiner Personen sucht er die Sprache selbst, die sie führen, riesenmäßig anzuschwellen. Daraus entstehen schroffe Zusammensetzungen, Ueberladen mit Beiworten, im Lyrischen oft Verschlungenheit der Wortfügungen, und daraus große Dunkelheit. In der ganz einzigen Seltsamkeit seiner Bilder und Ausdrücke ist er dem Dante und Shakspeare ähnlich. Doch fehlt es diesen Bildern nicht an den furchtbaren Grazien, welche die Alten überhaupt an dem Aeschylus rühmen. Wir besitzen von seinen zahlreichen Tragödien, deren Gesammtzahl auf siebzig, von Andern sogar auf neunzig angegeben wird, nur noch sieben; aber unter diesen, nach dem Zeugnisse der Alten, einige seiner vorzüglichsten Werke. Sie sind: der gefesselte Prometheus, die sieben Heerführer gegen Theben, die Perser, Agamemnon, die Choëphoren, die Eumeniden und die Schutzgenossinnen. Mißvergnügt, geringere Stücke den seinigen vorgezogen zu sehen, verließ Aeschylus endlich sein Vaterland und begab sich nach Sicilien, wo ihn der König Hiero sehr ehrenvoll aufnahm und wo er starb. In der Grabschrift, die er sich selbst verfaßte, gedenkt er seines dichterischen Lorbeers nicht, wohl aber rühmt er sich, unter den Siegern von Marathon gewesen zu seyn. Eine genügende Uebersetzung seiner Tragödien haben wir in unserer Sprache noch nicht, doch dürfen wir eine solche von J. J. Voß dem Sohn erwarten. Vier Stücke besitzen wir in einer Uebersetzung von Stollberg, mit den nachgestochenen Flaxmanschen Umrissen dazu. M.

Aesculap (bei den Griechen Asklepios), der Gott der Heilkunde. Einige nennen ihn einen Sohn Apolls und der Arsinoë, der Tochter Leucipps; Andere Apolls und der Coronis, der Tochter des

Phlegyas. Verschieden werden auch die Wunder erzählt, welche seine Wiege umringten. Nach Einigen wurde er von seiner Mutter ausgesetzt, von einer Ziege gesäugt, von den Hirten gefunden, und an einem schimmernden Glanz um ihn für göttlich erkannt. Nach Andern hatte Coronis zugleich Umgang mit Ischys gehabt; der erzürnte Apoll (oder Diana statt seiner) tödtete die Ungetreue, rettete aber das Kind, das sie in ihrem Schooße trug. Letztere Meinung war die allgemeinste, und wurde auch durch das pythische Orakel bestätigt. Später brachte Apoll seinen Sohn zu Chiron, der ihn in der Heilkunst und Jagd unterrichtete. In der Heilkunst erlangte er einen so hohen Grad von Geschicklichkeit, daß er sogar den Ruhm seines Lehrers verdunkelte. Nicht nur verhinderte er der Lebenden Tod, sondern rief selbst Verstorbene wieder ins Leben zurück. Zeus aber, durch seines Bruders Klagen über Beeinträchtigung des Orcus bewogen, erschlug mit seinem Blitze den Wohlthäter der Menschen, die ihm fortan aus Dankbarkeit göttliche Ehre erwiesen. Insbesondere wurde er zu Epidaurus in Griechenland verehrt, wo ihm ein Tempel nebst einem Haine gewidmet war. Von da verbreitete sich sein Dienst über ganz Griechenland, und kam endlich auch nach Rom. Als hier einst die Pest drei Jahre wüthete, wurden, auf Anrathen des delphischen Apolls, Gesandte zum Aesculap nach Epidaurus geschickt. Kaum waren sie vor dem Gotte erschienen, als unter dem Bilde des Gottes eine Schlange hervorkam, welche gerade nach dem römischen Schiffe zueilte. Diese Schlange, die man für den Aesculap selbst hielt, wurde mit großer Feierlichkeit nach Rom gebracht, worauf die Pest nachließ. — Aesculap hatte zwei Söhne, Machaon und Podalirius, die im trojanischen Kriege als Helden und Aerzte sich berühmt machten. Seine Töchter waren Hygiea, Jaso, Panacea und Aegle, von denen erstere als Göttin der Gesundheit verehrt ward. — In den Abbildungen erscheint Aesculap als ein bärtiger Mann, mit einem von einer Schlange umwundenen Knotenstabe, dem Bilde der Genesung. Neben ihm steht der Hahn, das Symbol der Wachsamkeit. Oft ist er mit dem Lorbeer Apolls gekrönt. Zuweilen findet man neben ihm einen kleinen Knaben, Telesphorus, abgebildet, der eine Mütze auf dem Kopfe trägt und ganz in einen Mantel gehüllt ist. — Oft wird Aesculap auch bloß unter dem Bilde einer Schlange vorgestellt.

Asen sind nach der skandinavischen Mythologie das neue Göttergeschlecht, welches mit dem jüngeren Odin einwanderte oder von ihm abstammte und göttlich verehrt wurde. Dieses Geschlecht der Asen bestand, außer Odin, aus dreizehn Göttern und achtzehn Göttinnen. (S. nordische Mythologie.)

Asien. — Amerika gleich erstreckt sich auch Asien durch alle Zonen; es läuft vom 43sten Grad östlicher bis 152sten Grad westlicher Länge, und vom 50sten Grad südlicher bis 77sten Grad nördlicher Breite, in einer Ausdehnung von einer Million (nach Andern von 763,062, oder 700,000, oder 641,082 15/16, oder auch nur 640,000) Quadratmeilen. Im Westen von Europa durch den gewaltigen Ural und Caucasus getrennt, vom arabischen Meerbusen, vom mittelländischen und griechischen Meere, von dem Wasser der Dardanellen, vom Meere von Marmora, vom schwarzen und asowschen Meere umspült, dort mit Afrika nur durch die Landenge von Suez verbunden, wie Süd- und Nord-Amerika durch das schmale Band von Panama, grenzt dieser Erdtheil gegen Norden an das nördliche Eismeer, gegen Osten an den großen Ocean und die Cooksstraße, die ihn von Amerika scheidet, und gegen Süden an den indischen Ocean. — Bei den

Alten gab man ihm gegen Westen den Fluß Tanais (Don), den Palus Mäotis (das asowsche Meer) und den Pontus Euxinus (das schwarze Meer), und den Nil als Scheidungslinie von Afrika (einige Geographen aber auch schon die Landenge von Suez), gegen Norden das Mare scythicum, gegen Osten das Mare Eoum (östliches Weltmeer, großer Ocean) und gegen Mittag das Mare indicum (indischer Ocean) zur Grenze. — Den Namen erhielt er wahrscheinlich durch die Phönicier nach dem Worte אצי, welches Mitte bedeutet, weil er gleichsam in der Mitte zwischen Europa und Afrika liegt; eine andere Vermuthung leitet den Namen von dem alten orientalischen As oder Ais, Feuer, Lichtland, Sonnenaufgang ab. — Der Boden Asiens erhebt sich weit mehr über die Meeresfläche, als der Europa's und Afrika's, und die Messung des englischen Obersten Crawfurd, der eine Spitze des Mustag, 25,000 Fuß hoch, gefunden haben will, zeigt, daß Hoch-Asien sogar Hoch-Amerika noch übersteige. Allein schon vor Crawfurds Beweis muthmaßte dies Zeune „aus der größern Flächenausdehnung Asiens, aus der gewaltigen Einspülung der südlichen Fluth in den bengalischen Meerbusen, wodurch natürlich eine sehr bedeutende Aufschwemmung in der Gegend nördlich von diesem Meerbusen entstehen muß, aus der so großen Wassermasse, die von der Gegend des Himla (Himali, Himmelberg), 90 Grade östlich, 35 Grade nördlich, in den Riesenströmen Brumaputer, Ganges, Indus, Dschihon, welche Masse die des Amazonenflusses gar sehr übertrifft, also auf einen großen Vorrath ewigen Schnees, und folglich auf beträchtliche Höhen schließen läßt; und endlich aus der Sage der alten Scythen, der Bewohner Hoch-Asiens, die sich auf der ganzen Erdoberfläche verbreitet findet, daß Hoch-Asien zuerst bei der Scheidung des Flüssigen vom Festen, also bei der Bildung der Erdoberfläche, aus den Fluthen emporgeragt, daß dort deswegen das erste menschliche Leben sich gestaltet habe, und alle Völkerzüge von Hoch-Asien ausgegangen seyen." — Von diesem Hochlande aus, das in der Form eines länglichen Vierecks mit einem Rande von Gebirgen eingefaßt ist, ziehen sich diese in große Ketten nach Osten, Süden, Norden und Westen; den südlichen Zug nennt man vorzugsweise Mustag, sonst Imaus, und den nördlichen Altai. In jenem findet sich die vorhin schon erwähnte, von Crawfurd gemessene Spitze von 25,000 Fuß, in dem letztern die von Laxmann gemessene Kuppe von 6558 Fuß. Noch sind die hierin liegenden Gebirge nicht alle benannt; wir führen daher nur das werchoturische, altaische, sayanische Gebirge, den Libanon, Almadaghy, Macis (Ararat), Caucasus, die gaurischen Gebirge, den Mustag, die von Tibet und Kaschemir, die Gebirge Gandahar und Gasna, die Gates an, und bemerken als die höchsten hierunter, außer jenen beiden Punkten des Mustag und Altai, das sayanische von 15,800 Fuß, den Ophyr auf Sumatra von 13,840, den Strelošnaja von mehr als 10,000 Fuß, den Libanon von 8950, und den Caucasus von 5,420 Fuß. — Die merkwürdigsten Vorgebirge sind das Cap Comorin, Cap Romania, das Ostcap, Tschukutzkoi-Noß und das Eiscap. — Diese Gebirgszüge dienen zum Grunde der Territorialeintheilung Asiens 1. in Hoch-Asien (oder Mittel-Asien), dessen Flüsse sich in Seen ergießen, also bloße Steppenflüsse sind, weil sie wegen des dies Binnenland umgebenden Gebirgsrandes keinen Fall nach dem Meere zu haben; 2. in Nordasien, mit den drei Riesenflüssen Ob, Lena, Jenisei, die in das Eismeer sich ergießen; 3. in Ostasien, wo die vier Ströme Amur, Hoang, Kiang,

Maikang durch Meerbusen in das stille Meer laufen; 4. in Südasien, mit dem Thaluan oder Rukian, Irawatti oder Lukian, Brumaputer, Ganges, Indus, Euphrat nebst Tigris, die mit dem indischen Meere sich vermischen; und endlich 5. in Westasien, wo der Dschihon (wahrscheinlich der Orus der Alten) und Syr (vielleicht der alte Jarartes) in den Aralsee sich ergießen. — Eine andere, nicht sowohl nach geognostischen Ansichten als gewöhnlichen geographischen Principien angenommene Eintheilung ist die in Nordasien (russisches Asien), Mittel- oder Hoch-Asien (caucasische Landenge, asiatische Tatarei, Mongolei, Tungusien, Korea, Japan) und Südasien (asiatische Türkei, Arabien, Persien, Indien, Tibet, China, ostindische Inseln), so wie die der Flußströmungen, als: 1. in das Eismeer, der Ob, Jenisei, Lena, Indigirka, Kolyma; 2. in den indischen Ocean, der Anadyr, Amur, Hoango (der gelbe Fluß), Jantsekian (der blaue Fluß), Menamkom; 3. in den indischen Ocean, der Menam, Lukian, Rukian, (Irawaddi), Burhamputter, Ganges, Godävery, Kistna, Indus, Euphrat und Tiger; 4. in das mittelländische Meer, der Bojuk Minder, Orond, Barady; 5. in das caspische Meer, der Ara mit dem Kur; 6. in das schwarze Meer, der Sakaria, Kisil-Irmak, Kuban, und 7. in den Aral, der Syr-Darja und Karasu. — Von den Seen nennen wir den Beidscher, das todte Meer, den Wan, das caspische Meer, den Aral, den Baikal, den Kokonor. — Das Clima durchläuft alle Extreme und Mittelzustände der Kälte und Hitze; im nördlichen gibt es nur vom Juni bis August Sommer, alle übrigen Monate gehören dem Winter an: dort starke Hitze, hier Kälte bis 43 Grade R. Im mittlern sind die gewöhnlichen vier Jahreszeiten; das Frühjahr kommt oft schon im März, die Sommerhitze steigt von 40 bis 48 Grade R. In den Südländern kennt man nur zwei Jahreszeiten: die Regenzeit, vom Juni bis September, die trockene, vom September bis April und Mai; im türkischen Asien, in Arabien und Persien herrscht der schreckliche Samum. — So verschieden das Clima ist, so verschieden sind natürlich auch die Producte des Bodens auf und unter seiner Oberfläche; Getraide, Reiß, Holz, Wein, Tabak, Safran, Oliven, Baumwolle, Zimmt, Muskatnüsse, Pfeffer, Gewürznägelein, Ingwer, Cardemomen, Betel, Jinsang, Sago, Cocosnüsse, Thee, Kampfer, Papier- und Firnißbäume, Pfirschen, Aprikosen, Kirschen, Pflaumen, Datteln, Kaffee, Zuckerrohr, Weihrauch, Aloë, Benzoë, Gummilack, Sandelholz, Rhabarber, Cedern, Palmen; — Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Magnet, Quecksilber, Zinn, Edelsteine, Marmor, Porzellanerde, Naphtha, Salz, Marienglas. — In der Thierwelt findet man Rennthiere, Pelzthiere, Bisamthiere, Wallfische, Erdhasen, (Springhasen, Saigack), Schaafe, angorische Ziegen, Kameele, Elephanten, Grunzochsen, Büffelkühe, Pferde, Esel, Maulthiere, Affen, Meerkatzen, die Jeniseispitzmaus (das kleinste vierfüßige Thier), das Känguruh, Schnabelthier, Tiger, Tschakals, Panther, Luchse, Bäre, Hyänen, Wölfe, Crocodile, Schlangen, Seidenwürmer, Goldfasanen, Ortolane rc. — Der Menschen, mit denen dieser wundervolle Erdtheil bevölkert ist, zählt man gegen 600 Millionen; nach ihrer Herkunft theilt man sie in Finnen, Tungusen, Tataren, Mongolen, Russen, Georgier, Griechen, Armenier, Araber, Perser, Indier, Chinesen, Japaner. Einfacher aber bringt man diese Völkerschaften unter drei Hauptstämme, nämlich: Tataren, von weißer Farbe, dickem, langem, schlichtem Haare, runder Nase, eirunden Augen, läng-

lichem Gesichte (in Westasien); 2. Mongolen, von gelber Farbe, dünnem, kurzem, straffem Haare, gedrückter Nase, geschlitzten Augenliedern, plattem Gesichte (in Ostasien), und 3. Malayen, von brauner Farbe, dickem, kurzem, krausem Haare, tiefen Augen, breiter Nase, dickem Gesicht (in Südasien und auf den Inseln). Im Allgemeinen haben alle Asiaten edle, einnehmende Gesichtszüge und einen feurigen, ausdrucksvollen Blick. — Der Himmelsstrich, unter welchem diese Völker wohnen, bestimmt in der Regel ihre Lebensart und Beschäftigung; bald sind sie Nomaden, bald leben sie in Städten und Dörfern; bald gehen sie ganz nackt, bald bedecken sie sich nur zur Hälfte oder ganz, entweder mit Fellen oder mit den feinsten baumwollenen und leinenen Zeugen; bald bemahlt und gesalbt, oder tattowirt, oder nicht. So nähren sie sich auch bald fast nur von Fleisch, bald nur von Pflanzen und Gewürzen; hitzige, berauschende Getränke, bis zur stärksten Dosis Opium, sind allgemein eingeführt. — Sie bekennen sich entweder zur mahomedanischen, jüdischen und christlichen Religion, oder zum reinen heidnischen Götzendienste; auch gibt es Nationen, wie die Drusen und Ismaeliten, deren Religion zweifelhaft (oder vermischt) ist. — Während der auswärtige Handel einzig und allein in den Händen der Europäer sich befindet, ist der innere lebhaft genug, und erstreckt sich selbst bis nach Europa; Ausfuhrartikel sind Thee, Baumwolle, Kaffee, Zucker, Pferde, Ziegenhaare, Seide, baumwollene Zeuge, Shawls, seidene Zeuge, lackirte Waaren ꝛc., dagegen viele europäische Manufactur- und Fabrikartikel eingeführt werden. Die inländischen Manufacturen und Fabriken liefern Stahlarbeiten, gute Säbelklingen, kupfernes Geschirr, Porzellan, Glas, baumwollene und seidene Zeuge, Kunstarbeiten in Perlmutter, Schildkrott, Crystall, Edelsteinen und lackirten Waaren. — Man handelt in China nach Unzen, in Indien nach Rupien (16 bis 18 Gr.) und nach Lac (100,000 Rup. oder 80,000 Thlr.). — Wissenschaften und Künste sind, nach Verhältniß der Cultur, im Allgemeinen auf einer mehr als mittelmäßigen Stufe. In China, Japan, Tibet, Arabien, Persien und Indien zeichnet man sich aus; die Japaner haben sogar, außer geschriebenen und gemalten, auch gedruckte Bücher. Der Sprachen zählt man etwa achte; bis in die ältesten Zeiten hinaus findet man, daß die Grenzen der verschiedenen Sprachen durch die natürlichen der Ströme und Gebirge bestimmt wurden. In Vorderasien, bis zum Halys, wurde altphrygisch, jenseit des Halys die sogenannte semitische Mundart (syrisch, chaldäisch, hebräisch, samaritanisch, phönicisch, arabisch ꝛc.) gesprochen; diese Sprachen herrschten bis zum Tigris, jenseit dessen die persischen Sprachen einheimisch waren; in den Steppenländern des mittlern Asiens gab es viele von einander verschiedene Sprachen, so wie auch in den caucasischen Gebirgsländern; in den Küstenländern sprach man griechisch und carisch. — In Ansehung der wissenschaftlichen Cultur und Kunst zeichnete sich im Alterthume Klein-Asien aus; Tonkunst, Dichtkunst und Architektur hatten dort ihre schöne Heimath; dort waren Homer, Thales, Herodot, Aesop, Hippokrates geboren; der Kunstfleiß der Lydier und Phrygier verdient einer besondern rühmlichen Erwähnung; am gehörigen Orte von ihnen ein mehreres. — Lesen, Schreiben, Astronomie und Astrologie, Philosopie und Medicin, Baukunst und plastische Künste werden jetzt vorzüglich ausgebildet; auch erinnern wir an die Tänze der Bajaderen. — Die Verfassung der mehresten Staaten ist monarchisch; selbst die nomadi-

schen Völkerschaften haben ihr Oberhaupt. — Die Hauptstaaten selbst sind: 1. russisches Asien (Sibirien, Kasan, Astrachan, Orenburg, Kuban, Kabarda, Georgien, Imeresi, Kacheti); 2. türkisches Asien (Natolien oder Klein-Asien, Armenien, Kurdestan, Dschesira, Irac-Arabi, Syrien); 3. chinesisches Kaiserthum (m. v. China); 4. Tatarei (Turkmannen, Kirgisen, Charesm [Chiwa], große und kleine Bucharei); 5. Japan (drei große Inseln und eine unübersehbare Zahl kleiner Eilande); 6. Arabien (m. v. Arabien); 7. Persien (West- und Ostpersien oder afganischer Staat); 8. Vorder-Indien (englisches Indien [unmittelbares und mittelbares], Theil vom afganischen Staate, Seiken, Mahratten, Colonien der Franzosen, Holländer, Portugiesen, Dänen); 9. Hinter-Indien (birmanisches Kaiserthum, Siam, Malacca, Laos, Tonkin, Cochinchina); 10. ostindische Inselwelt (a. englische: Ceylon, Bengulm auf Sumatra, Bezirk auf Borneo; b. holländische: Palambang auf Sumatra, Batavia auf Java, Macassar auf Celebes, die Molucken; c. spanische: die Philippinen, Marianen, Carolinen, Theil von Luçon). — Die Alten kannten von Asien den mittlern Theil und Südasien, wozu auch Klein-Asien gehört, und zwar dieses am genauesten. Die Länder, welche sie hierunter begriffen, waren Vorder- oder Klein-Asien, Iberien, Albanien, Armenien, Mesopotamien, Syrien, die drei Arabien, Sabäa, Minäa, Babylonien, Chaldäa, Medien, Persien, Caromanien, Gedrosien, Chorasmiorum Regio (persische Landschaft), Sacarum Regio (die kleine Bucharei, ein Theil von Tibet und der großen Sandwüste Kobi), Bactria, Aria, Sogdiana, Indien, dies- und jenseit des Ganges, Serica, Sina und der Chersones. Außer diesen Ländern rechnete man zu Asien noch verschiedene Inseln, nämlich Rhodus und Cypern im mittelländischen Meere, Tenedos, Lesbos, Chios, Samos, Icaria ꝛc. im ägäischen, und Taprobana (Ceylon) im indischen Meere. Die Geographen nahmen auch die Benennung Asia in dreifacher Bedeutung, und zwar einmal für den ganzen Erdtheil, wie heute, dann aber auch nur für Vorder-Asien (Asia propria oder minor, die große westliche Halbinsel Asiens, die vom schwarzen, ägäischen und mittelländischen Meere gebildet wird, von den Griechen, besonders von den Constantinopolitanern, das Morgenland, *ανατολικη* sc. *χωρα*, woraus das lateinische Natolia und das Anadoli der Türken entstanden ist, genannt, und Mysien, Bithynien, Paphlagonien, Pontus am schwarzen Meere, Troas, Jonien, Carien, Lycien, Pamphylien, Cilicien, Phrygien, Lydien, Galatien, Kappadocien, Lycaonien und Pisidien umfassend), und drittens in noch engerem Sinne für die westlichen, an der See gelegenen Provinzen der Halbinsel Vorder-Asien (Asia proconsularis). Asia extra Halyn hieß der Bezirk jenseit des Flusses Halys (jetzt Kizil Irmuck, der zu Crösus Zeiten Lydien von Medien trennte), Asia intra Halyn nannte man die Länder zwischen dem Halys und dem ägäischen Meere; unter Asia extra Taurum begriff man die Länder jenseit des Gebirges Taurus, das südliche Asien, so wie unter Asia intra Taurum die Länder diesseit des Taurus oder das nördliche Asien, wozu die natürliche Theilung des Erdtheils durch die taurische Gebirgskette, die von Westen nach Osten mitten durch Asien geht, die Veranlassung gab; Asia cis Taurum galt bei den Römern oft auch für Asia minor. — In der Weltgeschichte behauptet Asien den obersten Rang. Suchen wir den ersten Wohnplatz des ersten in der Chronik des heiligen Buches genannten Menschengeschlechtes, so werden wir nach Asien geführt,

wohin die Mythe den schönen Garten Eden versetzt, der auf Hochasiens erhabener Ebene geblüht haben mag; von dort aus erstreckten sich hiernach die Zweige der übrigen Völkerschaften. Suchen wir die Wiege aller Cultur des Alterthums, so finden wir sie bei Asiens vielgebildeten Nationen, von wo sie durch Handel und Colonien nach Afrika auf griechischen Boden und dann weiter verpflanzt wurden; wir gedenken der Babylonier und Chaldäer! — Nicht leicht kann eine politische Geschichte interessanter seyn als Asiens. Die großen Revolutionen, die theils von außen erregt wurden, theils im Innern selbst den Stoff fanden, waren zugleich für den übrigen Erdboden von höchster Wichtigkeit. Bis zum Tigris war das westliche Asien unter römische Herrschaft gekommen; doch mehrere Nationen hatten den andringenden Eroberern mit Glück sich widersetzt. Der parthische Staat, der bactrische, Japan und China behaupteten ihre Unabhängigkeit; ja die um sich greifende Macht der Chinesen gab den Hunnen, einer mongolischen Völkerschaft, den ersten Stoß zu ihrem Zuge nach dem Westen. Eine der merkwürdigsten Nationen, die auch ihre Freiheit sich erhielten, waren die Araber. Hatten sie bis zum siebenten Jahrhundert fast keine Ahnung eines politischen Verbandes unter sich selbst gehabt, so gelangten sie doch mit einem Male dazu, als der geniale Mahomed, der aus ihnen geborne Prophet, sie unter seiner Herrschaft vereinigte, wie einst Moses die Israeliten. Mit dem Augenblicke seines Todes entstand das Califat, denn seine Nachfolger nannten sich Califen, d. h. Nachfolger des Propheten *); in Bagdad am Tigris war ihre Residenz. Aber dies gewaltige Reich ging unter, als die Araber (Sarazenen, Morgenländer) durch die zunehmende Regierungsschwäche der Califen andern osmanischen Völkerschaften, deren sie sich erst für ihre Zwecke bedient hatten, allmälig untergeordnet wurden; wir gedenken hier des Reichs der seldschuckischen Türken. Da kam die Zeit der Kreuzzüge. Die europäischen Kreuzfahrer begannen ihren Kampf gegen die Sarazenen um den Besitz des heiligen Grabes; in Syrien entstand das christliche Königreich Jerusalem. Doch noch ehe es ein Jahrhundert gedauert hatte (1100 bis 1187), leuchtete der Halbmond wieder auf den Zinnen des neuen Salems. — Eine der erschütterndsten Revolutionen war die durch den mongolischen Dschinkischan. Das nördliche China, die arabischen und türkischen Staaten in Persien und Indien unterlagen ihm. Karakorum in der Mongolei war die Residenz des Großchans; im vierzehnten Jahrhunderte ward sie nach China verlegt, und diese große Entfernung der Regierung vom Mittelpunkte des unermeßlichen Reichs beförderte dessen Fall. China, Persien und mehrere Staaten machten sich wieder unabhängig; aber Timur-leng brachte sie alle, China ausgenommen, das sein Tod (1404) rettete, wieder unter die Herrschaft der Mongolen. — Weit hatte sich seit dem türkischen Feldherrn Osman (1300) die Macht der Pforte ausgebreitet. Aber Persien widerstand ihr; die Dynastien der Turkmannen, der Sofi werden in der persischen Geschichte mit unvergänglichem Ruhme genannt. Die letztere unterlag dem Kuli-Chan, der aus einem Räuberhauptmann Feldherr, und endlich Kaiser von Persien (1736 bis 1747) wurde; nun hieß er Nadir-Schach, plünderte den Großmogul, und machte das rechte Ufer des Indus zu seiner Grenze. — Persien wurde nach Nadirs Tode der Schauplatz innerer Zwistigkeiten

*) Unter dem Art. Califat verbreiten wir uns mehr über diese Nation; auch vergl. man Arabien.

zwischen den Ministern und Generalen; es bildeten sich endlich die beiden Staaten Westpersien und Ostpersien oder Afganien. — Das Reich des **Großmoguls** (Kaisers von Hindostan), das den größten Theil von Vorder-Indien umfaßte, war durch Nadir-Schachs Einfall dem Untergange nahe gebracht; die **Mahratten** und **Seiken** vollendeten ihn; nur ein Ländchen blieb dem sonst so mächtigen Großmogul. — Auch **China** konnte dem Schicksale, noch einmal unter fremde Botmäßigkeit zu kommen, nicht entgehen; gegen die Mongolen riefen sie den Dschinkischan zu Hülfe; die berühmte große Mauer sollte die Schranke seyn, hinter der China's Unabhängigkeit gesichert bleiben sollte; doch vergebens. Die Dynastie der Manschu unterlag dem Groschan der Mongolen, denen auch der Dalai Lama in Tibet und Cochinchina sich unterwarfen. China ward eine erfreuliche Werkstätte der Jesuiten; doch die grenzenlose Herrschsucht derselben vernichtete fast ihren Einfluß wieder. China ist übrigens unter seinen Regenten glücklich (man vergl. d. Art. **China**). — Während dessen hatten **Rußlands** siegreiche Waffen die Herrschaft dieses Reichs in Asien ausgebreitet. Von Iwan-Wasiljewitsch II. an (1552) bis zu Alexander I. unterwarfen sich mehrere tatarische Staaten, das östliche Sibirien und Kamtschatka, dessen nordöstliche Küste Bering unter Peter I. entdeckte; Kuban und Kabarda wurden erobert, und das frühere Schutzland Georgien (1801) dem russischen Reiche einverleibt, das bis Japan und China sich ausgedehnt hatte. — Seit lange schon war das reizende **Ostindien** der lockende Gegenstand der übrigen europäischen Nationen geworden. Die **Colonienwelt** entstand. Die **Portugiesen** sah man zuerst (1500) auf Malabar. Ihnen folgten zehn Jahre später die **Spanier** mit der Entdeckung der Philippinen; durch die **Holländer** (1600) erhob sich das herrliche Java; die **Franzosen** erwarben sich Pondichery auf der Küste Koromandel. Doch alle diese unterlagen der immer mehr sich ausbreitenden Macht der **Britten**, die, obgleich von den Franzosen durch Hyder-Aly und Tippo-Saib bekriegt, mit unwiderstehlicher Kraft ihre Herrschaft über Ostindien bis zum heutigen Tage behauptet haben. Ward Europa einst von **Asien** aus **bevölkert**, so scheint **Ostindien** jetzt ein Hauptmotiv des neuesten entvölkernden Krieges zu seyn, zu dessen hartnäckigster Fortsetzung in diesem Augenblicke, in einer Kette von Norwegens Felsen an, bis in die äußerste Spitze Italiens und bis zu den Säulen des Herkules, mehr als eine Million gerüsteter Krieger kampfbegierig einander gegenüberstehen. I.

Asklepiadeische Verse sind Verse, die entweder aus zwei oder drei Choriamben bestehen. Den Anfang macht jedesmal ein Spondäus und den Schluß ein Jambus. Ersterer heißt der kleine, letzterer der große asklepiadeische Vers.

Kl. — — | — ◡ ◡ — || — ◡ ◡ — | ◡ ⏓
Gr. — — | — ◡ ◡ — || — ◡ ◡ — | — ◡ ◡ — | ◡ ⏓

Sein Charakter ist lyrisch, Anmuth und Kraft vereinigend. Bei Horaz kommen fünf verschiedene, aus asklepiadeischen Versen gebildete Sylbenmaße vor. Er gebraucht entweder den kleinern oder den größern asklepiadeischen Vers jeden allein, oder läßt den kleinern mit dem glykonischen Vers (— — | — ◡ ◡ — | ◡ ⏓) wechseln, oder läßt auf drei kleinere asklepiadeische einen glykonischen, oder auf zwei kleinere asklepiadeische einen pherecratischen (— — | — ◡ ◡ — | ⏓) und einen glykonischen Vers folgen.

Asmodi, nach der hebräischen Mythologie ein böser Geist und Dämon des Satans, der nach einander sieben Männer der Sara, einer

Tochter Raguels zu Rages, tödtete. Der junge Tobias hielt ihn, auf Raphaels Rath, durch Gebet, dreitägige Enthaltsamkeit von seiner Braut, und durch eine auf glühende Kohlen gelegte Fischleber von sich fern. Raphael aber nahm ihn gefangen, und bannte ihn in die Wüsten Aegyptens. — Die Dichter nennen von diesem Mythus Asmodi den Eheteufel, den schadenfrohen und boshaften Anstifter aller großen und kleinen Ehezwiste, die er, so groß auch dies Departement ist, mit unermüdlicher Thätigkeit anzuspinnen bemüht ist.

Aesop, der älteste Fabeldichter, war zu Amorium in Phrygien geboren, und anfangs der Sclave zweier Philosophen, des Xanthus und Idmon, die ihn nachher freiließen. Er trug practische Lebensregeln sinnbildlich vor, und erwarb sich dadurch einen Ruf, der sich über Griechenland und die benachbarten Länder verbreitete. Crösus, König von Lydien, rief ihn an seinen Hof, und hielt ihn durch Wohlthaten für immer bei sich zurück. Nur zuweilen unterbrach er seinen Aufenthalt daselbst durch Reisen nach Griechenland, Persien, Aegypten, wo er allenthalben seine lehrreichen Dichtungen ausstreute und dafür Beifall und Ehre erntete. Crösus sandte ihn einst nach Delphi, mit dem Auftrag, dem Apollo zu opfern. Aesop erzählte hier seine Fabel von den hin- und herschwankenden Stäben, die von fern etwas scheinen und in der Nähe besehen nichts sind. Die delphischen Priester, welche die Anwendung davon auf sich machten, beschlossen, sich durch seinen Tod zu rächen, und stürzten ihn von einem Felsen herab (560 vor Chr.) Ganz Griechenland nahm an diesem Ereigniß Antheil, und Athen ehrte den phrygischen Fabeldichter durch Aufstellung einer Bildsäule, welche Lysipp verfertigte, und auf welche wir noch ein Epigramm des Agathias haben. Planudes, der Verfasser eines schlechten Romans über Aesop, schildert ihn als überaus häßlich und mißgestaltet, und läßt ihn selbst stottern; allein dieses Bild stimmt nicht mit dem überein, was die Alten uns von ihm erzählen. Wir müssen indeß gestehen, daß auch die Nachrichten der Alten von Aesop wenig Zuverlässiges haben. Am wenigsten können ihm die unter seinem Namen noch vorhandenen Fabeln mit einiger Gewißheit zugeschrieben werden; ihr Ursprung verliert sich in das Dunkel des Alterthums, und nicht unwahrscheinlich ist es, daß sie einerlei Entstehung mit den indischen Fabeln des Pilpai und den arabischen des Lockman haben.

Aspern, ein Pfarrdorf in Oesterreich unter der Ens, im Viertel unter dem Manhardsberg, am linken Ufer der Donau, gegenüber dem Prater bei Wien. Dieser Ort ist durch eine der größten Schlachten in der Kriegsgeschichte merkwürdig. Im Mai 1809 standen die zwei mächtigsten Heere der neuern Zeiten an diesem Flecke der Donau, nämlich die vereinigte französische Armee am rechten Ufer bei Wien, und die vereinigte österreichische am linken Ufer im Marchfeld. Am 20sten ließ Kaiser Napoleon nach der Insel Lobau eine Brücke über den großen Arm der Donau schlagen und die Armee übersetzen. Von der Lobau wurde hierauf eine zweite Brücke über den schmalen Arm gegen das linke Ufer geschlagen. Die Franzosen besetzten alsdann die Dörfer Aspern und Eßling und die dazwischen liegende Fläche, breiteten sich links gegen Hirschstätten aus und besetzten rechts das Städtchen Enzersdorf. Die Lobau diente ihnen zum Sammelplatze, von dem sie beständig Unterstützung ziehen konnten, und die große Brücke sicherte ihre Communication mit dem rechten Donauufer. — Der Erzherzog Carl ließ sogleich die österreichische Armee ins Gewehr treten, und entschloß sich, die französische anzugreifen. Dieses geschah am 21sten Mai, am

Pfingstsonntag. Um 12 Uhr setzte sich die österreichische Armee in Bewegung, und um 3 Uhr begann das Riesentreffen. Die Oesterreicher rückten in fünf Colonnen an. Die erste drängte die Franzosen von Hirschstätten zurück, und nun begann ein Kampf um das Dorf Aspern, der seines Gleichen nicht hat. Man focht in jeder Gasse, in jedem Hause und in jeder Scheuer; Wägen, Pflüge, Eggen mußten unter einem unausgesetzten Feuer hinweggeräumt werden, um mit dem Feinde handgemein zu werden; jede einzelne Mauer war ein Hinderniß für den Angreifenden und ein Schutz für den Vertheidiger; der Kirchthurm, hohe Bäume, die Böden und Keller mußten erobert werden, ehe man sich des Ortes Meister nennen konnte, und doch war der Besitz immer nur von kurzer Dauer. Erst gegen Abend gelang es der ersten und zweiten österreichischen Colonne, Aspern zu behaupten, welches unterdessen ein Raub der Flammen geworden war. Während die Oesterreicher auf ihrem rechten Flügel bei Aspern siegreich waren, besetzten die vierte und fünfte Colonne am linken Flügel Enzersdorf, welches die Franzosen verlassen hatten, und machte einen fruchtlosen Angriff auf Eßling. Die dritte Colonne aber war mit der französischen Linie zwischen Aspern und Eßling in ein Treffen verwickelt, das von beiden Seiten mit der größten Erbitterung geliefert wurde, aber ohne Entscheidung blieb. Während dessen rückte der Fürst Lichtenstein mit dem Reservecorps der Cavallerie vor, und die französische Cavallerie ging ihm entgegen. Man focht mit unglaublicher Standhaftigkeit und Tapferkeit; zuletzt zog sich die französische Cavallerie in ihre Linie zurück, und die österreichische schloß sich an die dritte Colonne an. Die Nacht machte dem Blutbade ein Ende. Den 22sten in der Frühe um 4 Uhr fing die Schlacht wieder an. Der Kampf um Aspern begann aufs neue mit wechselseitigem Glücke, bis endlich die Oesterreicher für immer Meister von den Ruinen blieben. Dieses unglückliche Dorf hatte an beiden Tagen dreizehn Angriffe aushalten müssen. Die beiden Hauptarmeen waren auf der Fläche zwischen Aspern und Eßling seit dem Anbruche des Tages im Kampfe begriffen. Die französische Infanterie stand in großen Abtheilungen aufmarschirt, und zwischen ihr die schwere Cavallerie in Massen formirt; eine ungeheure Menge Kanonen und Haubitzen deckte die Fronte. Von österreichischer Seite standen die Corps des Grafen Bellegarde und des Fürsten Hohenzollern entgegen. An diese schloß sich die Reservecavallerie des Fürsten Lichtenstein und eine zahlreiche Artillerie. Man glaubt, daß über 400 Kanonen von beiden Seiten im Spiele waren, und die ältesten Soldaten erinnerten sich nicht eines ähnlichen Feuers, als an diesem Tage unterhalten wurde. Kaiser Napoleon durchritt seine Reihen, und munterte die Krieger auf. Der Erzherzog Carl entflammte den Muth der Oesterreicher, ergriff selbst die Fahne des bereits wankenden Bataillons Zach, und flößte ihm neue Begeisterung ein. Die meisten von seiner Umgebung wurden verwundet. Der Erzherzog hatte den Plan entworfen, die französische Schiffbrücke, welche an dem rechten Ufer der Donau in die Lobau führte, zu zerstören. Er ließ durch den Hauptmann Magdeburg Schiffmühlen und schwer beladene Fahrzeuge die Donau hinabschwemmen, welche die Brücke zertrümmerten. Diese glückliche Unternehmung zerriß die Communication zwischen der französischen Hauptarmee und der Reserve am rechten Ufer, und verhinderte die Zufuhr der Munition. Sobald die Oesterreicher das Gelingen dieser Unternehmung erfuhren, machten sie ihre Angriffe um 9 Uhr des Morgens mit der größten Macht auf die französische Stellung. Das Feuer wurde ununterbrochen fortgesetzt, und die öftern schnell auf einan-

der gefolgten Angriffe, sowohl mit dem Säbel, als mit dem Bayonette, waren so heftig, daß die Kriegsgeschichte nur wenig ähnliche Beispiele aufzuweisen hat. Die französische Armee war in die engste Stellung concentrirt, und vertheidigte sich standhaft, aber sie kämpfte nicht mehr um den Sieg, sondern um ihre Erhaltung und um einen sichern Rückzug auf die Insel Lobau. Um diesen Rückzug zu decken, war die Behauptung des Dorfes Eßling nothwendig. Die Franzosen hatten schon bei ihrem Uebergang über die Donau, und besonders in der Nacht nach der ersten Schlacht, darauf Rücksicht genommen. Das ganze Dorf war mit Gräben und Erdaufwürfen verschanzt worden. Die Mauern der abgebrannten Häuser waren mit Schießscharten versehen. Der drei Stockwerk hohe Speicher des Orts konnte, wegen seiner soliden Bauart, von innen mit Geschütz und Mannschaft wohl versehen werden; selbst das Dach wurde mit Schießscharten durchbrochen und zur Vertheidigung eingerichtet. Von außen war dieser Speicher mit Erdschanzen umgeben, und stellte gleichsam die Citadelle von Eßling vor. Die vierte und fünfte österreichische Colonne war schon vom frühen Morgen an mit dem französischen rechten Flügel bei Eßling im Treffen begriffen, welches bis gegen Mittag dauerte. Um 12 Uhr wurde ein Sturm auf Eßling und auf den Speicher unternommen, wozu die Grenadierreserve verwendet wurde, welche die von der langen blutigen Arbeit erschöpften Bataillone abgelöset hatte. Die Oesterreicher machten fünf Angriffe mit der größten Heftigkeit, aber alle Anstrengung war vergebens, denn die Franzosen setzten alles daran, einen Posten zu behaupten, der, wenn er verloren wurde, die Vernichtung der ganzen französischen Armee hätte zur Folge haben können. Unter dem Schutze von Eßling, und gedeckt von einer kleinen Brückenschanze am linken Ufer, zog die französische Armee über die unversehrt gebliebene Brücke des schmalen Donauarmes in die Lobau. Der Kampf hatte an diesem zweiten Tage funfzehn Stunden gedauert. In dieser zweitägigen Schlacht wurde beinahe alles erschöpft, was der Angriff und die Vertheidigung furchtbares haben. Infanterie und Cavallerie hatten sich wechselseitig gegen einander mit Flinten, Bayonetten und Säbeln gemessen. Ganz vorzüglich ausgezeichnet war das Artilleriefeuer. Nach dem französischen Berichte sollen allein von österreichischer Seite über 40,000, und nach einer österreichischen Nachricht 51,000 Kanonen- und Kartätschenschüsse geschehen seyn. Der Verlust an Todten und Verwundeten war außerordentlich groß, und wenn man den gewöhnlichen Angaben trauen darf, soll er sich von beiden Seiten zusammen über 60,000 Mann belaufen haben. Gefangene wurden nur sehr wenige gemacht, denn von beiden Seiten galt der Wahlspruch: „Sieg oder Tod!" Es standen in dieser Schlacht Napoleon und Carl, einander gegenüber, beide durch vielfältige Siege berühmt. Die Schlacht von Aspern wird ein unvergängliches Denkmal in den österreichischen Kriegsannalen bleiben!

Aspasia war zu Milet in Jonien geboren und die Tochter des Axiochus. Vor ihr hatte eine andere Schönheit aus Jonien, Thargelia, das Beispiel der seltenen Vereinigung politischer und wissenschaftlicher Talente mit aller Anmuth ihres Geschlechts gegeben, und diese scheint Aspasia sich zum Muster genommen zu haben. In Athen waren fremde Frauen gleichsam geächtet, denn ihre Kinder, wenn sie auch in der Ehe gezeugt waren, wurden nicht als rechtmäßige betrachtet, und dieser Umstand trug vielleicht dazu bei, daß man sie in die Reihe der Buhlerinnen gestellt hat. Aspasia beschäftigte sich mit

Politik und der Beredsamkeit, diesen mächtigsten Waffen der Freistaaten. Plato gedenkt einer sehr schönen Rede, die sie zum Lobe der bei Lechäum gebliebenen Athenienser hielt, und man behauptet, daß sie den Perikles in der Beredsamkeit unterrichtet habe. Ihr Haus war der Sammelplatz der angesehensten, geistvollsten und tugendhaftesten Personen Griechenlands, und Sokrates besuchte sie oft, ja man beschuldigte ihn selbst, daß er eine leidenschaftliche Liebe zu ihr gefühlt habe. Dem Perikles, diesem großen Manne, der es verstand, zugleich Bürger und König einer Republik zu seyn, wußte sie die reinste und dauerhafteste Liebe einzuflößen. Man nannte ihn den olympischen Jupiter und seine Begleiterin Aspasia die Juno. Perikles trannte sich von seiner Gemahlin, um die Aspasia zu heirathen, und Plutarch erzählt, daß er stets für sie die größte eheliche Zärtlichkeit besaß, und gewiß konnte ein solches Gefühl nicht eine niedrige und verdorbene Frau einflößen. Man beschuldigt sie, daß sie zwei Kriege veranlaßt habe: den einen zwischen den Atheniensern und Samiern, wegen Milet, wo sie geboren war; den andern zwischen den Atheniensern und Lacedämoniern, wegen Megara. Plutarch rechtfertigt sie wegen dieses Unrechts, und Thucydides nennt ihren Namen nicht, ob er gleich mit den kleinsten Nebenumständen die Ursachen des langen peloponnesischen Kriegs erzählt. Nur Aristophanes führt sie als Ursache desselben an, aber dieser muthwillige Komiker schleuderte seinen Witz auf alle ausgezeichnete Personen Athens, und verdankte eben der Verwegenheit seiner persönlichen Satire den großen Beifall, den seine Stücke fanden. Das atheniensische Volk, das gegen den Perikles aufgebracht war, und ihn nicht anzugreifen wagte, verfolgte diejenigen, die seine besondere Neigung, Achtung und Liebe genossen, und verklagte den Anaxagoras, Phidias und die Aspasia wegen Verachtung der Götter. Perikles vermochte weder den Anaxagoras noch den Phidias von dem Exil zu retten; aber mitten im Areopagus vergoß er Thränen, als er die Aspasia vertheidigte. Das Gefühl, das sich uns mittheilt, wenn wir ein starkes Gemüth von einer so rührenden Empfindung ergriffen sehen, entwaffnete die Richter. Perikles starb im dritten Jahre des peloponnesischen Kriegs, und man sagt, daß Aspasia, die Freundin des Sokrates, die Gefährtin des Periklee, der Gegenstand der Huldigungen des Alcibiades, nachher ihre Gunst einem unbekannten gemeinen Manne Lysikles schenkte, der aber bald von ihrem Geiste durchdrungen worden sey, und in kurzer Zeit einen großen Einfluß in Athen erlangt habe. Man kann behaupten, daß Aspasia Einfluß auf die ganze Nation hatte; denn in ihrer Gesellschaft wurden die gebildet, die das Ruder des Staats führten. Ihr Name war so berühmt, daß der junge Cyrus seine Geliebte Milto diesen Namen annehmen ließ, um dadurch den Eindruck zu bezeichnen, den ihre Reize und Anmuth auf ihn machten; denn der Name Aspasia bezeichnete die liebenswürdigste der Frauen, wie Alexander den größten der Helden.

Aspecte heißen in der Sternkunde die verschiedenen Stellungen der Sonne, des Mondes und der Planeten im Thierkreise gegen einander. Es gibt fünf Aspecte: die Conjunction oder Zusammenkunft, die Opposition oder der Gegenschein, der Gedritt- oder Trigonalschein, der Geviert- oder Quadratschein und der Gesechst- oder Sextelschein. — Die Zusammenkunft (in den Calendern mit dem Zeichen ☌ angedeutet) ergibt sich, wenn zwei Planeten einerlei Länge haben.

In diesem Fall ist ihre Breite nicht sehr verschieden, und sie erscheinen neben einander an einerlei Orte im Thierkreise. Hätten sie bei gleicher Länge auch völlig gleiche Breite, so würden sie einander bedecken. Die Zusammenkunft des Mondes mit der Sonne verursacht den Neumond; fällt aber auch ihre Breite zusammen, so entsteht eine Sonnenfinsterniß (s. Finsterniß). Der Astronom bestimmt mittelst der Zusammenkünfte der Planeten den Lauf derselben, der Geograph und der Seemann aber die Länge der Oerter auf der Erde. — Der Gegenschein (im Calender ☍) ereignet sich, wenn die Länge zweier Planeten um 180 Grade verschieden ist, so daß der eine aufgeht, wenn der andere untergeht. Stehen Sonne und Mond im Gegenschein, so haben wir Vollmond, und fällt zugleich ihre Breite zusammen, so entsteht eine Mondsfinsterniß. Der Gedrittschein △ findet Statt, wenn sich die Längen zweier Planeten um den dritten, der Geviertschein □, wenn sie sich um den vierten, der Gesechstschein ✱, wenn sie sich um den sechsten Theil von 360 Graten unterscheiden. Für die Wissenschaft sind die drei letztern Aspecte von fast gar keinem Nutzen, aber die Astrologen schreiben ihnen allen einen großen Einfluß auf die Schicksale der Menschen und Staaten zu. Dieser Aberglaube ward Ursache, daß die Aspecte in den Calender aufgenommen wurden, woraus sie gegenwärtig füglich wegzulassen wären.

Asphyrie (eigentlich: Pulslosigkeit, von dem griechischen α privativum und σφυξις der Puls), eine Art des Scheintodes, welche von der Unthätigkeit der Lungen beginnt, von da aber auf Herz und Gehirn sich fortpflanzt. Der davon befallene Mensch liegt dem Anscheine nach todt, ohne Athem, ohne Puls- und Herzschlag und ohne Empfindung. Die Unterbrechung oder gänzliche Aufhebung des Athmens kann auf verschiedene Veranlassungen erfolgen, entweder daß die mechanische Bewegung bei dem Aus- und Einathmen gehemmt ist, oder die eigenthümliche chemisch-organische Function der Lungen unterbrochen wird. Das erstere kann durch Zusammenpressung der Brust von außen, durch den Eintritt der Luft in die Brusthöhle durch Wunden, durch allzugroße Anhäufung des Blutes in den Lungen, so daß sie sich nicht zusammenziehen können, geschehen; letzteres findet dann Statt, wenn entweder gar keine Luft in die Lungen kommt, wie bei Erstickten, Ertrunkenen oder Gehängten; oder wenn die eingeathmete Luft nicht tauglich zur Unterhaltung des Lebens ist, z. B. das Kohlenstoffgas, oder die sogenannte fixe Luft, in Kellern, wo gährende Getränke liegen, die durch das Athmen vieler Menschen schon ihres Sauerstoffs beraubte atmosphärische Luft u. s. w.; ferner schädliche Gasarten und Dämpfe, als Schwefeldampf, salzsaure Dämpfe in zu großer Menge u. a. m. H.

Assas (Nicolaus, Chevalier d'), zu Vigan geboren, stand als Hauptmann bei dem französischen Regimente Auvergne. Die Art, wie er sich selbst für sein Vaterland aufopferte, macht ihn der Bewunderung der Nachwelt würdig. In der Nacht vom 15. zum 16. Oct. 1760 commandirte er bei Klosterkamp, in der Nähe von Geldern, eine Feldwache, und ging bei Anbruch des Tages aus, die Wachen zu untersuchen. Hier traf er auf ein feindliches Corps, das die französische Armee überfallen wollte, wurde ergriffen, mit der Drohung, daß der erste Laut, den er ausspräche, ihm das Leben kosten würde. Das Wohl der französischen Armee stand auf dem Spiele; ohne sich einen Augenblick zu bedenken, sammelte er seine ganze Kraft und rief:

„Hierher, Auvergne, die Feinde sind da!" Die ihm gemachte Drohung wurde sogleich vollzogen. Diese That war schon vergessen, als sie Voltaire ins Andenken, dessen sie so werth ist, zurückrief. Assas starb unbeweibt, man bestimmte aber für immer seiner Familie eine Pension von 1000 Livres. Durch die Revolution wurde sie unterdrückt, ist aber in der neuesten Zeit wieder ausgezahlt worden.

Assassinen, s. Ismaëliten.

Assecuranz, Versicherung, ist ein zu den Glücksverträgen gehöriger Contract, den der Assecurant und der Assecurat mit einander schließen, und vermöge dessen der Erstere sich gegen Letztern verbindlich macht, ihm den Schaden zu ersetzen, den er an gewissen Gegenständen und unter gewissen Umständen — entweder binnen einer bestimmten oder unbestimmten Zeit — erleiden möchte. Die Absicht des Assecuraten dabei ist allemal, sich auf den Fall eines möglichen Verlustes den Ersatz zu sichern; die Absicht des Assecuranten hingegen kann doppelt seyn, entweder eigennützig oder uneigennützig. Beabsichtigt der Assecurat seinen eignen Vortheil, so läßt er sich nach Maßgabe der mehr oder weniger zu befürchtenden Gefahr mehr oder weniger Procente von dem Werthe der versicherten Gegenstände bezahlen. Uneigennützig ist die Absicht des Assecuranten, wenn dieser aus einem Verein von Personen besteht, die sich gegenseitig ihr Eigenthum, z. B. ihre Häuser vor Feuerschaden, assecuriren. In diesem Fall wird von jedem Theilnehmer nur nach Maßgabe des eingetretenen Schadens ein verhältnißmäßiger Beitrag gegeben. Man sehe das Nähere darüber unter Feuerversicherung und Waarenassecuranz. Auch vergleiche man Lebensversicherung.

Assiento-Tractat (Assiento, die Verpachtung) nannte man die Einwilligung der spanischen Regierung, daß eine fremde Nation, mit Ausschließung anderer, auf eine bestimmte Anzahl von Jahren Negersclaven aus Afrika in die spanischen Colonien in Amerika, gegen eine gewisse, an Spanien zu entrichtende, Abgabe einführen und Handel damit treiben durfte. Schon Philipp IV. und Carl II. von Spanien schlossen mit den Engländern sowohl als Holländern einen solchen Handelstractat; dann waren die Engländer bis 1701 in dem alleinigen Besitz des Assiento. Sie verloren ihn, als Philipp von Anjou auf den spanischen Thron kam, indem dieser der französischen Guinea-Compagnie, welche seitdem auch den Namen Assiento-Compagnie annahm, den Handel auf zehn Jahre zugestand, binnen welcher Zeit sie das Recht haben sollte, 48,000 Neger beiderlei Geschlechts nach dem festen Lande und den Inseln der Spanier in Amerika zu führen. Im J. 1713 wurde statt dessen abermals mit England von Seiten Spaniens zu Utrecht der bekannte Assiento-Tractat auf 30 Jahre abgeschlossen (Großbritannien überließ nachher den Handel der Südsee-Compagnie), in welchem jedoch unter andern auch ein Additional-Artikel sich befand, daß sie alle Jahre, während des Tractats, ein sogenanntes Permissions- oder Assiento-Schiff von bestimmter Größe mit allerhand Waaren nach jenen Colonien schicken durften. Dieses zog aber große Mißbräuche und vielen Schleichhandel nach sich, und unter Philipp V. wurden die Beschwerden und Irrungen darüber so stark, daß es zuletzt 1739 zum öffentlichen Krieg zwischen beiden Mächten, Spanien und England, kam, worauf in dem Aachner Frieden 1748 zwar der englischen Compagnie noch vier Jahr zugestanden, allein in der zwei Jahre darauf erfolg-

ten madrider Convention derselben überhaupt und für die noch rückständigen vier Assiento-Jahre 100,000 Pfd. Sterl. gezahlt wurden: und so nahm der Assiento-Tractat sein Ende.

Assignat, in der französischen Revolutionszeit ein Wort für National-Papier, welches den Werth der Münze hat. Dieses Wort entstand daher, weil die ersten 400 Millionen dieses Papiergeldes, welche die constituirende Versammlung mit Genehmigung des Königs machte, zu ihrer Sicherheit auf den Verkauf der eingezogenen geistlichen Güter assignirt oder angewiesen wurden. In der Folge wurde der Name Assignate für alles Papiergeld, das in Umlauf gesetzt wurde, beibehalten. Die königliche Genehmigung und Proclamation über die ersten 400 Millionen Assignate ist vom 19ten April 1790. Schon den 27sten August dieses Jahres drang Mirabeau auf die Verfertigung von 2000 Millionen neuer Assignate (die ersten 400 Millionen waren bereits ausgegeben), und es entstanden hierüber heftige Debatten im Nationalconvent. Vorzüglich zeichneten sich Bergasse und Dûpont als Mirabeau's Gegner aus; sie sahen ein, daß der Assignatenplan eine Erfindung Clavieres (aus dessen Schrift Mirabeau's Rede nur ein Auszug war) sey, sich und seine Anhänger zu bereichern; daß durch diesen Plan die reichen Wucherer in den Besitz der Nationalgüter gesetzt werden würden, und daß die Nationalgüter bei weitem nicht hinreichend seyen, die Assignate, besonders wenn sie vermehrt würden, zu decken. Mirabeau setzte ihren Gründen unter andern den großen, politischen Nutzen entgegen, daß der Assignatenplan jeden Besitzer von Assignaten zu einem nothwendigen Vertheidiger der neuen Constitution mache, welche die Auswechslung der Assignate gegen Nationalgüter garantirt hatte. Pethion unterstützte ihn, und es wurden aufs neue 800 Millionen Assignate decretirt. Nach und nach vermehrte man die Assignate, wie bekannt ist, bis auf 40 Milliarden und sie sanken zuletzt auf nichts herab. Mehreres über dieses Papiergeld und dessen weiteres Schicksal findet man in dem Artikel Mandat.

Assimilation, die Verähnlichung. In medicinischer Bedeutung ist dies eine Art der Ernährung, vermöge dessen der durch die Verdauung aus den Nahrungsmitteln bereitete und aus den Gedärmen eingesogene Milchsaft den Stoffen des lebenden thierischen Körpers immer ähnlicher gemacht und selbst mit Leben versehen wird. In so fern kann man auch diesen Vorgang Animalisation nennen. Der Anfang dieses Prozesses geht schon in den Drüsen vor sich, in welchen, vermöge der denselben inwohnenden Lebensthätigkeit und ihres eigenen Baues, der Milchsaft länger verweilt, und aus seiner vorher indifferenten Natur auf eine höhere Stufe der Animalisation gebracht wird. Die höchste Stufe derselben erreicht er, nachdem er durch die Mündung des Brustgangs (ductus thoracicus) in die linke Jugularvene sich ergossen, mit dem Blute derselben vermischt in die rechte Herzkammer, von da in die Lungen kommt, und mit dem belebenden Sauerstoffgas geschwängert, als wirkliches Blut in die linke Herzkammer zurückkehrt, von wo er nun am ganzen Körper verbreitet wird. Diesen letzten Vorgang bezeichnet man auch als Blutbereitung, Sanguification. Auch im vegetabilischen Reiche findet eine Assimilation Statt, indem die Pflanzen als organische, sich selbst erhaltende, Körper ihre Nahrung aus der Erde und dem Wasser ziehen, die eingesogenen Säfte durch die Saftröhrchen in der Pflanze sich vertheilen,

und mit den durch die Blätter eingezogenen Theilen aus der Luft vermischen, und zum Wachsthum verbrauchen. H.

Assisengericht, s. Französische Gerichtsverfassung.

Assonanz. Diese musikalische Redefigur kann man eine Schwester der Alliteration (siehe diesen Art.) nennen, denn wie diese in einer Uebereinkunft der Consonanten in mehreren Wörtern des Satzes bestehet, so die Assonanz in der Einheit der Vocale in verschiedenen Wörtern. Sie ist eigentlich in der spanischen und portugiesischen Poesie einheimisch, und harmonirt sehr wohl mit dem Charakter dieser an volltönenden Vocalen reichen Sprachen. Die Versuche unserer Dichter, die Assonanz anzuwenden, haben im Ganzen nur dazu gedient, ihre Unanwendbarkeit in unserer Sprache zu zeigen. Die zweisylbige Assonanz kann in der zweiten Sylbe fast nie anders als mit dem stummen e gebildet werden, welches wir kaum hören; und auch die einsylbige wird zu sehr von den Consonanten übertönt, als daß sie besondere Empfehlung verdiente. Als Ausnahmen sind die trefflichen Assonanzen in Fr. Schlegels Alarcos und in Apels Gespensterbuch (Band 4) anzusehen. Letzterer besonders hat mit vieler Kunst sich der zweisylbigen Assonanz ohne das stumme e bedient.

Assoziation der Ideen nennen wir den Zusammenhang zwischen unsern Vorstellungen, vermöge dessen sie einander erwecken und auf einander führen. Das dabei zum Grunde liegende, in der Natur der Einbildungskraft allenthalben beobachtete Gesetz lautet vollständig also: Unsere Vorstellungen verbinden sich mit einander nach den Verhältnissen der Aehnlichkeit oder Verschiedenheit des Orts und der Zeit, der Wirkungen und Ursachen, der Subjecte und ihrer Eigenschaften. Zergliedert liegen folgende einzelne Gesetze darin: 1. Ehemals gehabte Vorstellungen, welche wegen der Aehnlichkeit ihrer Objecte unter sich selbst eine Aehnlichkeit haben, führen wegen derselben auf einander fort. So erweckt der Anblick eines Portraits die Vorstellung des Originals; 2. Vorstellungen, die von einander verschieden sind, erwecken einander. So fällt uns bei einem Begriffe sein Gegentheil bei; 3. Dinge, die zu gleicher Zeit und an einerlei Ort wahrgenommen werden, erwecken ihre gleichzeitigen und coexistirenden Vorstellungen; 4. bei der Vorstellung einer Wirkung denken wir an ihre Ursach und umgekehrt; bei einem Subject fallen uns die Eigenschaften desselben bei; 5. Haupt- und herrschende Ideen sind meistentheils die ersten, welche erwachen, woran sich eine Menge anderer knüpfen. — Man darf aber die Assoziation nicht bloß auf einige wenige Begriffe einschränken. Es gibt ganze Ideenreihen, welchen kein anderes Gesetz zum Grunde liegt. Sie sind eine Verbindung sinnlicher Vorstellungen, deren natürlicher Fortgang nach einer leitenden Idee erfolgt, wiewohl ihr Zusammenhang nicht so nothwendig ist, wie bei dem geschlossenen Ideengange der Vernunft, des höheren Raisonnements und der Demonstration. Man kann sie ein sinnliches Raisonnement nennen. Der Materie nach enthält dasselbe lauter Existenzen. Der Form nach ist es entweder historisch, d. i. eine Erzählung auf einander folgender Begebenheiten, oder dialogisch, die Unterhaltung in Gesprächen, oder oratorisch, wenn der Zweck die Ueberredung ist, oder vulgär, wenn der Zweck die Erzählung der Begebenheiten im gemeinen Leben ist, oder epistolarisch, bei der Unterhaltung mit Abwesenden, oder phantastisch, wie bei der Erbauung von Luftschlössern. Da dies Produkte der Einbildungskraft sind, so wird man von dem einen auf das andere schließen können. Je ordentlicher

und regelmäßiger die Einbildungskraft an sich ist, desto vollkommener wird auch das sinnliche Raisonnement in seiner Art seyn; abstracten Köpfen muß es daher weniger gelingen und zusagen. Wir übergehen die Hypothesen, durch welche man die Mechanik der Ideenassoziation aus einem Spiel der Nerven und Fibern im Gehirn hat erklären wollen, da sie die Sache nur noch räthselhafter machen, und merken dagegen noch an, daß das Gesetz der empirischen Ideenverbindung für die Einbildungskraft nicht absolut ist, sondern nur als ein Erklärungsgesetz für uns betrachtet werden muß, aus welchem wir uns die bereits geschehene Ideenassoziation begreiflich machen. Voraus bestimmen läßt sie sich nicht. Die Ideen haben so viele und mancherlei Aehnlichkeitspunkte, daß man nicht angeben kann, warum im vorkommenden Fall gerade diese und keine anderen hervorgerufen worden. Es hängt die wirkliche Verbindung von so vielen subjectiven Zufälligkeiten ab, die alle in Anschlag gebracht werden müßten. Da, wo die Einbildungskraft nach einem gewissen Zweck, oder nur nach einer leitenden Idee arbeitet, die sie vor Augen hat und nach welcher hin sie die Verknüpfung imaginärischer Reihen veranstaltet, kann man wohl bei ihr eine gewisse Ordnung sich denken; wo sie aber zwecklos und mechanisch wirkt, läßt es sich nicht einmal erklären, daß sie Aehnlichkeiten wahrnehmen könne. Wir können, wenn wir uns dergleichen Verknüpfungen erklären wollen, nichts weiter thun, als daß wir uns hinterher die Aehnlichkeiten und Coexistenzen hineindenken oder sie hervorsuchen. Ob die Einbildungskraft wirklich danach zu Werke gegangen, bleibt immer unentschieden.

Assyrien, ein im Alterthum berühmtes asiatisches Reich, dessen Grenzen nicht zu allen Zeiten dieselben waren. Das eigentliche Assyrien grenzte nördlich an den Berg Niphates in Groß-Armenien, westlich an Mesopotamien, südlich an Susiana und östlich an Medien. Assur soll es gegründet und die Hauptstadt Ninive nebst einigen andern Städten darin erbaut haben. Unter den Regenten dieses Reichs sind vorzüglich Ninus und seine Witwe und Thronfolgerin Semiramis berühmt. Ninus unterwarf dem assyrischen Reiche das babylonische (welches Nimrod gegründet haben soll), das medische und noch einige andere Reiche, und in der Folge wurde die Stadt Babylon die Hauptstadt desselben. Unter Sardanapal (welcher im J. der Welt 3088 die Regierung antrat), einem weichlichen, aber doch nicht von allen Vorzügen entblößten Regenten, machte sich (im J. d. W. 3108) Arbaces, Statthalter von Medien, zum Herrn des assyrischen Reichs; Sardanapal verbrannte sich zu Ninive in seinem Pallaste. In der Folge lösete sich dieses Reich in drei Reiche auf, welche die Hauptbestandtheile desselben ausgemacht hatten; und es bildeten sich aus demselben das (neue) assyrische, das medische und das (neue) babylonische Reich. Das babylonische wurde zwar von Assarhaddon von neuem dem assyrischen einverleibt: allein Nabopolassar (gegen d. J. d. Welt 3237) machte es wieder unabhängig von demselben, vergrößerte es gegen das J. d. W. 3259; und Nebucadnezar, welcher das jüdische Reich über den Haufen warf, die Tyrier, Aegyptier und noch mehrere Völker überwand, erhob es zu noch größerer Macht. Sämmtliche Reiche fielen, sechstehalb bis sechshundert Jahre vor Christi Geburt, in die Gewalt des Cyrus.

Asthenie, die Schwäche (aus dem griechischen α privativum und σθένος Kraft). Dies Wort ist durch die Theorie von Brown in Gebrauch gekommen, und bezeichnet überhaupt bei ihm Schwäche der

Erregung. Sie entsteht entweder, indem die Erregbarkeit des lebenden Körpers durch die auf sie zu schwach wirkenden Reize zu wenig in Thätigkeit versetzt wird, dies ist directe Asthenie; oder indem durch vorhergegangene zu starke Reize die Erregbarkeit vermindert worden ist, und sie auf die gewöhnlichen Reize nicht gehörig wirksam ist, indirecte Asthenie. Die asthenische Beschaffenheit wird nach Browns Angabe durch folgende Einflüsse erzeugt: zu lang dauernde Kälte, stark und lang dauernde Wärme, Pflanzennahrung, Wasser und wässerige Getränke, Mangel an verschiedenen Gewohnheitsreizen, als starke Getränke, Gewürze; Mangel an Blut; zu schwache oder zu starke Bewegung, Leidenschaften, Ansteckungsstoffe u. s. w. Die vorzüglichsten Zufälle, welche die asthenische Beschaffenheit bezeichnen sollen, sind: Frost und Schauder; schwacher, weicher, kleiner und sehr schneller Puls; Kopfschmerz von Mangel an Blut, Irreden, Mangel an Eßlust; Ekel und Erbrechen; Betäubung, Schlafsucht, Zuckungen; faule Bräune; Blutflüsse; Drüsengeschwülste u. s. w. Unter die asthenischen Krankheitsformen sollen nebst mehreren andern besonders folgende, nach dem Grad der allgemeinen Schwäche geordnete, gehören: Magerkeit, Schlaflosigkeit, Krätze, die englische Krankheit, Blutflüsse, Unterdrückung der monatlichen Regeln, Durchfall, die meisten Kinderkrankheiten, Scorbut, Gicht, Engbrüstigkeit, Wassersucht, Epilepsie, Lähmung, Schlagfluß, Wechselfieber, Typhus, Pest. (S. Erregungstheorie.) H.

Aesthethik (αισθητικη, nämlich επιστημη) nannte man seit Alexander Gottlieb Baumgarten (s. diesen Artikel) eine besondere Wissenschaft von dem Schönen und seinen mannichfaltigen Darstellungsarten, welche vor diesem Philosophen noch nicht existirte und den Zweck hatte, die Beurtheilung des Schönen auf ein Vernunftprincip zurückzuführen, einen Theil der Philosophie, von welcher, als Metaphysik des Schönen, die Theorie der Künste und Kunstkritik abhängig seyn sollte. Auch hier finden wir nämlich wie in andern Gebieten der Erkenntniß, daß sich die Wissenschaft erst dann, nachdem eine Fülle mannichfaltiger Betrachtungen und Erfahrungen, und die lebendige Anschauung vorhanden ist, in systematischer Gestalt entwickelte und ausbildete, indem erst dann ein Princip des Mannichfaltigen gefunden werden kann, wenn dieses Mannichfaltige selbst in seiner Verschiedenheit und verwirrenden Mannichfaltigkeit das Nachdenken dazu aufgeregt und veranlaßt hat. Daher auch die Literatur des wissenschaftlichsten der alten Völker uns nur zerstreute Betrachtungen über einzelne Gegenstände jener Wissenschaft, oder einzelne Darstellungsarten des Schönen (einzelne Künste, Kunstgattungen und Kunstwerke) in dogmatischer oder kritischer Gestalt darbietet, obgleich diese oft (wie die hieher gehörenden Beiträge eines Plato und Aristoteles) eine Lebendigkeit an sich tragen, welche den Werth mancher neuern systematischen Bearbeitung gar sehr verdunkeln. Als aber insbesondere durch des berühmten Chr. Wolfs Bestrebungen, die Philosophie (namentlich die leibnitzische Ansicht derselben) in ein System zu bringen, in eine Uebersicht des Ganzen der Philosophie und ihrer Theile möglich und nothwendig geworden war, entstand auch bald die Aufgabe, eine Theorie des Schönen, und mit ihr gewisse allgemein gültige Gesetze zur Bildung und Beurtheilung desselben aufzustellen, welche auf dem Wesen der schönen „Erkenntniß selbst" (bei welchem Ausdrucke man das Gefühlsvermögen und die sinnliche Erkenntniß verwechselte) beruhen sollte. Zu dieser Theorie legte der genannte Baumgarten, ein Schüler Wolfs, den

ersten Grund. Der Standpunkt, von welchem man zuerst bei einer solchen ausging, war ein subjectiver, d. h. man betrachtete das Schöne zunächst nach seiner Wirkung auf Empfindung und Gefühl, oder von Seiten der Fähigkeiten und Organe, mit welchen man dasselbe auffaßte, welche Betrachtung eine allgemeine Theorie des Empfindungsvermögens voraussetzte, daher man diese Wissenschaft eben Aesthetik nannte, weil αισϑησις, wovon jener Name herkommt, Empfindung, Gefühl, sinnliche Vorstellung, und die sie begründenden Vermögen bezeichnet, welche nach den noch unausgebildeten psychologischen Ansichten der damaligen Zeit auch mit dem Namen niederes oder sinnliches Erkenntnißvermögen umfaßt, und noch wenig unterschieden wurden. Denn weil man eben durch diese Vermögen das Schöne zu kennen und wahrzunehmen glaubte, daß dieses vorzüglich das sinnliche Erkenntnißvermögen anspreche: so suchte man eine Wissenschaft, welche die Gesetze desselben (des Empfindungsvermögens), besonders in Beziehung auf das Schöne, eben so umfassen sollte, wie die Logik (von λογος) die Gesetze des Verstandes oder des Denkvermögens umfaßt; daher zu begreifen ist, warum sie Baumgarten eine Wissenschaft der sinnlichen Erkenntniß, und das Schöne das Sinnlich-vollkommene, oder die Fähigkeit eines Dinges in uns Vergnügen hervorzubringen nannte, durch welche Erklärung das Schöne von dem Angenehmen nicht hinlänglich unterschieden und die Wissenschaft von der empirischen Kenntniß gesondert wird. So kam Baumgarten durch Behandlung und Betrachtung des Empfindungsvermögens auf das Schöne; und meinte die Gesetze dieser sinnlich erkannten Vollkommenheit (die ästhetischen Gesetze) aus dem Begriffe aller Vollkommenheit ableiten zu können. Was er nun aber als solche Wissenschaft in seinen Vorträgen und Schriften (s. Baumgarten) aufstellte, enthielt mehr praktische Regeln über Erfindung und Beurtheilung, Anordnung und Ausdruck des Schönen in der Kunst, vorzüglich der Dicht- und Redekunst, als eine Untersuchung über das Wesen der Schönheit überhaupt. Dieses Princip der sinnlichen Vollkommenheit aber, welches B. aufstellte, wurde von seinen Nachfolgern immer weiter ausgebildet, indem man die Natur des Empfindungsvermögens immer genauer untersuchte, und bald auf physiologischem und psychologischem Wege, welcher durch Locke's Sensualsystem und anderer Engländer (z. B. Burke's) Untersuchungen sehr gangbar geworden war, die Natur ästhetischer Empfindungen erforschte, bald, vorzüglich durch Batteux und anderer Franzosen Beispiel geleitet, eine Theorie der Künste unter diesem Namen aufzustellen versuchte, welche jedoch, bevor nicht die reine Aesthetik, wovon diese abhängig ist, durch ein tieferes Princip hinlänglich begründet war, nothwendig schwankend und unsicher ausfallen und eine empirische Kenntniß bleiben mußte. Kant, der das ganze Gebiet der philosophischen Wissenschaft seiner Beurtheilung unterwarf, und nach der Möglichkeit einer philosophischen Erkenntniß, welche über die Erfahrung hinausgehe, fragte, und nach dessen Untersuchungen die Philosophie als eine Wissenschaft von den ursprünglichen Vermögen und Gesetzen des menschlichen Geistes erschien, unterschied zwar genauer sinnliche Erkenntniß und Gefühl; aber er betrachtete das Schöne immer noch bloß in seiner Wirkung auf das Gefühl, und stellte so über das Schöne den Begriff des Aesthetischen. Und wenn ihm nun, nachdem er dem Vorstellungsvermögen und dem Begehrungsvermögen ihre besondern Theorien angewiesen hatte, das Gefühlsvermögen übrig blieb, auf welcher das Schöne also bezogen wurde,

daß man voraussetzte, das Schöne könne nur durch Gefühl wahrgenommen werden, existire bloß für das Gefühl, oder bestehe bloß in einer besondern Beziehung auf das Gefühl: so ist es begreiflich, wie er früherhin eine solche Wissenschaft für eine unmögliche halten und selbst den Namen verwerfen konnte; denn die Beurtheilung des Schönen (d. i. dessen, was schön ist) ist nach jenen Voraussetzungen empirisch und subjectiv. Allein theils haben schon die bedeutendsten seiner Schüler (z. B. der um die Aesthetik so verdiente Heydenreich) entgegnet, daß auch die Geschmacksurtheile, oder das ästhetische Wohlgefallen überhaupt, von gewissen ursprünglichen Bedingungen des Gemüths abhängig seyn müssen, — welche zur Wissenschaft erhoben eine Geschmackslehre werden, und sofern sie die Gegenstände nach ihrer Beziehung auf Lust und Unlust, oder als Gegenstände eines allgemeinen und nothwendigen Wohlgefallens insbesondere betrachte, füglich Aesthetik genannt werden könnte; theils hatte auch Kant in seiner nachher erschienenen Kritik der Urtheilskraft die Grundzüge zu einer solchen Geschmackslehre oder Kritik der ästhetischen Urtheilskraft (des Geschmacks) wirklich aufgestellt, welche nun an die Stelle der Aesthetik trat, und in welcher er die Gesetze, nach welchen der Verstand bei der Beurtheilung dessen verfahre, was durch sich selbst gefällt, aufsuchen wollte. So scharfsinnig und treffend auch Kants Untersuchungen sind, so weit sie sich mit dem Schönen (welches er immer nach dem beschränkten vulgären Sprachgebrauche nimmt) und dem Erhabenen, nach ihrer Wirkung auf das Gefühl, oder mit dem Geschmacke (der bald als ästhetische Urtheilskraft überhaupt auf das Schöne und Erhabene, bald nur auf die Beurtheilung des Schönen gerichtet seyn soll) beschäftigen; so wenig erschöpft doch die Theorie des Geschmacks, oder eine Lehre, in welcher das Schöne nach seinen Wirkungen auf uns oder das Gefühl des Schönen und Erhabenen betrachtet wird, die Aesthetik als Wissenschaft des Schönen gedacht. Anderntheils beschränkte schon der Standpunkt, von welchem Kant ausging, die Untersuchung nothwendig. Denn indem zuerst gefragt wurde, ob es allgemeine Principien der Urtheilskraft gebe, welche das Gefühl der Lust und Unlust bestimmen, bei der Beurtheilung des Schönen, wurde das Schöne seinem Wesen nach schon vorausgesetzt, statt dessen trat nun der allgemeine Begriff des Aesthetischen auf, welcher alles dasjenige bezeichnet, was in Beziehung auf das Gefühl der Lust und Unlust vorgestellt, und dadurch Sache des Geschmacks wird, und in engerer Bedeutung, was lediglich durch seine Beziehung auf das Gefühl Gegenstand des Wohlgefallens wird, — in welchen Begriff sich das Schöne (nach dem beschränkten vulgären Sprachgebrauche) und das Erhabene theilten. — Die Verbindung beider blieb ungeahnet, weil bloß von einer Verschiedenheit des Aesthetischen die Rede war, welches als Gegenstand der Beurtheilung betrachtet wurde, nicht von dem Schönen selbst, seinem Principe und der dasselbe hervorbringenden Kraft ausgegangen wurde. Diese kantische Ansicht wurde von mehreren denkenden Männern dieser Schule ausgebildet und als eine Wissenschaft von den Gründen des ästhetischen Wohlgefallens dargestellt. Gegen jene der Kunst wenig zusagende Ansicht, namentlich gegen die formale Bestimmung der Schönheit, als der Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes ohne Vorstellung eines Zweckes, sträubte sich der immer wachsende Kunstsinn und die lebendigere Anschauung des Schönen. Um so dringender wurde bei denen, welche bei täglicher Erweiterung des Kunstgebietes durch die Werke großer

Zeitgenossen dieses Interesse für die Kunst lebhaft fühlten, welches Kant, der in diesem Gebiete weniger heimisch war, in einem hohen Grade zu mangeln schien, das Bedürfniß einer unumschränkten Untersuchung über das Wesen des Schönen, und die Bedingungen, unter welchen es sich dem menschlichen Geiste darstellt. Göthe, Schiller, Herder, Winkelmann, Klopstock, Lessing, Moritz und Heinse wirkten theils durch die geistvollen Erzeugnisse ihrer Dichterkraft, theils durch mitgetheilte Ansichten, Beurtheilungen, und freie Behandlungen mehrerer der Kunst angehörigen Gegenstände; Schelling durch seine originelle Ansicht der Natur, so wie überhaupt durch eine Philosophie, welche von dem Absoluten ausgehend, dasselbe auch in der Schönheit und im Geiste des Künstlers in eigenthümlicher Gestaltung wiederfindet, zu einer umfassenden und lebendigen Ansicht der Schönheit und Kunst. Ja wenn auch jene große Gährung, durch welche Kants Reform in der Philosophie begonnen, gegenwärtig noch nicht gestillt worden ist, und die Urtheile über des Letztern System nothwendig verschieden sind; so wird ihm doch für die Aesthetik das Verdienst bleiben müssen, auf die darstellende Kraft des Genius tiefere Rücksicht genommen und namentlich die durch Kants Anhänger vernachlässigte Phantasie in dem Gebiete des Schönen wieder geltend gemacht zu haben. Zu demselben Zwecke wirkten, doch mehr auf polemischem und kritischem als auf dem systematischen Wege, A. W. und Fr. Schlegel und ihre Freunde, wenn auch im Kampfe die Grenze der Wahrheit oft überschreitend, zum Vortheile der Aesthetik und zu einer freiern, lebendigern und umfassendern Anschauung des Schönen, besonders in der Kunst. Schellings Standpunkt aber, vermöge dessen er von dem Absoluten, in welchem das Reale und Ideale sich vereinigen soll, beginnend, auch seine Schüler auf die schaffende Kraft des Geistes, durch welche das Schöne hervorgebracht wird, vorzüglich zu reflectiren, das Kunstwerk aber als eine symbolische Erscheinung des Absoluten, durch den Geist des Menschen hervorgebracht, zu betrachten veranlassen mußte, wurde von mehreren derselben im Dünkel einer Wissenschaft des schaffenden Genius, und je mehr sie Kunstfreunde waren, so mißverstanden, daß sie die Aesthetik geradezu für eine Kunstphilosophie erklärten, als offenbare sich das Schöne nur durch Kunst des Menschen; welcher Ansicht S. eben sowohl, als dem Mißbrauch seiner Methode, welche Einige anzuwenden glaubten, indem sie sich selbst von den Gebilden ihrer Phantasie hinreißen ließen, und statt einer Philosophie über das Schöne in Natur und Kunst, oft nur leere Phantasien über die Kunst hervorbrachten (in der Vorrede zu s. phil. Schriften und in der angeführten Rede nebst Anmerkungen) kräftig widersprochen hat. Nach unserer Ansicht muß die Aesthetik, als Philosophie des Schönen, von der Idee des Schönen (καλλον) (vergl. diesen Artikel) ausgehen, sofern wir sie der Idee der Wahrheit, welche die theoretische Philosophie, wie der Idee der Sittlichkeit und Güte, welche die practische Philosophie entfaltet, entgegenstellen, — und zwar als Metaphysik des Schönen oder reine Aesthetik, von dem Wesen des Schönen — oder von dem absoluten Schönen, das nie erscheint, aber dem gebildeten Geiste als Idee bei seinen Urtheilen, und dem Künstler in der Gestalt eines Ideals beim Schaffen vorschwebt, ausgehen, und diese Idee in dem Gebiete der menschlichen Erkenntniß nachweisen; hierauf aber die verschiedenen Darstellungen des Schönen in Natur und Kunst nach ihrem Wesen bestimmen und würdigen, und in Hinsicht auf beide überhaupt die

Wirkung des Schönen auf das Gemüth (wo auch die Geschmackslehre ihre Stelle findet), in Hinsicht auf die Kunst aber insbesondere seine Hervorbringung durch die schaffende Kraft des Künstlers betrachten, dann aber von der Verschiedenheit der besondern Künste, sofern sie aus der Idee der Kunst erkennbar ist, und ihren besondern Gattungen handeln, durch welche philosophische Uebersicht, auch wohl (ästhet.) Theorie der schönen Künste, oder angewandte Aesthetik genannt, für jede besondere Aesthetik, oder für die Theorien der einzelnen Künste die philosophische Grundlage gegeben wird. Hiermit haben wir die hauptsächlichsten und in der Geschichte der Aesthetik Epoche machenden Ansichten derselben angedeutet, mit welchen die übrigen Bearbeitungen anderer Denker mehr oder weniger gemein haben. Ueberhaupt aber ist die Aesthetik verschieden nach der Ansicht, welche man von dem Schönen hat, vielleicht auch von den herrschenden Gestalten, in welchen dasselbe in der Kunst eines Volks auftritt, davon s. den Artikel Schön. T.

Aesthetisch ist zufolge des vorhergehenden Artikels 1. in weitester Bedeutung, was in Beziehung auf das Gefühl der Lust und Unlust steht, oder zunächst in dieser subjectiven Beziehung betrachtet wird, — was mithin 2. dieses Gefühl, namentlich das Gefühl der Lust, durch innere oder äußere Anschauung, entweder erweckt, (ästhetischer Gegenstand, ästhetische Anschauung,) — daher redet man auch von einer ästhetischen Deutlichkeit im Gegensatze der logischen, d. i. von der Deutlichkeit, welche durch Anschauung oder Beispiele erlangt wird, — oder durch dasselbe bestimmt wird, (in dieser Beziehung redet man von einem ästhetischen Urtheile, und von ästhetischer Urtheilskraft, Geschmack im weitern Sinne); 3. in engerer Bedeutung a) was unabhängig von allen andern Beziehungen, lediglich durch die Anschauung seiner das Gemüth (vornehmlich Verstand und Einbildungskraft in harmonische Thätigkeit setzenden Form Lust zu erregen fähig ist, oder was durch seine bloße Beziehung auf das Gefühl, welches durch Anschauung des Gegenstandes hervorgebracht wird, gefällt, oder das Schöne in weiterer Bedeutung, nach kantischer Bestimmung, der Gegenstand eines höheren, nothwendigen Wohlgefallens. — Auch redet man in dieser Bedeutung von ästhetischen, d. i. solchen Gefühlen, welche nicht durch den Stoff (das Materielle) oder durch den Begriff vom Werthe der Dinge, sondern bloß durch die angeschaute (und zwar harmonische, in sich vollendete) Form eines Gegenstandes, welche die Kräfte des Geistes in harmonische Thätigkeit versetzt, erregt sind, b) was durch ein Gefühl dieser Art bestimmt und von demselben abhängig ist (daher ästhetisches Wohlgefallen, ästhetisches Urtheil oder Geschmacksurtheil, ästhetische Urtheilskraft, d. i. Geschmack im engern Sinne, und sein Gegenstand Geschmacksobject); 4. was zu dem Kreise der Aesthetik gehört, oder von ihr, als Wissenschaft des Schönen, abhängig seyn, und auf ihre Grundsätze wenigstens zurückgeführt werden sollte. Nach dieser Bedeutung haben die Ausdrücke ästhetisches Urtheil, ästhetische Beurtheilung, Recension, ästhetische Critik noch einen höhern Sinn, als Viele meinen, von welchen sie doch sehr häufig gebraucht zu werden pflegen. T.

Asträa oder Dike, Zeus und der Themis Tochter, die Göttin der Gerechtigkeit. Im goldenen Weltalter wohnte sie unter den frommen Menschen, im ausartenden silbernen kam sie nur selten einmal von den Gebirgen herab; als aber das eherne Geschlecht sich Waffen schmie-

bete und den Pflugstier erschlug, da flog sie zum Himmel, wo sie im Thierkreise als Sternjungfrau leuchtet. Sie ist als solche identisch mit Erigone, welche ihren Platz zwischen dem Scorpion und dem Löwen einnahm. Den Spätern war sie beflügelt.

Astrognosie wird die in der practischen Astronomie unentbehrliche Kenntniß der Sternbilder und der dazu gehörigen einzelnen Sterne genannt. (Vergl. **Astronomie**.)

Astrolabium (Planisphärium, Analemma, Winkelmesser), ist eigentlich ein Instrument, welches die vornehmsten Cirkel der Himmelskugel auf der Fläche eines ihrer größten Kreise, z. B. des Horizonts, des Mittagskreises, so vorstellt, wie sie dem Auge erscheinen würden, wenn es so hoch über die Kugel erhoben wäre, daß es die ganze Hälfte derselben auf einmal übersehen könnte. Man braucht es in der Astronomie, um damit die Höhen der Sterne über dem Horizont zu messen. Kann es an allen Orten des Erdkreises gebraucht werden, so heißt es ein universales, ist es aber nur auf eine gewisse Polhöhe gerichtet, so heißt es ein particulares. Die letztere Art war bereits dem Ptolemäus bekannt, wie aus seinem Almagest hervorgeht; die Zeit der Erfindung des allgemeinen Astrolabiums ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen. Ein anderes Astrolabium ist dasjenige, welches zur See gebraucht wird, und aus einer cirkelrunden Scheibe besteht, die im Durchschnitt etwa einen Fuß, und einen halben Zoll in der Dicke hat, damit es genugsame Schwere bekommt, mit einem Ringe, an dem es frei beweglich hängen und leicht auf alle Seiten zu wenden seyn muß, und einer beweglichen Regel mit Dioptern. Die Scheibe wird in vier Viertel und jedes in neunzig Grade getheilt. Der Horizontal-Durchmesser (Linea fiduciae) muß mit dem Horizonte, wenn das Instrument an seinem Ringe hängt, genau übereintreffen. Alsdann wird das Instrument mit seiner Seite gegen den zu messenden Stern gewendet, und die Regel so lange bewegt, bis der verlangte Stern durch die Dioptern erblickt wird, oder wenn es die Sonne ist, ihre Strahlen durch dieselben hindurchscheinen. Außer dieser Abtheilung in Grade, sind auf derselben Scheibe noch zwei andere Cirkel, aus einerlei Mittelpunkt mit dem ersten beschrieben, deren einer in 365 Theile, für die Tage im Jahre, der andere in zwölf Felder, und jedes wieder in dreißig, für die zwölf himmlischen Zeichen, abgetheilt ist. Diese Erfindung, das Astrolabium bei der Schifffahrt anzuwenden, machten die Aerzte Roderich und Joseph, und Martin Behaim aus Nürnberg, als Johannes II., König von Portugal, die Angabe eines Mittels von ihnen wünschte, wodurch man der Gefahr entginge, sich auf der See zu verirren; sie lehrten, wie man durch dasselbe, auch ohne Magnetnadel, auf der See wissen könne, in welcher Gegend man sey. — Endlich versteht man auch unter Astrolabium ein Instrument, welches zum Aufnehmen der Winkel beim Feldmessen dient, und aus einem halben Cirkelbogen besteht, der in Grade und Minuten abgetheilt, am Diameter mit zwei Dioptern versehen ist, und ein bewegliches, auch mit Dioptern versehenes Lineal hat, das um das Centrum gewendet und auf den begehrten Punkt mit den Dioptern gerichtet wird, da es denn mit dem einen Ende auf dem abgetheilten Cirkel die Grade, und folglich die Weite des Winkels anzeigt.

Astrologie ist die eitle und betrügerische Kunst, aus der Stellung der Gestirne zukünftige Dinge, besonders die Schicksale der Menschen vorherzusagen. Sie gehört zu den ältesten Arten des Aberglau-

bens und entsprang, wie Bailly mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthet, aus der Wahrnehmung, daß die Gestirne, besonders Sonne und Mond, einen unverkennbaren Einfluß auf die Jahreszeiten, Witterung und Fruchtbarkeit der Erde hatten. Dies veranlaßte die Einbildung, als ob alle Gestirne nur um der Erde und um der Menschen willen geschaffen wären, und daß sie, da sie auf die Erde einen Einfluß hätten, auch in Rücksicht der Menschen von Bedeutung seyn, und nicht nur auf die Begebenheiten ganzer Völker, sondern auch auf die Sitten und Schicksale einzelner Menschen Beziehung haben müßten. Aus einer Tradition der Aegyptier, daß nämlich Belus eine Colonie aus Aegypten nach Asien geführt, die sich am Euphrat niedergelassen, und nach Art der Aegyptier, Priester gehabt habe, welche von den öffentlichen Abgaben befreit gewesen, und von den Babyloniern Chaldäer genannt worden wären, könnte man vermuthen, daß die Sterndeuterkunst eine Erfindung der Aegyptier sey, wie denn auch wirklich bei diesen sich besonders die Thebäer ihre Erfindung zueigneten. Allein die meisten Zeugnisse der Alten stimmen dafür, daß sich die Astrologie von den Chaldäern aus über andere Nationen verbreitet habe. Die Sterndeuter werden daher auch bei den alten Schriftstellern durchgängig Chaldäi, sonst auch Genethliaci, genannt, und in der Folge waren die Benennungen Chaldäer, Astrolog und Nativitätensteller gleichbedeutend. Die Zeit des Ursprungs der Astrologie kann nicht genau bestimmt werden. Ein Beweis ihres hohen Alterthums ist, daß sich die meisten astrologischen Vorhersagungen auf die Stellung der Sterne gegen den Horizont gründen, welches der erste Kreis war, den man am Himmel kennen lernte. Auch aus der mosaischen Erzählung (V. 18, 10) läßt sich auf ihr hohes Alter schließen. Als in den spätern Zeiten die Astrologie aus Gewinnsucht und mit Betrügereien getrieben wurde, gaben sich die Astrologen den Namen Mathematiker, unter welchem sie zu den Zeiten der römischen Kaiser allgemein bekannt waren. Ihr Unfug nahm so überhand, daß Tiberius sie aus Rom vertrieb. Das Gesetz im Codex unterscheidet jedoch ausdrücklich die eigentliche geometrische Kunst von der sogenannten mathematischen, d. i. astrologischen. So verwerflich uns auch die Astrologie gegenwärtig erscheint, so hat sie doch der Astronomie wesentlich genützt. Sie hat mehr Theilnahme an den Himmelsbegebenheiten, mehr Aufmerksamkeit auf dieselben, und mehr Beobachtungen veranlaßt. Im Mittelalter erhielt sich die Astrologie mit der Sternkunde zugleich bei den Arabern, von denen wir noch verschiedene astrologische Schriften besitzen. Pico, Graf von Mirandola, der gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts die Irrthümer der Astrologie sehr gründlich bestritt, fand noch wenig Eingang. Noch im 16ten und 17ten Jahrhunderte ward die Sterndeuterei von gelehrten Männern vertheidigt, und Cardanus trieb seine Thorheit so weit, daß er dem Heilande die Nativität stellte; auch soll er sich zu Tode gehungert haben, um sein vorhergesagtes Sterbejahr nicht zu überleben. Daß Keppler der Sterndeuterei anhing, beweisen häufige Spuren in seinem Briefwechsel; er selbst stellte Nativitäten, wenn es verlangt wurde, und soll die Gunst Wallensteins, der ihn 1629 nach Sagan berief, durch Vorhersagung seines Glücks erworben haben. Das copernicanische System und die immer mehr erwiesene Richtigkeit desselben haben endlich das Ansehen der Astrologie völlig gestürzt.

Astronomie oder **Sternkunde**, d. i. Kenntniß des Laufes der Gestirne und seiner Geseze. In der Gegend des alten Babylons,

in den Ebenen von Syrien und Aegypten, unter jenem ewig heitern Himmel, wo die drückende Hitze des Tages die Bewohner nöthigt, einen großen Theil ihrer Beschäftigungen bei Nacht vorzunehmen, bei einfachen Hirtenvölkern hatte die Wissenschaft ihren Ursprung, auf welche das menschliche Geschlecht ein Recht hat stolz zu seyn, sowohl wegen ihrer theilweisen Unentbehrlichkeit im gemeinen Leben, da ohne sie gar keine genaue Zeiteintheilung und Zeitrechnung möglich ist, so wie deswegen auch der Geschichtschreiber und Alterthumsforscher ihrer bedarf, und die Schifffahrt, dieses verknüpfende Band entfernter Nationen und dadurch so mächtige Beförderungsmittel von Cultur und Wissenschaften, nur allein durch Hülfe der Astronomie zu ihrer jetzigen Höhe sich erheben konnte, als vielmehr noch, weil sie, was menschliche Geisteskraft vermag, in seinem schönsten Glanze zeigt. Doch, wie bei jeder Wissenschaft, so auch hier war der erste Anfang gering. Jene Hirten begnügten sich mit der ungefähren Kenntniß des Standes der hellsten Sterne zu gewissen Jahreszeiten und der Zeit ihres Auf- und Unterganges, bis nach manchen einzelnen Beobachtungen und Fortschritten der Aegyptier (bei welchen zuerst der Ursprung der Sternbilder oder Constellationen und Sternennamen zu suchen ist, indem die üppige Phantasie der Orientalen auch den gestirnten Himmel mit ihrer Mythologie in Verbindung brachte, und Helden und Menschen in den Gestirnen zu verewigen bemüht war, während die Priester einige durch Beobachtung des Laufes der Gestirne bekannt gewordene Perioden und Cykeln in demselben in ein mysteriöses Dunkel hüllten, von wo dann auch die Chinesen und Indier sie erhalten zu haben scheinen, welche in ihren Cosmogenien davon Gebrauch machten, und ihre mythischen Weltalter oder die Jahre des Brahma, Shiwen, Wischnu und ihrer andern Götter darnach bestimmten, sonst aber keine Fortschritte in der Astronomie machten, und fast merkwürdiger geworden sind durch die Mühe und den großen Scharfsinn, welchen der bekannte Bailly darauf verwendete, ihnen die Erfindung und hohe Ausbildung dieser Wissenschaft zu vindiciren, als durch ihre wirklichen Kenntnisse darin), der Phönicier, welche auf ihren Schifffahrten den Himmel fleißig beobachteten, und der Griechen, von welchen Thales, Anaximander, Anaximenes, Anaxagoras und vorzüglich Eudoxus und Aristarch von Samos, der etwa 264 Jahre vor Chr. Geb. schon die Umdrehung der Erde behauptete, genannt zu werden verdienen, und nach manchen kühnen Muthmaßungen und Hypothesen einiger griechischen Philosophen, wie des Pythagoras und der Pythagoräer, Philolaus und Nicetas, auch des Demokritus, die aber meist mehr auf bloß philosophischen Ansichten, als auf astronomischen Gründen beruhte, und daher von wenigem Einflusse auf die Wissenschaft selbst waren, die Astronomie, etwa 280 Jahre vor unserer Zeitrechnung, unter der Regierung des Ptolemäus Philadelphus zu Alexandrien anfing, eine mehr wissenschaftliche Gestalt zu gewinnen. — Doch vor allem, welches sind denn die Erscheinungen, welche die Astronomie ihrer Beobachtung und Betrachtung zu unterwerfen hat? Sahen wir die Sonne ihren täglichen Kreislauf vollenden, so beginnt nun, aus ihren Strahlen hervortretend, mit dem Monde das zahllose Heer von Sternen eine ähnliche Bahn. In Osten sehen wir sie über den Gesichtskreis sich erheben, allmälig immer steigend bis zur Mitte des Himmels, von hier eben so niedersinkend, bis sie endlich unter dem westlichen Gesichtskreis sich verlieren, während der Himmel selbst uns als die Fläche

einer vollkommenen Halbkugel erscheint (denn die scheinbar plattgedrückte Gestalt des Himmelsgewölbes bei Tage rührt nur von einer leicht erklärlichen Täuschung der Sinne her), in deren Mittelpunkte wir uns selbst befinden, an welche Fläche die gleichsam angeheftet scheinenden Sterne, mit beständig gleicher Geschwindigkeit, in einander völlig parallelen, größern oder kleinern Kreisen sich bewegen, welche mit demselben Horizont immer ein und eben denselben Winkel machen, und von denen sie einen Theil über, den andern, nach ihrem Untergange, unter dem Horizont beschreiben, bis sie nach Verfluß von 23 Stunden, 56 Minuten, 4, 1 Secunde wieder an demselben Punkte aufgehen, und in der nämlichen Ordnung denselben Kreislauf beginnen. Unter diesen Kreisen bemerken wir einen, dessen Mittelpunkt unser Auge selbst ist, und der daher vom Horizont in zwei Hälften getheilt wird, der Aequator oder Gleicher genannt. Nach diesem allen scheint es, daß statt der einzelnen Sterne die ganze Himmelsfläche mit den Sternen sich mit gleichförmiger Geschwindigkeit um ihre Axe bewege, welche rechtwinklicht auf der Ebene steht, die man sich durch unser Auge und durch den Aequator gelegt denkt, und am Himmel zwei Punkte bestimmt (welche daher vom Aequator überall gleich weit um 90 Grade abstehen und unbeweglich bleiben), die Weltpole genannt, wovon aber nur der eine, der Nordpol, für uns sichtbar ist, der andere, der Südpol aber unter unsern Gesichtskreis fällt. Die Sterne, welche ihm am nächsten sind, werden die kleinsten Kreise beschreiben, je näher dem Aequator aber, desto größere, und dieser selbst ist der größte. Da nun der Nordpol uns immer in einer bestimmten Höhe (Polhöhe) über dem Horizont erscheint, so folgt daraus, daß Sterne, welche ihm näher sind, als diese Höhe beträgt, weder auf- noch untergehen können, sondern immer über dem Gesichtskreis bleiben; ferner daß bei allen Sternen nördlich vom Aequator mehr als die Hälfte ihres täglichen Weges, bei den südlich vom Aequator befindlichen hingegen weniger uns sichtbar ist. Die Punkte, in welche die Gestirne ihre höchste Höhe erreichen oder culminiren, liegen deswegen alle in einem Kreise, der senkrecht auf dem Aequator, und den ihm parallelen Kreisen der Sterne steht, die Pole selbst schneidet, und daher die Himmelskugel auch in zwei gleiche Hälften theilt, weswegen er Mittagskreis oder Meridian genannt wird. Die Zeit von einer Culmination eines Sternes bis zu seiner zweiten heißt ein Sterntag, so wie, wenn wir statt eines Sternes die Sonne setzen, jene Zeit ein Sonnentag genannt wird, und wenn wir diesen in 24 Stunden theilen, so finden wir die Länge des Sterntages, der sich beständig gleich bleibt, nur zu 23 Stunden, 56 Minuten, 4, 1 Secunden. Nun bemerken wir, den Lauf der Sonne ferner beachtend, daß sie täglich von der Linken zur Rechten von einem Stern zum andern fortrückt, weil des Morgens von Zeit zu Zeit immer andere Sterne aus den Sonnenstrahlen hervortreten (heliotisch aufgehen, wie die alten Griechen und Römer es nannten), während des Abends Sterne, die vorher sichtbar waren, in den Sonnenstrahlen verschwinden (heliotisch untergehen), und daß an verschiedenen Tagen auch verschiedene Sterne zugleich mit der Sonne aufgehen (cosmisch aufgehen bei den Alten), oder untergehen (achronisch untergehen), und eben so verschiedene zugleich aufgehen (achronisch aufgehen), während die Sonne untergeht, oder untergehen (cosmisch untergehen), wenn die Sonne aufgeht. Wir finden ferner, daß nach einem Sternjahre, oder nach

365 Tagen, 6 Stunden, 9 Minuten, 11 Secunden, die Sonne wieder zu demselben Sterne zurückkehrt, indem sie in einem größten Kreise (d. h. in einem, dessen Mittelpunkt unser Auge ist), der Ekliptik, sich bewegt, die den Aequator in zwei Punkten (Nachtgleichepunkte, Aequinoctialpunkte), und unter einem Winkel (Schiefe der Ekliptik) schneidet, der 23 Grad, 27 Minuten, 57 Secunden im Anfange des Jahres 1801 betrug, jährlich aber um 1/2 Secunde abnimmt, während die Aequinoctialpunkte jährlich 50 1/4 Secunde im Aequator rückwärts gehen, daher die Nachtgleichen jährlich verfrüht werden oder voreilen um 20 Minuten, 23 Secunden (weswegen das tropische Jahr, d. i. die Zeit, welche zwischen der Umdrehung der Sonne in der Ekliptik von einem Frühlingsäquinoctio bis wieder dahin verfließt, um eben so viel kürzer ist als das Sternjahr, also aus 365 Tagen, 5 Stunden, 48 Minuten, 48 Secunden besteht), da sie in einem Jahre 360 Grade, in einem Tage also im Mittel 59 Minuten, 8 Secunden, 33 Terzen in ihrem Kreise fortrückt, vorausgesetzt, daß sie immer in derselben Zeit einen gleichen Weg zurücklege, welches aber nicht ganz genau der Fall ist; sondern vom Frühlings- bis zum Herbstäquinoctio gelangt sie jetzt vom 20sten März bis zum 22sten September in 186 Tagen, und vom Herbstäquinoctio bis wieder zum Frühlingspunkte schon in 179 Tagen, so daß das Winterhalbejahr um ungefähr 7 Tage kürzer ist, als das Sommerhalbejahr. Am langsamsten ist die Bewegung der Sonne nur 57 Minuten, 11 Secunden täglich, in ihrem Sommersolstitio, und nimmt von da immer zu bis zu ihrem Wintersolstitio, wo sie 61 Minuten, 11 Secunden täglich beträgt, von wo sie, bis wieder zum Sommersolstitio, auf dieselbe Art abnimmt. Um aber zu der uns nöthigen, völlig gleichmäßigen Zeitbestimmung zu gelangen, mußten wir uns neben der wirklichen eine erdichtete Sonne denken, welche ihren Kreislauf aber im Aequator in derselben Zeit, wie die wahre in der Ekliptik, in einem Jahre, und zwar mit gleichförmiger Geschwindigkeit vollendete, und die hernach eingetheilte Zeit nennen wir mittlere Sonnenzeit, im Gegensatz gegen die wahre, von der Sonne selbst bestimmte; daher heißt die Zeit von einer Culmination der eingebildeten mittlern Sonne bis zur andern ein mittlerer Sonnentag, den Unterschied dieser Culminationszeit von der Culminationszeit der wahren Sonne aber nennen wir die Zeitgleichung, welcher 16 1/4 Minute groß werden kann, und sich in den Calendern angegeben findet. Auf eine ähnliche Art, wie die Sonne, bewegt sich nun auch der Mond täglich von einem Fixsterne zum andern, aber mit weit ungleichförmiger und größerer Geschwindigkeit als jene, so daß er schon in 27 Tagen, 7 Stunden, 43 Minuten, 12 Secunden seinen Umlauf am Himmel (periodischen Monat) vollendet, in einem Kreise, dessen Neigung gegen die Ekliptik 5 Grad, 8 Minuten, 49 Secunden beträgt. Außerdem betrachten wir am Monde den bekannten auffallenden Lichtwechsel oder die Phasen desselben, und er erscheint uns von der Sonne ganz erleuchtet, als Vollmond, oder nicht erleuchtet, als Neumond, je nachdem er der Sonne gerade gegenüber oder genau bei ihr steht, hingegen zur Hälfte erleuchtet im ersten oder letzten Viertel, wenn er in Osten oder Westen 90 Grad von ihr entfernt ist; die Zeit von einem Vollmonde bis zum andern, oder die Dauer eines synodischen Monats beträgt 29 Tage, 12 Stunden, 44 Minuten, 2 Secunden. Auch pflegt der Mond bei jenem Umlaufe bisweilen Sterne auf eine kurze Zeit uns zu verdecken,

oder Sternbedeckungen zu bilden, und trifft es sich gerade, daß er zur Zeit des Neu- oder Vollmondes genau in der Ekliptik sich befindet, so verdeckt er uns im ersten Falle die Sonnenscheibe und verursacht die Sonnenfinsternisse, während im zweiten dagegen der Schatten der Erde die Mondscheibe trifft, und dadurch die Mondfinsternisse bewirkt. Außer der Sonne und dem Monde bemerken wir nun noch einige Sterne, die Planeten (Irrsterne), welche, so wie jene, ihren Ort verändern, und die wir daher von den übrigen sogenannten Fixsternen zu unterscheiden haben. Es sind Mercur (☿), Venus (♀), Mars (♂), Jupiter (♃), Saturn (♄), und die unentdeckten Uranus, Ceres, Pallas, Juno und Vesta, von welchen letztern noch Uranus und Vesta dem unbewaffneten Auge, die übrigen nur durch Fernröhre sichtbar sind. Ihre scheinbaren Bahnen schneiden die Ekliptik unter größern oder kleinern Winkeln, und Mercur und Venus entfernen sich, ersterer nie über 28 Grade 20 Minuten, letztere nie mehr als 47 Grad 48 Minuten von der Sonne, während die übrigen mit der Sonne in Zusammenkunft (☌) oder Gegenschein (☍), 180 Grad von ihr entfernt kommen. Bei dieser Bewegung finden wir sie aber bald schneller, bald langsamer, bald vorwärts in der Ordnung der Himmelszeichen, bald rückwärts gegen diese Ordnung laufen und bald stille stehen. Ferner sehen wir durch gute Fernröhre den Jupiter von vier, Saturn von sieben und Uranus von sechs kleinen Sternen oder Trabanten ganz in der Nähe begleitet, und Saturn von einem Ringe umgeben. Außer diesen immer sichtbar bleibenden Planeten erscheinen noch von Zeit zu Zeit Cometen (Haarsterne, Schweifsterne), meist nur auf wenige Monate sichtbar, welche in allen Richtungen den Himmel zu durchkreuzen scheinen, und einen längern oder kürzern, bisweilen gar keinen Schweif haben, und sich überdies durch ihr neblichtes Licht auszeichnen. Auch sehen wir unter den Fixsternen mehrere Tausende von neblichtem Ansehen, wovon viele durch die stärksten Fernröhre eben so, wie die Milchstraße, in Haufen unzähliger Sterne aufgelöset erscheinen, und als entfernte Fixsternsysteme sich uns darstellen. — Dies sind nun im Allgemeinen die himmlischen Erscheinungen, deren genaue Bestimmung und Beobachtung vermittelst zweckmäßiger Instrumente (die man in den Lehrbüchern der Astronomie beschrieben findet) das Geschäft der practischen Astronomie ist, auf welcher dann die theoretische beruht, welche nach streng mathematischen Gesetzen jene Beobachtungen ordnet und mit einander verbindet, dadurch die wirklichen Bewegungen auffindet, welche jene Erscheinungen hervorbringen, und endlich auch die Ursachen dieser Bewegungen erforscht. In so fern jene Erscheinungen an der Kugelfläche oder Sphäre des Himmels sich uns darstellen, lehrt insbesondere die sphärische Astronomie durch Beobachtung von Sternen die Polhöhe oder Aequatorshöhe eines Ortes (d. h. die Höhe, in welcher der Pol oder der höchste Punkt des Aequators über dem Horizont erscheint) bestimmen, und dann durch Beobachtung der größten Höhe eines Sternes, seine Abweichung vom Aequator (sie ist gleich dem Unterschiede zwischen der beobachteten Höhe des Sternes und der Aequatorshöhe) und durch Beobachtung der Zeit, welche zwischen der Culmination von zwei Sternen verfließt, ihren Unterschied in gerader Aufsteigung, oder auch durch bloße Beobachtung von Höhe und Azimuth eines Sterns zu einer beliebigen Zeit, gerade Aufsteigung und Ab-

weichung desselben finden. Ist nun die Lage eines Sterns gegen eine gewisse Ebene, wie die des Aequators, bekannt, so lehrt die sphärische Trigonometrie daraus die Lage desselben gegen jede andere Ebene, deren Lage gegen die vorige angegeben ist, finden, wie z. B. in Beziehung auf die Ebene der Ekliptik Länge und Breite, dasselbe, was in Beziehung auf den Aequator gerade Aufsteigung und Abweichung sind, aus dieser berechnet werden können. Die genaueste Beobachtung der Lage der Fixsterne, welche in den Sterncatalogen angegeben wird, macht die feste Grundlage aus, auf welcher erst die Beobachtung der Lage der Sonne, des Mondes und der Planeten beruht, deren Bewegungen nun insbesondere die theoretische Astronomie erklärt. Zuerst finden wir, daß die ungleichförmige Bewegung der Sonne und des Mondes sich durch Annahme ihrer Bewegung in einem etwas excentrischen Kreise, d. h. einem solchen, dessen Mittelpunkt nicht genau unsere Erde ist, ziemlich gut darstellen lasse, und denken wir uns die Planeten um einen gewissen Punkt sich im Kreise drehend, während zugleich jener Mittelpunkt dieses Kreises sich um unsere Erde bewegt, so sehen wir, daß durch diese Bewegung in sogenannten Epicykeln (ptolemäisches System) die oben angegebenen Erscheinungen der Planeten ungefähr erfolgen müssen. Genauere Beobachtungen lehren uns nun noch, daß die Sonne selbst der Mittelpunkt jener Kreise sey, die Planeten sich also um die Sonne, und diese mit den Planeten um unsere Erde sich bewege (tychonisches System); alle Erscheinungen würden aber auch offenbar dieselben bleiben, wenn wir, statt die Sonne um die Erde, sich diese nebst ihrem Monde um jene herumbewegen ließen, so daß die Erde in die Stelle der Planeten träte, und denken wir uns dieselbe noch täglich von Westen nach Osten um ihre Achse sich drehend (denn daß die Erde selbst eine Kugel von 1720 geographische Meilen im Durchmesser sey, ist durch astronomische und andere Beobachtungen und Messungen entschieden), (s. Art. Erde), statt des täglichen scheinbaren Laufs des Himmels, als festen Himmelsgewölbes mit Sonne, Mond und Planeten von Osten nach Westen um die Erde, (welche als wirklich anzunehmen, eine Drehung des Himmels mit den unzähligen Sternen in der erstaunlichsten Weite von uns, unter denen dann Sonne, Mond und Planeten doch wieder ihre eigene unabhängige Bewegung hätten, als die äußerste Absurdität erschiene! Uebrigens lehren auch die Beobachtungen, daß alle übrigen Planeten sich um ihre Axe drehen, so wie auch der Mond, und zwar dieser genau in derselben Zeit, als er selbst um die Erde sich bewegt, weswegen er uns auch immer dieselbe Seite zuwendet); so haben wir das copernicanische Weltsystem. Doch genau ließen sich die Beobachtungen in jenen excentrischen Kreisen noch nicht darstellen, und bei näherer Nachforschung findet sich, daß die Bahnen der Planeten Ellipsen sind, in deren einem Brennpunkte die Sonne sich befindet, so wie ebenfalls der Planet im Brennpunkte der Ellipsen seiner Trabanten, und daß sie in diesen Ellipsen von der Sonne aus gesehen in gleichen Zeiten gleiche Winkel oder Bogen am Himmel beschreiben. Auch verhalten sich die Quadrate der Umlaufszeiten zweier Planeten zu einander, wie die Würfel ihrer mittlern Entfernungen von der Sonne, und auf diesen drei sogenannten kepplerschen Gesetzen beruhet die ganze theoretische Astronomie. Nun fragt sich noch, auf welche Art die Entfernung eines Himmelskörpers von der Erde bestimmt werden könne. Ist in einem Dreiecke die Grundlinie nebst zwei Winkeln an derselben gegeben, so kann man daraus bekanntlich nach trigonometrischen Lehrsätzen die beiden an-

dern Seiten, oder die Entfernung des Scheitelpunkts des Dreiecks von den Endpunkten der Grundlinie berechnen. Man brauchte also nur an zwei Orten der Erde, deren Entfernung von einander bekannt ist, die Winkel, den die Linien zu dem Himmelskörper mit der Basis von einem Orte zum andern machen, zu messen, woraus man denn die Entfernung des Sterns von beiden Orten selbst berechnen kann. Der Winkel in der Spitze des Dreiecks am Sterne heißt die Parallaxe, welche wir immer in Rechnung bringen müssen, um Beobachtungen der Planeten an der Oberfläche der Erde auf ihren Mittelpunkt zu reduciren, und die Grundlinie jenes Dreiecks wird alsdann dem Halbmesser der Erde selbst gleich. Für die Fixsterne ist diese Parallaxe gleich Null, d. h. dieselben sind so weit von uns entfernt, daß der Halbmesser der Erde gegen ihre Entfernung ganz verschwindet, und noch mehr, selbst keine jährliche Parallaxe ist bei den meisten Fixsternen bemerkbar, d. h. die ungeheure Linie von mehr als 40 Millionen Meilen, um welche die Erde bei ihrem jährlichen Umlauf um die 20 Million Meilen von ihr entfernte Sonne ihren Ort im Raume ändert, ist nur ein Punkt gegen die Entfernung der Fixsterne. Durch die Bewegung der Erde um die Sonne wird aber eine andere nur scheinbare Veränderung in dem Stande der Sterne bewirkt, welche Abirrung des Lichts heißt, weil, da das Licht doch einige Zeit braucht, um einen gewissen Raum zu durchlaufen, in dem Augenblicke, als ein Lichtstrahl von einem Himmelskörper ausging, die Erde sich an einem andern Orte im Raume befand, als in dem Moment, wo er auf derselben anlangt, daher wir den Stern in einer dadurch veränderten Richtung sehen. Beobachtungen hierüber haben gezeigt, daß das Licht mit einer Geschwindigkeit von 40,000 Meilen in einer einzigen Zeitsecunde sich fortpflanzt. So wie wir fanden, daß die Planeten in Ellipsen sich bewegen, so zeigen die Beobachtungen auch unwidersprechlich, daß auch die unregelmäßig am Himmel umherzuirren scheinenden Cometen in fest bestimmten Bahnen und zwar in länglichten Ellipsen um die Sonne laufen. — Welches ist denn aber nun, um endlich zur physischen Astronomie überzugehen, die eigentliche Ursache jener Bewegungen? Keine andere, als die, welche den fallenden Stein zur Erde treibt, die allgemeine, allen Weltkörpern ohne Ausnahme eigenthümliche Schwerkraft oder Anziehungskraft, und daß diese im geraden Verhältnisse der Masse und im umgekehrten des Quadrats der Entfernung stehe, ist eine bloß mathematische Folge aus jenen vorher angeführten, durch Hunderttausende von Beobachtungen bestätigten, kepplerschen Gesetzen, so daß, wenn man nun umgekehrt annimmt, die Anziehungskraft nehme ab im Verhältniß des Quadrats der Entfernung, und ein Körper sey bei seiner anfänglichen Bewegung nach einer unbestimmten Richtung in der Nähe eines ihm an Masse überwiegenden Weltkörpers gekommen, so daß dieser vermöge seiner Anziehungskraft auf ihn wirken könne, sich streng erweisen läßt, daß der angezogene Körper sich in einer krummen Linie von der Gestalt eines Kegelschnitts um jenen herumdrehen müsse, und aus andern Gründen ist unter den vier Kegelschnitten, Kreis, Ellipse, Parabel und Hyperbel, die Ellipse, in welcher Planeten und Cometen wirklich sich bewegen, auch die wahrscheinlichste. Doch noch eine Betrachtung bietet sich uns hier dar, daß nämlich die wechselseitige Anziehung der Weltkörper in unserm Sonnensysteme beständig gegenseitige Störungen in ihren Bewegungen hervorbringen müsse, so daß kein Planet oder Comet in einer reinen Ellipse um die Sonne sich bewegt, sondern daß man ihn sich in jedem Augenblicke als in einer

etwas verschiedenen Ellipse befindlich denken muß, und so haben das oben erwähnte Voreilen der Nachtgleichen, die jährliche Abnahme der Schiefe der Ekliptik, die vielen Unregelmäßigkeiten in der Bewegung des Mondes u. s. w. allein hierin ihren Grund. Mit Hülfe der scharfsinnigsten mathematischen Analyse ist es gelungen, diese Störungen zu berechnen, und je genauer alle in Rechnung gebracht werden, desto genauer stimmt immer die Rechnung mit der Beobachtung. Doch ihren höchsten Triumph feierte die Analyse da, als sie zeigte, daß bei allen diesen Störungen nie das Weltgebäude selbst zusammenfallen könne, sondern unerschütterlich feststehe, weil sie streng bewies, daß die Umlaufszeiten der Planeten nur von Zeit zu Zeit wiederkehrende periodische Störungen, keine, immer in einem Sinne fortwirkende Säcularstörungen erleiden, daß die Umlaufszeiten daher nie Null werden, oder, was dasselbe sagt, die Planeten nie mit der Sonne zusammenfallen können. — Aber eine so hohe und umfassende Wissenschaft, von der hier nur ein schwacher Umriß gegeben werden konnte, war nicht das Werk weniger Jahre. Bei den Aegyptiern, wo wir oben ihre Geschichte verließen, machte Hipparch 160 J. v. Chr. G. Epoche durch seine vielen Beobachtungen und einen großem Fixsterncatalog, und nach ihm, im zweiten Jahrhundert n. Chr. G., wurde Ptolemäus berühmt durch seinen Almagest und das von ihm erfundene System der Epicykeln, als die Astronomie bald nachher hier verlosch, und erst im Anfang des neunten Jahrhunderts, unter der glücklichen Regierung Almamums, bei den Arabern wieder anfing aufzublühen, mit deren Herrschaft in Spanien sie sich im elften Jahrhundert, während das übrige Europa noch in tiefer Finsterniß lag, auch dorthin verbreitet, wo Alphons X., König von Castilien, 1252 n. Chr. G. die verbesserten astronomischen Tafeln, die unter dem Namen der alphonsinischen bekannt sind, verfertigen ließ, bis endlich auch in Deutschland, in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, unter Regiomontanus und Walther, die Wissenschaft anfing, einige Fortschritte zu machen, indeß zu gleicher Zeit im entfernten Asien, zu Samarkand in Bactrien, der Tatarenfürst Ulugh Beigh, der in seiner Hauptstadt die Astronomen ganz Persiens und anderer Länder versammelte, große Instrumente aufstellen, eine Menge von Beobachtungen sammeln und astronomische Tafeln verfertigen ließ. Doch mit Copernicus, dem unsterblichen Erfinder des nach ihm benannten Weltsystems, begann für die Astronomie eine neue Periode, und nun gehörte nur noch ein Tycho de Brahe dazu, um auch in der praktischen Astronomie eine neue Epoche, vorbereitet durch die Bemühungen des Landgrafen Wilhelm IV. zu Cassel, zu begründen. Auch nur dem unermeßlichen Schatze von Tycho's Beobachtungen verdankt Keppler's Genie die Gesetze über die elliptische Bewegung der Planeten, und nachdem im siebzehnten Jahrhundert Männer wie Landsberg, Galilei, Longomontan, Riccioli, und vor allen Hevel, Huyghens, Dominicus Cassini sich die größten Verdienste um die Astronomie erworben hatten, und Flamsteed seine schönen Beobachtungen anfing, legte der große Newton zu Ende dieses Jahrhunderts, veranlaßt durch die Beobachtung des Falls der Körper, den Grund zur physischen Astronomie, und so konnte dann auf den Beobachtungen eines Halley, Flemsteed, La Caille, Bradley, Tobias Mayer, Maskelyne, Herschel, La Lande, Piazzi und von Zach, und auf den theoretischen Bemühungen eines Clairaut, Euler, Lagrange, La Place, Gauß und vieler anderer berühmten Männer, die

Astronomie des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts sich erheben, während ersteres sich noch durch die Entdeckung des Uranus 1781 von Herschel, und der Anfang des letztern sich schon durch die Entdeckung von vier neuen Planeten, der Ceres 1801 von Piazzi, der Pallas 1802 von Olbers, der Juno 1804 von Harding, und der Vesta 1807 gleichfalls von Olbers, auszeichnete. Und so weit, kann man sagen, ist durch die vereinten Anstrengungen jener Männer die Wissenschaft gediehen, daß, wenn man sich dem Menschen die Kraft verliehen dächte, einen Körper von der Erde so weit wegzuschleudern, daß er nicht wieder auf sie zurückfiele, und nur Richtung und Stärke des Wurfs gegeben wären, man im voraus bestimmen könnte, welche Bahn im Raume dieser neugeschaffene Weltkörper auf ewige Zeiten beschreiben würde. — Wen Beobachtungen über die Natur und Größe des Weltgebäudes besonders interessiren, der wird in Kants allgemeiner Naturgeschichte und Theorie des Himmels, in Herschels Abhandlungen über den Bau des Himmels, in Bode's allgemeinen Betrachtungen über das Weltgebäude, und in La Place exposition du système du monde reichhaltigen Stoff finden, und über die eigentlich mathematischen Theile der Astronomie werden die größern Werke über dieselbe von La Lande, Schubert, Delambre und Andern, und für weniger mathematische Leser Bode's Schriften und Schuberts populäre Astronomie hinreichende Auskunft geben. — (Man vergl. übrigens nebst mehreren andern besonders die Art. Ekliptik, Erde, Fixsterne, Planeten rc.) L.

Asyl, eine Freistätte, wo Verbrecher hinfliehen können, und vor allen Agriffen gesichert sind. Bei den Alten gewährten Tempel, Götterbilder, Altäre rc. eine solche Zuflucht, und es war ein Frevel gegen die Götter, einen dahin Geflüchteten mit Gewalt herauszureißen. Die Mißbräuche aber, die daraus entstanden, gaben bisweilen Gelegenheit, auf die Heiligkeit eines solchen Asyls nicht zu achten, wie die Lacedämonier gegen Pausanias im Tempel der Minerva thaten. Ja man pflegte wohl einen auf solche Weise Geflüchteten entweder auszuhungern, oder Feuer um die Freistätte anzulegen, um ihn so zur Flucht zu nöthigen. Jedoch hatten nicht alle Tempel und heilige Oerter das Recht der Freistätte, sondern nur die dazu besonders geweihten. Kaiser Tiberius schaffte sie, den Tempel der Juno und des Aesculap ausgenommen, fast gänzlich ab. Jener heidnische Gebrauch ging inzwischen auf das Christenthum über; schon unter Constantin d. G. wurden die christlichen Kirchen Freistätten der Unglücklichen, welche die bürgerliche Gerechtigkeit oder die Gewaltthätigkeit ihrer Feinde verfolgte. Der jüngere Theodosius dehnte dies Privilegium 431 auf alle Höfe, Gänge, Gärten und Häuser aus, die zum Gebiete der Kirchen gehörten; auch die Franken bestätigten es, und die Synode zu Toledo 681 erweiterte die Freistätten bis dreißig Schritte von jeder Kirche, und seitdem galt dies kirchliche Recht in der ganzen catholischen Christenheit, und erhielt sich, so lange die Unabhängigkeit des päpstlichen Regiments bestand, in Italien unangetastet. Es war als eine Schutzwehr gegen den wilden Geist der Jahrhunderte nach der Völkerwanderung, der alles unsicher machte, sehr wohlthätig, aber begreiflicher Weise auch eine Veranlassung, die bürgerlichen Strafen in kirchliche zu verwandeln, die landesherrliche Gerichtsbarkeit zu umgehen, und den Bezirk der geistlichen zu erweitern. Daher wurde es in neuern Zeiten von den meisten Regenten und durch die Einführung der französischen Constitution auch in Rom abgeschafft. R.

Atabalipa oder Atahualpa, letzter König von Peru, aus dem Geschlechte der Inka's, hatte seinen Bruder Huascar, der ihm die Krone streitig machte, besiegt, als 1525 die Spanier unter Pizarro in seine Staaten eindrangen. Der letztere nahm ihn treuloser Weise gefangen und ließ ihn 1533 tödten. (S. Pizarro.)

Atalanta. Dieses Namens kommen in der Mythologie zwei vor, welche von den alten Mythographen öfters sind verwechselt worden. Die eine war die Tochter des Jasus und der Clymene, berühmt als bogenkundige Jägerin. Sie erlegte mit ihren Pfeilen die Centauren Rhökus und Hyläus, die ihr Gewalt anthun wollten, zog mit den Argonauten nach Colchis, und war nachher bei der Jagd des kalydonischen Ebers, dem sie den ersten Wurf beibrachte, weßhalb Meleager, der sie liebte, ihr den Preis des Kampfes, Kopf und Fell des Ebers, darreichte. Die andere war des Schöneus Tochter, gleich berühmt durch ihre Schönheit, wie durch ihre Schnelligkeit im Wettlauf. Jener Eigenschaft und dieser Fertigkeit sich bewußt, machte sie ihren Freiern harte Bedingungen. Jeder sollte mit ihr einen Wettlauf bestehen; er lief unbewaffnet voran, sie folgte mit einem Speer bewaffnet. Holte sie ihn nicht ein, so war sie die Seine, holte sie ihn aber ein, so war der Tod sein Loos, und sein Kopf ward am Ziele aufgesteckt. Verschiedene hatte schon der Tod getroffen, als Hippomenes, des Megareus Sohn, sie durch der Venus Hülfe überlistete. Ihm hatte die Göttin einige goldene Aepfel gegeben, die er während des Laufs ihr von Zeit zu Zeit in den Weg warf. Atalanta versäumte sich, sie aufzuheben, und Hippomenes erreichte vor ihr das Ziel. Ihre Sprödigkeit verwandelte sich jetzt in so unmäßige Begierde, daß sie sogar den Tempel der Cybele, bei welchem der Wettlauf gehalten worden, entweihte. Die erzürnte Göttin verwandelte zur Strafe beide in Löwen; als solche zogen sie fortan den Wagen derselben.

Ate, die Göttin der Schuld, des Unrechts und der Beleidigung, von der Homer sagt:

Die Göttin wirkt ja zu allem,
Zeus erhabene Tochter, die Schuld, die alles bethöret,
Schreckenvoll; leicht schweben die Füß' ihr; nimmer den Grund auch
Nahet sie, nein, hoch wandelt sie her auf den Häuptern der Männer,
Reizend die Menschen zum Fehl, und wenigstens einen verstrickt sie.

Als sie den Zeus bei des Herkules Geburt zu Pralereien verleitet hatte, wodurch er von der eifersüchtigen Here überlistet ward, faßte derselbe sie zornig bei den glänzenden Locken, schleuderte sie auf die Erde und schwur, daß sie nie in den Olymp zurückkehren solle. Sie stürzte auf die Werke der Menschen, und waltet seitdem verderblich. Hesiod nennt sie eine Tochter der Eris.

Athalia, die Tochter Achabs, Königs von Israel, und Gemahlin Jorams, Königs von Juda, ein ruchloses, herrschsüchtiges, grausames Weib, die nach dem Tode ihres Sohnes Ochozias sich durch die Ermordung von 42 Prinzen aus königlichem Blute den Weg zum Throne bahnte. Sie herrschte sechs Jahre; im siebenten Jahre setzte der Hohepriester Joiada des Ochozias jungen Sohn, Joas, den Jocohed gerettet und heimlich im Tempel auferzogen hatte, wiederum auf den Thron seiner Väter. Athalia, herbeigezogen durch den Lärmen des Volks, das von allen Seiten hinzuströmte, der Krönung des Joas beizuwohnen, trat mit der Menge in den Tempel, wo die Feierlichkeit vorwärts ging. Bei dem Anblick des neuen Königs, der auf dem Throne

saß, umringt von den Priestern, Leviten, Großbeamten des Reichs und dem jauchzenden Volke, gerieth sie außer sich, zerriß ihre Kleider und schrie Verrath. Joiada ließ sie sogleich durch Trabanten außerhalb des Bezirks des Tempels führen, mit dem Befehl, jeglichen niederzuhauen, der sie vertheidigen wollte; an der Thür ihres Palastes aber ward sie selbst, ohne den geringsten Widerstand, umgebracht. Dies geschah ungefähr 877 Jahre vor Chr. G. Die Altäre des Baal, die sie wieder hatte aufrichten lassen, wurden umgestürzt, und das Bündniß mit dem Herrn, das die Abgöttische zerrissen hatte, erneuert. Diese Geschichte hat den Stoff zu Racine's Tragödie Athalia gegeben, die als das erste Meisterwerk des französischen Theaters betrachtet wird.

Athamas, des Aeolus und der Enareta Sohn, beherrschte einen Theil von Böotien. Mit Nephele vermählt, erzeugte er Helle und Phrixus, nachher, von ihr getrennt, mit seiner zweiten Gemahlin Ino den Learchus, Melicertes und die Eurykleia. Ino beschloß, der Nephele Kinder aus dem Wege zu räumen, verursachte einen gänzlichen Mißwachs, und bestach des Athamas Abgesandte zum Orakel, welche des Unglücks Ursach erkunden sollten, daß sie die Antwort brächten, der Nephele Kinder müßten geopfert werden. Diesen Gedanken hatte ihr Juno, der sie als des Bacchus gewesene Amme verhaßt war, eingegeben, um sie zu verderben. Aber ihre arglistigen Plane schlugen fehl, Nephele entrückte ihre Kinder mittelst des goldenen Widders, und die Abgeordneten entdeckten Ino's Verrath, die des Athamas Rache nicht entgangen seyn würden, hätte nicht der dankbare Bacchus seine Pflegerin entrückt. Athamas wähnte, sie hingerichtet zu haben, und vermählte sich zum dritten Male mit Themisto, des Hypseus Tochter, mit der er mehrere Söhne erzeugte. Aber Ino trat wieder auf, gewann seine Liebe aufs neue, und reizte dadurch Themisto zur Eifersucht, in welcher sie beschloß, der Ino Kinder zu ermorden. Zu diesem Behuf verordnete sie, die Lager von Ino's Kindern mit schwarzen, die ihrer eigenen mit weißen Decken zu belegen. Ino, mißtrauend, verwechselte die Decken, und die so irre geleitete Themisto ermordete ihre eigenen Kinder, worüber sie in Verzweiflung sich erhenkte. Aber auch hier erzählen Andere anders. Durch Juno's Zorn verfiel Athamas in Raserei, in welcher er Ino mit ihren Kindern für eine Löwin mit ihren Jungen ansah. In diesem Wahn ergriff er den Learch und schmetterte ihn gegen einen Stein; Ino aber verfolgte er, bis sie, den Melicertes im Arm, sich ins Meer stürzte. Mit Blutschuld belastet, verließ darauf Athamas Böotien, ging nach Phthiotis, wo er Alos erbaute, und sich jetzt erst mit Themisto vermählte. Nach Pausanias aber wendete er sich zu Andreus, der ihm die Gegend um den Berg Laphystia abtrat, welche später an des Phrixus Kinder kam.

Atheismus, Gotteslaugnung, wird als Lehre und System dem Theismus, als Denkart und Gesinnung dem Glauben und der Religiosität entgegengesetzt. Darauf gründet sich die Unterscheidung zwischen theoretischem und praktischem Atheismus, welcher letztere jedoch passender Unglaube und Irreligiosität genannt wird. Außerdem kann man ihn in einen skeptischen, welcher die Möglichkeit des Daseyns Gottes zugibt, und in einen dogmatischen eintheilen, welcher das Nichtseyn Gottes zu erweisen versucht. Es entspringt aber der Atheismus entweder aus dem Skepticismus, welcher die Realität aller menschlichen Erkenntniß bestreitet, das Denken für ein bloßes Spiel mit Vorstellungen, denen keine Gegenstände entsprechen, erklärt, und läugnet,

daß der Mensch irgend etwas mit Sicherheit zu erkennen vermöge, oder zweitens aus der Verkennung der verschiedenen Gebiete der menschlichen Erkenntniß und dem Verlangen da schauen und wissen zu wollen, wo dem Menschen nur zu glauben vergönnt ist, oder endlich, und zwar am öftersten, aus dem Wahne, daß der Mensch keine höhere, von dem Sinnlichen verschiedene Natur in sich trage, daß seine Ideen von Recht und Pflicht nicht aus ursprünglichen und nothwendigen Anlagen seines Gemüthes hervorgingen, sondern nur zufällige Wirkungen der Erziehung und des Staates wären, und daß er mithin keine sittliche Bestimmung habe. Da es vornehmlich das Bewußtseyn seiner höhern Natur und sittlichen Bestimmung ist, was den Menschen zu Gott führt, und zwischen der Philosophie und den Sitten jedes Zeitalters ein wechselseitiger, leicht begreiflicher Zusammenhang Statt findet, so ist es sehr natürlich, daß der Atheismus besonders in den Zeiten des Sittenverderbens zu entstehen und Eingang zu finden pflegt. Das war der Fall unter den Griechen seit den Zeiten des Perikles, wo die eben so atheistische als antimoralistische Lehre vieler Sophisten auf der einen Seite aus der frivolen Denkart und Genußliebe des Zeitalters hervorging, und auf der andern wieder dazu diente, das Laster und den Unglauben sicher zu machen. Das war der Fall unter den Römern seit den Zeiten Augusts, wo keine Lehre mehr Eingang fand, als die Lehre Epikurs, welche Gott und die göttlichen Dinge läugnete, in der Natur nichts als das Wirken eines blinden Zufalls erkannte, und den Genuß für die letzte Bestimmung des Menschen erklärte. Das war der Fall in Frankreich in den Zeiten vor der Revolution, wo es sich die Encyclopädisten und viele andere Schriftsteller, namentlich der Verfasser des Système de la Nature, zum Zwecke ihrer schriftstellerischen Thätigkeit machten, die religiösen Ideen zu bestreiten, und den Glauben in den Gemüthern der Menschen zu zerstören. Wie weit aber auch in solchen Zeiten der Atheismus sich ausbreite, nie kann er allgemeine Ansicht werden; denn unabweisbare Bedürfnisse des Geistes und des Herzens führen den Menschen zu Gott, und nie kann der in solchen Bedürfnissen gegründete Glaube, welcher allein den Menschen mit Tugendliebe zu erfüllen, und über das Schicksal zu erheben vermag, untergehen. Das unverdorbene, tugendliebende Herz führt zu eben dem Resultate, in welchem die Forschung der weisesten Denker von **Sokrates** und **Plato** bis auf **Leibniz** und **Kant** geendigt hat, zu dem Resultate, daß über die menschlichen Dinge ein Gott walte, den der Mensch zwar nicht zu schauen, aber im Glauben zu ergreifen vermag. N.

Athen, die Hauptstadt von Attika, einst der blühendste Sitz der Künste und Wissenschaften, die Wiege der Humanität, der Sammelplatz der berühmtesten Männer Griechenlands, und eine lange Zeit das Haupt der griechischen Städte (s. **Attika**), ist gegenwärtig zu einem unbedeutenden Ort, Athinia, mit etwa 8000 Einwohnern in dem Paschalik von Negropont herabgesunken, und von der ehemaligen Herrlichkeit seiner Tempel und Gebäude zeugen nur noch einzelne Ruinen, von denen unter andern Choiseul Gouffier eine ausführliche Beschreibung gegeben hat. Der berühmte Hafen Piräeus, jetzt Porto Leone genannt, wird wegen seiner Sicherheit noch gern von den Schiffern besucht.

Athene, s. **Minerva**.

Aether. Dieses Wort kommt in der Physik in doppelter Bedeutung vor. In der eigentlichen Naturlehre versteht man darunter eine äußerst feine elastische Flüssigkeit, von der die Physiker, um die Gesetze

verschiedener Erscheinungen in der Natur zu bestimmen, annehmen, daß sie durch den ganzen Weltenraum verbreitet ist. Erweisen läßt sich ihr Daseyn nicht, weßhalb auch über die eigentliche Beschaffenheit dieser feinsten Flüssigkeit durchaus nichts angeführt werden kann, und die Naturforscher in ihren Meinungen sehr von einander abweichen. Newton, der allen Hypothesen abgeneigt war, glaubte nicht nur an das Daseyn des Aethers im Weltraume, sondern erklärte aus demselben den Zusammenhang der Theile eines Körpers, den er nach seiner Meinung durch einen Druck oder Stoß verursache, und leitete das Gesetz der Schwere von ihm ab. Nach Euler ist der Aether fast 39 Millionen Mal dünner, und 1278 Mal elastischer als die atmosphärische Luft. — In der Chemie bedeutet Aether (Naphtha) eine feine, durchsichtige, sehr leichte, flüchtige, entzündliche Flüssigkeit von meist weißlicher Farbe und angenehmen, durchdringenden Geruch, die mittelst der Säuren aus Alkohol oder höchst gereinigtem Weingeist erzeugt wird, und nach der Verschiedenheit dieser Säuren verschiedene Namen hat. Der Aether ist überaus flüchtig, und wird in der Medicin als ein stark auf die Nerven wirkendes Mittel gebraucht. Auch in den Künsten wird der Aether mannichfaltig angewendet, z. B. zur Auflösung des elastischen Harzes, des Kopals u. s. w.

Aethiologie, die Lehre von den Ursachen einer Sache oder Erscheinung, z. B. in der Medicin, die Lehre von den Ursachen der Krankheiten.

Aethiopier, ein unbestimmter Name, womit in den frühesten Zeiten alle Völker von dunkler oder schwarzer Farbe, sowohl in Asien als in Afrika, bezeichnet wurden. Homer setzt daher Aethiopien in den Aufgang und Niedergang. Später werden darunter die Bewohner Abyssiniens, so wie unter Aethiopien Abyssinien verstanden. (Vergl. dieses und Habesch.)

Athleten hießen eigentlich die Theilnehmer an jedem Wettstreite, mithin verstand man darunter auch die Jünglinge, die in den Gymnasien körperliche Uebungen anstellten, um sich abzuhärten und zur Führung der Waffen geschickt zu machen. Im engern Sinne nannte man aber Athleten diejenigen, die aus der Athletik oder Gymnastik ihr Hauptgeschäft machten, besonders Ringer und Faustkämpfer. Ihre Bestimmung war, bei feierlichen Gelegenheiten öffentlich zu kämpfen, und ihre Lebensweise diesem Zweck gemäß. Sie wurden wohl genährt, und mußten sich der Liebe enthalten. Bevor sie aber zu öffentlichen Kämpfen gelassen wurden, untersuchte man eines Jeden Geburt, Sitten, Stand und Verhalten; ein Herold rief seinen Namen öffentlich aus und foderte jedermann auf, zu sprechen, wenn er etwas Nachtheiliges von ihm wisse. Erst nach bestandener Prüfung, und nachdem der Athlet einen Eid geschworen, daß er allen Erfordernissen genügt habe, und die Kampfgesetze genau beobachten wolle, bekam er die Erlaubniß zu kämpfen. Die Paare der Kämpfer wurden durch das Loos bestimmt. Den Sieger belohnte nicht nur der Beifall der Menge, sondern auch Kronen und Statuen. Man führte ihn im Triumph auf, schrieb seinen Namen in die öffentlichen Verzeichnisse, nannte die Olympiade nach ihm, und Dichter priesen ihn in Lobgesängen. Auch bewilligte man ihm Freiheiten, einen Jahrgehalt und bei den feierlichen Spielen den vornehmsten Platz. Besondere Ehren erwies ihm seine Vaterstadt, denn alle seine Mitbürger theilten seinen Ruhm.

Athmen ist die Verrichtung des thierischen, mithin auch des menschlichen Körpers, die in einer abwechselnden Erweiterung und Verengerung der Brust besteht, wodurch Luft in die Lungen gezogen und wiederum herausgetrieben wird. Es macht mit dem Blutumlauf, mit dem es in enger Verbindung steht, den Grund des thierischen Lebens aus. Das Hauptorgan des Athmens ist die Lunge, deren Blutgefäße durch die wechselsweise Aufschwellung und Verengerung der Lungenbläschen, bald angespannt, bald erschlafft werden. Durch diese fortwährende Bewegung wird das Blut feiner bearbeitet, und werden ihm gewisse heilsame Theile aus der eingeathmeten Luft zu-, und andere schädliche oder nicht mehr brauchbare abgeführt. Es findet nämlich beim Einathmen eine Zersetzung der atmosphärischen Luft (s. d.) Statt; das Sauerstoffgas wird dem Blute oder überhaupt dem Körper zugeführt, dagegen das Stickgas unverändert, das kohlensaure Gas aber vermehrt wieder ausgeathmet. Ein erwachsener Mensch athmet bei jedem Zuge 40 Cubikzoll Luft ein, und wiederholt dies in einer Minute ungefähr 18 Mal; folglich verschluckt er in dieser Zeit 720 Cubikzoll Luft, wovon sich 36 Cubikzoll in kohlensaures Gas verwandeln. Ein Theil des Sauerstoffgases der atmosphärischen Luft verwandelt sich beim Einathmen in Wasser und geht in wässerigen Dünsten, die bei einer Temperatur von 40 Grad Reaumur sichtbar sind, aus dem Körper. Aus allen Beobachtungen erhellt zur Genüge, daß das Sauerstoffgas zum thierischen Leben unumgänglich nöthig ist. Wie es nach dem Einathmen im Körper wirke, darüber sind die Meinungen noch verschieden. Einige nehmen an, daß sich dieses Gas wirklich mit dem Blute in den Blutadern oder Venen verbinde, und die Röthe desselben verursache; Andere bezweifeln diese wirkliche Verbindung und glauben, daß sich aus dem Blute der Venen bloß gekohltes Wasserstoffgas beim Athmen absondere und sich mit dem Sauerstoffgas verbinde, und daher entstehe das kohlengesäuerte Gas beim Ausathmen. Aus der Verbindung des Wasserstoffgases mit dem Sauerstoffgas der atmosphärischen Luft entständen Wasserdämpfe, welche ausgeathmet werden, und die aus dem Schwarzen ins Rothe übergegangene Farbe des Blutes rühre allein von dem Verluste des gekohlten Sauerstoffgases her. — Mit dem Athmen hängt auch die thierische Wärme zusammen, welche wenigstens bei den Säugethieren und Vögeln größer ist, als die Temperatur der sie umgebenden Luft. Sie hat nach Girtanners Theorie darin ihren Grund, daß der Sauerstoff mit dem venösen Blute verbunden, mittelst der Circulation in den Arterien durch alle Theile des Körpers verbreitet wird, sich mit ihnen verbindet, und die darin befindliche Wärme frei macht.

Athos, eins der höchsten Gebirge von Macedonien, auf dessen Gipfel einst fünf Städte lagen. Jetzt heißt der Berg Monte Santo. Auf ihm wohnen in 28 Klöstern ungefähr 6000 Mönche, die bei den Griechen in besonderm Ansehen stehen. Sie führen ein strenges und arbeitsames Leben, und sammeln in Rußland, der Wallachei, Moldau u. s. w. jährlich Almosen ein, um ihren beträchtlichen Tribut an den Bostangi-Bascha und den Sultan bezahlen zu können. Die Klöster und Kirchen auf dem Berge Athos sind die einzigen in der Türkei, welche Glocken haben.

Atlantis, bei den Alten der Name einer Insel in dem atlantischen Ocean, von der ihnen durch einzelne kühne Schiffer, die sich

in früher Zeit in das Weltmeer hinaus gewagt hatten, dunkele Kunde zugekommen war. Ueber die Lage derselben mußten ihre Angaben natürlich sehr unzuverlässig seyn, und da sie sie in eine Gegend setzten, wo sich in späterer Zeit keine Insel fand, so waren sie der Meinung, daß sie untergegangen sey.

Atlas, die hohe Gebirgskette in der äußersten von den Alten gekannten Westgegend von Afrika, welche durch Entfernung, Lage und Gestalt das Colorit des Wunderbaren erhielt. Die Mythologie der Griechen schuf dies Gebirge zu einem Titanen, einem Sohne des Japetus und der Clymene, der Tochter des Oceanus. Zeus, der Titanen Besieger, verurtheilte ihn, zur Strafe das Himmelsgewölbe zu tragen, welche Dichtung durch seine himmelanstrebende Höhe entstand. Er war mit Weisheit begabt, und spätere Sagen legen ihm mannichfaltige Kenntnisse bei, besonders in der Astronomie. Mit der Pleione, des Oceanus Tochter, erzeugte er sieben Töchter, die unter dem Namen der Plejaden (nach dem Vater hießen sie auch Atlantiden) am Himmel glänzen. Nach Andern war er auch der Vater der Hyaden. Von diesem Gebirge hat das ganze Meer zwischen den Westküsten Europa's und Afrika's und den Ostküsten Amerika's bis zum Eismeere den Namen des atlantischen Oceans.

Atmosphäre, Dunstkugel, wird zunächst die Luft, die unsern Erdball von allen Seiten umgibt, so daß er gleichsam in ihr zu schwimmen scheint, im weitesten Sinne aber jede Masse feiner elastischer Flüssigkeiten genannt, von welcher ein Körper allenthalben umgeben ist. Man spricht daher von einer Atmosphäre der Sonne, des Mondes, der Planeten, elektrischer, magnetischer Körper u. s. w., deren Daseyn zwar nicht streng erwiesen, aber mit mehr oder weniger Gründen wahrscheinlich gemacht werden kann. Gewiß aber ist es, daß unsere Erde eine Atmosphäre hat, worunter wir, wie aus obiger Erklärung folgt, die sie allenthalben umgebende Luft- und Dunstmasse verstehen; daher wir sie auch Luft- oder Dunstkreis nennen. Vermöge ihrer Schwere ist die Atmosphäre unzertrennlich mit der Erde verbunden, und folgt sowohl ihrer täglichen als jährlichen Bewegung. Sie drückt auf die Erde nach den Gesetzen schwerer elastischer Flüssigkeiten. Ihr gesammter Druck ist ihrem Gewicht gleich, wirkt aber, wie der Druck aller andern schweren elastischen Flüssigkeiten, von allen Seiten. Wird nun durch irgend einen Umstand an einem Orte ein stärkerer Druck verursacht, so nimmt man besondere Erscheinungen und Wirkungen wahr, die so lange fortdauern, bis das Gleichgewicht wieder hergestellt ist. So steigt z. B. in der Röhre einer gewissen Pumpe das Wasser, seiner Natur und den Gesetzen der Schwere zuwider, in die Höhe, sobald zwischen demselben und dem in die Höhe gezogenen Kolben ein luftleerer Raum in der Röhre entsteht. Die Ursache davon ist das aufgehobene Gleichgewicht, indem die Luft fortwährend auf das außerhalb der Röhre, nicht aber auf gleiche Weise auf das innerhalb der Röhre befindliche Wasser drückt, weil innerhalb der Röhre keine Luft vorhanden ist. Durch diesen Druck wird das Wasser, wenn die Röhre lang genug ist, bis 32 Fuß emporgetrieben. Dies ist das Gewicht, mit welchem die Atmosphäre auf die Erde drückt, und welches eben so viel beträgt, wie der Druck eines 32 Fuß hohen Oceans, wenn ein solcher über dem ganzen Erdball verbreitet wäre. Hieraus ergibt sich, daß die Atmosphäre auf dem menschlichen Körper, nimmt man diesen zu 32 Quadratfuß an, bei-

28 Zoll Barometerhöhe mit einem Gewicht von 34,440 Pfund ruht. Daß der Mensch diesen Druck nicht empfindet, kommt daher, weil die Luft ihn von allen Seiten umgibt, überdies auch in seinem Innern befindlich ist, vermöge ihrer Elasticität von allen Seiten, so wie von innen nach außen wirkt, und also der über dem Körper befindlichen Luft das Gleichgewicht hält. Auf dem Drucke der Luft beruht überhaupt die ganze Wirkung des Saugens. Die Alten, die solche auch wahrnahmen, wußten sie nicht anders als durch einen Abscheu der Natur gegen den leeren Raum zu erklären. Daß die Atmosphäre nicht einerlei Dichtigkeit habe, läßt sich schon daraus vermuthen, daß die untern Gegenden die Last der obern mitzutragen haben, wodurch sie mehr zusammengepreßt und dichter werden. Versuche bestätigen dies vollkommen. Dem Gesetze des Mariotte gemäß, nimmt die Dichtigkeit der Atmosphäre in geometrischer Progression ab, so wie die Höhen in arithmetischen Progressionen zunehmen. Bis an die äußersten Grenzen der Atmosphäre mag indeß auch dies Gesetz nicht Statt finden, weil dort die Luft, frei von allem Drucke, völlig in ihrem natürlichen Zustande, d. h. ohne irgend eine Aeußerung der Elasticität seyn muß. Die Höhe der Atmosphäre ist von den Physikern, theils nach dem Drucke, den sie ausübt, theils nach der Dämmerung (indem anzunehmen ist, daß die Luft, so weit sie Licht zurückwirft oder Erleuchtung annimmt, zu unserm Planeten gehört), auf acht geographische Meilen geschätzt worden. Ihrer Gestalt nach ist die Atmosphäre als ein Sphäroid zu betrachten, welches unter dem Aequator wegen der ununterbrochenen Schwungkraft, welche daselbst Statt findet, und wegen der großen Verdünnung der Luft durch die daselbst heftig wirkenden Sonnenstrahlen sehr erhoben ist.

Atmosphärische Luft, die Luft, in welche die Erdkugel eingehüllt ist. Sie ist aus zweierlei Luftarten zusammengesetzt. Die eine dieser Luftarten macht ungefähr drei Viertheile der atmosphärischen Luft aus, und wird **Salpeterstoffgas**, **Stickstoff** oder **phlogistische Luft** genannt; sie taugt für sich allein nicht zum Athmen, auch verlöschen die Lichter in derselben. Die andere Luftart, welche der vorhergehenden beigemischt ist, beträgt ungefähr Ein Viertheil, und heißt **dephlogistisirte Luft**, **Lebensluft**, **Sauerstoffgas** oder **Feuerluft**. Diese allein ist es, welche von lebendigen Geschöpfen geathmet werden kann, und die das Leben unterhält; nur vermittelst ihrer brennen Lichter, die in einer jeden andern Luftart verlöschen; daher der Name **Lebensluft** und **Feuerluft**. Außerdem sind der atmosphärischen Luft noch verschiedene andere Substanzen, nach Beschaffenheit der Umstände und der Ausdünstungen, beigemischt, z. B. Wasser, fixe Luft, Luftsäure u. s. w. Je höher eine Gegend ist, desto reiner ist die Luft, d. i. desto mehr enthält sie dephlogistisirte Luft; daher kommt es, daß man auf hohen Gebirgen ein Wohlbehagen empfindet, dessen man in niedrigen Gegenden nicht fähig ist. Man darf aber nicht glauben, daß dadurch das Leben verlängert wird; vielmehr verlebt man seine Tage in dieser Luft zu geschwind, so wie ein Licht in derselben zwar außerordentlich hell brennt, aber auch um so geschwinder verzehrt wird. Die Natur hat weislich in der atmosphärischen Luft eine solche Mischung getroffen, daß sie nicht mehr Lebensluft athmen läßt, als gerade zur Erhaltung unsers Lebens nöthig ist. Durch das Einathmen wird die Lebensluft mit dem Blute vermischt. Was wir wieder ausathmen, ist das Salpeterstoffgas oder

die zum Athemholen untaugliche Luft. Daher kommt es, daß, in einem verschlossenen Zimmer, in welchem viele Menschen athmen, die Luft nach und nach ihre Güte verliert: wiewohl es nicht leicht in dem Grade geschieht, daß sie zum Athmen ganz untauglich würde, da die Lebensluft, vermöge ihrer größern specifischen Schwere, immer wieder zuströmt.

Aetna, in Sicilien, einer von den drei größten feuerspeienden Bergen in Europa, dessen senkrechte Höhe 12 bis 13,000 Fuß beträgt. Die Sicilianer theilen ihn in drei Regionen oder Gegenden ab; die erste heißt die angebaute Gegend — sie ist mit Städten, Dörfern und Klöstern angefüllt, und wird von kleinen Bergen von Lava gebildet — die zweite die Holz- oder Waldgegend; die dritte die wüste oder nackte Gegend, welche mit Eis und Schnee bedeckt ist. Letzterer ist für die dortigen Länder ein unentbehrliches Bedürfniß zu kühlenden Getränken, zu denen es besser als Eis ist; und der Aetna versorgt nicht nur einen großen Theil Italiens, sondern auch die Insel Malta damit. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Vesuv bei Neapel und der Aetna nur verschiedene Theile einer Kette von Bergen sind, welche unter der Insel Lipari fortlaufen: denn man hat bemerkt, daß, wenn einer dieser Berge einen großen Auswurf macht, der andere und der Vulkan von Lipari stärker als gewöhnlich glühen; auch hat der Aetna oft mit dem Vesuv zugleich Feuer gespien. Am heftigsten hat er 1693 gewüthet, wo er 90,000 Menschen tödtete. Uebrigens verdient auch angemerkt zu werden, daß man aus dem Aetna ein Alter der Welt, das unsere Zeitrechnung übersteigt, hat beweisen wollen.

Aetolier, die Bewohner Aetoliens, ein in den alten Zeiten merkwürdiges Volk. Die ersten Stammväter waren Hellenen. In mehrere kleine Völkerschaften getheilt, hatten sie keine gemeinschaftliche Hauptstadt, sondern mit Jagd und Raub beschäftigt, machten sie sich durch Räubereien zu Lande, wie zur See, furchtbar, so wie sie denn als frei, und keinem andern Volke unterworfen, die alten griechischen rohen Sitten am längsten beibehielten. Früh schon errichteten sie den großen **ätolischen Bund**, der sich zu Therma jährlich versammelte, aber erst zur Zeit des achäischen Bundes merkwürdig wurde. Wider diesen verbanden sie sich anfangs mit den Römern bei deren Kriegen in Griechenland, schlugen sich dann, weil sie wohl merkten, daß die Römer ihre Unterdrückung beabsichtigten, auf die Seite der Macedonier, und mußten zuletzt auch das nämliche Schicksal der Unterjochung mit diesen theilen.

Atomen sind nach der Meinung mehrerer Naturforscher die nicht weiter theilbaren, wiewohl selbst noch körperlichen Grundbestandtheile der Materie. Schon Moschus aus Sidon, der noch vor dem trojanischen Kriege gelebt haben soll, war der Meinung, daß die Materie aus untheilbaren Körperchen zusammengesetzt sey. Leucipp (510 Jahre v. Chr.) stellte ein ordentliches Lehrgebäude von der Entstehung der Welt durch den Zusammenfluß der Atomen auf; Demokrit und Epikur bildeten es, letzterer mit vielen Zusätzen, weiter aus. (Siehe beide.) Epikurs Lehre haben Lucrez und unter den Neuern Gassendi vorgetragen. Cartesius bildete daraus sein System von den Wirbeln; auch Newton und Boerhaave nehmen an, daß die Materie aus einer Anhäufung fester, harter, schwerer, undurchdringlicher, träger und beweglicher Theilchen bestehe, von deren verschiedener Zusammenord-

nung die Verschiedenheit der Körper herrühre. — Das auf die Lehre von den Atomen gegründete System der Naturlehre heißt das atomistische, es wird auch Corpuscularphilosophie genannt. Ihm entgegen steht das dynamische System, welches gewisse Grundkräfte annimmt, die dem Wesen der Materie anhängen. Beide Lehrarten zählen unter ihren Anhängern große Naturforscher und Metaphysiker.

Atonie, die Erschlaffung und Abgespanntheit der Nerven und Muskeln.

Atreus, ein Sohn des Pelops und der Hippodamia. Er und sein Bruder Thyestes ermordeten aus Eifersucht auf des Vaters größere Liebe ihren Stiefbruder Chrysippus. Darauf flüchteten sie zu Eurystheus, mit dessen Tochter, Aerope, Atreus sich vermählte, und nach des Schwiegervaters Tode König von Mycene ward. Allein Thyestes, von unrechtmäßiger Liebe gegen seines Bruders Gemahlin hingerissen, entehrte dessen Bett und zeugte mit ihr zwei Söhne. Atreus verjagte, nach Entdeckung der ihm zugefügten Schmach, den Thyestes sammt den Söhnen. Allein dieser hatte, Rache dürstend, seinem Bruder heimlich einen Sohn entwandt, und denselben beredet, seinen eigenen Vater zu ermorden. Dieses Vorhaben wurde entdeckt, und der Jüngling, den Atreus für seines Bruders Sohn hielt, hingerichtet. Zu spät erfuhr der unglückliche Vater den Irrthum; die fürchterlichste Rache sollte ihm Trost gewähren. Er stellte sich versöhnt, lud den Bruder Thyestes mit seinen beiden Bastarden zu einem Gastmahle, und nachdem er sich der letztern heimlich bemächtigt und sie schlachten lassen, setzte er das gekochte Fleisch dem Thyestes vor, warf diesem nach geendigter Mahlzeit die Gebeine seiner eigenen Söhne entgegen, und entdeckte ihm mit Hohngelächter seine gräßliche Rache, über welche, wie die Dichter erzählen, die Sonne ihren Lauf zurückwandte, um eine so scheußliche That nicht zu beleuchten.

Atropos, eine von den Parzen. (S. diese.)

Attika. Diese kleine Provinz des alten Hellas, deren Hauptstadt, Athen, einst durch Gelehrsamkeit, Bildung und feine Sitten die erste Stadt der Welt war, ist eigentlich eine Halbinsel, welche nur gegen Norden mit Böotien und gegen Abend ein wenig mit Megara zusammenhängt. Die ursprüngliche Unfruchtbarkeit des Bodens schützte das Land vor fremden Einwanderungen, und die Athenienser rühmten sich einer uralten und vermischten Abstammung. Sie nannten sich Söhne des Bodens, den sie bewohnten, und gaben vor, mit der Sonne zugleich entstanden zu seyn. Sie lebten in einem rohen ungesitteten Zustande, ohne Brot, ohne Ehe und ohne Häuser in zerstreuten Hütten umher bis auf Cekrops, der uns als ihr erster eigentlicher König genannt wird. Dieser war bemüht, ihre Sitten zu mildern, und sie zu einem genußvolleren Leben zu führen. Er lehrte sie den Oelbaum pflanzen und verschiedene Getraidearten bauen, ordnete die Verehrung der Götter, und gebot, denselben von den Früchten des Landes zu opfern; er gab Ehegesetze und befahl die Todten zu begraben. Die Einwohner, die sich bald bis auf 20,000 vermehrten, theilte er in vier Stämme, vermochte sie, ihre zerstreuten Wohnsitze einander zu nähern, und gegen die räuberischen Einfälle benachbarter Einfälle mit einer Umzäunung zu umgeben. Das war der Ursprung Athens, welches damals Cekropia hieß. Einer von Cekrops Nachfolgern, ihm

gleich an Geist wie an Namen, gründete noch elf andere Städte, die sich aber in der Folgezeit gegenseitig zu befehden anfingen. Diese schändlichen Zwistigkeiten beizulegen, vermochte Theseus die sämmtlichen Staaten, sich durch ein genaues Band zu verbinden, die einzelnen Obrigkeiten abzuschaffen, und Cekropia, das nun Athen hieß, als der Hauptstadt des ganzen Landes die gesetzliche Macht über den gesammten Verein zu geben. Er selbst wollte, als der Erste im Staate, über die Beobachtung der Gesetze wachen und das Heer anführen. Das ganze Volk theilte er in drei Classen, die Vornehmen, Ackerbauern und Handwerker. Aus der ersten wurden die Obrigkeiten gewählt, welche die Heiligthümer aufbewahrten und die Gesetze erklärten. Zugleich verschönerte und vergrößerte er Athen und lud Fremdlinge ein, um das Land zu bevölkern. Nach Codrus wurde die königliche Würde abgeschafft, an seiner Stelle herrschte ein Archont, der sein Amt lebenslänglich verwaltete. Dies geschah 1077 Jahre v. Chr., nachdem die königliche Würde von Cekrops an 487 Jahre gedauert hatte. Nach 316 Jahren wurde die Regierungszeit der Archonten auf zehn Jahre, und 70 Jahre darauf auf Ein Jahr bestimmt, dagegen aber die Zahl der Archonten auf neun vermehrt. Noch fehlte eine förmliche Gesetzgebung. Der Archont Drakon erhielt den Auftrag dazu, aber seine Strenge empörte die Gemüther, und Solon gab 594 v. Chr. mildere Gesetze und eine bessere Verfassung. Die Regierungsform sollte demokratisch seyn, und ein Senat von 400 Mitgliedern, gewählt aus den drei ersten Volksstämmen, die Gewalt des Volks leiten. Das Volk theilte er in vier Classen nach dem Vermögen. Aus den drei ersten sollten die Staatsämter besetzt, die vierte aber zur Volksversammlung gelassen werden, um durch ihre Stimme gleichfalls an der Gesetzgebung Theil zu nehmen. Allein diese Verfassung war zu künstlich, um zu bestehen. Pisistratus, ein Mann von Talenten, Kühnheit und Ehrbegierde, trat scheinbar an die Spitze der armen Classe, und bemächtigte sich der Herrschaft Athens. Seine Regierung war glänzend und wohlthätig, aber seine Söhne konnten sie nicht behaupten. Hipparch ward ermordet und Hippias vertrieben. Klisthenes, ein Freund des Volks, bemühte sich, durch einige Aenderungen in der solonischen Verfassung künftigen Mißbräuchen vorzubauen. Er theilte das Volk in zehn Stämme und ließ den Senat aus 500 Personen bestehen. Jetzt trat die glänzende Periode des berühmten persischen Krieges ein, welcher Athen auf den höchsten Gipfel der Größe und des Ansehens erhob. Miltiades vernichtete bei Marathon, Themistokles bei Salamis die fast zahllose Persermacht, jener zu Lande und dieser zur See; die Freiheit Griechenlands ging in jugendlichem Glanze aus einem Kampfe hervor, der ihr den gewissen Untergang zu bereiten schien, und begeisterte die ganze Nation. Die Rechte des Volks wurden noch beträchtlich erweitert. Die Archonten und andere Obrigkeiten wurden ohne Unterschied aus allen Volksklassen gewählt. Cimon und Perikles führten die höchste Flor Athens herbei, aber letzterer legte auch schon den Grund zu dem nachherigen Sittenverderbniß und dem allmäligen Verfall des Staats. Unter ihm begann der unglückliche peloponnesische Krieg, der endlich mit der Eroberung Athens durch die Lacedämonier endigte. Die Ueberwundenen mußten sehr demüthigende Bedingungen von den Siegern annehmen; doch behielt der Staat noch den Schatten seiner Existenz. Es wurden dreißig obrigkeitliche Personen eingesetzt,

welche den Staat regieren sollten, aber unter dem Schutze der lacedämonischen Besatzung Willkür und Grausamkeit übten. Nach acht schrecklichen Monaten zertrümmerte Thrasybul diese Tyrannei, stellte die Freiheit her und führte die alte Verfassung mit einigen Verbesserungen wieder ein. Athen fing aufs neue an, sich unter den griechischen Staaten zu erheben, und war im Bündnisse mit den Thebanern glücklich gegen Sparta. Allein diese neue Periode der Macht dauerte nicht lange. Ein gefährlicherer Feind stand im Norden auf, Philipp von Macedonien. Im phocischen Kriege hatten die Athenienser sich ihm widersetzt. Dafür nahm ihnen Philipp verschiedene ihrer verbündeten Colonien weg. Die Griechen griffen umsonst zu den Waffen; die Schlacht bei Chäronea war das Grab ihrer Freiheit. Athen, nebst andern Staaten Griechenlands, wurde von Macedonien abhängig. Fruchtlos versuchten die Athenienser nach Alexanders Tode ihre Freiheit wieder zu erlangen; sie mußten macedonische Besatzung in Munychia einnehmen. Antipater verordnete, daß nur diejenigen Bürger an der Staatsverwaltung Theil nehmen sollten, die über 2000 Drachmen in Vermögen besaßen. Bald darauf wurde Athen vom Cassander eingenommen, da es sich gegen Phocions Rath auf die Seite seiner Feinde geschlagen hatte. Cassander führte die Olichargie wieder ein, und ernannte den Demetrius Phalereus zum Verwalter des Staates, der zehn Jahre demselben rühmlich vorstand. Aber die Athenienser, die ihn haßten, weil sie ihn nicht selbst gewählt hatten, riefen den Demetrius Poliorcetes zu Hülfe, welcher die Stadt einnahm, die alte Verfassung wieder herstellte, und dafür von den Atheniensern mit den ausschweifendsten Ehrenbezeigungen überhäuft wurde. Als er aber in den Krieg zog, erlosch die Zuneigung des wankelmüthigen Volks, das ihm bei seiner Rückkunft die Stadt verschloß. Allein er eroberte Athen, vergab den Bürgern und ließ ihnen ihre Freiheit, indem er bloß eine Besatzung in Munychia und den Piräeus legte. Diese vertrieben in der Folge die Athenienser und behaupteten nun eine Zeitlang ihre Freiheit. Antigonus Gonatas unterwarf sie wieder, und in diesem Zustande blieben sie, bis sie sich von Macedonien losrissen, und dem achäischen Bunde beitraten. Nachher verbanden sie sich mit den Römern gegen Philipp, und behielten unter diesen ihre Freiheit. Als sie sich aber verleiten ließen, dem Mithridates gegen die Römer beizustehen, zogen sie die Rache Roms auf sich. Sylla eroberte Athen, und ließ ihm nur einen Schein von Freiheit, den es bis auf Vespasian behielt. Dieser Kaiser machte es förmlich zu einer römischen Provinz. Nach der Theilung des römischen Reichs gehörte Attika zum morgenländischen Kaiserthume, und theilte das Schicksal desselben, bis es von den Römern erobert und zerstört wurde.

Attika. Oft gibt man in der Baukunst diesen Namen jedem halben Stockwerk über einem höhern: doch ist nicht jedes Halbgeschoß eine Attika. So kommt nicht den zwischen zwei Stockwerken befindlichen Halbgeschossen, Entresolen, sondern nur denjenigen, welche unter dem Dache angelegt sind, dieser Name zu. Die über dem Hauptgesims stehenden Geländer werden ebenfalls zuweilen, wiewohl unrichtig, Attiken genannt.

Attila, der Sohn des Mandras, eines Hunnen von königlicher Abkunft, folgte seinem Oheim Roas im Jahre 434, und theilte das höchste Ansehen mit seinem Bruder Bleda. Diese beiden Anführer der Barbaren, die sich in Ungarn und Scythien nie-

dergelassen hatten, bedrohten das morgenländische Kaiserthum, und zwangen zwei Mal den schwachen Theodosius II., einen schimpflichen Frieden zu erkaufen. Ihre Macht wurde allen Völkern Europens und Asiens furchtbar. Die Hunnen selbst betrachteten den Attila als ihren unerschrockensten Krieger und als den erfahrensten Feldherrn. Ihre Liebe und ihre Achtung für seine Person gingen bald in abergläubische Ehrfurcht über. Er gab vor, das Schwert ihres Schutzgottes gefunden zu haben, und stolz auf diese Waffe, die seiner Macht ein höheres Ansehen gab, dachte er darauf, sie über die ganze Erde auszudehnen. Seinen Bruder Bleda ließ er morden, und da er vorgab, es sey auf göttliche Eingebung geschehen, so wurde dieser Brudermord wie ein Sieg gefeiert. Als alleiniger Gebieter eines kriegerischen Volks mußte Attila, bei dem unbegränztesten Ehrgeiz, alle Völker in Schrecken setzen, und wie er sie selbst nannte, die Geißel werden, deren Gott sich zur Züchtigung der Menschen bediente. In kurzer Zeit breitete er seine Herrschaft über alle Nationen Germaniens und Scythiens aus, und die morgenländischen und abendländischen Kaiser waren ihm zinsbar. Die Vandalen, seine Bundesgenossen, die Ostgothen, die Gepiden und ein Theil der Franken vereinigten sich unter seinen Fahnen. Einige Geschichtschreiber versichern, daß seine Armee aus 700,000 Mann bestanden habe. Da er die Macht und Reichthümer Persiens hatte rühmen hören, richtete er sich dahin, und nichts konnte seinen Zug hemmen. Aber in den Ebenen von Armenien wurde er geschlagen, und zog sich zurück, um seine Raubsucht im morgenländischen Kaiserthume zu stillen. Leicht fand er einen Vorwand zum Kriege, denn alle Staaten, die ihm eine reiche Beute versprachen, waren seine natürlichen Feinde, und alle Fürsten, die er zu besiegen hoffte, hatten Bündnisse gebrochen. Die Hunnen, unter Attila's Anführung, drangen nach Illyrien und verwüsteten alle Provinzen vom schwarzen bis zum adriatischen Meere. Der Kaiser Theodosius sammelte eine Armee, um sich ihrem reißenden Vordringen zu widersetzen; aber in drei blutigen Schlachten erklärte sich das Glück für die Barbaren. Constantinopel verdankte seine Rettung bloß seiner Befestigung und der Unwissenheit der Feinde in der Belagerungskunst. Thrazien, Macedonien und Griechenland erlagen dem wilden Eroberer, der mit Feuer und Schwert überall hindrang und 70 blühende Städte zerstörte. Theodosius mußte die Gnade des Siegers anflehen, und durch Unterwerfung und Aufopferung seiner Schätze gelang es ihm, den Frieden zu erkaufen. Einer von den Leuten des Attila, Edekon, ließ sich von einem Eunuchen, Crysaphius, durch Bestechung zu dem Versprechen verleiten, seinen Herrn bei seiner Rückkehr an die Donau ermorden zu wollen, aber da er den Attila sahe, hatte er nicht den Muth, die That zu vollbringen, stürzte zu seinen Füßen und bekannte sein verbrecherisches Vorhaben. Man fürchtete seine Rache, und Constantinopel zitterte; aber er begnügte sich, dem Theodosius wegen seiner Treulosigkeit Vorwürfe machen zu lassen und den Kopf des Chrysaphius zu verlangen, den aber der Kaiser durch neuen Tribut erkaufte. Attila richtete darauf sein Augenmerk auf Frankreich, und drang mit einem ungeheuern Heere an den Rhein und die Mosel. Allgemeines Schrecken ging vor ihm her, und die Menschen flohen aus den Städten in die Wälder. Er ging über die Seine, kam an die Loire und lagerte sich unter den Mauern von Orleans. Die Einwohner, durch ihren Bischof Agnan

(Anianus) aufgemuntert, hielten die ersten Angriffe der Barbaren ab, und bald sahen sie die Hülfe herbeieilen. Die vereinigte Macht der Römer, unter dem Feldherrn Aëtius, und der Westgothen, unter ihrem König Theodorich, zwang ihn, die Belagerung aufzuheben, sich nach Champagne zurückzuziehen, und den Feind in den Ebenen bei Chalons sur Marne zu erwarten. Bald trafen die beiden Heere zusammen. Attila, unruhig über den Ausgang der Schlacht, fragte die Wahrsager, und sie verkündigten ihm eine Niederlage. Er verbarg seine Bestürzung, durchlief die Reihen seiner Krieger, erinnerte sie an ihre Thaten, und zeigte ihnen seine Freude über einen neuen Kampf und über die Belohnung ihrer Thaten. Durch die Reden und durch die Gegenwart ihres Anführers entflammt, waren die Hunnen ungeduldig, zu kämpfen. Tapfer fochten beide Armeen, aber die Reihen der Römer und Gothen wurden durchbrochen, und schon hielt Attila sich des Sieges gewiß, als der gothische Prinz Thorismund, des Theodorich Sohn, von den benachbarten Anhöhen auf die Hunnen stürzte; er brachte sie in Unordnung, verbreitete Tod in ihre Reihen, und Attila, von allen Seiten bedrängt, zog sich mit Mühe in sein Lager zurück. Dies war vielleicht die blutigste Schlacht, die je in Europa geliefert ward, denn nach einigen gleichzeitigen Geschichtschreibern bedeckten 160,000 Todte das Schlachtfeld. Im Lager ließ Attila alle seine Geräthschaften und Schätze auf einen Haufen zusammenbringen, um im äußersten Falle sich mit diesen zu verbrennen. Allein theils hatten die Sieger selbst zu viel gelitten, theils zu wenig muthige Anführer, um das Aeußerste zu wagen. Man begnügte sich, in der Nacht sich wieder zu sammeln, erwies dem mühsam aufgefundenen Leichnam des Königs Theodorich (Dietrich) die letzte Ehre, und rief seinen Sohn Thorismund auf dem Schlachtfelde zum Könige aus. So entging Attila seinem völligen Untergange. Die Franken allein setzten ihm feindlich nach, und verfolgten ihn seitwärts, bis er über den Rhein war. — Mehr gereizt als muthlos suchte Attila neue Gelegenheit, Italien anzugreifen, und begehrte die Honoria, Schwester Valentins III., zur Gemahlin. Diese Prinzessin war wegen eines vertrauten Umgangs mit Eugenius, ihrem Kammerherrn, vom Hofe entfernt und in ein Kloster gebracht worden; sie trug dem Attila ihre Liebe an. Er hielt förmlich um sie an, und verlangte die Hälfte des Reichs als Mitgabe. Da diese Foderung ihm abgeschlagen wurde, drang er mit einer furchtbaren Macht in Italien ein. Der Kaiser zitterte, und vergebens waren die Bitten der Gesandten. Attila eroberte und zerstörte Aquileja, Padua, Vicenza, Verona, Bergamo und verwüstete die Ebenen der Lombardei. Alle Einwohner flohen auf die Alpen, Apeninnen und auf die vielen unbeachteten Inseln in den Lagunen des adriatischen Meeres, wo sie Venedig erbauten. Der Kaiser hatte keine Armee ihm entgegenzusetzen. Das römische Volk und der Senat nahm seine Zuflucht zu Thränen und Bitten. Papst Leo I. begab sich mit den römischen Gesandten ins Lager zum Attila, und es gelang ihm den Frieden zu vermitteln; Attila kehrte nach Ungarn zurück. Die Römer sahen ihre Rettung für ein Wunder an, und die alten Chroniken erzählen, daß die Drohungen des heil. Petrus und Paulus den Attila geschreckt hätten, eine Legende, welche die Kunst Raphaels und Algarde's verewigt hat. Da Attila die Honoria nicht zur Gemahlin erhalten hatte, wollte er sie zum

zweiten Male mit dem Schwerte in der Hand fodern, aber ein neuer Zuwachs zu seinen zahlreichen Weibern an der schönen Ildiko, mit welcher er sich feierlich vermählte, hielt ihn ab, seine Drohungen zu erfüllen. Er überließ sich bei dieser Gelegenheit allen Ausschweifungen der Wollust. Aber als am Tage nach der Hochzeit die Hofleute und Krieger, ungeduldig, ihren Herrn zu begrüßen, in das Zelt drangen, fanden sie die Ildiko verschleiert bei dem erstarrten Leichname ihres Gemahls sitzen. Während der Nacht war er in seinem eigenen Blute erstickt. Die Nachricht von seinem Tode verbreitete Trauer und Schrecken in seinem Heere. Dies geschah im Jahre 453. Sein Körper wurde in drei Särge verschlossen, der erste war von Gold, der zweite von Silber, der dritte von Eisen. Die Gefangenen, die das Grab gemacht hatten, wurden erwürgt. Das Bild, das Jornandes uns von diesem Barbarenkönig hinterlassen, erinnert an seinen tatarisch-calmückischen Ursprung. Er hatte einen dicken Kopf, eine stumpfe Nase, breite Schultern, einen kurzen, unförmlichen Wuchs. Sein Gang war stolz, seine Stimme stark und wohltönend.

Attitüden. Mit diesem französischen Kunstausdrucke bezeichnet man, vorzüglich in den Künsten, die Stellung oder Lage lebendiger Figuren, vorzüglich in Zuständen der Ruhe. Weil aber die Kunst, vermöge ihres Zwecks, nur bedeutungsvolle Gegenstände wählt, so müssen auch diese Stellungen und Lagen der Figuren nicht nur die Formen der Körper und ihre Verhältnisse an sich, oder durch den Reiz der Farbenbeleuchtung (in malerischer Hinsicht), in einem vortheilhaften, das gebildete Auge erfreuenden Bilde zeigen, sondern auch durch alles dieses einen bedeutungsvollen und interessanten Zustand des Lebens musterhaft darstellen. So sind alle jene Stellungen in der Kunst nicht um ihrer selbst willen da, und dürfen nicht als solche auffallen, sondern erhalten eine höhere Bedeutung durch den Charakter der Figuren, welchen sie zugleich mit und an den Formen, denen sie beigelegt werden, bilden sollen, oder durch den Sinn der Handlung, in deren Darstellung sie verwebt seyn können. Denn fielen sie durch sich selbst als Stellungen auf, und wären sie nicht etwa bloß Lehr- und Uebungsbeispiele, durch welche der Schüler sich Leichtigkeit in Handhabung körperlicher Formen erwerben will, so würden sie dem gebildeten Beschauer, der nicht bloß körperliche Verhältnisse sieht, steif und unerfreulich erscheinen, oder, wenn sie der Darstellung einer Handlung untergeordnet seyn sollten, den Sinn des Ganzen durch die gesuchte Bedeutsamkeit des Einzelnen nothwendig zerstören. Daher nennt man auch im gemeinen Leben nicht jede, sondern vorzüglich eine gewählte, d. i. bedeutsame und schöne Stellung eines menschlichen Körpers, in so fern durch dieselbe ein innerer Zustand, oder überhaupt ein idealer Charakter des Menschenlebens bezeichnet wird, ja oft selbst die Situationen, aus welchen der Zustand hervorgeht, verbunden mit dem, was zunächst zu dem Körper gehört, eine Attitüde. Daß wir aber dieses selbst in unserer Sprache mit einem französischen Ausdrucke bezeichnen, scheint daher zu kommen, weil die Franzosen, welche Kant irgend einmal geborne Tanzmeister nennt, gerade in diesem Stücke, d. h. wegen der durch Ausbildung ihres gesellschaftlichen Talents begünstigten feinen Auswahl wohlgefälliger Stellungen, bis zu dem Extreme, wo die Wahl selbst bemerkt wird, und diese Stellungen ins Gezierte, Gesuchte und Unwahre fal-

len, von den Deutschen und andern Völkern neuerer Zeit zum Muster genommen worden sind. Auch die Mimik, welche mit Recht eine belebte Plastik genannt werden kann, hat von jeher auch Attitüden gezeigt. Daß aber dieselben zu einem Gegenstande besonderer Darstellung, zu besondern mimischen oder vielmehr pantomimischen Kunstwerken erhoben worden sind, ist eine Erfindung unserer Zeit, welche wir der pantomimischen Virtuosität einiger neueren Künstlerinnen verdanken. Die Attitüde, als besonderes Kunstwerk, welches vorzugsweise diesen Namen führt, stellt, ohne Mitwirkung der Sprache (also pantomimisch) und Bewegung (denn sonst wäre es nicht eine Attitüde) durch bedeutsame Stellungen und Lagen des lebendigen Menschenkörpers, einen idealen Zustand und Charakter dar; daher man sie auch pantomimische Stellung genannt hat. Da aber, wie bemerkt worden, nicht die Stellung an sich das Kunstwerk bildet, sondern zugleich die Formen, welchen diese Stellung gegeben wird, und in Hinsicht des Gesichts und der übrigen ausdrucksfähigen Theile des Körpers, die Mienen und Gesten, so versteht sich, daß eine Attitüde nicht ohne einen wohlgestalteten, bildsamen Körper und ohne bedeutsame Mienen und Gesten gedacht werden kann, und daß diese, wie die ganze Stellung, auf welche sich die Attitüde beschränkt, in und durch den Körper einige Zeit lang festgehalten werden müssen; denn der Genuß des Kunstwerks verlangt eine Dauer. Der Pantomime aber, der wie jeder Mime, in seinem Körper zugleich den Stoff seiner Kunst trägt, muß Fähigkeit und Bildsamkeit besitzen, seinen Körper also zu regieren, daß er, wie das Gemälde oder die Statue, einen schönen und gehaltvollen Moment des Lebens an der Oberfläche und Gestalt seines Körpers auf mehrere Augenblicke festzuhalten vermöge. Dadurch unterscheidet sich aber die pantomimische Stellung von den übrigen pantomimischen Darstellungen, in welchen die Bewegungen des Körpers für jeden Augenblick wechseln, oder auch mehrere Attitüden durch Bewegung an einander gereiht seyn können, daß diese umfassender und dramatischer Natur sind, jene aber sich beschränkt, den Charakter durch die im Körper festgehaltene Geberde darzustellen. Der Genuß der Attitüde ist daher aber auch der volle Genuß des Moments, auf welchem sich die pantomimische Virtuosität in ihrer höchsten Blüthe, mit beschränkteren Kunstmitteln, aber desto concentrirterer Kraft zeigt. In wie fern nun die Mimik ein schauendes Publikum verlangt, dem es die köstlichen Früchte dieses Augenblicks bietet, in so fern hat man die Kunst der Attitüde nicht mit Unrecht Schaustellungskunst, und ihre Darstellungen auch Schaustellungen genannt, nur daß man diesen Namen nicht mißverstehe, und das Anschauen der Stellung und Vorbereitung des Körpers zu diesen Stellungen zum Wesen dieser Kunst rechne, da doch hierin nur das Technische dieser Kunst sich zeigt, dessen schnelles Vollbringen und Gelingen zwar den Virtuosen, aber noch nicht das Kunstwerk zeigt. Daher auch das Verbergen der Vorbereitung, durch den hierzu gebrauchten Vorhang, zweckmäßig ist, wenn auch der Eitelkeit der Virtuosen und Virtuosinnen weniger angemessen. Indem ferner dem Künstler ein Costüm nothwendig ist, nichts Aeußeres aber am Kunstwerk willkürlich seyn darf, vielmehr jede gegebene Form zu dessen Zwecke hinwirken muß, so muß auch dieses Costum dem Charakter des Darzustellenden in jeder Hinsicht angemessen seyn; ja es wird, besonders wo es farbig ist, durch den Reiz einer künstlichen Beleuch-

tung, wodurch die Bedeutung der Haupttheile des Gemäldes von außen gehoben wird, und durch scenische Anordnung, die Darstellung selbst zu dem Ideale des Gemäldes erhoben werden können. Jedoch behaupten wir damit nicht, daß die Nachahmung einzelner Statuen und Gemälde nothwendiger Zweck dieser Schaustellungen sey; vielmehr glauben wir, die Schaustellung liebe die Aehnlichkeit mit dem Gemälde nur darum, damit der Widerspruch zwischen der Lebendigkeit des darstellenden Körpers und dem Starren in der Darstellung hinter dem idealischen Schein der Malerei verschwinde. Dann aber wird die Attitüde auch deswegen stets mit dem Gemälde oder der Statue verglichen werden, weil diese Künste es eben sind, in welchen wir das Bedeutendste körperlicher Erscheinungen; gleichsam aus der Wirklichkeit herausgehoben, dem flüchtigen Augenblick entrissen und für längere Dauer aufbewahrt und festgehalten sehen, wodurch diese Künste mit der gemeinen Wirklichkeit in das Verhältniß der Poesie zur Prosa des gemeinen Lebens treten. Indem aber ein Gemälde oder eine Statue ein wahrhaft ideales Kunstwerk ist; kann es auch die Pantomime wiederum im Spiegel ihrer Kunst auffangen und auf ihre Weise darstellen. Aber selbst in diesem Falle scheint es nicht eigentlich die täuschende Nachahmung des Gemäldes zu seyn, worin das Wesen und der ästhetische Werth der Attitüde als Kunstwerk besteht, sondern die Darstellung dessen, was in dem Gemälde enthalten ist (seines Geistes), wie sehr auch beides zusammenhänge. Verschieden aber hat man über den Werth dieser Darstellungen geurtheilt. Da jedoch hier allein der ästherische Standpunkt, der von den Ideen der Kunst und Schönheit ausgeht, der richtige ist, so mußte, was bis jetzt noch Keinem gelungen, der bisher als Gegner dieser, jeden kunstgebildeten Sinn anziehenden Darstellung auftrat, der Begriff dieser Attitüden, vermöge dessen wir dieselben Darstellungen des Schönen und Bedeutungsvollen in der festgehaltenen Stellung und Geberde menschlicher Körper nennen, widerlegt, und die Unmöglichkeit, durch diese angeführten Kunstmittel etwas Schönes darzustellen, gezeigt werden, wenn die Attitüde aus dem Reiche der Kunst mit Recht verwiesen werden sollte. Einen verschiedenen Rang der pantomimischen Darstellungen, zu welchem die Attitüde gehört, gibt es aber allerdings, nach Inhalt und Umfang. Denn in Hinsicht des Umfangs sind, wie angedeutet worden, die dramatischen von höherem Range; auch umfassen einige nur eine, andere mehrere Personen und Gruppen. In Hinsicht des Inhalts aber sind sie Phantasiebilder, in denen die Einbildungskraft sich freier zeigt; oder historisch, das heißt, ihre Gegenstände sind nach eigener Phantasie geschaffen, oder stellen einen in der Wirklichkeit gegebenen Charakter dar, welchen die Gegenwart, Geschichte, Mythologie oder Poesie darbietet, obwohl die Mimik, um eine allgemeinere Anerkennung des Sinnes ihrer Darstellungen zu bewirken, sich fast immer an irgend etwas, durch Vergangenheit oder Gegenwart Gegebenes, anzuschließen genöthigt sieht. Diese freiere Erfindung zeigt sich aber selbst in der letztern Gattung dadurch, daß das Dargestellte keinem bestimmten Exemplare nachgebildet ist, sondern den Charakter einer Classe von Erscheinungen oder Kunstwerken einer Zeit ausdrückt, wodurch die historische Attitüde wiederum in die Phantasiedarstellung übergeht. — Diese Kunst nun wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts zuerst von

der bewunderten Lady Hamilton geübt, und sing, wie alle Kunst, mit Nachahmung des Vorhandenen an. Diese Lady Hamilton wendete nämlich ihr ausgezeichnetes Nachahmungstalent, welches sie, wie mehrere englische Schauspieler, auch in der täuschenden Nachahmung lebender Personen (von den Engländern vorzugsweise imitations genannt) gezeigt hatte, bei ihrem Aufenthalte in Italien vorzüglich auf die Nachbildung der Antiken, so daß sie bald an mehreren bedeutenden Orten, selbst in Deutschland, ihre pantomimischen Nachbildungen antiker Statuen mit dem größten Beifalle öffentlich zeigte, und Lord Hamilton von ihr sagen durfte, er besitze in seiner Gattin eine ganze Sammlung von Antiken. „Ihr Anzug bestand dabei," wie uns erzählt wird, „in einer langen, mit einem Bande einfach unter der Brust zusammengeknüpften Tunica, worüber sie einen Shawl warf, mit welchem sie alle erfoderliche Bekleidungen und Faltenwürfe leicht hervorbrachte." Ihre Darstellungen wurden durch Rehberg nachgezeichnet und erschienen zu London. Vielfach erweitert und erhöht wurde diese Kunsterfindung durch die unter uns berühmt gewordene geniale Madame Hendel-Schütz, welche durch einen vorzüglich gewandten und wohlgebauten Körper begünstigt, und mit einem eben so feinen Beobachtungs- und Nachahmungstalent als einer reichen und echt künstlerischen Erfindungsgabe ausgerüstet, unter ihren pantomimischen Darstellungen eine Reihe herrlicher Attitüden, nicht nur im antiken, sondern auch im modernen Kunststyle, und in jenem eben so wohl im ägyptischen als im griechischen, wie in diesem im italienischen und deutschen Charakter zeigt. Es sind dieselben aber nicht bloße Nachbildungen einzelner bedeutender Statuen und Gemälde, sie sucht vielmehr den Geist der wichtigsten Veränderungen der antiken Plastik und modernen Malerkunst durch eine lehrreiche Aufeinanderfolge mehrerer interessanten Bilder der antiken und modernen Mythologie und Geschichte sichtbar zu schildern, daher ein Kunstrichter treffend von ihr sagt: „indem sie Darstellungen der verschiedenen Style der bildenden Kunst in chronologischer Ordnung folgen läßt, gehen dem Blicke des Zuschauers gleichsam die Hauptzüge einer Kunstgeschichte in beweglichen Bildern vorüber, die eben so lehrreich für den Geist als anmuthig für das Auge sind." Dabei besitzt sie das noch größere Talent, poetische Attitüden zu erfinden, und in dem ihnen angemessensten Styl darzustellen, so daß Madame Schütz sowohl in Hinsicht der Idealität, als an Reichthum der Charaktere und Gestalten, in der Kenntniß des malerischen Effects, welche sich durch ungemeine Leichtigkeit in Handhabung der Gewänder und Anordnung einer sehr passenden Beleuchtung überall an den Tag legt, ihre Vorgängerin weit zu übertreffen scheint. Auch ihre Attitüden sind, obwohl nicht immer glücklich von Peroux und Ritter (Frankfurt a. M. 1809) gezeichnet und gestochen, einige auch in dem Taschenbuche Urania für das Jahr 1812 nachgebildet und mit einem interessanten Aufsatze von J. Falk begleitet worden. Unter den männlichen Künstlern kennen wir nur den Herrn von Seckendorf (genannt Patrik Peale), welcher in diesem Gebiete der Kunst einige nicht unglückliche Versuche gemacht, und seine mimischen Stellungen, mit Vorlesungen begleitet, seit kurzem an einigen Orten gezeigt hat. Weniger Glück hat Madame Elise Bürger in der Nachahmung dieser Darstellungen gemacht. T.

Attraction, s. Anziehung.

Attribut, Attribute 1. im allgemeinsten Sinne jede, besonders eine ehrenvolle Eigenschaft, welche Jemanden beigelegt wird oder bei-

gelegt werden kann; 2. in den bildenden Künsten, besonders in der Bildhauerkunst, eine Art des Symbols oder Sinnbildes (s. diesen Art.), wodurch ein Gegenstand oder ein Begriff bezeichnet wird, und zwar ein anhängendes Sinnbild, d. h. ein solcher Gegenstand, welcher als Zeichen eines Begriffs oder eines historischen Umstandes mit einer Figur mittelbar oder unmittelbar verbunden wird, um durch diese Verbindung die Bedeutung derselben vollkommen auszudrücken, oder das Verständniß derselben zu erleichtern. Der Gebrauch der Attribute in der bildenden Kunst und ihre Nothwendigkeit gründet sich aber auf die Beschränktheit derselben, sowohl in Hinsicht des Ausdrucks geistiger Eigenschaften und Begriffe, besonders wo diese nicht als Eigenschaften dargestellt, sondern personificirt werden sollen (wie wenn z. B. nicht die Stärke einer bestimmten Person, sondern die personificirte Stärke dargestellt werden soll), als auch in der Darstellung und Bezeichnung individueller Umstände und historischer Thatsachen, welche an sich der sichtbaren Darstellung unfähig, oder doch nur in Darstellungen von größerem Umfange (durch Darstellung einer zusammengesetzten Handlung) sichtbar gemacht werden können. Denn die Zeichen der Darstellung, deren sich die bildende Kunst bedient, sind an sich schon zu individuell, um etwas Geistiges oder Allgemeines zu bezeichnen, und haben daher nicht die Verständlichkeit und Bestimmtheit, welche das Wort als Zeichen des Begriffs in der Poesie besitzt. Selbst die Menschengestalt, deren sich die bildende Kunst am meisten bedient, um geistige Eigenschaften und Begriffe zu versinnlichen, hat in sich selbst schon eine zu individuelle, sinnliche Bedeutung, als daß durch sie allein eine geistige Eigenschaft ausgedrückt oder ein allgemeiner, mehrere Individuen umfassender, Begriff personificirt werden könnte (man würde nach dem gewählten Beispiele in der durch Kraft und Stärke ausgezeichneten Figur nur den starken Mann erblicken); in anderer Rücksicht ist sie wiederum zu allgemein, d. h. nicht hinreichend, einen besondern durch Geschichte oder Poesie gegebenen Charakter, ohne die Gefahr einer Verwechslung und eines Mißverständnisses auszusprechen, besonders wenn derselbe auf der Personification eines leblosen Gegenstandes oder eines Collectivbegriffes beruht (z. B. des Elbflusses, der Stadt Dresden). Man bedarf daher, um den Sinn der dargestellten Figuren zu erklären, gewisser äußerer Mittel, und wählt daher zu diesem Zwecke Gegenstände, welche bald an sich eine gewisse innere, nothwendige Verbindung oder wirkliche Aehnlichkeit mit den darzustellenden Gegenständen und Begriffen haben, bald durch Gewohnheit und Uebereinkommen mit ihnen verknüpft zu werden pflegen, und diese gebraucht man als Zeichen jener Eigenschaften und Umstände, und fügt sie der Figur bei (daher Attribute), um dadurch den in irgend einer Hinsicht noch unbestimmten Sinn derselben zu bestimmen, mögliche Zweideutigkeiten zu heben, und auf die wahre Bedeutung leichter hinzuführen. Erstere aber nennt man wesentliche, letztere zufällige oder willkürliche (auch conventionelle) Attribute. Wesentliche Attribute können und werden auch solche Gegenstände seyn, welche für sich allein gesetzt, schon bezeichnend (Sinnbilder) seyn würden, z. B. die Biene das Sinnbild des Fleißes, der Mohn das Sinnbild des Schlafes, der Schlangenring, Krone und Scepter. Im vorzüglichen Sinne aber und dem Wesen des Kunstwerks am angemessensten werden Attribute oder anhängende Symbole diejenigen Sinnbilder genannt, welche nur durch Ver-

bindung mit einer Figur bezeichnend sind, oder derselben gerade diese besondere Bedeutung geben, für sich gesetzt aber nicht verständlich seyn würden, und daher gleichsam zur Figur selbst gehören, z. B. die Flügel der Genien, der Finger auf den Mund des Harpokrates, die Brüste der Natur ꝛc. Denn auf diese Weise erscheint das Attribut nicht als ein äußerer Zusatz, sondern verschmilzt gleichsam mit der Figur, und das Kunstwerk behauptet somit die ihm nothwendige Einheit. Zufällige oder conventionelle Attribute aber beruhen auf einer zufälligen Verbindung, z. B. die Schlange als Sinnbild der Arzneikunst, der Anker der Hoffnung, die Wage der Gerechtigkeit, der Palmzweig des Friedens, das Kreuz als Attribut des Glaubens. Aus dem Gesagten wird auch einleuchtend seyn, warum das Attribut vorzüglich in allegorischen und symbolischen Darstellungen (s. allegorisch und symbolisch) vorzukommen pflegt, und die Figuren selbst oft zu allegorischen erhebt; denn diesen Darstellungen fehlt, wie überhaupt den Phantasiebildern (im Gegensatze der historischen — s. diesen Artikel) größtentheils die sprechende Individualität, weshalb sich der Künstler zu Attributen zu greifen genöthigt sieht. Die Bestimmung des Attributs ist aber nach dem aufgehobenen Begriffe nur, die Bedeutung eines Gegenstandes erklären zu helfen, nicht aber für sich da zu seyn, oder den charakteristischen Ausdruck der Figur entbehrlich zu machen, wodurch die wahre Bedeutung der Figur herabgewürdigt werden müßte. Die Figur muß vielmehr, so viel es durch Haltung, Physiognomie, Körperbau, Farbe, besonders aber durch Gesten und Minen möglich ist, ihren Charakter selbst ankündigen, und der Künstler zeigt sich um so größer, je mehr seine Figuren sich selbst erklären, und eines den Mund derselben erst gleichsam öffnenden Attributs entbehren können, oder doch wenigstens zu dem Sinne des Attributs in so weit hinstreben, daß ihnen der Charakter nicht erst von außen her oder durch Beiwerke gegeben zu werden braucht, daher z. B. nach Forsters feiner Bemerkung in einer Ausgießung des heil. Geistes die Begeisterung schon auf den Gesichtern der Apostel sich malen, und nicht bloß als Flämmchen über ihren Häuptern schweben muß. Oft aber hat der Gebrauch der Attribute auch nur in der persönlichen Beschränktheit der bildenden Künstler ihren Grund, indeß im Gegentheile der geniale Künstler die Schwierigkeiten, welchen jener nicht entgehen kann, durch sinnreiche Anordnung und Erfindung natürlicher Motive (wo nicht bloß von Darstellung einzelner Figuren die Rede ist), vor allen aber durch charakteristischen Ausdruck überwindet. Einen einzigen Fall aber gibt es, wo der Gebrauch des Attributs vor der sichtbaren Darstellung eines Umstandes oder einer Handlung, welche dadurch bezeichnet werden kann, vorzuziehen ist: wenn nämlich, bei der gegebenen Wahl, dieselben durch Attribute anzudeuten oder sichtbar auszuführen, die sichtbare Ausführung uninteressant seyn, und den Schönheitssinn des Zuschauers beleidigen müßte, oder auch die sichtbare Handlung sich durch sich selbst noch nicht erklären würde. Wo aber der Künstler des Attributs bedarf, da hat das Wesentliche den Vorzug vor dem Conventionellen. Denn wenn gleich das Attribut nicht alles seyn soll, — weil sonst die Figur nichtssagend seyn würde, — so soll es doch den Ausdruck unterstützen. Es ist aber um so ausdrucksvoller und lebendiger, je wesentlicher es ist; um so kälter und frostiger dagegen, je mehr es auf Willkür beruht. Dieser Zweck des Attributs erfodert auch Deutlichkeit und Unge-

suchtheit desselben (schon die Fackel des Genius z. B. ist vieldeutig). Und auch darin hat das wesentliche Attribut vor dem conventionellen den Vorzug: denn jenes wird allgemeiner verstanden, dieses aber nur da, wo die besondere Uebereinkunft oder Gewohnheit, welche von verschiedenen Sitten eigenthümlicher Denkweise oder zufälligen Umständen abhängt, herrschend ist. Die äußere Form des Kunstwerks aber gebietet endlich, dasselbe in jedem Falle, selbst wenn es ein zufälliges ist, mit den räumlichen Verhältnissen der Figur, mit welcher es verbunden werden soll, in eine wohlgefällige und lebendige Uebereinstimmung zu bringen. In der Wahl des Attributs daher, wie in der sinnreichen Verbindung mit seiner Figur, zeigt sich Witz, Erfindungskraft, Geschmack, und die plastische oder malerische Anordnungsgabe des Künstlers in einem hohen Grade. Jedoch ist nicht zu leugnen, daß die Künstler hierin meistens von dem Geschmacke und Charakter ihrer Nation mehr oder weniger abhängig sind, indem ihnen eine Summe gebräuchlicher Sinnbilder schon durch ihre Sprache, Religion und Poesie überliefert wird, welche sie zur nähern Erklärung ihrer Figuren, wegen ihres allgemeinern Verständnisses, anzuwenden, und selbst der eignen Erfindung vorzuziehen bestimmt werden; mithin der größte Theil der Attribute in gewissem Sinne conventionell ist. Glücklicher ist daher der Künstler, dessen Nation in der Wahl ihrer Sinnbilder, den inneren Zusammenhang der Dinge, namentlich die innere Verwandtschaft und Analogie geistiger und sinnlicher Gegenstände leicht und sicher trifft; seine Attribute werden bedeutungsvoller seyn. In dieser Hinsicht aber ist zwischen den Darstellungen der antiken und der modernen Kunst (s. diesen Art.) ein bedeutender Unterschied. Denn erstere, namentlich die Kunst der Griechen, gegründet auf eine anschauliche Denkweise, welche in dem Sinnlichen das Geistige fand und darstellte, und in lebendigerer Verbindung mit der Natur den tiefen Sinn derselben wohl verstand, wodurch auch ihre Kunstwerke den Schein des Nothwendigen und Natürlichen erhielten, ist auch in ihren Attributen bedeutungsvoller, kräftiger und natürlicher (so verstärkt z. B. Blitz und Donnerkeil den Ausdruck des Himmelskönigs Jupiter); — die Neuern aber, deren Ansicht mehr auf Verstandesreflexion beruht, welche das Geistige und Körperliche schärfer trennt, mithin weniger poetisch ist, deren Kunst daher auch mehr von dem Geistigen ausgeht, und dadurch allegorischer ist, suchen für das Geistige in allen Sphären das Sinnbild, und sind genöthigt, sich öfter dem bloß Conventionellen zu überlassen, welches doch meistens so vieldeutig und kalt ist. Dem griechischen und römischen Künstler, dessen Gestalten an sich schon so individuell und sprechend waren, stand auch noch zur Erklärung derselben eine Menge bedeutsamer und wohlgefälliger Attribute, durch seine Religion geheiligt, durch Mythologie ihm überliefert, zu Gebote. Die unbildliche Religionsansicht der Christen aber begünstigt hierin den Künstler weniger, und die meisten seiner Attribute, wofern er sie nicht von der Antike entlehnt hat, bleiben daher willkürlich und von partiellem Verständniß; ja selbst für letztere fehlt dem Publikum der antike Sinn. Man vergleiche nur z. B. die griechischen Gottheiten und ihre Attribute mit den allegorischen Personen der Neuern oder mit der Darstellung der Evangelisten und Märtyrer, denen bald eine Kneipzange (der heil. Apollonia), bald ein Rost (dem heil. Laurentius), bald ein Kreuz (dem heil. Andreas), oder ein anderes Marterinstrument zur Andeutung ihrer Persönlichkeit, aus ihrem

Märtyrerleben hergenommen, beigefügt werden mußte. — Der Gebrauch der Attribute in der bildenden Kunst, vorzüglich der conventionellen, macht aber eine Ikonologie, d. i. eine Sammlung der von alten und neuern Künstlern gebrauchten Attribute und Symbole sehr brauchbar. Eine vollständige existirt noch nirgends. Einen Versuch findet man in dem ästhetischen Wörterbuche von Watelet und Levesque unter dem Art. Ikonologie. — Was übrigens die Poesie betrifft, so wird aus dem Gesagten einleuchten, daß dieselbe, weil sie hier unmittelbar auszudrücken vermag, was die bildende Kunst wegen ihrer natürlichen Beschränktheit nur andeuten kann, sich ihres Vorzugs unter den Künsten begeben, und ihre Würde vergessen würde, ohne doch den Effect der bildenden Kunst zu erreichen, wenn sie durch sinnliche Attribute, aus der Malerei entlehnt, einen Gegenstand oder Begriff personificiren und abschildern, oder gar diese Attribute neuverbunden anhäufen wollte. Daher auch Herder mit Recht die Beschreibung der Fortuna in Horazens bekannter Ode (I, 35.) eine frostige Composition nennt, an welcher die freier bildende Einbildungskraft, durch und für welche der Dichter bildet, keinen Antheil nimmt, und vor welcher nicht nebeneinander bestehende und ruhende räumliche Formen, welche der Geist nicht in einem Blicke, wie am sichtbaren Bilde, durch das Auge übersehen kann, durch die sie bezeichnenden Worte gleichsam aufgezählt werden, sondern die Gestalten gleichsam entstehen und lebendig wirken sollen. Im Grunde gibt es also in der Poesie keine Attribute in diesem engern Sinne, d. i. anhängende Sinnbilder, welche zur Personificirung (z. B. des Glücks) angewendet werden müßten, weil es hier keiner Erklärung, wie in der bildenden Kunst, bedarf. Zuletzt heißen 3. in der Logik und nach strengem philosophischen Sprachgebrauche Attribute solche Merkmale, welche als Folgen wesentlicher Merkmale einem Begriffe immer zukommen; wie z. B. das Prädicat Bewegungsfähigkeit dem Begriffe des Menschen, als Folge seines wesentlichen Merkmales, des animalischen Körpers, zukommt. T.

Atys, der Cybele Liebling, der als er einst das der Göttin gethane Gelübde der Keuschheit gebrochen, zur Strafe seines Vergehens sich selbst entmannte. (S. Cybele.)

Aetzkraft (vis caustica) ist die Eigenschaft gewisser Substanzen, z. B. der concentrirten mineralischen Säuren, der Alkalien, des ungelöschten Kalks, des Arseniks, des scharfen Quecksilber-Sublimats, der Silbercrystallen, der Spießglasbutter und sogar der mehresten andern Salze mit einem metallischen Grundtheile, vermöge welcher sie zerstörend auf organische Körper wirken. Innerlich wirken sie als ätzende, fressende Gifte; äußerlich auf die Haut gebracht, erregen sie heftigen Schmerz, örtliche Entzündungen und Anfressungen. Die Kraft solcher Substanzen ist also eine auflösende, d. i. eine Kraft, mittelst welcher ihre Grundmassen streben, sich mit den Theilen anderer Körper zu verbinden, und beruht auf der Verwandtschaft der Körper unter einander.

Aetzkunst, auch, weil man sich der Radirnadel dabei bedient, Radirkunst genannt, ist eine Art des Kupferstechens, welche mit Scheidewasser geschieht. Man nimmt eine metallene, gewöhnlich kupferne Platte, überzieht sie mit einem Firniß oder Wachs, in welches man mit einem spitzigen Eisen, das die Radirnadel genannt wird, bi

Zeichnung eingräbt, und dadurch den Ueberzug an denjenigen Stellen, welche tief geäzt werden sollen, hinwegnimmt; dann übergießt man die Platte mit Scheidewasser, welches an den von Wachs entblößten Stellen in die Kupferplatte eindringt und die Züge sichtbar macht. Der Erfinder dieser Kunst ist Albrecht Dürer, welcher im Jahre 1512 den harten Aezgrund, oder die Kunst, auf Eisenplatten und Metall zu äzen, erfand.

Aubaine (droit d'), Heimfallsrecht, hieß ehemals in Frankreich das Recht des Fiscus, sich der Verlassenschaft jedes im Lande verstorbenen Fremden, mit Ausschluß aller Testaments- und Intestat-Erben desselben, zu bemächtigen. Vor Alters war dieses alle Gastfreundlichkeit beleidigende Recht in allen europäischen Staaten üblich, aber nur Frankreich hatte solches bis auf die neuern Zeiten beibehalten. Indeß war es durch besondere Verträge mit vielen deutschen Staaten in den leztern Zeiten aufgehoben worden, und den 6ten August 1790 beschloß die National-Versammlung in Frankreich die gänzliche Abschaffung desselben.

Auckland (William Eden, Lord) einer der berühmtesten und gewandtesten Staatsmänner neuerer Zeit, stammt aus dem alten Geschlechte der Eden, aus West-Auckland, Durhamshire, ist in Eton erzogen, studirte 1763 in Oxfort und advocirte 1768 daselbst am Inner-Temple. Im J. 1771 ward er Controlleur und Mit-Direktor des Greenwich-Hospitals, und gab sein erstes Werk „Grundsäze der Strafgeseze" heraus. Ein Jahr darauf vertauschte er die juristische Beschäftigung gegen die Stelle eines Staats-Untersekretärs, die er sechs Jahre lang verwaltete. Hier beginnt seine politische Laufbahn, die er in allen ihren Mannichfaltigkeiten mit gleich sicherm und gewandtem Schritte durchlaufen. 1774 kam er als Deputirter von Woodstockshire ins Unterhaus, und zeigte sich stets als ein eifriger Volksfreund. Zwei Jahre darauf ward er zu einem der Lords-Commissionärs für den Handel und die Colonien ernannt, und ging als solcher 1778 mit vier seiner Collegen nach Amerika, um die Zwistigkeiten mit dem Mutterlande auszugleichen. Bekanntlich waren aber die Gemüther schon zu erbittert, und Eden kehrte 1779 unverrichteter Sache nach England zurück. Im November desselben Jahres gab er vier Briefe an Lord Carlisle, über die Zeit betreffende politische Gegenstände heraus. Da Lord Carlisle 1780 Vice-König von Irland wurde, begleitete er denselben als erster Sekretär, trat in den geheimen Rath und ward Mitglied des irländischen Parlaments. Unter den verschiedenen guten Einrichtungen, die er dort traf, verdient die Errichtung einer Nationalbank erwähnt zu werden. 1783 ward er in den geheimen Rath von England aufgenommen, und zum Vice-Schazmeister von Irland ernannt, legte aber dieß lezte Amt bald wieder nieder. Im J. 1786 ward er nach Versailles geschickt, und unterzeichnete dort im September einen für England vortheilhaften Handelsvertrag. Nach seiner Rückkehr von Spanien, wo er 1788 als Gesandter gewesen, ward er Pair von Irland, und einige Wochen nachher Gesandter bei den vereinigten Staaten von Holland. Als sich Spanien 1790 rüstete, bewirkte er die Vereinigung eines Theils der holländischen Flotte mit der englischen bei Portsmouth, und im December desselben Jahres unterzeichnete er den die Niederlande betreffenden Vertrag zwischen dem Kaiser Leopold, den Königen von

England und Preußen und den Generalstaaten. In den Revolutions-Jahren und dem Kriege von 1792 bis 93 zeigte sich Lord Auckland als Gesandter in Holland sehr thätig, und ward zu Ende des letzten Jahres zum Pair von England ernannt. Einige Monate darauf verließ er die diplomatische Laufbahn, und widmete sich ganz den Studien und seinen parlamentarischen Pflichten. Er machte mehrere bedeutende Motionen, und gab einige geschätzte politische Schriften heraus. 1796 ward er Kanzler des Marechal-College von Aberdeen, und 1798 General-Postmeister-Adjunct, welcher er bis 1801 blieb. Er starb im Juni 1814 eines plötzlichen Todes.

Audebert (Jean-Baptiste) zeichnete sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts dadurch aus, daß er in einem hohen Grade von Vollkommenheit die Talente eines Malers mit den Kenntnissen eines Naturforschers vereinigte. Geboren zu Rochefort im J. 1759, genoß er nur einer mittelmäßigen Erziehung, und kam, achtzehn Jahre alt, nach Paris, um die Zeichen- und Malerkunst zu erlernen. Er bildete sich zu einem ungemein geschickten Miniaturmaler, und lebte von dem Ertrage seiner Kunst sehr anständig. Im J. 1789 lernte ihn Gigot d'Orcy kennen, der, als ein reicher Liebhaber und Beförderer der Naturgeschichte im Besitze ungeheurer Sammlungen, die seltensten Stücke derselben von ihm malen ließ, und ihn in der Folge nach England und Holland schickte, woher er eine Menge Zeichnungen zurückbrachte, von denen für Oliviers Geschichte der Insecten Gebrauch gemacht worden. Diese Beschäftigungen weckten Audeberts Geschmack für die Naturgeschichte, der bald bis zur Leidenschaft stieg. Müde, nach den Ideen Anderer zu arbeiten, unternahm er eigene Werke, durch die er seinen Ruhm für immer begründet hat. Das erste war seine Histoire naturelle des singes, des makis et des galéophithèques, in welchem er sich gleich geschickt als Zeichner, Kupferstecher und Schriftsteller zeigte. In Ansehung der Farben, die für naturhistorische Gegenstände so wesentlich sind, brachte er es zu einer vorher nicht erreichten Vollkommenheit. Nicht zufrieden, die verschiedenen Farben auf eine einzige Platte aufzutragen, so daß eine Art von Gemälde daraus wurde, ging er weiter, und bediente sich dabei, statt der Wasserfarben, der dauerhafteren und festeren Oelfarben. Ferner brachte er es dahin, mit Gold zu drucken, dessen Farben er mannichfach veränderte, um die glänzendsten Wirkungen seiner Vorbilder nachzuahmen. Die Naturgeschichte gewann ungemein durch seine Werke, dessen Pracht in Erstaunen setzt. Seine Histoire des colibris, des oiseaux-mouches, des jacamars et des promerops, 1 Vol. in fol. Paris 1802, wird für das vollkommenste Werk gehalten, das je in dieser Gattung erschienen ist. Funfzehn Exemplare wurden davon mit goldenen Buchstaben gedruckt. Die ganze Auflage belief sich nur auf 300 Exemplare, da bei dem nothwendig sehr hohen Preise nur auf die reichsten Liebhaber gerechnet werden konnte. Kaum hatte dies Werk begonnen, als Audebert neue Plane entwarf, zu deren Ausführung kaum das längste Leben hingereicht haben würde. Dem seinigen aber machte schon im J. 1800 der Tod ein Ende, als er kaum die Histoire des grimpereaux et des oiseaux des Paradis begonnen hatte. Beide Werke wurden von Desray, der im Besitz der Materialien und der Verfahrungsart war, rühmlich beendigt. Auch um die Herausgabe von Lavaillants Vögel Afrika's hatte Audebert große Verdienste; er leitete den Abdruck der Platten bis zur dreizehnten Lieferung.

Auditeur heißt beim Militär derjenige, welcher bei den Regimentskriegsgerichten die Stelle des ordentlichen Richters vertritt, mithin die Prozesse und andere Rechtssachen, welche bei dem Regimente vorfallen, im Namen des Feldherrn oder Regiments-Commandanten entscheidet. — **Staatsraths-Auditeure** sind in Frankreich junge Männer von vollendeten Studien, die vom Kaiser zu den höhern Staatswürden gebildet werden, und durch ihr Zugegenseyn bei den Verhandlungen des Staatsraths praktische Kenntnisse vom Geschäftsgang erhalten. Diese Einrichtung ist in mehreren nach Frankreich organisirten Staaten, wie in Westphalen, nachgeahmt.

Auerstädt, ein sächsisches Dorf unweit Naumburg, auf der Straße von da nach Erfurt. Es hat durch die am 14ten October 1806 zwischen der Armee des Königs von Preußen und der französischen vorgefallenen Schlacht einen Namen in der Geschichte erhalten, von welcher wir hier eine Skizze geben wollen. Nachdem das große preußische Heer durch ein Zusammentreffen unglücklicher Umstände und falscher Maßregeln so zertheilt worden war, daß ein Theil desselben zwischen Vierzehnheiligen und Jena unter dem Fürsten Hohenlohe, und der andere unter des Herzogs von Braunschweig Oberbefehl bei Auerstädt stand, ohne mit einander in directer Verbindung zu seyn, wurde diese Abtheilung vom Corps des Marschalls Davoust geschlagen, während sie auf dem Wege war, über Naumburg abzumarschiren, um die nun doppelt wichtigen Operationslinien an der Elbe und Oder zu gewinnen, da man die an der Saale bereits verloren hatte. Diese Armee bestand aus drei Divisionen unter Oranien, Wartensleben und Schmettau, und zwei Divisionen Reserve unter Kalkreuth. Am 13ten Nachmittags traf die Division Schmettau bei Auerstädt und Gernstädt ein. Sie hatte die Bestimmung, die unangreifbaren Defileen von Kösen zu besetzen; doch man nahm, wie zu Allem, auch hierzu sich zu viel Zeit; denn als am 14ten früh die Vorposten bei Hassenhausen ankamen, stießen sie auf die dort bivouacquirende Division Gudin, welche durch einen forcirten Nachtmarsch (vor welchem die preußischen Offiziere sich so fürchteten) den kösener Berg bereits erreicht und besetzt hatte. Der Marsch nach Naumburg sollte nun forcirt werden, oder mit andern Worten, man wollte sich durch die im Wege stehende französische Armee durchschlagen. General Blücher machte daher, indeß die Teten der Infanterie sich entwickelten, mit 25 Escadron Cavallerie und einer reitenden Batterie einen heftigen Angriff, und warf die Franzosen bis hinter Hassenhausen zurück; doch mit einem Male gerieth man in dem undurchdringlichen Nebel, der die ganze weite Landschaft bedeckte, in das französische Artilleriefeuer; die Batterie wurde fast gänzlich demontirt, und man mußte mit dem Verluste der meisten Kanonen wieder retiriren. Jetzt wollte der Herzog von Braunschweig die Armee zur förmlichen Schlacht formiren, um diese, wenn der Nebel gefallen sey, erst zu beginnen. Er wurde aber von Möllendorf und selbst dem Könige überstimmt, die Armee rückte fast im Haufen mitten durch den dicken Nebel gegen das feindliche Kartätschen- und Musketenfeuer vor. Allein in der Dämmerung, die Alles umhüllte, verlor man bald die Concentration; auf sechs verschiedenen Punkten, bei Rehhausen, Hassenhausen, bei Auerstädt, Poppelt, Truchwitz und Gernstädt schlug man sich, bald siegend, bald nicht; man sah weder die Batterien, noch die herangeschlichenen Tirailleurs, welche den unsichtbaren Tod in die Reihen der Preußen jagten. Früh um 9 Uhr ward General Schmettau durch einige Flinten-

schüsse tödtlich verwundet und außer Stand gesetzt, weiter zu commandiren; jetzt stellte sich der Herzog selbst an die Spitze des Grenadierbataillons Hanstein, um Hassenhausen mit Sturm wegzunehmen, da traf ihn eine Musketenkugel, die über dem rechten Auge eindrang; er stürzte vom Pferde; es war der letzte Augenblick, wo er eine preußische Armee sah. Mit seinem Falle war das Heer ohne Anführer; niemand, selbst der König nicht, kannte genau seinen entworfenen Operationsplan. Die Unordnung ward so allgemein, daß jeder Regiments- und Bataillonschef nach eigenem Gutdünken vorrückte oder retirirte; selbst ein entschlossener Cavallerieangriff, den Prinz Wilhelm wagen wollte, ward vom Feinde abgeschlagen, und es war eben Mittag, als die Cavallerie durch Auerstädt retirirte. Indeß war dem Marschall Davoust sein Hauptmanöver gelungen, der preußische linke Flügel war durch den Marsch eines französischen Corps um Eckartshausen herum völlig umgangen, und die bis dort vorgedrungene preußische Reserve mußte nun auch um und durch das brennende Auerstädt retiriren. Mitten im Gewühle der Schlacht schlug Blücher dem Könige vor, mit den beiden Reservedivisionen und der ganzen Cavallerie einen entscheidenden Generalangriff zu machen; der König gab seine Genehmigung, nahm sie aber schnell zurück, weil er zuvor durch die Corps von Hohenlohe und Rüchel sich verstärken und dann die Schlacht erneuern wollte. Er wußte nicht, daß beide in jenem Augenblicke ebenfalls verloren waren. Er beschloß daher, nach Weimar zu marschiren, doch schon auf der wickerstädter Höhe sah seine Avantgarde das bei Apolda stehende, über Dornburg hergekommene Corps des Marschalls Bernadotte. Von Weimar also bereits abgeschnitten, mußte der gänzliche Rückzug rechts ab nach dem Harz zu genommen werden. Der König selbst bahnte sich mitten durch die Feinde (er verlor unter sich ein Pferd) einen Weg nach Sömmerda; hier empfing er einen Brief des Kaisers Napoleon, datirt aus Gera vom 12ten October, zugleich aber auch die erschütternde Nachricht von der gänzlichen Niederlage des Fürsten Hohenlohe, welche an demselben Tage Napoleon selbst bei Jena geschlagen hatte (m. s. Jena). „Es ist also Krieg zwischen uns;" (sagte unter andern Napoleon in jenem Schreiben) „das Bündniß ist gebrochen für immer. Aber warum unsere Unterthanen morden? Ich fürchte die Schlachten nicht. Aber Sire! Ew. Majestät werden besiegt, die Ruhe Ihrer Tage, die Existenz Ihrer Unterthanen werden Sie Preis geben, ohne den Schatten eines Vorwandes. Noch ist Alles unangetastet; noch können Sie auf eine Ihrem Range angemessene Art mit mir unterhandeln, nach einem Monate werden Sie es in einer andern Lage. Endigen Sie den kaum begonnenen Krieg, oder Sie werden über Ihr Volk ein Unglück bringen, das Ihr ganzes übriges Leben nicht wird heilen können" u. s. w. Warum das Schicksal wollte, daß dieser Brief, dessen Ueberbringer am 13ten Oct. Nachmittags beim Fürsten Hohenlohe eintraf, so spät in des Königs Hände kommen mußte? und ob er die Lage der Dinge geändert haben würde? dies sind Fragen, die sich nicht beantworten lassen. In der Predigerwohnung zu Sömmerda beantwortete Friedrich Wilhelm III. Napoleons Brief und schlug einen Waffenstillstand vor; doch der Sieger war nicht dazu zu bewegen, und nun ging der König eiligst mit Kalkreuth und etwa 12,000 Mann über die Oder, um dort eine neue Armee aufzustellen, und mit den langsam heranwogenden russischen Massen zur Fortsetzung des furchtbaren Kampfes sich zu vereinigen. I.

Auferstehung bezeichnet theils die Wiedererweckung Jesu Chri-

sti vom Tode, theils die künftig zu erwartende Wiederherstellung des menschlichen, durch den Tod zerstörten Leibes. Die Auferstehung Jesu Christi ist das merkwürdigste Ereigniß der evangelischen Geschichte, welche den Kreis ihrer Begebenheiten schließt und vollendet. Ihre Glaubwürdigkeit beruht theils auf dem Zeugnisse der Apostel, theils darauf, daß es ohne sie nicht erklärbar seyn würde, daß die Apostel, welche sich durch den Tod Jesu in ihren messianischen Erwartungen getäuscht gesehen und das Zutrauen zu Christo verloren hatten, sich wieder zu dem lebendigsten Glauben an die göttliche Sendung Jesu Christi erhoben, zu einem Glauben, der ihnen Muth gab, unter Gefahr und Verfolgung das Evangelium zu verkündigen. Wer das Christenthum als Offenbarung, als eine durch Gottes unmittelbare Wirksamkeit gegründete Anstalt betrachtet, kann nichts Befremdendes darin finden, daß es durch Wunder gegründet ward, daß sich die Vorsehung, um einen außerordentlichen Zweck zu erreichen, außerordentlicher Mittel bediente. Wer aber nicht auf dem Standpunkte des Offenbarungsglaubens steht, kann doch darum die in die ganze früheste Geschichte des Christenthums innigst verwebte Auferstehung seines Stifters nicht leugnen, ob er sie gleich nicht als ein Wunder, sondern als eine durch natürliche Ursachen, welche jedoch bei der Entfernung der Zeit bestimmt nachzuweisen unmöglich sey, bewirkte Begebenheit betrachten wird. — Von der Auferstehung des Leibes haben die Menschen allerdings oft grobsinnliche Vorstellungen gehegt. In dem Gedanken selbst aber, daß die Allmacht aus den Urstoffen des durch den Tod aufgelöseten Leibes einen neuen Leib bilde, welcher dem Geiste in einer andern Ordnung der Dinge zum Organe diene, liegt nichts, was der Vernunft widerspräche. Auf jeden Fall ist die Erwartung der Auferstehung ein das Gefühl mächtig anregendes Symbol der Idee der Unsterblichkeit. N.

Auffodern. Wenn der Feind vor eine Festung gerückt ist, fodert er dieselbe zur Uebergabe auf. Dergleichen Auffoderungen können während der Blokade und Belagerung wiederholt werden. Am besten werden dazu Vorfälle benutzt, die ihrer Natur nach geeignet sind, den Commandanten zur Uebergabe geneigt zu machen, z. B. eine vom Feinde gewonnene Schlacht u. dgl. Aehnliche Auffoderungen zur Uebergabe ergehen auch an eingeschlossene Corps oder Armeen. Eine Festung wird auf folgende Weise aufgefodert. Ist der Belagerer noch in der Ferne, so schickt er einen Trompeter ab, der sich der Festung nähert und Appell bläset. Der Belagerte sendet dem Trompeter einige Reiter entgegen, welche ihn, nöthigen Falls mit verbundenen Augen, zum Commandanten führen. Von hier wird er nach erhaltener Antwort auf dieselbe Weise auf den ersten Platz zurückgeführt. Ist aber der Belagerer in der Nähe, so schlägt ein Tambour Appell; von Seiten der Festung wird geantwortet, die Feindseligkeiten hören auf, die Tambours nähern sich, und der Festungstambour bezeichnet den Ort, von welchem der Abgeschickte mit verbundenen Augen, wenn man solches für nöthig hält, zum Commandanten gebracht und wieder zurückgeführt werden soll.

Aufgang der Sterne nennt man das Sichtbarwerden derselben am Horizont. Vermöge der Form der Erdkugel und ihrer sonstigen Beschaffenheit ist der Aufgang der Gestirne an verschiedenen Orten sehr verschieden. Unter dem Aequator gehen alle Sterne und zwar senkrecht auf; zwischen demselben und den Polen gehen nur die Sterne auf, deren nördliche oder südliche Abweichung kleiner ist als die Aequa-

torhöhe. Unter den Polen findet gar kein Aufgang der Gestirne Statt. Die Zeit des Aufgangs eines jeden Sterns für einen bestimmten Ort läßt sich aus der Dauer seiner Sichtbarkeit über dem Horizont und der Zeit seiner Culmination finden. Ohne große Genauigkeit kann man sie auch mittelst der künstlichen Himmelskugel bestimmen.

Aufgebot hat eine dreifache Bedeutung. Es heißt erstens die Bestimmung des Preises, für welchen man eine feilgebotene Sache kaufen will; zweitens die durch die Gesetze verordnete öffentliche Bekanntmachung jeder zu schließenden Ehe, die in Sachsen und andern Ländern an drei auf einander folgenden Sonntagen von der Kanzel, nach dem Codex Napoleon aber an zwei auf einander folgenden Sonntagen von dem Civilstandsbeamten vor dem Gemeindehause geschieht; und drittens der Aufruf zu den Waffen, den bei außerordentlichen Gefahren ein Landesfürst an seine Unterthanen ergehen läßt.

Aufklärung ist eigentlich diejenige Handlung, wodurch man etwas klar oder hell macht. Man nimmt aber das Wort gewöhnlich in geistiger Bedeutung, und versteht darunter sowohl die Verdeutlichung der Vorstellungen, die jemand von einer Sache hat, als auch den Zustand der Seele, wo sie im Besitze deutlicher Vorstellungen ist. Doch sollte man diesen Zustand lieber Aufgeklärtheit nennen. Da es nicht möglich ist, von allen Dingen deutliche Vorstellungen zu haben, so ist jeder Mensch zum Theil aufgeklärt, zum Theil unaufgeklärt. Man nennt aber denjenigen schlechtweg aufgeklärt, der von den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, mithin besonders von den Rechten und Pflichten des Menschen und von religiösen Dingen deutliche Vorstellungen hat. Bei dieser Deutlichkeit wird zugleich vorausgesetzt, daß die Vorstellungen auch richtig oder wahr seyen; denn falsche oder irrige Vorstellungen würden sich nicht mit einander vertragen, wenn sie gehörig verdeutlicht würden. Vollständig ausgedrückt würde also die Aufklärung oder Aufgeklärtheit darin bestehen, daß man über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit nach deutlichen und richtigen Vorstellungen denkt und urtheilt. Da die Deutlichkeit und Richtigkeit der Vorstellungen ihre Grade hat, so kann auch die Aufgeklärtheit in einem höhern und niederern Grade Statt finden; und da nicht in jedem Stande und für jede Lebensart derselbe Grad von Aufgeklärtheit erfoderlich ist, so muß das Geschäft der Aufklärung mit einer gewissen Vorsicht betrieben werden. Daher unterscheidet man die wahre oder echte Aufklärung von der falschen oder unechten, d. h. den Verhältnissen und Umständen, unter welchen sich ein Mensch befindet, unangemessenen, und daher ihm selbst oder Andern nachtheiligen Aufklärung. Denn an und für sich kann die Aufklärung nicht schädlich oder gefährlich seyn; sie kann es nur dadurch werden, daß man beim Streben, Andere aufzuklären, keine Rücksicht auf ihre Lage nimmt, und ihnen daher mehr Licht gibt, als sie ertragen können. Ein solches unbedachtsames Streben nach Verbreitung der Aufklärung heißt Aufklärerei. Die Feinde der Aufklärung verwechseln beides mit einander, und heißen, wiefern sie der Aufklärung entgegenwirken, Verdunkler oder Obscuranten. Rußland ist der einzige Staat, welcher einen Minister der Aufklärung hat. In dieser Beziehung wird aber unter Aufklärung nichts anders als Volksbildung verstanden. D.

Auflage bedeutet die Anordnung eines Beitrages oder einer Lei-

stung zu gemeinschaftlichen Bedürfnissen, und diesen Beitrag selbst. Im letztern Sinne versteht man alle die sogenannten indirecten Abgaben oder diejenigen Leistungen, z. B. Accise 2c., welche auf bewegliche Güter und Sachen gelegt und entrichtet werden, vorzüglich solche Güter und Sachen, die durch den Gebrauch sich vermindern oder gar zu seyn aufhören. Hierdurch unterscheidet sich die Auflage wesentlich von Abgabe, die nur das reine Einkommen trifft. X.

Auflösung heißt in der Chemie der Prozeß oder Vorgang, bei welchem sich die Grundstoffe zweier ungleichartigen Körper so mit einander verbinden, daß die vorige Vereinigung getrennt, und durch die neue Verbindung ein neuer, anders als beide vorige, zusammengesetzter Körper gebildet wird. Dies kann nur geschehen, wenn wenigstens in einem dieser beiden Körper die Grundstoffe getrennt sind; dazu aber wird erfodert, daß einer derselben in einem flüssigen oder damrfartigen Zustande sey, da feste Körper nicht auf einander wirken. Die Chemisten pflegen den flüssigen Körper das Auflösungsmittel, den andern aber, der sich bloß leidend zu verhalten scheint, den aufgelöseten zu nennen. Dieser ist indeß keineswegs leidend, sondern beide üben wechselseitig ihre Thätigkeit gegen einander aus. Alle Auflösungen sind Wirkungen der Anziehung zwischen den Theilen der Körper, oder Wirkungen der Attraction bei der Berührung. Sie treten ein, wenn die Anziehung zwischen den Theilen ungleichartiger Körper stärker als der Zusammenhang der Theile jedes Körpers einzeln für sich ist, und dauern bis zur Sättigung (s. d.), deren Grade sehr häufig von der Temperatur abhängen. Vermag die Anziehung den Zusammenhang der Theile nur in flüssigen, nicht aber in festen Körpern zu trennen, so erfolgt nur Adhäsion. Man unterscheidet Auflösungen auf nassem und Auflösungen auf trocknem Wege. Bei jenen muß von beiden Körpern wenigstens der eine schon im flüssigen Zustande sich befinden, bei diesen aber müssen sie erst flüssig gemacht, d. h. geschmolzen werden, wenn sie einander auflösen sollen. — In der Musik heißt Auflösung die nothwendige stufenweise Fortschreitung einer Dissonanz in ein consonirendes Intervall. Die Dissonanzen treten bei ihrer Auflösung gewöhnlich eine Stufe abwärts, und nur die sogenannten übermäßigen Intervallen gehen zur Auflösung eine Stufe über sich. Der Schritt, welchen dabei die Grundstimme macht, bestimmt das Intervall der Auflösung. Bei den regulär aufgeführten Dissonanzen, d. i. bei den in dem schlechten Tacttheile vorbereiteten, fällt die Auflösung immer wieder auf den schlechten Tacttheil; die irregulär, d. i. die im Durchgange gebrauchten Dissonanzen werden auf der guten Tactzeit aufgelöset. Ueber die Auflösung des Canons s. Canon.

Aufnehmen, s. Messung.

Aufriß nennt man in der Baukunst die Zeichnung der Außenseite oder Façade eines Gebäudes, geometrisch und nach verjüngtem Maßstabe. Man nennt ihn auch, zum Unterschied eines perspectivischen Risses, den orthographischen, weil in einer solchen Zeichnung alle Höhen und Breiten des Gebäudes und seiner einzelnen Theile genau angegeben seyn müssen, um den Werkleuten zur beständigen Richtschnur zu dienen.

Aufruhr, Erregung eines Widerstandes des Volks gegen das gesetzgebende Oberhaupt des Staates, und dieser Widerstand selbst, den man jedoch öfters auch Aufstand nennt, und von Aufruhr un-

terscheidet (wie Insurrection von Rebellion). Kaum ist eine Frage wichtiger, als die über die Rechtmäßigkeit des Aufruhrs. Die Naturrechtslehrer theilen sich bei ihrer Beantwortung in zwei einander gerade entgegengesetzte Parteien, deren eine man die Partei der Souverains, die andere die Partei des Volks nennen kann. Auf jener stehen Hobbes, Grotius, Graswinkel, Kant, Genz; auf dieser Hume, Barbeyrac, Schlözer, Feuerbach, Fichte u. A. Die, welche sich gegen die Rechtmäßigkeit des Aufruhrs erklären, sagen, das Volk sey verpflichtet, selbst den für unerträglich ausgegebenen Mißbrauch der obersten Gewalt zu ertragen, weil der Aufruhr die ganze gesetzliche Verfassung vernichte. Denn, um zum Aufruhr befugt zu seyn, müßte ein öffentliches Gesetz vorhanden seyn, welches ihn erlaubte; dann enthielte aber die oberste Gesetzgebung eine Bestimmung in sich, nach welcher sie nicht die oberste, sondern das Volk, als Unterthan, der Souverain über den wäre, dem es doch unterthänig seyn soll, welches sich widerspricht. Dieser Widerspruch falle besonders durch die Frage in die Augen: wer denn in diesem Streit zwischen Volk und Souverain Richter seyn solle? Hier zeige sich, daß es das Volk in seiner eigenen Sache seyn wolle, und folglich widerrechtlich handle. „Ist das gesetzgebende Oberhaupt des Staats gar eine einzelne Person (Monarch), so ist Aufruhr gegen ihn, unter dem Vorwande, er mißbrauche seine Gewalt, sey ein Tyrann, oder gar die Vergreifung an seiner Person, ja au seinem Leben, am allerwenigsten rechtmäßig; denn damit wird der rechtliche Zustand mit einem Male aufgehoben. Der geringste Versuch hierzu ist Hochverrath, und der Verräther dieser Art kann als einer, der sein Vaterland umzubringen versucht, nicht minder als mit dem Tode bestraft werden.“ Dagegen erklärt sich Schlözer also: „Es gibt kein Crimen laesae majestatis in der Bedeutung der Nerone. Es gibt keinen leidenden Gehorsam im stuartischen Verstande. Diese Lehre hat die Stuarte einen der schönsten Throne der Welt gekostet. Dem zufolge gibt es ein droit de résistence gegen Usurpatoren und Tyrannen, wiewohl nur im Falle hoher Evidenz. Das Volk darf widerstehen, zwingen, absetzen, strafen; alles nach dem Begriffe eines Vertrages überhaupt. Das Volk hat diese Rechte, sagen die alten Staatsrechtslehrer; aber es darf sie nicht mehr ausüben. Welcher Widerspruch! Auch haben sie alle Völker der Welt ausgeübt. Bloß Appellationen an das Publikum helfen selten; die ans jüngste Gericht noch seltener.“ (Allg. Staatsrecht, S. 195 fg.) Nicht mit Unrecht beruft sich Schlözer hier auf den Vertrag, der ja nirgends bloß einseitige Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten heischen kann. Hier gilt es besonders den Unterwerfungsvertrag, der das Verhältniß des Souverains und der Unterthanen gegen einander so bestimmt, daß über beiden das Gesetz steht, welches beide anzuerkennen und zu befolgen sich verpflichten. Wie kann man nun bloß dem einen Theile das Zwangsrecht, dem andern bloß die Zwangspflicht zutheilen wollen? Feuerbach in seinem Anti-Hobbes erweiset folgende drei Sätze: 1. der Regent übernimmt durch den Unterwerfungsvertrag wirklich vollkommene Verbindlichkeiten; 2. handelt er diesen Verbindlichkeiten zuwider, und verletzt mithin den Unterwerfungsvertrag, so hört er für die bestimmte Handlung, durch welche er diese Verletzung begeht, auf, Regent zu seyn, und nicht also der Oberherr, sondern eine Privatperson wird gezwungen, wenn sich das Volk wegen dieser Verletzung

gegen ihn erhebt; 3. es läßt sich keine vollkommene Verbindlichkeit des Volkes zum Gehorsam denken, als nur in denjenigen Verfügungen des Regenten, in welchen er dem Unterwerfungsvertrage nicht zuwider handelt. Constituirung des Regenten ist nicht Zweck, sondern nur ein Mittel der Gesellschaft; ein Mittel aber darf dem Zwecke nicht widersprechen. So weit ungefähr die Natur- und die Staatsrechtslehrer. Fragt man noch bei der Geschichte nach, so findet sich, daß bei allen Nationen die Entscheidung für die letztere Partei ausgefallen ist. Das Volk murrt und duldet oft lange genug, und auch das gedrückteste ist nicht sehr geneigt zu Aufruhr, unter dem doch immer seine häusliche Ruhe, sein Glück, seine Sicherheit leiden; endlich aber drängt die Nothwendigkeit zu sehr, und es fühlt und fodert seine verletzten Rechte; es fühlt sich noch edel genug, um nicht die Schmach der Sclaverei zu ertragen. Warum ihm dies auch veratgen? Steht es doch in der Macht der Fürsten, allen diesen Ausbrüchen durch Rechtlichkeit vorzubeugen, die ja wohl das mindeste ist, was man von ihnen erwarten kann. Diejenigen sind ihre ärgsten Feinde, die sie hier mit sophistischem Blendwerk täuschen. Besser, daß sie die Geschichte von der Vertreibung Tarquins, des achäischen Bundes, der schweizer Eidgenossenschaft, des Abfalls der Niederlande von Spanien, der neueren brabanter Unruhen, und der französischen Revolution studiren. Sie werden sehen, daß Tyrannei nirgends bestehen konnte, Despotenkünste niemals halfen, Trotz auf Rechte nur zum Verderben führte. Nur Gerechtigkeit und Menschlichkeit können dem Aufruhr vorbeugen. Berühmte Staatsmänner, wie Machiavell, Montesquieu, Sieyes u. A., behaupten übrigens, in dem Staate selbst müsse, wenn die öffentliche Freiheit erhalten werden soll, eine Opposition rechtlich organisirt seyn, weil jede Macht, auf den Fall des Mißbrauchs, eine Gegenmacht haben müsse; eine rechtlich organisirte und in und durch die Verfassung sanctionirte Opposition nicht gefährlich werde. Sieyes verlangte aus gleichem Grunde im J. 1795 ein über die Grundverfassung wachendes Geschwornengericht als Garantie der Constitution. dd.

Aufsteigung. In der Sternkunde versteht man unter gerader Aufsteigung denjenigen Bogen des Gleichers, welcher zwischen dem Frühlingspunkte und dem Abweichungskreise enthalten ist, unter der Linie mit dem Sterne zugleich aufgeht, oder mit ihm gerade aufsteigt. Durch die gerade Aufsteigung und Abweichung wird der Stand der Gestirne am Himmel eben so bestimmt, wie die Lage der Oerter auf der Erde durch die Länge und Breite. Unter schiefer Aufsteigung versteht man denjenigen Bogen des Gleichers, welcher zwischen dem Frühlingspunkte und dem mit einem Gestirne zugleich aufgehenden Punkte des Gleichers enthalten ist.

Auftritt, Aufzug, s. Schauspiel.

Auge, das Werkzeug des Gesichts, von dessen künstlichem Bau wir hier folgendes anführen. Der Augapfel ist bei dem Menschen und bei den mehresten Säugthieren, Vögeln, Amphibien und Fischen ziemlich kugelrund, und beträgt bei den mehresten 11 1/3 pariser Linien im Durchmesser. Er ist hart anzufühlen, leicht beweglich in der Augenhöhle und hinterwärts am Sehnerven befestigt. Drei Häute, die harte Augenhaut, die braune oder Gefäßhaut und die Netz- oder Markhaut, außerdem drei Feuchtigkeiten, die wäßrige, die

gläserne und die crystallene, machen die Haupttheile dieses höchst merkwürdigen Organs aus. Die harte Haut besteht aus mehrern Blättern, ist hart, elastisch, fest, dick, weiß, und umgibt den ganzen Augapfel. Nur gegen den vordern Theil desselben verdünnt sie sich und wird vorn ganz durchsichtig. Dieser durchsichtige Theil führt insbesondere den Namen Hornhaut. Sie ist der Abschnitt einer Kugel von etwas kleinerem Durchmesser als der Durchmesser des ganzen Augapfels, und sitzt gleichsam auf der Kugel des letztern, daher sich dieser auch bei der Hornhaut merklich erhebt. Am hintern Theile des Augapfels befindet sich eine Oeffnung in der harten Haut, durch welche der Sehnerv, eine Fortsetzung des Gehirns, ins Auge geht. Unmittelbar über der harten liegt die braune Haut, die ihren Anfang vom Rande des Sehnerven nimmt und sich bis an die Hornhaut erstreckt. Sie sieht von außen braun, inwendig aber fast schwarz aus. Gegen den Anfang der Hornhaut hin vereinigt sie sich durch ein Zellgewebe mit der harten Haut in Gestalt eines weißen Kreises, welcher der Ciliarkreis genannt wird, und in welchem der nach Fontana benannte Strahlencanal befindlich ist. Von dem Ciliarkreise wendet sich die innere Lamelle der braunen Haut nach dem Innern des Augapfels, und bildet daselbst dicke, schön gefaltete, gefäßreiche Streifen, die mit einem schwarzen Leime überzogen sind, die Kapsel der Crystallinse umgeben und das Strahlenband genannt werden. Aus dem Strahlenbande entstehen die weiter einwärts laufenden und bis an den Rand der Crystalllinse reichenden Strahlenfasern, welche um die Crystallinse herum einen schön gestreiften Ring, den Strahlenkörper, bilden. Zwischen den Strahlenfasern und der Hornhaut liegt die Regenbogenhaut, deren hintere mit schwarzen Linien verkleidete Fläche die Traubenhaut heißt. Beide zusammen machen die Iris oder den Augenstern aus. In der Mitte dieser durchsichtigen Haut befindet sich die Pupille oder Oeffnung des Augensterns, auch Sehe genannt, wodurch das Licht ins Auge fällt. Diese Oeffnung ist äußerst empfindlich gegen das Licht, und erweitert und verengt sich, je nachdem dasselbe schwach oder stark ist. An die braune Haut schließt sich die Netz- oder Markhaut, welche eine Verbreitung des durch die harte und braune Haut ins Auge getretenen Sehnerven ist. Sie legt sich allenthalben bis zum größern Kreise der Strahlenfasern an die braune Haut an. Die sogenannten Feuchtigkeiten sind zum Brechen der Strahlen bestimmt. Sie liegen alle drei in der Mitte der beschriebenen Häute, oder sind vielmehr von ihnen umgeben. Die erste heißt die crystallene Feuchtigkeit oder Crystalllinse, und ist ein gallertartiger, doch noch etwas festerer Körper, von zelliger Structur. Sie liegt in einer durchsichtigen Kapsel und ist mit den Strahlenfasern eingefaßt. Die wäßrige Feuchtigkeit erfüllt den vordern Theil des Auges zwischen der Hornhaut und der Kapsel der Crystallinse. Sie treibt die Hornhaut in die Höhe, ist von dünnflüssiger Substanz, sehr durchsichtig und schmeckt etwas salzig. Sie wird leicht wieder ersetzt, wenn sie durch eine Oeffnung in die Hornhaut ausgeflossen ist. Die gläserne Feuchtigkeit füllt die ganze Höhle der Netzhaut aus und nimmt den größten Theil des Innern vom Auge ein. Vorn hat sie eine durch die Gestalt der Crystallinse, die sie berührt, verursachte Concavität, und ist ihrer Substanz nach eine sehr durchsichtige Gallert, die aus feinen Zellen besteht, in welchen die Flüssigkeit sich befindet. Dies ist

der Bau des künstlichen Werkzeuges, mittelst dessen wir sehen. Wie das Bild eines ins Auge fallenden Körpers in demselben entsteht, hat zuerst Kepler gezeigt. Es fahren von jedem Punkte eines leuchtenden oder erleuchteten in die Augen fallenden Körpers nach geraden Linien Strahlenkegel aus, deren Spitze auf dem Körper, deren Grundfläche aber auf der vordern Fläche der Hornhaut ruht. Der Strahlenkegel dringt durch die Hornhaut und durch die wäßrige Feuchtigkeit; ein Theil seiner Strahlen wird zwar von der vorliegenden Iris aufgefangen, das auf die Pupille fallende Licht aber trifft die Crystallinse, dringt durch dieselbe und durch die gläserne Feuchtigkeit bis zur Netzhaut durch und leidet bei seinem Durchgange durch vier verschiedene Mittel, nämlich die Hornhaut und die drei Feuchtigkeiten, vier Brechungen, bis sich endlich die Strahlen des Kegels in einiger Entfernung von der Crystallinse in einem Punkte vereinigen. Es geht also auf diese Weise im Auge eben das vor, was in einem verfinsterten Zimmer geschieht, in welchem sich eine mit einem erhobenen Glase versehene Oeffnung befindet. Die aus einem Punkte des sichtbaren Gegenstandes kommenden Strahlen vereinigen sich hinter der Crystallinse wieder, und bilden, wenn dieser Vereinigungspunkt genau auf die Netzhaut trifft, auf derselben diesen Punkt deutlich ab. Da die Lichtstrahlen aus allen Punkten des sichtbaren Körpers ins Auge fallen, und also das Bild eines jeden Punktes auf der Netzhaut dargestellt wird, so entsteht aus den Bildern aller dieser Punkte zusammen ein umgekehrtes Bild des äußerlich befindlichen sichtbaren Körpers, wie in einem verfinsterten Zimmer umgekehrte Bilder der Gegenstände auf der dem Glase gegenüber befindlichen Wand entstehen. Auch ist der innere mit der gläsernen Feuchtigkeit angefüllte Raum des Auges einem solchen Zimmer völlig ähnlich, und wird durch den schwarzen, die braune Haut von innen bekleidenden und durch die durchsichtige Netzhaut durchscheinenden Leim verdunkelt. Die genaue Wiedervereinigung der Strahlen, welche aus einerlei Punkt des sichtbaren Körpers ausgingen, ist die Ursache der Deutlichkeit des Bildes und der Deutlichkeit des Sehens zugleich. Diese wird auf der Netzhaut gestört, wenn die Vereinigungspunkte der Strahlen nicht genau auf dieselbe treffen, sondern entweder vor ihr oder hinter ihr liegen. In beiden Fällen bilden sie statt des Punktes einen Kreis ab. Wenn sich aber jeder Punkt des Bildes auf der Netzhaut in einen Kreis ausbreitet, so muß nothwendig das Bild, und folglich auch das Sehen, undeutlich seyn. Wiewohl eigentlich jedes Auge seine eigene, von seiner eigenthümlichen Beschaffenheit abhängende Sehweite hat, so nimmt man sie doch für ein gewöhnliches gutgebautes Auge auf acht Zoll an. Das Auge besitzt zugleich ein Vermögen, seine Einrichtung zu ändern, und dadurch auch auf kleinere und größere Weiten vollkommen deutlich zu sehen. Worin dieses Vermögen aber eigentlich bestehe, darüber sind die Physiker eben so ungewiß, wie über die Ursache der Zusammenziehung der Pupille bei starkem Lichte und ihrer Erweiterung im Dunkeln. Unmittelbare Ursachen der Blindheit sind unter andern: Verdunkelung oder Undurchsichtigwerden der Crystallinse, welches man den grauen Staar nennt; desgleichen Lähmung und Unempfindlichkeit des Sehnerven und der Netzhaut, welches man den schwarzen Staar nennt. Dieser ist unheilbar, ersterem hingegen kann durch Hinwegdrückung oder durch das Herausziehen der Crystallinse abgeholfen werden; denn da die wäßrige und gläserne Feuchtigkeit ebenfalls die Strahlen brechen und ihre Kegel convergent machen, so entsteht auch ohne Crystallinse ein Bild, wiewohl viele Operirte sich der Staarbril-

len bedienen müssen, um die Brechung zu verstärken und den Mangel der Crystallinse zu ersetzen, da sonst die Vereinigungspunkte zu weit hinter die Netzhaut fallen würden.

Augenmaaß, s. Messung.

Augereau, Herzog von Castiglione, Marschall von Frankreich, ist der Sohn eines Schuhmachers zu Paris, und stand bis 1787 als gemeiner Soldat in neapolitanischen Diensten; um diese Zeit ließ er sich in Neapel als Fechtmeister nieder, und ward von da 1792 mit seinen übrigen Landsleuten verwiesen. Er trat hierauf als Freiwilliger bei der Armee in Italien ein, und eröffnete sich durch Verwegenheit und Einsicht eine schnelle Laufbahn. Im J. 1794 ward er bei der Pyrenäenarmee als Brigade-General angestellt, und that sich bei mehreren Gelegenheiten hervor. Als Divisionsgeneral diente er mit derselben Thätigkeit und demselben Glücke in Italien. Er nahm den 10ten April 1796 die Pässe von Millesimo weg, vereinigte sich dadurch mit den Generalen Mesnard und Joubert, und vertrieb den Feind aus allen seinen Stellungen in der Gegend. Den 15ten dieses Monats bemächtigte er sich im Gefechte von Dego der Redouten von Montelesimo, und erleichterte dadurch die Vereinigung der Armee mit dem General Serrurier. Den folgenden Tag griff er das verschanzte Lager der Piemonteser von Ceva an und nahm es. Den 27sten Mai machte er sich zum Meister von Casale, stürzte sich auf die Brücke von Lodi, und forcirte sie nebst den feindlichen Verschanzungen. Den 16ten Juni ging er bei Borgoforte über den Po, kam den 19ten zu Bologna an, und machte daselbst 400 Mann päpstlicher Truppen nebst dem Cardinallegaten und den ganzen Generalstab zu Gefangenen. Im Laufe des Juli, bei einem Aufstande der Einwohner von Lugo gegen die Franzosen, begab sich Augereau dahin, zerstreute die Aufrührer und gab die Stadt der Plünderung Preis. In den ersten Tagen des Augusts nahm er seine Stellung im Mittelpunkte der Armee wieder, und kam Massena zu Hülfe, der sich in einer bedenklichen Lage befand. Er unterhielt einen ganzen Tag lang die hartnäckigsten Gefechte gegen eine überlegene Truppenzahl, und nahm das Dorf Castiglione, von dem er seinen Herzogstitel hat. Den 25sten August ging er über die Etsch und schlug die Feinde bis Roveredo zurück. Den 10ten September wendete er sich von Padua aus gegen Porto Legnano, während Massena von Vicenza aus auf der Seite von Villa-Nova vorrückte, so daß sich General Wurmser mit 5000 Mann Infanterie und 1500 Mann Cavallerie nur mit Mühe längs der Etsch nach Mantua rettete. Den 11ten griff Augereau Porto Legnano an, und nahm es noch denselben Tag durch Capitulation in Besitz. In Uebereinstimmung mit dem General Sahuguet, bemächtigte er sich den 15ten des Forts St. Georg bei Mantua und des Brückenkopfes Favorite. An dem merkwürdigen Tage von Arcole sieht Augereau die Colonnen auf dem Punkte zu weichen, reißt eine Fahne an sich, läßt sie fliegen und stürzt sich mit ihr dem Feinde entgegen; ermuntert durch seine Unerschrockenheit und sein Beispiel folgten ihm seine Truppen zum neuen Angriff, der den Sieg entschied. In der Sitzung vom 27sten Januar 1797 wurde ihm durch einen Beschluß diese Fahne geschenkt. Den folgenden 9ten August wurde er zum Commandanten der 17ten Militairdivision (Divis. von Paris) an General Hatry's Stelle ernannt. Die Resultate des 18ten Fructidor, der in der Ausführung als sein Werk zu betrachten ist, sind bekannt. Augereau ward von dem decimirten gesetzgebenden Körper

als der Retter des Vaterlandes begrüßt. Gegen Ende Sept. 1797 ging er als Obergeneral zur Rhein-, Mosel-, Sambre- und Maasarmee. Bald aber wurde er vom Rhein abgerufen und zum Commandanten der 10ten Division (Perpignan), unter dem Vorwande einer Expedition gegen Portugal, ernannt. 1799 zum Deputirten im Rathe der 500 gewählt, gab er sein müßiges Commando auf, übernahm diese neue Stelle und ward in der Sitzung vom 20sten Juni zum Secretär ernannt. Er war bei dem Gastmahle, welches Bonaparten vom Rathe in der Kirche St. Sulpice gegeben wurde, vermißt worden; aber alle Vermuthungen, welche sich aus dieser Abwesenheit hatten ziehen lassen, verschwanden, als er sich den 18ten Brumaire früh zu Bonaparte, der in den Tuilerien commandirte, begab, ihm seine Dienste anbot, ihn umarmte, und zugleich äußerte, daß er sich verspreche, Bonaparte werde nichts für die Republik thun wollen, ohne ihn Theil nehmen zu lassen. Nachdem Bonaparte zum Consul ernannt war, schickte er Augereau zum Commando der Armee in Holland. An der Spitze der französisch-batavischen Armee begab er sich an den Nieder-Rhein, um die Operationen Moreau's zu unterstützen, rückte bis über Frankfurt vor, und traf mit den kaiserlichen Generalen zu verschiedenen Malen mit wechselndem Glücke zusammen, bis die Schlacht von Hohenlinden dem Feldzuge ein Ziel setzte. Er ging nach Holland zurück, und ward im October 1801 vom General Victor abgelöset. Von da blieb er ohne Anstellung bis 1803, wo er bei dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten mit England zum Commando der bei Bayonne versammelten Truppen ernannt wurde. Er kam den 24sten December 1803 zu Bordeaux an und übernahm das Commando der gegen Portugal bestimmten Armee. Da aber diese Expedition unterblieb, ging er nach Paris zurück, wurde den 19ten Mai 1804 zur Würde eines Reichsmarschalls erhoben, kurz darauf zum Chef der 5ten Cohorte der Ehrenlegion ernannt, und erhielt den 1sten Februar 1805 als Großoffizier das rothe Band. Im Juli desselben Jahrs schickte ihm der König von Spanien den Orden Carls III. Hierauf ging er zum Commando der brester Expeditionsarmee, die gegen England bestimmt war, ab, und zu Ende 1805 commandirte er ein Corps der großen Armee in Deutschland, das die seit langer Zeit zu Brest unter seinen Befehlen vereinigten Truppen bildeten. Er trug zu den verschiedenen Erfolgen bei, welche den preßburger Frieden herbeiführten, empfing bald darauf den Befehl, sich gegen Franken zurückzuziehen, und besetzte im März 1806 das Gebiet von Wetzlar und die umliegenden Gegenden, bis ein neuer Krieg ihn im Herbste desselben Jahres nach Preußen rief. Nahe an den Grenzen dieser schnell überwältigten Monarchie war die Scene des mörderischen Kampfes bei Eilau im Februar 1807, welchen die Armee des Kaisers Napoleon und das russische Heer mit gleicher Tapferkeit und Ausdauer kämpften, und worin das Corps des Marschalls Augereau durch die Verwundung seines Befehlshabers seiner Anführung beraubt wurde. Die Wunden nöthigten den Marschall nach Frankreich zurückzukehren. Seitdem lebte er zurückgezogen; 1811, in den ersten Monaten, sandte ihn Napoleon nach Spanien, um das Commando eines Armeecorps zu übernehmen. Späterhin kehrte er von dort zurück, blieb ohne Anstellung und übernahm im Juli 1813 den Oberbefehl der in Bayern aufgestellten Armee, mit der er nach Sachsen zog und an der Leipziger

Schlacht Theil nahm. Beym Einrücken der Alliirten im Rücken commandirte er in der Richtung von Lyon. Er wurde von Ludwig XVIII. zum Pair ernannt. Nach der Zurückkunft Napoleons von Elba nahm er keinen besonders thätigen Theil an dessen Maasregeln.

Augias, König von Elis in Griechenland. Er hatte, wie die Fabel erzählt, einen ungeheuren Stall, welcher 3000 Rinder enthielt und seit dreißig Jahren nicht gereinigt worden war. Herkules übernahm diese Riesenarbeit und führte sie glücklich aus, indem er den Fluß Alpheus durch den Stall leitete. Da aber Augias dem Herkules den dafür bedungenen Lohn verweigerte, und selbst seinen Sohn, der für Herkules zeugte, verbannte, fiel dieser feindlich in Elis ein, erschlug den Augias und setzte dessen Sohn auf den Thron.

Augsburg (lat. Augusta Vindelicorum). Diese ehemalige freie Reichsstadt wurde durch den zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossenen presburger Frieden (den 26sten Dec. 1805) dem Könige von Bayern bestimmt. Zwar protestirte der Magistrat förmlich beim Reichstage gegen Bayerns Besitznahme; allein das Reich konnte hierbei nichts thun, da der französische Kaiser es zu einem Vergrößerungsgegenstand Bayerns bestimmt hatte. Dem zufolge erschien am 4ten März 1806 der französische General René und übergab im Namen seines Herrn die Stadt Ausburg nebst ihrem Gebiete den bayerischen Commissarien, welche es auch übernahmen und sich den Huldigungseid ablegen ließen. Augsburg ist eine große, schön gebaute und befestigte Stadt in Schwaben an der bayerschen Grenze. Man schätzt die Zahl der Einwohner daselbst auf 37 bis 38,000. Fabriken und Manufacturen mancherlei Art, die bis jetzt noch berühmte Gold- und Silberarbeit, die feinen Kattune, die Kupferstecherkunst, der Buchhandel, mehrere Gewerbe, und Künste und Wissenschaften machen diese Stadt berühmt.

Augsburgische Confession heißt das, von den Protestanten auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 dem Kaiser und Reiche übergebene und mit der Unterschrift der protestantischen Reichsstände bekräftigte Glaubensbekenntniß. Luther hatte dieses Glaubensbekenntniß, auf Befehl des Churfürsten von Sachsen, Johann des Beständigen, in Torgau in 17 Artikeln abgefaßt; allein da sein Styl zu heftig war, hatte es Philipp Melanchthon, auf churfürstlichen Befehl und mit Einwilligung der sämmtlichen protestantischen Fürsten und Theologen, umgearbeitet. Diese Umarbeitung wurde dem Reichstage am 25sten Juni 1530 übergeben und demselben vorgelesen. Das Original ist in dem kaiserlich-österreichischen Archive befindlich, und nach solchem die zu Wittenberg 1531 erschienene Ausgabe der augsburgischen Confession abgedruckt. In der Folge änderte aber Melanchthon eigenmächtig Einiges in derselben ab, und diese veränderte Ausgabe erschien 1540. Es entstand nun ein Unterschied zwischen der unveränderten und veränderten augsburgischen Confession; jene, dem Reichstage übergebene, ist bei den Lutheranern, diese, von Melanchthon veränderte, bei den Reformirten angenommen.

Augurn und Augurien. Augurn hießen bei den Römern gewisse Priester, die aus dem Fluge und Geschrei der Vögel, aus dem Blitze und gewissen andern Erscheinungen die Zukunft und den Willen der Götter verkündigten. Sie wurden sowohl in öffentlichen

als Privatangelegenheiten befragt, und ihr Ansehen wie ihr Einfluß auf den Staat waren sehr groß. Durch das bloße: alio die (einen andern Tag) konnten sie die Fortsetzung der Comitien hindern, und alle gefaßten Beschlüsse ungültig machen. Ihre Aussprüche, so wie die Anzeichen, nach denen sie sich richteten, wurden Augurien genannt. Der öffentlichen Augurien gab es drei Arten; 1. Himmelserscheinungen, wie Donner und Blitz. Man merkte dabei auf den Ort des Entstehens und Niederfahrens des Blitzstrahls. Die Beobachtung selbst geschah folgender Gestalt. Der Augur begab sich an einen erhabenen, von allen Seiten eine freie Aussicht gewährenden Ort (arx, templum). Nach verrichtetem Opfer und feierlichem Gebet setzte er sich mit bedecktem Haupte, das Gesicht nach Osten gekehrt, und bezeichnete mit seinem Lituus die Gegenden des Himmels, in deren Grenzen er seine Beobachtungen anstellen wollte. Zur Linken waren die glücklichen, zur Rechten die unglücklichen Anzeichen. 2. Die Stimme und der Flug der Vögel. Die Vorhersagungen der Zukunft aus Beobachtung der Vögel heißen eigentlich Auspicien, und waren schon bei den Griechen gewöhnlich. Nach und nach wurden sie immer vollkommner und ausgebreiteter, und ihr Ansehen stieg so hoch, daß bei den Römern in Kriegs- und Friedenszeiten nichts Wichtiges unternommen wurde, ohne die Vögel, denen man wegen ihres steten Umherfliegens die Kenntniß der geheimsten Dinge zuschrieb, zuvor um Rath gefragt zu haben. Sie waren glückliche oder unglückliche, entweder ihrer Natur nach, oder mit Rücksicht auf die Umstände, unter denen sie sich zeigten. Ueberhaupt aber zerfielen die ominösen Vögel in zwei Classen: in solche, die durch ihren Flug etwas anzeigten, und in solche, deren Gesang oder Stimme etwas verkündigte. Durch ihr Geschrei gaben ein Anzeichen der Rabe, die Krähe, die Nachteule, der Hahn u. s. w.; durch ihren Flug der Adler, die Krähe, der Rabe, der Habicht, der Geier. Die beiden letztern waren stets unglücklich; der Adler hingegen glücklich, zumal wenn er von der Linken zur Rechten flog; die Krähe und der Rabe waren zur Linken glücklich, zur Rechten unglücklich. 3. Das Fressen oder Nichtfressen der Hühner; jenes bedeutete Glück, dieses Unglück. Man bediente sich der Hühner vornehmlich im Kriege, daher der Armee immer ein Pontifex, einige Auguren und Haruspices, nebst dem Pullarius mit seinem Hühnerkasten folgen mußten. — Außer diesen drei Arten gab es noch gewisse, von vierfüßigen Thieren und ungewöhnlichen Vorfällen hergenommene Anzeichen, z. B. wenn ein Thier über den Weg lief oder an einem ungewohnten Orte gesehen wurde, plötzliches Traurigwerden, das Niesen, das Verschütten des Salzes auf den Tisch u. s. w. Die Auguren erklärten dergleichen Zeichen und lehrten dabei, wie die Götter wieder zu versöhnen seyen.

August II. (Friedrich), Churfürst von Sachsen und König von Polen, zweiter Sohn von Johann Georg III., Churfürst von Sachsen, und von Anna Sophie, Tochter Friedrichs III., Königs von Dänemark, wurde zu Dresden am 12. Mai 1670 geboren. Die Natur hatte ihn mit außerordentlicher Leibesstärke und Gewandtheit ausgestattet und die sorgfältigste Erziehung entwickelte in ihm einen Geschmack für alles Schöne und für geistige Beschäftigung, deren Einfluß sich in allen spätern Verhältnissen seines Lebens offenbarte. Er machte seinen ersten Feldzug am Rheine, wo sein Vater, mit dem Churfürsten von Baiern vereinigt, die Reichsarmee commandirte.

Mehr von den Feinden, als von dem väterlichen Lehrer, lernte er hier die Kriegskunst, so wie er seinem frühern Aufenthalte in Frankreich jenen feinen Ton, den Geschmack für Luxus und schöne Künste verdankte, der in der Folge den sächsischen Hof nächst dem Hofe Ludwigs XIV. zum glänzendsten in Europa machte. Nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1691 ging er nach Wien, wo er mit dem damaligen Erzherzog Joseph, nachher Joseph I., eine enge Freundschaft schloß, die ihn lange in Oesterreichs Interessen hielt. Durch den Tod seines ältern Bruders, Johann Georg IV., wurde er regierender Churfürst von Sachsen. Als solcher übernahm er 1695 das Commando der österreichischen Armeen gegen die Türken, welche in Siebenbürgen einzudringen drohten. Er hatte in diesem und im folgenden Feldzuge keine entscheidende Succeße. Im Herbst 1696 verließ er die Armee, um Mitbewerber des polnischen Throns zu werden. — Johannes Sobieski hatte drei Söhne hinterlassen, allein der französische Hof hatte nicht vergessen, was im J. 1672 von diesem Fürsten, der damals nicht geahnet, daß er bald selbst zur Regierung gelangen werde, an Ludwig XIV. im Namen vieler polnischen Großen geschrieben worden, um von ihm entweder Turenne oder Condé als König zu erhalten, oder einen Prinzen von Conti, der damals noch Kind war, unter Turenne's Vormundschaft. Turenne und Condé waren seitdem gestorben, allein Conti war jetzt kein Kind mehr. Der Abbé von Solignac, franz. Gesandter in Warschau, setzte alle Hülfsmittel der Intrigue, der Bestechung und der Beredsamkeit in Bewegung, um jetzt den Prinzen von Conti auf den polnischen Thron zu bringen. Alles schien diesen zu begünstigen, als Johann Przependowiski unerwartet den Churfürsten von Sachsen vermochte als Mitbewerber aufzutreten. Die Ersten des Reichs unterstützten allerdings Conti, aber August stand mit einer Armee an den Gränzen. Er hatte mehrere Rechte und Ansprüche in seinen deutschen Staaten verkauft, um Geld zu machen, und er wendete dieses Geld dazu an, sich Stimmen zu erkaufen. Er legte die lutherische Religion ab, und nahm die der neuen Unterthanen an. Der Reichstag versammelte sich den 25sten Juni 1697. Am 27sten hatte eine doppelte Wahl Statt. August bekräftigte die seinige dadurch, daß er auf der Stelle mit 10,000 Sachsen in Polen einrückte. Bestechung und Furcht dienten ihm und trugen den Sieg über Polignacs Feinheit davon. So wurde August am 15ten Sept. in Cracau gekrönt, und Conti, der bis Danzig gereiset war, mußte nach Frankreich zurückkehren, indem er seinem Nebenbuhler eine Krone überließ, die schwerer zu behaupten als zu erlangen war. August verletzte bald viele der Bedingungen, die er angenommen hatte, wodurch er große Unzufriedenheit verursachte, um die sächsischen Truppen, deren Entfernung aus Polen von ihm angelobt war, bei sich behalten zu können, suchte er die Republik in einen Krieg zu verwickeln. Die Gelegenheit dazu fand sich bald. Durch den Tractat von Oliva vom 7. Mai 1660 hatte Polen an Schweden den größten Theil von Liefland abgetreten. August hatte bei seiner Thronbesteigung versprechen müssen, das Abgetretene wieder mit dem Reiche zu vereinigen; Dänemark und Czar Peter I. verbanden sich, Schweden von ihrer Seite anzugreifen und Carl XII, noch sehr jung, schien nicht im Stande zu seyn, dieser Coalition zu widerstehen. August ließ seine Truppen marschiren, um Riga zu belagern. In dem tapfern Gouverneur, dem alten Grafen von Dal

berg, fand er hartnäckigen Widerstand, und da die Belagerung sich in die Länge zog, benutzte August einen Vorwand, um dieselbe aufzuheben und sich zurückzuziehen. Die Holländer hatten viele Waaren in Riga und die Generalstaaten ließen ihrem Alliirten August Vorstellungen machen, die Belagerung nicht fortzusetzen. Andere dringende Gründe waren aber das wahre Motiv der Aufhebung der Belagerung. August vernahm die Niederlage seiner Alliirten. Carl XII. hatte eben den König von Dänemark unter den Mauern von Copenhagen aufs Haupt geschlagen, worauf den 18ten Aug. 1700 der Tractat von Travendahl erfolgt war. Czar Peter war ebenfalls zu Narva geschlagen worden, und Carl war auf dem Punkte in Polen einzudringen. August fühlte die Nothwendigkeit, jetzt eher an seine eigene Vertheidigung denken zu müssen, als daran, Eroberungen zu machen. Er hatte eine Zusammenkunft mit Peter; beide Monarchen schlossen eine genaue Allianz und versprachen sich gegenseitig 50,000 Mann Truppen, und nachdem sie 14 Tage lang sich allen Arten von Unmäßigkeit, die in den Sitten des Einen und im Geschmack des Andern lagen, hingegeben hatten, trennten sie sich, um für die Sicherheit ihrer Staaten zu sorgen. Jetzt entstand jener merkwürdige Krieg, in welchem jedoch nur Carl und Peter die Aufmerksamkeit fesseln, obgleich August alles anwendete und that, was seine moralischen Kräfte und die Kräfte des Staats vermochten. Er hatte mit seinen treuen Sachsen eben sowohl die polnische Insubordination als die schwedische Tapferkeit zu bekriegen. Carl, durch seinen Minister, den Grafen von Piper, sehr gut berathen, sah in August nur einen Usurpator und trennte beständig die Sache der Republik von der des Königs. Auch fand Carl nur sächsische Truppen zu bekämpfen, und von diesen konnte August nicht viele an sich ziehen, da die Polen sich ihrem Einmarsche stets widersetzten. Bei Riga wurde die erste Schlacht geliefert. August war selbst nicht dabei. Der Marschall von Stenau verlor sie gegen die Schweden und ließ Carln Meister von Cur- und Liefland. Jetzt faßte der siegreiche Carl den Entschluß, August durch die Polen selbst entthronen zu lassen. Dieser schickte die Gräfin von Königsmark, seine Maitresse, an seinen Gegner, um einen günstigen Frieden zu bewirken, aber sie erhielt nicht einmal Audienz, und als darauf der Primas selbst ins schwedische Lager ging, um Unterhandlungen zu eröffnen, erklärte ihm Carl laut, daß er den Polen keinen Frieden geben werde, bis sie nicht einen andern König gewählt hätten. So begann der Kampf aufs neue. Die beiden Armeen trafen sich zwischen Warschau und Cracau; August hatte 24,000 Mann, Carl nur die Hälfte; allein gleich beim Anfang der Action wichen die Polen, und ungeachtet der Tapferkeit der Sachsen und Augusts Unerschrockenheit, erfocht Carl einen vollständigen Sieg. Er verfolgte August persönlich bis nach und durch Cracau und würde ihn erreicht haben, wenn er nicht mit dem Pferde gestürzt wäre und einen Fuß dabei verrenkt hätte. August benutzte die Ruhe, welche ihm dieser Umstand eine Zeit lang verschaffte, sich neue Freunde in Polen zu machen. Die Gefälligkeit seiner Sitten, seine Leichtigkeit in Versprechungen rissen die versammelten Woiwoden wieder zu ihm hin; der Minister, den Kaiser Leopold auf den Reichstag geschickt, unterstützte August ebenfalls, und so wurde ihm eine Armee von 50,000 Mann und den Insurgenten eine sechswöchentliche Frist zur Unterwerfung zugestanden. Allein Letztere hatten in Warschau eine

Conföderation organisirt, die Carln zu unterstützen im Begriff stand. Dieser hatte sich von seinem Sturze erholt, und wandte sich unerwartet gegen die Reste der sächsischen Armee, die bei Pultusk standen. Von neuem geschlagen, gelang es dem Marschall Stenau nur mit Mühe, sich mit zwei Regimentern zu retten. Am 19ten April 1704 erklärte nun der zu Warschau versammelte Reichstag August für unfähig, die polnische Krone zu tragen. Ein Interregnum wurde publicirt und man bestimmte den 12. Juni zur Wahl eines neuen Königs. Die öffentliche Meinung und Carls Wille bezeichneten Jacob Sobieski zum Throne; allein August wußte abermal diesen seinen Nebenbuhler zu beseitigen. Sobieski wurde nebst seinem Bruder Constantin, als sie in der Gegend von Breslau sich auf der Jagd befanden, von dreißig sächsischen Reitern überfallen und beide als Gefangene nach Leipzig gebracht. Man bot zwar ihrem dritten Bruder Alexander jetzt die Krone an; allein dieser lehnte sie ab, und man wählte nun am 12ten Juli 1704 Stanislaus Leczinsky, Woiwoden von Posen. August versuchte bald nachher auch diesen in Warschau selbst, das nur mit 1500 Mann besetzt war, aufzuheben, was ihm aber mißlang, obgleich er die schwedische Besatzung, vom Grafen von Horn commandirt, zu Gefangenen machte. Ungeachtet der Anstrengungen Augusts und der ihm von Peter zugeschickten Hülfe, triumphirte Carls Glück und Genius über alle Hindernisse, und der schwedische General Renschild erfocht bei Frauenstadt den 13ten Febr. 1706 einen vollständigen Sieg über den Grafen von Schulenburg, sächsischen Feldmarschall. Carl drang in Sachsen ein. August, der in Polen beim russischen Heere geblieben war, fühlte endlich die Nothwendigkeit Frieden zu schließen; allein um sich nicht mit Peter zu veruneinigen, der von keinem Frieden etwas wissen wollte, mußten die Unterhandlungen ganz ins geheim geschehen und er gab seinen Abgeordneten unbegrenzte Vollmacht. Carl schrieb sehr harte Bedingungen vor: Verzichtleistung auf die polnische Krone; Anerkennung von Stanislaus; Aufhebung der Allianz mit Rußland; Freilassung der beiden Fürsten Sobieski, aller Kriegsgefangenen u. s. w. Indem noch über diese Bedingungen unterhandelt wurde, zwangen die Russen, die von dem allen nichts wußten, August, den schwedischen General Mardefeld anzugreifen. August erfocht hier seltsamer Weise einen ausgezeichneten Sieg, kehrte triumphirend in Warschau ein, und ließ eben das Te Deum singen, als man ihm Carls Bedingungen überbrachte. So sehr August versucht seyn mochte, von diesem glücklichen Vorfalle Vortheil zu ziehen, so war doch der Zeitpunkt dazu nicht mehr da. Sachsen selbst wäre bei der Fortsetzung des Kriegs auf jeden Fall verheert worden. August ratificirte also den abgeschlossenen Vertrag, und besuchte Carln am 18ten Dec. 1706 in seinem Lager zu Alt-Ranstädt. Um seine Demüthigung vollständig zu machen, zwang ihn der Sieger, an Stanislaus einen Glückwünschungsbrief zu schreiben, und ihm damit die Juwelen und die Archive der Krone zurückzuschicken. August kehrte nun nach Dresden zurück, wo er bald nachher von Carl unerwartet einen Besuch erhielt. Der Graf von Flemming, erster Minister des Churfürsten, rieth ihm bei dieser Gelegenheit, sich der Person seines furchtbaren Feindes zu bemächtigen; allein August verwarf mit Unwillen diesen unrechtlichen Vorschlag. August beschäftigte sich nun eifrig mit der innern Verwaltung Sachsens; allein ganz hatte ihn seine Neigung zum Kriege nicht verlassen und seine Liebe zur

Pracht riß ihn zu vielen Ausgaben hin, wodurch die Finanzen des Landes sehr zerrüttet wurden. 1708 machte er incognito den Feldzug in den Niederlanden gegen die Franzosen mit, und 1709 sahe er sich schon nach Polen zurückgerufen. Carl XII., bei Pultava geschlagen, konnte Stanislaus nicht mehr schützen, und Flemming bearbeitete schon seit einiger Zeit die Polen, um sie unter Augusts Herrschaft zurückzubringen. August protestirte nun gegen den Tractat von Alt-Ranstädt und rückte mit einer Armee in Polen ein, wo er gut aufgenommen wurde; er verkündete den Anhängern von Stanislaus eine allgemeine Amnestie und vermochte den Papst, die Polen ihres Eides der Treue gegen diesen Fürsten zu entbinden. Am 18ten publicirte er ein Manifest, worin er sich über diese Schritte zu rechtfertigen suchte. Mit dem Königthum kamen bei August auch seine beiden Lieblingsprojecte zurück; sich an Schweden zu rächen, und die Polen zu unterjochen. Er verband sich wieder mit Peter, mit dem er zu Thorn eine Zusammenkunft hatte. In Vereinigung mit Dänemark ließen beide Monarchen Truppen in Pommern einrücken. Ungeachtet der Erschöpfung, worin sich Schweden befand, setzte es diesem Angriff lebhaften Widerstand entgegen und am 20sten Dec. 1712 erfocht der schwedische General Steinbock bei Gadebusch einen glänzenden Sieg über die Alliirten, welche eiligst die Belagerung von Wismar und Stralsund aufheben mußten. Die Demonstration der Türken und Preußens Einmischung, das Pommern sequestrirte, beschäftigten im folgenden Jahre August und Peter, bis 1714 in Braunschweig ein Friedenscongreß eröffnet wurde. Die übertriebenen Ansprüche Aller, die dazu concurrirten, ließen den Freunden des Friedens nur geringe Hoffnung zu einem glücklichen Ausgange, als Carl XII. auf einmal in Stralsund erschien und zu erkennen gab, daß er den Krieg mit Erbitterung und Hartnäckigkeit fortzusetzen gedenke. Ein neuer Bund, von dem August der vornehmste Stifter war, bildete sich gegen Carl. Stralsund mußte sich den 21sten Dec. 1715 ergeben. Schweden schien seinem Ruin nahe zu seyn. Des Grafen von Görz Klugheit, der eine Allianz zwischen Rußland und Schweden unterhandelte, brachte Uneinigkeit unter die Verbündeten. Peter war auf dem Punkte, sich mit Carln zu vereinigen, um August vom Throne zu entfernen und ihn Stanislaus zurückzugeben. Der Tod Carls machte diesen Intriguen ein Ende und August schloß mit Schweden Friede. Wir haben schon erwähnt, daß es Augusts geheime Absicht war, sich in Polen unabhängig und seine Gewalt unumschränkt zu machen. Die sächsischen Truppen, die im Lande zerstreut standen, schienen ihm nützlich seyn zu können. Allein es bildete sich bald eine Conföderation, an deren Spitze Ledekuski, ein Edelmann, stand. Die Sachsen sahen sich auf allen Punkten einzeln angegriffen und wurden vernichtet. August erflehte Peters Vermittelung, und 1717 wurde der Friede zwischen ihm und der Republik geschlossen. Die sächsischen Truppen verließen das Königreich, und August, Verzicht leistend auf die Idee, die Nation durch Gewalt zu unterjochen, sagt ein berühmter Geschichtschreiber, suchte von jetzt an, seinen Zweck durch andere Mittel zu erreichen. Er gab sich ganz der Weichlichkeit und dem Wohlleben hin. Als einen ihn charakterisirenden Zug führen wir an, daß er sein schönes Dragonerregiment gegen zwölf porzellanene Vasen an Friedrich Wilhelm, König von Preußen — einen ohnehin so gefährlichen Nachbar — verkaufte. Sein Hof war der glänzendste und culti-

virteste in Europa. Die Polen, deren Sitten sich überhaupt zur Ausschweifung hinneigten, ergaben sich nur zu sehr dem gefährlichen Beispiele ihres Königs, und wenn die ersten Regierungsjahre desselben durch große Staatsbewegungen sich auszeichneten, so thaten es die letztern durch gränzenlose Ueppigkeit und Sittenverderbniß. Man lieset noch jetzt mit Erstaunen die Beschreibung der von ihm gegebenen Feste. August wurde indeß von seinen Unterthanen sehr geliebt, und er behauptete mit Würde seinen Rang unter den europäischen Mächten. Er verband in seinem Charakter großmüthige Gesinnungen mit despotischen Gewohnheiten, den Geschmack an Vergnügungen mit den Sorgen des Ehrgeizes, und die Unruhe kriegerischer Neigungen mit der Weichlichkeit eines wollüstigen Lebens. Der Tod überraschte ihn endlich mitten unter seinen Festen und Entwürfen. Als er nach Warschau zu einem Reichstage reisete, kam der Brand an eine kleine Wunde, die er am Knie hatte, und er starb dort am 1sten Febr. 1733. — Seine Gemahlin, Christine Eberhardine, Tochter des Markgrafen von Brandenburg-Culmbach — die lutherisch geblieben war — hinterließ ihm einen einzigen Sohn, Friedrich August (siehe den folgenden Artikel), dagegen hatte er von seinen zahlreichen Maitressen eine große Anzahl Kinder. Die Gräfin von Königsmark hatte ihm den berühmten Moriz von Sachsen geboren.

August III. (Friedrich), Churfürst von Sachsen und König von Polen, Sohn August II., wurde 1696 geboren, und folgte seinem Vater im Jahre 1733 als Churfürst von Sachsen. Gegen Ende desselben Jahres versuchte Ludwig XV. Stanislaus Leczinsky, mit dessen Tochter er sich vermählt hatte, auf den polnischen Thron zu bringen; aber Frankreich war zu entfernt, um zur kräftigen Unterstützung der Wahl Truppen genug nach Polen schaffen zu können. Ein Theil des polnischen Adels trennte sich vom Wahltage, und unterstützt von einer russischen Armee wurde August III. zum König gewählt. Indessen wurde August doch erst 1736 in dem warschauer Friedenscongreß allgemein als König anerkannt. Obgleich ohne die großen und liebenswürdigen Eigenschaften seines Vaters, folgte er dennoch in äußern Dingen ganz dessen Beispiele, indem auch er sich durch glänzende Feste und eine ausschweifende Hofhaltung auszeichnete. Auf Gemälde und die Unterhaltung seiner Capelle verwendete er ungeheure Summen, ohne jedoch von beiden etwas zu verstehen. Seine einzige Leidenschaft war die Jagd. Alle Regierungssorgen überließ er seinem ersten Minister und Günstling, dem Grafen von Brühl (s. d. Art.), der geschickt genug war, den schwachen, aber stolzen und auf seine Autorität eifersüchtigen Monarchen in der Idee zu erhalten, daß er allein die höchste Gewalt ausübe. Was Beider politisches System anlangt, so hatten sie kein anderes als gänzliche Abhängigkeit von Rußland. August zog den Aufenthalt in Dresden dem in Warschau vor, aber seine lange Abwesenheit aus Polen ließ die Regierung dieses Landes in gänzliche Unthätigkeit versinken. Niemals waren die jährlichen Reichstage unruhiger, aber auch nie zweckloser durch den unbeugsamen Starrsinn der Mitglieder. Während der ganzen Dauer dieser Regierung versammelten sich die Repräsentanten der Nation immer ohne Erfolg oder Nutzen, und fast immer gingen der frivolsten Vorwände wegen die Reichstage aus einander. August war zufrieden, wenn er nach dem geliebten Sachsen zurückkehren konnte,

und so blieb dreißig Jahre lang dieses große Reich beinahe ganz ohne Administration. Bei aller dieser organisirten Anarchie schien Polen doch zufrieden und glücklich. In Sachsen war dem nicht so. Durch die schnelle Vergrößerung Preußens beunruhigt, verband August sich mit der Königin von Ungarn. Er verpflichtete sich, dieser, vermittelst der Subsidien, welche England und Holland ihm zahlen wollten, 30,000 Mann Hülfstruppen zu stellen, und ließ solche in Schlesien einrücken, wo sie sich mit der österreichischen Armee vereinigten, aber eine gänzliche Niederlage erlitten. Friedrich griff jetzt Sachsen selbst an, und schlug unter den Mauern von Dresden die sächsische Armee abermals am 15ten December 1745. August verließ seine Hauptstadt, rettete seine Gemälde und Porzellane, vergaß aber die Staatsarchive, die in die Hände des Siegers fielen. Erst durch einen demüthigenden Frieden erhielt er im nächsten Jahre Sachsen zurück. 1756 sah sich August aufs neue in einen Krieg mit Preußen verwickelt. Vergebens suchte er das Ungewitter von seinen Staaten abzuwenden, indem er Friedrich Neutralitätsvorschläge machen ließ. Dieser lehnte solche ab, und August verließ seine Hauptstadt am 10ten September und begab sich ins sächsische Lager nach Pirna, wo 17,000 Mann sächsische Truppen versammelt waren. Friedrich schloß hier die Sachsen ein, die sich endlich am 15ten October zu Gefangenen ergeben mußten. August flüchtete für seine Person auf den Königstein und späterhin nach Polen. — Hier, wo seine Autorität schon vorher nicht sehr geachtet war, wurde sie es nach dem Verluste Sachsens noch weniger. Catharinens Gelangung auf den russischen Thron wurde für ihn eine neue Quelle vielen Verdrusses, da die große Kaiserin die sächsischen Fürsten, welche Alliirte Frankreichs geworden waren, auf alle Weise zu necken und selbst vom polnischen Throne zu verdrängen suchte. Es war daher kaum der hubertsburger Friede geschlossen, als er Warschau verließ und nach Dresden zurückkehrte, wo er aber schon am 5ten October 1763 an einem Anfalle von Gicht, die ihm in die Brust trat, starb. Auch er hatte, wie sein Vater, bei seiner Gelangung zum polnischen Thron die catholische Religion angenommen. Sein Sohn Friedrich Christian Leopold folgte ihm als Churfürst von Sachsen, und Stanislaus Poniatowski als König von Polen.

August (Friedrich), jetzt regierender König von Sachsen, der älteste Sohn des Churfürsten Friedrich Christian, wurde geboren am 23sten December 1750. Bei seines Vaters Tode war er erst dreizehn Jahre alt, und seine Lande wurden deßhalb unter der Administration seines ältesten Oheims, des Prinzen Xaver, regiert, bis am 16ten Sept. 1768 der junge Fürst selbst die Regierung antrat. Der würdige Gutschmidt war sein Lehrer in den Staatswissenschaften gewesen, die vielleicht nie in einem edlern Geiste sind angewendet worden als von Friedrich August. In einer ruhigen Zeit übernahm er die Regierung, beseelt von dem reinen Entschlusse, die ihm zugefallenen Länder nach Möglichkeit zu beglücken, und dieser Entschluß verloderte nicht schnell in einem jugendlichen Enthusiasmus, sondern blieb in allen Verhältnissen und zu allen Zeiten so fest, daß man mit Wahrheit sagen kann, dieser Fürst habe nur gelebt, um ihn durch die That zu bewähren. Niemals hat er den Grundsatz der strengsten Rechtlichkeit verläugnet, stets wahrhaft väterliche Gesinnungen bewiesen, und nie etwas unternommen oder gethan, was mit dem Wohle seiner Unterthanen unverträglich hätte scheinen können. Heilig war ihm die Gerechtigkeit, und darum ist in seiner ganzen Regierung kein Machtspruch, kein

Eingriff in fremde Rechte geschehen; heilig war ihm seine Fürstenpflicht, und mit der anhaltendsten Thätigkeit, mit der gewissenhaftesten Pünktlichkeit, mit der edelsten Mäßigung hat er sie erfüllt. Abhold jedem übereilten revolutionären Streben, unternahm er nichts bloß für den Glanz und Schimmer oder aus Nachahmungssucht, sondern nur dann kam das Neue, wenn er aus geprüfter Ueberzeugung es als das Gute erkannt hatte, das lieber langsam aber desto sicherer gedeihen sollte. Der Wohlstand, die Blüthe seines Staates unter seiner Regierung zeugen, wie sicher es in der That gedieh; und die nähere Betrachtung der geräuschlosen Thätigkeit dieses Fürsten beweiset, daß er wohlthätiger für seinen Staat gewirkt hat, als kein Eroberer vermocht hätte. Er tilgte die Steuerschulden des Landes, und die erkannte strenge Rechtlichkeit der Verfassung bewirkte, daß, ungeachtet der geringen Zinsen, die sächsischen Staatspapiere, was bis daher ohne Beispiel war, um einige Procente den baaren Werth überstiegen. Oefters wendete Friedrich August durch eigene Aufopferungen Schulden vom Lande ab, suchte Auflagen lieber zu vermindern als zu erhöhen, und erklärte: **man solle sein und seiner Kammer Interesse nie dem Interesse der getreuen Unterthanen entgegenstellen.** Von seiner ausnehmend landesväterlichen Fürsorge zeugen die schrecklichen Jahre der Theurung 1772, 1804, 1805, und die furchtbaren Ueberschwemmungen von 1784, 1799, 1804, wobei er sich als wahrer Vater seines Volks nicht nur durch unmittelbare Wohlthaten, sondern auch durch Arbeiten bewies, die er nahrungslosen Unterthanen anweisen ließ. Die Magazine aber wurden so eingerichtet, daß ähnlich großer Gefahr künftig vorgebaut war. Der Anbau des Landes, die Verbesserung der Viehzucht machten bedeutende Fortschritte, und wurden durch Belohnungen unterstützt; der Bergbau, die Salzwerke wurden durch sorgfältige Aufsicht, weise Berggesetze und nachdrückliche Unterstützung der Gewerken gehoben; Manufakturisten und Fabrikanten aller Art durch Pensionen, Geschenke und Vorschüsse unterstützt; der Handel, der durch den siebenjährigen Krieg und durch die von dem Administrator Xaver auf die ausländischen Waaren gelegten Impoſten einen nicht geringen Stoß erlitten hatte, hob sich zu einer vorher nie erreichten Blüthe, und ward auf vielfache Weise befördert. Wer gedenkt nicht hiebei der Verbesserung alter und Anlegung vieler neuen Kunststraßen, so wie der Schiffbarmachung der Unstrut und Saale, welche Flüsse durch Canäle über Leipzig, Eilenburg und Torgau mit der Elbe in Verbindung gesetzt werden sollten? die Armee wurde bei diesem allen auf einen bessern Fuß gesetzt, und die Bildungsanstalten blieben nicht dahinten. Bedeutende Unterstützungen erhielten die beiden Universitäten Wittenberg und Leipzig; die drei Fürstenschulen Pforta, Meißen und Grimma wurden neu organisirt, erhielten neue Gebäude und mehrere Lehrer; die Seminarien zu Dresden und Weißenfels, das Soldatenknabeninstitut zu Annaburg, die niedern Bergschulen im Erzgebirge, die verbesserte Einrichtung der Bergakademie zu Freiberg, die Gehaltserhöhung der Landschullehrer, Prämien, welche an diese ausgetheilt wurden, u. a. m. beweisen zur Genüge von dem Eifer der Regierung auch für die höhere Bildung der Nation. Zeigt nun aber schon dieses, daß man nicht bloß auf die Administration des Landes eine vorzügliche Sorgfalt gewendet habe, so dienen andere Umstände noch mehr, auch die eigentliche Regierung Friedrich Augusts von einer recht achtungswürdigen Seite zu zeigen. Im

Jahre 1770 wurde die Tortur abgeschafft, die Reinigungseide wurden vermindert, die Todesstrafen sehr beschränkt und menschlicher. 1791 wurde eine beständige Gesetzcommission errichtet, welche mit dem Entwurfe zu einer neuen Gerichtsordnung beauftragt ward, und 1810 erhielten einige ausgezeichnete Criminalisten den Auftrag zur Ausarbeitung eines neuen peinlichen Gesetzbuchs. Manche wichtige Veränderungen wurden in Ansehung einzelner Landescollegien und Behörden vorgenommen, der nachtheilige Justizpacht in den Aemtern aufgehoben, sehr nützliche Polizeigesetze und eine allgemeine Vormundschaftsordnung gegeben, die sich in jeder Hinsicht vortheilhaft auszeichnet. Dies Wenige aus Vielem gehoben, beweiset einen eben so guten Willen als zweckmäßige Thätigkeit eines Regenten, der keine höhere Pflicht und keine süßere Lust kennt, als die Beglückung seines Landes. Auch breitete sich nicht bloß ein schöner Wohlstand in demselben aus, sondern der Geist der Rechtlichkeit, Ordnung, Mäßigkeit, Treue waltete darin so allgemein, daß Sachsen auch von Seiten seiner Sittlichkeit sich auszeichnete. Wenn Friedrich August nicht ein völlig ungestörtes, immer erhöhtes Glück seinen Unterthanen verschaffte, so war dies nicht seine, sondern der Zeitumstände Schuld; denn wie sehr er auch den Frieden liebte, so wurde er doch mehr als einmal genöthigt, das Schwert zu ziehen, und endlich seine blühenden Provinzen allem Drangsale eines verheerenden Krieges Preis zu geben. Im Jahre 1778 führte er, wegen der Ansprüche seiner Mutter auf die Verlassenschaft ihres Bruders, des Churfürsten von Bayern, in Verbindung mit Friedrich dem Großen, einen Krieg gegen das Haus Oesterreich, den bayerischen Erbfolgekrieg, welchem aber bereits am 13ten Mai 1779 der Friede folgte. Das Interesse seines Landes und dessen geographische Lage erfoderten, sich an Preußen anzuschließen, und Friedrich August that es mit aller ihm eigenen Rechtlichkeit. Einer der ersten trat er daher auch dem deutschen Fürstenbunde, dieser großen Stiftung Friedrichs, bei. Sehr richtig urtheilte Johannes Müller hierüber, „daß diese Maßregel der väterlichen Sorgfalt gemäß war, mit welcher Friedrich August die Wunden des Vaterlandes immer glücklicher heilte, und gleich gemäß dem Interesse des Hauses, dessen Schild wider grundlose Ansprüche in Tractaten ist, und seines Volks, dessen vielvermögende Stände in ihren zum gemeinen Besten geübten Vorrechten ein Kleinod besitzen, dessen Verlust beim Untergange der Gesetze gewiß und unersetzlich wäre." Dieselbe Weisheit, die ihn zu solcher Maßregel vermochte, bewog ihn auch, eine angetragene Königskrone auszuschlagen. Die Polen sendeten im J. 1791 den Fürsten Adam Czartorisky nach Dresden, um Friedrich Augusten aus eigener Wahl zur Thronfolge Polens für sich und seine weiblichen Nachkommen zu berufen. War es aber ehrenvoll für ihn, um seiner Tugenden willen von einer fremden Nation zum König berufen zu seyn, so war es groß und edel, dem Rufe nicht zu folgen, und lieber dem Glücke des kleinern Vaterlandes zu leben. Leider aber stand es bald nicht mehr in seiner Macht, die Ruhe dieses Vaterlandes zu sichern. In seinem Sommerpallast zu Pillnitz fand am 27sten August 1791 die berühmte Zusammenkunft zwischen dem Kaiser Leopold und Friedrich Wilhelm II. von Preußen Statt, worin Maßregeln gegen die in Frankreich ausgebrochene Revolution ergriffen wurden. Hatte Friedrich August dies nicht verhindern können, so hütete er sich doch, dem Bunde thätig beizutreten, rieth stets zur Mäßigung, und stellte erst im folgenden Jahre, als nach Leopolds Tode die Franzosen in die österreichischen Nieder-

lande und die Rheinländer einfielen, und nun ein Reichskrieg erklärt ward, die Truppen, die ihm als Reichsfürst zu stellen oblag. Vier Jahre lang nahm er auf solche Weise an einem Kriege Theil, zu welchem die Pflicht ihn nöthigte; schloß aber, als Jourdan 1796 nach Franken eindrang, einen Waffenstillstand, und stellte eine Neutralitätsarmee an den südlichen Grenzen seines Landes auf. Bei dem rastadter Congreß vom J. 1797 bis 1799 suchte er nach allen Kräften die Sicherheit und Selbstständigkeit des deutschen Reiches zu behaupten, und bei dem Entschädigungsgeschäft zu Regensburg (1802 und 1803), wozu er nebst sieben andern Reichsständen erwählt war, hatte er kein anderes Augenmerk als strengste Gerechtigkeit bei Vertheilung der Entschädigungsmasse. An einem neuen Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich im J. 1805 nahm er keinen Theil, konnte aber nicht hindern, daß seine Länder durch die preußischen Durchmärsche vieles litten, und mußte selbst im folgenden Jahre, nachdem am 6ten August die völlige Auflösung des deutschen Reichs erfolgt war, an einer Rüstung Preußens gegen Frankreich Antheil nehmen. 22,000 Mann Sachsen stießen zu den Preußen. Als durch eine verlorne Schlacht auf den Höhen von Jena am 14ten October das Schicksal der preußischen Monarchie entschieden wurde, war Sachsen zuerst dem eindringenden Feinde Preis gegeben, und das Loos des Landes wäre gewiß auf andere Weise entschieden worden, hätten nicht Friedrich Augusts persönliche und Regententugenden dem Feinde selber Achtung eingeflößt. Der Sieger legte, außer mehreren Requisitionen, dem Lande eine Contribution von 25 Millionen Franken auf, die im Verlaufe des Jahres 1807 in drei Terminen aufgebracht werden mußten, richtete eine provisorische Verwaltung der in Beschlag genommenen landesherrlichen Einkünfte ein, zu welchem Behufe das Land in vier Arrondissements vertheilt ward, Naumburg, Leipzig, Dresden und Wittenberg, gestand aber übrigens dem Lande Neutralität zu. Friedrich August suchte dem bedrängten Lande auf alle Weise zu Hülfe zu kommen, indem er theils durch Geldvorschüsse und Lieferungen seiner Kammergüter die Leistungen unterstützte, theils den Friedensabschluß mit Napoleon möglichst beschleunigte. Dieser erfolgte am 11ten December zu Posen, und hatte auf das künftige Schicksal von Sachsen und dessen Regenten wesentlichen Einfluß. Der bisherige Churfürst von Sachsen wurde zum König erhoben, trat als solcher dem Rheinbunde bei, und stellte ein Contingent von 20,000 Mann. Der in der Niederlausitz gelegene cottbusser Kreis wurde ihm zugesichert, und er trat dagegen nachher an den König des neu errichteten Reichs Westphalen das Amt Gommern, die Grafschaft Barby und einen Theil der Grafschaft Mannsfeld ab. Durch den Frieden von Tilsit erhielt er späterhin auch die vom Königreiche Preußen getrennten Provinzen Südpreußen, einen Theil Neu-Ostpreußens, Westpreußens und Neu-Schlesien, unter dem Titel des Herzogthums Warschau, wozu dann durch den Frieden von Wien (den 14ten Oct. 1809) alles, was theils 1772, theils 1795 in Neu- und Alt-Gallizien an Oesterreich gekommen war, geschlagen wurde. Als König von Sachsen und Herzog von Warschau hatte nun aber Friedrich August doppelte Verbindlichkeit, Theil an Frankreichs Kriegen zu nehmen. Nur den gewöhnlichen nahm er an dem Kriege, der 1809 gegen Oesterreich geführt ward, und der, obschon glücklich geführt, doch dem bereits erschöpften Lande manches Opfer kostete. Die härtesten Prüfungen für das Herz des guten Königs sollten aber erst noch beginnen, und sie begannen, als in dem französisch-russischen Kriege von 1812

seine Staaten der unmittelbare Schauplatz des Krieges wurden, erst Warschau und dann Sachsen. Friedrich August hatte sich, als die Alliirten in Sachsen einrückten, zuvörderst nach Regensburg, dann nach Prag begeben, und war nach der Lützner Schlacht auf Napoleons dringendes und drohendes Begehren nach Dresden zurückgekehrt. Welche Ansichten und Absichten ihn leiteten, ist in dem Art. Sachsen zu finden. Der König befand sich in Dresden, als die Alliirten diese Stadt nach Ablauf des Waffenstillstandes angriffen. Später folgte er Napoleon nach Leipzig. Als hier die Waffen das Loos Europa's entschieden hatten, sandte der König an Kaiser Alexander die Erklärung, daß er sich ihm auf Discretion ergebe. Der Kaiser von Rußland gab zur Antwort, daß er in ihm nur einen feindlich gesinnten Fürsten sehe. Man entfernte ihn aus Sachsen, welches verwaltet wurde, und wies ihm Friedrichsfelde bei Berlin zum einstweiligen Aufenthalt an. Im März 1815 wurde ihm zugestanden, sich von hier nach Preßburg zu begeben, um an den Verhandlungen des wiener Congresses Theil zu nehmen, und endlich am 7ten Juni kehrte er in Folge des am 18ten Mai unterzeichneten Vertrags mit Preußen (vergl. Sachsen) in seine Hauptstadt zurück, wo ihn seitdem die Reorganisation des ihm gebliebenen Landes beschäftigt. Möge dereinst der Biograph des guten Königs sagen können: er starb glücklich als Beglücker seines Vaterlandes, das durch seine Fürsorge an den vielfach geschlagenen Wunden nicht verblutete! — Kann es außerdem noch etwas Wünschenswerthes geben, so ist es die Erhaltung seines Familienglücks. Im Jahre 1769 vermählte er sich mit Maria Amalia Augusta, der Schwester des jetzt regierenden Königs von Bayern, und diese gebar ihm 1782 die Prinzessin Maria Augusta. dd.

Augustinus, einer der berühmtesten Lehrer in der christlichen Kirche, wurde zu Tagast, einer kleinen Stadt in Afrika, den 13ten Nov. 354 unter der Regierung des Kaisers Constantin geboren. Man hat über ihn von ihm selbst genauere Nachrichten in seinem Buche, dem er den Titel Bekenntnisse beilegte. Seine Aeltern bestimmten ihn für den gelehrten Stand, allein er entsprach ihren Erwartungen nicht ganz, da er jedes ernste und trockene Studium verabscheute, und stets nur von solchen Dingen angezogen wurde, die das Herz beschäftigen. Er wurde von seinen Aeltern nach Carthago geschickt, wo er seine Studien vollenden sollte. In seinem 16ten Jahre faßte er eine große Neigung zu den Frauen. Funfzehn Jahre wurde er von einer Geliebten gefesselt, mit der er auch einen Sohn zeugte. Erst als er seine ganze Lebensart änderte, verließ er sie. Ein Buch des Cicero, unter dem Titel Hortensius, das nicht auf unsere Zeiten gekommen ist, leitete ihn auf das Studium der Philosophie, und da diese seinem Gefühle nicht genügte, trat er zur Secte der Manichäer. Unter ihnen war er neun Jahre lang; aber als er zu einer deutlichern Erkenntniß gelangte, verließ er sie, und begab sich von Afrika nach Rom, und von da nach Mailand, um hier die Stelle eines Lehrers der Beredsamkeit einzunehmen. Der heil. Ambrosius war daselbst Bischof, und durch die Reden desselben lernte er das Christenthum hochachten. Das Lesen der Briefe Pauli brachte eine völlige Lebens- und Sinnesänderung in ihm hervor. Die catholische Kirche feiert jeden 5ten Mai ein eigenes Fest zum Andenken an diese Begebenheit. Er zog sich in die Einsamkeit zurück, schrieb hier mehrere Bücher, und bereitete sich auf die Taufe vor, die er im 33sten Jahre seines Lebens mit seinem Sohne Adeodat aus den Händen des Ambrosius empfing.

Er kehrte nach Afrika zurück, verkaufte seine Güter, gab den Gewinn daraus den Armen und behielt nur so viel für sich, um mäßig leben zu können. Als er einst in der Kirche zu Hippon gegenwärtig war, bezeigte der Bischof, der sehr alt war, das Verlangen, einen Priester zu weihen, der ihn unterstützen und einst als Bischof ihm folgen könne. Auf Bitten des Volks trat Augustinus in den geistlichen Stand, predigte mit außerordentlichem Erfolge, und wurde 395 Bischof zu Hippon. Er gerieth mit dem Pelagius in heftige Streitigkeiten über die Lehren vom freien Willen, von der Gnade und der Prädestination, und schrieb über diese ein eigenes Buch. Augustinus behauptet, daß der Mensch bloß durch die Gnade, aber nicht durch gute Werke gerecht werde. Er starb den 28sten August 430, da Hippon von den Vandalen belagert wurde. Es hat bei weitem gelehrtere Kirchenväter gegeben, die eine bessere Sprache und einen reinern Geschmack besessen, aber keinen, der es verstanden hätte, mehr das menschliche Herz zu ergreifen und für Religion zu erwärmen. Die Maler gaben ihm daher in ihren Gemälden zum Symbol ein flammendes Herz. — Augustinus hat seinem Eifer für das Mönchsleben durch die Gründung einiger Mönchs- und Nonnenklöster in Afrika ein freilich durch die Vadalen bald zerstörtes Denkmal gesetzt, keineswegs aber, wie die nach ihm benannten Augustiner behaupteten, einen Orden mit fester Regel gestiftet. Die verschiedenen Zweige des Augustinerordens, regulirte Chorherrn, Einsiedler, Einsiedlerinnen und Tertiarier, sind erst im 11ten und 12ten Jahrhunderte entstanden, und ihre Regeln ein Werk der Päpste und Prioren. Pius V. setzte die Augustiner 1567 unter die Bettelorden, und gab ihnen den vierten Rang nach den Dominicanern, Franziscanern und Carmelitern. Sie verbreiteten sich sehr weit, und es soll vor der Reformation 2000 Klöster dieses Ordens gegeben haben. Noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts wurde er in 42 Provinzen und viele Congregationen getheilt. (Vergl. Orden.)

Augustus (Cajus Julius Cäsar Octavius), ursprünglich Cajus Octavius genannt, war der Sohn von Cajus Octavius und der Attia, einer Tochter der Julia, der Schwester Julius Cäsars. Die Familie der Octavier stammte aus Velletri im Lande der Volscer. Der Zweig, zu welchem Augustus gehörte, war reich und angesehen. Augustus Vater hatte sich bis zum Senator emporgeschwungen, und war, nachdem er die Prätur verwaltet, nach Macedonien gegangen, wo er sich in Civil- und Militairämtern rühmlich auszeichnete. Octavius, von dem gegenwärtiger Artikel handelt, war unter Cicero's Consulat im J. Roms 689 geboren. Er verlor seinen Vater früh, wurde aber durch die Sorgfalt seiner Mutter und des L. M. Philippus, mit dem Attia sich in zweiter Ehe vermählt hatte, sehr sorgfältig zu Rom erzogen. Seine Talente entwickelten sich auf das glücklichste, und erwarben ihm die Gunst seines Groß-Oheims, des Julius Cäsar, der sich geneigt erklärte, ihn zu adoptiren, im Fall er kinderlos bleiben würde. Octavius befand sich zu Apollonia in Epirus, wo er unter dem berühmten Rhetor Apollodor die Beredsamkeit studirte, als er die Nachricht von dem tragischen Ende seines Oheims und zugleich von seiner Adoption erhielt. Die Besorgnisse seiner Freunde nicht achtend, ging er nach Italien unter Segel, um an Ort und Stelle selbst den Stand der Sachen zu erforschen, und, wenn sich ihm die Gelegenheit darböte, die Hoffnungen zu verfolgen, zu welchen die Adoption durch Julius Cäsar ihn berechtigte. Als er bei Brundusium landete, kam eine Deputation der daselbst versammelten Veteranen ihm entgegen. Im Triumph in die Stadt ge-

führt und als Erbe und Rächer Cäsars proclamirt, machte er feierlich seine Adoption bekannt, und nahm den Namen seines Oheims an, dem er den Namen Octavius beifügte. Er stellte sich, damals neunzehn Jahre alt, an die Spitze der Veteranen, bemächtigte sich aller öffentlichen Gelder in Brundus zu seinem eigenen Gebrauch, und marschirte durch Campanien auf Rom. Hier gab es zwei Parteien: die Partei der Republikaner, die Cäsarn gestürzt hatte, und die Partei des Antonius und Lepidus, die, unter dem Vorwande jenen zu rächen, ihre eigene Macht zu begründen strebten. Damals triumphirte die letztere Partei, und der Consul Antonius übte eine fast unbeschränkte Gewalt aus. Octavius begab sich zuerst zu Cicero, der sich auf seine Villa bei Cumä zurückgezogen hatte; denn es schien ihm vortheilhaft, diesen großen Redner, der noch immer eine große Popularität hatte, und der den Antonius haßte und fürchtete, in sein Interesse zu ziehen. Darauf ging er nach Rom, wo der größte Theil der Magistratspersonen, Soldaten und Bürger ihm entgegen kam; nur Antonius würdigte seine Ankunft keiner Aufmerksamkeit. Nachdem Octavius seine Adoption auf die feierlichste Art hatte bestätigen lassen, besuchte er Antonius, bot ihm seine Freundschaft an und foderte ihm die Verlassenschaft Cäsars ab, um die von demselben ausgesetzten Legate zu bezahlen. Antonius wies diese Ansprüche stolz zurück, söhnte sich jedoch bald mit ihm aus, als er des Octavius Ansehen immer mehr steigen, sein eigenes aber in gleichem Maße sich vermindern sah. Dauernd konnte jedoch eine Verbindung zwischen beiden gleich herrschsüchtigen Nebenbuhlern nicht seyn. Ihr Herz nährte gegenseitig Haß und Eifersucht; auch war ihre Feindschaft so wenig ein Geheimniß, daß man Octavius beschuldigte, er habe Antonius ermorden lassen wollen. Wie hierauf Antonius in das cisalpinische Gallien zog und Mutina belagerte, während er zu Rom für einen Feind des Vaterlandes erklärt wurde; wie Octavius, die damals mächtige Partei des Senats ergreifend, die gegen Antonius beorderten Consuln begleitete, und nach dem Tode derselben den Oberbefehl übernahm; wie er aber in der Folge, als jener nebst Lepidus mit einem furchtbaren Heere nach Italien zurückkehrte, sich mit ihm aussöhnte; wie zwischen den drei Feldherren ein Triumvirat geschlossen wurde, und wie sie, nach den schrecklichsten Blutscenen in Rom und Italien, die republikanische Armee unter Brutus und Cassius in Macedonien besiegten, ist unter Antonius bereits erzählt worden. Von Antonius ward gerühmt, daß er das Andenken des überwundenen Brutus geehrt habe. Octavius zeigte sich minder großmüthig; er verhöhnte, wie die Geschichtschreiber erzählen, den Leichnam des Unglücklichen. Nach diesem Feldzuge fand sich des Octavius Gesundheit so zerrüttet, daß man, als er bei Brundus landete, sein Leben aufgab. Nachdem er in Rom angekommen war, unterzog er sich dem schwierigen Geschäfte, die Habsucht der Soldaten durch Vertheilung der gewonnenen Ländereien zu befriedigen. Diese Vertheilung verursachte große Unruhen. Octavius sah dabei mehrmals sein Leben in Gefahr. Mitten unter den tumultuarischen Auftritten, die ganz Italien erschütterten, hatte er mit der Fulvia, deren Tochter Clodia er ausgeschlagen, und mit Lucius, des Antonius Schwager, zu kämpfen. Nach mehreren Gefechten warf Lucius sich in die Stadt Perusia, wo er bald darauf capituliren mußte. Die Stadt ward der Plünderung Preis gegeben und dreihundert Senatoren zum Tode verurtheilt. Man stellte dieses Blutbad als ein den Manen des vergötterten Cäsars dargebrachtes Opfer vor. Auf Anto-

nius Erscheinung in Italien erfolgte ein neuer Vertrag. Den Proscriptionen ward Einhalt gethan. Octavius erlaubte den Geächteten, die dem Tode entgangen waren, und die er jezt nicht mehr fürchtete, zurückzukehren. Der Friede, der dadurch dem römischen Reiche gegeben war, wurde nur durch einige Unruhen in Gallien und durch den Seekrieg mit Sextus Pompejus unterbrochen. Letzterer dauerte mehrere Jahre, und wurde mit abwechselndem Glücke geführt. Nach seiner Rückkehr aus Gallien vermählte sich Octavius mit der berühmten Livia, der Gemahlin des Claudius Nero, den er nöthigte, sich von ihr scheiden zu lassen, nachdem er selbst seine dritte Gemahlin Scribonia verstoßen hatte. Lepidus, der bisher noch einen Schein von Gewalt gehabt hatte, ward seines Ansehens beraubt, und so wenig fürchtete man ihn, daß man ihm das Leben vergönnte. Antonius und Octavius beherrschten das unter sich getheilte Reich anfangs in scheinbarer Eintracht. Aber während Antonius sich im Orient allen Genüssen der Liebe und des Luxus hingab, verfolgte der junge Octavius mit Festigkeit seine Plane, sich zum alleinigen Herrscher zu machen, und benutzte dabei als ein geschickter Staatsmann die Fehler seines Collegen. Vor allen strebte er sich die Liebe des Volks zu erwerben, auf dessen Dankbarkeit er Ansprüche hatte, da durch ihn sich Italien des Friedens und Ueberflusses erfreute. Er gab Zeichen der Milde und Großmuth, ohne den Schein anzunehmen, als strebe er nach der höchsten Gewalt. Vielmehr erklärte er sich feierlich bereit, die Herrschaft niederzulegen, sobald Antonius von dem Kriege gegen die Parther zurückgekehrt seyn würde. Er schien es mehr zu erlauben als zu verlangen, daß man ihn zum beständigen Tribun ernannte; eine Würde, die ihn zur höchsten Macht führte. Je mehr er sich dem Volke näherte, um so offener erklärte er sich gegen Antonius. Besonders gelang es ihm, durch Bekanntmachung eines Testaments, worin Antonius die mit der Cleopatra gezeugten Söhne zu seinen Erben erklärte, den Unwillen der Römer gegen denselben rege zu machen. Die Stimmung der Gemüther benutzend, ließ Octavius der Königin von Aegypten den Krieg erklären, rüstete eine bedeutende Kriegsmacht zur See und zu Lande aus, und begab sich damit nach dem ambracischen Meerbusen, wo er, unterstützt von seinem Admiral Agrippa, die Schlacht bei Actium gewann, die ihn zum Beherrscher der Welt machte. Er verfolgte seinen Nebenbuhler nach Aegypten und endigte den Krieg, nachdem er mit seiner gewohnten Kälte den Vorschlag des Antonius, ihre Streitigkeiten durch einen Zweikampf zu entscheiden, verworfen hatte. Sowohl diesen als die Cleopatra ließ er, nachdem beide ihr Leben gewaltsam geendet, prachtvoll bestatten. Ein Sohn des Antonius und der Fulvia ward ebenfalls seiner Rache oder Sicherheit geopfert. Gleiches Schicksal hatte Cäsarion, ein Sohn Cäsars und der Cleopatra. Alle andere Verwandte des Antonius blieben verschont, und Octavius gebrauchte überhaupt seine Macht nur mit Mäßigung. Er verweilte zwei Jahre im Orient, um die Angelegenheiten Aegyptens, Griechenlands, Syriens, Klein-Asiens und der Inseln zu ordnen; bei seiner Rückkehr nach Rom hielt er mit großer Pracht einen dreitägigen Triumph. Befreit von seinen Nebenbuhlern und Feinden, und Herr der Welt war er einen Augenblick unentschieden über die Art seiner künftigen Gewalt. Agrippa, dessen Siege ihm die Herrschaft gewonnen hatten, rieth ihm, darauf Verzicht zu leisten; Mäcenas war der entgegengesetzten Meinung, und diesem, oder vielmehr seiner eigenen Neigung, folgte Octavius. Treu seiner stets beobachteten Politik, suchte er dem

Volke und dem Staate den Wunsch einzuflößen, ihn als unumschränkten Regenten zu sehen. Er schaffte die Gesetze des Triumvirats ab, verschönerte die Stadt und beschäftigte sich mit Verbesserung der während der Bürgerkriege eingerissenen Mißbräuche. Am Ende seines siebenten Consulats (im J. 36 vor Chr. Geb.) begab er sich darauf in den Senat, und erklärte in einer wohl studirten Rede seine Absicht, die Regierung niederzulegen. Der Senat, erstaunt über seine Mäßigung, beschwor ihn, die höchste Gewalt auch ferner zu behalten. Octavius gab diesen dringenden Bitten nach, und fuhr fort durch den Senat zu regieren. Er empfing jetzt den Beinamen Augustus, der die Hoheit seiner Person und seines Ranges bezeichnete, und vereinigte nach und nach in sich die Würde eines Imperators oder Oberherrn zu Wasser und zu Lande, der über Krieg und Frieden entschied; eines Proconsuls, als welcher er über alle Provinzen gesetzt war; eines beständigen Volkstribunen, wodurch seine Person für unverletzlich erklärt und ihm das Recht ertheilt war, sich allen öffentlichen Beschlüssen widersetzen zu können; endlich auch eines Censors oder Sittenrichters und eines Pontifex maximus oder Oberhaupts aller religiösen Angelegenheiten. Die Gesetze selbst wurden ihm untergeordnet, und die Beobachtung derselben seiner Willkür anheimgestellt. Zu allen diesen wichtigen Vorrechten fügte man noch den ehrfurchtgebietenden Titel eines Vaters des Vaterlandes. So groß indeß auch die ihm verliehene Gewalt war, so übte sie August doch mit weiser Mäßigung und mißbrauchte sie nie. Es lag im Geiste seiner Politik, die alten Namen und Formen beizubehalten; denn er kannte ihre Gewalt auf die Gemüther der Menge. Er bemühte sich, die Hand zu verbergen, welche die Zügel der Welt hielt, und verweigerte es daher standhaft, den durch Sulla und Cäsar verhaßt gewordenen Namen eines Dictators anzunehmen. Augusts Regierungsgeschichte ist so reich an Begebenheiten, daß wir uns begnügen müssen, nur die wichtigsten davon zu berühren. Er führte mehrere Kriege in Afrika, Asien, und besonders in Gallien und Hispanien, wo er nach großen Anstrengungen über die Cantabrer triumphirte. Seine Waffen unterwarfen Aquitanien, Pannonien, Dalmatien, Illyrien; sie hielten die Dacier, Numidier und Aethiopier in Schranken. Mit den Parthern schloß er ein Bündniß, dem zufolge sie Armenien abtraten, und die dem Crassus und Antonius genommenen Adler zurückgaben. Nachdem er zu Lande und zur See die Erde beruhigt hatte, schloß er (das dritte Mal seit Roms Erbauung) im J. 744 den Tempel des Janus. Aber dieser Friede wurde bald durch die Niederlage des Varus gestört, der drei Legionen gegen die Germanier unter Arminius (s. d.) verlor und verzweiflungsvoll sich selbst tödtete. Die Nachricht dieses Unglücks erschütterte Augustus tief. Er ließ seinen Bart und seine Haare wachsen, und rief oft im äußersten Schmerz: „o Varus, gib mir meine Legionen wieder!" Indeß wurden die Deutschen durch Tiberius in Schranken gehalten, und die Besorgnisse, die sie dem Oberhaupte des römischen Reichs erregt hatten, hörten auf. Während des Friedens erließ August eine Menge nützlicher Verordnungen, und stellte die Mißbräuche in der Verwaltung ab. Er gab dem Senat eine neue Organisation, beschäftigte sich mit der Verbesserung der Sitten, besonders durch Begünstigung der Ehen, gab Luxusgesetze, stellte die Kriegszucht bei den Armeen und die Ordnung bei allen circensischen Spielen und den Schauspielen wieder her, und verschönerte Rom, das er, wie er mit Wahrheit sich rühmte, aus Backsteinen erbaut gefunden hatte, und

aus Marmor erbaut hinterließ. Er machte mehrere Reisen, um, wie Vellejus sagt, allenthalben die Segnungen des Friedens zu verbreiten; er besuchte Sicilien und Griechenland, Klein-Asien, Syrien, Gallien u. s. w.; in mehreren Gegenden gründete er Städte und Colonien. Die Völker errichteten ihm Altäre, und durch ein Decret des Senats wurde dem Monat Sextilis der Name August gegeben. Zwei Verschwörungen, die Augusts Leben bedrohten, scheiterten. Cäpio, Murena, Egnatius wurden mit dem Tode bestraft. Glücklicher war Cinna, dem August verzieh und seine Freundschaft schenkte. Diese Großmuth vermehrte die Liebe der Römer und verminderte die Zahl der Mißvergnügten, so daß dem Beherrscher Roms nichts zu wünschen übrig geblieben wäre, hätte seine Familie sich seinem Willen eben so gefügt, wie die Welt sich ihm fügte. Die Ausschweifungen seiner Tochter Livia verursachten ihm großen Kummer, und er zeigte sich härter gegen diejenigen, welche die Ehre seiner Familie verletzt, als gegen diejenigen, die sein Leben bedroht hatten. Die Geschichte sagt, daß er in seinem Alter von der Livia beherrscht wurde, der einzigen Person, die er vielleicht wahrhaft geliebt hatte. Durch den Tod verlor er seine Kinder und alle jungen Prinzen, auf die er die Hoffnung gesetzt hatte, daß sie einst ihm folgen sollten. Tiberius war ihm von allen allein übrig, dessen böse Eigenschaften er nur zu wohl kannte. Sein hohes Alter und seine stets schwächer werdende Gesundheit erweckten in ihm die Sehnsucht nach Ruhe. Er unternahm eine Reise nach Campanien, von dessen gesunder Luft er sich eine günstige Wirkung versprach: allein zu Neapel mehrte sich sein Uebelbefinden. Er eilte nach Rom zurück, aber noch ehe er daselbst ankam, ereilte ihn der Tod zu Nola am 19ten August des J. 14 nach Chr. Geb. in einem Alter von 76 Jahren. Als August die Annäherung seines Todes fühlte, foderte er, wie erzählt wird, einen Spiegel, ordnete sein Haar und fragte die Umstehenden: „habe ich meine Rolle gut gespielt?“ Auf die bejahende Antwort fuhr er fort: „so klatscht in die Hände, sie ist aus!“ — Wäre dieser letzte Zug aus dem Leben Augusts zuverlässig, so würde er hinreichen, seinen Charakter, seine Politik und selbst sein Glück zu erklären. Gewiß ist es, daß sein Betragen stets abgemessen und überlegt war, und daß er die große Gabe besaß, mitten unter den Stürmen der Herrschaft kalt und unerschüttert zu bleiben. Geschickt seine Plane verbergend, benutzte er die Leidenschaften wie die Talente Anderer, um sie zu erreichen. Er besiegte Brutus durch Antonius, und diesen durch Agrippa. Mehrmals wechselte er die Parteien, nie seine Plane, und wußte eine Herrschaft sich antragen, ja aufdringen zu lassen, die stets das Ziel aller seiner Bestrebungen gewesen. Aber man darf zu seinem Lobe nicht verschweigen, daß er seine Macht mit Weisheit gebrauchte, und das Reich mit den Segnungen des Friedens beglückte, nachdem er es durch alle Schrecken des Bürgerkriegs geführt. Alles Große und Gute, wodurch seine Regierung sich auszeichnete, ging von ihm aus. Er belebte den Ackerbau und begünstigte die Künste. Mit einem feinen Geschmack und gewandten Geiste begabt, liebte und schätzte er die Wissenschaften und übte die Dichtkunst selbst, so daß er nicht unwerth war, einem Zeitalter seinen Namen zu geben, das in der Geschichte des Menschengeschlechts sich durch geistige Cultur auf das vortheilhafteste auszeichnet. Sein Tod versetzte das Reich, das seine Jugend einst beunruhigt hatte, in tiefe Trauer; man zählte ihn den Göttern bei, und errichtete ihm Tempel und Altäre.

Aureng=Zeyb (Zierde des Throns), wurde den 20sten Oct. 1619 zum Unglück für seinen schwachen und unglücklichen Vater geboren. Damals war sein Großvater Djehanguyr auf dem Throne von Hindostan, und hatte eine solche Freude über den Zuwachs seiner Familie, daß er ihm diesen Namen beilegte. Als er neun Jahre alt war, kam sein Vater Shah=Djehân zur Regierung, und Aureng=Zeyb kündigte damals durch sein ernstes Aeußere, durch sein häufiges Beten und durch seinen Hang zur Einsamkeit, seine versteckte Heuchelei, seine Vorsicht und seine weit hinausgehenden Plane an. Er ließ sich bald unter die Fakirn aufnehmen, trug ihre Kleidung, und zeigte die Neigung, sich nach Medina zum Grabe des großen Propheten zu begeben. Aber im 20sten Jahre legte er den Coran, den er immer unter dem Arme getragen, bei Seite, führte mit Glück und Geschicklichkeit eine Anzahl Truppen an, und erhielt das Gouvernement von Dekhan. Hier wollte er einst den Fakirn einen Beweis seiner Liebe und Freundschaft geben, bat sie zu einem großen Gastmahle, und nöthigte sie, so sehr sie sich auch sträubten, neue, anständigere Kleidung anzuziehen. Er ließ die alten Gewänder sogleich verbrennen, und man fand darin eine Menge Gold= und Silberstücke, die ihm gute Dienste thaten, als er mit seinem Bruder Krieg führte. Er veruneinigte seine Brüder, unterdrückte mit Hülfe des einen den andern, und lockte seinen Vater in das Innere seines Harems, woselbst er ihn gefangen hielt. Dann ließ er einen nach dem andern umbringen, bestieg im Jahre 1659 den Thron von Hindostan, und nahm den Namen Aâlem Guyr an. Er regierte mit Weisheit, beförderte den Wohlstand seines Volks, sah streng auf die Verwaltung des Rechts und auf Sittlichkeit, und suchte seine eigene Macht zu begründen. Zwei Söhne, die versucht hatten, sich eine Partei im Staate zu machen, ließ er festsetzen und durch langsam tödtendes Gift hinrichten. Er führte viele Kriege, eroberte Golconda und Visapur, und nach und nach wurden die Maratten von den Mongolen ganz aus ihrem Vaterlande vertrieben. Er starb den 21sten Februar 1707, nachdem er 50 Jahre, 2 Monate, 27 Tage regiert hatte. Nach seinem Tode gerieth das Reich der Mongolen in Verfall. Es brachen sogleich Kriege zwischen seinen Söhnen aus, und mehrere eroberte Provinzen suchten sich unabhängig zu machen. Zum Beweise seiner Gerechtigkeit kann folgende Anekdote dienen, die eine andere neuerer Zeit ins Gedächtniß zurückruft. Als Aureng=Zeyb in Dekhan sich gelagert hatte, leiteten seine Soldaten einen Bach ab, der eine Mühle trieb, die allein eine Frau und eine Familie ernährte. Er erfuhr es, und ließ nicht nur den Bach in sein voriges Bette leiten, sondern bat sie um Vergebung wegen des Unrechts, das er ihr gethan habe, und gab ihr ansehnliche Geschenke.

Aurora (griechisch Eos), Hyperions und der Thia Tochter, und Schwester des Helios und der Selene. Sie war mithin eine der alten Gottheiten aus dem Titanengeschlechte, behielt aber auch unter den neuen Göttern ihren Glanz. Dem Titanen Asträus, einem Sohne des Crius, gebar sie die Winde Zephyrus, Boreas und Notus, den Morgenstern und die Gestirne. Sie fährt, von den göttlichen Rossen Lampus und Phaeton gezogen, aus den Tiefen des Oceans empor, und hebt mit Rosenfingern den Schleier der Nacht, den Sterblichen leuchtend bis der Glanz des Tages sie verscheucht. Unter den Sterblichen, deren Schönheit die Göttin fesselte, nennen die Dichter besonders den Orion, Tithonus und Cephalus (s. d.).

Ausbeute, im Bergwesen ist der reine Gewinn einer Grube für die Gewerken oder Besitzer der Kure, nach Abzug aller Kosten. Dieser Gewinn wird gemeiniglich in Speciebus bezahlt, welche Ausbeutethaler heißen.

Ausbruch, s. Wein.

Ausdruck, im figürlichen Sinne, bedeutet die völlig angemessene Veräußerung eines inneren Zustandes. Die Mittel dazu, Worte, Töne, Mienen, Geberden, welche man in der gewöhnlichen Sprache wohl auch Ausdruck nennt, sind davon sorgfältig zu unterscheiden. Worte, als Zeichen der Vorstellungen, sind noch keine Ausdrücke, sie werden es nur im Zusammenhange und durch die erforderliche Beschaffenheit. Außer dem Zusammenhange ist in der Sprache eigentlich nichts Ausdruck als die Interjection. Sollen sich Wörter als Ausdruck bewähren, so gilt es die Untersuchung, ob sie genau dem entsprechen, was der Darstellende uns durch sie mittheilen wollte. Dies ist aber nur aus dem Zusammenhange erkennbar; das einzelne Wort erweckt nichts in uns als die bloße Vorstellung, die für sich betrachtet weder wichtig noch unwichtig ist, sondern beides erst durch die Verbindung wird, worin sie erscheint. Eben so wenig ist Ausdruck mit Nachdruck zu verwechseln, wie so häufig von denen geschieht, die Ausdruck nur in dem Starken, Kraftvollen finden, und daher einem Pathos nachjagen, das wegen seiner Unnatur höchst mißfällig wird. — Wir haben den Ausdruck die völlig angemessene Veräußerung eines inneren Zustandes genannt. Es liegt uns ob, einmal das gebrauchte Wort Zustand zu rechtfertigen, und dann zu zeigen, worin die völlige Angemessenheit besteht. — Wir setzen hier, wie gewöhnlich, den Zustand der Beschaffenheit, das Vorübergehende dem Beharrlichen entgegen, um anzudeuten, daß beim Ausdrucke nicht die allgemeine Art geistiger Mittheilung, sondern eine besondere, von jener etwas unterschiedene, Statt finde. Der Unterschied wird sich durch Beobachtung leicht finden lassen. Wenn wir von einem Gesichte, einem Portrait sagen, daß es Ausdruck habe, so wollen wir damit nichts anders sagen, als: dies ist nicht bloß die allgemeine Form eines menschlichen Gesichts überhaupt, sondern die dem Individuum, welchem es angehört, inwohnende Seele kündigt sich in den Zügen dieses Gesichts an. Demnach bestünde der Ausdruck in Ankündigung, Offenbarung von Seele, und jedes Wort, jeder Ton, jede Bewegung würde ein Ausdruck seyn, in so fern uns dadurch Seele enthüllt wird. Seele aber ist das Beharrliche, und folglich Ausdruck die Offenbarung eines Seelenzustandes, und zwar des Zustandes eines von einem Gegenstande lebhaft gerührten, von ihm durchdrungenen und begeisterten Gemüths. Diese Offenbarung aber muß völlig angemessen seyn, damit die äußere Darstellung der inneren so entspreche, daß genau dieselben Ideen und Gefühle in dem Geiste und Gemüthe des empfänglichen Andern entstehen, wie sie im Geiste und Gemüthe des Darstellenden selbst waren. Fragen wir, welche Eigenschaften der Ausdruck dazu erfodert, so finden wir, daß er in Beziehung auf den Gegenstand genaue Bestimmtheit und Anschaulichkeit, in Beziehung auf den Darstellenden aber Beseelung und richtigen Empfindungston haben müsse. Indem wir aber sehen, daß die zu machende Veräußerung des oben bezeichneten innern Seelenzustandes, worin das Wesen des Ausdrucks besteht, im eigentlichen Sinne Darstellung sey, werden wir auf die Wirksamkeit der Einbildungskraft hingewiesen, ohne welche wir weder in jenen Zustand kommen, noch einer Darstellung fähig sind. Den Ge-

genstand, welchen wir nicht durch die Einbildungskraft auffassen, stellen wir uns nicht so lebhaft vor, daß wir dadurch in einen besondern Zustand versetzt werden könnten, und ohne die erhöhte Thätigkeit der Seele in einem solchen Zustande drängt uns nichts, uns eigentlich auszudrücken. Alles dieses zusammenfassend kann man sagen, Ausdruck sey beseelte Darstellung eines durch die Einbildungskraft aufgefaßten Gegenstandes, gemäß der Beschaffenheit und Wirksamkeit desselben, in dem Zustande eines zu lebhafter Thätigkeit aufgeregten Gemüths. — Er ist schon seiner Natur nach ästhetisch, und in allen schönen Künsten nicht seinem Wesen, sondern nur den verschiedenen Darstellungsmitteln nach verschieden. Was in der Poesie durch Sprache, das geschieht in dem Gesang, der Declamation, der Musik durch Töne, in der Bildhauerei durch Gestalt und Attitüde, in der Schauspielkunst durch Mimik, in der Tanzkunst durch Bewegung und Stellung. Die Malerei vereinigt die Mittel von allen dreien, setzt Farben, Licht und Schatten hinzu; die Gartenkunst lernt von ihr, wie die Baukunst von der bildenden Kunst. Die jeder Kunst eigenthümlichen Mittel des Ausdrucks bestimmen ihre Sphäre.

Ausdünstung ist die Umwandlung flüssiger und fester Körper durch Einwirkung des Wärmestoffs in elastische Flüssigkeiten. Setzt man z. B. Wasser der Hitze aus, so legen sich anfangs Bläschen an den Wänden des Gefäßes an, welche nach und nach zur Oberfläche aufsteigen und hier zerplatzen. Diese Bläschen erheben sich um so häufiger, je stärker die Hitze ist. Sie machen den Dampf des Wassers aus, der in die Luft steigt und dort in beträchtlicher Höhe sich zu den Wolken vereinigt. Aber auch im bloßen Sonnenschein und ohne denselben in freier Luft verdunstet das Wasser, so wie jede andere Flüssigkeit. Die allgemeine Ursach der Ausdünstung ist die Wärme; bei den verschiedenen Substanzen aber werden verschiedene Grade derselben erfodert. Das Wasser, das überhaupt der Ausdünstung stark unterworfen ist, verdunstet schon bei einem sehr geringen Grade, und bei der ungeheuren Menge, in welcher es über der Erde verbreitet ist, läßt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit schließen, daß dadurch die wichtigsten Veränderungen in unserer Atmosphäre veranlaßt werden. Man hat, um die Ausdünstung des Wassers zu messen, eigne Atmometer erfunden, deren Resultate jedoch ziemlich unsicher geblieben sind. Wenn man annimmt (wozu die angestellten Versuche berechtigen), daß die jährliche Verdünstung im Durchschnitt 30 Zoll beträgt, so würden, die Oberfläche aller Gewässer auf unserer Erde nur zu 4 Millionen geographischer Quadratmeilen angenommen, jährlich 200 Cubikmeilen Wasser in Dämpfe verwandelt, welche Masse noch vergrößert wird, wenn man hinzurechnet, was die feuchte Erde und das ganze Thier- und Pflanzenreich an wäßrigen Theilen jährlich ausdünsten. Im Sommer ist allerdings die Ausdünstung beträchtlich stärker als im Winter, doch ist sie in der kalten Jahreszeit nicht so unbedeutend, wie man aus der geringen Menge des alsdann fühlbaren Wärmestoffs schließen sollte. Selbst innerhalb der Polarkreise hört die Ausdünstung nicht ganz auf, denn auch das feste Eis dünstet an der freien Luft noch aus. Die Erscheinung der Ausdünstung zu erklären, hat man verschiedene Hypothesen aufgestellt, die man in zwei Classen theilen kann. Nach der einen ist sie nämlich nichts anders als ein geringerer Grad der Verdampfung, d. h. der Umwandlung der Flüssigkeiten in elastische Dämpfe, nach der andern hingegen eine wahre Auflösung der Flüssigkeiten in der Luft. Letztere Meinung ist besonders von de Luc mit triftigen

Gründen bestritten worden. Nach ihm erfolgt die Ausdünstung, indem sich das Wasser mit dem Wärmestoff verbindet, ohne sich in der Luft aufzulösen. Der Hauptgrund für diesen Satz ist, daß bei jeder Verdünstung einer tropfbaren Flüssigkeit Kälte erzeugt wird. Kälte ist nichts anders als Entfernung oder Verbrauch des Wärmestoffs. Wenn nun bei Verdünstungen Wärmestoff verbraucht, d. h., mit dem verdünsteten Wasser verbunden wird; so muß dieser Verbrauch nothwendig eine merkliche Kälte in der Luft erzeugen. Nach de Luc trägt die Luft zur Ausdünstung nicht nur nichts bei, sondern ihr Druck ist derselben mehr hinderlich. Ohne diesen Druck würde dieselbe Wassermenge weit wenigern Wärmestoff zum Verdünsten erfodern; wie denn die Erfahrung lehrt, daß Wasser im luftleeren Raume stärker und schneller verdünstet als an der Luft. De Luc setzt ein Maximum der Verdampfung für jede Temperatur fest, d. h. wenn in einem gewissen Raume, er mag voll Luft oder luftleer seyn, elastische Dämpfe sich erhalten sollen, muß auch dieser Raum selbst die Temperatur des verdünsteten Wassers enthalten. Kommen die Dämpfe in eine kältere Luftschicht, so setzen sie darin einen Theil ihres Wärmestoffs ab, wodurch nun ein Theil der Dämpfe zersetzt und wieder zu Wasser wird, welches äußerst feine sichtbarwerdende Bläschen bildet.

Ausfall. Zur guten Vertheidigung einer Festung gehören, wenn nicht besondere Rücksichten zum Gegentheil bestimmen, öftere Ausfälle, um den Feind von derselben entfernt zu halten und seine Belagerungsarbeiten zu zerstören. Man theilt sie in große und kleine, und diese wieder in äußerliche und innerliche, jene außerhalb, diese innerhalb des bedeckten Weges. Große Ausfälle geschehen, wenn der Feind noch an dem zweiten Waffenplatz (der zweiten Parallele) arbeitet; eine größere Entfernung würde die ausfallende Mannschaft zu sehr der Gefahr, abgeschnitten zu werden, aussetzen. Sie finden auch wohl im Fall Statt, wenn mehr Vertheidiger da sind, als man füglich ernähren kann. Ihr Nutzen ist sehr groß, ja sie können bei einer schwachen Belagerungsarmee aber auch dann entscheidend werden, wenn ein zum Entsatz der Festung herbeieilendes Heer dem Belagerer zu eben der Zeit im Rücken angreift. Am vortheilhaftesten werden sie nach Mitternacht und bei Regenwetter unternommen; der Belagerer ist dann ermüdet und wird durch die Dunkelheit verhindert, den Angriff und dessen Stärke mit Sicherheit zu beurtheilen. Durch kleine Ausfälle von höchstens 40 Mann, die mit vielem Geräusch hervorbrechen, sucht man den Feind bloß aus den Laufgräben zu locken, um ihn unter das Feuer der Festung zu bringen. Das Verjagen der Arbeiter ist dabei nur Nebenabsicht. Eben so beunruhigt man den Belagerer durch kleine Ausfälle von derselben Stärke, wenn er schon im letzten Waffenplatz oder noch näher ist, sucht seine Arbeiten zu vernichten u. s. w. Ist der Feind sehr nahe, so schleichen zehn, auch mehrere Soldaten herbei, springen mit Geschrei auf die feindlichen Werke, werfen Granaten nebst anderm Feuerwerk hinein und ziehen sich eilig wieder zurück. Ferner fällt man aus, wenn der Feind sich auf dem Glacis festzusetzen sucht, sich der Bresche nähert u. s. w. Auch macht der Belagerte Ausfälle auf den Uebergang über den Graben, um die Schulterwehr desselben zu zerstören, die Faschinen zu verbrennen u. s. w.

Ausgedinge, in Schlesien und in der Lausitz unter den Landleuten dasjenige, was der abgehende Wirth von seinem Nachfolger jährlich an Lebensmitteln erhält, in der Oberlausitz gewöhnlich nur

Gedinge. In Südpreußen und andern Gegenden versteht man darunter alles dasjenige, was ein Landwirth bei Uebergabe seiner Wirthschaft an seinen Sohn, Schwiegersohn rc. oder beim Verkauf derselben, so wie auch dasjenige, was in den Städten ein Wirth, Hausbesitzer rc. bei der Uebergabe oder dem Verkaufe seiner Wirthschaft oder seines Hauses für sich ausdingt oder ausbedingt. Dieses Ausgedinge besteht nicht allein in einer gewissen Menge Lebensmittel, sondern auch in freier Wohnung, oft auch noch in einigem baaren Gelde, und bei den Landleuten in einigen Stücken Vieh, einem Garten und nicht selten in einem eigenen Häuschen. Daher die Ausdrücke: im Ausgedinge seyn, sitzen.

Auslegung, s. Exegese, Hermeneutik und Interpretation.

Ausonius (Decius Magnus), der berühmteste römische Dichter des vierten Jahrhunderts, war zu Burdegala (Bordeaux) gegen das Jahr 309 geboren. Sein Vater Julius, der die Gunst des Kaisers Valentinian genoß und aus dem Arzte desselben Präfect von Illyrien geworden war, versäumte nichts, um ihm eine seiner würdige Erziehung zu geben. Ausonius studirte unter mehreren ausgezeichneten Lehrern, und war anfangs Sachwalter. Da aber sein Geschmack ihn zu den schönen Künsten zog, nahm er gern den Lehrstuhl der Grammatik an, der ihm an der Schule seiner Vaterstadt angeboten ward. Als bald darauf der Lehrstuhl der Beredsamkeit erledigt war, erhielt er diesen. Er versammelte eine so große Anzahl von Schülern um sich, daß sein Ruf sich durch das ganze Reich verbreitete. Valentinian, der von seinen Verdiensten hörte, vertraute ihm die Erziehung seines Sohns Gratian an und ernannte ihn zur Belohnung zum Quästor und Präfectus Prätorio. Als Gratian den Thron bestiegen hatte, bezeigte er sich nicht minder dankbar gegen seinen Lehrer. Gegen das J. 379 ernannte ihn der Kaiser zum Consul in Gallien. Nach dem Tode Gratians aber zog sich Ausonius auf ein Landgut bei Bordeaux zurück, theilte hier seine Zeit zwischen seinen Freunden, den Wissenschaften und ländlichen Freuden und erreichte ein hohes Alter. Er starb um das J. 394. Da Valentinian der christlichen Religion zugethan war, so ist es wahrscheinlich, daß Auson ebenfalls von dieser Religion war; auch beweisen dies mehrere seiner Gedichte. Die Kritiker sind über den dichterischen Werth des Ausonius nicht einig; unläugbar ist er geistreich und gelehrt, aber sein Styl und seine Versification haben die Mängel seines Zeitalters, und seine Latinität ist unrein; mit Unrecht hat man ihm aber den Vorwurf der Unsittlichkeit gemacht. Mit einem Wort, Ausonius kann nicht als ein Muster gelten, verdient aber dessen ungeachtet einen ehrenvollen Platz unter den spätern lateinischen Dichtern. Man hat von ihm Epigramme, Idyllen, Eclogen, Briefe in Versen und eine Rede an Gratian.

Auspicien. Das Hiehergehörige ist unter Augur und Augurien angeführt worden. Wir merken hier nur an, daß das Recht der Auspicien, d. h. das Recht, von den Göttern durch gewisse Anzeichen den Ausgang einer Kriegsunternehmung zu erforschen, nur dem Oberfeldherrn zustand; die Unterbefehlshaber fochten unter seinen Auspicien, d. h. die Verkündigung, die jener erhalten, galt auch ihnen, und der glückliche oder unglückliche Ausgang ward jenem allein beigemessen.

Aussatz, eine bösartige, hartnäckige und gefährliche Hautkrankheit, welche zwar eigentlich eine tropische Krankheit und im Morgen-

lande, besonders in Aegypten und in Palästina, zu Hause, jedoch schon zu den Zeiten der Römer durch römische Heere nach Italien gebracht werden, und späterhin durch die von den Kreuzzügen nach Europa zurückkehrenden Soldaten anderer europäischen Nationen noch mehr im Abendlande verbreitet worden ist. Was die Alten alles zu dem Aussatz rechneten, scheinen mehrere hartnäckige Hautausschläge gewesen zu seyn, welche nach dem Clima und der Lebensweise der Völker verschiedene Formen und Grade der Bösartigkeit hatten. Die griechischen und arabischen Aerzte hatten unter den Namen lepra, lichen, impetigo, scabies u. s. w. verschiedene Hautausschläge, welche zwar auch sehr hartnäckig waren, doch nicht in dem Grade, wie der eigentliche vollendete Aussatz, und nicht so ansteckend, auch nicht so tödtlich als derselbe, bei welchem es oft so weit kam, daß ganze Glieder abfaulten. Das Vorzeichen desselben war nach den verschiedenen Climaten verschieden, und bestand theils in allen jenen unbestimmten Ausschlägen, Flecken, Flechten und Grindern, theils und besonders aber war eine dunkle Röthe der Haut und des Gesichts (die arge Röthe genannt) der gewisseste Vorläufer desselben. Der vollendeten Aussatzarten sind nach Henslers Untersuchungen drei: 1. der räudige Aussatz, Lepra und Psora bei den Griechen, wahrscheinlich Hiobs Krankheit; 2. der weiße Aussatz, Zaraah bei Moses, der in seinem letzten Zeitraum in die Lepra Tyria der Abendländer übergeht. Diese beiden Hautausschläge sind theils dunkle derbe Rauden, oder feine weiße staubige Grinder, und so bösartig, daß sie nur sehr schwer eine Heilung zulassen; 3. der allgemeine knollige Aussatz, Elephantiasis der Griechen und Römer, ist jetzt noch besonders auf den westindischen Inseln. Er ist der schwerste von allen; es entstehen wenig Raude und Grinder auf der Haut, sondern diese wird durchaus, besonders im Gesichte, in Knollen umgewandelt. Er scheint mit weniger Jucken und Brennen, das bei den andern unausstehlich ist, verbunden zu seyn, daher ihn auch die Abendländer den ruhigen Aussatz nannten; ist aber ganz unheilbar. Auch in den Nordländern ist ein eigner Aussatz zu Hause, der eben so bösartig ist, wie der tropische. (Siehe den Art. Hautkrankheiten.) Der abendländische Aussatz ist in Europa wieder verschwunden, indem durch die vielen errichteten Aussatzhäuser der großen Ansteckbarkeit des Aussatzes Grenzen gesetzt wurden, auch durch das Aufhören der Kreuzzüge die Gemeinschaft mit den Morgenländern verringert und endlich größtentheils aufgehoben wurde. In weiterer Bedeutung nennt man zuweilen auch weitverbreitete ansteckende krebshafte Geschwüre auf der Oberfläche des Körpers, ferner die Finnen bei den Schweinen, Aussatz. Auch die Räudigkeit der Bäume, wenn der Stamm mit Flechten überzogen ist, wird zuweilen, aber uneigentlich, Aussatz genannt. H.

Außenwerke sind alle Werke einer Festung, welche über den Graben eines Hauptwalls hinausgelegt werden. Zur Vollkommenheit derselben gehört 1. daß sie von den Flanken des Hauptwalls vertheidigt werden; 2. daß sie von dem Hauptwall eingeschlossen werden können; 3. daß sie niedriger als der Hauptwall gebaut; 4. daß sie gegen den Hauptwall offen; und 5. unterminirt werden können. Ihr Zweck ist, dem Feinde den Angriff des Hauptgrabens und also auch des Hauptwalls beschwerlich zu machen. Man muß sie daher vom Hauptwall vertheidigen und nach Beschaffenheit der Umstände zerstören können, damit der Feind, wenn er sie auch mit Sturm erobert, sie nicht zum Nachtheil des Hauptwalls gebrauchen kann. Daraus erhellt ferner,

daß die Außenwerke, welche der Feind, nachdem er sie erobert, zum Nachtheile der Hauptwerke gebrauchen kann, mit einem Graben, welcher in den Hauptgraben läuft, zu umziehen sind. Dieser Graben darf nicht breiter als sechs bis acht Ruthen gemacht werden. Wenn das Außenwerk aus gleich langen Fasen besteht, die einen eingebogenen Winkel machen, und durch lange Brustwehren an den Graben gelegt werden, so wird solches eine Scheere genannt; und zwar eine einfache, wenn es nur zwei Fasen; eine doppelte, wenn es mehr als zwei Fasen hat. Und dies heißt alsdann Schwalbenschwanz oder Pfaffenmütze, wenn die Brustwehren, womit sie an den Graben gehängt worden, unten näher bei einander sind als oben. Besteht das Außenwerk aus nicht gleich langen Fasen, so wird es vor die Seite eines Ravelins gelegt und eine Brille genannt. Besteht ein Außenwerk nicht allein aus Fasen, sondern auch aus Flanken, so werden diese entweder mit Cortinen verknüpft oder nicht. Ist dies der Fall, so wird das Außenwerk ein halber Mond genennt. Besteht endlich das Außenwerk aus Fasen, Flanken und Cortinen; so sind entweder zwei halbe Bollwerke mit einer Cortine, oder es sind ein ganzes und zwei halbe Bollwerke mit Cortinen zusammengehängt. Ist jenes, so heißt es ein Hornwerk, ist dieses, ein Kronwerk. Die Brustwehr, womit die äußersten Spitzen dieser Werke an das Hauptwerk gehängt werden, heißen die Flügel. Diese gehen entweder unmittelbar bis an den Hauptgraben, oder sie werden durch einen besondern Graben an den Hauptgraben gehängt. In diesem Fall wird es ein detachirtes Horn- und detachirtes Kronwerk genannt.

Aussüßen heißt in der Scheidekunst, aus einem Körper die darin befindlichen, auflöslichen Theile durch Waschen mit Wasser hinwegschaffen, einen Körper von den anhängenden Salztheilen durch Wasser befreien und reinigen.

Ausstellung nennen wir die öffentliche Zusammenstellung der in einem Lande oder Districte von Zeit zu Zeit herrorgebrachten Gegenstände der Kunst und Industrie. Weil aber die (schöne) Kunst durch ihre Beziehung auf die höhern Zwecke und Bedürfnisse des gebildeten Menschen, vor der Industrie, welche zunächst nur auf Vervollkommnung und Verfeinerung künstlicher Befriedigungsmittel der nothwendigen Bedürfnisse des äußern Lebens gerichtet ist, den Vorrang hat, so pflegt man öfter von Kunstausstellung zu hören. In einem andern und allgemeinern Sinne umfaßt die Kunst jedoch jede, höhere Geistesthätigkeit erfodernde, Bearbeitung und Bildung der von der Natur dargebotenen Stoffe, wodurch sie zugleich von den Producten eines mechanischen Fleißes unterschieden wird. Da nun die Kunstproducte in diesem weitern Sinne, wie alles Menschliche, einer Vervollkommnung ins Unendliche fähig sind, theils in Hinsicht auf die Tauglichkeit zur Erreichung des äußern Zwecks, theils in Beziehung auf ihre Form, welche diesem Zwecke immer entsprechender, und an sich selbst wohlgefälliger gebildet werden kann, wodurch sie sich zum schönen Kunstwerk erhebt; so sind auch sie in Verbindung mit jenen der Ausstellung nicht nur werth, sondern beide können auch verbunden Kunstausstellungen genannt werden. Der Zweck dieser Ausstellung aber leuchtet von selbst ein, vorzüglich wenn wir auf diejenigen Künste blicken, deren Werke der Ausstellung fähig sind und bedürfen. Einige Kunstwerke nämlich werden vor dem Publicum gebildet oder ausgeführt (theatralische und musikalische Kunstwerke, so wie die Werke der Baukunst) oder können doch auf leichte Weise vor das Publikum gebracht werden, — wie die poetischen durch Druck, Declama-

tion und theatralische Aufführung, — andere aber werden in der Einsamkeit gebildet, und existiren sonach zunächst nur für den Künstler selbst oder für Wenige. Dieses sind die Werke der Malerei, der bildenden Kunst und viele Gattungen der Industrieproducte. Allein diese Künste können nicht gedeihen, bei dieser gleichsam einseitigen Existenz ihrer Werke. Das Kunstwerk greift in das Leben ein, und soll auch fortwährend von dem Leben berührt werden; ja es wird erst lebendig in der Seele des Anschauenden. Das wahre Werk der bildenden Kunst und Malerei soll leben und fortbilden in den Seelen der Zeitgenossen und der Nachwelt. Es muß also ans Licht gestellt werden. Die Künstler aber, durch welche die Kunst entsteht und sich fortbildet, bedürfen ein Publicum, und müssen mit demselben in fortdauernder Wechselwirkung stehen, nicht bloß, wiefern sie äußerer Unterstützung bedürfen, und diese nur durch einen ehrenvollen Preis ihrer Werke, welcher besonders durch Concurrenz der Käufer bestimmt wird, gewinnen können; sie bedürfen auch der Aufmunterung und Anregung durch Urtheile der Verständigen im Publicum zu ihrer Bildung und zum Gedeihen der Kunst, der Auffoderung zu großen Unternehmungen und nationellen Aufgaben — und dieses wird ihnen durch Ausstellungen vollkommen möglich oder wenigstens erleichtert. Hier können zugleich die Fortschritte einer Nation in Kunst- und Industrieproducten (denn von diesen gilt mehr oder weniger dasselbe, wo sie nicht für sich schon einen bedeutenden Nutzen gewähren) am besten erkannt werden; hier kann die lebendige Theilnahme der Zeitgenossen, der Nation, sich ermunternd und aufregend zum Bessern äußern; hier kann durch Aufstellung des Gleichartigen ein rühmlicher, der Kunst ersprießlicher Wetteifer vorzüglicher Talente begründet werden; hier lernt der Begüterte, welcher Kunstkenner und Sammler ist, den Künstler kennen, hier ist Privat- und öffentliche Belohnung möglich; hier können sich die Künstler gegenseitig verbinden, und können am besten durch Vergleichung wahrnehmen, woran es einem jeden unter ihnen noch fehlt, worin der gemeinschaftliche Charakter ihrer Hervorbringungen bestehe; in wiefern sie das Gute oder Schlechtere sich zum Muster genommen haben: da sonst die Anerkennung und Aufregung manchen großen Talents lediglich dem Zufall überlassen bleibt. Hierdurch wird, in Verbindung mit den im Staate bestehenden Kunstmuseen, der Geschmack der Nation selbst fortdauernd ausgebildet, das Bessere wird von dem Schlechtern, die solidere Arbeit von der täuschenden leichter unterschieden, und dadurch dem wahren Talente seine Laufbahn begründet. Dem Luxus wird durch Hinweisung auf das wahrhaft Schöne mächtiger als durch Befehle und andere Maßregeln Einhalt gethan, und die Industrieproducte werden immer mehr zur Schönheit erhoben. Aber dann müssen diese Ausstellungen auch nicht bloße öffentliche Aufstellungen seyn. Vor allem wird verlangt, daß sie unter einer kunstsinnigen Aufsicht stehen. Diese ehrt und erhebt die Anstalt. Diese Aufsicht gehört dem Staate, und letzterer wird sie mit Recht den Vorstehern seiner Kunstakademien und Industrieschulen übertragen. Denn der Staat, sofern ihm die Cultur seiner Bürger überhaupt nicht gleichgültig seyn kann, soll auch der ästhetischen Cultur seine Sorge widmen. Dieses geschieht, wenn er, durch hohes Ansehen und Unterstützungsmittel vor dem Privatmanne ausgezeichnet, wie überall, die in seinen Staaten zerstreuten Kräfte und Talente durch weise, dieselben richtig würdigende Männer auf den Punct hinzuleiten und zu concentriren sucht, welcher zu einem den Bedürfnissen der Nation und der Zeit angemessenen höhern Ziele führt. Das Ansehen, welches der Staat den Künsten

dadurch verleiht, daß er sich der Aufregung und Begünstigung der Talente, der möglichen Hebung aller äußern Hindernisse eines freien Wirkens, durch Aufgaben zu Denkmälern, vorzüglich der Nationalgeschichte und Religion, und dem Wohlstande der Nation angemessenen Verzierungen und Verschönerungen der öffentlichen Versammlungsörter, durch Belohnungen des Ausgezeichneten, und Würdigung des Geleisteten durch Abstimmung kunsterfahrner Männer annimmt, macht die Kunst und Industrie zu einer wahrhaft nationellen Anstalt, und wirkt nothwendig bildend auf die Nation zurück. Dann muß aber auch das Aeußere dieser mit jedem Jahre wiederkehrenden Ausstellungen des Zweckes würdig, die Anordnung der aufgestellten Werke sinnig, ohne Willkür und Parteilichkeit, die dabei aufzuwerfenden Aufgaben sinnreich und treffend gewählt, mannichfaltig, der Kunststufe des Volks angemessen und der religiösen und übrigen Cultur nicht widersprechend seyn. Auch müssen alle äußeren Störungen von der öffentlichen Beschauung entfernt seyn, und Unsittlichkeiten, welche sich laut und öffentlich äußern, aus diesen Propyläen der höhern Bildung verbannt werden. — Kunstausstellungen, diesem Ideale bald mehr, bald minder nahe, finden wir in den Hauptstädten der gebildetsten Länder, als den Mittelpunkten höherer und geselliger Bildung, z. B. in London, Paris, seit 1812 eine Ausstellung der Werke vaterländischer Künstler in Wien, welche sich an die Akademie der bildenden Künste daselbst anschließt. Man sehe die treffliche Rede, mit welcher der österreichische Staatsminister Graf von Metternich diese Anstalt eröffnete. (N. leipz. Literaturzeitung Nr. 65, 1813, und Fr. Schlegels deutsch. Museum, Märzheft 1813); ferner in Berlin, Dresden und vor einiger Zeit unter Göthe's Direction in Weimar. T.

Austerlitz, eine kleine Stadt von etwa 140 Häusern in der fürstl. kaunitz-rittbergischen Herrschaft gleiches Namens, im brünner Kreise in Mähren; sie hat ein prächtiges Schloß mit einem schönen Garten. Dieser Ort hat eine große Berühmtheit in der neuern Geschichte erhalten durch die Schlacht, welche hier am 2ten December 1805 von den Franzosen gegen die vereinten Oesterreicher und Russen geliefert und gewonnen worden ist, und deren Resultate der nachherige preßburger Friede war. Das Terrain von Austerlitz zu gewinnen, um sich dort zu schlagen, soll Napoleon den Feldzug in Mähren verfolgt haben; denn vierzehn Tage vorher sagte er schon: „Untersucht alle diese Höhen genau; hier werdet ihr euch schlagen, ehe zwei Monate vergehen." Seit dem 20sten November schon war Napoleon in Brünn. Als er erfuhr, daß die Kaiser Franz und Alexander von Ollmütz aus in Wischau angekommen waren, sendete er durch den General Savary ein freundliches Bewillkommungsbillet an Alexander; Savary mußte den lebhaften Wunsch des Kaisers nach Alexanders Freundschaft ausdrücken. Dieser antwortete dem „Chef der französischen Nation:" daß er nichts so sehr wünsche, als den Frieden in Europa mit Loyalität und auf billigen Grundlagen hergestellt zu sehen. Den Tag darauf ließ der französische Kaiser dem russischen eine Zusammenkunft vorschlagen. Fürst Dolgorucki, Alexanders Adjutant, erschien statt seiner; die Unterredung endete fruchtlos. Ein französisches Bulletin erzählt, daß dem französischen Kaiser zugemuthet worden sey, Belgien und die eiserne Krone (letztere an Sardinien) abzutreten. Am 1sten December wurden alle Vorbereitungen getroffen, und Napoleon feuerte seine Soldaten mit folgenden Worten an: „Soldaten! die russische Armee steht vor euch, um die österreichische wegen Ulm zu rächen. Es sind dieselben

Bataillons, die ihr zu Hollabrun geschlagen, und seitdem unaufhaltsam bis hierher verfolgt habt. Unsere Positionen sind furchtbar und während sie marschiren werden, meine Rechte zu umgehen, werden sie mir die Flanke bloß geben. Soldaten! ich werde alle eure Bataillons selbst leiten; ich werde weit vom Feuer bleiben, wenn ihr mit eurer gewohnten Tapferkeit die feindlichen Glieder in Unordnung bringt. Sollte aber der Sieg nur einen Augenblick zweifelhaft seyn, so würdet ihr euern Kaiser den ersten Streichen ausgesetzt sehen. Der Sieg kann unmöglich wanken in einem Treffen, wo es auf die Ehre der französischen Infanterie ankommt. Jeder sey durchdrungen von dem großen Gedanken, daß diese Söldlinge Englands, die uns so tief hassen, überwunden werden müssen. Dieser Sieg wird unserm Feldzug ein Ende machen; wir werden in Winterquartiere ziehen und der Friede, den ich schließen werde, wird meines Volkes, eurer und meiner würdig seyn!" Als er Abends von einer Beschauung der Positionen in sein Bivouak (eine Strohhütte ohne Dach) zurückkam, rief er aus: „dies ist der schönste Abend meines Lebens! nur der Gedanke schmerzt mich tief, daß Morgen sicher viele dieser Braven nicht mehr seyn werden! In diesem Schmerze fühle ich es aber, daß ich sie wie meine Kinder liebe!" Um ein Uhr des Nachts war er bei den Vorposten: der Jahrestag seiner Krönung, der zweite December, der Tag der Schlacht war angebrochen, und diese begann mit dem Grauen des Morgens. Die französische Armee war gegen 80,000 Mann stark, und bestand aus den Corps der Marschälle Soult, Lannes und Bernadotte, aus dem größten Theile des Corps unter dem Marschall Davoust, der Reiterei unter Murat und aus der kaiserlichen Garde. Die gegenüberstehenden Alliirten konnten eher über als unter 90,000 Mann gewesen seyn, indem man über 70,000 Russen und 20,000 Oesterreicher annimmt; die Franzosen rechnen 80,000 Russen und 25,000 Oesterreicher, dagegen die Russen 100,000 Franzosen, sich selbst aber nebst den Oesterreichern noch nicht ganz 70,000 Mann stark angeben. Der linke russische Flügel unter Burhöwden sollte die französische Armee auf ihrer rechten Flanke umgehen und ihr in den Rücken fallen; doch schon bei den Dörfern Talnitz und Menitz stieß Burhöwden auf das in der Nacht dorthin südwärts nach dem Kloster Raigern abmarschirte Corps von Davoust, und war daher gezwungen, sich gegen allen Plan zu schlagen. Die Anhöhen von Pratzen, welche die Ebenen des Schlachtfeldes beherrschten, von den Russen aber verlassen worden waren, wurden gleich beim ersten Angriffe der französischen Armee auf die russische von Soult genommen, durch welches Manöver der ganze linke Flügel der Russen abgeschnitten, und von Davoust und Soult nun in die Mitte genommen wurde. Während dessen war die ganze französische Armee unter Bernadotte, Murat und Lannes vorgerückt. Das Centrum der russischen, bei dem auch die Oesterreicher standen, commandirte Kutusow, den rechten Flügel Großfürst Constantin und der Fürst Dolgorucki; hinter ihrer Fronte standen als Reserve die kaiserliche Garde und ein Corps Infanterie unter Bagrathion. Nur die furchtbaren Wirkungen der gut benutzten französischen Artillerie konnten die russischen Linien brechen, die lange Zeit wie unerschütterliche Mauern standen. Als das Centrum gesprengt war, rückte die russische Garde vor und warf sich gewaltig auf die Franzosen, die auf einen Augenblick in Unordnung kamen, da eins ihrer Regimenter aus einander gesprengt wurde; aber in diesem Momente rückten auch die französischen Garden vor, und nach einem blutigen Gefechte faßte Kutusow

den Entschluß, sich zurückzuziehen; der ganzen Armee folgte nun auch der Großfürst an der Spitze der Garden; dies alles geschah in der größten Ordnung. Noch schlug sich der russische linke Flügel unter Burhöwden, und dort litten die Franzosen am meisten; doch ein Unfall eigener Art betraf dies tapfere Corps, indem es versuchte, über einen zugefrornen See zu marschiren, Napoleon aber im Augenblick seiner Ankunft auf diesem Punkte Befehl gab, mit Kartätschen auf das Eis zu schießen, wodurch dieses einbrach und mehrere Tausende in den See versanken. Den Rest rettete Burhöwden glücklich zur Hauptarmee, die in der Nacht auf den 3ten December über Uhrschitz, Czeitsch, Göding hinter die March, auf der Straße nach Ungarn, doch mit Verlust von mehr als 100 bespannten Kanonen samt allen Pulverkarren, sich zurückzog. Die Arriergarde unter Bagrathion wurde am 3ten December noch einmal, doch ohne bedeutenden Verlust, angegriffen. Der russische Verlust in diesen zwei Tagen überhaupt wird französischer Seits auf 40,000 Mann an Todten und Gefangenen, in den russischen Berichten aber auf 12,000 Mann angegeben, so wie die Franzosen nur 1000 Todte und 3500 Verwundete von sich zugestehen, während Kutusow den Verlust der Franzosen auf wenigstens 18,000 schätzt. Die endlichen Resultate dieser Schlacht waren: die Zusammenkunft Napoleons mit Franz II.; die Trennung der russischen Armee von der österreichischen, indem sie in vorgeschriebenen Etappenmärschen in drei Colonnen über preußisch Schlesien in ihr Vaterland zurückkehrte; der Waffenstillstand zwischen Frankreich und Oesterreich, und der am 26sten December zwischen beiden Mächten zu Preßburg geschlossene Friede. Von einem Frieden zwischen Frankreich und Rußland aber war die Rede nicht gewesen, sondern die Russen blieben in Schlesien bis in den Februar 1806 stehen; der Großfürst Constantin war selbst mit dem Fürsten Dolgorucki in Berlin gewesen, um diese Armee dem Könige von Preußen zu seiner Disposition anzubieten, zu Zwecken, welche neun Monate später sich enthüllten. I.

Austrägal-Instanz war ein sonst übliches Recht deutscher Fürsten, daß sie nicht sogleich bei dem höchsten Reichsgerichte belangt werden konnten, sondern erst ersucht werden mußten, die gegen sie angebrachten Rechtssachen von andern zu Schiedsrichtern gewählten Fürsten, welche Austräge genannt wurden, entscheiden zu lassen.

Australien, Südindien, auch da dieser Welttheil ganz aus Inseln besteht, Polynesien oder die Inselwelt genannt. Die zu Australien gehörigen Inseln reichen vom 86sten Grade östlicher bis zum 92sten Grade westlicher Länge, und vom 50sten Grade südlicher bis zum 22sten Grade nördlicher Breite, und enthalten einen Flächenraum von ungefähr 250,000 Quadratmeilen mit 5,000,000 Einwohnern, die zum malaischen Stamme gehören, der unter dem Gleicher in Neger übergegangen ist, und Fetischdiener sind. Sie ziehen sich westlich aus dem indischen fast ganz in das stille Meer. Nicht zu verkennen sind die Spuren einer großen Fluth auch bei diesen Eilanden, die in drei gesonderten Ketten vor uns liegen, einer südlichen, einer mittlern und einer nördlichen. 1. Zu der südlichen Kette, welche einen nach Süden geöffneten Halbkreis bildet, gehört in der Mitte das größte aller Eilande, von den ersten Entdeckern, den Portugiesen, (um 1525) Groß-Java, nach den zweiten Entdeckern, den Holländern, (1615) Neu-Holland, von den Bewohnern Ulimarao genannt. Sein ganzes Areal beträgt 150,380 Quadratmeilen. Ein so ausgedehntes Land muß von sehr verschiedenem Clima seyn. Wenn die unorganisirte Natur auf Neu-Holland

im Ganzen die der übrigen Welttheile ist, so eröffnet sich für die organische gleichsam eine neue Erde. Pflanzen sowohl als Thiere bieten nicht nur neue Arten, sondern auch viele ganz neue Geschlechter dar. Neu-Holland gehört das Känguru an, eine Art Beutelthier mit langen Hinterfüßen, von der Größe eines Schafs, und das Schnabelthier mit Entenschnabel, von der Gestalt einer Fischotter. Auch scheint der haarlose Hund, den man gewöhnlich den amerikanischen nennt, hier einheimisch zu seyn. Aus dem Pflanzenreiche ist der Flachs und Hanf merkwürdig. Die Bewohner sind negerartig, sowohl nach Gesichtsbildung als Farbe. Sie scheinen sich in mehrere Racen zu theilen. Die mehresten Reisenden unterscheiden sie in Küstenländer und Binnenbewohner oder Waldbewohner, welche letzteren sich durch längere Gliedmaßen, namentlich durch längere Arme und Beine auszeichnen. Rohheit, Stumpfsinn und Unempfindlichkeit machen sie dem vernunftlosen Thiere ähnlich. Südwestlich von Neu-Holland liegt das Eiland der Verwüstung oder Kerguelenland, noch westlicher die wüsten Eilande, nördlich Amsterdam und St. Paul; südlich das kleine Kängurueiland und das durch die Baßestraße getrennte van Diemensland, eine fast eiförmig gestaltete, 1150 Quadratmeilen große Insel, von mehreren hohen Gebirgsketten durchschnitten, und höchst unfruchtbar und unwirthlich; südöstlich endlich Neu-Seeland, durch die Cooksstraße in den nördlichen und südlichen Theil geschieden, zusammen 4291 Quadratmeilen groß. Der dürftige Boden und das weiche Clima machen den Bewohner zum rohen Krieger; Grausamkeit und Verrätherei sind die Hauptzüge seines Charakters. 2. Die mittlere Inselreihe fängt an der westlichen Küste des Ostbrumputerlandes, nördlich vom Aequator, bei den Adamanen und Nikobaren an, geht durch den Aequator und endet südöstlich mit dem Ostereiland. Sie ist wegen ihrer Lage unter dem Aequator die regste und belebteste, und außer den hier einheimischen Gewürzbäumen das Vaterland der prachtvollen Cocospalme, des saftigen Pisang und des wohlthätigen Brotbaums. Die größte dieser mittlern Inseln ist Neu-Guinea (Papua), durch die Oststraße von Neu-Holland getrennt, von einem Umfange von 13,000 Quadratmeilen, auf welchen Vegetation und Temperatur abwechseln. Außer Papous (Negern) bewohnen das Land die Haraforas oder Alfurier, die unter die wildesten und furchtbarsten Indier Asiens gehören. Westlich davon liegen die reichen Gewürzinseln (Molucken), voll vulcanischer Gebirge und von schwarzgelben Menschen bewohnt; die Sundaeilande und Philippinen; östlich Neu-Britannien, Neu-Irland, Neu-Hannover, ehemals wahrscheinlich ein einziges Land, bewohnt von schwarzen oder doch dunkel gefärbten, kraftvollen und wohlgebauten Menschen mit völlig krausem Haare; ferner Neu-Georgien oder die Salomonseilande, voll Gebirgsketten und unter einem heißen Clima, bewohnt theils von röthlich-schwarzen Menschen mit krausem, weichen Haare, theils von kupferfarbigen mit lichtem, langen Haare; die Charlotteneilande, die neuen Hebriden, fruchtbare Inseln mit Australnegern besetzt; Neu-Caledonien, 325 Quadratmeilen groß, von kraftvollen Menschen bewohnt, welche die Engländer als gutartig, die Franzosen als freche Diebe und Menschenfresser bezeichnen; die Freundschaftsinseln, 150 an der Zahl, mit friedliebenden Einwohnern; die Blighs; die Schifferinseln; die Gesellschaftsinseln, hohe, reich und herrlich ausgestattete, von der schönsten Menschenrace angebaute Eilande, unter denen Taheiti oder

Otaheiti mit 16,000 Einwohnern die vorzüglichste ist; endlich die niedrigen und Marquesaseilande mit schönen, kraftvollen aber kriegerischen Bewohnern. 3. Die nördliche Inselreihe bildet einen nach Norden geöffneten Halbmond. In der Mitte liegt Hogolen (Hogeland), das größte dieser Eilande, durch eine Straße in zwei Theile getheilt; westlich die Pelewinseln, hoch, schroff und waldig, mit reizenden und ergiebigen Thälern, und bewohnt von wohlgebauten, fröhlichen, gutartigen Menschen, deren Zahl auf 30,000 geschätzt wird; die Ladronen (Diebsinseln), sechzehn oder neunzehn an der Zahl, von denen nur drei bewohnt sind; die Carolinen oder neuen Philippinen, denen die vierfüßigen Thiere fehlen; östlich endlich die Fischer-, Mulgrave's- und Sandwichinseln. Von leztern, dreizehn an der Zahl, ist die größte Owaihi, den Schiffern merkwürdig wegen ihres hohen aber abgeflachten Gebirges. Die Einwohner, gegen 400,000 an der Zahl, sind von nußbrauner Farbe, gut und fest gebaut, thätig, unternehmend und wohlgesinnt.

Auswanderung ist die freiwillige oder gezwungene Verlassung eines bisher bewohnten Ortes oder Landes für seine Person sowohl, als auch zugleich mit Habe und Gut, um sich an einen andern Ort oder in ein anderes Land zu begeben und darinnen seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Hingegen Auswanderungsrecht — jus emigrandi — ist die Befugniß und Freiheit in gewissen Fällen ungehindert aus einem Orte oder Lande wegziehen zu dürfen. Zur Auswanderung war ehedem jeder Freie, Freigeborne und Freigelassene berechtigt, sobald es ihm an einem Orte und in einem Lande entweder wegen Unsicherheit seines Eigenthums, wegen Nahrlosigkeit und aus andern Ursachen, oder wegen Bedrückung durch Abgaben und Auflagen, durch Beamte und durch Einschränkung seiner Gewissensfreiheit nicht gefiel. Allein da durch die Auswanderung der Staat entvölkert wird, woraus sowohl in den Staatseinkünften und physischen Kräften, als auch in Ansehung der Nahrungsgewerbe ein großer Nachtheil entsteht; so hat man gegenwärtig die Auswanderung, unter Bedrohung harter Strafen, in allen Staaten verboten, und nur noch erlaubt, innerhalb der Grenzen eines Staates aus einem Orte in den andern zu ziehen. Allein die tägliche Erfahrung beweiset, daß Verbote nichts fruchten, da sie der Natur des Menschen gar nicht angemessen sind. Der einzige wahre Weg, die Auswanderung zu verhüten, besteht darinnen, daß man das Personal- und Real-Eigenthum der Einwohner auf das vollständigste und sorgfältigste schützt, den Bewohnern eines Staates die uneingeschränkteste Gewissensfreiheit und Ausübung ihrer Religion verstattet und unverlezt erhält, sie nicht, wie vormals in Frankreich und Salzburg, zur Auswanderung zwingt; ihnen unter dem Schutze der Gerechtigkeit eine unumwundene Freiheit der Gewerbe, des Handels und Wandels gestattet, und sie die Früchte ihres Fleißes ungestört genießen läßt; daß man sie ferner den Bedrückungen der Beamten und Unterrichter nicht Preis gibt und ihnen endlich das Zutrauen abgewinnt, daß sie weder unbillige noch willkürlich zu erhöhende Abgaben und Auflagen besorgen dürfen. In einem Staate von dieser Verfassung bleibt gewiß nicht nur Jedermann gern wohnen, und hält es für ein wahres Unglück, wenn er solchen verlassen muß, sondern es werden sich auch darin mit Vergnügen Fremde niederlassen.

X.

Auswechselung der Kriegsgefangenen ist die Zurückgabe derselben gegen andere Gefangene, die der Feind von uns gemacht hat,

oder gegen eine sonstige Vergütung. Gewöhnlich findet die Auswechslung Grad für Grad Statt; nur nach geendigtem Kriege werden sie von beiden Seiten in Masse zurückgegeben. Zuweilen ist durch Verträge ausdrücklich die Auswechslung nach dem Range oder die Zahl der Gemeinen, welche für eine folgende Charge zu geben sind, festgesetzt.

Authentisch heißt urschriftlich, was eine Person eigenhändig geschrieben hat; dann glaubwürdig, gewiß, echt. Authentica heißt in der römischen Jurisprudenz ein Auszug einer Novelle (s. Corpus Juris), wodurch ein Gesetz des Codex entweder abgeändert, oder ganz aufgehoben ist. Es waren diese Excerpte meistens von Privatjuristen gemacht worden, welche sie zu ihrem eignen Gebrauch sogleich unter das Gesetz selbst geschrieben hatten, welches eben eine Abänderung dadurch erlitt; und so wurden sie in der Folge denn auch bei den Ausgaben des Codex selbst beigefügt. — Es gibt zweierlei Authentica, theils aus den Constitutionen der deutschen Kaiser Friedrichs I. und II., theils aus den eigentlichen Novellen des Kaisers Justinian. Letztere sind eigentlich die gültigen.

Autocratie, die Selbstherrschaft, Eigengewalt. In der Philosophie die Selbstbeherrschung, oder die Herrschaft der Vernunft über die widerstrebenden Neigungen. Autocrator, ein Selbstbeherrscher, der alle Staatsgewalt in sich vereinigt. So heißt der russische Kaiser: Selbstherrscher aller Reußen.

Auto da Fe, siehe Inquisition.

Autodidakten (a. d. Griech.), Selbstbelehrte, werden diejenigen genannt, die sich in irgend einer Kunst und Wissenschaft ohne fremde Beihülfe Kenntniß und Fertigkeit erworben haben. Es liegt in der Natur der Sache, daß dieser Weg zur Bildung die Geisteskräfte in freiere und lebendigere Thätigkeit setzt, Mechanismus und Nachbeterei nicht aufkommen läßt und der Entwickelung einer stärker hervortretenden Originalität günstig ist. Mehrere Autodidakten haben sich, eben weil sie mit großen Schwierigkeiten kämpfen, überall selbst sehen und was die Schätze der Literatur und die Tradition der Kunstgriffe andern schon verarbeitet an die Hand geben, selbst aufsuchen und combiniren mußten, als Erfinder und Virtuosen ausgezeichnet, wobei wir nur an Pestalozzi erinnern. Aber nur vorzüglich kräftige und reich begabte Naturen scheinen fähig, auf diese Art zum Ziele zu kommen, und sich durch ihr Genie neue Bahnen zu brechen; der große Haufe mittelmäßiger Köpfe würde sich selbst überlassen über dem unstäten Suchen und Forschen eine Menge unersetzlicher Stunden verschwenden; das Ziel entweder gar nicht finden oder bald aus den Augen verlieren und unter den Schwierigkeiten einer Aufgabe, die ihre Kräfte übersteigt, erliegen. Ueberdies lehrt die Erfahrung, daß Autodidakten, wenn nicht wahres Genie ihnen die Universalität des Ueberblicks menschlicher Dinge sichert, gewöhnlich etwas von Pedantismus und Eigendünkel anhängt, der sie für ihre mühsam erworbene Kunst und Wissenschaft parteiisch, gegen die Leistungen anderer unbillig, der Gesellschaft lästig und in jedem Falle einseitig macht, wovon der arme Naturdichter Hiller uns ein lebendiges Beispiel gegeben hat. Es ist daher keinesweges zu wünschen, daß die Jugend, sey es aus pädagogischem Grundsatz oder um der Ersparniß willen, in den zu ihrer Bildung nothwendigen Lehrgegenständen dem Selbstunterricht überlassen

werde; und wenn es auch wahr bleibt, daß die Einsicht und Fertigkeit, die wir durch eignes Streben erwerben, die beste ist, so wird doch kein Vernünftiger sich schämen, dem Beistande und der Leitung eines humanen Unterrichts die Kenntniß des Zieles seiner Bildung und der brauchbarsten Hülfsmittel dazu zu verdanken. E.

Automat, ein sich selbst bewegender lebloser Körper, überhaupt jede Maschine, welche ihre bewegende Kraft in sich verborgen hält, und sich also von selbst zu bewegen scheint. Schon Hans Slottheim um 1581 und Christoph Schißler, fast eben um die Zeit, verfertigten dergleichen Maschinen; besonders aber Achilles Langenbucher, welcher wegen seiner Geschicklichkeit 1610 in Augsburg das Bürgerrecht erhielt. Seine Hauptarbeiten waren selbstspielende musikalische Instrumente; er machte sogar ein Instrument für eine Kirche, welches eine ganze Vesper von 2000 Tacten von selbst schlug. (M. s. von Stetten Kunstgeschichte der Stadt Augsburg.) Unter die bewundernswürdigsten Automaten gehört eine von Vaucanson verfertigte Maschine, welche einen Flötenspieler vorstellt, der verschiedene musikalische Stücke auf der Flöte mit der größten Genauigkeit in Unterscheidung des verschiedenen Tacts ausführt, ohne anders in die Flöte zu wirken, als der Mensch, nämlich mit den Lippen zum Ansatz, und mit den Fingern zur Modulation der Töne. Eben dieser Künstler verfertigte eine Ente, welche die Körner mit dem Schnabel aufnahm, kaute, verschlang und durch die natürlichen Wege verdaut wieder von sich gab. Diese Vaucansonschen Automaten sind in Bairais Nachlaß versteigert worden. Die beiden Schweizer, Gebrüder Droz, haben es in der Kunst, Automaten zu verfertigen, nicht weniger weit gebracht. Eins derselben stellt ein Kind von zwei Jahren vor, das sitzend an einem Pulte seine Feder eintaucht, das überflüssige ausschüttet, und alles, was man ihm in französischer Sprache dictirt, niederschreibt. Das letztere dürfte wohl ohne menschliche Beihülfe nicht möglich seyn. Der berühmte Schachspieler, welchen Herr von Kempelen zu Presburg verfertigte, gehört, nach dem Freiherrn von Racknitz (über den Schachspieler des Herrn von Kempelen und dessen Nachbildung), nicht unter die Automate, weil nach ihm die Hülfe eines (versteckten) Menschen dabei nöthig ist. Eins der merkwürdigsten Automate ist des Herrn von Kempelen Sprachmaschine, über welche derselbe eine vortreffliche Schrift herausgegeben hat. Zu den neuesten Automaten gehören: Siegmeiers Flötenspieler; ferner Mälzls Trompeter u. s. w.

Autonomie, die eigene Gesetzgebung des Willens, ist diejenige Beschaffenheit eines vernunftgemäßen Willens, wodurch er sich selbst Gesetz ist, sich selbst bestimmt, ohne Einfluß der Meinungen. Ihr entgegensteht die Heteronomie des Willens, wenn derselbe nicht seiner eigenen Gesetzgebung, als vernünftiger Wille, sondern einer fremden, nicht zur Vernunft gehörigen, folgt. Als Sinnenwesen betrachtet, ist der Mensch freilich den Naturgesetzen unterworfen, aber als Vernunftwesen (Intelligenz) steht er unter Gesetzen, die von der Natur unabhängig, nicht empirisch, sondern bloß in der Vernunft gegründet sind. Unabhängigkeit von den bestimmten Ursachen der Sinnenwelt ist Freiheit in negativer Bedeutung, und mit dieser steht der Begriff der Autonomie des Willens in unzertrennlicher Verbindung; mit dieser aber das allgemeine Princip der Sittlichkeit, nämlich nicht anders zu wählen, als so, daß die Maxime der Wahl des Vernunftwesens in sei-

nem Wollen zugleich als allgemeines Gesetz, welches für alle Vernunftwesen gilt, mit begriffen sey. Es ist daher diese Autonomie eine practisch-nothwendige Idee, wodurch die Möglichkeit eines unbedingten Imperativs und einer von allem fremden Interesse unabhängigen Güte der Handlung (Sittlichkeit) gedacht wird. Es wird dabei nicht auf das Object der Wahl, sondern nur auf die Form, wie der Mensch seine Wahl als Vernunftwesen einrichten soll, gesehen. Da nun ein solches Gesetz aus der Vernunft selbst fließt, so muß es auch für alle Vernunftwesen gültig seyn; da hingegen Heteronomie so verschiedene hypothetische Imperativen erzeugt, als es Natururſachen, Neigungen u. s. w. geben kann. Frei, autonomisch und sittlich gut handeln sind gleichbedeutend.

Auvergne (Theophile-Malo Corret de la Tour d'), erster Grenadier der französischen Republik, war zu Carhaix im Departement Finisterre im Jahr 1743 geboren, und widmete sich von erster Jugend den Waffen. Funfzehn Jahre alt trat er in die Armee, und ward 1779 Capitain im Regiment d'Augoumois. Im amerikanischen Kriege 1782 diente er als freiwilliger Gemeiner, dann als Adjutant des Herzogs von Crillon bei der Belagerung von Mahon, indem er es ablehnte, Befehlshaber dieses Corps zu seyn. Er war der erste beim Angriff und der letzte beim Rückzug, dabei eben so menschlich als tapfer. Einst trug er einen Verwundeten auf seinen Schultern aus der Schlacht; der König von Spanien, der seine großen Verdienste erfahren hatte, ließ ihm eine Pension von 100 Pistolen anbieten, welche er aber ausschlug. Obgleich schon funfzig Jahre alt, war er einer der ersten, die beim Ausbruch des Krieges zu Anfang der Revolution unter die Fahnen eilten. Im Jahre 1792 diente er als Grenadier-Capitain im Regiment d'Augoumois, und im Jahre darauf commandirte er 8000 Grenadiere bei der spanischen Armee, ohne den Generaltitel annehmen zu wollen. Wohl aber wohnte er jedem Kriegsrathe bei. Gewöhnlich entschied unter Latours Anführung diese Avantgarde, welche **die höllische Colonne** genannt wurde, den Sieg, ehe die Armee anlangen konnte. Durch ihn lernte damals die Infanterie das Bayonnet gebrauchen. Dabei widmete er mitten unter den Waffen seine Muße dem Nachdenken und der Wissenschaft; immer fand man ein Buch neben seinem Degen. Zwanzig Mal waren sein Hut und sein Mantel, den er in der Schlacht auf dem linken Arme hielt, durchlöchert, er selbst aber nie verwundet worden. „Unser Hauptmann," pflegten die Grenadiere zu sagen, „versteht die Kugeln zu behexen." Als er sich nach dem baseler Frieden nach der Bretagne eingeschifft hatte, fiel er einem englischen Caper in die Hände, und blieb ein Jahr lang als Gefangener in England. Darauf ließ er sich in Passy bei Paris nieder, wo er sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte, und an einem Glossarium über fünf und vierzig Sprachen und einem französisch-celtischen Wörterbuche arbeitete. Schon früher hatte er seine Origines gauloises herausgegeben, ein Werk, das trotz seiner gewagten Hypothesen nicht ohne Verdienst ist. Hier erfuhr er, als im Jahre 1799 der Krieg aufs neue ausbrach, daß sein alter Freund Lebrigand, ein achtzigjähriger Greis, dem er seine Liebe für die Literatur verdankte, durch Requisition von seinem einzigen Sohne, der ihn unterstützte, getrennt worden war. Latour stellte sich statt seiner, und machte mit grauen Haaren aber jugendlichem Herzen den Feldzug in der Schweiz unter Massena mit. Nach dem 18ten Brumaire berief ihn der erste Consul

in den gesetzgebenden Körper. Latour schlug den Sitz darin aus. „Ich verstehe keine Gesetze zu machen," antwortete er, „aber vertheidigen kann ich sie; man schicke mich zur Armee." Wirklich ging er zur Rheinarmee ab, und hier ward er durch einen Beschluß des ersten Consuls im April 1800 zum ersten Grenadier der französischen Heere ernannt. Zugleich empfing er einen Ehrensäbel, den er unter Ablehnung der damit verbundenen Pension annahm. Er diente in der 46sten Halbbrigade, und focht in der Schlacht bei Neuburg unter den Vordersten, als ein Uhlane mit der Lanze sein Herz durchbohrte. Er ward auf dem Schlachtfelde begraben. An der Stelle aber, wo er fiel, wurde ein Sarkophag errichtet mit der Inschrift: A la mémoire de La Tour d'Auvergne, premier grenadier de France, tué le 27. Juin 1800; und sein Name blieb in der Liste der Compagnie, in welcher er gedient hatte.

Avanien, allerhand Abgaben, Erpressungen, eine Art von Justiztyrannei in dem türkischen Reiche.

Avantgarde, Vortrab, sind die bei einem Marsch vorausgehenden Truppen. Sie besteht in der Ebene aus Cavallerie, von Fußgängern und Geschütz unterstützt, in einem durchschnittenen Boden aber aus Fußgängern, von leichter Cavallerie begleitet. Jede Colonne hat ihren eigenen Vortrab, der, nachdem es das Land oder die Sicherheit erlaubt, näher oder weiter vorangeht, nach allen Seiten kleine Parteien schickt und die Anhöhen, auf welche der Heerzug stößt, besetzt. Entdeckt der Vortrab etwas Feindliches, so gibt er ohne Verzug dem Befehlshaber Nachricht, treibt den Feind zurück, oder hält ihn wenigstens durch seine Bewegungen so lange auf, bis sich das Corps zum Schlagen geeignet hat. Er sucht, was besonders bei starkem Nebel oder in der Nacht angeht, gleich anfangs einige Gefangene zu machen, erforscht von ihnen die Stärke des Feindes, den etwa gelegten Hinterhalt u. s. w. Das Hauptcorps macht unterdeß Halt und setzt sich, um von dem etwa zurückgeworfenen Vortrab nicht selbst in Unordnung gebracht zu werden, außerhalb des Weges in Schlachtordnung. Der Vortrab sammelt sich in diesem Falle hinter dem Corps wieder, wodurch auch der Feind vom weitern Verfolgen abgehalten wird.

Avarie, Averie, Havarie oder **Haverie** kommt wahrscheinlich von dem englischen **Average** her, welches eine Durchschnittsrechnung bedeutet. Die Haverei wird eingetheilt in die particulare, große und ordinäre oder kleine. Unter der ersten versteht man allen Schaden, den ein Schiff oder eine Ladung durch **Gewalt** oder durch das **Ungefähr** erleidet, unter der zweiten allen **freiwilligen** Schaden, der dem Schiffe, um größern zu vermeiden, zugefügt wird, mit jenen Kosten, die zum Besten des Ganzen von Schiff und Ladung angewendet wurden, und unter der letzten alle Kosten, die dem Schiffer an dem Ladungs- und Ausladungsplatze, bei gewissen Reisen, wie auch auf der See, vorfallen. Doch ist diese Haverei nicht mit jener zu verwechseln, die der Zeichner (Assecurant) zu bezahlen hat; denn diese kann ohne Assecuranz Statt finden, jene aber entsteht nur, wenn das Schicksal es fügt. Schaden aber hat dann nur der Zeichner, wenn Schiff und Ladung, welche Haverei leiden, versichert sind, und sich sodann zur Aufmachung eines Schadens eignen. Schon in den Gesetzbüchern der Römer findet man das Seerecht betreffende Gesetze. Die Lex rhodia de jactu, welche die große Haverei gesetzmäßig

bestimmte, wurde allen neuen zum Grunde gelegt, und die Rechtsgelehrten, welche im sechsten Jahrhundert auf Justinians Befehl die Pandecten sammelten, gaben diesem Gesetze im 2ten Titel des 14ten Buchs einen Platz. Die große Billigkeit dieses Gesetzes, so wie überhaupt aller Handelsverordnungen der Rhodier, war die Ursache dieses allgemeinen Beifalls.

Averani (Benedetto) war zu Florenz den 19ten Juli 1645 aus einer alten und angesehenen Familie geboren, und zeigte seit seiner frühsten Jugend die größte Neigung zu den Studien. Statt die Vergnügungen seiner Altersgenossen zu theilen, las er den Ariost und Tasso, oder studirte allein und ohne Lehrer die Arithmetik. In der Schule der Jesuiten machte er bewundernswürdige Fortschritte. Seine Arbeiten in Prosa und in Versen wurden seinen Mitschülern als Muster aufgestellt. Kaum hatte er die Rhetorik beendigt, als ein Dominicaner ihm ein Gedicht auf den heiligen Thomas von Aquinum auftrug, das Averani, wiewohl es 300 Verse enthielt, in zwei Tagen vollendete, und in welchem die geheimsten Mysterien der Theologie mit großer Klarheit dargelegt waren. In der Philosophie begnügte er sich nicht mit dem Unterrichte, den man ihm ertheilte; er wollte aus den Werken des Aristoteles und Plato selbst schöpfen. Die Lehre des Letztern hatte für ihn besondere Reize, und ward in der Folge der Lieblingsgegenstand seiner Forschungen. Auch in der Geometrie, Astronomie und in allen Theilen der Mathematik erwarb er sich Kenntnisse ohne Lehrer durch die bloße Kraft seines Genies. Darauf studirte er zu Pisa die Jurisprudenz und ward daselbst Doctor, als der Cardinal Leopold von Toscana, ein großer Beschützer der Wissenschaften, der seine Verdienste kennen gelernt hatte, ihn aufmunterte, die rein literarischen Studien nicht zu vernachlässigen, weil er ihm den Lehrstuhl der Aesthetik auf dieser Universität bestimmt hatte. Averani lernte jetzt griechisch, ebenfalls ohne Lehrer, wie er alles übrige gelernt hatte. Nach Verlauf von sechs Monaten war er im Stande es zu lehren, und ward 1676 zum Professor der griechischen Literatur ernannt. Er erklärte als solcher die Anthologie, den Euripides und Thucidides. Dann ging er zum Lehrstuhl der humanistischen Wissenschaften über und las über den Livius, Cicero und Virgil. Alle diese Vorlesungen sind gedruckt. Er starb zu Pisa den 28sten December 1707 und ward feierlich auf dem Campo santo beerdigt.

Avernus, ein in Unter-Italien zwischen Cumä und Puteoli gelegener See, von mäßig hohen Hügeln umgeben, die ehemals mit ungeheuern Waldungen bedeckt waren, so daß schauriges Dunkel den See umlagerte, und die angehäuften Ausdünstungen desselben die Luft ungesund machten. In alten Zeiten hatte ein wildes Volk sich vor seinen Feinden hierher geflüchtet, das nur bei Nacht sich hervorwagte. Die dadurch in Furcht gesetzten Nachbaren gaben durch ihre Erzählungen Anlaß zu der Fabel von den Cimmeriern, die in ewiger Finsterniß lebten. Es entstand der Glaube, daß man hier Todte aus der Unterwelt hervorrufe. Beides sagt schon Homer. Er versetzt daher an diesen See den Eingang in die Unterwelt, und die Scene von der Erscheinung des Ulysses in derselben. Virgil folgt ihm darin. Nachher hatten auch in den Höhlen an diesem See gewisse Priester ihre Wohnung genommen, welche Geister beschwuren und nur zur Nachtzeit ihr Gewerbe trieben. Daher ward der Wald zum Haine der Hekate, und man erzählte eine Menge Fabeln davon.

Avers, die Haupt- oder Vorderseite auf Münzen und Schaustücken, auf welcher der Kopf oder die Hauptfigur befindlich ist; im Gegensatz von Revers.

Avignon, eine große, wohlgebaute Stadt an der Rhone in der ehemaligen Provence mit 21,000 Einwohnern, wichtigen Manufacturen von Seidenzeugen und verschiedenen andern Fabriken; ein Arm der Sorgue durchströmt sie. Ehemals hatte sie eine Universität. Die Gegend umher ist reizend, und fruchtbar an Getraide, Wein, Oel; in einem Umkreise von einer Stunde ist die Stadt mit den schönsten Spaziergängen umgeben. — Avignon mit seinem Gebiete, so wie die angränzende Grafschaft Venaissin gehörten vormals dem Papst. Venaissin wurde 1273 von Philipp dem Kühnen an Papst Gregor X. abgetreten; Avignon aber nebst seinem Gebiete im Jahre 1378 von Johanna, Königin von Sicilien und Gräfin von Provence, an Clemens XVII. für 80,000 Fl. verkauft. Beide Länder regierte der Papst durch einen Vicelegaten, der jährlich neu ernannt wurde, und besaß sie bis zum Jahre 1790, wo nach mehrern stürmischen Auftritten die Stadt mit ihrem Gebiete sich an die französische Republik anschloß, der sie 1791 einverleibt wurde. Gegenwärtig ist sie die Hauptstadt im Departement der Vaucluse und der Sitz eines Bischofs, der unter dem Erzbischof von Aix steht, und dessen Sprengel sich über die Departements der Vaucluse und des Gard erstreckt. Historisch merkwürdig ist Avignon in der Geschichte der Päpste, weil sieben derselben von 1305 bis 1377 hier residirten. (S. d.) Auch Petrarca verlebte mehrere Jahre in Avignon, und erblickte hier zuerst die von ihm gefeierte Laura, deren Grabmal in der hiesigen Franziscanerkirche gezeigt wird.

Avocatorien, Heimrufungen, dergleichen ein Staat bei Anfang eines Krieges zu erlassen pflegt, um seine in dem feindlichen Lande sich aufhaltenden Unterthanen zurückzurufen.

Axe. Innerhalb einer krummen Linie, z. B. eines Halbcirkels, lassen sich gerade Linien parallel ziehen. Läßt man auf diese Parallellinien eine andere gerade Linie perpendiculär fallen, dergestalt, daß sie dieselben perpendiculär in zwei gleiche Theile theilt, so heißt dieses die Axe der krummen Linie. Eine gerade Linie, welche von einem Punkte in der Peripherie durch den Mittelpunkt der Kugel gezogen wird, heißt die Axe der Kugel. Eine gerade Linie, welche aus der Spitze eines Kegels auf den Mittelpunkt der Grundfläche gezogen wird, heißt die Axe des Kegels. Weltaxe ist die Linie, welche man sich durch die beiden Pole und den Mittelpunkt der Weltkugel gezogen denkt.

Axiom oder Grundsatz ist ein allgemeiner Satz, der die bloße Verbindung zweier Begriffe, eines Subjects und eines Prädicats, ausdrückt, und den der Verstand als richtig erkennen muß, sobald er nur den Sinn und die Worte desselben versteht. Dahin gehören die gleichgültigen oder leeren Sätze, d. h. diejenigen, in denen Subject und Prädicat entweder einerlei oder nur durch verschiedene Worte ausgedrückt sind, weil wir nicht anders denken können, als jede Sache sey das, was sie ist, z. B. a ist a; jede Größe ist sich selbst gleich; ein Ding ist sich selbst ähnlich; ein Ding kann nicht zugleich seyn und nicht seyn u. s. w. Ferner gehören dahin die Sätze, deren Prädicat ein Merkmal des zum Subject gewählten Begriffs enthält, ohne welches dieser nicht gedacht werden kann. So ist der Satz: ein

Triangel hat drei Seiten, ein Grundsatz, weil das Subject Triangel, nicht anders als dreiseitig gedacht werden kann. Jeder Wissenschaft liegt ein solcher Grundsatz zum Grunde; er ist die Basis derselben, und gibt ihr die systematische Einheit. Alles, was zu der auf ihm gegründeten Wissenschaft gehört, wird von ihm abgeleitet; er selbst aber darf nicht aus der Wissenschaft erst bewiesen werden. Welcher Satz aber der absolut erste in der ganzen menschlichen Erkenntniß sey, darüber ist vielfach gestritten worden. Einige haben dafür gehalten den Satz des Widerspruchs (es ist unmöglich, daß etwas zugleich ist und nicht ist); Andere den Satz: was ist, das ist; noch Andere den Satz: ein jedes Ding ist entweder oder ist nicht; noch Andere den Satz des zureichenden Grundes (wir können nicht ohne Grund etwas für wahr, und wider erkannte Gründe etwas für falsch halten.) Alle diese Sätze sind ursprünglich nur Grundfacta. Sie haben alle das mit einander gemein, daß sie in der inneren Einrichtung unserer Denkkraft gegründet sind. Wir können nicht anders als die Aeußerungen unserer Denkkraft in Beurtheilung des Wahren diesen Gesetzen gemäß einzurichten. Das Gemeinsame in allen diesen Sätzen ist also eine gewisse Nothwendigkeit, die als folgender höchste Grundsatz des ganzen menschlichen Erkenntnißvermögens hervortritt: Was der Mensch vermöge seiner ganzen inneren Einrichtung nicht anders als wahr denken kann, das ist wahr, und was er nicht anders als nicht wahr denken kann, das ist nicht wahr. — Dieser Grundsatz läßt sich, so ausgedehnt, auf alle Arten der Wahrheit anwenden, da hingegen jene ihm untergeordneten Sätze nur in dieser oder jener Gedenkungsart anwendbar sind. — Die kritische Philosophie nimmt das Wort Axiom in der strengsten Bedeutung, und versteht darunter synthetische Sätze a priori von unmittelbarer, d. i. anschauender Gewißheit. Sie behauptet, daß nur die Mathematik dergleichen habe, und nennt die Axiome der Philosophie nur discursive Grundsätze, weil ihre Wahrheit durch vermittelnde Begriffe und nicht durch Anschauung bewiesen werden müssen.

Azimuth bedeutet in der Astronomie den Winkel am Zenith eines Gestirns, den der Scheitelkreis desselben mit dem Mittagskreise eines Orts macht. Das Azimuth kann östlich oder westlich seyn, je nachdem die Grade desselben von dem Mittagskreise gegen Morgen oder gegen Abend gezählt werden. Ist ein Gestirn so eben im Durchgange durch den Mittagskreis begriffen, so ist sein Azimuth 0. Kennt man die Höhe und das Azimuth eines Sternes, so kennt man auch seine Stelle genau. Man findet beides durch den astronomischen Quadranten, an welchem sich zu diesem Zwecke ein in Grade abgetheilter Kreis, der Horizontalkreis, befindet.

Azoren oder **Habichtsinseln**, wegen der vielen daselbst vorhandenen Habichte und Geier, von ihren Entdeckern, den Portugiesen, also genannt, sind eine Gruppe von neun Inseln, die im atlantischen Meere, zwischen Afrika und Amerika, unter dem 40sten Grad südlicher Breite und dem 10ten Grad westlicher Länge von Ferro liegen, und fast ganz aus vulcanischen Felsen bestehen, unter denen der Pico auf der gleichnamigen Insel der höchste ist. Dennoch sind sie durch die Einwohner, deren Fleiß das gesunde Clima begünstigt, wohl angebaut und bringen Getraide, Wein, Flachs,

Zucker, so wie alle europäischen Früchte hervor. Der daselbst gewonnene Wein ist unter dem Namen Wein von Fayal in Europa bekannt. Die Zahl der Einwohner wird auf 142,000 angegeben. Die Inseln St. Miguel mit 80,000 Bewohnern, Terceira und Pico sind die bedeutendsten unter den Azoren. Der Sitz des portugiesischen Gouverneurs ist zu Angra auf Terceira. Die Entdeckung dieser Inselgruppe machten die Portugiesen auf Antrieb des berühmten Heinrich des Seefahrers (s. d.) im Jahre 1446. Schon vor den Portugiesen behaupten die Holländer sie entdeckt zu haben, daher sie auch zuweilen den Namen der flamischen oder flandrischen Inseln führen.

Azur, himmelblau. Die Franzosen nennen auch den Lasurstein (Lapis Lazuli), aus welchem das Ultramarinblau gemacht wird, Azur.

Azzara (Nicolas Joseph, Ritter von), spanischer Botschafter bei dem französischen Gouvernement, geboren 1731 zu Barbanales in Aragonien. Er zeigte schon früh einen lebhaften Hang zu den Künsten und Wissenschaften, und dieser Hang verstärkte sich durch seine Verbindung mit dem berühmten Maler Mengs, der in die Dienste des Königs von Spanien getreten war. Azzara betrat frühzeitig die diplomatische Laufbahn, ward nach Rom unter dem Papste Clemens XIII. als Agent in Angelegenheiten der Kirche bei der Dataria geschickt, und zeichnete sich in diesem Posten durch seinen angenehmen Umgang und seine tiefe Geschäftskenntniß sehr vortheilhaft aus; ward darauf bei der spanischen Gesandtschaft angestellt, und behauptete fortwährend einen großen Einfluß auf die wichtigsten Verhandlungen seines Hofes bei dem päpstlichen Stuhle. Im Jahre 1796 wurde er dem Eroberer Italiens entgegengesandt, seine Gnade zu Gunsten Roms zu erflehen. Bonaparte wußte ihn sogleich zu würdigen, und von der ersten Zusammenkunft schreibt sich der tiefe Eindruck her, den auf Azzara der Mann machte, der seitdem der stete Gegenstand seiner Bewunderung war. Damals war es auch, als sich eine genaue und innige Verbindung zwischen ihm und Joseph Bonaparte bildete. Azzara urtheilte über seinen Freund, daß sein Scharfblick und schneller Fassungsgeist Frankreich bald in ihm einen der geschicktesten und glücklichsten Staatsmänner geben würden. Kurz darauf ward Azzara mit einem diplomatischen Charakter nach Paris geschickt, wo ihn die Annehmlichkeit der Gesellschaft und die Aufnahme, die man ihm schenkte, für den Verlust seiner alten Freunde, einer schönen Bibliothek und einer reichen Gemälde- und Antikensammlung entschädigen mußten. Seine Sendung nach Frankreich war von einem wechselnden Steigen und Fallen seiner Gunst am spanischen Hofe begleitet. Er ward zurückberufen, nach Barcelona verwiesen, wieder mit dem Charakter eines Botschafters nach Paris geschickt, und von neuem dieses wichtigen Postens beraubt. Seine Gesundheit, die schon sehr gelitten hatte, konnte diese mehrmaligen Erschütterungen nicht ertragen. Sein Plan, nach Italien zu gehen, in der Hoffnung, daselbst ganz den Wissenschaften und Künsten zu leben, ward vereitelt; eine schwere Krankheit ergriff ihn, er fühlte seine Kräfte schwinden, und sagte den Abend vor seinem Tode zu seinem Bruder: „Nur ein Schritt, und mein Uebergang von hier nach dem Jenseit ist geschehen, und dies wird jetzt seyn! Den Tag

darauf, am 26sten Januar 1804, starb er. Er hinterließ ein ansehnliches Vermögen, nicht an liegenden Gütern, aber an Capitalien, Meublen, Gemälden, Büsten, geschnittenen Steinen u. s. w. Seine Erben waren eine Schwester und zwei Brüder, deren einer Felix von Azzara, in Paris 1802 ein sehr gelehrtes Werk über die Thiere in Paraguay herausgab, wo er sich über zwanzig Jahre aufgehalten hatte. Der Ritter Azzara beschäftigte sich viel mit den Wissenschaften und Künsten, und schrieb seine Sprache gefällig und kraftvoll. Man verdankt ihm eine Uebersetzung von Middletons Leben Cicero's und von einigen Bruchstücken des Plinius und Seneca.

B.

B bezeichnet in der Musik unter den Klangstufen der diatonisch=chromatischen Tonleiter den, um einen halben Ton erniedrigten Ton h, die kleine Terze zu g, die reine Quinte zu es. Man bedient sich aber dieses Buchstabens auch bei der Vorzeichnung (s. Versetzungszeichen. — Die Alten bezeichneten in ihrer Musik mit b die zweite Stufe ihres mit a anfangenden Tonsystems, die einzige Stufe bei ihnen, welche zwei um einen halben Ton verschiedene Saiten hatte. Die niedrigere wurde mit dem kleinen b, die höhere mit einem großen oder viereckigen B bezeichnet. — Bdur ist in der modernen Musik diejenige der 24 Tonarten, in welcher der Ton b als Grundton der harten Tonart angenommen wird. Damit dieser Grundton in seiner Tonleiter die reine Quarte erhalte, muß der Ton e einen halben Ton erniedrigt und in es verwandelt werden. Bmoll ist diejenige Tonart, in welcher der Ton b als Grundton der weichen Tonart angenommen wird. Außer der Erniedrigung des Grundtons durch das Zeichen b vor der HStufe müssen noch die Töne e, a, d und g um einen halben Ton erniedrigt werden. Die Vorzeichnung besteht demnach aus fünf b. Von vielen Tonkünstlern wird mit dem Ausdruck bmoll auch unsere hSaite bezeichnet. — B zeigt auf französischem Gelde die Münzstadt Rouen, auf preußischem Breslau an; BB ist das Zeichen der Münzstadt Strasburg.

Baake, Bake heißt bei den Schiffern ein gewisses Zeichen, welches ihnen anzeigt, entweder wo Anfurt und Einfahrt ist, oder wo sie sich vor Klippen oder sonstiger Gefahr zu hüten haben. Es bestehen solche Zeichen entweder in hohen Feuerzeichen, Wacht= und Leuchtthürmen, welche an dem Strande unterhalten werden, oder auf der See selbst in Tonnen an Ketten oder andern Dingen. Zu Unterhaltung dieser Einrichtungen wird von den Schiffenden ein gewisses Baken= oder Tonnengeld entrichtet.

Baarrecht war im Mittelalter die Gewohnheit, denjenigen, der als Mörder angeklagt oder verdächtig war, an die Bahre zu führen, auf welcher der Ermordete lag und ihn den Leichnam berühren zu lassen. Fing dieser an zu bluten, so ward der Angeklagte für schuldig erklärt.

Babet, s. Boursault.

Babeuf (François Noël), mit dem Zunamen Gracchus, der Volkstribun, einer der wüthendsten Anhänger der Revolution und jeder Partei, nach seinem Interesse durch Schmähungen auf die andern, besonders in seinem Journal, Le Tribun du Peuple, dienend, und den 25sten Mai 1797 guillotinirt. Seinem Sohne aber, der nach der zweiten Restauration der Bourbone an einer Verschwörung gegen dieselben Theil genommen hatte, widerfuhr zu Anfang 1816 ein gleiches Schicksal.

Babo (Franz Maria), geboren 1756 zu Ehrenbreitstein, war Professor der Aesthetik zu München, und hat jetzt daselbst die Aufsicht über das königliche Theater. Nicht unrühmlich bekannt ist er unter uns durch seine dramatischen Werke, die, wenn sie auch nicht zu den vollendeten gehören, doch von glücklichen Talenten ihres Ur=

hebers zeugen. Selbst in denen seiner frühern Stücke, welche der bunten Reihe unmotivirter Scenen einer Haupt- und Staatsaction ziemlich ähnlich sehen, ist doch Lebhaftigkeit der Imagination, kräftiges Gefühl und natürlicher Beruf zu dramatischen Arbeiten nicht zu verkennen. Eigentliche Epoche zu machen, gelang ihm durch sein Trauerspiel: Otto von Wittelsbach (1782), nach Göthe's Götz das erste Ritterschauspiel, welches eigentlich aufführbar war, und unter der großen Anzahl aufführbarer, die ihm folgten, weil sie Modegeschmack wurden, sich vortheilhaft auszeichnete. Späterhin versuchte der Dichter mit Erfolg das bürgerliche Schauspiel und es gelang ihm, in seinem Bürgerglück, Wahrheit, Einfachheit und Popularität in dem Grade zu treffen, in welchem sie ohne Aufopferung des guten Geschmacks, zur dramatischen Bearbeitung einer wahrhaft gemeinnützigen Idee gehören.

Babylonien, jetzt Irak Arabi, war im Alterthum ein berühmtes asiatisches Reich, das östlich an Susiana, südlich an den persischen Meerbusen und Chaldäa, westlich an das wüste Arabien und nördlich an Medien und Armenien oder Mesopotamien grenzte. Da die Chaldäer das ganze Land inne hatten, so wurden die Namen Chaldäa und Babylonien gleichbedeutend gebraucht. — Babylonien ist ein flaches, ebenes Land, durchströmt von zwei großen Flüssen, dem Euphrat und Tigris. Jener, dessen Wasser fast immer bis zum Rande seiner niedrigen Ufer reicht, tritt bei dem geringsten Anwachs über. Regelmäßig aber überschwemmt er jährlich das ganze Land, wenn die im Frühling von den armenischen Gebirgen herabströmenden Gewässer ihn anschwellen, und befruchtet es auf dieselbe Weise, wie der Nil Aegypten. Um diese Ueberschwemmungen zweckmäßig zu leiten und ihren schädlichen Wirkungen vorzubeugen, durchzog man das Land früh mit Canälen und erbaute Dämme, und wirklich erreichte man dadurch, ungeachtet der glühenden Hitze und des seltenen Regens, eine so große Fruchtbarkeit, daß Herodot durch bestimmte Angaben derselben seine Glaubwürdigkeit verdächtig zu machen fürchtete. Bäume fehlen dem Lande ganz, ausgenommen Cypressen und Palmbäume. Den Mangel an Baumaterialien hatte die Natur durch Ziegelerde ersetzt, die an der Sonne gedörrt, oder in Oefen gebrannt, die dauerhaftesten Steine gab, welche in den vorhandenen Ruinen noch jetzt der Witterung widerstehen. Zum Mörtel bediente man sich des Erdharzes, von dem reiche Quellen angetroffen werden. Die Bewohner Babyloniens gehörten zu den ältesten Völkern auf der Erde. Ihr Sprache, ein aramäischer oder syrischer Dialect, zeigt sie als einen semitischen Völkerstamm. Ob sie aber aus Indien, oder, wie ihre Sprache anzuzeigen scheint, aus der arabischen Halbinsel gekommen, läßt sich nicht entscheiden. Schon früh erscheinen sie als ein Volk, das feste Wohnsitze und einen gewissen Grad wissenschaftlicher Bildung hatte. Die mosaischen Nachrichten erwähnen ihrer gleich nach der Sündfluth, und nennen Nimrod als den Stifter des ersten Reichs in Babylonien. Spätere Griechen haben uns die Namen Ninus, Belus, Semiramis aufbehalten, die sie als große Eroberer schildern. (S. Assyrien.) Endlich um das Jahr 630 v. Chr. tritt Babylon auf kurze Zeit in hellem Glanze hervor. Damals kamen die Chaldäer, ein Nomadenvolk, unter Nebukadnezar, vom Taurus und Caucasus herab, eroberten ganz Südasien, zerstörten Jerusalem, unterwarfen sich Tyrus und Phönicien, und gründeten ein Reich, das sich bis zu den Ufern des mittelländischen Meeres erstreckte. Babylon, schon früher der Sitz

der Cultur und wissenschaftlicher, besonders astronomischer und astrologischer Kenntnisse, ward die Hauptstadt dieses Reichs und erreichte seine schönste Blüthe. Handel und Kunstfleiß führten Reichthum herbei, und dieser weckte die Liebe zum Luxus und zur Pracht. Besonders berühmt waren die Webereien in Leinen, Baumwolle und Seide. Die Gelehrsamkeit war das Eigenthum der Priester, die unter dem Namen Chaldäer vorkommen. — Nach Nebukadnezar verfiel das Reich nach und nach, bis Cyrus ihm durch die Zerstörung der Hauptstadt ein Ende machte und Babylonien mit Persien vereinigte. Es theilte Persiens Schicksale, bis es 640 nach Chr. Geburt Mahomeds Nachfolger eroberte, und Bagdad am Tigris erbauten (755). Hier war der Sitz der Califen, die Halaku, ein Tatarfürst, 1258 verjagte. Im Jahre 1534 fiel Bagdad in die Gewalt der türkischen Sieger, denen es Shah Abbas 1613 wieder entriß; 1637 aber kam Babylonien unter die Herrschaft der Türken, die es noch besitzen.

Baccalaureus, ehedem bei den Franzosen ein Edelmann, der sich in Kriegsdienste begab, aber nicht Vermögen genug besaß, eine Fahne zu führen; gegenwärtig ein nicht sehr gewöhnlicher Titel, den man auf Universitäten denjenigen beilegt, welche die nächste Anwartschaft zur Doctorwürde haben. Auch heißen auf manchen Schulen die untersten Lehrer Baccalaurei.

Bachius, Bachëus, ein Versfuß, der aus einer kurzen und zwei langen Sylben besteht. (◡ — —). Der Antibachius oder Palimbachius besteht aus zwei langen und einer kurzen Sylbe (— — ◡).

Bachus, griechisch Dionysus, der Gott des Weins, zwar von einer sterblichen Mutter geboren, aber dennoch gleich von seiner Geburt an einer der himmlischen Götter. Seine Geschichte gehört zu den verwickeltsten in der griechischen Mythologie. Semele, des Cadmus Tochter, der Zeus in sterblicher Gestalt liebend genaht war, bat ihn, von der arglistigen Here verführt, in seiner Herrlichkeit als der höchste der Götter ihr Lager zu besteigen. Die Bethörte hatte ihr Verderben erfleht. Zeus, durch den unverletzlichen Schwur gebunden, erschien ihr in seiner wahren Gestalt, aber Semele, unfähig die Nähe des Donnerers zu ertragen, ward von den Flammen seines Blitzes verzehrt. Zeus eilte, mindestens die noch unreife Frucht seiner Umarmungen zu retten, und verschloß sie, bis zur Zeitigung, in seine eigene Hüfte. Dann übergab er den Knaben dem Hermes, der ihn zu Ino und Athamas (s. beide), und in der Folge zu den Nymphen von Nysa brachte, wo er gedeihlich aufwuchs. Als sein Lehrer und Erzieher wird sein nachmaliger beständiger Begleiter Silenus genannt. Hier in Nysa's Thälern war es, wo er aus den Trauben einen Trank zu bereiten erfand, und den Menschen die Pflanzung des Weinstocks lehrte. Um seine Erfindung nicht auf einen kleinen Bezirk einzuschränken, durchzog er fast die ganze damals bekannte Erde, und breitete mit seiner Wohlthat zugleich seine Verehrung aus. Gezogen von Löwen (Andere nennen Parder, Tieger oder Lüchse) begann er seine, einem Triumphgepränge ähnliche Reise mit einem großen Gefolge von Männern und Weibern, Silenen, Satyrn, Mänaden. Begeistert durch die Nähe des Gottes, laut aufjubelnd, den Thyrsus schwingend, mit Reben und Epheu bekränzt, schwärmten und tanzten sie um ihn her, jauchzend scholl ihr Evoe! Eleleus! durch Gebirg und Thal, und in den jauchzenden Ruf mischte sich phrygischer Flöten Getön und wirbelnder Paukenklang. In Thebe aber wollte man seine

Gottheit nicht anerkennen, und Pentheus rüstete sich sogar wider ihn. Bacchus beschloß den Frevel zu rächen. Eine wilde Wuth trieb die Weiber aus den Häusern auf den Berg Cythäron, wo sie umherschwärmten, Pentheus aber ward von seiner eigenen Mutter und deren Schwestern, denen er ein wildes Thier schien, zerrissen. Auf ähnliche Weise strafte er des Minyas Töchter, die seine Feste nicht feiern wollten, mit Raserei und Verwandlung. Als er nach Naxos übersetzte, gedachten die tyrrhenischen Schiffer ihn nach Italien zu entführen, weil sie aus seinem Purpurgewand auf einen Königssohn schlossen. Sie fesselten ihn; aber die Fesseln fielen ab, das Fahrzeug stand mitten im Meere fest, Reben und Epheu umschlangen das Schiff, der Gott verwandelte sich in einen Löwen, und die Schiffer, von Raserei ergriffen, stürzten sich ins Meer, wo sie in Delphine verwandelt wurden. Dagegen belohnte er diejenigen, die ihn gastlich und mit Ehrfurcht empfingen. Midas, der ihm den verlornen, treuen Silen wieder zugeführt hatte, erbat sich für diesen Dienst, daß alles, was seine Hand berührte, sich in Gold verwandeln möge; daß er dadurch in Gefahr zu verhungern und zu verdursten kam, war die Schuld seiner thörichten Bitte. Doch half ihm der Gott durch den Rath, sich im Paktolus zu baden, womit das Unglück von ihm wich. — Seine Liebe gewannen mehrere, aber nur Ariadne, die er auf Naxos verlassen fand, erhob er zu seiner Gemahlin (s. d.). Sie ward durch ihn der Unsterblichkeit theilhaftig. Um ein Gleiches seiner Mutter Semele zu gewähren, stieg er in die Unterwelt hinab, und führte sie, die fortan Thyone hieß, zum Olymp. In dem furchtbaren Gigantenkriege focht er als Held, und rettete die Götter vom nahen Verderben. Nach andern entging er der ihn in diesem Kampfe umringenden Gefahr nur dadurch, daß er sich in einen Löwen verwandelte. Da er als Sieger durch den Olymp jauchzte, rief der gerettete Zeus ihm freudig zu: Euan Euie! (Schön, mein Sohn!), ein Gruß, mit welchem Bacchus nachher gewöhnlich begrüßt wurde. Abgebildet finden wir ihn in den runden, weichen und anmuthigen Formen eher einer schönen Jungfrau, als einem Jünglinge ähnlich. Eine eigenthümliche Zierde ist ihm die Stirnbinde; die langen wellichten Haare sind hinten in einen Knoten geschürzt, und mit Epheuranken und Weinlaub umkränzt. Gewöhnlich ist er ganz unbekleidet; zuweilen hat er eine weite Palla nachlässig umgehängt; manchmal hängt ihm auch ein Rehfell queer über der Brust. Der bärtige Bacchus ist eigentlich indischen oder ägyptischen Ursprungs. Die goldenen Hörner (das Symbol unbesiegter Kraft) auf dem Haupte pflegte die Bildnerkunst der Griechen zu verstecken, oder ließ sie nur wenig vorschimmern. Die dem Bacchus geheiligten Feste hießen Bacchanalien, Dionysien, auch im Allgemeinen Orgien. Besonders feierlich wurden sie in Athen begangen, wo man die Jahre darnach zählte. Während ihrer Dauer war die geringste Gewaltthätigkeit gegen einen Bürger ein Todesverbrechen. Die großen Dionysien wurden im Frühlinge begangen. Das Wichtigste der Feier bestand in einer Prozession, welche den Triumph des Bacchus vorstellte. Es erschien dabei derselbe oben beschriebene Zug von Bachanten und Bachantinnen, die von wahrem oder angenommenem Weinrausche begeistert, schwärmend und tobend umherzogen, und sich dem zügellosesten Taumel ihrer aufgeregten Sinne überließen. Sie waren maskirt, mit Hirschhäuten bekleidet, und mit Epheu bekränzt, und trugen in den Händen Trinkgeschirre und Thyrsusstäbe. Mitten unter diesem wahnsinnigen Hau-

sen zogen in schöner Ordnung die von den Phratien (Bürgergemeinden) abgeordneten Chöre auf. Sie trugen auf ihren Köpfen heilige Körbe, welche die Erstlinge der Früchte, Kuchen von verschiedener Gestalt, und andere geheimnißvolle Symbole enthielten. Diese Prozession geschah gewöhnlich Nachts. Den Tag widmete man Schauspielen und andern Lustbarkeiten. Schon früh ging man ins Theater des Bacchus, wo theils Wettstreite der Chöre in Musik und Tanz, theils neue dramatische Stücke aufgeführt wurden. In ganz Athen herrschte Ausgelassenheit und Schwelgerei. Diese Feste kamen von den Griechen zu den Römern, die sie mit noch ärgerer Zügellosigkeit begingen, bis der Senat sie im Jahre der Stadt 567 durch ein feierliches Edict gänzlich untersagte. — Außer diesen großen Bacchusfesten gab es noch andere, die zu verschiedenen Zeiten des Jahres begangen wurden.

Bacchylides, aus der Insel Cos gebürtig, der letzte von den neun Lyrikern Griechenlands, welche der alexandrinische Canon für classisch erklärte. Ein Verwandter des Simonides und Zeitgenoß Pindars wird er auch als Dichter beiden an die Seite gesetzt. Hiero, an dessen Hofe er lebte, schätzte ihn sehr hoch. Uns sind leider von seinen Liedern, Hymnen, Päanen und Siegesgesängen nur wenige Fragmente übrig geblieben; es finden sich manche Spuren von ihm in Horazens Oden. Ohne Pindars stürmischen Adlerflug fehlt es ihm weder an Feuer und Kraft, noch an hohen und edeln Gesinnungen.

Baccio della Porta, bekannter unter dem Namen **Fra Bartolomeo di San Marco** oder **Frate**, geboren 1469 zu Savignano bei Prato in Toscana, kam sehr jung nach Florenz, und lernte die Anfangsgründe der Malerei von Cosimo Rosselli. Er machte schnelle Fortschritte, und gewann durch das Studium der Werke Leonardo's da Vinci jene schöne und große Manier, jene Kraft des Colorits und Umrisses, die seine späteren Arbeiten auszeichnet. Aus dieser Periode ist sein berühmtes Frescogemälde auf dem Gottesacker des Hospitals Santa Maria Nuova, welches das jüngste Gericht vorstellt und von seinem Freunde Albertinelli, der seine Manier sich angeeignet hatte, vollendet wurde. Verführt durch die Predigten des fanatischen Savonarole, verließ er alles, um ihm zu folgen, und schloß sich mit einer großen Anzahl seiner Anhänger in das Kloster von St. Marcus ein, als dieser wüthende Aufruhrprediger mit gewaffneter Hand verfolgt wurde. Das Kloster ward förmlich belagert und Baccio that das Gelübde, Mönch zu werden, wenn er der ihm drohenden Gefahr glücklich entginge. In Folge dieses Gelübdes nahm er 1500 in demselben Kloster das Kleid des heiligen Dominicus und nannte sich Fra Bartolomeo. Dies Ereigniß hatte seine Phantasie so erschüttert, daß er vier Jahre keinen Pinsel anrührte, und auf die Bitte der Geistlichen ihn nur wieder nahm, um ihn Gegenständen der Andacht zu widmen. Die Gemälde, welche er in dieser letzten Periode ausführte, sind seine vollendetsten. Man hat sie für Werke Rafaels gehalten. Dieser große Meister war 1504 nach Florenz gekommen, und beförderte allerdings durch Rath und Beispiel die glänzenden Erfolge Fra Bartolomeo's. Sie tauschten wechselseitig ihre Kenntnisse aus. Dieser lernte die Perspective von seinem jungen Freunde und gab ihm Unterricht im Colorit. Einige Jahre nachher besuchte Fra Bartolomeo Michel Angelo und Rafael in Rom, und hatte die seltene Bescheidenheit, ihren großen Talenten durch das Bekenntniß, daß er ihnen nachstehe, zu huldigen. Als er nach Florenz zurückge-

kehrt war, führte er mehrere Kirchengemälde aus, unter denen auch der heilige Marcus und der heilige Sebastian waren, zwei Gemälde, welche die Bewunderung aller Kenner verdienen. Ersteres ist eine Zierde des Museum Napoleons. Fra Bartolemeo verdient der Vorläufer Rafaels genannt zu werden, und vielleicht wäre er sein Nebenbuhler geworden, hätte er dieselben Gelegenheiten gehabt, sein Talent geltend zu machen. Sein Styl ist streng und erhaben, aber dabei sehr anmuthig in seinen jugendlichen Figuren; sein Colorit hat Kraft und Glanz; er nähert sich darin dem Titian und Giorgione, und in dem Verreiben und Verschmelzen der Farben weicht er kaum den besten lombardischen Coloristen. Besonders aber ist er ein Meister im Faltenwurf, den keiner vor ihm mit so viel Wahrheit, Fülle und Leichtigkeit auszuführen verstand. Er starb 1517. Seine Schüler waren Cecchino del Frate, Benedetto Ciamfanini, Gabriel Rustuci und Fra Paolo von Pistoja, der seine Zeichnungen erbte.

Bacciochi (Felix Pascal), Ex-Fürst von Lucca und Piombino, Gemal der sogenannten Prinzessin Elise, Napoleons Schwester, ist in Corsica von einer edeln, aber armen Familie geboren, früh als Cadet in Militairdienste gegangen, und war Offizier als Bonaparte als Obergeneral in Italien befehligte. Er heirathete nun dessen Schwester Elise, wodurch er Oberster des 26sten leichten Infanterieregiments, und, ohne sich, sei es aus Mangel an Fähigkeiten oder an Gelegenheit, irgend hervorgethan zu haben, in kurzer Zeit mit immer neuen Gnaden und Vortheilen überhäuft wurde. Er ward nach und nach Präsident des Wahlcollegiums der Ardennen, 1804 Senator, und endlich 1805 Fürst von Lucca und Piombino. Nach den Revolutionen von 1814 und 15 folgte er seiner Gattin in die Verbannung nach Ungarn. Auch hat ihn seine Unbedeutenheit stets vor irgend einem eigentlichen Vorwurfe, den man ihm machen könnte, geschützt.

Bach (Johann Sebastian), unter den deutschen Tonkünstlern des vorigen Jahrhunderts einer der berühmtesten, und der größte dieses in der musikalischen Literatur so ausgezeichneten Namens, war 1685 zu Eisenach geboren und starb 1754. Er studirte die Musik zu Lüneburg, trat anfangs in die Dienste des Herzogs von Weimar, ward dann Organist zu Mühlhausen, hierauf Capellmeister des Fürsten von Cöthen, und ging 1737 als Hofcomponist des Königs und Churfürsten nach Leipzig. Als Clavier- und Orgelspieler hatte Sebastian Bach in damaliger Zeit nicht seines Gleichen. Das Pedal behandelte er mit einer unerreichbaren Geläufigkeit. Er excellirte im Contrapunkt; seine Compositionen sind voll Originalität und Kraft; seine Harmonie ist kunstvoll, seine Melodie neu und reich, aber zuweilen wenig gefällig. Er hat mehrere Stücke für Kirchenmusik und vieles für das Pianoforte hinterlassen. Aber die meisten seiner Compositionen erfodern einen Virtuosen zur fehlerfreien Ausführung. — Die Bachsche Familie stammte eigentlich aus Presburg in Ungarn, welches Sebastians Vater, der selbst ein guter Musikus war, der Religion wegen verließ, um sich in Deutschland niederzulassen. Mehr als funfzig Tonkünstler sind von ihr ausgegangen; Sebastian selbst hatte elf Söhne, sämmtlich als Musiker vortheilhaft bekannt, die berühmtesten waren folgende vier. — Wilhelm Friedemann, geboren 1710 zu Weimar, starb mit dem Titel eines hessendarmstädtischen Capellmeisters 1784 zu Berlin. Er war einer der größten Harmonisten und geschicktesten Orgelspieler. Man hat von ihm die bekannten sechs Fugen fürs Clavier. — Carl Philipp Emanuel, 1714 zu Weimar geboren und 1788 zu Hamburg gestorben, kam, nach-

dem er zu Leipzig die Rechtsgelehrsamkeit studirt hatte, als Musikus in königlich preußische Dienste nach Berlin, und ward endlich Musikdirector zu Hamburg. Er hatte meistentheils für das Clavier gearbeitet, auch Melodien zu Gellerts geistlichen Liedern herausgegeben. Sein Versuch über die wahre Art, Clavier zu spielen, ist noch immer ein classisches Werk in seiner Art. — Johann Christoph Friedrich, geboren 1732, Concertmeister zu Bückeburg, ein großer Orgelspieler, der auch durch seine herausgegebenen Musikalien bekannt ist. — Johann Christian (der englische genannt), geboren 1735 zu Leipzig, gestorben zu London 1782, welcher wegen der galanten Manier, in der er geschrieben, lange Zeit ein Lieblings-Componist gewesen ist.

Bachaumont (François le Coigneux), geboren zu Paris 1624, gestorben daselbst 1702. Sein Vater war Parlamentspräsident in Paris, und sein Sohn wurde frühzeitig dabei als geistlicher Rath angestellt. Er nahm Partei gegen den Hof, und ihm verdankt diese Faction den Namen Fronde, indem er sie einst mit den Schulknaben verglich, die sich in den Gräben von Paris mit Schleudern belustigten, bei dem Anblick eines Polizeibeamten schnell sich trennten, aber sobald er den Rücken gewandt, wieder beisammen wären. Der Vergleich gefiel; die Feinde Mazarins trugen seitdem Hauptschnüre in Form einer Schleuder, und nannten sich Schleuderer (Frondeurs). Bachaumont fand bei diesen Streitigkeiten oft Gelegenheit, seinen Witz in Epigrammen gegen den Hof auszulassen. Nach ihrer Beilegung zog er sich ins Privatleben zurück, um ganz seiner Neigung zur Dichtkunst, für die er viel angebornes Talent hatte, zu leben. Gleichheit des Geschmacks, des Charakters und der Lebensart knüpften zwischen ihm und Chapelle eine innige Freundschaft, und Beide arbeiteten gemeinschaftlich an jener angenehmen Reisebeschreibung, welche unter den Freunden der leichten, tändelnd anmuthigen Poesie so vielen Beifall fand. Außerdem rühren noch mehrere Lieder der leichten fröhlichen Gattung von ihm her, die aber zu zerstreut sind, als daß man sie zu sammeln im Stande wäre. Lefevre de St. Marc hat eine Sammlung veranstaltet, doch wagt er nicht zu behaupten, daß alle darein aufgenommenen von Bachaumont herrühren.

Backhuysen (Ludolph), einer der berühmtesten Maler der niederländischen Schule, ward 1631 zu Embden geboren, und zeigte in seiner Jugend ganz besondere Anlagen zum Schreiben. Nachdem er bis in sein achtzehntes Jahr bei seinem Vater, der Secretär der Generalstaaten war, gearbeitet hatte, kam er in ein Handelshaus nach Amsterdam. Hier fing er an, mit der Feder ohne Anweisung die Schiffe zu zeichnen, die in dem Hafen ankamen. Diese Versuche fanden Beifall, und veranlaßten ihn, sich ganz der Malerei zu widmen. Er nahm jetzt Unterricht bei van Everdingen, und erlangte durch Fleiß und häufiges Besuchen der Werkstätten der besten Künstler in kurzem eine außerordentliche Gewandheit und Fertigkeit, aber am meisten förderte seine Fortschritte der Eifer, womit er die Natur studirte. Um besonders furchtbare Naturscenen zu beobachten, scheute er keine Gefahr. Oft bestieg er bei einem herannahenden Sturme ein leichtes Fahrzeug, und beobachtete mit kaltem Blute die Bewegung der Wellen, ihre furchtbaren Brandungen, den Sturm, der die Schiffe zerstreute und zertrümmerte. Oft setzten ihn die erschrockenen Matrosen trotz seiner dringenden Vorstellung ans Land; dann eilte er, ohne ein Wort mit Jemanden zu sprechen, ohne durch irgend etwas sich zu

zerstreuen, nach Hause, und führte mit bewunderswürdiger Genauigkeit in den Details die früher entworfenen Skizzen aus. Dieses muthige Streben verschaffte seinen Gemälden den ersten Rang in dieser Gattung der Malerei. Mehrere Fürsten besuchten seine Werkstätte, und Peter der Große wollte sogar Unterricht bei ihm nehmen. Die Bürgermeister von Amsterdam trugen ihm die Verfertigung eines Seestücks auf, das sie mit 1300 Fl. bezahlten und im Jahre 1665 Ludwig XIV. übersandten. Dies schöne Gemälde, so wie noch sieben andere Seestücke von Backhuysen, besitzt das Museum Napoleon. In allen seinen Bildern herrscht die äußerste Wahrheit. Seine Farben sind trefflich und sein Pinselstrich ganz vorzüglich geeignet, das Wasser und dessen Bewegung nachzuahmen; seine Himmel sind leicht und unendlich mannichfach. Außerdem versuchte sich Backhuysen noch in der Dichtkunst, und unterrichtete in der Schreibkunst, zu deren Vervollkommnung er vieles beitrug. Mit diesen seltenen Talenten verband er die liebenswürdigsten Eigenschaften, und genoß die Achtung der Gelehrten, Künstler und trefflichsten Menschen seiner Zeit. Seine Heiterkeit und die Stärke seiner Seele verließen ihn auch in den langen Leiden nicht, die seinem Leben in einem Alter von 78 Jahren im Jahre 1709 ein Ende machten. — Seine Gemälde werden stets einen hohen Werth behalten. Bei der Gemäldeauction des Herrn P. de Smeth in Amsterdam wurden die vier von Backhuysen darin befindlichen Stücke im Jahre 1810 mit 805, 980, 550 und 1400 Fl. bezahlt.

Baco (Franz), Baron von Verulam, Viscount von St. Alban, Großsiegelbewahrer und Kanzler von England, einer der außerordentlichsten Geister, deren irgend ein Zeitalter sich zu rühmen hat, würde nach Newton die erste Zierde Englands seyn, wenn nicht die Schwächen seines Charakters und einige Handlungen seines Lebens den Ruhm, den seine Talente und seine Arbeiten ihm sichern, einigermaßen verdunkelt hätten. Geboren zu London im Jahre 1561 gab er von seiner frühesten Kindheit an Proben eines überlegenen Geistes. In einem Alter von dreizehn Jahren bezog er die Universität Cambridge, wo er in allen Wissenschaften bewunderswürdig schnelle Fortschritte machte. Er zählte noch nicht sechzehn Jahre, als er schon ein Werk gegen die aristotelische Philosophie schrieb, die ihm eher geeignet schien, den Geist in Streitigkeiten zu verwickeln als aufzuklären. Diese Wahrnehmung scheint alle seine Arbeiten geleitet zu haben. Der damals in England bestehenden Sitte gemäß, die für Staatsämter bestimmten Jünglinge ins Ausland, besonders nach Frankreich, zu schicken, ging der junge Baco im Gefolge des Gesandten Sir Amias Powlet nach Paris, der eine solche Achtung für ihn faßte, daß er ihn bald nachher mit einer wichtigen Sendung nach England beauftragte. Er entledigte sich derselben zur Zufriedenheit der Königin, kehrte nach Frankreich zurück, und bereisete mehrere Provinzen dieses Landes, um die Sitten und Gesetze kennen zu lernen. Neunzehn Jahre alt, schrieb er ein Werk über den Zustand Europa's, in welchem er die auffallendsten Proben seiner früh gereiften Urtheilskraft gab. Der Tod seines Vaters rief ihn nach England zurück, wo er, um seiner Geburt gemäß leben zu können, sich für die Rechtsgelehrsamkeit entschied, und das Studium der Gesetze mit solchem Eifer und Erfolg betrieb, daß er, noch nicht 28 Jahre alt, zum außerordentlichen Rath der Königin ernannt wurde. Mitten unter den Arbeiten, die er zur Verbesserung seiner äußern Umstände unternahm, verlor er nie die früh gefaßte Idee aus den Augen, den Plan der scholastischen Studien zu verbessern,

und für eine gesunde Philosophie zweckmäßiger einzurichten. Der Platz, den er bei der Königin einnahm, war mehr ehrenvoll als einträglich; seine Talente und seine Verbindung mit dem Großschatzmeister Burleigh und dessen Sohn Sir Robert Cecil, erstem Staatssecretair, schienen ihn zu den ersten Aemtern zu berufen; aber die Feindschaft zwischen letzterm und dem Grafen Essex, Baco's Freund und Beschützer, verzögerte lange seine Beförderung. Der Graf Essex suchte ihn durch das Geschenk eines Landgutes zu entschädigen, wofür Baco die lebhafteste Dankbarkeit bezeigte. Aber er vergaß bald nachher, was er einem so großmüthigen Wohlthäter schuldig sey, und verließ ihn nicht nur, sobald er in Ungnade gefallen war, mit einer durch nichts zu entschuldigenden Kleinmüthigkeit, sondern trat sogar, als ihm der Proceß gemacht wurde, unberufen wider ihn auf. Gegen diesen schändlichen Undank erhob sich die allgemeine Stimme, und was auch Baco zu seiner Rechtfertigung anführen mochte, er blieb am Hofe der Gegenstand des Hasses und der Eifersucht, und die Königin zeigte sich nicht geneigt, etwas für ihn zu thun. Nach diesen widrigen Erfahrungen schien er im Parlament ein redliches und würdiges Betragen anzunehmen. Er war 1593 von der Grafschaft Middlesex ins Unterhaus gewählt worden, und stimmte für die Volkspartei gegen die Maßregeln der Minister, wiewohl er stets im Dienste der Krone blieb. Kann etwas seine großen Vergehen entschuldigen, so war es seine Armuth. Er fand sich in einer solchen Zerrüttung, daß er zwei Mal wegen Schulden verhaftet wurde. Die Regierung Jacobs I. war ihm günstiger. Dieser Fürst, der ein Beschützer der Wissenschaften seyn wollte, nahm Baco mit Auszeichnung auf, und erhob ihn 1603 in den Adelstand. Baco zeigte sich durch sein Betragen im Parlament würdig dieser Gunst. Er ward beauftragt, dem Könige feierliche Vorstellungen wegen der Bedrückungen zu machen, welche sich die königl. Lieferanten in seinem Namen erlaubten, und er vollzog diesen gefährlichen Auftrag mit so viel Talent und Glück, daß er sowohl dem Parlament als dem König Genüge leistete. Das Haus der Gemeinen votirte ihm eine öffentliche Danksagung, und Jacob I. ernannte ihn zu einem seiner Räthe, mit einem Jahrgehalt von 40 Pfund, wozu noch eine Pension von 61 Pfund kam. Seine Lage verbesserte sich nach und nach immer mehr, er schloß eine vortheilhafte Ehe, stieg 1617 bis zur Würde eines Siegelbewahrers, und ward 1619 zum Lordgroßkanzler von England mit dem Titel eines Barons von Verulam, den er im folgenden Jahre mit dem Titel eines Viscount von St. Alban vertauschte, erhoben. Jetzt befand er sich in einer Lage, daß er ein gemächliches und glänzendes Leben führen konnte, ohne seinen Charakter durch Handlungen der Habsucht und des Eigennutzes zu beflecken. Dennoch wurden große Beschwerden wider ihn erhoben. Man klagte ihn vor der Kammer der Pairs an, Concessionen von Aemtern und Privilegien für Geld unter dem Staatssiegel ertheilt zu haben. Baco, der sich nicht rechtfertigen konnte, und das Aufsehen einer gerichtlichen Untersuchung zu vermeiden wünschte, gestand seine Vergehungen, nahm die Gnade der Pairs in Anspruch und bat, daß die Strafe, die man über ihn verhängen werde, sich auf die Beraubung des hohen Amtes beschränken möchte, das er entehrt habe. Nachdem er durch ein umständliches Bekenntniß die Richtigkeit fast aller gegen ihn erhobenen Klagen eingestanden hatte, verurtheilte ihn das Oberhaus, ungeachtet der Verwendung des Königs und ungeachtet des Antheils, den die Pairs selbst an einem ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder nahmen, zu

einer Geldstrafe von 40,000 Pfund und zur Einkerkerung in den Tower auf königliche Gnade. Außerdem wurde er für unfähig erklärt, je ein öffentliches Amt zu bekleiden, im Parlamente zu sitzen und sich nur dem Orte zu nähern, wo der König seinen Hof hielte. Unstreitig war dies harte Urtheil gerecht für so große Verbrechen; dennoch müssen wir zu einiger Entschuldigung derselben hinzufügen, daß ihre Quelle weder Geiz noch Habsucht, noch eine völlige Verderbtheit des Herzens, sondern vielmehr eine von andern gemißbrauchte Charakterschwäche war. Züge von Edelmuth und Festigkeit, die sein Leben ebenfalls aufzuweisen hat, zeigen deutlich, daß er die Tugend kannte und schätzte. Er ward ihr untreu, weil es ihm an Kraft fehlte, die ungerechten Zumuthungen Anderer abzulehnen. Er überlebte seinen Sturz nur wenige Jahre und starb 1626. Wir wenden den Blick ab von diesem traurigen Gemälde der Lebensumstände und Handelsweise eines von der Natur so herrlich ausgestalteten Mannes, um ihn auf die unsterblichen Werke seines Geistes zu richten, wiewohl der beschränkte Raum dieser Blätter uns nur eine flüchtige Betrachtung derselben verstattet. Wir haben schon angedeutet, wie er bereits früh den Gedanken einer gänzlichen Reform in dem System der Wissenschaften faßte. Alle seine Studien, alle seine Bestrebungen gingen dahin. Er übersah den ganzen Kreis der menschlichen Kenntnisse, untersuchte die Beziehungen, durch welche sie unter einander verbunden sind, und classificirte sie nach den verschiedenen Fähigkeiten des menschlichen Geistes, welche sie vorzugsweise in Anspruch nehmen. Daher die Eintheilung in Wissenschaften des Gedächtnisses, des Verstandes und der Einbildungskraft. Mit Recht hat man Baco den Vater der Experimentalphilosophie genannt; denn er war der Erste, der es fühlte und darthat, daß in allen Zweigen der positiven Wissenschaften der einzige Weg zur Wahrheit die Beobachtung der Natur sey. Wie diese Beobachtungen kunstmäßig zu leiten, und wie durch sie die Natur zu befragen sey, hat er in mehrern Methoden aus einander gesetzt. Er behandelt diesen Gegenstand in seinem Werke De dignitate et augmentis scientiarum und dem Novum organum scientiarum. Sein allseitiger Geist hatte die sämmtlichen Wissenschaften studirt, er sah, auf welcher Höhe eine jede stand, welche falsche Richtungen sie genommen, und wie sie wieder zur Wahrheit zurückzuführen sey. Betrachtet man ihn als Metaphysiker, so zeigt er eben so viel Scharfsinn als Tiefe in seinen Ansichten von der Thätigkeit der Seelenkräfte, von der Ideenassoziation, von den Vorurtheilen, die uns von der Wiege an umgeben und den Gebrauch der Vernunft hindern. Er setzt sehr deutlich das von Aristoteles aufgestellte und von Locke entwickelte Princip aus einander, daß die Begriffe des Verstandes aus sinnlichen Eindrücken entstehen. Als Physiker hat er sehr sinnreiche Ansichten gehabt, und sich auf dem Wege mehrerer wichtigen Entdeckungen befunden. Er hatte eine Art von pneumatischer Maschine ersonnen, mittelst welcher er die Elasticität und Schwere der Luft, die Galilei und Torricelli nach ihm entdeckten, geahnt zu haben scheint. Von der Anziehung der Körper, die Newton später bewies, hatte er die richtigsten Begriffe. Es fehlten ihm nur die Versuche, um die Grundsätze derselben zu bestimmen. Auch die Naturgeschichte behandelte er, jedoch nur im Abriß, in seinem Werke Sylva sylvarum u. s. w. Ueber die Medicin hat er mehrere Werke geschrieben, unter andern eine Abhandlung über das Leben und den Tod. Allein die Physiologie und Chemie waren damals noch in einem zu unvollkommenen Zustande, als daß er nicht in große Irrthümer hätte ver-

fallen müssen. Die Jurisprudenz hatte er nicht als bloßer Rechtsgelehrter, sondern auch als Gesetzgeber und Philosoph studirt. Man hat von ihm Aphorismen, eben so merkwürdig durch Tiefe der Ideen, wie durch die Energie und Genauigkeit des Ausdrucks. Von der Moral handelt eines der schönsten Werke, Sermones fideles betitelt, ein Schatz der tiefsten Kenntniß des Menschen und der menschlichen Verhältnisse, vorgetragen in einem blühenden kraftvollen Styl. Als Historiker hat er in seiner Geschichte Heinrichs VII. und VIII. nur wenig geleistet. Von seiner Kenntniß des Alterthums aber zeugt sein Werk über die Weisheit der Alten, worin er die Fabeln der alten Zeit durch sehr sinnreiche Allegorien erklärt. Die einzige Wissenschaft, in der Baco weniger gründliche Kenntnisse besaß, war die Mathematik, und diesem Mangel ist es zuzuschreiben, daß er, der allenthalben die Irrthümer des menschlichen Geistes entdeckte und die richtigen Methoden anzeigte, das copernicanische System bestreiten konnte. In diesem Punkte allein stand er tiefer als die aufgeklärten Männer seiner Zeit. In allen übrigen Theilen der menschlichen Forschung hatte er sich zu einer Höhe emporgeschwungen, daß keiner seiner Zeitgenossen die Kraft seines Genies, die Richtigkeit seiner Ansichten und die Wichtigkeit seiner Arbeiten nur vollkommen zu würdigen vermochte. Er allein war sein Richter, und mit gerechtem Stolze sagt er in seinem Testamente: „Meinen Namen und mein Andenken vererbe ich den Nationen des Auslandes und meinen eigenen Mitbürgern, wann noch einige Zeit verflossen seyn wird." — Die schönste Ausgabe seiner sämmtlichen Werke ist zu London 1765 in fünf Quartbänden erschienen. Sie sind theils in englischer, theils in lateinischer Sprache.

Baco (Roger), ein englischer Mönch des 13ten Jahrhunderts, der durch die Kraft seines Genies sich weit über sein Zeitalter erhob, und in mehrern Wissenschaften Entdeckungen machte, welchen die Bewunderung der aufgeklärtesten Nationen zu Theil ward. Er war 1214 zu Ilchester in der Grafschaft Sommerset aus einer alten und angesehenen Familie geboren, und widmete sich, den Ansichten jener Zeit gemäß, dem Klosterleben. Interessant und lehrreich ist es wahrzunehmen, wie ein einfacher Klostergeistlicher, ohne allen Antrieb, den von der Natur empfangenen Geist der Forschung und Erfindung in Thätigkeit setzte, welche Hindernisse Unwissenheit und Aberglaube den Regungen seines Geistes entgegenstellten, und welche Anstrengungen er machen mußte, um nicht in seiner Wirksamkeit von ihnen gehemmt zu werden. Nach dem Elementarstudium bezog Roger die Universität Oxford und ging von da nach Paris, wo Schüler aus allen Ländern Europa's sich versammelten. Roger genoß mit Eifer den Unterricht der geschicktesten Lehrer, machte in allen seinen Studien ausgezeichnete Fortschritte und erhielt die theologische Doctorwürde. Im Jahre 1240 kehrte er nach England zurück, wo er in den Franciscanerorden trat und sich zu Oxford niederließ. Die Physik scheint damals der Hauptgegenstand seiner Arbeiten gewesen zu seyn: aber dieses Studium foderte Hülfsmittel, deren Herbeischaffung seine Vermögensumstände ihm nicht verstatteten. Er fand großmüthige Freunde der Wissenschaft, die durch freiwillige Beiträge ihn in den Stand setzten, Bücher anzukaufen, Instrumente zu verfertigen und die nöthigen Versuche zu machen. Indem er mit Aufmerksamkeit die Geheimnisse der Natur untersuchte, entdeckte er gewisse Eigenthümlichkeiten, gewisse Verbindungen der Körper, woraus er neue

Wirkungen ableitete, die dem Einsichtsvollen, der ihren natürlichen Zusammenhang begriff, Bewunderung abnöthigten, dem Unwissenden aber so außerordentlich schienen, daß er sie für Werke höllischer Zauberkunst ansah. Dieser Wahn wurde durch die Eifersucht und den Haß noch mehr angefacht, womit die übrigen Geistlichen des Klosters seine Ueberlegenheit betrachteten. Ueberdies stand Roger in freundschaftlicher Verbindung mit Robert Greathead, Bischof von Lincoln, einem Feinde des Papstes Innocenz IV., den er öffentlich für den Antichrist erklärte. Er selbst tadelte laut, mündlich und schriftlich, die Unwissenheit und Sittenverderbniß der Geistlichen, besonders der Mönche, und hatte sogar einen Brief an den Papst geschrieben, worin er ihm die Nothwendigkeit einer Reform der Geistlichkeit vorstellte. Aus Rache denuncirte man am Hofe von Rom sowohl die gefährlichen und verdächtigen Grundsätze Rogers als auch die außerordentlichen Dinge, die er verrichte, und die man für Werke des Teufels ausgab. Der Papst verbot ihm, auf der Universität zu lehren. Bald aber ging man weiter, und verschloß ihn in ein Gefängniß, wo jeder menschliche Umgang ihm abgeschnitten war, und ihm selbst die hinreichende Nahrung fehlte. Unter den wenigen Hellsehenden, die Rogers Genie bewunderten und sein Unglück bedauerten, war der würdige Cardinal, Bischof von Sabina und päpstlicher Legat in England, der nicht sobald den päpstlichen Stuhl unter dem Namen Clemens IV. bestiegen hatte, als er den Eingekerkerten befreite, und unter seinen Schutz nahm. Da Clemens eine Sammlung aller seiner Schriften foderte, schrieb Roger jenes unter dem Titel Opus majus gedruckte Werk, das er ihm durch seinen Lieblingsschüler Johann von Paris überschickte. Seine Ruhe war nur von kurzer Dauer. Unter Clemens Nachfolger, Nicolas III., erklärte sich der General des Franciscanerordens, Hieronymus von Esculo, gegen ihn, verbot das Lesen seiner Schriften und erließ einen Befehl ihn einzukerkern, den der Papst bestätigte. Diese neue Gefangenschaft währte zehn Jahre; umsonst versuchte Baco, als Hieronymus von Esculo unter dem Namen Nicolas IV. Papst geworden war, denselben durch eine Abhandlung über die Mittel, die Krankheiten des Alters zu verhüten, von der Unschuld und Nützlichkeit seiner Arbeiten zu überzeugen. Erst nach dem Tode Nicolas IV. erlangte er auf die Verwendung einiger vornehmen Engländer seine Freiheit wieder. Er kehrte nach Oxford zurück, gab gegen das Jahr 1291 einen Abriß der Theologie heraus und starb bald darauf, nach Einigen 1292, nach Andern 1294. Roger erscheint im Vergleich mit seinen Zeitgenossen als ein außerordentlicher, weit über sein Jahrhundert hervorragender Geist, wiewohl er sich nicht von allen Vorurtheilen seiner Zeit freimachen konnte. Er glaubte an den Stein der Weisen und an die Astrologie. Seine Haupterfindung sind die Vergrößerungsgläser. Außerdem finden sich in seinen Schriften neue und sinnreiche Ansichten von der Optik, z. B. über die Strahlenbrechung, über die scheinbare Größe der Gegenstände, über den um vieles vergrößerten Umfang der Sonne und des Mondes am Horizont. Dagegen ist er über andere Gegenstände in den größten Irrthümern befangen. Was er z. B. über die converen und conkaven Gläser sagt, sind offenbar gewagte Hypothesen, die auf keinen Versuchen beruhen. Aus seinen irrigen Angaben geht deutlich hervor, daß er den Gebrauch des Telescops nicht kannte. Mit mehr Grund wird ihm die Erfindung des Schießpulvers zugeschrieben. Man sieht, daß er mehrere chemische Geheimnisse für die damalige Zeit besaß. Er spricht von

einem unauslöschlichen Feuer, welches wahrscheinlich eine Art Phosphor war. An einem andern Orte sagt er, daß man aus Salpeter und andern Ingredienzien ein künstliches Feuer bereiten könne, das in der größten Entfernung brenne, und mittelst dessen man den Donner und Bliz in der Luft nachahmen könne; eine Portion dieser Materie von der Größe eines Zolls, gehörig zugerichtet, könne ein ganzes Heer und eine Stadt unter einem von einer ungeheuern Erleuchtung begleiteten schrecklichen Knall vernichten; und an einem andern Orte sagt er bestimmt, daß man mit Salpeter, Schwefel und Kohle den Donner und Bliz nachmachen könne. Ihm war keine Wissenschaft fremd. Die Mathematik, angewandt auf Beobachtung, betrachtete er als den einzigen Weg zur Erkenntniß der Natur. Er studirte mehrere Sprachen, und schrieb lateinisch mit großer Eleganz und Klarheit. Eine besonders ehrenvolle Erwähnung verdienen seine Entdeckungen der im Calender obwaltenden Irrthümer, ihrer Ursachen, und seine Vorschläge und Angaben, denselben abzuhelfen, wobei er der Wahrheit sehr nahe kam. Er verfertigte selbst einen berichtigten Calender, von dem noch eine Copie auf der bodlejanischen Bibliothek aufbewahrt wird.

Baden. Ein Zweig des alemannischen Bundes hatte zur Zeit der Völkerwanderung bis an den Rhein hin sich ausgebreitet, wo im 11ten Jahrhunderte im Breisgau der erste historisch beglaubigte Stammvater des noch jezt blühenden badenschen Hauses erscheint. Dieser ist Berthold I., ein Sohn Landolins, der Erbauer des Schlosses Zähringen. Ob dessen Abkunft aus einem italiänischen oder aus einem helvetisch-burgundischen Geschlechte, oder von einem fränkischen Major Domus herzuleiten sey, läßt sich eben so wenig außer Zweifel sezen, als daß das Geschlecht der Zähringer elsassischen Ursprungs sey, und mit dem habsburgischen und lothringischen Hause eine gemeinschaftliche Abstammung habe. Berthold, der vom Kaiser Heinrich III. die Anwartschaft auf das Herzogthum Schwaben auf den Sterbefall des bejahrten Herzogs Otto von Schweinfurt bekam, nahm noch bei Lebzeiten desselben den herzoglichen Titel an. Als aber der Kaiser vor Otto starb, gab nach Otto's Tode die Kaiserin Agnes, Vormünderin ihres Sohnes Heinrich IV., Schwaben ihrem Eidam, dem Grafen Rudolph von Rheinfelden, und entschädigte Berthold im Jahre 1060 mit dem Herzogthum Kärnthen und der Mark Verona, wobei er die Landgrafschaft über den Breisgau behielt. Aber im Jahre 1073 nahm ihm der launenhafte Heinrich IV. Kärnthen und Verona wieder. Zwar versöhnte er sich, als die Sachsen ihn auf der Harzburg eingeschlossen hatten, scheinbar mit Berthold und verdankte diesem seine Rettung; als ihm aber die Besiegung der Sachsen gelungen war, suchte er sich Bertholds durch Meuchelmörder zu entledigen. Empört durch diese Untreue erklärte sich Berthold jezt öffentlich gegen Heinrich und gab, als man zu Forchheim einen Gegenkaiser wählte, Rudolph von Schwaben seine Stimme. Doch Heinrich besiegte seine Feinde, und ließ Berthold nebst den übrigen schwäbischen Grafen und Herren nach dem alemannischen Gesez richten, wodurch sie ihre Würden verloren. Berthold verheerte Ostfranken, starb aber vor dem Ende dieses Krieges 1078 und vererbte den Herzogtitel nebst seinen Gütern im Breisgau, in der Ortenau, im Schwarzwalde und Neckargau auf seinen ältesten Sohn, Berthold II., dessen Nachkommen das Herzogthum Burgund erhielten, aber nur zum Theil behaupten konnten, und im Jahre 1218 mit Berthold V. in der männlichen Linie ausstarben. Die-

sen beerbten zwei Töchter, von denen Agnes, des Grafen von Urach Gemahlin, die meisten zähringischen Güter in Schwaben nebst Freiburg im Breisgau; und Anna, des Grafen von Kyburg Gemahlin, die schweizerischen und burgundischen Allodien erhielt. Das Uebrige fiel dem Reiche zu. Bertholds I. zweiter Sohn aber, Hermann I. besaß schon bei seines Vaters Lebzeiten Hochberg im Breisgau, wozu auch Baden gehörte, und nahm den Markgrafentitel an. Später zog er sich in ein Kloster nach Clugny zurück, und starb hier noch vor seinem Vater im Jahre 1074. Sein Erbe war sein Sohn Hermann II., der sich zuerst Markgraf von Baden nannte und der Stammvater des noch jetzt blühenden Hauses Baden ward. Er starb, nachdem er den hohenstaufischen Kaisern, Conrad und Friedrich I., wichtige und treue Dienste geleistet hatte, und von diesen zum Herzog von Verona ernannt worden war, im Jahr 1130. Sein Sohn Hermann III., der jenen Titel behielt, war ein Liebling Kaisers Friedrich I., und starb auf dem Kreuzzuge in Antiochien im Jahre 1190. Seine Söhne Hermann IV. und Heinrich theilten die Lande und stifteten zwei Linien, jener die badensche, dieser die hochbergische. Hermann IV. erhielt vom Kaiser Friedrich II. für die durch seine Gemahlin ererbte Hälfte der Stadt Braunschweig die Stadt Durlach, ein ehemaliges Eigenthum der Herzoge von Zähringen, als Allodium und Ettlingen als Lehen. Von seinen beiden Söhnen pflanzte Rudolph den badenschen Stamm fort; der ältere aber, Hermann V., erhielt durch seine Gemahlin Gertrud, Herzogin von Oesterreich, ein Recht auf dieses Herzogthum, kam auch in den Besitz desselben, wurde aber zwei Jahre darauf vergiftet, und sein Sohn Friedrich mit Conradin von Schwaben im Jahre 1268 zu Neapel enthauptet, daher das Haus die reiche Erbschaft wieder verlor. Jedoch heirathete Elisabeth, Hermanns V. Schwestertochter, den Herzog Albert, des Kaisers Rudolph von Habsburg Sohn, und dieser erhielt nach der Meinung der damaligen Zeit nun erst ein volles Recht auf Oesterreich. — Hermanns V. Bruder, Markgraf Rudolph von Baden, vereinigte die Herrschaft Eberstein mit seinen Landen, und suchte auch mehrere hohenstausische Güter während des großen Interregnums an sich zu ziehen; Kaiser Rudolph I. aber nahm sie ihm wieder ab. — Ihm folgte Hermann VI., dessen Söhne Friedrich und Rudolph IV. abermals zwei Linien stifteten. Friedrichs Linie starb bald wieder aus. Rudolph aber pflanzte seinen Stamm fort. Die weitere Geschichte von Baden enthält wenig Merkwürdiges, als immer fortgesetzte Theilungen, die dem Lande sehr nachtheilig waren. Von Christoph I. (gestorben 1527) stammten die beiden Linien von Baden-Baden und Baden-Durlach. Christophs I. Sohn, Bernhard, der Stifter des Hauses Baden-Baden, führte die protestantische Religion in seinen Landen ein. Sein Enkel Philipp stand unter der Vormundschaft des Herzogs von Bayern, welcher während derselben die evangelische Linie wieder abschaffte. Philipp starb schon 1588 und das Land fiel an seinen Vetter Eduard, der sich zur katholischen Kirche bekehrte. Eduard bekümmerte sich wenig um die Regierung, lebte in der Fremde und machte bedeutende Schulden. Kaiser Rudolph II. übertrug daher die Administration des Landes den Herzogen von Bayern und Lothringen; der Markgraf Ernst Friedrich von Durlach aber protestirte dagegen und nahm das Land 1595 in Besitz; es wurde erst im Jahre 1629 dem Markgrafen Wilhelm, Eduards Sohn, wieder eingeräumt. — Christophs I. zweiter Sohn, Ernst, (st. 1553) war der

Stifter der Linie Baden-Durlach. Er nahm die evangelische Lehre an, welche von seinem Sohn Carl II. im ganzen Lande eingeführt wurde. Sein Sohn, Ernst Friedrich, regierte die ganze Markgrafschaft mit vielem Ruhme. Er starb 1604 ohne Kinder. Sein Bruder, Georg Friedrich, der ihm folgte, trat noch bei seinem Leben seinem ältesten Sohn Friedrich V. die Regierung ab, während er selbst mit einem neugeworbenen Kriegsheer gegen Kaiser Ferdinand II., und zur Beschützung des Pfalzgrafen Friedrich V. zu Felde zog. Auf Friedrich V., der die hohengeroldseckschen Allodien erbte, aber nicht behielt, folgte 1659 Friedrich VI., dessen Sohn, Friedrich Magnus, 1677 die Regierung übernahm. Wegen des Einfalls der Franzosen mußte er sich bis 1697 zu Basel aufhalten. Nach dem Ryswicker Frieden suchte er den Wohlstand des Landes wieder herzustellen und starb 1709. Ihm folgte sein Sohn Carl III., der 1715 die neue Residenz Carlsruhe erbaute, und zum Andenken daran den Orden der Treue stiftete. Sein einziger Sohn Friedrich starb vor ihm, hinterließ aber zwei Prinzen, von denen der älteste succedirte und 1811 als Großherzog von Baden starb. (s. Carl Friedrich.) Die ältere Linie Baden-Baden starb 1771 aus, und seit der Zeit ward das Land wieder vereinigt. Der jetzige Großherzog Carl ist ein Enkel Carl Friedrichs, und seit 1806 mit Stephanie Louise Adrienne Napoleone, einer Adoptivtochter Napoleons, vermählt, von der er eine Tochter hat. Bis zum lüneviller Frieden umfaßten die badenschen Länder 77 Q. M. mit 210,000 Einwohnern. In diesem Frieden wurden 8 Q. M. mit 25,000 Einwohnern abgetreten, und dagegen 60 Q. M. mit 245,000 Einwohnern erworben. Zugleich nahm der bisherige Markgraf am 1. Mai 1803 die Churfürstenwürde an. Durch den presburger Frieden, der den Breisgau, das alte Stammland der Herzoge von Zähringen, wieder an Baden brachte, stieg der Umfang seiner Länder auf 289 Q. M. mit einer Million Einwohner, wovon man die Einkünfte auf 5 bis 6 Millionen Gulden schätzt. Die neuesten Veränderungen, welche durch einige Austausche herbeigeführt werden könnten, lassen sich noch nicht angeben. Am 12. Juli 1806 trat Baden dem Rheinbunde unter dem Namen eines Großherzogthums bei, und hatte als Bundesstaat ein Contingent von 8000 Mann zu stellen. Gegenwärtig ist es ein deutscher Bundesstaat. — Seiner natürlichen Beschaffenheit nach gehört Baden zu den fruchtbarsten und angebautesten Ländern Deutschlands. Die Naturproducte sind: Getraide, Küchengewächse, Obst, und darunter auch Kastanien und Mandeln, Wein, Hopfen, Flachs, der beste Hanf in Deutschland, Tabak, Krapp, Rübesaat, Waldungen mit zahlreichen Theerbrennereien und Pottaschsiedereien, Hausvieh, auch veredelte Schafe, Speisewild, Fische, Perlen, Eisen, Blei, Silber, Kupfer, Zink, etwas Waschgold, Gagat, Kalk, Gyps, Alabaster, Rheinkiesel, nützliche Thonerde, Torf, Küchensalz, aber nicht hinreichend, merkwürdige Steinbrüche zu Oeningen, Mineralwasser u. dergl. Die vorzüglichsten Kunstproducte liefern die Leinen-, Wollen-, Baumwollen-, Leder-, Fayance-, Tabak-, Krapp-, Metall- und Bijouteriefabriken, die Glasfabriken, Crystall- und Granatschleifereien. Die hölzernen Uhren finden in allen Erdtheilen Absatz. Der Schiffbau und der Handel mit Schiffbauholz sind wichtig. — Das ganze Großherzogthum war im Jahre 1809 in zehn Kreise eingetheilt, da aber im Jahre 1810 der Odenwalderkreis aufgelöset, und unter die übrigen vertheilet wurde, so besteht es gegenwärtig aus folgenden neun Kreisen: 1, Seekreis,

Hauptstadt Constanz; 2. Donaukreis, Villingen; 3. Wiesenkreis, Lörrach; 4. Treisamkreis, Freyburg; 5. Kinzingkreis, Offenburg; 6. Murgkreis, Rastadt; 7. Pfinz- und Enzkreis, Durlach; 8. Neckarkreis, Mannheim; 9. Mayn- und Tauberkreis, Wertheim. Die Hauptstadt des ganzen Landes und die Residenz des Großherzogs ist Carlsruhe.

Baden-Baden (Ludwig Wilhelm I. Markgraf von), Enkel des Markgrafen Wilhelm I. von Baden-Baden, wurde zu Paris den 8. April 1655 geboren und von Ludwig XIV. aus der Taufe gehoben. Die Prinzessin von Carignan, seine Mutter, wollte ihn in Paris erziehen, aber sein Vater und sein Großvater nahmen ihn in einem Alter von drei Monaten heimlich weg, damit er seine Kindheit unter dem Volke zubringen möchte, über das er einst regieren sollte. Seine ersten Kriegsdienste that er unter Montecuculi gegen Turenne in dem Feldzuge im Elsaß, wo dieser große Feldherr blieb. Der Prinz von Baden erhielt den Auftrag, den Rückzug der französischen Armee zu beunruhigen, und er that dies mit Erfolg, bis Condé das Commando übernahm. Montecuculi nahm seine Entlassung, und der Herzog von Lothringen trat an seine Stelle. Ludwig commandirte unter diesem bis zum Frieden von Nimwegen, und kehrte dann im J. 1678 in seine Markgrafschaft zurück. Als der Krieg zwischen Oesterreich und der Türkei ausbrach, warf er sich mit einem Truppencorps nach Wien, das die Türken belagerten. Der Herzog von Lothringen und der König von Polen, Sobiesky kamen dieser Hauptstadt zu Hülfe, und es gelang ihm, durch einen tapfern Ausfall sich mit ihnen zu vereinigen. Die Stadt wurde entsetzt, die geschlagenen Türken zogen sich in Unordnung zurück, und Ludwig errang mehrere Vortheile über sie. Als ein neuer Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich entstand, behielt er das Commando an der Donau, und schlug die Türken den 24. September 1689 bei Nissa und den 19. August 1691 bei Salenkemen. Im J. 1693 wurde er nach Schwaben gerufen, um die Fortschritte der Franzosen zu hemmen; er nahm Heidelberg wieder, und ging darauf nach England, um sich mit dem König Wilhelm wegen der Kriegsoperationen gegen Frankreich zu vereinigen. Er eröffnete den Feldzug im Frühjahre 1694, fiel in den Elsaß ein, täuschte die Wachsamkeit des Herzogs von Lorges, und bewies die größte Thätigkeit, ungeachtet er heftig an der Gicht litt. Da durch den Tod des Königs Sobiesky im J. 1697 der polnische Thron erledigt war, bewarb er sich um diese Krone; aber der Churfürst von Sachsen, Friedrich August II., trug den Preis davon, und der Markgraf begab sich nach dem Frieden von Ryswik in sein Land zurück. Der spanische Successionskrieg ließ ihn nicht lange in Ruhe. Er erschien an der Spitze einer kaiserlichen Armee, und nahm, ungeachtet des tapfern Widerstandes, Landau weg. Im J. 1703 bewies er sein Talent in der Befestigungskunst durch Anlegung der berühmten Linien von Stollhofen, die sich von dem Schwarzwalde durch Bühl bis Stollhofen an den Rhein ausdehnten. Indessen war ihm dieser Krieg doch weniger günstig, denn er wurde bei Friedlingen und Höchstädt geschlagen. Nachdem er 26 Feldzüge gemacht, 25 Belagerungen geleitet und dreizehn Schlachten geliefert hatte, starb er zu Rastadt den 4ten Januar 1707. Er hinterließ sein Land, das sehr durch den Krieg gelitten hatte, seinem noch minderjährigen Sohne, Ludwig Georg I. unter der Vormundschaft seiner Mutter Fran-

ziska Sibylla Augusta, einer Tochter des letzten Herzogs von Sachsen-Lauenburg blühte die Markgrafschaft Baden wieder auf.

Bäder. Der Gebrauch der Bäder verliert sich in die entferntesten Zeiten des Alterthums hinauf. Die Natur lud in Flüssen und im Meere zuerst dazu ein, und führte den Menschen früh auf den Gedanken, diesen angenehmen und wohlthätigen Genuß auch in seine Wohnung zu verpflanzen. Schon bei Homer finden wir das Bad im Hause als eine gewohnte Sitte. Als Ulysses den Palast der Circe betritt, wird ihm zuvörderst das Bad gerüstet, nach welchem er mit köstlichen Essenzen gesalbt und mit einem schönen Gewande bekleidet wird. Auf gleiche Weise ward überhaupt jeder Fremdling, der unter ein gastliches Dach einkehrt, zuerst in das reinigende und von der Ermüdung der Reise erquickende Bad geführt, welches das erste Erforderniß der Bewirthung war. Dennoch war das Baden im hohen Alterthume nicht so gewöhnlich, wie in den folgenden Zeiten, wo man theils in den Gebäuden eigene Badezimmer, theils auch öffentliche Bäder anlegte. Die öffentlichen Bäder waren bei den Griechen meistentheils mit den Gymnasien verbunden, weil man sich ihrer nach den Uebungen zu bedienen pflegte. Die Römer ahmten in ihrer luxuriösen Periode auch hierin den Griechen nach, und erbauten prachtvolle Bäder sowohl zum Privat- als zum öffentlichen Gebrauche. Folgende Beschreibung derselben paßt daher auf die griechischen und römischen Bäder zugleich. Das ganze länglich gestaltete Gebäude hatte zwei Abtheilungen, die eine für Männer, die andere für Frauen. In jeder konnte man kalt und warm baden. Die warmen Bäder in beiden Abtheilungen stießen an einander, damit sie gemeinschaftlich geheizt werden konnten. In der Mitte des ganzen Gebäudes befand sich im Kellergeschoß das Heizzimmer, durch welches sowohl das Wasser zum Baden heiß gemacht, als auch bisweilen der Fußboden der anliegenden heißen Badstuben erwärmt wurde. Ueber dem Heizzimmer befand sich ein Gemach, in welchem drei kupferne Kessel dergestalt stufenweise über einander gemauert waren, daß der unterste unmittelbar über dem Feuer, der zweite über diesem und der dritte über dem zweiten stand. So hatte man in dem untersten kochendes, in dem zweiten laues und in dem dritten kaltes Wasser. Durch besondere mit Hähnen versehene Röhren wurde das Wasser aus diesen Kesseln in die daneben befindlichen Badstuben geführt, der Abgang aber aus einem Wasserbehälter sogleich ersetzt. Neben dem Heizzimmer waren auf jeder Seite drei einzelne Zimmer für das heiße, laue und kalte Bad. Die Badestuben hatten im Fußboden ein gemauertes Becken, in welchem sich Sessel befanden, und um welches herum eine Gallerie ging, wo sich die Badenden, ehe sie ins Bad stiegen, und die sie Bedienenden aufhielten. Außerdem befand sich in den Bädern auch ein Zimmer zum Schwitzbade, welches durch Wärmeröhren geheizt ward, und Laconicum hieß. Dieses Zimmer hatte oben eine Oeffnung, durch welche das Licht fiel, und von welcher herab ein eherner Deckel hing, den man aufziehen und niederlassen konnte, um nach Bedürfniß die Hitze zu vermindern oder wieder zu verstärken. Zum Auskleiden, zum Aufbewahren der Kleider und zum Salben nach dem Bade gab es besondere Zimmer; ferner standen noch Spaziergänge, bedeckte Laufbahnen, Säle zu Ballspielen und Gärten damit in Verbindung. Alle diese Nebengebäude, nebst einer Menge von Badestuben, enthielt ein solches öffentliches Bad, das in seinem Innern mit den köstlichsten Möbeln und allen zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit gehörigen Gegenständen aus-

gestattet war, in seinem Aeußern aber einem weitläuftigen Palaste glich. Der immer höheren Genüssen nachspähende Luxus der Römer erbaute in der Folge eigene Leitungen, um das Meereswasser in die Bäder zu führen, bediente sich des Schnees von den Gebirgen, und erweiterte diese Anstalten auf eine Weise, daß sie uns noch in ihren Ueberresten Erstaunen und Bewunderung abnöthigen. Bei den Neuern finden wir den Gebrauch künstlicher Bäder weniger allgemein. Unter den Europäern sind es eigentlich nur die Russen, welche eigenthümliche Badeanstalten haben, die von allen Volksklassen das ganze Jahr hindurch besucht werden. Das russische Bad besteht in einem einzigen Saale, aus Holz erbaut; in demselben erblickt man einen mächtigen metallnen Ofen, der mit Flußkieseln bedeckt ist, welche die Hitze des Ofens glüht. Rings umher sind breite Bänke befindlich. Beim Eintritt fühlt man sich dergestalt mit Gluth befallen, daß, wer nicht daran gewöhnt ist, diesen Zustand nur wenige Augenblicke ertragen kann. Diejenigen aber, die im Stande sind, einige Zeit in dieser Atmosphäre zu dauern, entkleiden sich und strecken sich auf einer der Bänke oder vielmehr auf einer darauf gelegten Matratze aus. Nunmehr wird kaltes Wasser auf die glühenden Kiesel gegossen, aus denen sich augenblicklich ein dicker heißer Dampf erhebt, der den also Badenden einschließt und dergestalt erhitzt, daß der Schweiß über seinen ganzen Körper ausbricht. Um die Dünste zu erhalten, wird von fünf zu fünf Minuten neues Wasser auf die Kiesel gegossen. Das Thermometer steigt in diesen erhitzten Dämpfen gewöhnlich auf 40 bis 45 Grad Reaumur. Hat der Russe auf diese Weise sein Bad genossen, so läßt er sich noch mit eingeweichten Birkenruthen peitschen, zur Verminderung des Schweißes mit Seife reiben, und darauf mit lauem und endlich mit kaltem Wasser waschen, von welchem letztern ihm einige Eimer voll über den Kopf gegossen werden. In Ermangelung des kalten Wassers springt er auch wohl unmittelbar nach diesem Schwitzbade in einen Fluß oder Teich, oder streckt sich in den Schnee. Der vornehme Russe genießt nachher ein Getränk aus englischem Biere, weißem Weine, geröstetem Brote, Zucker und Citronen, und ruht auf einem Bette aus; der gemeine hingegen trinkt, nachdem er sich im Schnee abgekühlt hat, einige Gläser Branntwein, und geht wieder an seine Arbeit. Die Russen bedienen sich dieser Bäder sehr häufig; sie sind ein Bedürfniß des Volks, und man trifft sie in jedem Dorfe. Aehnliche Bäder findet man auch in Finnland. — Bei den Asiaten sind die Bäder ebenfalls in allgemeinem Gebrauche; wir beschränken uns jedoch hier nur auf einige Nachrichten von den türkischen und indischen Badeanstalten. Die Türken sind, vermöge ihrer Religion, zu wiederholten täglichen Waschungen verpflichtet; außerdem müssen sich Männer und Weiber auch unter gewissen Umständen und zu gewissen Zeiten besonders baden. Zu diesem Ende findet sich in jeder Stadt mit einer Moschee auch ein öffentliches Bad, und reiche Privatpersonen besitzen noch eigene Badeanstalten, die mit allen Gegenständen asiatischer Ueppigkeit ausgeschmückt sind. Aber außer diesen warmen Bädern haben die Türken auch das trockene Bad der Alten. Die Gebäude, deren sie sich dazu bedienen, sind aus Stein erbaut, und enthalten mehrere Zimmer, deren Fußboden aus Marmorplatten besteht. Diese Zimmer werden mittelst Röhren geheitzt, welche durch die Wände gehen und die Wärme allenthalben hinleiten. Nachdem man sich in einem besondern Zimmer entkleidet hat, wickelt man sich in eine baumwollene Decke, zieht hölzerne Pantoffeln an, um die Füße gegen die Hitze des Fußbodens zu schützen, und geht in

das Badezimmer. Die heiße Luft erzeugt bald einen allgemeinen Schweiß; man wird hierauf gewaschen, abgetrocknet, gekämmt und mit einem wollenen Tuche gerieben; zuletzt wird der ganze Körper mit einer Seife oder einer andern der Haut zuträglichen Salbe bestrichen. Nach diesem Bade ruht man auf einem Bette aus und trinkt Kaffee, Sorbet oder Limonade. Die türkischen Frauen baden auf diese Weise täglich; die Männer nicht ganz so oft. — Von ganz eigenthümlicher Art dagegen sind die Bäder der Indier, von denen Anquetil folgende Beschreibung macht. Der Badewärter streckt den Badenden auf einer Tafel aus, begießt ihn mit warmem Wasser und beginnt darauf, den ganzen Körper desselben mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit zu drücken, zu pressen und zu renken. Alle Glieder werden gedehnt und ausgereckt; hat er von einer Seite seine Manipulationen geendigt, so fängt er sie von der andern an, bald kniet er auf ihn, bald faßt er ihn bei den Schultern, bald läßt er das Rückgrath krachen, indem er alle Wirbel desselben erschüttert, bald führt er sanfte Schläge auf die fleischigsten und muskulösesten Theile. Darauf nimmt er ein härenes Tuch und reibt damit den ganzen Körper, bis er fast selbst darüber in Schweiß geräth; er reibt mit Bimstein die harte Haut an den Füßen ab, salbt den Badenden mit Seife und Wohlgerüchen, und endigt damit, daß er ihm den Bart und die Haare abscheert. Diese Behandlung dauert etwa drei Viertelstunden, und man fühlt sich nach derselben neu geboren. Ein Wohlbehagen von unaussprechlichem Reiz durchdringt den Körper, und löset sich bald in einen süßen Schlaf von einigen Stunden auf. — Wenn wir (einzelne Anstalten zum warmen Baden, ohne besondere Eleganz und Annehmlichkeit abgerechnet) nichts dem ähnliches kennen, so ist uns darum der Gebrauch künstlicher Bäder keineswegs fremd. Die Medicin hat vielmehr die heilsamen Wirkungen derselben durch vielfache Erfindungen neuer Mischungen und Anwendungsarten zu vermehren gesucht. Im Allgemeinen werden die Bäder durch die Materialien, aus denen sie bestehen, durch die Temperatur und durch die Einwirkungsart auf den Körper bestimmt. Man bereitet sie aus Wasser, Milch, Wein u. s. w., bald wärmer, bald kälter in verschiedenen Abstufungen, mischt ihnen Kräuter, Eisen, Seife u. s. w. zu, wie es die Absicht erfodert. Außerdem gibt es Erd-, Sand-, Luft-, Dampf-, und electrische Bäder. Sie werden bald auf den ganzen Körper, bald nur auf einen einzelnen Theil angewendet. Letztere sind wieder Sturz- oder Plongirbäder, Tusch- oder Spritzbäder und Tropfbäder; die Wirkung derselben ist augenblicklich und sehr durchdringend. Von den Sturzbädern macht man am häufigsten bei Verrücktheit und Raserei Gebrauch; letztere gebraucht man am meisten, um gelähmten Theilen neues Leben zu geben. — Am gewöhnlichsten verstehen wir unter dem Ausdrucke Bäder mineralische Bäder. Dies sind solche, wozu das Wasser in einer eigenen Mischung aus der Erde quillt. An dergleichen Orten hat man gewöhnlich Anstalten zur Auffassung des Wassers, so wie zum Gebrauche desselben getroffen, und dabei für Wohnung der Kranken und andere Bequemlichkeiten gesorgt. Es versammeln sich an diesen Badeorten Gesunde und Kranke; sie vergnügen sich wechselseitig durch ihren Umgang und durch den gemeinschaftlichen Genuß von mancherlei Lustbarkeiten. Die gewohnten oft lästigen Geschäfte werden vergessen; man ist in andern Verhältnissen, und dies alles trägt, neben dem Gebrauche des Bades und dem Genusse des mineralischen Wassers, zur Genesung bei. Die einzelnen Arten von Bäder, als

Soolbäder, Seebäder u. s. w. werden unter ihren Rubriken vorkommen. M.

Baert (Jean), geboren zu Dünkirchen 1651 als der Sohn eines gemeinen Fischers, verbreitete durch seine muthigen und tapfern Thaten seinen Ruhm durch ganz Europa. Seine niedrige Geburt war Ursache, daß er stets einen Mangel an den feinern Umgangssitten, aber auch eine außerordentliche Gradheit behielt. Ludwig XIV. schätzte ihn sehr, und verdankte ihm den größten Theil der Achtung, die damals die französische Marine bei andern Nationen genoß. Einst war Jean Baert in Versailles, und der König redete ihn an: „Jean Baert, ich habe Euch zum Befehlshaber eines Geschwaders gemacht." „Sire, daran haben Sie wohl gethan," antwortete der Seemann. Die Hofleute lachten laut über diese naive Antwort, aber Ludwig sagte zu ihnen: „dies ist die Antwort eines Mannes, der seinen Werth fühlt." Jean Baert rechtfertigte bald das Vertrauen des Königs. Er that den Flotten der Holländer und Engländer empfindlichen Schaden, brachte eine Menge ihrer Schiffe auf und verbrannte andere, bewerkstelligte eine Landung in Newcastle, und verheerte das Land. Gegen das Ende des Jahrs 1692 lief er mit drei Kriegsschiffen aus und begegnete einer holländischen Flotte, die, mit Getraide beladen, aus dem baltischen Meere kam, schlug die Schiffe, die sie deckten, und nahm sechszehn Kauffahrteischiffe. Im Jahre 1694, als es in Frankreich an Getraide mangelte, gelang es ihm, in den Hafen von Dünkirchen, ungeachtet der Wachsamkeit der Engländer, mehrmals Schiffe mit Getraide einlaufen zu lassen. Einst entriß er eine Anzahl solcher Schiffe auf die kühnste Art den Engländern wieder, in deren Hände sie gefallen waren, und wurde zur Belohnung dafür in den Adelstand erhoben. Nachdem er 1698 die Engländer getäuscht hatte, die mit einer drei Mal stärkern Escadre den Hafen blockirten, traf er auf die holländische Flotte, die aus der Ostsee kam, und aus 110 Segeln bestand, von fünf Fregatten gedeckt. Bald fiel die Bedeckung mit vierzig Schiffen in die Gewalt der Franzosen; aber als er eben diese Prisen nach Dünkirchen führte, erschienen dreizehn holländische Linienschiffe, und er sah sich genöthigt, um einem ungleichen Kampfe zu entgehen, den größten Theil seiner Beute zu verbrennen. Nur der Friede, der in Ryswick geschlossen wurde, konnte den Thaten des tapfern Seehelden ein Ziel setzen. Er brachte die letzten Jahre seines Lebens in Dünkirchen zu, und starb daselbst 1702, eben da der spanische Successionskrieg ausbrach, der seiner Erfahrung und seinem Muthe Gelegenheit zu neuen glänzenden Thaten gegeben haben würde.

Bagdad, ein türkischer Paschalik in Asien, 170 Meilen lang und 130 Meilen breit, der jährlich 7½ Millionen Piaster einbringt, und eine Kriegsmacht von 30,000 Mann hat. Die Hauptstadt gleiches Namens liegt am Tigris. Sie hat meistens aus Backsteinen erbaute Häuser und enge Straßen, aber schöne Moscheen, Caravanserai's, Bazars u. s. w. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 20,000. Wichtig sind die Seiden-, Baumwollen- und Wollenfabriken, ferner der Handel mit Seide, persischen Apothekerwaaren, indischen Stoffen und Shawls. Die Perser, denen die Stadt vormals gehörte, wallfahrten häufig dahin, weil der Prophet Ali sich daselbst aufgehalten hat. Im J. 1638 wurde Bagdad von den Türken erobert, während der Schach von Persien gegen den Mogul im Felde stand, und auch 1742 von ihnen wider die Perser behauptet. Am 1sten Mai 1761 verwüstete ein Erdbeben einen großen

Theil der Stadt. Das alte Bagdad, einst die Residenz der Califen, lag an der Westseite des Flusses, wo man noch die Ruinen sieht.

Baggesen (Jens), geboren 176. zu ... im Dänischen. Er bereiste auf Kosten der Regierung mehrere Male Deutschland, die Schweiz, Frankreich und England, war eine Zeit lang königl. Director des großen Theaters in Copenhagen, privatisirte darauf mehrere Jahre in Paris, wo er bei Marly ein kleines Gut besaß, kehrte 1810 in sein Vaterland zurück und ward Professor der dänischen Sprache und Literatur in Kiel. Er ist eben sowohl in seiner Muttersprache, als in der deutschen, als Dichter und prosaischer Schriftsteller berühmt. Ein reich und vollausströmender Geist, verbunden mit der regsamsten Empfänglichkeit für Wahrheit und Schönheit, offenbart sich in allen seinen Werken, denen zu vollkommenen Meisterwerken jedoch die harmonische Vollendung fehlt. Unverkennbare Aehnlichkeit der Stimmung machte ihn zu Voßens Geistesverwandten, nur unterscheidet Voß einfache, prunklose, gediegene Kraft, Baggesen mehr dichterische Begeisterung und Zartheit in der Aeußerung. Sein vornehmstes Gedicht ist Parthenaïs oder die Alpenreise, ein idyllisches Epos in zwölf Gesängen. Neue (aber oft zu gewagte) Wortbildungen und feurige Bilder zeichnen es aus. Die Einmischung mythischer, phantastischer Wesen in den modernen Stoff ist ebenfalls nicht ohne Grund getadelt worden. Ueber seine Reisen gab er ein geistreiches humoristisches Werk in dänischer Sprache heraus, zuerst unter dem Titel: das Labyrinth, dann verändert unter dem Titel: Dichterwanderungen. Es ist aber jedesmal nur Fragment geblieben. C. F. Cramer verfaßte von Ersterm eine Uebersetzung in seiner bekannten Manier, die nur seinen Freunden zusagen konnte. Unter dem letzten Titel versprach Baggesen eine von ihm selbst herrührende Bearbeitung, die aber nicht erschienen ist.

Bagrathion (Fürst), russischer General, galt für einen der talentvollsten Befehlshaber bei der russischen Armee. Er war in den beiden Feldzügen 1792 und 1794 gegen die Polen angestellt, zeichnete sich bei mehreren Gelegenheiten aus und erhielt von Catharinen Beweise ihrer Erkenntlichkeit. 1799 befehligte er unter Suwarow in Italien, und zeigte von neuem viel Einsicht und persönliche Tapferkeit, namentlich in den Schlachten an der Adda und Trebia. 1805 ward er zum zweiten Mal gegen die Franzosen aufgestellt; er commandirte eines der ersten russischen Corps, die den Oesterreichern zu Hülfe kamen, wurde zwar bei Juntersdorf am 16ten Nov. von dem Corps des Prinzen Murát eingeschlossen, schlug sich aber heldenmüthig mit dem Bayonnet durch, vereinigte sich am 19ten Nov. mit der Armee des General Kutusow bei Wischau, und brachte, obgleich nicht ohne bedeutenden Verlust, selbst noch einige Trophäen mit. Auch zeichnete er sich in der Schlacht von Austerlitz aus, wo seine Division beinahe die einzige war, die mit einigem Erfolge focht. In dem Feldzuge 1806 und 1807 commandirte er die Avantgarde der russischen Armee, und hatte mehrere Kämpfe gegen die immer erneuerten Angriffe des Feindes zu bestehen. Durch ihn wurde der Antrag zum Waffenstillstande gemacht, auf den der tilsiter Friede folgte. Später war er Commandirender der finnländischen Armee gegen Schweden. In dem Feldzuge von 1812 befehligte er eine von den Westarmeen, focht allenthalben mit großer Auszeichnung, commandirte in der mörderischen Schlacht bei Mosaisk den linken Flügel, und ward hier, nach den rühmlichsten Beweisen seines Muthes und seiner Feldherrntalente, tödlich verwundet. Bald darauf starb er an seinen Wunden.

Bahama-Inseln, auch die lucaischen genannt, liegen nordwärts von den großen Antillen, zwischen dem 21sten und 27sten Grad nördlicher Breite und dem 53sten und 62sten Grad westlicher Länge. Ihre Zahl beläuft sich auf einige hundert, von denen aber die meisten nur über die Meeresfläche hervorragende Felsen sind. Der größte ist Bahama, von der die übrigen den Namen haben, die bevölkertste aber Providence, ungefähr 8 Quadratmeilen groß. Die Spanier, für welche Columbus diese Inseln entdeckte, achteten ihrer wenig, da weit wichtigere Länder ihre Aufmerksamkeit beschäftigten. Schon in den Jahren 1672 und 1703 machten die Engländer Versuche, sich ihrer zu bemächtigen, wurden aber beide Male von den Spaniern vertrieben. Endlich 1719 gelang es ihnen, festen Fuß zu fassen. Die Seeräuber, welchen die Inseln bisher zu Schlupfwinkeln gedient hatten, wurden vertrieben und die Engländer blieben im ununterbrochenen Besitz. Die ältesten Bewohner sind die eingebornen Wilden, wozu in der Folge Neger und Europäer kamen. Die ganze Volkszahl schätzt man auf etwa 6000. Man schildert sie als gastfrei, gefällig, genügsam und zufrieden.

Bahrdt (Carl Friedrich), der sowohl wegen seines Charakters und seiner Meinungen, als auch wegen seiner Lebensumstände den merkwürdigsten Theologen der neuern Zeit beizuzählen ist, war 1741 zu Bischofswerda im Meißnischen geboren. Den ersten Unterricht empfing er in dem Hause seines Vaters, eines würdigen Geistlichen. Darauf bezog er die Universität Leipzig. Mit seltnen Fähigkeiten ausgerüstet, that er sich bald unter seinen Commilitonen hervor, aber eben diese frühen Erfolge erzeugten einen Geist der Unruhe und Flüchtigkeit in allen seinen Studien, der auf seine ganze literarische Laufbahn einen nachtheiligen Einfluß hatte. Schon im J. 1762 ward er Catechet in Leipzig, und wenige Jahre nachher seinem Vater substituirt und zugleich bei der Universität außerordentlicher Professor der biblischen Philologie. Er hatte bereits vor diesem Zeitpunkt einige Schriften über Theologie und biblische Kritik herausgegeben, worin die Richtung seines Geistes und die Meinungen wahrzunehmen sind, die ihn in der Folge auszeichneten. Sein Talent als Kanzelredner erwarb ihm einen verdienteren Ruhm, als diese ersten Versuche; allein eine jugendliche Ausschweifung, die durch ihre Folgen bekannt wurde, nöthigte ihn 1768 Leipzig zu verlassen. Er begab sich nach Erfurt, wo er als Professor der Philosophie und der hebräischen Alterthümer angestellt wurde. Im Jahre darauf erwarb er die theologische Doctorwürde zu Erlangen. Zu Erfurt schrieb er seinen Versuch eines Systems der biblischen Dogmatik und eine anonyme Schrift unter dem Titel: Wünsche des stummen Patrioten; zwei Werke, in denen er seine heterodoxen Grundsätze entwickelte und die ihn in heftige Streitigkeiten verwickelten. Die theologische Facultät zu Wittenberg verurtheilte seine Lehre als ketzerisch; dagegen die göttinger theologische Facultät ein minder ungünstiges Urtheil fällte, und sehr thätig sich bemühte, eine Vereinigung beider Parteien zu vermitteln. Mancherlei Unannehmlichkeiten, verbunden mit seiner natürlichen Unruhe, machten ihm bald seinen Aufenthalt in Erfurt unerträglich. Er verließ es daher 1771 und ging nach Gießen, wo er theologische Vorlesungen hielt und mit Beifall predigte. Aber seine heterodoxen Meinungen und der Haß der Geistlichkeit, die er zu wenig schonte, zogen ihm neue Händel zu. Sein persönliches Betragen, das nie regelmäßig gewesen, brachte ihn in kurzem um die öffentliche Achtung. Er war bereits entschlossen, Gießen zu verlassen, als er 1775 nach Marschlins in Graubünden berufen wurde, um die da-

mals dort unter dem Namen eines Philanthropin bestehende Erziehungsanstalt zu dirigiren. Er blieb hier nur ein Jahr. Unzufrieden mit dem Chef des Instituts ergriff er die erste Gelegenheit, sich von ihm loszumachen, und ging als Generalsuperintendent nach Türkheim im Fürstenthum Leiningen-Dachsburg. Aber auch hier war sein Aufenthalt nur von kurzer Dauer. Er ließ sich 1777 das unbewohnte Schloß zu Heidesheim bei Worms einräumen, um ein dem Philanthropin ähnliches Institut zu errichten. Aber diese Anstalt, übel organisirt und geleitet, konnte nicht bestehen. Bahrdt machte vergeblich eine Reise nach Holland und England, um Zöglinge dahin zu führen. Ein unvorhergesehenes Unglück erwartete ihn auf dem Rückwege. Eine Sentenz des Reichshofraths, von seinen persönlichen Feinden ausgewirkt, erklärte ihn für unfähig, irgend ein geistliches Amt zu verwalten, und verbot ihm im ganzen Reiche etwas im Druck herauszugeben, bevor er nicht die in seinen früheren Schriften ausgesprochenen religiösen Meinungen wiederrufen habe. Zum Vorwand dieses Urtheils diente die zweite Ausgabe seiner Uebersetzung des neuen Testaments, deren erste bereits angefochten worden. Aller seiner Aemter beraubt und gezwungen Deutschland zu verlassen, fand er eine Zuflucht in den Ländern des Königs von Preußen. Bahrdt begab sich 1779 nach Halle, wo er sein Glaubensbekenntniß herausgab, in welchem er weniger als je die Orthodoxie und die Geistlichkeit schonte. Seine Lehre war ein reiner Deismus, der hauptsächlich die Wunder verwarf. Auch gehörte die Unsterblichkeit der Seele nicht zu seinen positiven Sätzen. Bahrdt las zu Halle über Philosophie, Rhetorik und alte Sprachen und setzte zugleich mit Thätigkeit seine theologischen Arbeiten fort. Sein Ruf verschaffte ihm Zuhörer; aber sein unruhiger und polemischer Geist zog ihm neue Widerwärtigkeiten von Seiten der Geistlichen zu. Er verließ die Stadt, um vor den Thoren derselben einen Weinberg zu beziehen. Da er kein Bedenken trug, die Rolle eines Gastwirths zu übernehmen, so wurde dieser Weinberg bald der Sammelplatz ehemaliger Zuhörer von Bahrdt, so wie aller Neugierigen, die sein Ruf herbeizog. Zwei Schriften aber, das Religionsedict, ein Pasquill auf das königl. preußische Religionsedict, und die deutsche Union, worin der Vorschlag zu einer religiösen Verbindung gemacht wurde, der sowohl die Theologen als die Regierung beunruhigte, verwickelte ihn in eine Untersuchung, in deren Folge er zu zweijährigem Festungsarrest in Magdeburg verurtheilt wurde. Der König setzte die Zeit auf die Hälfte herab. Bahrdt benutzte dieses Jahr, die Geschichte seines Lebens und seiner Meinungen zu schreiben, lebte nach wieder erlangter Freiheit auf die vorige Weise bei Halle und starb 1792. Unregelmäßigkeit, selbst bereitetes Unglück und häuslicher Kummer kürzten sein Leben ab. — Bahrdt sprach und schrieb mit einnehmender Leichtigkeit; es fehlte ihm, wenn es darauf ankam, nicht an Feuer und Nachdruck. Sein Styl war elegant, und sein mündlicher Vortrag angenehm und wahr. Sein Verdienst als Kanzelredner ist am wenigsten bestritten worden. Seine Werke, selbst seine gelehrtesten, verrathen nur vollständige Kenntnisse; es fehlte ihm fast im ganzen Laufe seines Lebens an der Muße und Geistesruhe, ohne die kein Studium mit Nutzen betrieben werden kann; aber durch Uebung im Disputiren hatte er sich mit gewissen Seiten der Theologie und Kritik vertraut gemacht. Unleugbar hat er einen bedeutenden Einfluß auf die religiösen Ansichten und Meinungen seiner Zeit gehabt.

Bailly (Jean-Sylvain). Das Leben dieses berühmten Mannes zerfällt in zwei sehr verschiedene Perioden: die erste, den Studien gewidmet, war ruhig, glücklich und ehrenvoll; die zweite, den öffentlichen Angelegenheiten hingegeben, war voll Unruhen, Widerwärtigkeiten und endigte mit dem Schaffot. Die Betrachtung beider Perioden ist höchst interessant und belehrend. Bailly war zu Paris 1736 geboren. Sein Vater, Aufseher der königlichen Bildergallerie, bestimmte ihn zum Maler; aber seine natürliche Neigung zog ihn zu literarischen Beschäftigungen. Seine ersten Versuche waren in der Dichtkunst. Gesellschaftliche Verhältnisse führten ihn mit Lacaille zusammen, dessen Freundschaft, Unterricht und Beispiel ihn ganz für die Astronomie gewannen. Er lernte die Kunst der Beobachtung unter diesem großen Meister und übergab im J. 1762 der Akademie der Wissenschaften Mondbeobachtungen, die er unter Lacaille's Leitung angestellt und berechnet hatte. Auch berechnete er die Bahn des Cometen von 1759, dessen Rückkehr die Astronomen beschäftigt hatte. Im J. 1763 trat er nach Lacaille's Tode in die Akademie. In demselben Jahre gab er die Berechnung vieler von jenen angestellten Beobachtungen von Sternen des Thierkreises heraus; auch unternahm er um diese Zeit eine große Arbeit über die Trabanten des Jupiter, deren Theorie die Akademie zum Gegenstand einer Preisaufgabe gemacht hatte, und gab darüber 1766 seinen Essay sur la théorie des satellites de Jupiter, avec des tables de leurs mouvements heraus. Der Preis, zu dem Bailly nicht mehr concurriren durfte, wurde Lagrange zuerkannt, dessen Analyse ungleich gründlicher war; indeß hatte Bailly die Genugthuung mehrere der von ihm angegebenen Ungleichheiten bestätigt zu sehen. Beider Arbeiten wurden in der Folge durch Laplace und Delambre übertroffen. Außerdem gab Bailly 1771 ein Memoire über das von den Jupiterstrabanten zurückgeworfene Licht heraus, dessen Intensivität er auf eine sehr sinnreiche Weise zu messen unternahm. Aber mitten unter diesen mühsamen Arbeiten verließ ihn nicht sein Geschmack an der Literatur, der einst die vorzüglichste Grundlage seines Ruhms werden sollte. Beweise davon sind seine schön geschriebenen Lobreden auf Pierre Corneille, Leibnitz, Molière, Cook, Gresset und Lacaille, welche so günstig aufgenommen wurden, daß Bailly dadurch zu dem Entschluß geleitet wurde, einen wissenschaftlichen Gegenstand zu bearbeiten, der, eines schönen Vortrags fähig, ihm jenen literarischen Ruf sichern könnte, nach welchem er vor allen strebte. Er wählte die Geschichte der Astronomie, die er nach und nach in fünf Bänden abhandelte. Der Beifall, welcher diesem Werke zu Theil wurde, war allgemein, und wurde durch die Discussionen noch vermehrt, welche darüber zwischen dem Verfasser und Voltaire entstanden, und welche Bailly veranlaßten, seine Lettres sur l'origine des sciences et sur l'Atlantide de Platon herauszugeben. Beurtheilen wir die Geschichte der Astronomie als ein wissenschaftliches Werk, so müssen wir den hohen Werth derselben anerkennen, wenn auch nicht zu läugnen ist, daß das Bestreben, die Spuren der Astronomie bis in das höchste Alterthum zu verfolgen, ihn zu unerweislichen Hypothesen über die astronomischen Kenntnisse der Indier und anderer asiatischen Nationen verleitet hat. Der Ruf, den dieses Werk ihm erwarb, ward Ursach, daß 1784 ihn die französische Akademie an Tressans Stelle zu ihrem Mitgliede wählte. In demselben Jahre ernannte die Regierung eine Commission, um die Wirkungen des von Mesmer entdeckten thierischen Magnetismus zu prüfen. Bailly, der

ein Mitglied dieser Commission war, stattete einen doppelten Bericht darüber ab; den einen für das Publikum, um ihm den richtigen Gesichtspunkt für diese Lehre anzugeben, den andern für den König allein, über die wahren Ursachen des Magnetismus und seinen Einfluß auf die Sitten. Letzterer, dessen Bekanntmachung damals gefährlich schien, ist erst später gedruckt worden. Im J. 1785 ward Bailly auch Mitglied der Akademie der Inschriften, und im folgenden Jahre erstattete er auf Veranlassung der Akademie der Wissenschaften seinen wichtigen Bericht über die Errichtung der Hospitäler, der ihm neuen Beifall und Ruhm erwarb. Bailly genoß um diese Zeit des vollständigsten Glücks, welches dem Verdienst und der Tugend in der allgemeinen Achtung aufbehalten ist, als ihn die Revolution plötzlich aus seiner friedlichen Laufbahn riß und in einen Abgrund von Leiden stürzte. Als man 1789 in Paris die Deputirten zu der allgemeinen Ständeversammlung wählte, war Bailly unter den Gewählten einer der ersten, und in der Versammlung selbst wurde er zum ersten Präsidenten ernannt. Er behielt diesen Platz, nachdem die Gemeinden sich zu einer Nationalversammlung constituirt hatten, und als der König dem dritten Stande untersagte, sich zu versammeln, war er es auch, der am 20sten Juni 1789 in jener berüchtigten Sitzung im Ballhause präsidirte, in welcher alle Deputirte durch einen Eid gelobten, nicht eher sich zu trennen, bis sie Frankreich eine neue Constitution gegeben haben würden. Am 16ten Juli ward Bailly zum Maire von Paris ernannt. Er verwaltete auch dieses Amt mit seiner gewohnten Redlichkeit und Uneigennützigkeit; aber diese Privattugenden reichten nicht hin, die Bewegungen einer ausgelassenen Volksmasse in Schranken zu halten, die abwechselnd dem Einflusse entgegengesetzter Parteien Preis gegeben war. Die Palliative, welche Bailly zur Erhaltung einer scheinbaren Ruhe anwendete, konnten wohl den Ausbruch der Gährung verzögern, aber nicht ersticken; vielleicht waren überhaupt die Sachen dahin gekommen, daß auch der kräftigste Widerstand vergeblich wurde. Dies möchte man wenigstens urtheilen, wenn man sieht, welche Folgen es für Bailly hatte, daß er ein einziges Mal und bei der gerechtesten Veranlassung zu gewaltsamen Maßregeln griff. Dies geschah nach der Rückkehr des Königs von Varennes. Die erhitztesten Revolutionäre wollten, daß man diesen Augenblick benutze, um seine Absetzung auszusprechen. Eine große Menge derselben versammelte sich (am 17ten Juli 1791) auf dem Marsfelde, um auf dem Altar des Vaterlandes eine darauf Bezug habende Bittschrift zu unterzeichnen. Bailly begab sich, von Nationalgarden begleitet, auf das Marsfeld und befahl den Aufrührern aus einander zu gehen; auf ihre Weigerung ließ er sie zerstreuen. Die Nationalversammlung billigte sein Betragen; dennoch gab er am 19ten Sept. seine Entlassung, verwaltete aber auf die dringenden Vorstellungen seiner Freunde sein Amt noch bis zum November. Damals zog er sich ganz von den öffentlichen Angelegenheiten zurück und begab sich aufs Land in die Gegend von Nantes. Als aber die zunehmenden Unruhen ihm auch hier keinen sichern Aufenthalt mehr gestatteten, schrieb er an seinen Freund Laplace und fragte bei ihm an, ob er nicht zu Melun in seiner Nähe eine Zuflucht finden könne. Nach sorgfältigen Erkundigungen antwortete ihm Laplace, daß er kommen möchte, und daß er in seinem eignen Hause Platz finden solle, da er entschlossen sey, sich selbst auf ein nahe gelegenes Dorf zu begeben. Inzwischen aber waren durch die Begebenheiten des 31sten Mai 1793

die Umstände verändert worden. Von der revolutionären Armee war auch eine Abtheilung nach Melun gekommen. Laplace unterrichtete sogleich Bailly von den eingetretenen Gefahren, aber unglücklicher Weise achtete dieser auf die Warnung nicht, sondern kam dennoch. Gleich beim Eintritt in Melun ward er erkannt. Man wollte ihn von Seiten des Magistrats entlassen, der Maire wandte alle Mittel, die Tugend und Muth ihm eingeben konnten, zu seiner Rettung an; aber die Wuth der Menge vereitelte alle Anstrengungen. Man war gezwungen ihn nach Paris zu bringen, wo er am 11ten Nov. 1793 vor dem Revolutionsgerichte zum Tode verurtheilt ward. Seine Verbrechen waren jene auf dem Marsfelde ergriffenen Maßregeln und die Offenheit, mit welcher er sich über die Grundlosigkeit der wider die Königin erhobenen Anklagepuncte geäußert hatte. Am 12ten Nov. führte man ihn auf den Richtplatz. Die rothe Fahne, die er auf dem Marsfelde hatte aufpflanzen lassen, war an seinen Karren befestigt und ein Haufe Verworfener folgte ihm unter den schrecklichsten Schmähungen, während ein kalter Regen herabfiel. Vom Revolutionsplatz schleppte man den Unglücklichen auf das Marsfeld, wo man die Fahne vor ihm anzündete und brennend über ihn warf. Ueberwältigt von diesen Mißhandlungen, fiel er in Ohnmacht. Als er wieder zu sich gekommen war und seine erstarrten Glieder unwillkürlich zitterten, rief einer jener Henker ihm zu: „Du zitterst, Bailly." — „Ja, ich zittere," antwortete der Greis, „aber vor Kälte." Schon glaubte er das Ende seiner Leiden erreicht zu haben, als man nochmals das Schaffot niederriß, um nicht den heiligen Bezirk des Marsfeldes mit dem Blute eines so großen Verbrechers zu besudeln. Man richtete es über einem Misthaufen auf; er bestieg es und empfing endlich den Todesstreich. Es sind zwei nachgelassene Werke von ihm erschienen, das eine betitelt Essay sur l'origine des fables et des religions anciennes, das andere sein Tagebuch während der ersten Zeiten der Revolution.

Bairaktar, s. Mustapha Bairaktar.

Baizen heißt in der Jägersprache Vögel und andere Thiere mit abgerichteten Raubvögeln, z. B. Falken, Sperbern, jagen und fangen. Die Hunde, die dabei zum Aufjagen gebraucht werden, heißen Baizhunde.

Bajaderen heißen in Ostindien junge Mädchen von zehn bis siebzehn Jahren, welche tanzen, singen und kleine Schauspiele aufführen lernen. Sie stehen unter der Aufsicht einer Matrone, die in allen weiblichen Künsten und namentlich in der Kunst zu gefallen erfahren ist. Diese wählt sich aus den niedrigsten Volksklassen die schönsten Mädchen, in einem Alter von sieben bis acht Jahren, läßt ihnen, um sie vor den entstellenden Folgen der Blattern zu bewahren, dieselben inoculiren, und führt sie dann zu den Kenntnissen und körperlichen Fertigkeiten ihres nachherigen Standes an, dessen Zweck und Bemühungen auf nichts anders gerichtet sind, als den Reichen und Vornehmen des Landes Unterhaltung und sinnliches Vergnügen zu gewähren. Die Bajaderen sind nach und nach so zum Gegenstand des Luxus geworden, daß sie bei den geringsten Festen erscheinen, um die Gesellschaft mit ihren Künsten zu unterhalten. Hat einer von den Anwesenden Belieben, die Talente einer Bajadere näher kennen zu lernen, so kostet es ihm nur einen Wink. Für ein Mädchen der besten Art erhält die Matrone, der sie angehört, für die Unterhaltung eines Abends hundert Rupinen oder Gulden, eben so viel für eine Nacht, außer dem Geschenk für das Mädchen; doch gibt es

auch Bajaderen von geringerer Gattung. Nach dem siebzehnten Jahre, wenn die ersten Reize verblüht sind, pflegen die Bajaderen sich in eine Pagode (Götzentempel) unter den Schutz der Braminen zu begeben: doch nicht um, wie die Freudenmädchen in Europa, aus Buhlerinnen Betschwestern zu werden. Sie setzen vielmehr auch beim Dienst im Tempel ihre vorige Lebensart fort, und was sie durch dieselbe gewinnen, gehört den Braminen, die ihnen Herberge und Unterhalt geben. Uebrigens wird dieses Gewerbe in Indien für nichts weniger als unsittlich oder unanständig gehalten.

Bajazet I., Sohn Amuraths I., wurde auf dem Schlachtfelde, wo sein Vater geblieben war, 1390 als Kaiser begrüßt. Der unerwartete und schnelle Tod hatte Amurath verhindert, seinen Nachfolger zu bestimmen, und der Bruder Bajazets, Jacub Chelebi, glaubte gleiche Rechte an das Reich zu haben. Bajazet, der in seinem Bruder nur einen Rebellen erblickte, ließ ihn morden. Innere und auswärtige Kriege riefen ihn während seiner Regierung stets von einem Ende seines großen Reichs zum andern. Immer unter den Waffen durchstreifte er mit Blitzes Schnelle Europa und Asien, und nicht unpassend war der ihm gegebene Beiname Ilderim (der Blitz). Da die türkischen Besitzungen größtentheils noch außer Europa lagen, so suchte er, wie schon sein Vater, sich auch hier festzusetzen. Er eroberte in einigen Feldzügen einen großen Theil von Servien, und machte sich zum Herrn der ganzen Bulgarei. Ein Theil seiner Truppen machte Eroberungen in der Wallachei, in Albanien, Bosnien und Slavonien; ein anderer drang nach Griechenland bis in den Peloponnes vor. Er selbst schloß Constantinopel ein, glaubte es durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, und, was erst ein halbes Jahrhundert später geschah, dem morgenländischen Kaiserthum ein Ende zu machen. Um seine Fortschritte zu hemmen und Constantinopel zu retten, brachte König Sigismund von Ungarn (nachmaliger deutscher Kaiser) eine große Armee zusammen, und griff die an der Donau gelegene Stadt Nicopolis in der Bulgarei an, zu deren Entsatz Bajazet herbeieilte. Er errang über die verbundenen Polen, Ungarn und Franzosen einen entscheidenden Sieg im Jahre 1395. Sigismund entging verkleidet durch eine schleunige Flucht der Gefangenschaft und rettete sein Leben; doch der Kern des französischen Adels blieb auf dem Schlachtfelde oder war genöthigt, sich dem Sieger zu ergeben, und der furchtbare Name Bajazets schreckte die entferntesten Völker des Orients. Seinen Sieg aber schändete er durch unerhörte Grausamkeiten gegen die Gefangenen. Alle wurden getödtet, die sich weigerten, zur mahomedanischen Religion überzutreten, oder kein reiches Lösegeld versprachen. Die Einnahme von Constantinopel mangelte allein noch dem Ruhme seiner Waffen, da er den Griechen Tribut auferlegte, und ihren Kaisern Gesetze vorschrieb. Er hätte vielleicht auch diese Unternehmung ausgeführt, wäre er nicht durch den Angriff eines furchtbaren Feindes daran verhindert worden. Tamerlan hatte sich zum Herrn eines großen Theils von Asien gemacht, und er, der keinen Nebenbuhler duldete, wendete die Waffen gegen Bajazet. Hieraus entsprang ein blutiger Krieg. Bei Ancyra in Galatien trafen am 16ten Juni 1402 beide Heere zusammen, die aus einer Million Streiter bestanden. Sie fochten mit gleicher Tapferkeit und Erbitterung und das Menschenblut floß drei Tage und zwei Nächte. Zwei hundert und vierzigtausend Mann blieben auf dem Schlachtfelde, aber das Glück entschied für Tamerlan. Bajazet wurde besiegt, gefangen und besonders durch die Großmuth des Siegers gedemüthigt. Tamerlan gab ihm seine

Gemahlin und seinen Sohn wieder und hatte ihm selbst versprochen, ihn in seine Länder wieder einzusetzen; aber nachdem Bajazet den Versuch gemacht hatte zu entfliehen, wurde er härter behandelt, auf den Zügen gefangen mitgeführt, und zur Verschönerung des Triumphzuges seines Besiegers in Samarcand aufgespart. Dieser Schmach entging er jedoch durch einen Schlagfluß, der ihn am 9ten Mai 1403 zu Akschehr (Antiochien in Pisidien) traf. — Die Volkssage, daß ihn Tamerlan in einem eisernen Käsig gleich einem wilden Thiere mit sich geführt habe, ist historisch nicht bestätigt und wir führen sie nur an, da sie einem bekannten Kupferstiche zum Grunde liegt.

Bajazzo, von dem italiänischen Baja, ein Spaß, und Bajaccia, ein einfältiger Spaß, ist der bei Seiltänzern, Kunstreitern und ähnlichen herumziehenden Gesellschaften gewöhnliche Spaßmacher. Siehe Pickelhering.

Balaniten, versteinerte Seeeicheln, d. i. eichelähnliche, vielschalige Seemuschelthiere.

Balbek, das alte Heliopolis in Cölesyrien, am Berge Libanon, funfzehn oder sechzehn Stunden von Damascus. Man findet hier die schönsten Ruinen des Morgenlandes. Besonders ausgezeichnet sind der große Palast und der noch prachtvollere, fast noch ganz unversehrte große Tempel, als dessen Erbauer Antoninus Pius genannt wird. Mehrere andere Tempel sind ebenfalls von großer Schönheit. Nach einem derselben ist die Paulskirche in London erbaut. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde Balbek von einer Gesellschaft von Engländern besucht, welche 1757 eine Beschreibung der dortigen Alterthümer herausgaben. Damals hatte es gegen 5000 Einwohner, unter denen auch Christen und Juden waren, und stand unter einem Aga, welcher sich den Titel eines Emirn beilegte.

Balboa (Vasco Nunnez de) war in Spanien gegen das J. 1475 geboren. Nachdem er in jugendlichen Ausschweifungen sein Vermögen verschwendet hatte, beschloß er, in der neuen Welt sein Glück zu versuchen und begleitete Bastidas auf seiner ersten Reise nach der parischen Küste. Nach seiner Rückkehr nach Spanien häufte er neue Schulden, und entging den Verfolgungen seiner Gläubiger nur dadurch, daß er sich heimlich an Bord eines Schiffs bringen ließ, das nach Westindien ging. Enciso, der es befehligte, war über das Betragen des jungen Castilianers so erbittert, daß er ihn auf einer wüsten Insel aussetzen wollte; bald aber mußte er die Talente und den Muth Balboa's bewundern, der, nachdem das Schiff in dem Busen von Uraba gescheitert war, Enciso und die Mannschaft nach Darien führte, und gleich nach seiner Ankunft über 500 Indier einen vollständigen Sieg erfocht. Seine Gefährten ernannten ihn dafür zu ihrem Anführer. Der erste Gebrauch, den Balboa von seiner Gewalt machte, war, daß er Enciso mit schweren Anklagen überhäufte, ihn gefangen setzte und seine Güter einzog. Diese Ungerechtigkeit ward nachher der Vorwand seines Sturzes. Balboa durchzog das Land, dessen Schrecken er ward, an der Spitze seiner Spanier, und besteuerte es dermaßen, daß das Fünftel des Königs in kurzem auf hunderttausend Thaler stieg. Ein junger Cazique, der die Goldgier der Spanier wahrnahm, erbot sich, ihnen ein Land zu zeigen, wo dieses Metall zu den gemeinsten Geschirren verbraucht ward. Man machte sich auf den Weg, und der Indianer führte sie nach dem ungeheuern Reiche von Peru, das jedoch Balboa mit seiner geringen Mannschaft nicht anzugreifen wagte. Er begnügte sich, Erkundigungen von demselben einzuziehen,

und im Namen des Königs von Spanien, seines Herrn, Besitz von dem großen Ocean zu nehmen, dessen unabsehbare Fläche sich vor ihm ausbreitete. Als er nach vier Monaten nach Darien zurückkam, belastet mit Gold und Perlen, fand er zu seinem Erstaunen einen neuen Statthalter, Pedrarias, dem er nach Ferdinands Willen gehorchen sollte. Balboa, empört über diesen Undank, fügte sich dennoch, und wurde im folgenden Jahre zum Vicekönig des Südmeers ernannt. Pedrarias, söhnte sich zwar scheinbar mit ihm aus und gab ihm sogar seine Tochter zur Ehe, ließ aber bald nachher ihm wegen seines Betragens gegen Enciso und wegen anderer vorgeblichen Pflichtverletzungen den Prozeß machen und ihn zum Tode verurtheilen. So ward Balboa, 42 Jahre alt, 1517 enthauptet. Der König von Spanien verlor in ihm seinen besten Offizier, der Pizarro in der Entdeckung von Peru zuvorgekommen seyn würde, und unter dem dieser furchtbare Eroberer sich gebildet hatte.

Balde (Jacob), geb. zu Ensisheim im Elsaß 1603, gest. 1668 zu Neuburg an der Donau. Er war Jesuit und Hofprediger des Churfürsten von Bayern, und gehört zu den vorzüglichsten neuern lateinischen Dichtern. Sein Andenken ist besonders durch Herders treffliche Uebersetzungen wieder geweckt worden. Dieser sagt von ihm: „Starke Gesinnungen, erhabene Gedanken, goldne Lehren, vermischt mit zarten Empfindungen fürs Wohl der Menschheit und für das Glück seines Vaterlandes strömen aus seiner vollen Brust, aus seiner innig bewegten Seele. Er sah die jammervollen Scenen des dreißigjährigen Kriegs. Mit verwundetem Herzen tröstete er die Vertriebenen, richtete er die Gesunkenen auf; indem er das Schicksal Deutschlands beweinte, suchte er Deutschlands bessern Geist zu wecken, und es zur Tapferkeit, Redlichkeit, Eintracht zu ermahnen. Wie ergrimmt ist er gegen die falschen Staatskünstler! wie entbrannt für die gesunkene Ehre und Tugend seines Landes! Allenthalben in seinen Gedichten sieht man seine ausgebreitete, tiefe Weltkenntniß, bei einer echt philosophischen Geisteswürde. Er ist ein Dichter Deutschlands für alle Zeiten, manche seiner Oden sind von so frischer Farbe, als wären sie in den neuesten Jahren geschrieben." In gleichem Sinne sagt A. W. Schlegel: „Ein tiefes regsames, oft schwärmerisch ungestümes Gefühl, eine Einbildungskraft, woraus starke und wunderbare Bilder sich zahllos hervordrängen, ein erfinderischer, immer an entfernten Vergleichungen, an überraschenden Einkleidungen geschäftiger Witz, ein scharfer Verstand, der da, wo er nicht durch Parteilichkeit oder früh angewöhnte Vorurtheile geblendet wird, die menschlichen Verhältnisse durchschauend ergreift, große sittliche Schnellkraft und Selbstständigkeit, kühne Sicherheit des Geistes, welche sich immer eigne Wege wählt und auch die ungebahntesten nicht scheut: alle diese Eigenschaften erscheinen in Balde's Werken allzuhervorstechend, als daß man ihn nicht für einen ausgezeichneten, ungewöhnlich reich begabten Dichter erkennen müßte" — Minder ausgezeichnet sind seine deutschen Gedichte.

Balearen, eine Inselgruppe im mittelländischen Meere, nicht weit von den Küsten von Valencia in Spanien. Die vornehmsten sind Majorca und Minorca, jetzt beide der Krone Spanien gehörig. Diese Inseln, welche in den alten Zeiten ihren Namen von der außerordentlichen Fertigkeit der Einwohner im Schleudern erhielten, eroberte Jacob I. 1259 von den Mauren, verband sie mit Aragonien, und in der Folge kamen sie an das vereinigte Königreich Spanien, von dem sie

jetzt unter dem Titel: el Reino de Mellorca, eine eigene Provinz ausmachen.

Ballade (Ballata) nennen die Italiäner seit dem zwölften Jahrhundert eine Art von Gesang, der aus mehreren gleichen Strophen besteht. Der gewöhnliche Inhalt sind Liebesklagen. Balladen nannte man sie, entweder weil ihre Musik tanzend war, oder weil man beim Absingen derselben zu tanzen pflegte. Auf Letzteres scheint vorzüglich ihr Bau zu deuten. Bei uns wird gewöhnlich Ballade für gleichbedeutend mit Romanze genommen. (S. d.)

Ballei, s. Orden.

Ballet nennen wir im weitern Sinne jede Darstellung einer Reihe leidenschaftlicher Regungen und Gefühle durch mimische und tänzerische Bewegungen, wobei die höchstmögliche ästhetische Ausbildung und Schönheit dieser Bewegungen Zweck ist. Nach dieser Bedeutung begreift man unter der Benennung Ballet auch Darstellungen von Gemüthsbewegungen und Gefühlen ohne Handlung. Im engern Sinne aber nennt man nur diejenigen Werke der Tonkunst Ballete, deren Zweck es ist, durch mimische und tänzerische Bewegungen eine Handlung, Charaktere, Gesinnungen, Leidenschaften und Gefühle mit der höchstmöglichen ästhetischen Ausbildung und Schönheit darzustellen. Man kann jene, nach der Analogie der lyrischen Dichtkunst, lyrische Ballete, diese aber, welche eine Handlung darstellen, dramatische Ballete nennen. Das lyrische und dramatische Ballet zusammen machen die höhere Tanzkunst aus, im Gegensatz der niedern, deren Zweck geselliges Vergnügen, dahingegen jene auf Erregung der Gefühle des höchsten Schönen hinarbeitet. Man theilt die dramatischen Ballete in historische, deren Stoff ein geschichtliches Factum ist, in fabelhafte, deren Stoff eine Fabel oder Sage ist, und in poetische, denen ein Werk der Dichtkunst zum Grunde liegt, und zu denen auch die allegorischen gehören, welche ihrer Natur nach die unvollkommensten seyn müssen. Gewöhnlich ist ein Ballet in fünf Acte getheilt, deren jeder mehrere Entréen hat. Entrée nennt man im Ballet eine oder mehrere Quadrillen der Tänzer, die durch ihre Pas, Gesten und Attitüden einen bestimmten Theil der Handlung darstellen. Bei der Beurtheilung eines Ballets hat man besonders zu berücksichtigen, einmal die Wahl des Sujets, das Einheit der Handlung oder Leidenschaft haben, und einer kunstgemäßen Darstellung durch mimische und tänzerische Bewegungen fähig seyn muß; dann aber den Plan und die Ausführung der einzelnen Theile, welche unter einander richtiges Verhältniß haben müssen; und endlich die Musik und Decorationen, durch welche alles dasjenige ergänzt werden muß, was der Tanz dem Auge nicht anschaulich machen kann. Das Ballet ist eine Erfindung der neuern Zeit, wiewol einen pantomimischen Tanz schon die Alten kannten. Besondere Verdienste erwarb sich um dasselbe Noverre. Die häufig in die Oper verflochtenen Tänze verdienen größtentheils den Namen Ballet nicht, da ihnen gewöhnlich kaum eine Idee zum Grunde liegt, sondern ihr Zweck nur ist, den Tänzern Gelegenheit zu geben, ihre Fertigkeit zu zeigen.

Ballist, s. Geschütz.

Ballistik ist die Lehre von den Bahnen geworfener Körper in der Luft. Sie macht einen Theil der höhern Mechanik aus, und ist, besonders für die Artillerie, zur Theorie des Bombenwerfens, wie auch der Ladung und Richtung des groben Geschützes, wichtig. Die Körper werden entweder senkrecht, oder horizontal, oder schief geworfen. Mit der aus dem Wurfe entstandenen Bewegung verbindet sich der durch ihre Schwere bewirkte Fall. Ist der Wurf senkrecht, so bleibt die Bewe-

gung geradlinicht, und wird, wenn der Wurf von oben herab geschieht, durch den Fall beschleunigt, wenn aber der Wurf von unten hinauf gerichtet ist, retardirt und endlich ganz aufgehoben, worauf der Körper durch die bloße Wirkung seiner Schwere wieder herabfällt. Bei horizontalen und schiefen Würfen aber, wo die Richtungen des Wurfs und der Schwere Winkel mit einander machen, entstehen Bewegungen in krummen Linien, welche, nach den von Galilei entdeckten Gesetzen fallender Körper, Parabeln seyn müssen, in so fern der Widerstand der Luft nichts dabei ändert. Die aus den galileischen Sätzen hergeleiteten Lehren bilden die parabolische Theorie der Ballistik, nach welcher sich die geworfenen Körper im luftleeren Raume bewegen würden. Die Aufgabe aber, die durch den Widerstand der Luft in der Theorie bewirkten Abänderungen zu bestimmen, heißt das ballistische Problem, und ist nach verschiedenen fruchtlosen Bemühungen Anderer von Tempelhof in seinem Bombardier prussien aufgelöset worden. Auch gehören zur Anwendung der Ballistik noch Untersuchungen über die Geschwindigkeit, welche Ladungen von bestimmter Stärke den abgefeuerten Körpern mittheilen; ferner Berechnungen der Zeit, welche die Bombe zur Vollendung ihres Laufs braucht u. s. w., wie denn die ganze Geschützkunde auf ihr beruht.

Ballspiel, bei den Alten ein gymnastisches Spiel, das vornehmlich in den Thermen gespielt wurde, und womit sich sowohl die Erwachsenen als auch die Jugend beschäftigten. Die Griechen und Römer hatten vier verschiedene Arten der Bälle. Der eine war von Leder und mit Luft aufgeblasen, mithin unserm Ballon ähnlich; der zweite war ein lederner Ball, der auf die Erde hingeworfen wurde, und nach welchem Viele zugleich liefen; der dritte war ein kleiner Ball, der unserm Federballe glich, und den drei Personen, die sich in ein Dreieck stellten, einander zuschlugen; der vierte endlich, ein dicht mit Federn ausgestopfter Ball, der besonders auf dem Lande gebräuchlich war. Im Mittelalter war das Ballspiel sehr beliebt, und man hatte eigene Ballhäuser. Es waren dabei gewisse Personen angestellt, deren Amt es war, die Bälle der Spielenden aufzuheben, und welche man Raquets nannte, woraus das Wort Laquais entstanden seyn soll.

Balsame sind stark und meistens angenehm riechende, etwas dickflüssige Materien. Man theilt sie in natürliche und künstliche. Die natürlichen Balsame sind eigentlich verdickte ätherische Oele, so wie die Harze ausgetrocknete Balsame sind. Zu dieser Verdichtung der Balsame trägt wahrscheinlich der größere Antheil von Sauerstoff bei, welchen sie aus der Luft annehmen. Sie sind vegetabilischen Ursprungs, und werden erhalten, indem sie entweder von selbst aus dem Stamme verschiedener Bäume ausfließen, oder durch gemachte Einschnitte in die Rinde solcher Bäume zu einem häufigern Ausflusse veranlaßt werden. Die vorzüglichsten unter ihnen sind der Balsam von Gilead oder von Mekka, der kostbarste unter allen, der, so viel man weiß, von einem Baume in Arabien, nicht weit von Mekka, kommt. Man gewinnt ihn durch vorsichtiges Aufritzen der Zweige, der beste aber tröpfelt von selbst aus denselben, jedoch so sparsam, daß ein Zweig täglich nicht mehr als drei bis vier Tropfen gibt. Ein Quentchen kostet in Mekka selbst gegen zwei Thaler. Der echte, reine Balsam wird für die vornehmsten Araber und Türken aufgehoben, andere bekommen ihn fast niemals unverfälscht. Anfangs sieht

er blaß, trübe, und ist flüssig, mit der Zeit aber wird er zähe, gelblich und durchsichtig. Der Copaivabalsam wird von einem schönen großen Baume in Südamerika gesammelt, ist weißgelblich, durchsichtig und etwas dickflüssig. Er wird sowohl in der Medicin, als auch in der Oelmalerei und zu Firnissen gebraucht. Der peruvianische Balsam ist theils dunkelbraun, theils weißlich, und kommt aus dem spanischen Amerika, vorzüglich aus Peru. Der Balsam von Tolu, einer Stadt nicht weit von Carthagena in Amerika, sieht rothgelb aus, und ist zäher als die andern Balsame. Der flüssige Storax (Liquidambar), aus dem Amberbaume, welcher in sumpfigen Gegenden von Mexiko wächst, kommt dem peruvianischen Balsam nahe. Die Terpentine, aus dem Terpentin- und Lerchenbaume, gehören gleichfalls hierher; ferner der carpathische Balsam, aus der Zirbelnußkiefer, der ungarische Balsam, aus dem Krummholzbaume. — Man nennt auch verschiedene künstliche pharmaceutische Zubereitungen Balsame, welche theils dickflüssig, wie Salbe und Oel, theils flüssig und hell, wie Spiritus sind. Zu den erstern wird als Grundlage (corpus pro balsamo) gewöhnlich das ausgepreßte Muskatennußöl genommen, wozu alsdann wohlriechende ätherische Oele, z. B. Citron-, Bergamott-, Nelkenöl, auch Moschus und dergl., gesetzt werden. Dergleichen sind die Schlag-, Wund-, Kopfbalsame u. a. m. Unter den flüssigen sind der hoffmannische Lebensbalsam, der schauersche Balsam u. s. w. die bekanntesten. H.

Balsamiren, auch einbalsamiren, heißt eine Leiche mit mancherlei balsamischen Stoffen anfüllen und umgeben, um sie vor der Verwesung zu bewahren. Die Erfinder dieser Kunst waren die Aegyptier in den ältesten Zeiten dieser Nation. Andere Völker, z. B. die Assyrier, Scythen und Perser folgten ihnen, erreichten sie jedoch nicht darin. Von dem Grade, auf welchem diese Kunst bei den Alten stand, ist sie überhaupt sehr herabgesunken, vielleicht auch, weil die Veränderung in den religiösen Begriffen und Gebräuchen das Balsamiren der Todten seltener machte. In den neuern Zeiten werden nur vornehme und fürstliche Personen zuweilen noch einbalsamirt; allein diese Balsamirung erreicht die der Alten in keinem Falle. Aus den Höhlungen des Körpers werden die Eingeweide, nämlich das Gehirn, die Lungen, das Herz, der Magen und die Gedärme, die Leber u. s. w. herausgenommen, statt deren eine Mischung von balsamischen Kräutern, Myrrhe u. dergl. m. hineingefüllt; die großen Blut- und andere Gefäße werden mit Balsamen, die in Weingeist aufgelöset sind, ausgespritzt, der Körper mit dergleichen Spiritus stark eingerieben u. s. w. (S. **Mumien.**) H.

Baltimore, eine Grafschaft des nordamerikanischen Freistaates, welche auf 44 Q. M. 40,000 Einwohner enthält. Die Hauptstadt gleiches Namens liegt am Patapskofluß, der sich hier schon zu einer Bay erweitert und Seeschiffe trägt, hat verschiedene Manufacturen und Fabriken in Hüten, Tischler- und Sattlerwaaren, Tauen, Schnupftabak, Zucker, Pulver, Eisenwaaren u. s. w., und treibt einen lebhaften Handel. Sie hat 30,000 Einwohner, drei Schauspielhäuser, eine Börse, zwei Bankgebäude, eine Akademie und öffentliche Bibliothek, und mehrere gemeinnützige Gesellschaften. Die Schiffswerfte sind bedeutend.

Baltisches Meer (gewöhnlicher die **Ostsee** genannt), ein zwischen den Küsten von Dänemark, Deutschland, Preußen, Curland,

Liefland und Schweden befindlicher, mit der Nordsee zusammenhängender großer Meerbusen. Es hat keine Ebbe und Fluth, sein Wasser ist weniger salzig, und wirft, wenn es unruhig ist, an den Küsten von Curland und Preußen den bekannten Bernstein aus. Es treibt zwei große Meerbusen in das innere Land: den einen gegen Norden, welcher der bothnische, den andern gegen Osten, welcher der finnische Meerbusen genannt wird.

Balzac (Jean Louis Guez de), Mitglied der französischen Akademie, wurde zu Angoulême 1564 geboren, und lebte anfangs in Rom als Geschäftsträger des Cardinals Lavalette, ließ sich aber nach einem Zeitraume von zwei Jahren in Paris nieder, und zog durch seine Talente die Aufmerksamkeit des Cardinals Richelieu auf sich, der ihm eine Pension von 2000 Francs mit dem Titel eines Staatsraths ertheilte. Er galt in dieser Zeit für einen der größten Gelehrten und für den einzigen Redekünstler seines Jahrhunderts. Doch fanden seine zahlreichen Schriften nicht bloß Bewunderer, sondern auch heftige Tadler. Unter diesen letztern war besonders Goulu, General der Feuillanten (eines Klosterordens unter der Regel des heil. Bernhards, der äußerst bitter in seinen Kritiken war, und sie bis zu Schmähungen trieb. Dies veranlaßte endlich Balzac, Paris zu verlassen. Er endigte in Angoulême sein Leben am 18ten Februar 1624 in einem Alter von sechzig Jahren. Eine mißverstandene Würde des Styls hatte ihn zu Schwulst, Affectation und Hyperbeln verleitet, die sich freilich, als der Geschmack sich reiner ausbildete, nicht mehr in Ansehen erhalten konnten. Indeß muß man seinem harmonischen Periodenbau Gerechtigkeit widerfahren lassen und bekennen, daß er zur Bildung der französischen Prosa manches Gute beigetragen hat. Er kannte die Alten und hatte sie studirt, und seine lateinischen Gedichte, wiewohl ohne sonderlichen poetischen Werth, sind rein, correct und von den Fehlern seiner französischen Schreibart frei. Das vollendetste seiner Werke ist ohne Zweifel seine Abhandlung über die lateinischen Verse. Zu hart ist über ihn das Urtheil Voltaire's und Laharpe's, daß er unter diejenigen Schriftsteller gehöre, die sich mehr mit Worten als Gedanken beschäftigt hätten.

Bamberg, ein ehemaliges Hochstift im fränkischen Kreise, zwischen Culmbach, Anspach, Würzburg und Coburg, welches 65 Quadratmeilen mit 180 bis 200,000 Einwohnern enthielt. Vor Alters gehörte das Land meistens den mächtigen Grafen von Babenberg, nach deren Abgange 998 Kaiser Heinrich II. die Grafschaft in ein Bisthum zu verwandeln beschloß, welches auch 1006 geschah. Der Kaiser und seine Gemahlin Kunigunde bereicherten das Hochstift ansehnlich, und der kaiserliche Kanzler Eberhard wurde 1007 der erste Bischof. Ferner verordnete Heinrich II. im J. 1019 den König von Böhmen zum Oberschenken, den Churfürsten von der Pfalz zum Obertruchseß, den Churfürsten von Sachsen zum Obermarschall und den Churfürsten von Brandenburg zum Oberkämmerer des Bisthums, so daß sie diese Aemter von jedem Bischof zu Lehen empfingen. Diese Feierlichkeit geschah jedesmal zu Nürnberg in der St. Egidiencapelle. Jene vier Churfürsten hatten wieder vier ansehnliche Geschlechter in Franken mit den vier Unterämtern belehnt. Auf dem Reichstage hatte der Bischof die vierte Stelle unter den geistlichen Fürsten. Er wurde von dem Domcapitel, welches aus zwanzig Capitularherren und vierzehn Domicellaren be-

stand, aus dessen Mitte gewählt. Die Einkünfte betrugen 875,000 rhein. Gulden. Im J. 1803 kam dieses beträchtliche Land unter dem Titel eines Fürstenthums als Entschädigung an das Churhaus Pfalz-Bayern; der Bischof ward mit einem Jahrgelde von 50,000 Fl. abgefunden, und das Domcapitel nebst vielen Klöstern eingezogen, wodurch die Landeseinkünfte sich verdoppelten. — Was die Beschaffenheit des Landes anlangt, so sind die nördlichen und südlichen Theile rauh und waldig; dagegen ist zwischen Forchheim und Bamberg der Boden sehr fruchtbar an Getraide und Obst. Dennoch scheint das Landvolk in keinem Wohlstande zu seyn. Die Manufakturen und Fabriken sind im Ganzen von keiner großen Bedeutung. Die Hauptstadt gleiches Namens liegt zu beiden Seiten der Pegnitz und zählt gegen 20,000 Einwohner. Zu ihren Sehenswürdigkeiten gehört die neue fürstliche Residenz Petersburg, von Bischof Lothar 1702 erbaut, die Domkirche mit ihrem Kirchenschatze und den Grabmälern Heinrichs II. und seiner Gemahlin Cunigunde, Conrads III. und Papst Clemens II., die schöne Universitätskirche u. s. w. Die hiesige Universität wurde im J. 1585 als ein Gymnasium academicum errichtet, 1647 von Bischof Otto in eine Universität verwandelt und 1648 eingeweiht, 1739 von Bischof Friedrich Carl mit der juristischen und medicinischen Facultät vermehrt, und endlich 1803 in ein Lyceum mit vollständigem philosophischen und theologischen Unterricht verwandelt. Auch die medicinisch-chirurgische Lehranstalt am großen Ludwigshospitale wurde beibehalten und neu dotirt. Ferner ist Bamberg seit 1803 der Sitz des Oberappellationsgerichts für alle fränkischen Länder, eines Hofgerichts zur Entscheidung der Prozesse in zweiter Instanz und der Criminalfälle, und einer Landesdirection zur Besorgung der staatsherrlichen und staatswirthschaftlichen Angelegenheiten, womit auch das geistliche Departement verbunden ist. Berühmt ist die Stadt endlich auch durch die Zahl und den Fleiß ihrer Gärtner, die eine große Zunft bilden.

Bambocciaden heißen in der Malerei solche Bilder, die Gegenstände und Scenen des gemeinen Lebens und niedrigen Verkehrs, und zwar auf eine groteske Weise darstellen, z. B. Jahrmärkte, Bauernfeste, Räuberbanden, Tabaksgesellschaften u. dgl. Sie erhielten diesen Namen nach Peter von Larr, einem geschickten niederländischen Maler, der sich in dieser Gattung auszeichnete, und den die Italiäner wegen seiner seltsamen Mißgestalt Bamboccio (Krüppel, verschrobener Mensch) nannten.

Band, Bänder (ligamenta), sind gewisse Theile des menschlichen und thierischen Körpers, welche bestimmt sind, Zusammenhang unter die Knochen und andere schwebende Theile zu bringen. Die Kenntniß dieser Bänder gibt die Syndesmologie oder die Lehre von den Bändern. — Sie unterscheiden sich von den Knochen durch ihre Biegsamkeit und Schnellkraft, von den Muskeln durch die Farbe, von den Nerven durch die Festigkeit, von den Gefäßen durch die Dichtigkeit, von den Sehnen endlich durch ihre Lage und Bestimmung. Diese besteht darin, daß sie die Theile unter einander verbinden, ihnen die nöthige Haltung geben und zugleich zur Fortpflanzung und Einschränkung der Bewegung dienen.

Bandello (Matteo), ein berühmter italiänischer Novellist, der, wie es scheint, im Jahre 1480 zu Castelnuove di Scrivia im Tortonesischen geboren war. Er studirte zu Rom und Neapel, und legte sich, sowohl den scholastischen Spitzfindigkeiten seiner Zeit als

dem Studium der Alchymie abgeneigt, fast ausschließlich auf die schönen Wissenschaften. Er scheint mehrere Jahre in und um Mailand gelebt zu haben, besonders von Pirro Gonzaga und Camilla Bentivoglio geschätzt, die ihre Tochter von ihm unterrichten ließen. Dann lebte er in Mailand, bis ihn, einen Anhänger Frankreichs, nach der Schlacht von Pavia, die Spanier daraus vertrieben. Er irrte einige Zeit von Ort zu Ort, ging anfangs zu Lodovico Gonzaga, dann zu Cäsar Fregoso, der aus venetianischen in französische Dienste getreten war, lebte bei ihm in Piemont bis zum Abschluß des Waffenstillstandes zwischen den kriegführenden Mächten, und folgte ihm dann nach Frankreich. Nach dem Tode seines Beschützers lebte er zu Agen bei dessen Familie, und ward 1550 zum Bischof dieser Stadt ernannt. Er übergab die Verwaltung seines Sprengels dem Bischof von Grasse, und beschäftigte sich in einem Alter von siebzig Jahren mit der Ausarbeitung und Vollendung seiner Novellen, von denen er 1554 die drei ersten Bände herausgab; ein vierter erschien 1573 nach seinem Tode, von dem das Jahr nicht genau anzugeben ist. Außer den Novellen sind von Bandello gedruckt Canti XI delle lodi della S. Lucretia Gonzaga di Gazuola e del vero amore, col tempio di pudicitia, Agen 1545; noch ein anderes Gedicht zu Ehren der Lucrezia Gonzaga, und eines auf die Geburt eines Sohnes von Cäsar Fregoso, sämmtlich ohne großen Werth. Andere seiner Gedichte, welche sich handschriftlich zu Turin befinden, hat Costa daselbst 1816 unter dem Titel Rime di Matteo Bandello herausgegeben. In seinen Novellen erreicht er zwar den Boccaz nicht; allein natürliche Einfachheit, ein rascher Gang der Erzählung und harmonische Kürze der Perioden zeichnen sich vortheilhaft aus, wobei jedoch der Inhalt nicht selten ziemlich unzüchtig ist. Dieser Vorwurf trifft ihn mehr als den Boccaz, da er gern bei schlüpfrigen Scenen verweilt, und seine Farben nicht spart, sie für die Phantasie auszumalen.

Bandwurm (taenia), gehört (nach Batsch) unter die zweite Abtheilung der vierten Classe der Eingeweidewürmer, nämlich unter die der plattgedrückten, und hat seinen Namen von seiner bandförmigen Figur. Er besteht aus einer langen Reihe in einander hängender plattgedrückter Glieder, von welchen allemal der weitere und untere Theil, vom Kopfe angerechnet, den engern und obern Theil des nächstfolgenden Gliedes umgibt. Diese Glieder werden nach dem Schwanzende zu breiter und größer, und in jedem der größern ist ein besonderer Eierstock. Am vordern Ende haben sie vier Saugöffnungen. Von dem Kopf entstehen drei Canäle, die durch den ganzen Körper der Länge nach fortgehen. Die Bandwürmer leben meist im Darmcanal, aber nicht bloß im Menschen, sondern auch in den Thieren, bei welchen sie zuweilen zu einer ungeheuren Menge anwachsen. Mehrere Thierarten scheinen eine eigene Art des Bandwurms zu haben. Man hat bei den Pferden, Affen, Hunden, bei Vögeln, in den Enten, Hühnern, ja sogar in vielen Fischen, z. B. den Hechten, Bandwürmer gefunden. Im Menschen kommt der häutige und der breite Bandwurm mit rosenförmigen Eierstöcken, die sich auf der Gliedfläche öffnen, und der Kürbißbandwurm mit baumförmigen Eierstöcken am öftersten vor. Einige haben am Kopfe außer den Saugwarzen auch noch einen Hakenkranz, womit sie in den Eingeweiden sich befestigen. Unter den Darmbandwürmern des Menschen sind vorzüglich zu bemerken der langgliedriche und kurzgliedriche oder breite. Jener kommt am öftersten in

Deutschland vor. Die einzelnen Glieder sind kleinen Kürbißkernen oder großen Gurkenkernen ähnlich, und erreichen oft nach dem hintern Ende zu die Größe eines halben Zolls. Gegen das Kopfende hin werden die Glieder immer kleiner und schmäler. An dem dünnen fadenförmigen Halse sitzt ein rundes Knöpfchen, welches der Kopf des Wurms ist. Von den hintersten Gliedern, als den größten, lösen sich von Zeit zu Zeit einige los, welche auch zuweilen abgehen. Ob die Stücke für sich fortleben und zu vollkommnen Bandwürmern ausbilden, oder ob die Trennung nicht vielmehr ihr Absterben nach sich zieht, ist unentschieden. Der breite Bandwurm hat nur anderthalb Linien lange, aber einen halben bis ganzen Zoll breite Glieder. Der Hals ist sehr schmal und zuweilen eine halbe Elle lang. Der ganze Wurm kann über sechzig Ellen anwachsen. Die Personen, welche einen Bandwurm bei sich haben, müssen viele Beschwerden davon leiden, indessen sind die Kennzeichen von der Gegenwart desselben sehr unsicher, weil die Zufälle auch von andern Ursachen, z. B. Hypochondrie, Hysterie herrühren können. Das sicherste Zeichen ist immer der Abgang einzelner Glieder des Wurms. Wenn aber der Kopf nicht mit abgeht, so wächst er immer wieder nach, wenn gleich durch Wurmmittel noch so viel abgetrieben worden ist. Auf diese Weise können viele Ellen abgetrieben werden, wie denn ein Arzt in Berlin innerhalb drei Jahren von einem Mädchen an tausend Ellen Bandwürmer soll erhalten haben. Man hat von jeher viele specifische Mittel gegen den Bandwurm gerühmt, die zwar oft, aber auch nicht allemal geholfen haben, z. B. das schottische, welches aus gegossenem und sehr zart gekörntem Zinn besteht, das herrnschwandische und das nuffersche, deren Hauptbestandtheil aus der Farrnwurzel und Gummi Guttä besteht. Die Hauptsache der Cur läßt sich auf zwei Erfordernisse zurückführen: den Wurm zu schwächen, so daß er sich mit dem Kopfende nicht fest einhaken kann, und alsdann seinen Abgang zu befördern, wobei man aber darauf sehen muß, daß er nicht abreißt, und das Kopfende zurückbleibt, weil sonst von diesem an der Wurm so lang und länger wächst, als er vorher gewesen ist. H.

Bank, eine Anstalt, bei welcher Capitalisten eine beliebige Summe Geld einlegen, und demjenigen, an welchen sie zu zahlen haben, Anweisungen darauf geben. Dieses geschieht theils Sicherheits, theils Bequemlichkeits wegen, um der Mühe des Auszahlens überhoben zu seyn; es werden aber gewöhnlich noch andere Vortheile dabei beabsichtigt. Wenn in einer Bank das Eigenthum des Geldes unter einem bestimmten Cirkel oder einer Anzahl von Eignern umhergeht, so heißt dieselbe eine Girobank; wenn hingegen die Bank so eingerichtet ist, daß ein jeder, der auch keinen Antheil an der Einrichtung der Casse hat, und folglich nicht zu den Eignern der Bank gehört, auf einen Bankschein das Geld, worauf dieselbe lautet, ausgezahlt erhalten kann, so heißt sie eine Zettelbank. Von der ersten Art ist die älteste und das Muster die Bank von Venedig; von der zweiten ist die Bank von Genua die älteste, welche im Jahre 1407 errichtet worden ist. Beide Arten von Banken pflegen einen größern Zahlwerth in ihren Banknoten ins Publikum zu bringen, als sie Geld oder Geldeswerth besitzen, durch welche Einrichtung sie große Vortheile zu ziehen im Stande sind. Es sind daher gewöhnlich mit beiden Arten von Banken, Leihbanken verbunden; jedoch so, daß die Girobanken bloß auf edle Metalle und unverderbliche Waaren, die Zettelbanken hinge-

gen auf mehrere Arten von Geldeswerth, insonderheit auf liegende Gründe zu leihen pflegen. Eine vernünftig eingerichtete Zettelbank kann in einem Staate, in welchem das baare Geld rar, die Zinsen hoch sind und der Wucher freies Spiel hat, von großem Nutzen seyn. Unter die Hauptgläubiger der Banken gehört gewöhnlich der Staat. Eine classische Schrift über die Banken ist die Schrift von Büsch, in seinen kleinen Schriften über die Handlung. **Bankogeld**, solches, wie es in der Bank genommen wird, gewöhnlich besseres oder schwereres, als das umlaufende. Das **hamburgische** Bankogeld z. B. besteht in alten vollwichtigen Speciesthalern, das Stück 1½ Reichsgulden gerechnet; da hingegen die Speciesthaler in hamburger Curantmünze mehr, in Conventionsmünze zwei Gulden gelten. **Banko-Agio**, das Aufgeld, welches auf Curant gegen Banko gegeben werden muß. **Bankobuch**, **Bankoconto** ist das Buch und die Rechnung über das in eine Bank gelegte oder aus derselben empfangene Geld. **Bankozettel**, **Banknoten**, gedruckte Zettel, auf die verschiedene kleinere oder größere Summen lauten und im Lande überall für baares Geld, jedoch oft mit Verlust, zuweilen mit Gewinn genommen werden; wegen der österreichischen Bankozettel siehe österreichische Staatspapiere. **Bankordnung** ist diejenige Vorschrift, nach welcher sich sowohl die Administration der Bank, als Jeder, der mit derselben Geschäfte macht, zu richten hat.

Banks (Sir Joseph). Dieser berühmte englische Naturforscher stammt aus einer ursprünglich schwedischen Familie, welche seit einem Jahrhundert sich in England niedergelassen hatte, und ist in Lincolnshire im Dec. 1743 geboren. Er empfing seinen Unterricht zu Eton und Oxford. Nachdem er 1763 die Universität verlassen hatte, besuchte er die Hudsonsbay, um naturhistorische Forschungen anzustellen, und schiffte sich, um diesen Zweck weiter zu verfolgen, mit Cook zu dessen Entdeckungsreise ein. Ihn begleitete sein Freund, der Doctor Solander. Auf Feuerland geriethen diese beiden verdienstvollen Naturforscher in die größte Lebensgefahr; auf einem Gange in das Innere dieses wüsten Landes, dessen Merkwürdigkeiten sie kennen lernen wollten, hatten sie den Weg verloren, und waren nahe daran, während der furchtbar kalten Nacht zu erfrieren; nur mit äußerster Mühe erwehrten sie sich des Schlafs. Durch Banks wurde der Brodbaum nach den amerikanischen Inseln gebracht. In der nachher erschienenen Beschreibung dieser Reise sind die botanischen Beobachtungen von ihm. Im J. 1771 creirte ihn die Universität Oxford zum Doctor des Civilrechts. Das Jahr darauf besuchte er die Insel Island, um ihre Naturerzeugnisse kennen zu lernen. Nachdem Sir John Pingle im J. 1778 sein Amt als Präsident der königl. Gesellschaft niedergelegt hatte, trat Banks an dessen Stelle, und blieb ununterbrochen an der Spitze dieser gelehrten Gesellschaft, wiewohl er im J. 1784 sehr heftige Angriffe von einigen der vornehmsten Mitglieder wegen seines Betragens gegen Dr. Hutton und seiner Nichtachtung des mathematischen Theils der Gesellschaft erleiden mußte. Im J. 1781 ertheilte ihm der König die Pairswürde; die Franzosen aber erwählten ihn 1801 zum Mitgliede des Nationalinstituts, weil sie es seiner Verwendung verdankten, daß sie die Papiere von La Perouse, welche auf seine Reise Bezug hatten und in die Hände der Engländer gefallen waren, zurück erhielten. Seine Bibliothek und seine naturhistorischen Sammlungen haben nicht ihres Gleichen. Eine Ehe, die er 1779 schloß, ist kinderlos geblieben.

Außer einzelnen Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften und seinen Beiträgen zu den Schriften einiger gelehrten Gesellschaften hat er nichts geschrieben als ein kleines Werk unter dem Titel: A short Account of the Cause of Blight, the Mildew and Rust in Corn, 1805.

Bann oder **Acht**, eine Strafe der catholischen Kirche, welche entweder von der Gemeinschaft der Heiligen, oder doch vom Gebrauche der Sacramente ausschließt. Im ersten Falle ist es der große Bann, Anathema, ehemals eine furchtbare Waffe der Hierarchie; im zweiten der kleine Bann, Excommunication. Auch die englische, griechische Kirche, so wie die jüdische Religion haben ihren Bann.

Banner, Bannier, schwedischer Feldherr im 30jährigen Kriege, stammte aus einem alten gräfl. Geschlechte Schwedens, that seine ersten Kriegsdienste in Polen und Rußland und begleitete seinen König, Gustav Adolph, der ihn sehr schätzte, nach Deutschland. Nach dem Tode desselben (1634) erhielt er ein Commando über 16,000 Mann und ward das Schrecken der Feinde. Den größten Ruhm erlangte er durch die Schlacht bei Wittstock 1636, welche er gegen die kaiserlichen und sächsischen Truppen gewann; auch daß nach der nördlinger Schlacht die Sache der Schweden allmälig wieder emporkam, war das Werk seiner Thätigkeit. Er erlebte aber das Ende des Krieges nicht, sondern starb zu Halberstadt am 10ten Mai 1641, noch nicht 40 Jahre alt, wie man vermuthete, an Gift, das ihm beigebracht worden. Mit ihm verlor Schweden seinen einsichtsvollsten Feldherrn, wie die kaiserlichen ihren gefährlichsten Feind. Banner ließ sich in seinen Unternehmungen nur durch die Wahrscheinlichkeit des guten Erfolgs leiten. Gefahr hingegen wußte er geschickt zu vermeiden und dem Feinde, der ihm zu stark war, zu entgehen. Unter seiner Aufführung wurden bei verschiedenen Gelegenheiten 80,000 Feinde geschlagen und 600 Fahnen erobert. Immer befand er sich an der Spitze der Seinigen und hielt gute Mannszucht. Zu Belagerungen fehlte ihm die Geduld. Seinem Betragen wird Stolz und Rauhigkeit vorgeworfen. Die Freuden der Tafel und der Liebe nahmen alle die Zeit ein, die ihm die Geschäfte seines Amtes übrig ließen, und wahrscheinlich war der unmäßige Genuß derselben das eigentliche Gift, das seinen frühen Tod herbeiführte.

Bannerherr. Wenn bei den alten Deutschen ein Ritter so viel Ansehen und Vermögen hatte, daß er zehn Helme oder Spieße wohl erzeugter Leute gegen den Feind führen konnte, so erhielt er vom Herzog eine Fahne oder ein Banner, und alsdann nannte man ihn einen Bannerherrn.

Bannus, Ban, war der Titel der Statthalter von Dalmatien, Slavonien, Croatien, welche im Namen des Königs über alle Beamte gesetzt waren, auch zu Kriegszeiten das Obercommando führten. Es kommt diese Benennung von dem Worte Ban her, welches im Slawischen einen Herrn bedeutet. Eine Landschaft, über die ein Bannus gesetzt war, hieß Bannat. Jetzt gibt es nur noch einen Ban von Croatien, welcher unter den ungarischen weltlichen Magnaten die dritte Stelle hat. Vor ihm kommen der Palatinus Regni und der Judex Curiä.

Banquerott, s. Falliment.

Banquette, in der Kriegswissenschaft eine Erdbank oder Erhöhung an der innern Seite des Walles, worauf die Soldaten stehen

und über die Brustwehr schießen können; auch der erhöhte Fußweg neben einer Fahrstraße.

Banti (Brigida Giorgi), eine der trefflichsten Sängerinnen Italiens, war im Jahre 1780 Prima donna auf dem Theater zu Wien; im Jahre 1783 war sie zu Florenz, 1784 in Turin und 1785 in Venedig. Späterhin lebte sie in London.

Bär, s. Sternbilder.

Baratier (Johann Philipp). Dieses frühzeitige, leider zu frühzeitige Genie, da es eben so schnell wieder dahinwelkte, war am 9ten Januar 1721 zu Schwabach im Fürstenthum Anspach geboren, wo sein Vater, Franz Baratier, damals französischer reformirter Prediger war. Er war das einzige Kind seines Vaters, dieser sein einziger Lehrmeister. Sein Vater behauptete, man müsse dem Kinde von der Wiege an etwas lehren; diesen Grundsatz befolgte er bei seinem Sohne, jedoch so, daß er, weit entfernt ihm den geringsten Zwang anzuthun, ihm die Erlernung von allem reizend und angenehm machte; der ganze Unterricht glich einer gefälligen Unterhaltung, ohne Absicht der Belehrung. Schon im zweiten Jahre seines Alters fing sein Vater mit ihm die französische Sprache an, in der er geboren war. Um die Buchstaben zu erlernen, gab er ihm kein Buch in die Hände (Kinder werden bei der Betrachtung so vieler Buchstaben nur verwirrt); er zeigte ihm einen Buchstaben nach dem andern. Besonders gefiel dem jungen Baratier, daß er ihm die Buchstaben als etwas Lebendiges vorstellte, das mit ihm rede; er malte sie beim Trinken mit Wasser auf den Tisch u. s. f. Auf ähnliche Art lehrte er ihm zu gleicher Zeit die Geographie; bei Tische sagte er ihm, die Suppe sey eine Suppe dieses oder jenes Herrn, der in der und der Stadt wohne. Auf diese Art lernte er in seinem dritten Jahre fertig lesen, im vierten fertig französisch und deutsch, im fünften lateinisch sprechen: mit gleicher Schnelligkeit begriff er die griechische und hebräische Sprache, so daß er in seinem achten Jahre den Codex übersetzen konnte; worauf er auch noch andere orientalische Sprachen lernte. In seinem zwölften Jahre studirte er die Weltweisheit, nebst den mathematischen Wissenschaften und der Kirchengeschichte, und im vierzehnten endigte er die Widerlegung der Schrift Samuel Krels wider die Gottheit Christi. Als sein Vater im Jahre 1735 als französischer Prediger nach Stettin berufen wurde, und bei seiner Durchreise durch Halle mit seinem Sohne den Professor Schulz besuchte, führte dieser beide zu dem Kanzler von Ludwig, welcher dem jungen Baratier versprach, daß er ohne Kosten zum Magister der Philosophie promovirt werden solle. Der junge Baratier ließ sich sofort den folgenden Tag immatriculiren, und den Tag darauf von der ganzen philosophischen Facultät examiniren. Hier entwarf er sogleich in der Versammlung vierzehn Theses, welche die Nacht gedruckt und den folgenden Tag, in Gegenwart von mehr als zweitausend Zuhörern, von dem vierzehnjährigen Knaben zur Erlangung der Magisterwürde standhaft vertheidigt wurden. Sein Vater setzte nun mit ihm seine Reise nach Stettin über Potsdam fort, wo Vater und Sohn durch den geheimen Rath, Friedrich Hofmann, dem Könige von Preußen vorgestellt wurden, welcher denselben viel Gnade erzeigte, dem jungen Genie auf vier Jahre jährlich funfzig Thaler aussetzte, ihm Geld zu mathematischen Werkzeugen gab, und ihm nach Halle zu gehen und die Rechte zu studiren befahl. Auch mußte ein Prediger der fran-

zösischen Gemeinde zu Halle nach Stettin gehen, und der Vater Baratiers an dessen Stelle in Halle die Rechte, und verband noch andere Studien damit; auch arbeitete er viele Schriften aus, welche jedoch nicht alle gedruckt worden sind. — Eine so früh aufgeschossene Blume konnte aber unmöglich lange fortblühen; von Natur klein und kränklich, bekam er schon in seinem zehnten Jahre ein bösartiges Geschwür, an dem er viel litt, und zu welchem sich eine Auszehrung gesellte, an welcher er in einem Alter von 19 Jahren, 8 Monaten und 16 Tagen, den 5ten October 1740, starb.

Barbados, eine der Antillen (s. d.), unter denen sie die östlichste ist, 7 Quadratmeilen groß. Die Engländer, welche sie 1625 entdeckten, wurden von dem milden Clima und fruchtbaren Boden der damals wüsten Insel eingeladen, sich dort niederzulassen, und schon 1650 sollen 50,000 Weiße und noch mehr Sclaven sich dort befunden haben. Um diese Zeit hatte man die Kunst der Zuckerbereitung gelernt, wodurch die Reichthümer der Colonien sich so sehr vermehrten, daß Carl II. hier dreizehn Baronets machte, von denen einige jährlich 10,000 Pf. einnahmen. Im J. 1675 betrug der Werth der jährlich ausgeführten Produkte über 350,000 Pfund. Damals war die Insel auf dem Gipfel des Flors. Später aber verheerte sie einer der fürchterlichsten Orkane, wozu noch 1692 eine pestartige Seuche kam. Seitdem hat sie sich nie wieder zu jener Blüthe erhoben, wiewohl sie noch immer eine der wichtigsten englischen Besitzungen in Westindien ist. Sie liefert besonders Zucker (in den besten Jahren etwa 200,000 Centner,) Rum, Ingwer, Aloe, Baumwolle. Die Hauptstadt heißt Bridge-Town.

Barbarei, ein großer Theil von Nordafrika, dessen Name sich von den Berbern herschreibt, einem Volke, das Einige von den Cananiten herleiten. Sie besteht aus zwei Haupttheilen: der eigentlichen Barbarei und der Wüste Sara. Die eigentliche Barbarei enthält die sechs Reiche: Barca, Tripolis, Tunis, Algier Fez und Marocco (s. d.).

Barbaren, ein Name, welchen die Griechen allen denjenigen mit einer gewissen Verachtung gaben, die ihre Sprache nicht redeten. Ihnen ahmten die Römer darin nach, indem sie alle Nichtrömer und Nichtgriechen so nannten.

Barbetten, heißen im Festungsbau erhabene Plätze, auf welche das Geschütz gestellt wird, wenn keine Schießscharten da sind.

Bärbiton, ein musikalisches Instrument bei den Alten, welches seiner vielen Saiten wegen auch Polychordon hieß. Seine eigentliche Beschaffenheit ist uns unbekannt. Die Dichter verwechseln es oft mit der Laute und Cither.

Barbou, der Name einer berühmten Buchdruckerfamilie, die bis in das sechzehnte Jahrhundert hinaufsteigt. Die aus ihren Pressen hervorgegangenen Werke zeichnen sich durch Correctheit und Eleganz aus. Mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ließen sie sich in Paris nieder. Hier setzte Joseph Gerard Barbou die Sammlung lateinischer Classiker fort, welche Antoine Coustelier angefangen hatte, und die sich durch ihren eleganten Druck empfehlen. Coustelier hatte gedruckt den Catull, Tibull, Properz, Lucrez, Sallust, Virgil, Nepos, Lucan, Phädrus, Horaz, Vellejus, Eutrop, Juvenal und Persius, Martial und Terenz. Barbou druckte den Cäsar, Curtius, Plautus, Tacitus, Seneca, Ovid, Cicero, Justin, beide Plinius

und Livius; und außerdem in gleichem Format einige Nicht-Classiker. Der jetzige Besitzer des Verlags, Auguste Delalain, hat ganz neuerlich die Sammlung noch mit vier Bänden vermehrt, wovon zwei den Quintilian, einer den Juvencius, und einer Musae rhetorices enthalten.

Barby, eine Grafschaft in Obersachsen an der Elbe, zwischen Magdeburg und Anhalt, welche nach dem Erlöschen des gräflichen Hauses Barby mit dem Grafen August Ludwig im J. 1659 als sächsisches Lehn an das Churhaus Sachsen, und zwar anfangs an die weißenfelsische Linie zurückfiel. Die übrigen barbyschen Besitzungen fielen theils an Anhalt-Zerbst, theils an Magdeburg heim. Gegenwärtig gehört Barby als ein Amt zum Kreisamte Wittenberg. Die Hauptstadt Barby liegt nicht weit von dem Zusammenfluß der Saale und Elbe, und zählt 3500 Einwohner. Sie ist wohlgebaut und hat ein altes Schloß. Im J. 1749 verlegte die Herrnhutergemeinde ihr theologisches Seminarium und akademisches Collegium hieher. Seit 1789 befindet sich jedoch nur noch das Pädagogium hier. Die Brüdergemeinde hat auf dem Schlosse ein Observatorium und große naturhistorische Sammlungen.

Barca, ein nordafrikanisches Königreich, zwischen Tripolis und Aegypten, von dem uns fast alle Nachrichten fehlen. Es ist theils der Pforte, theils Tripolis unterworfen. In jenem Theile ist **Barca**, in diesem, der gewöhnlich die Wüste Barca genannt wird, **Derne** die Hauptstadt; im innern Lande liegt die fast ganz unbekannte Republik Siwah mit der Hauptstadt gleiches Namens. Die Einwohner sind meist arabischer Abkunft und Mahomedaner.

Barcarolles, eine Art Gesänge der Gondelfahrer zu Venedig, zwar nur für den Pöbel, und öfters von den Gondelfahrern selbst componirt, aber von höchst angenehmer Melodie. Der freie Zutritt, den die Gondelirer überall haben, setzt sie in den Stand, ihren Geschmack zu bilden. Die meisten von ihnen haben einen großen Theil von **Tasso's befreitem Jerusalem**, ja manche dasselbe **ganz** inne: sie singen es in den Sommernächten von einer Barke zur andern; und man kann wohl behaupten, daß vor Tasso nur Homer und außer diesen beiden kein anderer epischer Dichter so in dem Munde seiner Nation gelebt habe und lebe.

Barcelona ist eine der größten Städte Spaniens und die Hauptstadt des Fürstenthums Catalonien. Sie liegt in Gestalt eines halben Mondes am Meere. Die Stadt selbst ist gut befestigt, und außerdem liegt noch auf der östlichen Seite eine starke Citadelle, welche im Jahre 1715 erbaut wurde, und mit der am Meere liegenden Schanze, San Carlos, eine verborgene Verbindung hat. An der Abendseite der Stadt liegt der Berg Montjui, auf dessen Gipfel sich ein Fort, das den Hafen beschützt, befindet. Im achtzehnten Jahrhundert wurden noch mehrere Festungswerke zur Vertheidigung der Stadt und des Hafens angelegt. Der Hafen ist zwar geräumig, aber für Kriegsschiffe nicht tief genug; er wird durch einen großen Damm geschirmt, an dessen Ende ein Leuchtthurm und ein Bollwerk befindlich sind. Barcelona hat ein großes Arsenal, eine starke Kanonengießerei, eine Gewehrfabrik, und ist überhaupt ein wichtiger Kriegsplatz, der mehrere hartnäckige Belagerungen aushielt, sich aber auch mehrmal ergeben mußte. Die Stadt hat gegen 10,000 Häuser, breite Straßen, ansehnliche Marktplätze und über 100,000 Einwohner. Hier ist ein

Bischof, 82 Kirchen, 27 Manns- und 18 Nonnenklöster; ferner eine Universität, mehrere öffentliche Bibliotheken, eine öffentliche Naturaliensammlung, eine Freischule im Zeichnen, eine Ingenieur- und Artillerieschule, eine Akademie der schönen Wissenschaften, ein Findelhaus, ein großes Hospital und andre schöne Anstalten. Das Industriewesen dieser Stadt ist sehr wichtig. Man zählt 150 Baumwollenmanufakturen, viele Seidenwebereien, Wollenmanufakturen von Spitzen, Franzen und guten Stickereien, Messer-, Waffen- und Kupferschmiede u. dgl. Es wird eine einträgliche Handlung getrieben, und überhaupt ist Barcelona ein Hauptplatz für den Handel im mittelländischen Meere.

Barclay de Tolly, s. Tolly.

Barden, Dichter und Rhapsoden der Celten oder Galen, welche die Thaten der Helden zur Harfe sangen, vor der Schlacht das Heer zur Tapferkeit anfeuerten, demselben zum Kampfe voranschritten und während der Schlacht die Streitenden beobachteten, um die Thaten der Gegenwart dem Andenken der Nachkommen im Liede zu überliefern. Sie waren so heilig geachtet, daß der hitzigste Kampf stille stand, wenn sie sich zwischen die Kämpfenden stellten. Die Celten (Kelten, Jalen, von den Römern Gallier genannt), welche zu Cäsars Zeiten zwischen der Rhone und Garonne wohnten (Jul. Caes. I, 1.), brachten sie mit nach England. Allein sie wurden von da nach Irland, Schottland und in die umliegenden Inseln gedrängt. Hier, besonders in der obersten Spitze des abgesonderten Schottlands, erhielt sich ihre Sprache, und mit ihr der Bardengesang am längsten. Jeder Heerführer hatte Barden in seinem Gefolge. Ein solcher Barde war der berühmte Ossian, unter dessen Namen viele Gesänge gesammelt und kürzlich von Ahlwardt nach dem galischen oder gälischen (Gaulcis) Original übersetzt worden sind. Man nennt die schottischen Barden auch kaledonische, und den Ossian vorzugsweise den kaledonischen Barden, von den frühern Bewohnern Schottlands, den Kaledoniern, deren Wohnsitze die Galen einnahmen. Die Barden verschwanden mit der wachsenden Herrschaft des Christenthums allmälig; eben so die Druiden oder Priester der Galen, zu deren Orden sie gehört haben sollen. Ob auch die germanischen Völker, welche zu dem gothischen Stamme gerechnet werden, Barden gehabt haben, ist sehr bestritten worden; so viel ist aber gewiß, daß in der neuern Zeit mit diesem Namen die ältesten Sänger der Vorzeit überhaupt, ohne Rücksicht auf Nation belegt zu werden pflegten. Daß aber auch die Deutschen in letzterer Hinsicht (und da ohnehin das Wort Barde von dem celtischen und germanischen Bar, Gesang, Geschrei abstammt) Barden, d. h. ihre ältesten Nationaldichter, und Bardenlieder, obgleich nicht auf dieselbe Weise wie die Galen oder Celten besaßen, leidet kaum einen Zweifel. S. auch Skalden.

T.

Bardiet (auch Bardit — der und das). Dieser Name ist auf eine sehr unbestimmte und bestrittene Stelle des Tacitus (Germ. 7.) gegründet. Selbst Heyne wagte nicht zu entscheiden, ob barditus, barritus oder baritus zu lesen sey, mit welchem Worte Tacitus den Vortrag der Schlachtgesänge bei den Germanen bezeichnet. Adelung, in seiner ältesten Geschichte der Deutschen rc. Lpz. 1806. S. 337, zieht baritus vor, versteht darunter das Kriegsgeschrei, den Schlachtruf der Germanen, und leugnet damit zugleich, daß es bei

jnen **Barden** gegeben habe. Andere, welche barditus lesen, verchen darunter den **Bardengesang** in der Schlacht, und nehmen aher auch Barden bei den Deutschen an. Indessen redet doch Tacitus uch an andern Stellen (Cap. 2 und 3) von **alten Gesängen** der Germanen, welche den Ursprung und die Thaten ihres Geschlechts beungen, mithin hatten dieselben auch **Barden** und **Bardenlieer**, nur in einem allgemeinen Sinne (s. d. vorigen Art.), als die Völker celtischen Ursprungs, welche in den ossianischen Gesängen Ueberreste ihrer Bardenzeit gerettet haben; und wir können uns folglich es Namens Bardiet mit Recht zur Bezeichnung des Bardengesanges ortbedienen, wenn wir nur nicht an die Eigenthümlichkeit jener **eltischen** Nationalsänger denken, welche ursprünglich allein **Baren** geheißen zu haben scheinen. Carl der Große ließ eine Sammung deutscher Bardenlieder (uralter Nationalgesänge) veranstalten, welche aber leider verloren gegangen ist. Die scandinavischen Völker esitzen noch einige Bardenlieder in den Gesängen ihrer Skalden. Auch effen die Gesänge der ältesten Nationaldichter eines Volks gewöhnlich n **einem** Gegenstande zusammen, d. i. in der Besingung der Thaten er Helden, welche an die Götter grenzen, und in dem kriegerischen Charakter der Gesänge, welcher zur Tapferkeit entflammt. Daß nun uch die Deutschen solche Gesänge hatten, sagt Tacitus in jener Stelle; aß aber der Gesang kaum mehr als ein wildes Geschrei gewesen, ersteht sich von selbst, und ist auch aus mehrern andern Stellen zu eweisen. Letzteres nun ist in den Begriff des neuern Bardiets, wie e vorzüglich zu Klopstocks Zeit aufkam, mit aufgenommen worden, nd man versteht daher unter **Bardiet** in der neuern Poesie ein ied, in dem vorgestellten Charakter eines Barden oder ältesten Sängers der Nationalvorzeit gedichtet, besonders ein religiöses und kriegerisches Lied, oder einen Schlachtgesang in dem wildkräftigen Tone er Urzeit, vorzüglich der germanischen Völker; wovon das in Ton nd Sitten cultivirtere **Kriegslied** unserer bürgerlichen Zeit sehr weit verschieden seyn muß. Die Dichter nun, welche zu Klopstocks eit das **Bardiet** ausbildeten und bis zum Ueberdrusse erschallen eßen, ahmten in demselben jedoch meistentheils die sentimentale Weichheit des Ossian, der eben durch Macpherson wieder erweckt woren war, nach, und arteten im Gegentheil in rohes kunstloses Gebrüll us, über welches sich schon Hölty (s. diesen Art.) und seine Freunde urch Parodien lustig machten. Im Ganzen konnte diese Gattung em Publikum nicht lange zusagen, weil sie in dem einen Falle nur Nachahmung, und zwar eines sehr unbestimmten und nebelhaften Urildes, seyn konnte, in dem andern aber dem schon sehr verständigen nd modernen Publikum zumuthete, sich einige Stufen zurückzustellen nd die Miene der deutschen Rohheit anzunehmen, welches bei dem roßen Mangel individueller Züge, oder bei der Einmischung einer nausgebildeten Mythologie, die erst der Erklärung bedurfte, ohne roßen Vortheil zu seyn schien. Doch müssen wir diese Ausartungen er neuern Poesie nicht mit den, wenn auch nicht durchaus gelungenen, Versuchen **Klopstocks** und einiger seiner Freunde vermischen. Denn **Klopstock**, welcher das neuere Bardiet erfand, vermischte zwar Celisches und Germanisches, daher bei ihm auch von Druiden rc. die Rede ist, auch konnte es ihm nicht gelingen, die nordische Mythologie mit seiner Poesie zu assimiliren; aber nie verleugnet sich doch ganz der Genius, und seine Bardiets werden der Welt zeigen, mit welchem

Ernste Klopstocks ahnender Geist die deutsche Kraft aufrief und bei den Schatten der Vorfahren beschwor. Uebrigens gab Klopstock dem Bardiet auch die dramatische Form, wie in seiner Hermannsschlacht, in welche einige Schlachtgesänge verwebt sind. Denis und Gerstenberg behandelten diese Gattung richtiger in lyrischer Form; Kretschmann in epischer. Letzterer bildete sich auch eine Theorie des Bardiets, in welcher er den Bardengesang schon sehr idealisirt, und für das neuere nachgebildete Bardiet Gegenstände bestimmt, die dessen historischen Charakter aufheben müßten; siehe K. F. Kretschmanns sämmtl. Werke, 1. Bd. Lpz. 1784. T.

Bardili (Christoph Gottfried), Hofrath und Professor der Philosophie an dem königl. Obergymnasium zu Stuttgart. Er war zu Blaubeuern im Wirtembergischen geboren, studirte zu Tübingen, wurde darauf Vicar zu Kirchheim unter Teck, 1786 Repetent im theol. Stift zu Tübingen, 1790 ordentl. Professor an der hohen Karlsschule und 1795 an dem obengenannten Gymnasium, und starb im 47sten Jahre seines Alters (1808), als verdienstvoller Lehrer und scharfsinniger Schriftsteller gleich bedauert. Zuerst zeigte er sich durch seine Epochen der vorzüglichsten philosophischen Begriffe (Halle 1788) als einen scharfsinnigen Denker; dann auch im Gebiete der practischen Philosophie durch seine Schrift: Ueber den Ursprung des Begriffes von der Willensfreiheit (Stuttgart 1790); Sophylus, oder Sittlichkeit und Natur, als Fundament der Weltweisheit (ebendas. 1794) und seine allgemeine practische Philosophie (ebendas. 1795); in der Psychologie durch seine Schrift über die Gesetze der Ideenassoziation (ebendas. 1796). Eine ganz neue Bahn betrat er aber durch seinen, die Aufmerksamkeit des philosophischen Publikums erregenden, Grundriß der ersten Logik, gereinigt von den Irrthümern der bisherigen Logik, besonders der kantischen (ebendas. 1800). In diesem Buche, wie in der später erschienenen philosophischen Elementarlehre, 2 Hefte (Landshut 1802 und 6) suchte er die Aufgabe die Philosophie durch eine in leere Spitzfündigkeiten verfallende Logik zu lösen. Hier gab er auch dem Gesetze der Identität eine neue Deutung. Das Denken besteht hiernach, wie das Rechnen, in einem unendlichen Wiederholen des Eins in Vielem. Die Materie, deren Charakter die Mannichfaltigkeit ist, wird hernach zum Denken hinpostulirt, ist aber von dem Denken als dem Ersten und Absoluten abhängig. Durch ihre Verbindung mit dem Denken entsteht das Wirkliche; das Denken aber ist die reine Möglichkeit desselben. Auch Reinhold glaubte auf diesem Wege eines rationalen Realismus das Ziel der Philosophie erreicht, und empfahl in dieser Hinsicht öffentlich Bardili's Arbeiten, (s. K. Leonh. Reinholds Beiträge zur leichtern Uebersicht des Zustandes der Philosophie beim Anfange des 19ten Jahrhunderts, Hamb. 1801, 6 Hefte; Anleitung zur Kenntniß und Beurtheilung der Philosophie in ihren sämmtlichen Lehrgebäuden, Wien 1805, 8. und Bardili's und Reinholds Briefe über das Wesen der Philos. und das Unwesen der Speculation, München 1804, 8.) welche Behauptung er aber in seiner letztern Schrift (Grundlegung einer Synonymik) selbst wieder zurückgenommen hat. Zu weit entfernt von dem Bedürfnisse der Zeit lag diese Ansicht, um einen ausgezeichneten Theil des Publikums gewinnen zu können; sie ist daher auch bald wieder vergessen worden. Dennoch können wir jenem scharfsinnigen Werke und den später (Landshut 1803) erschienenen Bei-

trägen zur Beurtheilung des gegenwärtigen Zustandes der Vernunftlehre das Verdienst nicht absprechen, auf manche Mängel der Logik aufmerksam gemacht und zu ihrer Verbesserung beigetragen zu haben. T.

Barère (Bertrand von Vieuzat), geboren zu Tarbes, aus einer angesehenen Familie, war anfangs Parlamentsadvocat zu Toulouse, wo er durch seinen eleganten und leichten, doch zu sehr mit Gegensätzen überladenen Vortrag Aufmerksamkeit auf sich zog. 1789 kam er als Deputirter zu der Generalständeversammlung, wo er seine republikanischen Grundsätze bereits laut äußerte. Während der Legislatur trat er ins Cassationsgericht, und nach dem 10ten August erhielt er einen Platz unter den patriotischen Rechtsgelehrten, welche Danton, damaliger Justizminister, mit seinem Ressort vereinigte. Im September 1792 erwählte ihn das Departement der hohen Pyrenäen zum Deputirten bei dem Nationalconvent, zu dessen Präsidenten er den 1sten December ernannt ward. An diesem Tage wurde Ludwig XVI. unter Barère's Vorsitz zum ersten Mal vor Gericht verhört. Barère ließ sich den Prozeß sehr angelegen seyn; bestritt die Appellation an das Volk und votirte Ludwigs Tod. Den 26sten März ward er zum Mitgliede des ersten Wohlfahrtsausschusses ernannt, wo er, besonders nach der Erneuerung desselben vom 10ten Juli, das Organ desselben und Urheber des größten Theils jener revolutionären Maßregeln war, die diese Epoche auszeichneten und ihr den Namen der Schreckensregierung gaben. Er stattete Bericht über die Correspondenz der Generale ab, und man sah die Assemblee auf seine Veranstaltung nach und nach die schrecklichsten Decrete erlassen und die empörendsten Ungerechtigkeiten bestätigen. Den 22sten Jan. 1794 erhob er sich gegen die Partei, die für den Frieden stimmte, und bei Erwähnung der Bedingungen, unter denen die fremden Mächte die Republik anerkennen wollten, erklärte er: „daß die Republik, um zu bestehen, dieser Anerkennung nicht bedürfe, und daß ihre Bestimmung ihr auch nur erlaube, die andern Regierungen provisorisch anzuerkennen.“ Um alle Meinungen und Arbeiten Barère's kennen zu lernen, müßte man alle Verhandlungen des Convents vom 31sten Mai 1794 bis zum 27sten Juli 1794 (9ten Thermidor) aufführen. Es sind wenige Sitzungen vergangen, in denen er nicht die Tribune einige Stunden lang behauptet hätte. Auch die Finanzen standen unter seiner Aufsicht: bei Gelegenheit eines Berichts über die Einziehung der den Verurtheilten gehörigen Güter ließ er die Worte hören, die ihm später zum gerechten Vorwurf gemacht worden sind: „Auf dem Revolutionsplatze (wo die Hinrichtungen geschahen) schlagen wir Münzen!“ Noch den Tag vor Robespierre's Sturz hielt ihm Barère eine Lobrede, als er aber sah, daß der Convent sich gegen ihn erklärte, verließ er ihn plötzlich und schloß sich an seine Feinde an. Durch dieses Verfahren nahm Barère und Andere Theil an dem glücklichen Ausgange der Ereignisse vom 9ten Thermidor, und erhielt sich dadurch noch einigen Einfluß. Bald aber fiel er als Mitverschworner Robespierre's in Verdacht, und ob er gleich die trüben Wolken mehrere Monate lang zu zerstreuen wußte, so endete doch im März 1795 sein Prozeß mit der Zuerkennung der Deportation. Er entging ihr durch die Flucht aus dem Gefängnisse. Nach der Revolution vom 18ten Brum. wandte er sich an den ersten Consul, mit der Bitte, seine Ver-

bannung aufzuheben, und war so glücklich, die Gewährung seines Gesuchs zu erhalten. Später ließ er ein Journal unter dem Titel: Mémorial antibritannique, erscheinen. Seitdem zeigte er sich bei allen Gelegenheiten als einen eifrigen Vertheidiger der Regierung Napoleons. Im J. 1815 traf auch ihn die rächende Nemesis: er wurde gleich allen andern Königsmördern, die unter Napoleon bei seiner zweiten Usurpation Dienste genommen hatten, verbannt.

Barfüßermönche, s. Orden (Geistliche).

Bariton, auch Bordon, Viola di Bordone genannt, ein mit sieben Saiten bezogenes Instrument, an Gestalt fast der Viola di Gamba gleich; außerdem sind unter dem Halse mehrere Drahtsaiten angebracht, welche mit dem Daumen gerissen werden, während jene der Bogen streicht. Es wurde um das J. 1700 erfunden, nachher durch Anton Lidel, welcher die untern Saiten bis auf 27 vermehrte, und vorzüglich durch Carl Franz zu Wien verbessert. — In der Vocalmusik heißt Bariton diejenige Stimme, welche zwischen Tenor und Baß fällt, so daß sie zwar nicht die ganze Höhe des Tenors erreicht, aber auch nicht die volle Tiefe des gemeinen Basses hat.

Barlow (Joel), berühmt als der Verfasser der Columbiade, des ersten in Nordamerika gedichteten Epos, war im Staate Connecticut von wohlhabenden Aeltern und als der jüngste von zehn Geschwistern geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters ward er in den Collegien zu Dartmouth und Newhaven erzogen und zeigte schon hier seine dichterischen Anlagen durch einen Hymnus auf den Frieden. Sein patriotischer Eifer stellte ihn im amerikanischen Freiheitskriege als Volontär in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger, und erst nach glücklich erkämpftem Frieden kehrte er zu den Wissenschaften zurück. Ihn beschäftigte damals die Herausgabe einer Zeitung, die ihn mit den politischen Verhältnissen beider Welttheile vertrauter machte; zugleich studirte er die Gesetzgebung und Rechtsgelahrtheit. Im J. 1785 unternahm er in Aufträgen einer Gesellschaft, die am Ohio weitläuftige Ländereien erkauft hatte und einen Theil davon wieder verkaufen wollte, eine Reise nach Europa, um Käufer dafür anzuwerben. Der bald darauf erfolgende Ausbruch der französischen Revolution machte ihn zu einem enthusiastischen Freunde derselben, weßhalb die Constitutionsgesellschaft zu London ihn zu ihrem Abgeordneten nach Paris ernannte, um dem Nationalconvent ihre Glückwünschungsadresse zu überreichen. In Paris verschlang die Politik alle seine Zeit. Er schrieb eine Broschüre über die Mängel der französischen Revolution von 1791, welche sein Freund, der bekannte Thomas Payne dem Convent übergab. Als bald darauf er selbst vor den Schranken mit seiner Sendung erschien, ward er mit dem rauschendsten Beifall empfangen. Im Febr. 1793 ließ sogar Guyton-Morveau ihm die Ehre des französischen Bürgerrechts decretiren. Desto unfreundlicher nahm ihn bei seiner Rückkehr Pitt auf, der ihn für einen Agenten der englischen Jacobiner ansah, und, wiewohl vergebens, strenge Maßregeln gegen ihn provocirte. Barlow verweilte nicht lange in England, denn er erhielt von Washington 1795 den Auftrag, mit den Barbaresken in Unterhandlung zu treten, und die zu Tunis, Tripolis und Algier in Gefangenschaft lebenden Amerikaner zu ranzioniren. Barlow negozirte so glücklich, daß ihm die Regierung seines Vaterlandes öffentlichen Dank zuerkannte. Nach seiner Rückkunft in Paris gab er seine

Briefe an seine Mitbürger heraus, welche in einer kraftvollen Sprache sehr gesunde Begriffe über Regierung und Gesetzgebung, aber auch Ideen von politischer und bürgerlicher Freiheit vortrugen, die ihm manchen Gegner weckten, ohne ihm jedoch weder die Achtung seines Vaterlandes, noch die Freundschaft der Edlern des Auslandes, mit denen er in Berührung stand, zu entziehen. Später kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er sich in der Nähe der Bundesstadt Washington ein Landgut ankaufte, dem er wegen seiner reizenden Umgebungen den Namen Calorama gab. Hier arbeitete er den Plan für eine große Universität oder polytechnische Schule aus, und brachte damit seine Ideen über Nationalerziehung in Verbindung. Allein er fand nicht mehr den zur Ausführung seiner Vorschläge nöthigen Gemeingeist, und war entschlossen, seine letzten Tage in ländlicher Ruhe der Ausarbeitung einer Geschichte der amerikanischen Revolution und ihrer Folgen zu widmen, als er 1811 den Auftrag erhielt, sich als Gesandter der nordamerikanischen Freistaaten nach Paris zu begeben. Er nahm diese ehrenvolle Ernennung an, folgte 1812 dem französischen Kaiser nach Rußland, und starb zu Ende desselben Jahres in Lithauen, während des Rückzugs der französischen Heere. — Seine Columbiade, welche im J. 1807 prachtvoll gedruckt zu Philadelphia erschienen ist, wird wegen ihres Reichthums an herrlichen Scenen und würdigen Empfindungen, ungeachtet mancher Fehler, lange eine der schönsten Blüthen des amerikanischen Parnasses bleiben. Eigenthümlich ist die Art der Einkleidung; von der Form anderer Epopöien abweichend, ist der ganze Inhalt als eine Vision dargestellt, welche Columbus in seinem einsamen Kerker zu Valladolid hat.

Barmen, ein zwei Stunden langes Thal an der Wipper im jetzigen preuß. Herzogthum Cleve-Berg, welches in den vier Ortschaften, Gemarke, Wipperfeld, Rittershausen und Hecklinghausen, 9000 Einwohner enthält, die Garn, Band, Spitzen, Siamoisen, Zwirn, seidene Tücher ꝛc. verfertigen und damit einen sehr ausgebreiteten Handel treiben. Gemarke ist der Hauptort dieses höchst merkwürdigen Thals, das in Rücksicht seiner Industrie in Deutschland nicht seines Gleichen hat.

Barmherzige Brüder, s. Orden (Geistliche).

Barnabiten, s. Orden (Geistliche).

Barnave (Antoine-Pierre-Joseph-Marie), Advokat und Deputirter bei den französischen Generalständen, großer Redner, eifriger Anhänger und frühes Opfer der Revolution. Er war 1761 in Grenoble geboren, Sohn eines sehr reichen Prokurators, protestantischer Religion, ward sehr jung Advokat, und ergriff mit Feuer die revolutionären Grundsätze bei ihrem ersten Ausbruch. Zum Deputirten des dritten Standes bei der Versammlung der Generalstände gewählt, zeigte er sich sogleich als einen offnen und bittern Feind des Hofes. Er ging in seinem Eifer soweit, daß, als Lally-Tolendal für den gefangenen Bartier, Schwiegersohn des ermordeten Foulon (s. d. Art.), um Schutz nachsuchte, ihm die grausame, und oft nachher ihm vorgeworfene Aeußerung entfuhr: „Le sang qui coule est-il donc si pur qu'on ne puisse en répandre quelques gouttes?" Er machte viele Vorschläge zu Gunsten des Volks, deren einzelne Anführung aber nicht hieher gehört. Er ward kurz hinter einander Secretär der Versammlung, Mitglied des Ausschusses für die Colonien, Mitglied des diplomatischen Ausschusses, und endlich im Jan. 1791 Präsident. Als er in den Aus-

schuß für die Colonien getreten war, drang er darauf, daß nicht eher ein Dekret gegen die Schwarzen gegeben würde, als bis die Colonien den ersten Widerstand gegen die Neuerungen gezeigt haben würden; aber er setzte es nicht durch, das Gegentheil geschah; und durch diese Motion, die gegen die Grundsätze der meisten Uebrigen, ja gegen seine eignen früher geäußerten, sehr anstieß, fing sogar sein patriotischer Kredit an zu sinken, der von hier an immer schwächer werdend bald ganz darnieder fiel. Nach der Flucht des Königs war er fast der einzige, der ruhige Fassung behielt, vertheidigte Lafayette gegen die Beschuldigung des Mitwissens dieses Schritts, und ward nach der Festhaltung der königlichen Familie, nebst Petion und Latour-Maubourg, derselben entgegengeschickt, um sie nach Paris zu begleiten. Der Anblick erhabenen Mißgeschicks und der Entweihung der königlichen Würde scheint ihn erschüttert zu haben. Er behandelte die Gefangenen mit aller ihrem Range und Unglück gebührender Ehrfurcht, und machte einen trockenen Rapport ohne alle Anmerkung. Von diesem Augenblick an ging eine immer sichtlicher werdende Veränderung in seinen Grundsätzen vor. Er vertheidigte die Unverletzbarkeit der Person des Königs, und schilderte die Unglücksfälle, die der Republik drohten; nahm in einem bei einem Regimente vorgefallenen Streite die Partei der Offiziere gegen die Unteroffiziere und Gemeinen; widersetzte sich der Verordnung, welche scharfe Maßregeln gegen die widerspenstigen Priester befahl; brachte es, wiewohl mit vieler Mühe, dahin, daß das auf die Colonien Bezug habende strenge Decret zurückgenommen wurde. Seine Popularität sank immer tiefer, und er wurde endlich von der Revolutionspartei ganz aufgegeben. Bei seinen frühern Motionen gerieth er öfter mit Mirabeau in Opposition; aber seine Talente waren so hervorragend und so selten in einem so jungen Menschen, daß dieser ihnen selbst Gerechtigkeit widerfahren ließ und von ihm sagte: „C'est un jeune arbre qui montera haut si on le laisse croitre.“ Aber er sollte nicht wachsen. Als nach dem 10ten August 1792 die Correspondenz des Hofes in die Hände der siegenden Partei fiel, gab man vor, auch Beweise seiner geheimen Verbindungen mit demselben gefunden zu haben, und er ward, ungeachtet seiner meisterhaften Vertheidigung, den 29sten November 1793, in seinem 32sten Jahre, guillotinirt.

Barnes (Josua), geboren zu London im J. 1650, ein bekannter englischer Kritiker, der sich durch ein ungeheures Gedächtniß auszeichnete, aber desto weniger Urtheilskraft und Geschmack besaß. Vielleicht hatte keiner seiner Zeitgenossen so viel griechische Wörter im Kopfe und schrieb diese Sprache mit so viel Leichtigkeit wie er, weßhalb Bentley von ihm sagte, er verstehe so gut griechisch wie ein Schuhflicker von Athen. Auch war Barnes auf seine Gelehrsamkeit nicht wenig stolz und zog sich dadurch eine Menge Feinde zu. Als man ihn einst auf einige Fehler in seinen Werken aufmerksam machte, antwortete er: Armselige Abcschützen! ich habe mehr griechisch vergessen, als ihr je lernen werdet. Er war nicht mehr jung, als er eine reiche aber sehr widerwärtige Dame heirathete. Sie hatte ihm in ihrem Testament eine Rente von 100 Pfund ausgesetzt, aber Barnes wollte dieses Geschenk nur unter der Bedingung annehmen, daß sie ihre Hand hinzufügte. Die Dame hatte ein zu gutes Herz, „um,“ wie sie sagte, „Josua etwas abzuschlagen, für den die Sonne stille gestanden.“ Er starb als Professor zu Oxford im J. 1712. Man hat zu seiner Grabschrift das bekannte Wortspiel vorgeschlagen:

Josua Barnes,
Felicis memoriae, judicium expectans.

Sein Euripides und Homer sind noch sehr geschätzt, weniger sein Anakreon. Seine übrigen Werke aber, z. B. seine Geschichte Eduards III., sind ziemlich vergessen. Eine Sammlung lateinischer und englischer Gedichte gab er in einem Alter von 15 Jahren heraus. Seiner Frau zu gefallen verfaßte er ein langes Gedicht, worin er darthun will, daß Salomo der Verfasser der dem Homer zugeschriebenen Werke sey.

Barneveldt (Johann van Olden), Großpensionär von Holland, ein Mann, der mit einem durchdringenden Geiste die einfachsten Sitten verband. Er war 1549 geboren, und zeigte früh einen glühenden Eifer für die Unabhängigkeit der vereinigten Provinzen, welche das spanische Joch abgeworfen hatten. Als General-Anwalt der Provinz Holland bewährte er eben so sehr seine Einsichten als seine Geschicklichkeit in Unterhandlungen. Dreißigjährige Dienste und Arbeiten hatten seinen Ruf befestigt. Er, der sein Vaterland vor dem Ehrgeitze Leicesters geschützt hatte, betrachtete mit aufmerksamem Auge die geheimen Plane des Moritz von Nassau, den seine Mitbürger zur Würde eines Statthalters erhoben hatten, und faßte bald ein solches Mißtrauen gegen die Talente und Ansichten dieses Fürsten, daß er selbst das Haupt der republikanischen Partei wurde. Das Verlangen derselben war, daß die Macht getheilt und der Statthalter der gesetzgebenden Gewalt untergeordnet werde. Die vereinigten Provinzen, welche ihre Unabhängigkeit gegen Spanien behauptet hatten, waren im Begriffe, die Früchte ihrer Ausdauer und ihres Muths zu ernten. Spanien, erschöpft und ohne Hoffnung, seine Provinzen wieder zu erlangen, eröffnete, unter Vermittlung des Erzherzogs, Gouverneurs der Niederlande, Friedensunterhandlungen. Barneveldt erschien dabei als Bevollmächtigter, und entwickelte in dieser schwierigen Angelegenheit die Talente eines Staatsmannes und die Festigkeit eines echten Republikaners. Erst nachdem die Souveränität der Staaten anerkannt worden, unterzeichnete er den Waffenstillstand und ging auf Verhandlungen ein. Aber noch blieben ihm die Hindernisse zu besiegen, welche Moritz von Nassau ihm entgegenstellte. Dieser, der den Krieg seines persönlichen Vortheils wegen vorzog, wirkte dem Friedensgeschäft entgegen, und sah in Barneveldt nur einen Feind seines Hauses und seiner Person. Er reizte einer Seits den Haß des Volks gegen diesen mächtigen Gegner auf, anderer Seits suchte er auf Barneveldt selbst, durch anonyme Briefe zu wirken, in welchen sein Leben bedroht wurde. Dieser konnte nur durch die dringendsten Bitten der Staaten bewogen werden, seine Geschäftsführung fortzusetzen, und schloß endlich 1609 mit Spanien einen zwölfjährigen Waffenstillstand, in welchem die Unabhängigkeit Hollands anerkannt wurde. Barneveldts Ansehen stieg durch die glückliche Beendigung dieser Angelegenheit noch höher, und reitzte das Haus Nassau zu immer größerer Eifersucht. Schon waren beide Parteien in hohem Grade erbittert auf einander, als theologische Streitigkeiten diese Erbitterung noch vermehrten. Arminius griff einige Lehrsätze Calvins an und suchte sie zu mildern; Gomarre widersetzte sich ihm, und bald war ganz Holland in Arminianer und Gomarristen getheilt. Zu jenen gehörten die ausgezeichnetsten und gelehrtesten Männer, ein Vossius, Grotius, Ledenberg, Hoogenberts; auch Barneveldt trat ihnen bei. Dies war für Moritz Grund genug, die Gegenpartei zu ergreifen. Die Erbitterung der Gemüther ließ einen Bürgerkrieg befürchten. Diesem vorzubeugen,

schlug Barneveldt eine Kirchenversammlung vor, welche eine allgemeine Toleranz in Ansehung der streitigen Punkte festsetzte. Die Staaten gaben dieser weisen Maßregel auch anfangs ihre Zustimmung, bis später die Ränke der nassauischen Partei sie zu andern Ansichten brachten. Diese stellte die Arminianer als heimliche Freunde Spaniens dar; Barneveldt ward in Schmähschriften angegriffen, und in der Versammlung der Staaten selbst von dem Volke beleidigt, dessen Abgott Moritz geworden war. Da Barneveldt nicht mehr hoffen durfte, den reißenden Strom aufzuhalten, und voraussah, welches Schicksal ihm bevorstehe, dachte er aufs neue daran, sein Amt niederzulegen, um sich der Wuth seiner Feinde zu entziehen; doch seine Pflicht und seiner Freunde Bitten siegten auch diesmal über ihn. Moritz dagegen verlangte die Zusammenberufung einer Generalsynode, unter dem Vorwande, den dogmatischen Streitigkeiten ein Ende zu machen. Auf Barneveldts Antrieb erklärten sich die Staaten gegen diese Maßregel, deren Folgen nicht zweifelhaft waren. Man hob sogar ohne Moritz Zustimmung Truppen aus, um die Ordnung in den Städten, wo die Gomarristen sie gestört hatten, wieder herzustellen; aber selbst diese Eingriffe in die Gewalt des Statthalters raubten Moritz nichts von seiner Popularität und von seiner Macht. Er ließ die Angriffe und Schmähungen gegen Barneveldt verdoppeln, welcher zur Widerlegung derselben jene berühmte Denkschrift herausgab, worin er den vereinigten Provinzen alle Ränke der nassauischen Partei vor Augen legte, und sie aufmerksam auf die Gefahr machte, welche von dort ihrer Freiheit drohte. So überzeugend alle angeführten Thatsachen waren, so konnte er doch nicht mehr durchdringen. Moritz ließ 1618 die Synode zu Dortrecht halten, zu der fast alle calvinistischen Kirchen Europa's Deputirte schickten. Sie verurtheilte die Arminianer mit der ungerechtesten Strenge; für Moritz war diese Verurtheilung die Auffoderung zu noch gewaltsamern Schritten. Er ließ, ungeachtet der Vorstellungen der Staaten, Barneveldt, nebst den andern Häuptern der Arminianer, verhaften, und von 26 erkauften Commissären richten, die wegen des erdichteten Verbrechens des Hochverraths den Mann, dem sein Vaterland die politische Existenz dankte, zum Tode verurtheilten. Umsonst waren die Vorstellungen der verwittweten Prinzessin von Oranien und des französischen Gesandten, umsonst erhoben seine Freunde und Verwandten laut ihre Stimme; Moritz blieb unerschütterlich. Am 18ten Mai 1617 bestieg der ehrwürdige 72jährige Greis das Blutgerüst, und litt den Tod mit derselben Festigkeit, die er unter allen Umständen seines Lebens bewiesen hatte.

Barometer, dasjenige Instrument, womit man den Druck der Luft und seine Veränderungen mißt. Gewöhnlich besteht er aus einer mit Quecksilber angefüllten, oben luftleeren und verschlossenen Glasröhre. Bei stärkerem Drucke der Luft steigt darin das Quecksilber höher, bei geringerem sinkt es herab. Evangelista Torricelli, ein Schüler des berühmten Galilei und dessen Nachfolger in dem Lehramte der Mathematik in Florenz, ist der Erfinder des Barometers. Er kam gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf den Gedanken, daß dieselbe Ursache, welche das Wasser nur 32 Fuß hoch treibe und erhalte (s. Atmosphäre) — eine Entdeckung seines Lehrers Galilei — auch das vierzehn Mal schwerere Quecksilber und zwar nur $\frac{32}{14}$ Fuß oder 27$\frac{1}{2}$ Zoll hoch treiben und halten werde. Er fing an Versuche zu machen, und schmelzte zu dem Ende eine Glas-

röhre, die einige Fuß lang war, an dem einen Ende zu; durch die am andern Ende noch vorhandene Oeffnung füllte er sie mit Quecksilber, kehrte sie dann mit Vorhaltung des Fingers um, und setzte sie, indem er den Finger von der Oeffnung wegnahm, in ein Gefäß mit Quecksilber. Zu seiner Freude fand er sich in seiner Erwartung nicht getäuscht. Das Quecksilber floß aus dem obern Theile der Röhre ab, und blieb in einer $27\frac{1}{2}$ Zoll hohen Säule stehen. Nur einiges Nachdenken war erfoderlich, um Torricelli zu der Ueberzeugung zu bringen, daß die Erhaltung der Quecksilbersäule von $27\frac{1}{2}$ Zoll von nichts anderm, als von dem Drucke der auf der Quecksilberfläche im Gefäße ruhenden und sich bis an die Grenzen der Atmosphäre erstreckenden Luftsäule herrühre. Während sich Torricelli mit dem weitern Nachdenken über diesen Gegenstand beschäftigte, übereilte ihn im Jahre 1647 der Tod. Die beschriebene Vorrichtung, die nichts anders, als das Barometer selbst ist, führt von ihm den Namen der torricellischen Röhre. — Pascal machte sich Torricelli's Muthmaßungen zu eigen, und stellte zu ihrer Bestätigung mehrere Versuche an. Einem seiner Verwandten, Perrier zu Clermont in Auvergne, trug er auf, Versuche auf dem Berge Puy de Dome anzustellen. Dieser fand dabei, daß das Quecksilber der torricellischen Röhre auf dem Gipfel des 5000 Toisen hohen Berges über drei Pariser Zoll niedriger stand, als es am Fuße des Berges gestanden hatte; hierdurch wurde unwiderleglich bewiesen, daß nicht, „Abscheu vor dem leeren Raume," (horror vacui) wie man bis dahin geglaubt hatte, sondern der Druck der Luftsäule die Aufrechthaltung der Quecksilbersäule in der Röhre verursache. Man bemerkte auch deutlich das allmälige Fallen der letztern beim Besteigen des Berges. — Schon den ersten Erfindern des Barometers konnte es nicht verborgen bleiben, daß sich der Stand des Quecksilbers in der torricellischen Röhre fast täglich verändere. Sie schlossen hieraus ganz natürlich, daß auch der Druck der Atmosphäre unaufhörlichen Veränderungen unterworfen seyn müsse, und daß man mithin jene Vorrichtung zur Wahrnehmung und Bestimmung dieser Veränderungen brauchen könne; doch verfolgten sie diesen Gedanken nicht weiter. Otto von Guericke war hierauf vorzüglich aufmerksam, und nach und nach wurden es mehrere. Man gab bald darauf der Vorrichtung den Namen Barometer, d. i. Schwermesser, oder auch Baroscop, d. i. ein Instrument, welches zur Beobachtung der Schwere dient, und fing sogar bald an, aus dem Steigen und Fallen des Quecksilbers auf Wetterveränderungen zu schließen, wodurch beim großen Haufen der Name Wetterglas veranlaßt wurde. Allein zur Beobachtung und Bestimmung der Witterung ist das Barometer ein durchaus unvollkommenes Instrument, und kann nur in so fern als solches angesehen werden, als gutes Wetter mit trockner, schlechtes Wetter aber mit feuchter Luft verbunden zu seyn pflegt, die Schwere der Luft aber sich nach ihrer trocknen oder feuchten Beschaffenheit verändert. Obwohl die einfache torricellische Röhre hinreichte, diese Veränderungen wahrzunehmen, so hat man doch mancherlei Verbesserungen damit vorgenommen, diesem Instrumente eine bequemere Einrichtung zu geben. Ohne die verschiedenen Arten von Barometern anführen zu wollen, erwähnen wir nur, daß man der Bequemlichkeit wegen die torricellische Röhre unten krümmte, und an dem hinaufgekrümmten Ende derselben ein kugelrundes oder längliches, oben offenes Gefäß anschmolz, in welches das Quecksilber gegossen ward, worauf der Druck der Luft wirkt. Ferner befestigte man die ganze Röhre, nebst dem erwähnten daran

angeschmolzenen und mit ihr in Verbindung stehenden Gefäß, auf ein Bret, und verzeichnete auf dasselbe eine Scale, um das Steigen und Fallen des Quecksilbers desto genauer zu beobachten. Diese Einrichtung hat noch jetzt das gewöhnliche Barometer, welches jedoch für Höhenmessungen nicht hinreicht. De Luc fand, daß in dieser Hinsicht das Heberbarometer, welches seinen Namen von der heberförmig gekrümmten Röhre hat, die besten Dienste leiste. In diesem Barometer haben die Quecksilbersäulen in beiden Schenkeln der Röhre gleichen Durchmesser; auch ist an beiden Schenkeln eine Scale angebracht. Zu einem genauen Barometer wird besonders erfordert: 1. daß allein die Luft darauf wirkt, zu welchem Ende die torricellische Röhre völlig luftleer gemacht wird; denn erhält sie Luft, so bekommt die Quecksilbersäule nicht die gehörige Höhe, und die Wärme wirkt auf die Luft, mithin auf das Quecksilber. Um alle Luft herauszuschaffen, muß bei Verfertigung des Barometers das Quecksilber in der Röhre stark ausgekocht werden; 2. eine genaue Scale, und 3. daß das Barometer genau lothrecht hänge, daß das Auge völlig in einerlei horizontaler Ebene mit der Fläche des Quecksilbers gehalten werde, und daß man den Stand des Quecksilbers beim höchsten Punkte seiner Convexität messe.

Baron (Michael), eigentlich Boyron, geboren zu Paris 1653, war der Sohn eines Kaufmanns, der auch Schauspieler war, und wurde der Zögling und Freund Molière's, dem er als Acteur und Schauspieldichter nachfolgte. So sehr er seinen Lehrer als Schauspieler übertraf, so sehr stand er ihm als Schriftsteller nach. Er war von der Natur mit den herrlichsten Gaben ausgestattet, und bemühte sich, dieselben durch Kunst zu entwickeln und auszubilden. Einer seiner Hauptgrundsätze bei der Action war, daß man die Hände bei der gewöhnlichen Bewegung nie über die Augen erheben solle: „erhebt sich aber die Leidenschaft über den Kopf, dann ist auch diese Bewegung vortrefflich; die Leidenschaft weiß mehr als die Kunst.“ Man nennt ihn einstimmig den Roscius seines Jahrhunderts. Im Jahre 1691 verließ er das Theater mit einer Pension von 1000 Thalern, betrat aber dasselbe im Jahre 1720 als ein Greis von 68 Jahren aufs neue, und fand seinen ehemaligen Beifall wieder. Baron hatte eine sehr hohe Idee von seinem Stande; er pflegte zu sagen, die tragischen Schauspieler sollten an den Brüsten von Königinnen gesäugt werden. Nicht weniger groß als sein Enthusiasmus für seinen Stand war seine Eitelkeit; nach ihm sieht die Welt alle Jahrhunderte einen Cäsar, aber es werden Jahrtausende erfodert, einen Baron hervorzubringen. Er starb im Jahre 1729, 77 Jahre alt. Im Jahre 1760 erschienen drei Bändchen Schauspiele unter seinem Namen.

Baron, s. Freiherr. Baronet ist in England eine von Jacob I. (1612) gestiftete Adelswürde, mit welcher der Titel Sir verbunden ist, und welche allen Ritterorden vorgeht, ausgenommen den Hosenbandorden. König Jacob I. verordnete, daß jeder, der zur Beschützung Irlands dreißig Mann stellen und drei Jahre lang auf eigene Kosten unterhalten würde, Baronet seyn solle.

Barras (Paul François Jean Niclas Vicomte von), Deputirter bei dem Nationalconvent, nachher Mitglied des vollziehenden Directoriums, geboren zu Fohempoux in der Provence den 20sten Juni 1755, aus der Familie der Barras, deren Alter in der Gegend zum Sprichwort geworden war. „Ein Adel,“ sagte man, „gleich dem der Barras, so alt wie die Felsen der Provence.“ Er fing seine militäri-

sche Laufbahn als Unterlieutenant im Regiment von Languedoc an, und diente bis 1775. Um diese Zeit machte er eine Reise nach Isle de France, wo einer seiner Verwandten Gouverneur war, und trat in das Regiment von Pondichery; und nachdem Pondichery sich ergeben hatte, diente er auf Suffrens Escadre und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Nach seiner Rückkunft nach Frankreich mit dem Charakter eines Capitains, überließ er sich seinem Hange zum Spiel und Weibern, und zerrüttete dadurch seine Vermögensumstände. Die Revolution trat ein, und er zeigte sich sogleich von 1789 an als Gegner des Hofes, und figurirte in den Versammlungen des dritten Standes, während sein Bruder in denen des Adels saß. Den 14ten Juli nahm er Theil an dem Angriffe auf die Bastille, so wie den 10ten August gegen die Tuilerien. Im August 1792 ward er zum Geschwornen bei dem hohen Gerichtshofe von Orleans ernannt, und im September zum Deputirten bei dem Nationalconvent, wo er den Tod Ludwigs XVI. votirte. Im October ward er nebst Freron in die mittägigen Provinzen geschickt, und zeigte sich zu Marseille minder heftig als dieser. Auf seiner Reise nach Toulon, das eben sich den Engländern ergeben hatte, gerieth er in Lebensgefahr; mehrere Kerle fielen seinen Wagen an, er mußte sich mit gewaffneter Hand durchschlagen, entkam glücklich, schiffte sich zu St. Troyez ein, erreichte in der Nacht Nizza, und ließ den General Brunet in der Mitte seiner Armee arretiren, weil er ihn nebst dem Contreadmiral Trogloff beschuldigte, heimlicher Urheber der Uebergabe Toulons an die Engländer gewesen zu seyn. So fest er sich den Ruf eines Patrioten in den mittägigen Provinzen Frankreichs begründet hatte, so mißfiel er doch Robespierre, der dreimal Willens war, ihn nach seiner Rückkunft nach Paris arretiren zu lassen. Nur Barras Charakter und Drohung, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, hielten ihn zurück, und er beschloß, ihn in die große Proscription, mit der er umging, zu verwickeln. Barras vereinigte sich mit den Ausschußmitgliedern, die ebenfalls ihren Fall nahe sahen, und einen Machtstoß versuchen mußten, um ihren Unterdrücker zu stürzen, und spielte auf diese Art eine Hauptrolle am 9ten Thermidor (27sten Juli 1794). Er erhielt das Commando der bewaffneten Macht, trieb die Truppen Henriots zurück, und bemächtigte sich Robespierre's. Den folgenden Tag legte er das Commando wieder nieder, und ward einige Tage darauf zum Secretair ernannt. Den 4ten Februar 1795 ward er Präsident. Am 10ten October 1795, als die Wahl des gesetzgebenden Corps neue Unruhen in Paris herbeiführte, und die Sectionscolonnen gegen den Convent anrückten, erhielt Barras abermals den Oberbefehl über die Truppen des Convents, und das Bataillon der dem Convent zu Hülfe herbeigeeilten Patrioten. Bei dieser Gelegenheit berief er den General Bonaparte an seine Seite, und machte von seinen Diensten trefflichen Gebrauch. In seinem Berichte schrieb er sogar den ganzen Sieg diesem jungen Generale zu, und erhielt wenige Tage darauf für ihn das Commando der Armee im Innern. Seine wichtigen Dienste beförderten ihn ins Directorium. Man hat gesagt, daß Bonaparte ihm das Commando der italiänischen Armee zu verdanken gehabt habe. Wie dem auch sey, so fühlte doch Barras, daß Bonaparte dem, der ihn zu leiten vermöchte, ein entschiedenes Uebergewicht geben würde, und brachte von Carnot das Portefeuille des Kriegsministers an sich. Dieses entzweite beide, und Carnot neigte sich deßhalb einige Zeit auf die Seite des Rathes, in dessen Mitte sich eine Par-

tei zur Einschränkung der Directorialmacht, und besonders der Gewalt des Barras gebildet hatte. Die Spaltung konnte sich nur mit dem Sturze der einen oder der andern Partei endigen; die des Rathes sank bei den Ereignissen des 18ten Fructidor (4ten September 1797), davon Barras einer der Haupturheber war. Von diesem Zeitpunkte an regierte er unumschränkt bis zum 18ten Juni 1799, wo Sieyes in das Directorium trat. Barras gelang es dessen ungeachtet, sich neben jenem zu erhalten, während Merlin von Douai, Treilhard und Réveillère-Lépeaux sich genöthigt sahen, ihren Abschied zu nehmen. Er selbst aber ward ein Opfer des 18ten Brumaire (9ten November 1799). In einem höchst ungeordneten Briefe, den er nach St. Cloud sandte, legte er seine Stelle nieder, und erhielt auf sein Verlangen vom ersten Consul eine Escorte, die ihn noch denselben Abend auf sein Gut Grosbois brachte. Nachher verkaufte er dieses, und zog sich nach Brüssel zurück, wo er mehrere Jahre lang ein ansehnliches Haus machte. 1805 erhielt er die Erlaubniß, sich in das mittägige Frankreich zu begeben. Bei Bounaparte's Wiederkehr von Elba erschien er in der Hauptstadt, und verschwand eben so schnell wieder, ohne etwas verlangt zu haben.

Barre ist ein Wort, das in dem Berg- und Münzwesen vorkommt, wo eine Silber- oder Goldbarre so viel als ein langes dickes Stück gegossenen Silbers oder Goldes bedeutet, zum Unterschiede von dem schmalern Zain. — Außerdem hat Barre auch bei der Schifffahrt mehrere Bedeutungen, z. B. der Ruderstock, oder die Stücken Holz, die um den Mast unter den Mastkörben sich befinden, um diese zu halten ꝛc. — Ferner eine Sandbank, oder eine Reihe Klippen im Meere; endlich auch gewisse gefährliche Wellen längs der Küste von Guinea in Afrika.

Barri (Marie-Jeanne Gomart de Vaubernier, Gräfin du), die berühmte Favoritin Ludwigs XV., Königs von Frankreich, war die Tochter eines Commis beim Steuer-Pachtwesen zu Voucouleurs, Namens Gomart von Vaubernier. Sie wurde 1744 geboren, kam nach dem Tode ihres Vaters frühzeitig zu einer Modehändlerin, dann zu der berüchtigten Gourdan, wo man sie als Mademoiselle Lange kannte, und ward dann des Grafen du Barri Maitresse, der auf ihre außerordentlichen Reize höhere Speculationen baute. Er leitete es selbst dahin ein, daß sie dem Könige bekannt wurde (dont les sens étaient blasés par la débauche, sagt ein französischer Schriftsteller, et qui ne savait plus ennoblir par son choix ses honteuses faiblesses. Le vieux monarque, fährt er fort, accoutumé à rencontrer le respect jusque dans les bras de ses maitresses, retrouva des jouissances et des désirs près d'une femme d'une espèce nouvelle pour lui. Il l'aima de toute sa faiblesse, et l'empire d'une vile prostituée sur le souverain le plus majestueux et le plus imposant fut fondé par la lubricité). Schnell trat sie an die Stelle der Marquisin von Pompadour. Es schien dem König nöthig sie zu verheirathen: dies Glück ward dem Grafen du Barri, einem Bruder des vorigen, zu Theil, und nunmehr ward die Gräfin du Barri öffentlich am Hofe eingeführt. Ihr Schwager unterrichtete sie, wie sie sich in ihrem neuen Posten zu betragen habe. Bald regierte sie ganz Frankreich: sie stürzte den Herzog von Choiseul, dessen stolzer Geist sich nicht vor ihr beugen wollte; erhob den Herzog von Aiguillon, und unterstützte denselben in seiner Rache gegen das Parlament, in welcher dieser so weit ging, daß das Parlament im Sommer 1771 aus Paris ver-

wiesen und wenige Wochen darauf ganz aufgehoben wurde. Ihren Gegnern blieb zu einiger Rache nur der Spott übrig, den sie auch in vollem Maße gegen sie richteten. Dem Herzog von Nivernois ward ein Gesang zugeschrieben, welcher anfing:

Lisette, ta beauté seduit
et charme tout le monde,
en vain ta bourgeoisie en gémit,
et la Duchesse en gronde,
chacun sait que Venus naquit
de l'ecume de l'onde.

Man würde ihrem Geiste jedoch zu viel Ehre erzeigen, wenn man das, was sie wirkte, eigentlich aber nur zu wirken schien, ihrer Selbstthätigkeit, und nicht vielmehr der Cabale anderer Höflinge zuschreiben wollte, welche sich ihrer zu bedienen wußten; sie selbst war eine Frau mehr von Vergnügen als von Intrigue. Nach dem Tode des Königs wurde ein Verhaftsbefehl gegen sie erlassen, und sie in die Abtei von Pont-aux-Dames bei Meaux verbannt. Später erhielt sie Erlaubniß, in ihrem schönen Pavillon zu Louveciennes unweit Marly zu wohnen. Bis zu Robespierre's Regierung lebte sie während der Revolution ruhig. Allein, ihre Reichthümer und ihre Verbindung mit den Brissotisten stürzten sie. Sie ward vor Gericht gezogen, zum Tode verurtheilt und den 9ten Dec. 1792 guillotinirt. Als sie zum Tode geführt wurde, hörte sie nicht auf, um Gnade zu flehen; ihre Augen waren in Thränen gebadet; sie schrie laut und bat das Volk um Mitleiden. Im Augenblicke ihrer Hinrichtung hörte man sie noch ausrufen: Monsieur le bourreau, encore un moment. Man hat bemerkt, daß von allen vom Revolutionstribunal in dieser schrecklichen Periode zum Tode verurtheilten Frauen und Mädchen sie die einzige gewesen, die so viele Schwäche und Todesfurcht gezeigt habe.

Barrieretractat. Dieser Tractat, vermöge dessen die Generalstaaten in die den französischen Gränzen zunächst liegenden Festungen (Barrierestädte) Namur, Dornick, Meenin, Furnes, Warneton, Ypern und Fort Knocke Besatzungen von Truppen in ihrem Solde unter Commandanten, die von ihnen ernannt wurden, aber auch dem Kaiser schwören mußten, in Dendermonde aber eine gemeinschaftliche Besatzung legten, zu deren Unterhalt der Kaiser 1,250,000 niederländische Gulden aus den sichersten Einkünften des Landes hergab, dieser außerdem an die vereinigten Niederlande Venlo und einige andere Plätze in Geldern abtrat, und endlich beide Theile sich verpflichteten, zur Vertheidigung jener Lande jeder 25 bis 30,000 Mann bei ruhigen Zeiten zu halten, und bei drohender Gefahr sie auf 40,000 zu vermehren, war dem Kaiser Leopold von den Niederländern bei ihrem Beitritte zum spanischen Successionskriege zur einzigen Bedingung gemacht worden, und dieselben hatten, um der Vollziehung gewiß zu seyn, sich die catholischen Niederlande einstweilen überliefern lassen. Ungeachtet dieser gebrauchten Vorsicht war der Kaiser wenig geneigt, nach geschlossenem Frieden mit Frankreich einen so nachtheiligen Vertrag zu halten, und nur durch die angestrengten Bemühungen Englands gelang es, ihn in Ausübung zu bringen. Er bestand bis zum Jahre 1781, wo der wiener Hof, ungeachtet der Protestationen der Republik Holland, ihn mit der Erklärung aufhob, daß die Festungswerke der Barrierepläze geschleift werden sollten, und mithin keine Besatzung darin mehr nöthig sey; worauf auch die holländischen Truppen abzogen, und die Werke größtentheils abgetragen wurden.

Barros (Joan de), der berühmteste portugiesische Geschichtschreiber, war zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts geboren, und stammte aus einer ausgezeichneten alten adeligen Familie. Er wurde anfänglich Page bei dem König Emanuel, aber sein Verstand und seine Geschicklichkeit zeichneten ihn so aus, daß ihn der König in einem Alter von 17 Jahren zum nähern Gesellschafter des Kronprinzen machte. Früh zeigte er seine Neigung zu den Wissenschaften, und alle seine Muße wendete er auf die Lectüre des Sallust, Livius und Virgil. Mitten unter den an einem Hofe unvermeidlichen Zerstreuungen, im Vorzimmer, wo er alle Augenblicke fürchten mußte, unterbrochen zu werden, schrieb er sein erstes Werk, einen historischen Roman, Kaiser Clarimond betitelt, der sich vortheilhaft durch die Schönheit der Sprache auszeichnet. Es erschien 1520, als der Verfasser erst 24 Jahre alt war. Barros überreichte es dem Könige, der es wohlgefällig aufnahm, und ihm den Auftrag ertheilte, die Geschichte der Portugiesen in Indien zu schreiben. Zwar starb der König einige Monate darauf, aber sein Auftrag wurde dennoch ausgeführt; und 32 Jahre später erschien dieses schöne historische Werk. König Johann III. ernannte ihn zum Gouverneur der portugiesischen Niederlassungen in Guinea, und in der Folge zum Generalagenten dieser Länder. Er verwaltete diese Stelle mit vieler Einsicht und Redlichkeit. Im Jahre 1550 schenkte ihm der König die Provinz Maranhan in Brasilien, um dort eine Niederlassung zu bewerkstelligen. Barros verlor aber dabei einen großen Theil seines Vermögens, und gab die Provinz dem Könige zurück, der ihn auf andere Weise dafür entschädigte. In einem Alter von 72 Jahren zog er sich auf sein Landgut Alitom zurück, wo er drei Jahre nachher, 1571, starb. Sein Werk über die Portugiesen in Indien besteht aus vierzig Büchern, führt den Titel: l'Azia Portugueza, und wird in diesem Fache immer ein classisches Werk bleiben. Außerdem hat er einen moralischen Dialog, Rhopicancuma, geschrieben, worin er zeigt, wie verderblich es ist, seine Grundsätze zu verlassen, um sich nach den Umständen zu fügen; allein dieses Werk wurde von der Inquisition verboten. Noch gibt es von ihm einen Dialog über falsche Scham, und eine portugiesische Grammatik, die erste, die herausgekommen ist.

Bart, die Haare an Kinn, Wange und Oberlippe, welche eine Auszeichnung des männlichen Geschlechts sind. Sie unterscheiden sich von den gewöhnlichen Haaren nur durch größere Härte und ihre Form. Der Bart sprießt mit dem Eintritt der Pubertät; früher ist das Gesicht mit einem dünnen Flaum bedeckt, welcher der Keim des Bartes zu seyn scheint. Den Zusammenhang des Bartes mit der Mannbarkeit beweiset unter andern auch der Umstand, daß er sich bei den Verschnittenen gar nicht entwickelt; dagegen hat die Verschneidung im männlichen Alter den Verlust des bereits vorhandenen Bartes nicht zur Folge. — Die Deutschen sahen nach Cäsars Bericht, und vielleicht mit Recht, die Verspätung des Bartes als günstig für die Entwickelung der Kräfte an. Indeß gibt es auch Individuen, bei denen die Verzögerung des Bartes ein Zeichen von Schwäche ist; diese Bemerkung macht man an Männern von zartem Bau, deren weiße Farbe wenig Lebenskraft verräth. Bei den Amerikanern, die von Natur weichlich und feigherzig sind, besteht der Bart nur aus wenig einzelnen Haaren, die sie als überflüssig ausraufen. Es ist nicht unwichtig, auf die Verschiedenheit in der Farbe, Dichtigkeit, Anzahl und Länge der Barthaare zu merken, weil diese Eigenschaften mit dem Temperament der Individuen, dem Clima, das sie bewohnen, ihrem Alter, ihrem Körperzustand und ihrer Nahrung

in Beziehung stehen. Sie sind schwarz, trocken, hart und einzeln bei Männern von jachzornigem Temperament, die im reifen Alter stehen, ferner bei den Bewohnern heißer und trockner Länder, wie die Araber, Aethiopier, Indier, Italiäner, Spanier. Dagegen haben Personen von lymphatischer Beschaffenheit, junge Leute, die Bewohner kalter und feuchter Länder, wie die Holländer, Engländer, Schweden, gewöhnlich einen blonden, dichten, wenig krausen Bart. Je nachdem dabei die Umstände zusammenwirken, erzeugt sich eine unendliche Manigfaltigkeit. Die Nahrung erzeugt in der Textur der Haare sehr merkliche Veränderungen. Bei einer guten, kraft- und saftvollen Nahrung ist der Bart weich und sanft; er ist hart und spröde, wenn die Nahrung dürftig, trocken und unverdaulich ist. Die Farbe scheint größtentheils von zufälligen Ursachen abzuhängen. — Im Allgemeinen ist von jeher und bei allen Völkern der Bart als eine Zierde des Mannes angesehen worden; den Juden verbot Moses das Scheren desselben; bei den alten Deutschen war die Beraubung des Bartes eine streng verpönte Schmach, bei den Indiern eine schwere Strafe. Noch jetzt ist bei vielen Nationen der Bart ein Zeichen besonderer Würde und Hoheit, z. B. bei den Türken. Das gegenwärtig in ganz Europa übliche Abscheren des Bartes schreibt sich von den Zeiten Ludwigs XIII. und XIV. her, die beide noch unbärtig auf den Thron gelangten. Damals ließen sich die Hofleute und Bürger scheren, um ihren Königen ähnlich zu seyn, und nach und nach wurde eine Sitte daraus, die immer allgemeiner ward.

Barthelemy (Jean Jacques), am 20sten Januar 1716 zu Cassis, unweit Aubagne, in der ehemaligen Provence geboren, erhielt eine gute Erziehung, und wurde eine Zeit lang nach Marseille geschickt, um von den Jesuiten zum geistlichen Stande vorbereitet zu werden. Er gewann aber diese Bestimmung so wenig lieb, daß er in der Folge alle Anträge zu geistlichen Stellen ablehnte, und den Titel eines Abbé bloß annahm, um anzuzeigen, daß er zu diesem Stande gehörte. Von Jugend auf liebte er das Studium der alten Sprachen, sogar der ältesten orientalischen, und der Alterthümer überhaupt. Sein unermüdeter Fleiß und der Scharfsinn, womit er alle Gegenstände der mühsamsten und trockensten Untersuchung erforschte, setzte ihn bald in den Stand, den Gelehrten in diesem Fache neue Entdeckungen mitzutheilen, unter welchen das palmyrenische Alphabet, das er bekannt machte, eine vorzügliche Stelle behauptet. Schon im Jahre 1747 wurde er Mitglied der pariser Akademie der Inschriften, nachdem er bald nach seiner Ankunft in Paris (1744) dem Aufseher des königlichen Medaillencabinets zum Gehülfen beigesellt worden war. Um eben diese Zeit machte er die Bekanntschaft des nachher so berühmten Ministers Choiseul, welcher eben im Begriff stand, als Gesandter nach Rom abzugehen, und Barthelemy einlud, ihn dahin zu begleiten. Dieser, seit 1753 Oberaufseher des Medaillencabinets, nahm das Anerbieten an, und ging 1755 nach Rom. Er durchwanderte ganz Italien, sammelte neue Schätze für Alterthümer, und beschäftigte sich nach seiner Rückkehr mit gelehrten Arbeiten, und mit der Einrichtung des ihm anvertrauten Cabinets, das er mit einer großen Anzahl kostbarer und seltener Medaillen vermehrte. Unter seinen Privatarbeiten zeichnete sich keine durch Gelehrsamkeit und schöne Darstellung so sehr aus, als die Reise des jungen Anacharsis nach Griechenland, an der er schon 1757 zu arbeiten anfing, und auf deren Ausführung er dreißig Jahre wendete. Barthelemy selbst war bescheiden genug, dieses Werk eine unbe-

hülfliche Compilation zu nennen, während alle geistreichen Köpfe Frankreichs und des Auslandes dasselbe mit der größten Hochachtung aufnahmen, und die glücklichste Darstellungsgabe des Verfassers nicht genug bewundern konnten, der die heterogensten Theile des griechischen Alterthums aus verschiedenen Epochen des Staats in ein so schönes Ganze verwebt, und mit eben so viel Gelehrsamkeit als Geschmack verarbeitet hatte. Barthelemy, welcher noch in seinem Alter ein vollständiges Verzeichniß des königlichen Medaillencabinets ausarbeiten wollte, aber durch die schon 1788 sich erhebenden Stürme daran verhindert wurde, blieb bei seinen eignen Arbeiten stehn, und erwartete ruhig den Ausgang der öffentlichen Angelegenheiten, an denen er nicht den geringsten Antheil nahm. Zwar raubte ihm die Revolution einen Theil seines Einkommens; allein er ertrug diesen Verlust mit Gelassenheit. Am 20sten August 1793 wurde er von einem Officianten bei der Nationalbibliothek des Aristokratismus beschuldigt, und am 2ten Septemb. verhaftet, jedoch noch an dem nämlichen Tage durch die Bemühungen seiner Freunde, und besonders der verwitweten Gräfin Choiseul, welche stets seine Gönnerin geblieben war, wieder in Freiheit gesetzt. Der Vorfall hatte aber auf seine ohnedies schon schwächliche Gesundheit die nachtheiligsten Folgen. Als der Oberbibliothekar der Nationalbibliothek, der berüchtigte Carra, am 31sten Oct. 1793 guillotinirt worden war, trug man ihm die Stelle an: er lehnte sie aber ab, um seine wenigen Lebenstage ruhig zuzubringen. Er starb am 30sten April 1795, mit dem Ruhme eines durchaus rechtschaffenen Mannes.

Barthelemy (François), des Vorigen Neffe, hatte sich der diplomatischen Laufbahn gewidmet, und schon unter der königlichen Regierung mehrere Gesandtschaften an auswärtige Höfe als Secretär begleitet, als er zur Abschließung des Friedens zwischen Frankreich und Preußen im Jahre 1795 nach Basel abgeschickt wurde; ein Geschäft, welches er am 5ten April desselben Jahres mit Glück beendigte. Er blieb seitdem als fränkischer Botschafter bei der Schweiz in Basel. Allein im Jahr 1796 rief ihn ein höherer Posten in sein Vaterland zurück. Man hatte ihn mit 138 Stimmen im Rathe der Alten an die Stelle Latourneurs zum Mitgliede im vollziehenden Directorium gewählt. Alle Parteien waren mit dieser Wahl zufrieden, und schon wurden Anstalten gemacht, den künftigen Director mit allem Pomp einzuholen. Der bescheidene Barthelemy vermied aber dieses Gepränge, und kam in aller Stille in Paris an. Indessen erfuhr er auch hier das Schicksal so vieler Anderer: er wurde am 4ten Sept. (97) arretirt, und mit Pichegru und andern Proscribirten nach Rochefort und von da nach Cayenne deportirt. Nach kurzer Zeit wußte er jedoch mit sechs Andern und seinem treuen Kammerdiener, Le Tellier, der ihn nicht verlassen, und selbst das Exil mit seinem Herrn getheilt hatte, zu entfliehen, worauf er nach England kam, und bald darauf, da die Revolution vom 18ten Brumaire eintrat, einer der ersten war, welche wieder zurückgerufen wurden. Bald nachher ward er zum Senator ernannt.

Barthelemy, eine gebirgige, trockene und an sich unfruchtbare, aber gesunde Insel, voller Felsen und sandiger Thäler, ungefähr drei Q. M. groß, unter dem 18ten Grade nördlicher Breite. Im Jahre 1648 ward sie von den Franzosen besetzt, welchen sie die Engländer später wegnahmen, aber wieder zurückgaben. Diese schienen aber keinen besondern Werth darauf zu setzen, und überließen sie 1784 den Schweden, welche schon lange eine Besitzung in Westindien gewünscht hatten. Sie hatte damals 900 Einwohner.

Bartholomäer sind eine Verbindung von Weltgeistlichen in Bayern. Sie haben ihren Namen von Bartholomäus Holzhauser, einem Priester zu Ingolstadt, der sie im Jahre 1640 errichtete: Viele Weltpriester sind diesem noch bestehenden Institute beigetreten. Sie beschäftigen sich mit der Erziehung junger Leute und haben Kostgänger. Kinder und Jünglinge, die kein Vermögen haben, erziehen sie unentgeltlich, lassen sie studiren und promoviren, wofür ihnen diese nichts schuldig sind, als die Pflicht: wenn sie in gute Umstände kommen, gegen ihre Wohlthäter Dankbarkeit zu beweisen. Ihre Tracht besteht in einem langen Rocke und einer Binde um den Leib.

Bartholomäusnacht, s. Bluthochzeit.

Bartolozzi (Francesco), einer der großen und berühmtesten Kupferstecher, geboren 1730 zu Florenz, wo er die Zeichenkunst bei Hugfort, Feretti und Andern erlernte. In Venedig (wo er besonders in dem Hause des Dichters, Grafen Gozzi, wegen seines Talents auf der Guitarre wohl gelitten war), bei seinem Lehrer Wagner, in Florenz und Mailand ätzte er eine Menge andächtiger Vorstellungen; ging dann nach London, wo er die ansehnlichsten Unterstützungen und Aufmunterungen fand, und seine Blätter endlich so allgemein gesucht wurden, daß eine vollständige Sammlung derselben bis auf 1000 Pfund Sterl. galt. Auch ward ihm die Stelle eines königlichen Kupferstechers, so wie ein Platz in der königlichen Akademie der Künste zu London zu Theil. Vierzig Jahre blieb er in London, und nur die letzte Zeit ging er, man weiß nicht, aus welchen Gründen, nach Portugal, wo er im Jahre 1807 zu Lissabon noch von dem Prinz Regenten den Christusorden erhielt. „Bartolozzi — dies Urtheil findet man schon in Archenholz brit. Annalen von 1789 — ist einer der größten und fleißigsten Künstler, gleich vortrefflich in mehrern Manieren, und im Zeichnen so geübt, daß nicht selten die Mängel des incorrecten Gemäldes, nach welchem er arbeitet, unter seiner Behandlung im Kupferstiche verschwinden, oder wenigstens gemildert erscheinen. Wegen der großen Anzahl seiner Zöglinge verdient er mit Recht der Stifter der englischen Kupferstecherschule genannt zu werden." Geschmack und Genie finden sich in allen seinen Werken, und sein Grabstichel verbindet mit Richtigkeit der Zeichnung zugleich die höchste Zartheit der Ausführung. Eines seiner vorzüglichsten Werke ist der Tod des Lord Chatam, nach Coppel, wovon schon vor vielen Jahren ein guter Abdruck mit 150 Thlrn. bezahlt wurde; eines der lieblichsten seine Lady and Child.

Basalt, eine mit dem Schörl nahe verwandte Steinart von dunkler Farbe, welche vom Scheidewasser zum Theil aufgelöset wird, eisenhaltig ist und nur schwer im Feuer schmilzt. Man findet ihn in ganzen Bergen. Dahin gehören die ungeheuren Basaltpfeiler in der Fingalshöhle, der Riesenbaum in Irland u. s. w. Auch findet er sich in manchen Gegenden Deutschlands, Frankreichs u. s. w. Die Pfeiler sind bald fünf-, bald achteckig. Wegen der großen Aehnlichkeit mit der Lava und anderer Eigenschaften hält man ihn für ein vulkanisches Product, das sich verhärtet, crystallisirt und senkrecht gespalten habe. Andere glauben, er sey aus einer flüssigen Masse durch Crystallisation entstanden, noch Andere endlich, die Masse des Basalts sey anfangs von Wasser durchgeweicht, aber nicht flüssig, sondern breiartig gewesen, habe sich nach und nach verdichtet, Risse bekommen, und jene Pfeilergestalt angenommen, wobei vielleicht ein unterirdisches Feuer mitgewirkt habe.

Baschkiren oder **Baschkurt** sind ihrer Abkunft nach wahrscheinlich Nogajer, welche Bulgaren unter sich aufgenommen haben; wenigstens ist ihr Land ein Theil der ehemaligen Bulgarei. Vormals zogen sie unter eigenen Fürsten im südlichen Sibirien umher; von den sibirischen Chanen beunruhigt, ließen sie sich in ihren jetzigen Besitzungen nieder, breiteten sich an der Wolga und dem Uralflusse aus, und unterwarfen sich der Oberherrschaft des casanischen Chanats. Als dieser Staat durch Iwan II. zerstört wurde, fügten sie sich freiwillig unter Rußlands Scepter; empörten sich jedoch nachmals zu verschiedenen Zeiten, wodurch ihr Wohlstand und ihre Volksmenge bedeutend vermindert ward. Im Jahre 1770 machten sie 27,000 Familien aus, die ihre Wohnsitze in den Statthalterschaften Ufa und Perm haben. Sie sind Mahomedaner, meistens mit Pfeilen, Bogen und Lanzen bewaffnet, und leben von der Jagd, Vieh- und Bienenzucht. Aus gegohrner Pferde- und Kameelmilch bereiten sie ein berauschendes Getränk, **Kumüß**, das sie sehr lieben. (S. Tataren.)

Basedow (Johann Bernhard), gehört zu den merkwürdigen Männern seines Jahrhunderts. In Hamburg, wo sein Vater Friseur war, 1723 geboren, besuchte er das dasige Johanneum, studirte in Leipzig, von wo er als Hauslehrer nach dem Holsteinischen ging, 1753 Professor der Moral und der schönen Wissenschaften zu Soroe und 1761 Lehrer am Gymnasium zu Altona wurde. Die Erscheinung des Emil von Rousseau (1762) begeisterte ihn mit dem Gedanken, Reformator des Erziehungswesens zu werden, und die Theorie Rousseau's und des von ihm sehr geschätzten Comenius zu realisiren. An Talent und Kraft dazu fehlte es ihm nicht, auch fing er das Werk mit Feuer an, und seine Zeit war nicht unempfänglich. 15,000 Rthlr. Beiträge von Fürsten und Privatpersonen deckten die Kosten seines Elementarwerks, das nach den pomphaftesten Ankündigungen als eine gemalte Welt mit 100 Kupfertafeln in deutscher, französischer und lateinischer Sprache 1774 erschien. Es sollte der Jugend eine Masse von Vorstellungen aus der wirklichen Welt an die Hand geben, um zugleich die Augen zu ergötzen und den Weltbürgersinn zu entwickeln, auf den es Basedow bei seiner Erziehungsmethode abgesehen hatte. Die Musterschule dieser Methode wurde sein 1774 zu Dessau, wohin der edle Fürst Franz ihn schon seit 1771 berufen hatte, eröffnetes Philanthropin. Doch versprach er mehr, als er leistete; sein unruhiger, immer mit weit aussehenden Projecten und Idealen beschäftigter Geist und eine seinen Mitarbeitern oft fühlbare Herrschsucht ließ ihn nicht ausharren. Schon 1778 verließ er nach vielen Mißhelligkeiten und Händeln besonders mit seinem fleißigern, aber eigensinnigen Collegen Wolke, das Philanthropin, fuhr aber mit gleichem Eifer fort, durch pädagogische und philosophische Schriften für seine Ideen thätig zu seyn, bis er 1790 zu Magdeburg starb. Seine Wirksamkeit auf das Publicum und sein Einfluß auf die Denkart seiner Zeit war groß; um die damals anhebende Aufklärung von Deutschland hat er ein entscheidendes Verdienst, und wenn ihm auch die Humanisten die voreilige Herabwürdigung der Alten, wozu ihn am meisten der Mangel an eigener gründlicher Gelehrsamkeit verleitete, und eine Menge von Uebertreibungen, Mißgriffen und Spielereien mit Recht vorgeworfen haben; so wird ihm doch niemand streitig machen, daß er für die von vielen vergessene heilige Sache der Menschenerziehung durch seine siegende Beredsamkeit Aufmerksamkeit und Enthusiasmus zu wecken, treffliche Ideen und nothwendige Wahrheiten in schnellen Umlauf zu setzen und die Theilnahme

der Regierungen zu gewinnen verstand, ob er wohl selbst lieber um al-
zen und neu schaffen, als ausbilden, ordnen und vervollkommnen mochte.
Ueber die Grundzüge seiner Methode und den Charakter seiner Muster-
schule vergl. die Art. Philanthropin und Philanthropi-
nismus. E.

Basel, ein Canton der Schweiz, welcher gegen Westen an das Sundgau, gegen Norden an das Breisgau, gegen Osten an das Frickthal, und gegen Süden an Solothurn gränzt, und auf 8 1/2 Quadratmeilen ungefähr 37 000 Einwohner enthält. Nach der neuen Anordnung von 1803 hat der aus den Bewohnern der Stadt und des Landes gewählte große Rath von 135 Mitgliedern die gesetzgebende Gewalt, und versammelt sich halbjährig auf vierzehn Tage in Basel. Die vollziehende Gewalt hat der von dem großen Rathe aus seiner Mitte gewählte kleine Rath von 25 Mitgliedern, in dessen Direction zwei Bürgermeister wechseln. Jeder erwachsene Einwohner, der 500 Schweizerfranken an liegenden Gründen im Canton besitzt, hat das Stimmrecht. Da das Land weniger gebirgig ist, so wird in guten Jahren so viel Getraide gewonnen, als für das Bedürfniß hinreicht; Hanf aber wird ausgeführt. Wichtig sind die Seiden-, Seidenband-, Baumwollen- und Papiermanufacturen. Die Hauptstadt Basel ist die größte Stadt in der Schweiz. Sie hat 15,000 Einwohner, und wird durch den Rhein in die mehrere und mindere (größere und kleinere) Stadt getheilt, welche beide durch die 715 rheinl. Schuh länge Rheinbrücke verbunden sind. Sie war ehemals eine Reichsstadt, trat aber 1501 in den Schweizerbund. Historisch wichtig ist Basel durch das von 1431 bis 1444 hier gehaltene berühmte Concilium, und durch den am 5ten April 1795 hier zwischen der französischen Republik und Preußen durch Barthelemy und Hardenberg abgeschlossenen Frieden geworden (s. Friedensschlüsse). Zu den Merkwürdigkeiten gehört das Zeughaus, der Münster, die 1459 gestiftete Universität, das Gymnasium, mehrere Bibliotheken, Kunst- und Naturaliensammlungen, die Gesellschaft zur Beförderung und Aufmunterung des Guten und Gemeinnützigen, die deutsche Bibelgesellschaft (welche Bibeln mit stehenden Lettern druckt, und bei jeder Auflage mehrere hundert an die Armen vertheilt); ferner bedeutende Manufacturen in Seidenband, Seidenzeugen, Kattun, Papier, Leinwand, Handschuhen u. s. w. Der Handel ist beträchtlich. Zu den Eigenheiten Basels gehört es, daß die Uhren um eine Stunde gegen die Uhren anderer Orte vorgehen.

Basilica. In den ersten Jahrhunderten Roms waren die Basiliken prächtige öffentliche Gebäude, von länglich viereckiger Gestalt mit Säulen und Statuen ausgeschmückt und zu verschiedenen Geschäften bestimmt. Die Bürger versammelten sich hier zu Berathschlagungen über Gemeinwohl, Kaufleute stellten hier Waaren aus, junge Redner übten sich hier in der Declamation u. s. w. Die Römer führten diese Gebäude mit vieler Pracht auf, und zierten sie mit Säulen von dem schönsten Marmor. Es scheint, daß sie dazu besonders die corinthische Säulenordnung wählten. Constantin der Große räumte den Christen in Rom einige Basiliken zu ihrem Gottesdienste ein. Daher kam es, daß die ersten christlichen Kirchen selbst den Namen der Basiliken erhielten, und daß man, als in der Folge neue Kirchen erbaut wurden, die Form der alten Basiliken für sie beibehielt.

Basilius, der Heilige, auch zum Unterschiede von andern Kirchenlehrern gleiches Namens der Große genannt, geboren 329 und 370 Bischof zu Cäsarea in Cappadocien, wo er 379 starb, ragt unter

den griechischen Kirchenvätern an Gewicht und kirchlicher Autorität als der vorzüglichste hervor. Die entschiedenen Verdienste, die er sich um die Regulirung der Kirchenzucht, der Liturgie und der Verhältnisse des Clerus erworben, die Menge seiner erbaulichen und gehaltreichen Homilien, die Energie, mit der er bei aller Friedfertigkeit gegen die Arianer kämpfte, und vor allen seine erfolgreichen Bemühungen zur Beförderung des Mönchslebens, für das er noch jetzt geltende Gelübde und Regeln entwarf, und in seinem eigenen streng ascetischen Leben selbst befolgte, erklären das große Ansehen dieses Heiligen. Die Griechische Kirche verehrt ihn als einen ihrer vorzüglichsten Schutzheiligen, und feiert sein Fest den 1sten Januar; die Mönche und Nonnen, sowohl dieser als auch der übrigen orientalischen nicht unirten Kirchen, folgen fast durchaus seiner Regel, und auch in Italien und Spanien gab es sonst Klöster dieser Gattung. Die vom heil. Basilius verordneten Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth sind die Norm aller Religiosen der Christenheit, ob er gleich vorzugsweise der Stammvater der orientalischen Religiosen ist, wie der heil. Benedict Patriarch der abendländischen. E.

Basilisk, eine Art gelber, sehr giftiger Schlangen in Afrika. Man hatte daraus ein Wunderthier erdichtet, welches die Gestalt eines Hahns mit bunten Drachenflügeln und einem Drachenschwanze haben sollte. Schon sein Blick sollte tödtlich seyn; man könne ihn selbst, fabelt man, nur dadurch tödten, daß man durch einen vorgehaltenen Spiegel seinen giftigen Blick gegen ihn kehre. — Sonst hieß auch eine Art großer Kanonen, oder die doppelten Feldschlangen, **Basilisken.**

Basis, s. Säule.

Baskerville (John), ein berühmter englischer Buchdrucker, geboren 1706 zu Wolverley, in der Grafschaft Worcester. Nachdem er früher Schreiblehrer und Lackirer in Birmingham gewesen, unternahm er es 1750, neue Schriften zu schneiden, die erst nach mehrjährigen Versuchen und vielen Kosten zu seiner Zufriedenheit ausfielen. Er druckte mit denselben im Jahre 1756 seinen Virgil in Quart, dem, von lateinischen Classikern, später der Horaz, Terenz, Catull, Lucrez, Juvenal, Sallust und Florus in gleichem Formate folgten. Außerdem druckte er mehrere englische Classiker, z. B. den Milton und einige andere Werke. Seine Verdienste um die Buchdruckerkunst sind allerdings groß und um so mehr einer rühmlichen Anerkennung werth, als ihm durchaus keine Aufmunterung zu Theil ward. Seine Typen können wegen ihrer Schönheit noch jetzt als Muster dienen, wenn auch durch die Prachtdrucke eines Bodoni und Didot die Producte seiner Pressen jetzt übertroffen worden sind. Baskerville starb 1775 in einem Alter von 69 Jahren, und nach seinem Tode kaufte Beaumarchais die Schriften für 3700 Pfund, und druckte damit zu Kehl die Prachtausgabe von Voltaire's Werken. Baskerville war ein durchaus rechtlicher, gefälliger, aber finsterer Mann von schönem Äußern. Als eine bizarre Eigenthümlichkeit wird von ihm angeführt, daß er die entschiedendste Abneigung gegen allen religiösen Cultus hatte, den er unter jeder Form und Gestalt für Aberglauben und Blendwerk erklärte. Er machte es daher auch seinen Erben in seinem Testamente ausdrücklich zur Pflicht, seinen Leichnam nicht auf den Kirchhof und unter kirchlichen Gebräuchen, sondern ohne dieselben in einer auf seinem Grund und Boden zu diesem Zwecke erbauten Pyramide zu begraben.

Basquen, Biscayer, der jetzige Name der Gasconier, eines Volks, das ehedem in Spanien an den Pyrenäen wohnte, und sich am

Ende des 6ten Jahrhunderts an der mitternächtigen Seite dieses Gebirges niederließ. Nach langen Kämpfen unterwarfen sie sich den fränkischen Königen. Unter den Carolingern wählten sie sich einen eignen Herzog; als aber die Familie desselben erloschen war, kamen sie im 11ten Jahrhundert unter die Herrschaft von Aquitanien. Sie haben ihre eigenthümliche Sprache.

Basrelief. Wir gebrauchen dieses Wort durchaus gleichbedeutend mit **Hautrelief**, und verstehen darunter mehr oder weniger erhobene Figuren auf einem flachen Grunde. Die Alten, und die ihren Grundsätzen folgenden Künstler bedienten sich in ihren Reliefs gemeiniglich nur einer einzigen Fläche; allein die glücklichen Versuche mehrerer Neuern, eines Bernini, Algardie, Angelo Rossi, haben gezeigt, daß das Basrelief keineswegs in so enge Gränzen beschränkt ist, und daß es durch gehörige Anordnung der Figuren und Verschießung der Lichter und Schatten sehr wohl eine verhältnißmäßige Täuschung in Rücksicht der Flächen hervorzubringen vermag, wenn auch die Wirkungen der Malerei dabei nicht erreicht werden können. Stellt der Künstler im Relief mehrere Flächen dar, so muß er allerdings die Figuren der ersten Fläche weit hervorspringen lassen; dessen ungeachtet aber werden sie von einem talentvollen Künstler mit den Figuren der zweiten und dritten Fläche in Uebereinstimmung zu bringen seyn, sobald er nur den erfoderlichen Platz hat. Den Gesetzen der Composition gemäß wird er die Hauptfiguren durch das höchste Licht und den höchsten Schatten herausheben. Aber dieser Hauptschatten wird durch keine kleinen und mageren Schattenpartien unterbrochen werden, sondern vielmehr eine große Masse bilden, wodurch er gleichsam geschwächt und mit den übrigen in Accord gesetzt werden wird. Kleine Lichtfäden, durch jene große Schattenmasse gezogen, würden die Harmonie stören. Die Bekleidungen der Figuren der ersten Fläche seyen also im großen Styl, und an den Figuren selbst nichts von Verkürzungen, die, besonders nach vorwärts, von übler Wirkung seyn würden. Die ganzen Figuren der zweiten und folgenden Flächen und jeder Theil derselben seyen weniger hervorspringend, bilden keine so großen Massen und festen Tinten, wie die ersten. Die Formen werden je entfernter, desto schwächer und in ihren Umrissen unbestimmter, die Lichter und Schatten vager; wobei der Künstler die Gesetze der Perspective auf das genaueste beobachten muß, da er die Entfernungen auszudrücken nur wenig Vertiefung hat. Um nicht durch den Schatten, den unvermeidlich eine Figur immer auf die andere wirft, jede Täuschung vernichtet zu sehen, muß er die Figuren so anordnen, daß diese Schatten natürlich scheinen. — Das Basrelief dient zur Verzierung von Werken der Baukunst, und muß in Stoff, Zusammensetzung und Bekleidung mit dem Charakter des Gebäudes übereinstimmen.

Baß heißt in der Musik die unterste oder tiefste von den vier angenommenen Stimmen. Er ist die Hauptstimme und der Grund, auf welchem das ganze Gebäude der Harmonie ruht, und muß daher besonders gut und stark besetzt seyn. Als **Generalbaß** (s. d.) wird er zu einer eignen Wissenschaft. Der Umfang des Basses ist vom großen F bis zum eingestrichenen d oder e. — Als einzelnes Instrument hat der **Baß** (auch Violono genannt) heut zu Tage gewöhnlich vier Saiten, und geht vom tiefen e (die Stimmung von unten herauf ist c, a, d, g) bis in's $\overline{d}$ und $\overline{e}$. Der kleinere Baß (Bassetto oder gewöhnlich Violoncello genannt) wird ebenfalls mit vier Saiten bezogen, fängt

in der Tiefe vom großen C an (die Stimmung ist c, g, d, a) und geht bis in's $\overline{f}$ und $\overline{g}$.

Bassa s. Pascha. Zu unterscheiden davon ist Bascha oder Baschi, eigentlich ein Oberer, dann aber ein Ehrentitel, der jedem türkischen Soldaten zukommt, und den fast jeder dem andern gibt, da sie sich alle als Soldaten betrachten.

Basselisse, s. Hautelisse.

Basse-taille heißt in der Musik die Tenorstimme, der Tenorist, die Tenorgeige oder Tenorflöte; in der Baukunst etwas erhobene oder halb erhobene Arbeit; auch die Art und Wissenschaft dergleichen Arbeiten zu verfertigen.

Bassethorn, das tonreichste unter den Blasinstrumenten, wegen seiner krummen Biegung auch Krummhorn genannt, und, wie man glaubt, in Passau erfunden. Später ist es vorzüglich durch Theodor Lotz in Presburg vervollkommnet worden. Es ist genau genommen ein größeres Clarinet und gleicht demselben, ungeachtet der Verschiedenheit in der Form, nicht allein in Ansehung der Bestandtheile und des Tons, sondern auch in Ansehung der Intonation, des Ansatzes und der Applicatur, so daß jeder Clarinettist es ohne sonderliche Hindernisse spielen kann. Außer dem Schnabel, vermittelst dessen das Instrument intonirt wird, besteht es aus fünf Stücken, welche zusammen funfzehn Tonlöcher enthalten, von denen vier mit offenen und vier mit verschlossenen Klappen versehen sind. Sein Umfang beträgt drei volle Octaven, nämlich vom großen bis zum zweigestrichenen f.

Bassompierre (François de), Marschall von Frankreich, und einer der ausgezeichnetsten und liebenswürdigsten Männer, die unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. eine Rolle gespielt haben, war 1579 in Lothringen geboren; er stammte von einem Zweige des clevischen Hauses ab. Nachdem er Italien bereiset hatte, erschien er am Hofe Heinrichs IV., wo seine Neigung für Pracht, Spiel und Galanterie ihn angenehm machte. Bassompierre glänzte bei den Festen und Lustbarkeiten der Hauptstadt; bald aber betrat er eine würdigere Laufbahn. Er machte 1602 seinen ersten Feldzug gegen den Herzog von Savoyen mit Auszeichnung, und focht nicht minder rühmlich im folgenden Jahre unter der kaiserlichen Armee gegen die Türken. Seine Liebe für Frankreich führte ihn nach dieser Unternehmung dahin zurück; er erschien wieder am Hofe, wo ihm sein Geist, seine Gestalt, seine Geburt und sein Verdienst, die ihn zu den ersten Militärwürden beriefen, erlaubten, sich um die Tochter des Connetables von Montmorency zu bewerben, deren Reize dem guten Heinrich IV. die heftigste Leidenschaft einflößten. Bassompierre gab den Bitten und Versprechungen seines Königs nach, und leistete auf die Verbindung mit ihr Verzicht. Nach Heinrichs Tode zeichnete er sich auf's neue durch Tapferkeit aus und 1622 ernannte ihn Ludwig XIII. zum Marschall von Frankreich. Der König gewann ihn so lieb, daß Luynes, der erklärte Günstling, darüber beunruhigt wurde und ihm offen erklärte, daß er auf seine Entfernung vom Hofe bestehe, wobei er ihm die Wahl ließ, ob er eine Gesandtschaft, ein Commando oder eine Gouverneurstelle übernehmen wolle. Bassompierre entschied sich für einen Gesandtschaftsposten, und bekleidete einen solchen nach einander in Spanien, in der Schweiz und in England. Nach seiner Rückkunft in Frankreich trat er wieder in die militärische Laufbahn, und wohnte den Belagerungen von Rochelle und Montauban bei. Der Cardinal Richelieu, der bald darauf den König

und ganz Frankreich seinem Despotismus unterwarf, fürchtete Bassompierre's Kühnheit und vertraute Verbindung mit dem Hause Lothringen, und nahm, da jener sich in Intriguen gegen ihn einließ, dieß zum Vorwand, ihn 1631 verhaften und in die Bastille setzen zu lassen, aus welcher er erst 1643 nach des Cardinals Tode befreit wurde. Er starb 1646. — Bassompierre vereinigte in sich alle Vorzüge der Geburt, Gestalt, des Geistes und der Tapferkeit. Er hatte in seiner Jugend mit vielem Erfolg die Philosophie, Rechtsgelehrsamkeit, Medicin und Kriegskunst studirt. Während seiner Gefangenschaft arbeitete er seine Denkwürdigkeiten und die Geschichte seiner Gesandtschaften in Spanien, der Schweiz und England aus, die über die Ereignisse jener Zeit viel Licht verbreiten.

Bastard ist im Allgemeinen ein von zwei ungleichen Aeltern erzeugtes Geschöpf. Bei Menschen kann diese Ungleichheit nur in dem Range und Stande der Aeltern bestehen. Man pflegt indeß auch mit dem Namen Bastard ein uneheliches, natürliches Kind zu bezeichnen. — Unter den Thieren nennt man Bastarde diejenigen, die von zwei Thieren verschiedener Art gezeugt sind, wie z. B. das Maulthier, der Maulesel u. s. w. Die Natur hat allen aus einer solchen Vermischung entsprungenen Bastardgattungen die Fähigkeit versagt, sich weiter fortzupflanzen, wodurch sonst die Thiergattungen und ihre Spielarten in's Unendliche vermehrt werden würden. Ueberhaupt aber ist zu bemerken, daß nur gewisse Gattungen von Thieren sich mit einander vermischen, andere hingegen, z. B. Hunde und Katzen, durch eine natürliche Abneigung von einander geschieden bleiben. Endlich spricht man auch im Pflanzenreiche von Bastarden, und versteht darunter die unter einen fremden Himmelsstrich verpflanzten und dort ausgearteten Gewächse.

Bastia, die Hauptstadt auf der Insel Corsica, welche einen guten Hafen und eine feste Citadelle oben am Meere hat, deren Einwohnerzahl im J. 1802 auf 11,000 sich belief, und deren umliegende Gegend viel Oel, besonders aber viel Wein und Limonien hervorbringt. Gegenwärtig ist Bastia der Hauptort eines Arrondissements, so wie die Hauptstadt im Departement des Golo.

Bastille, ehemals ein altes Schloß zu Paris, mit acht Thürmen, die oben mit einer fortlaufenden Terrasse bedeckt waren, auf welcher dreizehn Kanonen standen. Carl V. ließ es gegen die Engländer errichten. Hugo Aubricot, Stadtmajor und Oberhauptmann der Kaufleute zu Paris, legte 1369 den ersten Grundstein dazu, und hatte das Schicksal, selbst als Gefangener hineingesetzt zu werden. Die Thürme dienten zu Gefängnissen, vorzüglich für Staatsverbrecher und solche, welche man zu Staatsverbrechern machte. Die Geschichte derselben ist zugleich die Geschichte der gemißhandelten, unterdrückten Menschheit. Die Nation hegte längst den tiefsten Abscheu gegen die Bastille, und die Bestürmung derselben war eine der ersten bedeutenden Unternehmungen des pariser Volks zu Anfang der Revolution. Sie wurde am 14ten Juli 1789 erstürmt und noch in demselben Jahre dem Erdboden gleich gemacht. Der letzte Gouverneur hieß de Launoy, und bewies bei der Vertheidigung wenig Entschlossenheit, dagegen focht der Lieutenant Flue mit seinen Schweizern tapfer.

Bastion, Bastei, Bollwerk, heißt das über den Wall hinausgelegte Werk. Eine Bastion muß spitzig zulaufen, weil sonst todte Winkel entstehen, wodurch dem Feinde eine Blöße gegeben wird. Die beiden äußersten Linien, welche die Bollwerkspunkte oder Spitzen formiren, werden die Facen, Gesichtslinien, genannt. Ihre Größe ist 24

bis 30 rheinländische Ruthen. Denn die Vollkommenheit einer Festung erfodert, daß man vornehmlich auf die Vertheidigung der Facen bedacht sey, weil der Feind, um einen todten Winkel zu bekommen, die Facen mit seinem Geschütz zuerst angreift. Und da sie über den Wall hinaus angelegt werden, wo man den Feind in der Weite am besten beschießen kann, so dürfen sie nicht allzu klein seyn. — Der Wall, welcher zwei Bastionen zusammenhängt, heißt die Curtine oder der Mittelwall. Die Bastionen sind einfach, wenn sie geradlinichte Flanken haben; liegen die zusammengehörigen halben Kehlen in einer geraden Linie, so wird die Bastion eine glatte genannt. Dergleichen werden gewöhnlich auf Curtinen angebracht, die zu lang sind, um von den zunächst liegenden beiden Bollwerken hinlänglich vertheidigt zu werden. Detaschirte Bastionen sind solche, die durch einen Graben von dem Mittelwall abgesondert werden. Ist die Bastion vorn gerade oder hat sie hier einen einwärts laufenden Winkel, so heißt sie eine abgestutzte, abgeschnittene Bastion. Zu ihrer Brauchbarkeit gehört, daß der eingehende Winkel gehörig groß und die Seiten desselben hinlänglich lang gemacht werden. Componirte Bastionen entstehen, wenn die zusammenstoßenden Seiten des Polygons und folglich auch die halben Kehlen der Bastionen ungleich sind. Bei unregelmäßigen Bastionen geht der eine halbe Kehlwinkel ein, weil eine Flanke viel kürzer als die andere ist. Regelmäßige Bastionen sind alle diejenigen, welche nach den bestehenden oder angenommenen Dimensionen der Vorschrift gemäß erbaut sind. Hohle Bastionen haben nur eine Face und eine Flanke, und werden bei Horn- und Kronwerken angebracht. Doppelte Bastionen endlich werden diejenigen genannt, die über einander erbaut sind, wie solches auf Hügeln und Anhöhen zu geschehen pflegt.

Bataillon, die Unterabtheilung eines Fußregiments, die ein Major commandirt. **Bataillon Quarré**, eine Schlachtordnung, bei welcher die Mannschaft in's Gevierte gestellt wird.

Batarde (wiener), ein Fuhrwerk wiener Erfindung, das vortrefflich leicht und bequem zur Reise ist. Sie hat die Form der englischen sogenannten Postchaise, nur daß vorn außer dem Kasten noch ein Sitz angebracht ist, der aber auf der Reise abgenommen wird, und von innen Platz für eine Schatulle und für anderes kleines Gepäck gibt, auch noch einen Tisch mit Ressorts zum Auf- und Niederlassen enthält. Vorn zwischen den Rädern wird ein Koffer, und hinten ein Bedientenbock und im Nothfall noch ein Koffer angeschraubt. Oben auf dem Koffer läßt sich, wie auf jedem andern Wagen, eine Bache anbringen; und so wird das Ganze zum bequemsten zweisitzigen, auch dreisitzigen, Reisewagen, den es geben kann.

Bataver, ein altdeutsches Volk, welches einen Theil des heutigen Hollands bewohnte. Ihr eigentlicher Wohnsitz war die Insel, welche derjenige Arm des Rheins, der sich bei Leiden in das Meer ergießt, nebst der Waal mit der Maas bildet, und welche nach ihnen Batavia hieß. Doch erstreckte sich ihr Land auch noch über die Waal. Tacitus lobt ihre Tapferkeit. Nach ihm waren sie ursprünglich Catten, die sich wegen innerer Unruhen aus ihrem Lande hieher gezogen. Dies muß noch vor Cäsars Zeiten geschehen seyn. Als Germanicus von der See her in Germanien eindringen wollte, machte er ihre Insel zum Sammelplatz seiner Flotte. Nachdem sie den Römern unterworfen waren, leisteten sie diesen gute Dienste und erhielten den Ehrentitel der Freunde und Brüder des römischen Volks. Man verschonte sie daher auch mit Auflagen, Schatzungen und Steuern, und erlaubte

ihnen, ihre Anführer aus ihrer Mitte zu wählen. Besonders war ihre Reiterei vortrefflich. Ihre Feldmusik machten sie mit einer Art von Hörnern. Unter der Regierung Vespasianus empörten sie sich unter Civilis Anführung gegen die Römer und zwangen diese zu einem Vergleich. Trajan und Hadrian unterwarfen sie wieder; zu Ende des dritten Jahrhunderts aber nahmen die salischen Franken die Batavetinsel in Besitz.

Batavia, 124 Gr. 33 Min. 46 Sec. O. L., 6 Gr. 10 Min. 35 Sec. S. B., die Hauptstadt der Insel Java und vormals der Sitz des General-Gouverneurs und des hohen Raths von Ostindien, der Mittelpunkt aller Macht und alles Handels der Holländer in Ostindien. Sie liegt am Flusse Jakkatarg, der sie in vielen mit Bäumen bepflanzten Canälen durchschneidet, hat einen Umfang von zwei Meilen, eine steinerne Mauer, zwanzig schnurgerade Straßen und in der Stadt selbst 1993 und in den meist von Chinesen bewohnten Vorstädten 3277 Gebäude. Die schönsten sind das Rathhaus, der Palast des Oberstatthalters, das Hospital, Spinnhaus, Waisenhaus, chinesische Hospital, die chinesische Halle, eine große Herberge für Fremde ꝛc. 117,000 Einwohner, worunter 10,000 Europäer (3300 Officianten mit ihren Familien), 68,000 Javaner, 23,000 Chineser, eine Gesellschaft der Künste und Wissenschaften, viele Schulen ꝛc., Handel, Hafen und vor demselben mehrere Inseln, z. B. Unrust (Unruh) mit großen Schiffswerften; Kuiper mit Packhäusern und angelegten Dämmen zur Landung der Schiffe ꝛc. In der umliegenden Gegend wechseln Zuckerrohr und Reisfelder, Küchen- und Baumgärten mit den prächtigsten Landhäusern ab. — Seitdem die Holländer im J. 1617 sich der Niederlassungen der Engländer auf der Insel Java bemächtigt hatten, waren sie in ungestörtem Besitze derselben geblieben. Sie verdankten diese Sicherheit außer ihren Vertheidigungsmitteln besonders dem ungesunden Clima von Batavia, welches Ursache war, daß der einzige ernstliche Versuch der Engländer im J. 1799 scheiterte. Erst im J. 1811 wurde die Unternehmung wiederholt, und diesmal gelang sie. Die Seemacht befehligte dabei der Commodore Brougthon, die Landmacht Sir Sam. Achmuty. Gouverneur von Batavia war General Jansens, welchen Napoleon kurz vorher statt des Generals Daendels zu diesem Posten ernannt hatte. Dieser, von den Rüstungen der Engländer unterrichtet, hatte nach Verbrennung der Magazine Batavia verlassen und sich mit seiner disponibeln Kriegsmacht nach dem Fort Cornelis gezogen, so daß die Engländer am 9ten August die Stadt ohne Widerstand in Besitz nehmen konnten. General Jansens hielt sich im Fort Cornelis bis zum 26sten, wo es die Engländer mit Sturm nahmen, leistete alsdann noch in verschiedenen Positionen Widerstand und unterzeichnete endlich am 18ten Sept. eine Capitulation, vermöge welcher er die Colonie übergab.

Bath, eine schön gebaute Stadt in Sommersetshire in England, am Flusse Avon. Sie hat 32,000 Einwohner und berühmte warme Quellen, wodurch sie der erste und glänzendste Badeort Englands wird. Man bedient sich des Wassers sowohl zum Baden als zum Trinken. Berühmt sind die hiesigen Tuchmanufacturen. Bath und Wells haben zusammen einen Bischof, der unter dem Erzbischof von Canterbury steht.

Bathos, ein griechisches Wort, welches das Tiefe bedeutet. Wir bezeichnen damit das Niedrige, Gemeine, Kriechende in der Schreibart und poetischen Darstellung, und zwar nach Swift, welcher in seiner Kunst, in der Poesie zu sinken, die Tiefe der Höhe,

so wie die Oberländer des Parnasses den Niederländern entgegensetzt. Die lustige mit Beispielen ausgestattete Theorie dieses Bathos muß man in der genannten swiftischen Abhandlung suchen.

Bathyll, aus Alexandrien gebürtig, der Nebenbuhler des Pylades und einer der berühmtesten Pantomimen des Alterthums, besonders ausgezeichnet in heiteren und wollüstigen Darstellungen. Er war ein Sclave Mäcens, der ihn freiließ und nach dem Zeugniß des Tacitus vertraute Verbindungen mit ihm hatte. — In Anakreons Liedern wird unter dem Namen Bathyll ein schöner Knabe gepriesen.

Batrachomyomachia, der Froschmaus-Krieg, ein dem Homer zugeschriebenes Heldengedicht, worin ein Krieg zwischen den Fröschen und Mäusen mit vielen komischen Details besungen wird. (S. Homer.)

Batterie nennt man in der Kriegskunst 1. jede Verschanzung, worin eine Anzahl Kanonen steht; 2. jede Stelle im Felde, wo einige Kanonen aufgestellt sind; 3. alle Linien einer Festung, hinter deren Brustwehren sich Kanonen befinden; 4. Geschützabtheilungen von 6 bis 8 Kanonen nebst 1 oder 2 Haubitzen. — In Hinsicht der Stellung gibt es Feldbatterien, Festungsbatterien, Küstenbatterien, Belagerungsbatterien, schwimmende Batterien, je nachdem sie auf freiem Felde, auf Festungswerken, an See- und Meeresküsten, vor einem zu belagernden Platz oder auf Gewässern errichtet, erbaut und aufgestellt werden. Nach der Geschützgattung unterscheidet man Kanonen-, Haubitzen-, Mörser-, Steinböller-Batterien; nach der Richtung ihres Feuers aber gerade Batterien, welche senkrecht in die Fronte des Feindes treffen, schräge, welche den Feind unter einem Winkel beschießen, Rückenbatterien, welche eine Truppe im Rücken, Flankenbatterien, welche eine Linie der Länge nach beschießen, Kreuzbatterien, deren zwei den nämlichen Ort dergestalt beschießen, daß die Schüsse in einem rechten Winkel zusammentreffen. In Ansehung des zu beschießenden Gegenstandes gibt es: Demontir-Batterien, welche die Brustwehren der feindlichen Werke und das dahinter befindliche Geschütz zerstören sollen; Scarpierbatterien, welche neben den Brechbatterien unter einem Winkel von 20 bis 30 Grad errichtet werden, um den zur Bresche bestimmten Ort schief zu beschießen; Bresche-Batterien, von welchen aus man den Fuß eines feindlichen Werks mit einem stark senkrecht auf dasselbe wirkenden Feuer angreift, um diesen Theil der äußern Seite des Walls und der Brustwehr so niederzustürzen, daß man darauf hingehen und das Werk stürmen kann; Ricochetbatterien, welche zum Bestreichen der Linien dienen, so daß die abgeschossenen Kugeln vom Anfang bis zum Ende derselben Sprünge machen, wodurch die ganze Länge der Linie unsicher wird, und alles Entgegenstehende niederwerfen. Ihre Lage ist senkrecht auf der zu bestreichenden Linie; endlich Kessel- oder Wurfbatterien, welche das Wurfgeschütz enthalten. In Ansehung der Lage unterscheidet man Horizontal-, erhöhte und versenkte Batterien. Die Einrichtung schwimmender Batterien kann sehr verschieden seyn. Gewöhnlich besteht eine solche aus einem Floß, auf dessen Mittellinie die Kanonen, und vor den Kanonen eine Brustwehr von Wollsäcken steht. Das Floß wird durch ein starkes Tau an einem Balken oder Anker befestigt, um welchen es sich wie um einen Mittelpunkt bewegen läßt, und durch Ruder oder Stangen an den Ort, wo man sich seiner bedienen will, gebracht. Ueber die von Arçon erfundenen schwimmenden Batterien, von denen im J. 1782 gegen Gibraltar Gebrauch gemacht

wurde, s. Elliot. — In der Experimentalphysik nennt man Batterie eine Verbindung mehrerer Flaschen oder Metallplatten, um die Wirkungen der Electricität und des Galvanismus zu verstärken. S. Electricität, Flasche und Galvanismus.

Batteux (Charles) machte in der ästhetischen Kunsttheorie, aus welcher sich die Ästhetik erhob, Epoche, und hat schon darum das Verdienst, zur weitern Entwickelung dieser Wissenschaft beigetragen zu haben. Seine Untersuchungen richteten sich aber, wie die der meisten Ästhetiker, zunächst auf Poesie, von welcher er dann vergleichend zu dem Begriffe der Kunst aufstieg. Dazu kam auch, daß die für classisch geachteten dramatischen Dichterwerke seiner Nation eine tiefere Würdigung foderten, und durch ihren Schimmer die Aufmerksamkeit derer, welche über die schöne Kunst Untersuchungen anstellten, vorzüglich auf sich zogen. Wie man nun gewohnt war, diese Werke den classischen Dramen der Griechen in hohem Nationalgefühl an die Seite zu stellen, — wenn gleich die Franzosen diese erst zum Muster nahmen, und oft mit sclavischer Anhänglichkeit, selbst bis auf zufällige Einrichtungen, der griechischen Bühne nachahmten, — so schien es auch, als müßten die theoretischen Principien, welche von jenen Mustern abstrahirt waren, auch von den Werken der Nachfolger, und von allen übrigen gelten. So wurde Batteux auf Aristoteles geführt und für dessen Princip der Poesie, Nachahmung der Natur, so eingenommen, daß er es auch auf die Malerei anwendete, und mit einer geringen Veränderung, welche die bürgerliche Zeit zu erfodern schien, als „Nachahmung der schönen Natur" für alle Künste aufstellte. Denn ihm konnte nicht der Gegensatz zwischen dem Pathos der Dichterwerke seines Zeitalters, und der Prosa der Wirklichkeit entgehen, ja er war auch wohl selbst in einer ästhetischen Grundmeinung seiner Nation befangen, welche die Schönheit in der Kunst für eine verzierte Wirklichkeit hält. Denn in das Wesen der Schönheit, durch welche der Begriff der Kunst erst seine wahre Grundlage erhält, drang er nicht tiefer ein. War daher bei seinem Vorgänger Aristoteles die Ansicht von einer Nachahmung der Natur, vorzüglich weil er vom Drama ausging, und bei einem schon poetischen Volke, welches das ideale Leben der Gegenwart und Vorzeit in den Werken seiner Kunst nur copirt zu haben schien, eine sehr verzeihliche Abstraction der ersten Kunsttheorie, durch welche zuerst die Außenseite der Kunst bezeichnet wurde: so mußte sie nun auf mancherlei Irrthümer führen, da jene poetische Ansicht der Natur, vermöge deren der Künstler nur das Äußere wie im Spiegel aufzufangen scheint, und gleichsam nur das Schöne sieht, verschwunden oder wenigstens nicht mehr die herrschende war. Es mußte dagegen von einer Auswahl der Gegenstände der Natur die Rede seyn, für welche kein Maßstab, kein Kennzeichen gegeben werden konnte; und die Aufgabe, die schöne Natur nachzuahmen, verleitete den noch schwankenden Künstler entweder sich zu den Alten zu wenden, und ihnen blind zu folgen, oder zu einem sogenannten Verschönern des äußerlich gegebenen Stoffes. So leuchtet also ein, welchen mittelbaren und unbestimmten Sinn dieses von Batteux aufgestellte Princip hatte, welches in der Theorie der Musik und der ihr verwandten Künste nicht einmal durchzuführen ist, ja daß dasselbe sogar, als Erklärung des Wesens der schönen Kunst, in einem fehlerhaften Kreise geht, indem es das hier eigentlich zu Erklärende (das Schöne, als Wesen der schönen Kunst) in der Erklärung wieder voraussetzt, und es nur in eine andere Sphäre,

nämlich in die von der Kunst geschiedene Natur verlegt, in welcher der Künstler es suchen soll. Der Künstler aber wird das Schöne nie ergreifen, der es außer sich sucht, ja er täuscht sich in dem Drange seines künstlerischen, alles veräußernden Instincts, wenn er es äußerlich zu schauen und von außen erhalten zu haben glaubt. Diese Täuschung ist es eigentlich, welche in jenem Principe als psychologisches Factum ausgesagt wird; wer aber als Künstler dasselbe mit strenger Consequenz befolgen wollte, würde nur ein sclavischer Nachahmer, kein freier Künstler seyn. Der Werth des aristotelischen Princips beruht also, richtig verstanden, blos auf einer Vergleichung der Natur nach ihrem Wesen — (nicht nach ihren einzelnen Erscheinungen) — und des lebendig gestalteten Künstlergeistes (als einer höhern Natur). In so fern hat Göthe nicht Unrecht, wenn er in polemischer Hinsicht, und abgesehen von dem Verdienste, welches die Ausführung jeder selbstständigen Behauptung für das Fortschreiten der Wissenschaft gewährt, Batteux „den Apostel des halbwahren Evangeliums der Nachahmung der Natur nennt, das allen so willkommen ist, die allein ihren Sinnen trauen, und dessen, was dahinter ist, sich nicht bewußt sind." Wenden wir unsern Blick aber auf das, was Batteux noch mit den Ästhetikern seiner Zeit und Nation gemein ist, und was ihn von dieser unterscheidet, so finden wir, daß er eines Theils der Erste war, der in die aufgehäufte Summe der Kunstregeln, welche man durch lange Abstraction gewonnen hatte, Einheit und Anordnung durch jenes Princip zu bringen suchte, wodurch der tiefern Kritik die Prüfung derselben und ein weiteres Fortschreiten erleichtert werden mußte; ferner eine Anwendung dieses Princips auf die einzelnen Künste, die er, wie Aristoteles, nach Verschiedenheit der Darstellungsmittel unterschied, gemacht hat; andern Theils aber blieb er, wie andere seiner Zeitgenossen, welche die Theorie der Kunst vor der Ästhetik bearbeiteten, bei einem unbefriedigenden Empirismus stehen, der über das Gebiet des Technischen hinaus keine Wahrheit hat, vielmehr nach einem höhern, oder tiefer liegenden Principe stets begierig macht, ja er stellte so manches, was aus des Aristoteles Abstraction von den Werken der griechischen Bühne natürlich folgte, als nothwendige und allgemeingültige Regel für alle Zeiten auf; worin ihm das moderne Gräcisiren der französischen Dichter, und die stolze Autorität, welche deren Orania bei der französischen Nation, wie bei den gallisirenden Deutschen erhielten, mit allgemeinem Beifall unterstützte. Die Schriften, in welchen Batteux diese Grundsätze mit vieler Leichtigkeit entwickelte, waren: Les beaux arts reduits à un même principe (Paris 1746 und mehrmals, deutsch: Die schönen Künste aus einem Grunde hergeleitet, Gotha 1751, und in einer Übersetzung von Adolph Schlegel: Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz, nebst mehrern Abhandlungen des Übersetzers, 2 Bde. Lpz. 1769 und 1770, 3te Auflage; auch endlich in einem Auszuge von Gottsched, Lpz. 1751); dann Cours de belles lettres, ou principes de la litterature (Par. 1747—50, 5te Aufl. 1774), deutsch in der sehr bekannten Übersetzung von K. W. Ramler, Einleitung in die schönen Wissenschaften nach Batteux, 4 Bände 8., Leipzig 1756—1758. 5te Aufl. 1802. Das letztere Werk, eine Umarbeitung und Erweiterung des Erstern, erhielt sich in Deutschland lange Zeit in großem Ansehen, bis vorzüglich die Bekanntschaft mit den Engländern, nämlich mit Shakspeare, und die Regung eines originalen und poetischen Geistes in der deutschen Nation seit Göthe,

Schiller u. A. die Abwerfung dieser willkürlichen Fesseln bewirkten, und eine freiere, tiefere Ansicht des bei jeder gebildeten Nation sich eigenthümlich gestalteten Schönen herbeiführten, durch welche dieses Werk fast gänzlich in Vergessenheit gekommen ist. Zu seinen Schriften gehört übrigens noch eine Abhandlung De la construction oratoire (1763. 12.), welche er der dritten Abtheilung des zuvor genannten Werks zum Grunde gelegt hat; eine Übersetzung des Horaz (2 Bd. Amst. 1762. 12.), und Les quatre poëtiques, d'Aristote, d'Horace et de Boileau avec les traductions et des rémarques (Par. 1771. 2 Bde. 8.) und mehrere Abhandlungen in den Mém. de l'Acad. des Inscr. Von Batteux's Lebensumständen bemerken wir folgendes: Er war 1713 zu Allond'huy, einem Dorfe in dem Bisthume Rheims, geboren, wurde Canonicus zu Rheims, dann Professor der Rhetorik an dem königl. Collegium zu Paris, Mitglied der französischen Akademie und der Akademie der Inschriften, und starb zu Paris 1780. T.

Battoni (Pompeo), geb. zu Lucca 1708, gest. zu Rom 1787. Dieser berühmte Mann, den man als den Wiederhersteller der neueren römischen Schule betrachten kann, würde der erste Maler seines Jahrhunderts seyn, wenn Rafael Mengs ihm den Vorzug nicht streitig machte. Man darf ihn einen gebornen Maler nennen. Den Professoren seines Vaterlandes verdankte er nur die Principien der Kunst; seit er sich aber zu Rom aufhielt, besuchte er keine Schule, sondern beschäftigte sich allein mit dem Studium der Antike, der Werke Rafaels, und lernte an ihnen das große Geheimniß, die Natur zu sehen und mit Einsicht und Wahrheit darzustellen. Dadurch erwarb er die große Mannichfaltigkeit, die man in seinen Gemälden wahrnimmt. Er componirte keine Scene, die er nicht in der Natur gesehen hatte; sein Colorit ist glänzend, sanft, und hat sich in seiner ganzen Reinheit erhalten. Der Chevalier Bonni, der ihn mit Mengs vergleicht, nennt diesen den Maler der Philosophie, ihn aber den Maler der Natur. Battoni malte viele Altarblätter und eine große Menge Portraits. Er war übrigens ein religiöser, gerader, oft rauher Mann, mit vielen Sonderbarkeiten. Eine seiner Töchter wurde vor einigen Jahren für die beste Sängerin in Italien gehalten.

Bauart nennt man den eigenthümlichen Geschmack in der Anordnung und Verzierung der äußern und innern Theile der Gebäude. Dieser Geschmack wird bei verschiedenen Nationen sehr verschieden angetroffen. Die ägyptische Bauart zeigt eine außerordentliche Festigkeit und Stärke, welche jedoch zum Theil noch in Rohheit besteht. Die griechische ist voll Schönheit und Geschmack, und vorzüglich voll Regelmäßigkeit; sie hat drei Hauptzweige, die dorische (welche sich vorzüglich durch edle Einfalt und erhabene Größe), die ionische (welche sich durch ein gefälligeres Ansehen) und die corinthische (die sich durch alle mit der Haupteigenschaft der griechischen Gebäude verträgliche Pracht auszeichnet). Die römische Bauart, eine Schülerin der griechischen, wich von dieser oft durch zu große Pracht ab. Später herrschte neben der gothischen Bauart die arabische, welche nach der griechischen, und die maurische, welche nach den Überresten römischer Gebäude in Spanien gebildet war. Was die leztere betrifft, so kann der Kenner bei allen ihren Fehlern dennoch die Überbleibsel der maurischen Gebäude zu Granada, Sevilla und Cordova nicht ohne Bewunderung betrachten. Die arabische zeichnet sich vorzüglich durch Galanterie und Pracht aus. Die gothische (worunter hier die neugothische verstanden wird, welche nach der

Zerstörung des gothischen Reichs durch die Araber und Mauren üblich wurde; die altgothische Bauart, welche wahrscheinlich unter dem Theodorich, König der Ostgothen entstand, unter dessen Regierung in Italien die Römer, ohne Gefühl für's Schöne, die altrömische Bauart nachahmten, ist plump und schwerfällig) zeigt eine wunderbare Größe und Pracht, die zugleich mit dem sorgfältigsten, nur von den Unkundigen kleinlich gescholtenen Detail verbunden ist; erst in neuern Zeiten hat man ihre großen Meisterwerke, als den Münster in Straßburg, den Dom zu Cölln u. s. w., richtiger zu würdigen angefangen. Die italiänische Bauart, welche nach den römischen Mustern, vorzüglich nach denen aus den spätern Zeiten, gebildet wurde, verbindet Größe und Pracht mit Einfalt, nur daß sie zuweilen etwas Nachlässigkeit zeigt. Nach der italiänischen ist die englische Bauart gebildet worden, welche sich aber mehr der griechischen Genauigkeit nähert. Die französische ist leicht, flüchtig und gefällig. Die Bauart der Deutschen war anfangs gothisch, und näherte sich der altgothischen eben so sehr als der neugothischen, welche letztere die Deutschen unstreitig aus Frankreich bekamen. In den neuern Zeiten nahm sie sich bald die italiänische, bald die französische zum Muster, je nachdem die Großen, welche bauen ließen, eine Vorliebe für die eine oder die andere dieser Nationen hatten. Die Baumeister, denen wir den Geschmack, der noch jetzt in der Baukunst herrscht, verdanken, sind die Italiäner Palladio, Vincent, Scamozzi, Serlio, Jacob Barozzio (unter dem Namen Vignola bekannt), welchen Männern Filippo Bruneleschi, Leon Baptista Alberti, vorzüglich aber Bramante und Giocondo, zu Ende des funfzehnten und zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts die Bahn eröffnet hatten. (S. Geschichte der Baukunst).

Bauchredner sind Personen, die durch ihre Organe und ihren Körperbau unterstützt, sich eine Fertigkeit erworben haben, durch Hinunterdrückung der Stimme in den Schlund Töne und Worte auf eine solche Art hervorzubringen, daß die Anwesenden glauben müssen, der Schall komme nicht von jenen, sondern von einer andern Gegend her. Wenn solche Personen diese Fertigkeit auf einen hohen Grad gebracht haben, so läßt sich an ihnen nicht einmal eine Bewegung des Mundes wahrnehmen. Ein Genfer, Comte, der vor einigen Jahren in der Schweiz und in Frankreich mehrere Proben seiner Kunst ablegte, soll unter den bis jetzt bekannt gewordenen Bauchrednern der geschickteste seyn. Von ihm erzählt man manche belustigende Anekdote. So fuhr er im Jahre 1807 mit der Postkutsche nach Grenoble. Die Reisegesellschafter hören auf einmal Stimmen von Spitzbuben, die ihnen zurufen, stille zu halten. Sie erschrecken, langen Geld hervor, um sie zu befriedigen. Comte nimmt es in Empfang und händigt es anscheinend den Spitzbuben ein. Im nächsten Wirthshause aber stellt er jedem sein Geld wieder zu, indem er ihnen erklärt, daß er es gewesen sey, der sie in Contribution gesetzt habe.

Bauer, der Bewohner des flachen Landes, im Gegensatze des Bürgers und Edelmanns, dessen Geschäft ganz eigentlich der Anbau des Grundes und Bodens ist. Von der Entstehung, der stufenweisen Entwickelung, so wie von dem gegenwärtigen Zustande des Bauernstandes werden wir ausführlich in dem Art. Stände sprechen.

Bauernkrieg. Wir bezeichnen in der deutschen Geschichte mit dieser Benennung jene Periode innerer Zerrüttung, in welcher die Landleute in Franken und Schwaben, und später auch in Sachsen und Thüringen die Waffen ergriffen, anfänglich um sich einer traurigen Lage

zu entreißen, nach und nach aber, um eine chimärische Freiheit zu erkämpfen. Mehrere, besonders die catholischen Schriftsteller, pflegen diese Unruhen, welche sich bereits gegen Ende des funfzehnten und zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts äußerten, vorzüglich aber diejenigen, welche im dritten Jahrzehend des sechszehnten Jahrhunderts wütheten, bloß auf Rechnung von Luthers Reformation zu setzen. Allein der Umstand, daß sich die ersten Spuren derselben weit früher zeigten, als Luther auftrat, beweiset das Gegentheil. Die wahren Ursachen dieser verderblichen Unruhen waren vielmehr die harten Bedrückungen, denen die Bauern fast unterlagen, ungeachtet sich nicht leugnen läßt, daß Luthers mißverstandene Lehren späterhin einigen, wiewohl geringen und zufälligen Einfluß darauf gehabt haben. Viele Bauern waren wirklich leibeigen, oder mußten wenigstens so viele Zinsen, Zölle, Steuern und Frohnen entrichten, daß ihnen dieselben nach und nach unerschwinglich wurden; es war daher natürlich, daß sie sich nach Befreiung sehnten. Da jedoch weder der Adel noch die Geistlichkeit von ihren Gerechtsamen etwas nachlassen wollten, und die Landesherren selbst nicht im Stande waren, die zum Theil auf altem Herkommen beruhenden Abentrichtungen geradezu aufzuheben; so blieb den Bedrückten nichts übrig, als sich eigenmächtig Hülfe zu schaffen, wozu sie bald von einigen schwärmerischen Köpfen hingerissen wurden. Die Unruhen brachen zuerst im Würzburgischen aus, wo ein Schwärmer Johann Böhme (nicht mit dem Görlitzer Jacob Böhme zu verwechseln), ein junger Mensch, der sich durch Liedersingen in den Herbergen sein Brod verdiente, als Freiheitsprediger auftrat, und, wie er sagte, auf Eingebung der Mutter Gottes, bekannt machte, daß nun bald unter den Menschen gänzliche Freiheit und Gleichheit hergestellt werden, Papst, Kaiser, Fürsten und Obrigkeiten nicht mehr bestehen, sondern das ganze Menschengeschlecht durch gemeinschaftlichen Fleiß sein Brot, einer wie der andere, gewinnen, und Wälder, Weiden und Gewässer zu Jedermanns Nutzen und Vergnügen dienen würden. Durch dergleichen verführerische Vorspiegelungen, denen man den Namen Predigten gab, machte er sich weit und breit bekannt, und aus ganz Franken, Schwaben, Bayern und an dem Rheine herauf strömten ihm Zuhörer in so großer Menge herbei, daß auf einmal auf 40,000 Menschen um ihn versammelt gewesen seyn sollen. Er beschied diese auf einen bestimmten Abend, und gebot ihnen, bewaffnet zu erscheinen, Weiber und Kinder aber zu Hause zu lassen — eine Verfügung, die über seine Absichten, einen Aufruhr zu erregen, keinen Zweifel übrig ließ. Zwar ließ der Bischof von Würzburg, Rudolph, der diesen Vorfall erfuhr, den Schwärmer gefänglich einziehen; allein seine Zuhörer fanden sich zur bestimmten Zeit ein, und als sie seine Gefangenschaft erfuhren, rückten 46,000 Mann derselben vor das Schloß zu Würzburg. Vergebens ließ sie der Bischof durch seinen Marschall zur Ruhe verweisen; dieser mußte, um nicht gesteinigt zu werden, sich schnell entfernen. Der Bischof ließ darauf Geschütz gegen die Rebellen aufführen, und sie nochmals auffordern, sich zu entfernen, welches sie auch thaten. Bei ihrem Abzuge wurden ihre Rädelsführer *) ergriffen, gefänglich

*) Diese Benennung soll ihren Ursprung dem Bauernkriege zu danken haben, indem die Bauern in ihren Fahnen und Siegeln weiter nichts als ein Pflugrad, als das Symbol ihres Gewerbes, führten, und einander zugeschworen hatten, ungetrennt zu bleiben, wie die Speichen eines Rades.

eingezogen und zugleich mit dem Freiheitsprediger Böhme zu Würzburg hingerichtet. Aber nicht bloß in Würzburg, sondern auch in Speier traten 1502 (mithin lange vor Luther) ein Paar ähnliche Aufrührer unter den Bauern gegen den Bischof und die Geistlichkeit auf. Indeß kamen die Unruhen erst im Jahre 1525 zum völligen Ausbruch. Damals schickten die Bauern ihre in zwölf Artikel abgefaßten Beschwerden schriftlich nach Würzburg, und baten um schleunige Abstellung derselben, indem sie sich, in Ansehung der Rechtmäßigkeit ihrer Foderung, besonders auf die Bibel gründeten. Vorzüglich wollten sie 1. ihre Pfarrherrn selbst wählen, 2. der Zehend sollte nur zur Unterhaltung der Pfarrer eingesammelt, 3. Leibeigenschaft aufgehoben werden, 4. Jagd und Fischerei keine ausschließende Gerechtsamkeit des Fürsten und Adels seyn, 5. die Frohndienste billiger bestimmt werden und ein Lehnsherr von seinem Lehnsmann nicht willkürliche Dienste fodern u. s. w. — Der Bischof versprach, diese Foderungen zu erfüllen; allein die Bauern, die ihm nur halb glaubten, ergriffen die Waffen, und selbst die Bürger, die er zu Hülfe rief, traten auf die Seite der Bauern. Vergebens schrieb der Bischof einen Landtag aus, um die Unruhen zu stillen, vergebens ließ er einen der Anführer hinrichten; die Bauern fingen nach Ostern 1525 an, mit Waffen gegen Würzburg zu ziehen, so daß der Bischof sich genöthigt sah, nach Heidelberg zu fliehen. Nun durchzogen die Aufrührer ganz Franken; in den Klöstern, Rittergütern und an den Orten, wo man ihnen Widerstand leistete, wurde alles ausgeplündert, zerschlagen, gemißhandelt und die Orte selbst in Brand gesteckt. Auch die Stadt Würzburg ergab sich ihnen; die Festung derselben aber, Marienberg, konnten sie nicht erobern, ungeachtet sie solche mit schwerem Geschütz beschossen. Sie zogen darauf weiter, und wurden von den gegen sie ausgesendeten Truppen bei Königshofen, und ein anderer Haufen derselben gleich darauf bei Sulzdorf geschlagen. Beide Schlachten kosteten ihnen 9000 Mann. Weil man ihnen Schuld gab, daß sie geschworen hätten, keinem Gefangenen Pardon zu geben, wurden ihre Gefangenen ebenfalls niedergehauen. Würzburg mußte sich wieder an die Sieger ergeben; am 8ten Juni 1525 kehrte der Bischof dahin zurück, und stellte in kurzem die Ruhe wieder her. Der Krieg war nun zwar hier geendigt; allein 189 Schlösser und Burgen waren theils zerstört, theils verbrannt, 26 Klöster vernichtet und gegen 12,000 Menschen hatten ihr Leben verloren. In Lothringen, am Ober-Rhein und im Breisgau hatten die Bauern auch die Waffen ergriffen; in den beiden ersten Ländern wurden sie ebenfalls in mehrern Treffen geschlagen, und im Breisgau legten sie bald selbst die Waffen nieder. So war dieser Bauernkrieg in Franken und Schwaben gestillt, nachdem er über 50,000 Bauern das Leben gekostet hatte, ohne daß sie ihren Zweck, Verminderung ihrer Lasten, erreichten, die vielmehr hier und da noch vermehrt wurden. Auf diese Unruhen in Franken und Schwaben folgte der Bauernkrieg in Sachsen und Thüringen, den besonders Thomas Münzer veranlaßte. (S. d.)

Baukunst ist im Allgemeinen (subjectiv) die methodisch erworbene Geschicklichkeit oder (objectiv) das System von Regeln, alle Arten von Gebäuden, nach der Absicht des Bauherrn und den dazu bestimmten Kosten, zur Beschützung, Wohnung, zum Vergnügen und Gewerbe stark, bequem und schön aufzuführen. Da nun diese Absichten sehr verschieden seyn können, wird die Baukunst, je nach den Gegenständen, mit denen sie beschäftigt ist, eingetheilt in die bürgerliche, Kriegs-, Schiffs-, Mühlen-, Wasser-, Brücken-, Straßen-Bau

kunst, und wiefern man alle diese Arten unter iht befaßt denkt, ist sie Baukunst im weitern Sinne. Im engeren Sinne versteht man bloß die bürgerliche Baukunst unter ihr, welche man wieder in die Häuser-, land- und staatswirthschaftliche Baukunst eintheilt. Da es einleuchtet, daß mehrere dieser Arten und Unterarten nur dem Bedürfniß dienen und zum einzigen Zweck Nützlichkeit haben, so hat man ziemlich allgemein die schöne Baukunst in die Sphäre der bürgerlichen eingeschränkt, und auch hier vornehmlich die eigentliche Wohnung berücksichtigt. — Wie der Mensch von der Höhle des Berges, seiner ersten Zuflucht vor wilden Thieren und üblem Wetter, zur Erbauung von Hütten, und von diesen, als er der unstäten Lebensart entsagte und das Feld zu bebauen anfing, zu bleibenden Wohnungen, die außer der Sicherheit auch Bequemlichkeit gewährten, den Uebergang fand, können wir hier nicht weitläuftig aus einander setzen. Die Culturgeschichte weiset diese allmäligen Fortschritte mit vieler Deutlichkeit nach. Sie lehrt uns, daß der Mensch, nachdem er für sich selbst Häuser zu bauen gelernt hatte, auch den Göttern, die bisher mit ihm in Höhlen, Hütten und Zelten gewohnt hatten, zur würdigern Verehrung Tempel errichtete, größer und kostbarer als die Wohnungen der Menschen. So entstand die schöne Baukunst, welche, zuerst an Göttertempeln sich entwickelnd, später auf die Wohnungen der Fürsten und die öffentlichen Gebäude überging, und endlich bei immer steigender Verfeinerung und zunehmendem Wohlstande allgemeines Bedürfniß der Gesellschaft ward. So wurde endlich in der Baukunst die armselige Rohr- und Lehmhütte zum stolzen Palaste, der rohe Baumstamm zur schlank emporstrebenden Marmorsäule, und das natürliche Gewölbe einer Felsenhöhle zum prächtigen Pantheon. Doch nicht bloß in erweitertem Umfange, größerer Höhe, stärkerer Masse und der Kostbarkeit des Baustoffs bestand der Vorzug der Gebäude in dieser spätern Periode. Der für Schönheit empfängliche Grieche machte bald noch andere Ansprüche. Nicht zufrieden, den senkrecht in der Erde befestigten, das Dach tragenden Baumstamm in eine Säule mit einem, das weitere Einsinken verhindernden Säulenfuße, die darüber gelegten Holzblöcke in ein Capital mit seinen Stäben und Platten, und die Hauptstölzer oder Plattstücke in den Architrav, aus dessen Bedeckung der Frieß entstand, verwandelt, den Karnieß und Giebel hinzugefügt, und das Ganze mit mancherlei Verzierungen geschmückt zu haben, fühlte er, die Schönheit eines Gebäudes bestehe nicht allein in der Säule, dem Gebälk, dem Giebel, sondern in der gehörigen Form eines jeden und in der Zusammenstimmung derselben unter einander, oder, was beides zugleich umfaßt, in der Säulenordnung. Durch sie erhält das Gebäude Regelmäßigkeit der Form, Richtigkeit der Verhältnisse und eine hieraus entspringende Zierlichkeit. Daß die Schönheit der Architektur in den Verhältnissen bestehe, ward die Aufführung des Panionions, dieses Nationaltempels der verbündeten ionischen Städte, in dem damals zuerst aufgestellten Grundsatze ausgesprochen: daß in der Bildung der Theile eines jeden Gebäudes allenthalben Regelmäßigkeit und diejenige Rücksicht auf ein bestimmtes Verhältniß der Theile zu einander erscheinen müsse, welche die Natur in der Bildung des menschlichen Körpers beobachtet hat. — Hiermit war ein Hauptschritt zur Vollendung der griechischen Architektur gethan, denn der bis zu einem hohen Grade veredelte Kunstgeschmack gelangte bald zu Wohlgestalt, harmonischer Bildung der Theile, und mittelst der festen Kenntniß, womit die Verhältnisse angegeben waren, zu reiner Schärfe und Zierlichkeit

der Profile, wozu sich schöne Zeichnung und Arbeit der Verzierungen und Sparsamkeit in deren Gebrauch gesellten. — Doch nicht bei dem Profile dürfen wir stehen bleiben. Ein Gebäude ist ein in geometrischer Form eingeschlossener, oft in mehrere gleichfalls geometrische Abtheilungen getheilter Raum, gemäß dem Zwecke, wozu es bestimmt ist. Auch dieser eingeschlossene Raum mit seinen Abtheilungen ist in Betracht zu ziehen. Da aber die Zwecke des Bauens so unendlich verschieden seyn können und sind, und dadurch eine ungemeine Verschiedenheit des Besondern erzeugt wird, so war es mit großen Schwierigkeiten verbunden, zu einem Allgemeinen zu gelangen. Endlich fand man, daß, welchen Zweck ein Gebäude auch habe, und aus welchen Materialien es errichtet sey, seine Zweckmäßigkeit sich auf zwei Eigenschaften zurückführen lasse: auf Festigkeit und Bequemlichkeit. Die Festigkeit geht auf Dauer und Sicherheit des Gebäudes, und fodert, daß der Bau wohl gegründet, aus tüchtigen Materialien wohl zusammengefügt sey, damit er allen äußern Einwirkungen und seiner eigenen Last möglichst lange widerstehe. Zu Erreichung dieses Zwecks hat der Architekt vornehmlich auf eine feste Grundlage des Baues, auf die Wahl guter Materialien, die verhältnißmäßige Vertheilung und tüchtige Verbindung derselben, und endlich auf das Verhältniß zwischen Kraft und Last zu sehen. Die Bequemlichkeit geht auf den Gebrauch des Gebäudes, daß nämlich Lage, Gestalt, Größe und Eintheilung desselben diesem Gebrauche möglichst angemessen seyen. Ein Wohnhaus muß, außer den allgemeinen Erfodernissen, daß es sich sicher, gesund und bequem bewohnen läßt, für die besondern Zwecke des Besitzers, für sein häusliches Leben und für sein Gewerbe eingerichtet seyn, wodurch Lage, Größe, Gestalt und Eintheilung des Gebäudes bestimmt werden. Festigkeit und Bequemlichkeit aber beziehen sich nur auf die Nützlichkeit; erst wo zugleich dem Zwecke des Gefallens Einfluß auf den Bau verstattet wird, hebt das Gebiet ästhetischer Zweckmäßigkeit an. Es fragt sich aber, wie kann Schönheit in einem Gebäude als einem regelmäßigen, in verschiedene Räume geometrisch abgetheilten Körper Statt finden? Freilich in dem geometrisch abgetheilten Plane liegt die Schönheit eines Gebäudes nicht, wohl aber in dem architektonischen Aufriß; der Plan kann nur zweckmäßig, nie an sich schön seyn, aber in dem wohl geordneten Plane ist eine Grundlage zur Schönheit enthalten, dadurch ihm schöne Verhältnisse möglich werden. Die gefällige Zusammenstimmung der durch die zweckmäßige Eintheilung entstehenden Verhältnisse der Theile zu einander und zum Ganzen macht die an sich bloß regelmäßige Figur eines Gebäudes, sey sie quadrat, oblong, cirkelförmig, oder was sonst, der Schönheit fähig; denn die bloße Anschauung des Werks erregt Wohlgefallen, ohne daß wir nöthig haben, an den Zweck desselben zu denken; und jenes gefallende Etwas könnte mangeln, ohne daß die sonstige Zweckmäßigkeit des Gebäudes darunter litte, wiewohl ein völlig unzweckmäßiges Gebäude nie schön seyn könnte, da die architektonische Schönheit an den Zweck gebunden, durch ihn bedingt und bestimmt ist, wie denn überhaupt jedes Kunsturtheil sich auf objective Zweckmäßigkeit des Werks gründet, ohne daß darum Zweckmäßigkeit und Schönheit einerlei wären. Oben ist gesagt worden, die Schönheit der Baukunst liege in den richtigen, übereinstimmenden Verhältnissen. Dazu berechtigte uns der Grund, daß die Richtigkeit und Uebereinstimmung der Verhältnisse gefällt. Allein, was gefällt, ist darum nicht schön. Wir unterscheiden demnach und sagen: das Wohlgefallen an jenen Verhältnissen geht auf die Form,

das Wohlgefallen am Schönen auf den diese Form beseelenden Geist. Forschen wir aber dem gemäß nach dem Ausdruck ästhetischer Ideen in der Baukunst, wodurch allein sie in die Reihe der schönen Künste tritt, so ist nicht zu leugnen, daß sich manches Gegründete gegen sie sagen läßt. Zwar hat jede schöne Kunst ihren technischen und ästhetischen Theil, aber bei der Malerei, Musik, Poesie ist dieser jenem untergeordnet, er ist nur Mittel zum Zweck. Anders ist es mit der Baukunst, welche den Nutzen im Auge hat, und das ästhetische Wohlgefallen nur in so fern damit verbindet, als dieses mit dem Gebrauche verträglich ist. Bei ihr ist der ästhetische Theil dem technischen bloß zur Zierde beigeordnet. Mithin ist die Baukunst an und für sich keine schöne, sondern eine mechanische Kunst; keine Kunst des Gefallens, sondern des Nutzens. Der Begriff des Gebrauchs ist so wesentlich mit ihren Werken verknüpft, daß sie selbst da, wo sie nicht nützen, sondern nur zieren will, den Schein des Gebrauchs annehmen muß. Ohne ihn würde ihren Werken der Gehalt, die Bedeutung fehlen, sie würden willkürlich, leer und zwecklos erscheinen. Soll aber die Baukunst als schöne Kunst sich erweisen, in so fern sie ihre, dem Zwecke des Gebrauchs gemäß erfundenen und nach mechanischen Gesetzen construirten Werke, zugleich mit Rücksicht auf Wohlgefallen, durch den bloßen Anblick bildet; so hat sie die Aufgabe zu lösen, in ihren Producten die objective Zweckmäßigkeit des Gebrauchs mit der subjectiven Zweckmäßigkeit des Gefallens in der bloßen Betrachtung, oder mit zwei Worten, das Nützliche mit dem Wohlgefälligen zu verbinden. Ästhetische Ideen aber, und um so mehr das Ideal, müssen ihr nothwendig mangeln, da sie kein Vorbild in der Natur hat, dessen allgemeiner Begriff in ihren Darstellungen sichtbar würde, sondern ihre Werke nur nach der Vorstellung von Zwecken hervorbringt. Wie zweckmäßig und in ihrer Art vollkommen diese Werke auch seyn mögen, ihr Zweck bleibt immer nur technisch und auf das Nützliche beschränkt, unfähig einer idealen Erhöhung und Veredlung. Der Spielraum, den Einbildungskraft und Geschmack behalten, beschränkt sich nur auf die Verbergung der steifen geometrischen Einförmigkeit und auf Verzierung der Theile; auf die Formen, welche der Verstand den Zwecken gemäß bestimmt, dürfen sie ihren Einfluß nicht erstrecken. Die Ursache, warum die Baukunst kein Ideal hat und haben kann, ist die strenge technische Zweckmäßigkeit, die in ihren Producten herrschende geometrisch regelmäßige Form, das Übergewicht des Mechanischen in ihr, das weder eine geistige Veredlung ihrer Zwecke, noch einen freien Vortrag derselben verstattet. Der Architekt hat bloß mit Form, Verhältniß und Masse lebloser Dinge zu schaffen, sein Geschmack ist bloß auf Verzierung eingeschränkt, und durch diese Mittel kann er wohl Eleganz und Größe, festliche Pracht, Ernst und Erhabenheit ausdrücken; aber in die Regionen des Ideals kann er nicht dringen, und Geist, Seele und Leben liegen außerhalb der Sphäre seiner Kunst. Haben wir nun zwar der Baukunst das Ideal abgesprochen, so haben wir doch zugleich eingeräumt, daß ihre Werke einen verschiedenen Ausdruck und eigenthümlichen Charakter haben. Diesen Charakter enthält ein Gebäude, wenn seine Gestalt und Verhältnisse genau den Zweck ausdrücken, wozu es da ist. Durch eine dem Zwecke gemäße Ausführung entsteht er von selbst, kann aber auch geflissentlich von dem Künstler, um der ästhetischen Wirkung willen, stärker ausgedrückt, und durch bedeutende Verzierungen unterstützt und gehoben werden. Unterscheiden wir nun einen logischen und ästhetischen Charakter, so können wir nicht in

Abrede seyn, daß die Baukunst des letztern fähig sey. Wer hätte nicht empfunden, daß Gebäude Gefühle der Größe, der Pracht, der Zierlichkeit, der Erhabenheit erregen, daß sie einen ernsten oder erheiternden, einen schauervollen oder lachenden Eindruck hinterlassen, je nach ihrem verschiedenen Charakter. Ehe wir jedoch zeigen, daß die Baukunst, abgesehen vom Schönen, eine ästhetische Kunst sey, wollen wir versuchen, ihre Theorie aufzustellen. Die Baukunst (blos als Kunst betrachtet) ist die Kunst, Begriffe von Wohnungs-, Sicherungs-, Aufbewahrungs-, Geschäftsplätzen, wiefern sie bloß in der Kunst ihren Ursprung haben, und ihre Form nicht die Natur, sondern einen willkürlichen Zweck zum Bestimmungsgrunde hat, diesem Zwecke gemäß darzustellen. Ein architektonisches Werk hervorzubringen, bedarf es demnach einmal der idealen Synthesis im Geiste des Künstlers, und sodann der Darstellung. Dort ist Entstehung der Form, hier Behandlung des Stoffs. Der Stoff erfodert Construction nach mechanischen Gesetzen, die Form aber ist bedingt durch den Stoff. Der Stoff des Baumeisters ist Körper, dessen Merkmale Ausdehnung und Begränzung im Raume sind. Jene bestimmt seinen Inhalt, diese seinen Umfang; jene ist sein positives, diese sein negatives Merkmal. Nehmen wir mehr das positive Merkmal der Ausdehnung wahr, so sagen wir, der Körper habe Masse; nehmen wir hingegen mehr das Negative der Begränzung wahr, so sagen wir, er habe Form. Hieraus lassen sich die Sphäre und Eigenthümlichkeit der Baukunst und die dem Architekten nothwendigen Kenntnisse abnehmen. Ihre Sphäre geht so weit, als die Gesetze der Mechanik Construction aus Masse gestatten; ihre Eigenthümlichkeit besteht darin, daß sie eine Kunst des Raumes ist; die Kenntnisse des Architekten müssen Mathematik, vornehmlich Geometrie, Statik und Mechanik, Physik und Chemie, Zeichenkunst und dazu gehörige Optik umfassen, theils damit er die Masse gehörig behandle, theils damit er schickliche Form wähle. Mit diesem allen ist der Architekt nur Techniker; ästhetischer Künstler wird er, wenn er durch seine Werke ästhetische Eindrücke, deren Masse und Form fähig sind, zu bewirken versteht. Dieß wird ihm gelingen durch Nachahmung der Natur. Zwar sagten wir oben, daß die Baukunst kein Vorbild in der Natur habe, allein wir modificiren diesen Satz jetzt dahin, daß sie zwar nicht, wie andere Künste, schon etwas Fertiges vorfindet, das sie nur zu copiren braucht, daß aber dennoch die Natur, in so fern sie als ein Bewirktes, Ruhendes erscheint, ihr Urbild sey. Das ästhetische Gemuth bemerkt an ihr Masse und geometrische Form, die theils an sich, theils durch gegenseitige Verhältnisse, kraft der Analogie des Physischen zum Geistigen, durch die bloße Betrachtung Eindrücke machen und Ideen wecken. Wie diese Eindrücke bei dem Landschaftsmaler und Gartenkünstler, bei jedem nach seiner Weise, bestimmend werden für die Producte seiner Kunst, so auch bei dem Architekten für die seine; sein Geist strebt, die durch die Natur in ihm hervorgerufenen Gefuhle durch seine Kunst zu erregen, so weit sie dies vermag. Dazu aber muß ihm, außer der Fähigkeit, ästhetische Ansichten von der Natur zu fassen, jene schöpferische Kraft inwohnen, die aus freiem Vermögen Werke der Kunst hervorbringt, welche nicht nur einen ähnlichen Eindruck, wie die Werke der Natur, sondern selbst einen höheren im Gemüth zu bewirken vermögen, weil seine Kunst das einzeln Zerstreute, wie in einem Brennpuncte gesammelt, durch das Medium seines Geistes zurückstrahlen soll. Er wird also Genie, d. h. original in seinen Productionen seyn müssen; denn sein Werk, für das kein fertiges Vor-

bild da ist, wird nur durch eigene Erfindung möglich. Er geht von einer Idee aus, und zwar von einer ästhetischen, welcher gemäß er alles in seinem Werke anordnet und ausführen läßt, womit er zugleich die beengenden Schranken objectiver Zweckmäßigkeit vor sich niederwirft, denn ihn leitet bloß ästhetische Zweckmäßigkeit, durch welche er seine Kunst zur freien, d. h. nicht heterogenen Zwecken dienstbaren Kunst erhebt, als deren Vollendung ihm vorleuchtet Harmonie der Massen, Formen, Verhältnisse des Lichtes und Schattens, als hier gebrauchter Empfindungszeichen oder Mittel. So wäre denn die Baukunst, als ästhetische Kunst definirt, diejenige bildende Kunst, welche ästhetische Ideen in wirklicher Raumerfüllung, nach bloß ideeller Norm, unter Bewegungsverhältnissen bloß für das Auge darstellt. — Wo die objective Zweckmäßigkeit zu walten anfängt, da scheiden sich eigentlich ästhetische und bürgerliche Baukunst; in Fällen aber, wo die Gränzen in einander überzugehen scheinen, wird man auf das Überwiegende sehen müssen. Wichtiger ist es, die Darstellungsfähigkeit und daraus entspringende eigenthümliche Wirksamkeit der Architektur, in Beziehung auf die übrigen schönen Künste, zu erforschen. Die Darstellungsfähigkeit einer jeden schönen Kunst ist durch ihre Mittel bedingt. Die Architektur ist durch die ihrigen eine Kunst des Raumes, dies unterscheidet sie von Poesie und Musik; sie ist eine bildende Kunst, die aber nicht durch Sinnenschein wirkt, wodurch sie von der Malerei, und keine schon fertigen Vorbilder in der Natur nachahmen kann, wodurch sie von der Plastik unterschieden ist. Kann sie demnach weder mit der Poesie in universaler Darstellung, noch mit der Musik in Gefühlsübergängen, noch mit der Malerei in Reiz und Mannichfaltigkeit, noch mit der Plastik in Bestimmtheit wetteifern, so dürfen wir doch nur auf die Ähnlichkeiten sehen, die sie mit jenen Künsten hat, um uns zu überzeugen, daß sie nicht wirkungslos ist. Mit den bildenden Künsten, so fern diese auch räumlich sind, hat sie unmittelbare Anschauung und Beschränkung auf einen Moment gemein. Was sie gegen die Malerei an Sinnenschein verliert, gewinnt sie an Sinnenwahrheit, die sie mit der Plastik gemein hat; und geht ihr gegen diese Bestimmtheit ab, so gewinnt sie dagegen wieder an Freiheit. Übrigens kann sie nach Art der Malerei Farben und Licht mitwirken lassen, und selbst bis auf einen gewissen Grad, entweder durch Hinzuziehung der Optik oder durch Erwägung der Verhältnisse mit Sinnenwahrheit Sinnenschein zu desto größerer Wirkung verbinden. Der Ausdruck des Geistigen aber, oder die Poesie der Architektur, ist nicht im Raume zu suchen, sondern an die Zeit gebunden. Daher die Ähnlichkeit der Architektur mit Poesie und Musik, als Künsten der Zeit, wiewohl jene mit ihren Mitteln nicht, was diese mit den ihrigen zu wirken vermag. — Was die Theorie der Baukunst betrifft, so sind für ihren wissenschaftlichen und technischen Theil eine Menge Regeln von den vorhandenen Werken abstrahirt und in vielen trefflichen Lehrbüchern zusammengestellt worden. Der ästhetische Theil kann sich nicht eines gleichen Vorzugs rühmen. Ohne die Idee dieser Kunst gefaßt zu haben, ging man nicht über das Vorhandene hinaus, und verfuhr auch dabei höchst einseitig. Die großen Verschiedenheiten, die man in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern in der Baukunst wahrnahm, hinderten, nach einem allgemeingültigen Schönen zu fragen. Man glaubte sich durch eine bestimmte Wahl entscheiden zu müssen, und entschied sich ziemlich allgemein für die griechische Architektur, die allerdings als die eigentlich schöne zu preisen ist. Ihre

Schönheit ist aber nicht das Ästhetische überhaupt, welches als das Allgemeine sorgfältig davon zu unterscheiden ist. Erst wenn wir dieß in's Auge gefaßt und uns überzeugt haben, daß keine Nation die Kunst allein und ganz besessen habe, daß die griechische Baukunst als schöne im engern Sinne, die ägyptische in ihrer Düsterheit und Größe, die gothische in ihrer Erhabenheit und Feierlichkeit, die maurische in ihrer phantastischen Leichtigkeit, die französische in ihrer Zierlichkeit und Niedlichkeit u. s. w. zu schätzen sey, werden wir durch vorurtheilsfreie Vergleichung aller unter einander zu einer Theorie der ästhetischen Architektur gelangen und einen Schatz bewährter Regeln erhalten, wozu die mißlungenen Versuche sowohl, als die gelungenen nützlich werden können. In allen Fällen aber wird sich folgende allgemeine Regel bewährt finden: Nie darf der Künstler seinen Zweck unter willkürlichen Formen und Zierrathen verbergen, noch weniger um der Zierlichkeit willen die Zweckmäßigkeit aufopfern. Der Zweck muß rein und bestimmt vor Augen liegen, und Alles bis auf die geringste Verzierung in Bezug auf denselben als nothwendig erscheinen.

Baukunst (Geschichte der). — Die Entstehung der Baukunst verliert sich in das Dunkel des Alterthums, da eine Wohnung, die gegen Witterung und wilde Thiere Schutz gab, zu den ersten Bedürfnissen des Menschen gehörte. Diese frühesten Wohnungen waren, nach Maßgabe der von der Natur dargebotenen Hülfsmittel und der Bedürfnisse ihrer Erbauer, Hütten, Höhlen und Zelte. Als aber die Menschen aus dem ersten Zustande der Rohheit heraustraten, sich gesellschaftlich vereinigten, und den Boden, den sie bewohnten, zu bebauen anfingen, dachten sie auch darauf, sich dauerhaftere und bequemere Wohnungen zu erbauen und sie einander näher zu rücken. Man bearbeitete das Holz sorgfältiger, und verband die einzelnen Stämme mit einander, bereitete Ziegel aus Lehm und Erde, die man anfangs nur an der Luft trocknete, nachher aber am Feuer brannte, glättete die in der Natur vorhandenen Steinmassen, und fügte sie, anfänglich ohne ein Bindungsmittel, zusammen. Aus der das Dach tragenden Stütze entstand die Säule u. s. w. Aber besondern Fleiß wandte der Mensch im Fortgange seiner Ausbildung auf die Wohnungen, die er seinen Göttern widmete. So wie die Wohnungen für ihn selbst größer und zierlicher wurden, erhielten auch die Tempel einen größern Umfang, und wurden mit Säulengängen, Hallen, Höfen und allerlei Zierrath ausgeschmückt. — Die ältesten und bekannten Völker, bei welchen die Baukunst einige Ausbildung erhielt, sind die Babylonier, deren berühmteste Gebäude der Tempel des Belus, der Palast und die schwebenden Gärten der Semiramis waren; die Assyrier, deren Hauptstadt Ninive reich von prächtigen Gebäuden war; die Phönicier, deren Städte Sidon, Tyrus, Aradus und Seraphta sich durch Pracht und Reichthum auszeichneten; die Israeliten, deren Tempel als ein Wunder der Baukunst gepriesen wird; die Syrer und Philister. Doch von allen diesen Völkern sind keine architektonischen Denkmäler auf uns gekommen. Von den Indiern dagegen sehen wir noch auf der Insel Elephanta und Salsette unterirdische, in Felsen gehauene Tempel; von den Persern die Ruinen von Persepolis; von den Ägyptern Obelisken, Pyramiden, Tempel, Paläste, Grabmäler; von den Etruskern einige Grabmäler und Überbleibsel von Stadtmauern. Der Charakter jener frühen Baukunst war unerschütterliche Festigkeit, riesenhafte Größe, verschwenderische Pracht, welche Erstaunen und Bewunderung, aber kein wahres Wohlgefallen erweckten. Die Grie-

chen zuerst gingen von dem Rohen und Riesenhaften zu edler Einfalt und Erhabenheit über. Unter ihnen wetteiferten, nachdem die Ruhe von außen und innen erkämpft war, die größten Meister, ein Phidias, Iktinus, Kallikrates u. A., von Perikles aufgemuntert und unterstützt. Es erhoben sich der schöne Minerventempel auf der Burg zu Athen, die Propyläen, das Odeum und andere Prachtgebäude. Gleicher Kunstsinn regte sich im Peloponnes und in Klein-Asien. Hohe Einfalt verband sich mit majestätischer Größe und Schönheit in der Form. Man wandte die veredelte Kunst nicht bloß auf Tempel, sondern auch auf Theater, Odeen, Säulengänge, Marktplätze, Gymnasien an. Neben der dorischen Säule entstand noch die ionische und korinthische. Mit dem peloponnesischen Kriege war die Blüthe der Baukunst dahin. Edle Einfalt ging in Zierlichkeit über. Diesen Charakter trägt die Kunst zu Alexanders Zeiten, der eine Menge neuer Städte anlegte, deren achtzehn seinen Namen führten. Immer aber herrschte neben der Zierlichkeit noch strenge Regelmäßigkeit. Nach Alexander brachte das stets zunehmende Bestreben nach Schmuck und Putz die Kunst ihrem Falle immer näher. In Griechenland wurde sie selbst wenig mehr getrieben, und in Asien unter den Seleuciden, in Ägypten unter den Ptolemäern in einem unreinen Geschmacke ausgeübt. Die Römer hatten in der Baukunst nichts den griechischen Meisterwerken Ähnliches aufzuweisen, wiewohl sie schon früh ihren Fleiß an andere Fächer der Baukunst, an Wasserleitungen, Cloaken und an den Wasserbau gewandt hatten. Das Capitol und den Tempel des capitolinischen Jupiter hatten etruskische Baumeister aufgeführt. Bald nach dem zweiten punischen Kriege aber wurden die Römer mit den Griechen bekannt. Sulla brachte zuerst die griechische Baukunst nach Rom; er, Marius und Cäsar errichteten in Rom und andern Städten große Tempel. Aber erst unter dem August erhob sich die Kunst zu der Vollkommenheit, deren sie zu dieser Zeit fähig war. Er gab den griechischen Künstlern, die ihr Vaterland mit Rom vertauscht hatten, Aufmunterung, und führte, zum Theil aus Politik, viele prächtige Werke der Baukunst auf. Agrippa baute Tempel, Wasserleitungen und Theater. Die Privatwohnungen wurden mit Säulen und Marmor verziert. Nicht minder prächtig erbaute man die Landhäuser, deren die reichen Römer oft mehrere besaßen. Das Innere wurde mit Kunstwerken, die in Griechenland erbeutet waren, ausgeschmückt. Die Wände überzog man mit dünnen Marmorplatten, oder malte sie aus und theilte sie in Felder, in deren Mitte Gegenstände aus der Mythologie oder Geschichte vorgestellt, und die ringsum mit zierlichen Einfassungen versehen waren. Diese Einfassungen waren das, was wir Grotesken nennen. Augusts Nachfolger verschönerten fast alle mehr oder weniger die Stadt, errichteten die prächtigsten Paläste und Tempel, und schmückten auch die eroberten Provinzen mit denselben, bis endlich Constantin der Große die Residenz von Rom nach Constantinopel verlegte, wo denn für Roms Verschönerung nichts weiter geschah. — Als die Römer die Baukunst von den Griechen empfingen, war sie bei diesen schon von ihrer Vollkommenheit und Reinheit herabgesunken. Zierlichkeit war an die Stelle der großen, edeln Schönheit getreten; zwar erhob sie sich kurze Zeit in Rom zu ihrer ersten Höhe, artete aber bei der immer steigenden Prachtliebe der Kaiser durch Überladung und Spielerei bald wieder aus. Um diese Zeit ward die corinthische Säule, deren man sich gemeiniglich bei Tempeln und Prachtgebäuden bediente, ausgebildet, und erhielt ein eigenes Gebälk, das vorher aus dem dorischen und ionischen zusammengesetzt war. Schon

von Nero an nahm der Luxus überhand; das Äußere und Innere der Gebäude ward überflüssig verziert. Hadrian, der die Künstler möglichst aufmunterte, konnte den edlen Geschmack in der Baukunst nicht zurückführen. Statt das Vorhandene nachzuahmen, wollte man Neues erfinden und das Schöne noch schöner machen. Dadurch entfernte man sich aber immer mehr von dem Großen. Jetzt entstanden die Verschröpfungen, die Postamente unter den Säulen, die vielen Basreliefs an den Außenseiten der Gebäude, die Cannelirungen der Säulen, die Verjüngung derselben nach einer krummen Linie, die gekuppelten Säulen, die verjungten Pilaster hinter den Säulen, kleine Säulen zwischen großen, runde und durchschnittene Giebel, die ausgebauchten Friese. So wurde die Kunst von den Zeiten Vespasians an bis zur Regierung der Antonine ausgeübt. Sie lieferte Werke, die zwar immer noch als Meisterstücke angesehen werden können, denen aber doch der große, edle Styl der Griechen fehlte. In den Provinzen war der Geschmack noch tiefer gesunken. Nach den Antoninen verfiel die Kunst noch mehr; man bemühte sich, noch häufigere Verzierungen anzubringen als bisher, welches besonders der sogenannte Bogen der Goldschmiede bezeugt. Alexander Severus half ihr als Kenner zwar einigermaßen auf; allein sie versank unter seinen Nachfolgern nur desto schneller, und nahte sich allmälig ihrem gänzlichen Verfalle. Die Gebäude aus dieser Zeit sind entweder mit tändelnden und kleinlichen Verzierungen überladen, wie die zu Palmyra, oder gränzen an das Rohe, wie die unter Constantin zu Rom erbauten. Unter den folgenden Königen geschah, wegen der steten Unruhen der Araber, Alemanen, Gothen und anderer Völker, wenig für die Verschönerung der Städte. Justinian baute wieder viel. Sein vorzüglichstes Gebäude war die Sophienkirche zu Constantinopel. Die alten schönen Werke der Baukunst sanken durch die Einfälle der Gothen, Vandalen und anderer Barbaren in Italien, Spanien, Griechenland, Ägypten, Asien und Afrika großen Theils in Trümmer, und was der Zerstörung entgangen war, blieb unbeachtet. Theodorich, König der Ostgothen, ein Freund der Künste, zeigte sich sorgsam für die Erhaltung und Herstellung der alten Gebäude, und ließ selbst viele neue aufführen. Unter ihm entstand die altgothische Baukunst (s. Gothen). Die Longobarden, die in Italien einfielen, hegten keine Achtung für die Alterthümer, und mochten sie weder schonen noch erhalten. Was sie bauten, war geschmacklos und fehlerhaft. Die andern europäischen Staaten, die durch die römische Cultur verfeinert worden waren, Gallien, Spanien und das südliche Britannien, litten zwar auch durch die großen Völkerwanderungen; bald aber nahmen die Überwinder die Sitten der Ueberwundenen an, wodurch die Cultur sich hob. In andern Ländern, wie Deutschland, wohin die Römer nicht gekommen waren, konnte sie nur langsame Fortschritte machen. Die Normannen, die sich in Sicilien festgesetzt hatten, bauten die Cathedrale von Messina, ein großes aber geschmackloses Gebäude, auf den Grund eines alten Tempels, an welchem man, nach den damit in verschiedenen Jahrhunderten vorgenommenen Veränderungen, das Sinken und Steigen der Kunst neben einander sieht. Die Vandalen, Alanen, Sueven und Westgothen waren in Spanien und Portugal eingedrungen; die Araber und Mauren vertrieben sie und zerstörten das gothische Reich. Diese waren jetzt fast allein im Besitze der Künste und Wissenschaften. Saracenische Baumeister traten in Griechenland, Italien, Sicilien und andern Ländern auf; mit ihnen verbanden sich nach einiger Zeit viele christliche, besonders griechische Meister, und sie stifteten

unter einander eine Zunft, die ihre Kunst und Regeln geheim hielt, und deren Mitglieder sich an gewissen Zeichen erkannten. In dieser Periode sind drei verschiedene Bauarten herrschend; die arabische, eine eigene, nach griechischen Mustern gebildete Bauart; die maurische, in Spanien aus den Überresten römischer Gebäude entstanden, und die neugothische, welche aus der altgothischen entstand. Die beiden ersten Bauarten weichen nur wenig von einander ab, vorzüglich aber zeichnet sich die maurische durch ihre Bogen in Hufeisenform von der arabischen aus. Sehr verschieden aber ist die gothische. Swinburne gibt folgende Unterscheidungszeichen an: die gothischen Bogen sind spitzig, die arabischen nach einem Cirkelbogen gebildet; die gothischen Kirchen haben spitzige und gerade Thürme; die Moscheen endigen sich in Kugeln, haben hin und wieder schlanke Minareen, die mit einem Balle oder mit einem Tannzapfen bedeckt sind; die arabischen Mauern sind mit Mosaik und Stuck verziert, welches man in keiner alten gothischen Kirche findet. Die gothischen Säulen stehen oft in Gruppen beisammen und sind in einander gewachsen, worüber entweder ein sehr niedriges Gebälk angebracht ist, auf welchem sich Bogen erheben, oder die Bogen stehen unmittelbar auf den Capitälen der Säulen auf. Die arabischen und maurischen Säulen stehen einzeln, und wenn ja etliche neben einander angebracht sind, um einen sehr schweren Theil des Gebäudes zu tragen, so berühren sie sich doch nie einander; die Bogen aber werden von einem starken und dicken Unterbogen unterstützt. Trifft es sich in einem arabischen Gebäude, daß vier Säulen neben einander vereinigt sind, so geschieht dies durch eine kleine viereckige Mauer unten zwischen den Säulen. Die gothischen christlichen Kirchen sind außerordentlich leicht gebaut und haben große Fenster, oft mit bunten Scheiben. In den arabischen Moscheen ist meistentheils die Decke niedrig, ihre Fenster sind von geringer Höhe und oft noch mit vieler Bildhauerarbeit bedeckt, so daß man das Licht weniger durch sie, als durch die Kuppeln und geöffneten Thüren erhält. Die Thore der gothischen Kirchen gehen tief hinein, und sind an den Anschlag- oder Seitenmauern mit Statuen, Säulen, Nischen und andern Zierrathen geschmückt; die Thore der Moscheen aber und anderer arabischen, so wie auch der maurischen Gebäude sind flach und auf die Art, wie man die Thore jetzt baut. Überdies bemerkt Swinburne, daß er unter den verschiedenen arabischen Capitälen, die er gesehen, keines gefunden, das in Absicht der Zeichnung und Anordnung denen gleiche, die man in den gothischen Kirchen in England und Frankreich antrifft. Die maurische Baukunst erscheint in ihrer ganzen Herrlichkeit an dem alten Palaste der mahomedanischen Monarchen zu Granada, welcher das rothe Haus heißt, und eher einem Zauberpalaste als einem Werke von Menschenhänden gleicht. Damals war die beste Schule der Künste zu Constantinopel; von hier gingen die Künstler nach allen Gegenden aus. Ganze Gesellschaften derselben sollen die Päpste nach dem Norden geschickt haben, um die verfallenen Kirchen wieder aufzubauen. Der Charakter der arabischen Baukunst war Galanterie und Pracht. Reiche Verzierungen und Leichtigkeit in den einzelnen Theilen machen sie dem Auge gefällig. Die neugothische Baukunst, welche dadurch entstand, daß die griechischen Baumeister das Plumpe und Schwerfällige der altgothischen durch den Anschein der Leichtigkeit zu verdecken suchten, erregt die Phantasie durch ihre reich geschmückten Gewölbe, ihre großen Perspectiven und ihr heiliges, durch gemalte Fenster hervorgebrachtes Dunkel, und gefällt dem Kenner ungeachtet ihrer gänzlichen Verschiedenheit von den

Werken alter griechischer Kunst. Sie behielt von der altgothischen Bauart die hohen, kühnen Gewölbe, die festen und starken Mauern bei, verkleidete sie aber durch mancherlei Schnörkel, Blumen, Nischen, durchbrochene Thürmchen, so daß sie leicht und schwach zu seyn scheinen. Man ging darin in der Folge weiter, durchbrach die hohen, ungeheuren Thürme, daß die Treppen in der Luft zu schweben schienen, gab den Fenstern eine außerordentliche Größe, und zierte das Gebäude selbst mit Statuen und Figuren. Dieser Styl, in dem alle Kirchen, Klöster und Abteien erbaut wurden, bildete sich in Spanien, und verbreitete sich von da über Frankreich, England und Deutschland. Alle diese Länder besitzen bewundernswürdige Denkmäler gothischer Baukunst. — Die Deutschen waren bis auf Carl den Großen mit der Baukunst unbekannt geblieben. Dieser beförderte auch in Ansehung ihrer die Cultur seines Volks; er baute zu Aachen, Angelheim und andern Orten große Gebäude und schöne Schlösser, wozu er den in Deutschland noch unbekannten Marmor aus Italien bringen ließ. Aber trotz der Bemühungen des großen Kaisers konnte die Baukunst sich erst unter Heinrich I. heben. Unter ihm wurden die Städte größer und reicher; man umgab sie mit Mauern, baute Kirchen und andere öffentliche Gebäude von Stein, und schmückte die Kirchen mit Kunstwerken und köstlichem Geräthe. Die Bauart dieser Zeit war gothisch, und nähert sich der alten gothischen Art eben so sehr als der neuen, wie die merkwürdigen Überreste einer Kirche zu Memleben an der Unstrut beweisen, die zu Heinrichs Zeiten erbaut wurde, und weder ein schwerfälliges noch ein mit vielen Verzierungen besetztes Gebäude ist, an dem sich die schönste Harmonie, die beste Anordnung und das richtigste Verhältniß der Theile offenbart. Die neugothische Baukunst erhielten die Deutschen unstreitig aus Frankreich. Der Bischof Werner zu Strasburg ließ 1015 den Grund zu dem berühmten Münster daselbst legen, der 1275 bis an den Thurm vollendet wurde. Den Thurm begann darauf 1276 Erwin von Steinbach, und 1438 vollendete ihn Johann Hültz (s. straßburger Münster). Außer diesem Münster sind in Deutschland besonders nur noch zwei Kirchen aus dieser Periode merkwürdig: die Stephanskirche zu Wien, 1140 von Heinrich I. begonnen und 1360 von Rudolph IV. vollendet, und die Sebalduskirche zu Nürnberg. Viele alte Kirchen aber wurden um diese Zeit theils verschönert, wie der Dom zu Meißen, theils neu gebaut, wie der Dom zu Magdeburg. Italien hatte die neugothische Bauart noch nicht aufgenommen; erst nach und nach machte man sich von dem unter Theodorich herrschenden Geschmack los. Gegen das Ende des eilften Jahrhunderts ward die Marcuskirche zu Venedig von einem Baumeister aus Constantinopel aufgeführt; die Cathedrale zu Pisa begann 1074 der damals berühmte griechische Baumeister Busgretto da Dalichio; ähnliche große Werke wurden zu Bononien, Modena, Ferrara, Rom, Bologna, Florenz unternommen. Unter den damaligen Baumeistern war Jacob, ein Deutscher, den die Italiäner Lapo nennen, vorzüglich berühmt. Er baute das Franciskanerkloster zu Florenz, sein Sohn oder Schüler Arnolfo aber ebendaselbst die Kirche des heiligen Kreuzes und machte den Riß zu der Kirche Santa Maria de' Fiori. — Von den Kirchen und Abteien ging die neugothische Bauart auch auf andere Gebäude, als Schlösser, Paläste, Brücken und Stadtthore über. In Mailand wurden sechszehn Stadtthore von Marmor und viele neue Paläste, in Padua sieben Brücken und drei neue Paläste, in Genua zwei verschlossene Häfen und eine prächtige Wasserleitung, und die Stadt Asti 1280 fast von Grund auf

neu erbaut. Immer mehr erhob sich die Baukunst in Italien, besonders im 14ten Jahrhundert. Galazzo Visconti endigte die große Brücke zu Pavia, und erbaute einen Palast, der seines Gleichen noch nicht hatte. Um dieselbe Zeit ward der bewunderte Dom zu Mailand aufgeführt. Die Markgrafen von Este bauten zu Ferrara, und Albert den prächtigen Palast zu Belfiore; in Bononien fing man die große Kirche des heiligen Petronius und in Florenz den berühmten Thurm der Domkirche an. Am vortheilhaftesten zeichnete sich das funfzehnte Jahrhundert aus. Die Herzoge von Ferrara, Borso und Herkules von Este ermunterten die Baumeister zum thätigsten Eifer. Herzog Franz verschönerte Mailand mit dem herzoglichen Palast, dem Castel Porta di Giova, dem Hospital und andern großen Gebäuden; Ludwig Sforza errichtete das Universitätsgebäude zu Pavia und das Lazareth zu Mailand. Die Päpste verzierten Rom, und Lorenz von Medicis Florenz mit herrlichen Gebäuden. Ihrem Beispiele folgten mehrere kleinere Fürsten und Herren. Diese Aufmunterungen erweckten den guten Geschmack wieder; man kehrte zu den Denkmälern des Alterthums zurück, und studirte an ihnen die schönen Formen und richtigen Verhältnisse. Die berühmtesten Baumeister dieser Zeit waren Filippo Brunelleschi, der zu Florenz die Kuppel des Doms, die Kirche S. Spirito und den Palast Pitti, außerdem viele Gebäude zu Mailand, Pisa, Pesaro und Mantua errichtete; Baptista Alberti, der zugleich über die Baukunst schrieb; Bramante, der den Bau der Peterskirche begann, und Giocondo, der vieles in Frankreich baute, und später nebst Raphael dem Bau der Peterskirche vorstand. Diesen Männern, welche die Bahn gebrochen hatten, folgten andere, die in ihrem Geiste weiter strebten, ein Palladio, Vincent Scamozzi, Serlio, Jacob Barozzio, unter dem Namen Vignola bekannt. Sie sind die Begründer des noch jetzt in der Baukunst herrschenden Geschmacks. Daß sie indeß ihre Kunst an Werken des Alterthums studirten, die sich schon weit von ihrer ersten Reinheit und erhabenen Größe entfernt hatten, beweisen an ihren Gebäuden die vielen Verschröpfungen, die runden, ausgeschweiften und getheilten Giebel, die gekuppelten Säulen, Postamenter und andere Dinge, welche die Kunst zu Perikles Zeiten nicht kannte. So hatte in Italien eine neue Periode der Baukunst begonnen. Italiänische Meister und nach Italien geschickte junge Künstler brachten den römischen Geschmack in's Ausland, der nach und nach an die Stelle des gothischen trat. Seitdem erfuhr die Baukunst in verschiedenen Ländern Europa's noch mancherlei Schicksale; sie stieg und fiel in verschiedenen Perioden; doch äußert sich in der neuesten Zeit allenthalben ein rühmliches Bestreben, die Kunst ihrer wahren Vollkommenheit näher zu bringen, wiewohl sich nicht behaupten läßt, daß es allenthalben gelungen wäre.

Baum. Wir bezeichnen mit dieser Benennung solche Gewächse, die mit Stamm und Ästen mehrere Jahre dauern, und deren Wurzel, Stamm und Zweige innerlich holzicht sind. Gewöhnlich hat ein Baum Einen Stamm, der sich nur oben in Äste und Zweige verbreitet, dagegen der Strauch mehrere Stämme aus Einer Wurzel treibt, zum Theil auch von unten auf mit Ästen und Zweigen besetzt ist. Durch eine genaue Gränze werden jedoch beide Gewächsarten nicht von einander geschieden; sie gehen vielmehr in einander über, und mancher Strauch bildet sich unter gewissen Umständen entweder von selbst oder mit Hülfe des Menschen zum Baum, so wie umgekehrt mancher eigentliche Baum unter Umständen zu einem Strauche wird. Der Baumstamm, so wie

die ihm in der Structur ganz ähnlichen Äste und Zweige, bestehen aus verschiedenen Lagen, wovon die erste die Rinde, die zweite das Holz und die dritte das Mark genannt wird. So lange diese Theile noch nicht beisammen sind, oder mit andern Worten, so lange der Baumstamm überhaupt oder ein Baumzweig insbesondere noch jung und weich ist, dehnt er sich in die Länge und Dicke aus; wird er aber allmälig härter, welches von unten nach oben geschieht, so nimmt die Ausdehnung in die Länge immer mehr ab, und hört endlich bei gänzlicher Verhärtung (Verholzung) ganz auf. Alles völlig ausgebildete Holz dehnt sich weder in die Länge noch in die Dicke weiter aus. Dennoch nimmt sowohl der Stamm als die Äste an Dicke zu. Dies geschieht aber durch keine Ausdehnung von innen nach außen, sondern dadurch, daß sich neue Holzlagen von außen ansetzen. Diese Holzlagen bilden sich aus der Rinde, deren das Holz zunächst umgebende Theile (Bast) sich zu ganz dünnen und feinen Blättchen verdicken, welche den sogenannten Jahresring bilden. Diese Meinung wird auch dadurch unterstützt, daß, wie die Erfahrung lehrt, das Holz eine neue Rinde hervorzubringen vermag. Man darf nur einen von aller Rinde entblößten Baumstamm mit Stroh dergestalt umwinden, daß dieses noch einen Raum zwischen sich und dem Stamme läßt, alles Eindringen der Luft und Sonne aber verhindert wird, so bildet sich nach zwei Jahren aus den gallertartigen Erhebungen, die aus den Fibern des Splints hervortreten, eine neue Rinde. Auch an Höhe und Größe der Krone nimmt der Baum jährlich zu. Dies geschieht aber ebenfalls, wie bei dem Zunehmen an Dicke, durch ein wirkliches Hinzukommen neuer Theile, die sich an den alten ansetzen. Die dünnen jährigen Zweige führen nämlich den an ihnen befindlichen Augen oder Blattknospen Nahrungssäfte zu, wodurch dieselben zu neuen Zweigen ausgebildet werden, welche sich so lange nach allen Richtungen ausdehnen, bis sie sich allmälig von unten nach oben verhärten. Auf diese Weise lebt oder vegetirt der Baum fort, bis er allmälig abstirbt.

Baumannshöhle, eine aus mehrern Abtheilungen bestehende natürliche Höhle auf dem Harz, als dessen vorzüglichste Merkwürdigkeit sie zu betrachten ist, im Fürstenthum Blankenburg, an dem linken Ufer der Bode. Sie liegt in einem Kalkgebirge, und besteht aus sechs Abtheilungen (die vielen kleinen nicht gerechnet), welche überall mit Tropfstein, Dripstein oder Stalaktit überzogen sind, dessen erdige Bestandtheile das allenthalben durchdringende Wasser mit sich führt und als kalkigen Stein ansetzt. Alle sechs Höhlen halten zusammen 758 braunschweigische Fuß Länge. Der Eingang ist 136 Fuß über der Sohle des Bodethals erhoben. Die erste Höhle von 31 Fuß Höhe ist die größte und schauerlichste. Überall findet man von Tropfstein gebildete Figuren und Säulen, welche in der dritten Höhle am vorzüglichsten sind, und worunter eine, die sogenannte **klingende Säule**, wenn man daran schlägt, einen starken Klang von sich gibt. Die Höhle hat den Namen von ihrem Entdecker, dem Bergmann **Baumann**, welcher sie in der Absicht, Erze darin zu finden, im Jahre 1670 zuerst befuhr, aber den Eingang, als er zurückkehren wollte, lange vergebens suchte. Nach zwei Tagen endlich fand er ihn, starb aber, von Hunger und Angst entkräftet, bald darauf. Sie liegt von Blankenburg zwei und von Elbingerode eine halbe Stunde entfernt.

Baumgarten (Alexander Gottlieb), geb. 1714 zu Berlin, gest. 1762, ein durch scharfe Analyse und Klarheit der Begriffe ausgezeichneter Schüler **Wolfs**, und Stifter der **Ästhetik** (s. dies. Artikel.)

Baumgarten sah schon das Unbefriedigende und Verwirrende der von Kunstwerken und ihrer Wirkung abstrahirten Kunstregeln ein; so lange man daher, sagt er selbst, die Regeln des Geschmacks auf nichts anders bauen kann, verdienen sie auch den Namen einer philosophischen Wissenschaft nicht. (Hierdurch unterschied sich Baumgarten schon vortheilhaft von den Kunsttheoristen seiner Zeit, vergl. z. B. Batteux, denn er suchte die Kunsttheorie selbst wissenschaftlich zu begründen.) Die Resultate einer solchen, behauptete er, müßten vielmehr allgemein gültig seyn, welches sie nicht sind, wenn sie sich bloß auf Induction oder Auctorität gründen. Man müsse also zu den ersten, allgemeinen, aus der Natur des menschlichen Geistes geschöpften Grundsätzen aufsteigen, wenn eine wahre Philosophie des Geschmacks entstehen solle. In der Schönheit aber bestehe das Wesen aller Künste. So weit war Baumgartens Behauptung richtig. Die Schönheit selbst aber erschien ihm unter dem Begriffe der wolfschen Schule, als sinnlich erkannte Vollkommenheit, sinnlich vollkommene Erkenntniß des sinnlich Vollkommenen. Durch diese Erklärung machte er eines Theils das Schöne bloß zu einem Gegenstande der sinnlichen Empfindung, wobei das Ideale desselben ganz übersehen wurde, andern Theils wurde die Wissenschaft desselben, als Wissenschaft der sinnlichen Erkenntniß (diese Bedeutung hat bei ihm der für dieselbe gewählte Ausdruck Ästhetik), eine von der Logik abgesonderte, in ihrem Wesen aber ganz logische Theorie des sogenannten niedern Erkenntnißvermögens. Denn er folgerte aus seinem Begriffe des Schönen, „daß die Regeln der Ästhetik aus den allgemeinen Regeln der Vollkommenheiten fließen;" Vollkommenheit ist ihm aber, wie seinem Lehrer Wolf, Übereinstimmung des Gegenstandes mit seinem Begriffe. Dadurch unterscheidet er aber die logische von der ästhetischen Vollkommenheit, daß ihm jene eine deutlich erkannte, diese eine dunkle Erkenntniß ist, wodurch der Begriff einer Wissenschaft des Schönen wiederum sehr schwankend wird. Die Idee einer solchen Wissenschaft nun stellte er zuerst in seiner akademischen Streitschrift de nonnullis ad poema pertinentibus (Halle 1735, 4.) auf, und sieben Jahre darauf wurde er aufgefodert, diese Wissenschaft öffentlich vorzutragen. Aus seinen Dictaten entstand Georg Fr. Meiers Werk: Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften, 3 Thle., Halle 1748 ff. Erst acht Jahre nachher gab Baumgarten selbst sein größeres Werk über dieselbe (Aesthetica, Frankf. a. d. O., 1750 bis 58, 2 Thle. 8. und mehrmals) heraus, dessen Vollendung aber sein Tod verhinderte. Das Ganze sollte aus zwei Theilen bestehen, einer theoretischen und praktischen Ästhetik; erstere theilte er wiederum in die Heuristik (Lehre von der Erfindung), Methodologie (Lehre von der Anordnung) und Semiotik (Lehre von der Bezeichnung oder Darstellung) ein. Nur die Einleitung, worin er den Grund des Ganzen legte, nebst der Heuristik ist vollendet. Übrigens hatte er fast überall bei Aufstellung seiner Regeln die sogenannten redenden Künste vor Augen. (Eine genauere Würdigung der baumgartischen Ansicht findet man in Heydenreichs System der Ästhetik S. 65. u. f., und in desselben Abhandlung: Entstehung der Ästhetik, Kritik der baumgartischen rc., im St. phil. Magaz. von Abicht und Born.) Weniger ist Baumgarten durch seine übrigen philosophischen Schriften (z. B. philosophia generalis, von Chr. Förster, Halle 1770 herausgegeben; seine metaphysica, Halle 1739, 8. von Eberhard, 1783; ethica philosophica, Halle 1740, 8.; annotatt. in

logicam, 1761; jus naturae 1765, Halle 8.;) berühmt geworden. — Baumgarten studirte zu Halle das wolfsche System, wurde daselbst nachher außerordentl. Prof. (1738), dann ordentl. Prof. der Philosophie zu Frankfurt (seit 1740), wo er mit vorzüglichem Beifalle lehrte. Daselbst starb er auch. Sein Leben ist von Meier, seinem obenerwähnten Schüler, beschrieben worden (Halle 1763, 8.); vergl. Abbts Werke, 4. Bd. u. Adelung zu Jöcher. T.

Baumgarten (Jacob Siegmund), ein sehr gelehrter **Theolog**, **Historiker** und **Literator** des 18ten Jahrhunderts, welcher mit großem Fleiße und mit vieler Gründlichkeit alle Theile der Theologie bearbeitete (z. B. Hermeneutik 1742, nach Ausg. von Semler; primae lineae breviarii antiquitatum christianarum 1747, 8., seinen damals sehr brauchbaren Auszug der Kirchengeschichte v. d. Geb. Jesu an, 3 Thle., 2te Aufl., Halle 1743 bis 1746 u. m. a.); und die Herausgabe mehrerer bedeutenden historischen und literarischen Werke (die englische allgemeine Weltgeschichte, zu welcher er Anmerkungen hinzufügte, 16 Thle., 1744 bis 1756, 4.; Nicerons Nachrichten, 15 Thle., 1749 bis 1757, 8.; Ferrera's allgem. Historie Spaniens, 8 Bde., 1753 bis 1757, 4.; die Lebensbeschreibungen aus der britannischen Biographie, 10 Thle., gr. 8., 1754, ff. u. a.) besorgte, auch durch seine literarischen Sammlungen (Nachrichten von der hallischen Bibliothek 1748 bis 1751, 8 Bde., 8., und seine Nachrichten von merkw. Büchern, 12 Bde., 1752 bis 1757) sich sehr verdient gemacht hat. Er war 1706 geb. zu **Wolmirstädt**, seit 1734 Prof. der Theologie zu Halle, und starb daselbst 1757. Sein Leben hat Semler (1758 4.) genau beschrieben.

Baumschlag nennen wir in der Natur den Wurf oder die Lage der Verzweigungen der Bäume mit ihrem Blätterwerk, nach charakteristischer Verschiedenheit, und in den zeichnenden Künsten die Art der Darstellung derselben. Der Künstler hat dabei den Anfoderungen **der Natur**, **der ästhetischen Idealisirung** und **der Technik** ein Genüge zu leisten. **Naturgemäß** wird er seine Darstellung liefern, wenn er sich durch ein anhaltendes Studium mit der Natur vertraut gemacht hat. Jede Gattung von Bäumen hat ihre Eigenthümlichkeiten im Stamme, in der Stärke, dem Ansatze, der Stellung der Äste und Zweige, in der Form, Farbe und Stellung der Blätter, und der aus diesem allen sich bildenden Krone. Einige dieser Eigenschaften sind wieder dem Wechsel unterworfen, z. B. die Blätter und Zweige nach den Jahreszeiten. Ferner hat die nächste Umgebung einen bedeutenden Einfluß auf die Gestalt eines Baumes und seiner einzelnen Theile. Alles dies kann der Künstler nur durch unmittelbares Studium der Natur kennen lernen. — Wie weit er aber in treuer Darstellung der Natur zu gehen habe, da die Erfahrung lehrt, daß man sich oft bei allzugenauer Nachahmung der Natur in Kleinigkeiten des Details verwickelt, welche die Wirkung des Ganzen stören, diese Untersuchung weiset auf die Anfoderungen der zweiten Art hin. Diese Anfoderungen sind, daß die dargestellte Landschaft Charakter habe, denn eine Landschaft ohne Charakter ist leer und unbedeutend. Dem **ästhetischen** Charakter aber, welcher hier ausgedrückt werden soll, liegt der natürliche zum Grunde; ohne das Wahre und Charakteristische kann das Schöne gar nicht zur Erscheinung kommen. Darum aber ist an keine bloße Copie zu denken, sondern vielmehr gerade darum, weil der Charakter mit reinster Bestimmtheit sich aussprechen soll, muß der Künstler Nebendinge von dem Wesentlichen sondern. Geschickte Tech-

nik endlich hilft zur Vollkommenheit. Der Baum soll rund, der Baumschlag nicht massen- und klumpenartig, sondern hohl und luftig erscheinen, d. h. die untere Ansicht von Massen, die über dem Auge oder Horizonte vorkommen, soll man eben so deutlich als die hinter derselben befindlichen Massen, rundum, wenigstens zum Theil bemerken. Licht und Schatten, Colorit, Perspectiven sind die Mittel zur Erreichung dieses Zwecks, wozu Studium der Natur in so fern verhilft, als man das Auge übt, die Natur wie ein Gemälde zu betrachten.

Baumwerk. Eins der wichtigsten Mittel, deren die Gartenkunst, um ästhetische Zwecke zu erreichen, sich bedient, ist der Baum, der jetzt die Erquickung eines kühlenden Schattens gewährt, jetzt durch seine Belaubung das Auge, durch die süßen Düfte seiner Blüthen den Geruch reizt, durch sein ganzes Wesen den Geist mit der dichterischen Idee des Charakters anspricht, und so auf mannichfaltige Weise auf das empfängliche Gemüth wirkt. Der Gartenkünstler, der ihn zu seinem Zwecke gehörig benutzen will, muß ihn unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachten, zuvörderst den Unterschied zwischen Baum und Strauch in's Auge fassen, dann sehen, was jedes einzeln, was es in Verbindung wirkt. Aus Verbindung der Bäume entsteht die Allee, die Baumgruppe, der Hain, der Wald; aus Verbindung der Sträucher entsteht Hecke, Gebüsch, Wildniß, Labyrinth, vereint mit Bäumen Waldung. Alles zusammen umfaßt die Benennung Baumwerk. Seit man, die französische Künstelei in der Gartenkunst verlassend, die Natur selbst zum Muster nahm, ward Bestandheit in dem charakteristischen Ausdrucke der Form der Bäume, Belaubung, Malerei des Laubwerks und der Blüthen, Zeit der Blüthe, Dauer der Belaubung, Beschattung Hauptaugenmerk des Künstlers. Daß verschiedene Bäume durch ihre bloße Form einen verschiedenen Charakter ausdrücken, den auch der entlaubende Herbst ihnen nicht zu rauben vermag, lehrt die gemeine Erfahrung. In ihrer höchsten Vollkommenheit aber erscheint diese ästhetische Eindrucksfähigkeit in der wechselnd gleichförmigen Bekleidung des Frühlings und Sommers. Um also eine Charakteristik des Baumwerkes zum Behufe ästhetischer Gartenanlagen zu Stande zu bringen, muß der Künstler sehen auf Stamm, Zweigung, Belaubung, Blüthe und Frucht, je nachdem diese bald ästhetische Ideen zu wecken, bald den Sinn durch angenehmen Reiz zu ergötzen fähig sind, wozu in Hirschfelds Gartenkunst treffliche Fingerzeige gegeben werden. Hat er so durch ein sorgfältiges Studium sich eine hinreichende, natürliche Charakteristik dieser Darstellungsmittel seiner ästhetischen Ideen entworfen, so bleibt ihm nur noch übrig, die Anwendung davon zu machen. Diese geschieht entweder im Einzelnen, oder, wovon die Hauptwirkung abhängt, in Zusammenstellung mehrerer, wobei es vorzüglich ankommt auf die Form der Gruppen, die Malerei des Laubwerks, Licht und Schatten, alles in Gemäßheit des eigenthümlichen Charakters einzelner Partien, deren Übergang und Contrast.

Baumwolle. Das Gewächs, welches dieses wichtige Product hervorbringt, ist entweder Baum oder Staude, oder auch wohl Kraut, je nachdem die Beschaffenheit des Bodens und Clima's verschieden ist. Die gemeine oder krautartige Baumwollenpflanze ist ein Sommergewächs, hat eine fas'rige Wurzel, einen aufrechtstehenden, zwei bis drei Fuß hohen, etwas rauhen, krautartigen Stengel, der unterwärts braun, oben aber mit schwärzlichen Punkten gezeichnet ist. Das Samenbehältniß hat bei dieser Gattung gemeiniglich nur drei Fächer

und eben so viele Klappen. Wann es sich öffnet, quillt gleichsam ein Knaul verwickelter weißer Wolle hervor, womit die Samenkörner festgebunden sind. In Arabien und Persien wächst diese Pflanze wild. Sie wird im Orient, auch Malta, Sicilien, in Apulien, Griechenland, Ungarn und Spanien in Menge angebaut. Zur Zeit, wo die Samenkapseln sich öffnen, wird jeden Morgen die Baumwolle gesammelt. Demnächst ist die wichtigste Arbeit das Absondern der anhängenden Samenkörner, welches mittelst einer eigenen, im Wesentlichen aus zwei über einander liegenden Cylindern bestehenden Maschine geschieht. Dann wird die Wolle, nachdem sie gereinigt und gut getrocknet worden, in grobe Haardecken gepackt und so versandt. Die Baumwolle, welche in Natolien und den benachbarten Ländern gewonnen wird, kommt meistentheils über Smyrna nach Europa, die syrische über Akre und Saide. Die in Macedonien gebaute steht der orientalischen nach; sie kommt theils über Salonichi zu Wasser, theils über Semlin zu Lande. Persien gewinnt besonders in Masenderan von der krautartigen Staude viel Baumwolle, die jedoch außer Rußland wenig in Europa gebraucht wird. Von noch geringerer Güte ist die in Italien und Spanien gewonnene. Die baumartige Baumwollenpflanze hat einen strauchartigen, mehrere Jahre dauernden Stamm, und wächst in Ostindien auf dürrem Boden wild. In Ägypten, der Levante, auf Cypern, den westindischen Inseln und in Amerika wird sie angebaut. Ihre Cultur ist fast die nämliche wie bei der vorigen: eben so die Gewinnung und Behandlung der Baumwolle. Unser Clima ist für die Baumwollenpflanze viel zu kalt. Selbst im Sommer muß sie bei uns im Glashause gehalten werden, außerdem bringt sie nur selten reife Früchte. Der Unterschied unter der Baumwolle ist sehr groß. Die beste und feinste wird in Siam und Bengalen, und zwar meist von der baumartigen Gattung gewonnen. Sie kommt wenig oder gar nicht nach Europa, sondern wird in China und Ostindien zu den feinsten Zeugen verarbeitet. Unter den übrigen Sorten ist die syrische und cyprische die beste; schlechter ist die smyrnische und die in Nordafrika gewonnene. Die westindische soll der ostindischen am nächsten kommen.

Baumwollenspinnmaschinen, s. Spinnmaschinen.

Baurisse sind Entwürfe und Zeichnungen von einem aufgeführten oder aufzuführenden Gebäude, aus denen man sich einen vollständigen Begriff von dessen innerer und äußerer Form und Einrichtung bilden kann, und wornach die Bauwerker sich richten müssen, damit das Gebäude der Absicht des Erbauers gemäß ausfalle. Man hat ihrer folgende Arten: Hauptriß, Grundriß, Aufriß, Durchschnitte, perspectivische und Deckenrisse.

Bautzen oder Budissin, die wohlgebaute Hauptstadt der Oberlausitz, auf einer westlich, wo unten im Thale die Spree vorüberfließt, von steilen Felsen bewehrten Anhöhe, beherrscht eine weite, meist ebene, nur im Süden von bedeutenden Bergen begränzte und durchaus von Wenden bewohnte Gegend. Das in den Ringmauern gelegene königliche Schloß Ortenburg ist der Sitz des Oberamts, als der höchsten Behörde der Oberlausitz und des damit verbundenen Hofgerichts. Die aus Prälaten, Adel und Sechsstädten bestehenden Stände dieser Provinz halten jährlich drei Landtage in Bautzen. Unter den 9 bis 10,000 meist lutherischen Einwohnern gibt es viele Wenden, für welche in einer lutherischen und in einer catholischen Kirche in ihrer Sprache Gottesdienst gehalten wird. Das Domstift, dessen Dechant Bischof in partibus und das kirchliche Oberhaupt aller Ca-

tholiken in der Oberlausitz ist, hat das für die kleine catholisch-deutsche Gemeinde hinreichende Drittheil der Hauptkirche mit dem Hochaltar inne, das Schiff derselben dient der lutherischen Stadtgemeinde zur Pfarrkirche, und die gegenseitige Toleranz beider Parteien hat in neuern Zeiten jede von diesem Verhältniß zu besorgende Störung zu verhüten gewußt. Auch an dem durch seine sich immer gleichbleibende, bedeutende Frequenz excellirenden lutherischen Gymnasium nehmen die Catholischen Theil. Der ehedem vorzüglich blühende Leinwandhandel der bautzner Kaufleute ist durch die Sperrung der Schiffahrt und den Krieg in Spanien ganz unterbrochen; der Handel mit wollenen Strümpfen und Mützen, den die dasigen Fabrikanten im Großen treiben, steht und fällt mit dem Frieden des östlichen Europa's; die besten Geschäfte machten bis jetzt noch die Tuchhändler. Reste des ehemaligen Flors dieser Stadt sind das artige Schauspielhaus, die durch ihr Ensemble ausgezeichneten Concerte des durch seine originellen Compositionen vortheilhaft bekannten Organisten Aug. Bergt, und die gebildete Geselligkeit der höheren Stände, welche die Anstalten zum öffentlichen Vergnügen noch immer mit rühmlicher Liberalität unterstützt. — Das achttägige Verweilen der großen französischen und russisch-preußischen Armeen, und die Schlachten vom 20sten und 21sten Mai 1813 (s. d. folgenden Art.) haben den nächsten Umgebungen von Bautzen eine durch schreckliche Verwüstungen in's Auge fallende Celebrität verschafft. Nach einer zum Vortheil Napoleons getroffenen Uebereinkunft blieb die Stadt selbst aus der Linie des Gefechts, und nur ihre öffentlichen Gebäude wurden durch das Beherbergen der Verwundeten auf lange Zeit unbrauchbar. Größern Schaden hat die Discretion der Commandirenden und das kluge Benehmen des Magistrats abgewendet, doch die der ohnehin nicht reichen Commune in diesem Feldzuge erwachsene Schuldenlast wird ein Jahrhundert nicht tilgen können. E.

Bautzen und Wurschen (Schlachten bei) im Jahre 1813. — Der Ausgang der Schlacht bei Lützen (oder Groß-Görschen) vom 2ten Mai 1813 hatte zur Folge, daß die Armeen der verbündeten nordischen Souveraine hinter die Elbe sich zurückzogen. Dies geschah unter immerwährenden Gefechten zwischen ihrer Arriergarde und dem feindlichen Vortrab. Am 12ten Mai näherten sie sich Bautzen; brennende Ortschaften, unter ihnen das unglückliche Bischofswerde, bezeichneten den Weg der nachrückenden Franzosen, die mehr noch wie jene mit dem Hunger kämpften, da der Mangel an Lebensmitteln so groß war, daß man diesseits Bautzen sogar die gelegten Kartoffeln wieder aus der Erde grub. — Hier bei Bautzen war es, wo die Verbündeten wieder eine feste Stellung zu nehmen beschlossen; sie bezogen ein Lager, befestigt durch Natur und Kunst, und erwarteten so den Feind. Der Kaiser Alexander befand sich in Wurschen, der König von Preußen in Kaditz; beide Orte liegen zwei Stunden östlich von Bautzen auf dem Wege nach Görlitz; ihre Armee, etwa 120,000 Mann stark, war (nach französischen Berichten, denn preußische sagen hierüber nichts) so geordnet, daß am 19ten Abends der linke Flügel an bemeldete steile Berge längs der Spree, ungefähr eine Stunde von Bautzen, das durch Verschanzungen und Redouten gedeckt war, und der rechte an befestigte Hügel gegen Nimmschütz hin sich anlehnte, die ganze Fronte aber durch die Spree gedeckt war, während etwa 3000 Klaftern (Toisen) rückwärts eine zweite Reihe von Verschanzungen angelegt war, bis wohin der linke Flügel sich noch ausdehnte und das Dorf Hochkirch hinter sich hatte. Das Centrum hatte drei verschanzte Dörfer zur Anlehne und vor

sich Sümpfe; die ganze Ausdehnung dieser Stellung mochte etwa anderthalb Stunden betragen. — Dagegen bildete bei der französischen Armee (am 19ten Mai) das Corps des Herzogs von Reggio (Oudinot) den rechten Flügel, der an die Gebirge auf dem linken Spreeufer sich lehnte und von dem feindlichen linken durch den Thalweg des Flusses getrennt war; auf der dresdner Straße, die nach Bautzen führt, stand vor dieser Stadt der Herzog von Tarent (Macdonald): links davon, Nimmschütz gegenüber, stand der Herzog von Ragusa (Marmont) und General Bertrand am linken Flügel des Ragusa, mit der Fronte gegen Jaelitz. An diesem Tage (19ten Mai) wurde zur Vorbereitung auf die beiden nächsten der General Lauriston über Hoyerswerde detaschirt, um den rechten Flügel der Verbündeten zu umgehen oder doch anhaltend zu allarmiren; diese Expedition verunglückte; die Franzosen verloren in dem dadurch veranlaßten Gefechte bei Weisig (zwei Stunden unterhalb Bautzen) gegen Barclay de Tolly und York sechs Kanonen, 1500 Gefangene und das Gelingen ihres Planes; dem französischen General Perry wurden öffentlich Vorwürfe über schlechte Anordnungen dabei gemacht. Unterdessen waren der Fürst von der Moskau (Ney) und Regnier nachgerückt; der erstere war in Markersdorf, der letztere eine Stunde weiter rückwärts, während Lauriston Weisig besetzt hatte, das von den Verbündeten verlassen worden war, als die Nacht einbrach. — Am folgenden Tage (20sten Mai) gab Napoleon seine Befehle an die Marschälle Oudinot, Macdonald, Marmont, Soult und Ney; alle sollten in gewissen bestimmten Zeitpunkten über die Spree gehen, den rechten und linken feindlichen Flügel angreifen, auf das Centrum nach dem Dorfe Wurschen, wo das russisch-preußische Hauptquartier sich befand, losgehen und von da weiter nach Weißenburg vorrücken. — Um 12 Uhr Mittags begann Napoleons Angriff zuerst auf die Höhen von Kreckwitz, wo der preußische General Kleist stand, und verbreitete sich bald auf der ganzen Linie, außer welcher jedoch Bautzen, nach einer Tags vorher zwischen den beiden Kaisern getroffenen Übereinkunft, geblieben war. Nur wenige französische Kugeln fielen daher in die Stadt, wodurch nur einige Dächer beschädigt wurden. Bis zwei Uhr war es den Franzosen gelungen, den Bogen um Bautzen herum zu umgehen; jetzt drangen sie in die Stadt. Bei diesem General-Angriffe erlangte der linke französische Flügel eine Stellung nordöstlich von Niederpuriq bis Baruth, das Centrum von Kreckwitz bis Auritz und der rechte Flügel von Auritz bis Grubditz. Das Resultat des, besonders durch die Artillerie, mörderischen taglangen Kampfes war, daß Napoleon Abends sein Hauptquartier in Bautzen nahm und die Verbündeten rechts überflügelt waren. Eine zahllose Menge unglücklicher Schlachtopfer, die Mehrzahl derselben aber auf Seiten der französischen Armee, bedeckte, todt oder verwundet, das Schlachtfeld; die Verbündeten hatten keine Artillerie verloren. — Die Franzosen nannten die Ereignisse dieses Tages „das Vorspiel des Kampfes von Wurschen." — Dieser begann am folgenden Tage (21sten Mai) mit Sonnenaufgang. Um 5 Uhr früh konnte Napoleon sich auf die Anhöhen begeben, die drei Viertelstunden jenseit Bautzen (nach der schlesischen Gränze zu) sich befinden. Der Widerstand der Verbündeten war furchtbar; der Fürst von der Moskau ward mehrere Male zurückgeworfen, das Dorf Preilitz, das er besetzt hatte, ihm wieder genommen; der Herzog von Dalmatien kam auch in Verlegenheit; da manoeuvrirte Napoleon mit seiner Garde sich links schwenkend so, daß die Verbündeten ihre Stellung verändern mußten; ihr linker Flügel lehnte sich an

das berühmte Hochkirch; aber er mußte, nachdem wirklich der rechte Flügel sich ganz umgangen sah, nachdem Wurschen von Ney und Lauriston besetzt worden war, von den Corps der Herzoge von Ragusa und Tarent heftig gedrückt, auch seine Position verlassen und nun begannen die Alliirten den Rückzug nach Görlitz. Am Abend befand Napoleon sich in Klein-Raschütz. — Der größere Verlust an Mannschaft war ebenfalls auf Seiten der Franzosen, die auch (nach preußischen Berichten) mehrere Kanonen eingebüßt hatten, während die Verbündeten deren keine verloren. Überhaupt wurde von den Alliirten der eigentliche Verlust der Schlacht nicht zugestanden, sondern angeführt, daß man aus „höhern Rücksichten" solche nicht fortgesetzt habe. — Das bedrängte Bautzen ward von den Unglücklichen überfüllt und Zeuge mehrerer herzzerreißenden Auftritte; so wurde der dortige Gottesacker verwüstet; die Särge wurden aus den Grüften gerissen, die Todten hinausgeschleudert und die morschen Breter zu Wachfeuern verbraucht. Die Ruinen von 30 niedergebrannten Dörfern werden noch lange von den Schrecknissen jener Tage zeugen. — Die französische Armee setzte sich nun in Marsch gegen Schlesiens Gränze. — (Man vergl. hiemit noch Hochkirch.) I.

Bavius und sein Geistesverwandter Mävius, zwei elende Versemacher und noch jetzt als Anfeinder der veredelten Poesie berüchtigt. Beide werden vom Virgil in der dritten Ecloge gezüchtigt, wo denen, die des Bavius Verse leiden mögen, zur Strafe auferlegt wird, die noch schlechtern des Mävius schön zu finden.

Wer nicht Bavius haßt, sey, o Mävius, deinem Gesang hold!

In der neuern Poesie wird besonders noch Bavius als Repräsentant des Ungeschmacks, kurzsichtiger Krittelei und schlechter Verskunst verhöhnt.

Baxter (William), ein bekannter englischer Kritiker, war im Jahre 1650 zu Banlugann, einem kleinen Orte in der Grafschaft Shrep, geboren. Seine Erziehung war in dem Grade vernachlässigt worden, daß er in einem Alter von achtzehn Jahren noch nicht lesen konnte, und keine andere Sprache verstand als die wallische; sein späterer Fleiß aber holte das Versäumte schnell nach, und er ward einer der gelehrtesten Alterthumskenner seiner Zeit. Im Ganzen verrathen seine Arbeiten mehr Gelehrsamkeit als Geschmack. Im J. 1695 gab er den Anakreon und 1701 den Horaz heraus; beide sind mehrmals neu gedruckt worden. Er starb 1723, nachdem er einen großen Theil seines Lebens dem Unterrichte der Jugend gewidmet hatte.

Bay heißt in der Schifffahrtsprache ein kleiner Meerbusen oder Arm der See, der sich zwischen zwei Erdreichen in's Land hinein erstreckt, und hinten gleichsam einen Sack bildet. Von der Bucht unterscheidet sie sich darin, daß ihre Tiefe in's Land hinein größer, im Eingange sehr breit, und am Ende nach dem Lande zu enger ist, dagegen jene eben so weit beim Eingange als nach hinten zu sich zeigt.

Bayard (Pierre-du-Terroil, Herr von), genannt der Ritter ohne Furcht und Tadel, vielleicht der einzige Held des Mittelalters, dessen Leben ohne Flecken ist, und der uneingeschränkt Lob und Bewunderung verdient. Einfach, bescheiden, ein aufrichtiger Freund und zärtlicher Liebhaber, fromm, menschlich und hochherzig, vereinigte sein Herz alle Tugenden in einem Grade, daß man ohne das einstimmige Zeugniß der gleichzeitigen Schriftsteller versucht seyn möchte zu bezweifeln, daß je in der Wirklichkeit eine solche Vollkommenheit zu

erreichen gewesen. Er war im Jahr 1476 auf dem Schlosse Bayard unweit Grenoble geboren. Das Haus Terroil, eines der ältesten in der Dauphiné, war berühmt durch Adel und Ritterthaten. Der junge Bayard, auferzogen unter den Augen seines Oheims George-du-Terroil, Bischofs von Grenoble, sog früh in der Schule dieses würdigen Prälaten die Tugenden ein, die ihn einst auszeichnen sollten. „Mein Sohn," sagte er zu ihm, „sey edel wie deine Vorfahren; wie dein Ururgroßvater, der zu den Füßen König Johanns getödtet ward in der Schlacht bei Poitiers; wie dein Urgroßvater und dein Großvater, die dasselbe Schicksal hatten, der eine zu Azincourt, der andere zu Monthlery, und wie dein Vater, der mit ehrenvollen Wunden bedeckt ward im Kampfe für das Vaterland." — Bayard war kaum dreizehn Jahre alt, als er, den Waffen sich widmend, in die Zahl der Pagen des mit Frankreich verbündeten Herzogs von Savoyen trat. Carl VIII., der ihn zu Lyon im Gefolge des Prinzen sah, war erstaunt über die Geschicklichkeit, mit welcher der Jüngling sein Roß bändigte, erbat ihn sich von dem Herzog und übergab ihn der Sorgfalt Pauls von Luxemburg, Grafen von Ligny. Die Tourniere eröffneten ihm zuerst ein Feld des Ruhms und der Ehre; bald aber riefen ihn ernstere Kämpfe. Er begleitete, achtzehn Jahre alt, Carl VIII. nach Italien, verrichtete in der Schlacht bei Verona Wunder der Tapferkeit und eroberte eine Fahne, die er dem König überreichte. Zu Anfang der Regierung Ludwigs XII. verfolgte er die Flüchtlinge mit solcher Erbitterung bis zu den Mauern von Mailand, daß er zugleich mit ihnen in die Stadt eindrang und gefangen wurde. Ludwig Sforza ließ ihm seine Waffen und sein Roß zurückgeben, und entsandte ihn großmüthig ohne Lösegeld. Während die Franzosen in Apulien standen, schlug Bayard ein spanisches Corps, und machte den Anführer, Don Alonzo de Sotomayor, zum Gefangenen. Er behandelte ihn mit Edelmuth; dennoch nahm jener nicht nur wortbrüchig die Flucht, sondern verleumdete noch Bayard, der nach der Sitte jener Zeit seinen Gegner zum Zweikampf foderte und erlegte. Dann, wie Horatius Cocles, vertheidigte er allein gegen die Spanier eine Brücke über den Garigliano, und rettete die französische Armee, indem er den Marsch des siegreichen Feindes verzögerte. Für diese tapfere That erhielt er zur Devise einen Igel mit der Umschrift: Vires agminis unus habet. Gleich ausgezeichnet focht er gegen die Genueser und Venetianer. Als Julius II. sich gegen Frankreich erklärt hatte, zog Bayard dem Herzog von Ferrara zu Hülfe. Sein Plan, den Papst gefangen zu nehmen, scheiterte; aber nicht minder groß als Fabricius zeigte er sich, als ein Verräther sich erbot, den Papst zu vergiften. Mit Unwillen verwarf sein edles Herz so schändlichen Verrath. Schwer verwundet bei der Bestürmung von Brescia, wurde Bayard in das Haus eines Edelmanns gebracht, der entflohen war, und seine Frau nebst zwei Töchtern dem Übermuthe und der Rohheit der Soldaten Preis gegeben hatte. Er ward der Schutz der Wehrlosen, schlug die ihm von der dankbaren Familie dargebotene Belohnung von 2500 Ducaten aus, und kehrte, sobald er genesen war, in das Lager Gastons zurück, der vor Ravenna stand. Er stimmte für die Schlacht, nahm den Spaniern zwei Fahnen und verfolgte die Flüchtlinge. Gaston, die Hoffnung Frankreichs, kam um, weil er Bayards Rath nicht befolgt hatte. Auf dem Rückzuge von Pavia ward Bayard auf's Neue verwundet. Man führte ihn nach Grenoble; sein Leben war in Gefahr. „Nicht der Tod schmerzt mich," sagte er, „aber daß ich sterben soll auf dem Bette wie ein Weib." — Kaum waren seine Wunden geheilt,

als die heftigste Leidenschaft für ein reizendes Mädchen sein Herz entzündete. Sie wird ihm zugeführt; Verwirrung und Schmerz erhöhen ihre Schönheit. Kaum wagt sie die nassen Blicke zu ihm zu erheben. „Ach!" ruft sie aus, indem sie zu seinen Füßen niedersinkt, „ihr seyd Herr meines Schicksals; wißt, daß ich aus edlem Blute bin; entehrt nicht ein Opfer des Elends." — Diese Worte reichten hin, den Helden sich selbst wiederzugeben. Durchdrungen von heiliger Achtung für die Unschuld, wird er ihr Beschützer, bestimmt ihr eine Mitgift und macht der Mutter Vorwürfe, daß sie sich durch die Noth habe können verleiten lassen, die Tugend ihrer Tochter aufopfern zu wollen. So ward Bayard dem Scipio gleich, der als ein Jüngling einen ähnlichen Sieg über sich davon trug, und auch auf ihn passen die Worte des Livius: Et juvenis, et coelebs, et victor. — Bayard genoß der Huldigungen seiner Landsleute, als der von Ferdinand dem Catholischen begonnene Krieg ihn nach Navarra rief, wo er dieselben Talente, denselben Heldenmuth entfaltete, die ihn jenseit der Alpen berühmt gemacht hatten; die Unglücksfälle, welche die letzten Jahre Ludwigs XII. trübten, warfen auf Bayards persönlichen Ruhm nur einen noch helleren Glanz. Im Bunde mit Ferdinand und Maximilian bedrohte Heinrich VIII. von England die Picardie im Jahre 1513 und belagerte Terouane. Die französische Armee nahm schimpflich die Flucht, ohne daß es den Anführern möglich war, sie aufzuhalten. Bayard bietet umsonst mit seiner gewohnten Unerschrockenheit dem Feinde die Stirn; überwältigt von der Mehrzahl ist seine Truppe im Begriff, die Waffen niederzulegen. Bayard erblickt in einiger Entfernung einen englischen Offizier, sprengt auf ihn zu, setzt ihm das Schwert auf die Brust und ruft ihm zu: Ergib dich, oder ich durchbohre dich. Der Engländer gibt ihm seinen Degen; Bayard reicht ihm sogleich den seinigen mit den Worten hin: Ich bin Bayard und euer Gefangener, wie ihr der meinige. — Dies sinnreiche und kühne Benehmen wurde dem Kaiser und dem König von England hinterbracht, welche entschieden, daß Bayard keines Lösegeldes bedürfe, und daß beide Gefangene gegenseitig ihres Wortes entbunden seyen. Als Franz I. den Thron bestiegen hatte, sandte er Bayard in die Dauphiné, um seiner Armee den Weg durch die Alpen und Piemont zu öffnen. Prosper Colonna erwartete ihn auf dem Zuge und hoffte ihn zu überfallen, aber Bayard nahm ihn gefangen. Aber diese glänzende That war nur das Vorspiel zu der berühmten Schlacht von Marignan, in welcher Bayard Wunder der Tapferkeit an des Königs Seite verrichtete und den Sieg entschied. Nach diesem ruhmvollen Tage foderte Franz den tapfern Bayard auf, den er für den würdigsten Ritter erklärte, ihn selbst zum Ritter zu schlagen. Bayard entschuldigte sich bescheiden. „Thue meinen Willen und Geheiß," sprach der König, und ließ sich vor ihm auf die Knie nieder. Jener aber berührte des Königs Nacken mit seinem flachen Schwerte und rief: Mög' es so kräftig seyn, als ob es Roland wäre oder Olivier, Gottfried oder Balduin, sein Bruder; Sire, ihr seyd wahrlich der erste Fürst, der Ritter geworden. — Dann küßte er sein Schwert und sprach: Gar glücklich bist du, mein Schwert, dem tugendhaftesten und mächtigsten König den Ritterorden gegeben zu haben; du wirst als eine Reliquie betrachtet, und vor allen andern geehrt werden. — Bald sollte dieses Schwert in Bayards Händen noch glorreicher und furchtbarer werden. Nie war das Vaterland in größerer Gefahr; Carl V. war mit einer ungeheuern Macht in Champagne eingebrochen, und drohte bis in das Herz des Reichs vorzudringen. Bayard eilt herbei, wirft sich in das

schwach befestigte Mezieres, und vertheidigt es gegen alle Angriffe, bis Uneinigkeit die feindlichen Heerführer zum Abzuge nöthigt. Bayard ward in Paris als der Retter des Vaterlandes begrüßt, der König ernannte ihn zum Ritter des Ordens des heiligen Michael, und übergab ihm eine Compagnie von hundert Mann, um sie in seinem eignen Namen anzuführen; eine Ehre, die bisher nur Prinzen von Geblüt ertheilt worden war. Bald darauf stand Genua gegen Frankreich auf; Bayards Gegenwart unterwarf es. Nach der Einnahme von Lodi aber wandte sich plötzlich das Glück, und die bisher triumphirenden Heere Frankreichs wurden aus ihren Eroberungen vertrieben. Bonnivet hatte bei Rebec, unweit Mailand, Bayard schlagen lassen, und gab, da er auf dem Rückzuge selbst verwundet worden, in Bayards Hände die Armee, der sie retten sollte. Dieser sah die ihn umringende Gefahr, doch versprach er die Armee mit Aufopferung seines Lebens zu erhalten. Es kam darauf an, die Sesia im Angesichte eines überlegenen Feindes zu passiren. Bayard, stets der letzte auf dem Rückzuge, griff mit Nachdruck die Spanier an, als ein aus einem Doppelhaken geschossener Stein ihn in die rechte Seite traf, und ihm das Rückgrat zerschmetterte. Mit den Worten: „Jesus, mein Gott, ich bin des Todes!" sank der Held nieder. Man eilt herbei. „Setzt mich unter jenen Baum," sagt er, „also, daß mein Gesicht den Feind sieht." Dann küßte er, in Ermangelung eines Kreuzes, das Kreuz seines Schwertes, beichtete seinem Stallmeister, tröstete seine Diener und Freunde, empfahl ihnen sein Lebewohl an seinen König und sein Vaterland, und starb von Freunden und Feinden umringt, die sämmtlich Thränen der Bewunderung und Rührung vergossen. Dies geschah am 30sten April 1524. Sein Tod setzte ganz Frankreich in Trauer. Der Leichnam, der in den Händen der Feinde geblieben war, ward von denselben einbalsamirt und den Franzosen übergeben. Er ward nach Grenoble gebracht, und eine halbe Stunde von dieser Stadt in der Kirche eines Minoritenklosters beigesetzt. Sein Mausoleum besteht in einem einfachen Brustbilde mit einer lateinischen Inschrift.

Bayern. — Die Geschichte Bayerns und seiner Bewohner verliert sich in die dunkelste Vorzeit. Ob die Nation von Celten oder Germanen abstamme, ist noch nicht entschieden; wahrscheinlich sind die heutigen Bayern aus einer Vermischung der alten Bojer mit den Bojoariern (die nach Mannert keine andern als die Marcomannen waren, welche die Bojer besiegt hatten) entsprungen; und eine Denkwürdigkeit in der deutschen Geschichte ist es, daß die Nachkommen jener Völkerschaften noch dasselbe Stammland bewohnen, worin ihre Urväter sich einst niedergelassen haben; denn außer ihnen haben nur noch die Sachsen sich erhalten, wiewohl dieser Name zu Anfang des 12ten Jahrhunderts auf Gegenden und Völkerschaften übergegangen ist, die vorher nie denselben führten. — Unter dem Namen Vindelicien war Bayern der römischen Herrschaft unterworfen; als aber Theodorich nach der Besiegung Odoacers ein neues ostgothisches Reich stiftete, da fiel auch Bayern in die Gränzen desselben; Theodorich trennte die aufgenommenen Alemannen (Schwaben) durch den Lech von den angränzenden Bayern (496). Der Sturz des ostgothischen Thrones brachte diese unter den fränkischen König Theodorich von Austrasien; doch retteten sie ihre Vorrechte, und die Freiheit ihre Regenten und Feldherren selbst zu wählen; man ist nicht gewiß, ob sie ihre Fürsten Könige oder Herzoge nannten. Die Geschichte nennt uns das Geschlecht der Agilolfinger, das bis gegen das Ende des 8ten Jahrhunderts sich in jener

Würde behauptete, und aus ihnen kennen wir die Namen Garibald, der zu Regensburg residirte und dessen zweite Tochter, Theodelinde, sich mit dem longobardischen Könige Autharis vermählte; Thassilo I., (590) dessen Regierung durch das Beginnen der Kriege mit den slavischen Stämmen, welche Illyrien, Steyermark, Kärnthen und Krain überströmten, und deren Bundesgenossen, den Avarern merkwürdig wurde; Odilo, der Schwiegersohn Carl Martels, der den königlichen Titel förmlich annahm, mit den Sachsen und Schwaben sich verbündete, aber von seinen Schwägern Carlmann und Pipin besiegt wurde, als er der fränkischen Oberhoheit sich gänzlich entziehen wollte (742), unter dessen Regierung der Erzbischof Bonifacius die bayersche Kirche in die vier Bisthümer Salzburg, Passau, Regensburg und Freysingen theilte; Thassilo III., (748) der mit dem nachmaligen großen Carl an dessen Vaters (Pipin), seines Oheims, Hofe erzogen worden war, und diesem letztern auf dem Reichstage zu Compiegne den Vasalleneid schwören mußte, kurze Zeit darauf diesen aber für ungültig erklärte, mit dem Longobardenkönige Desiderius (seinem Schwiegervater) und dem aquitanischen Herzoge sich verbündete, (777) seinen Sohn Theodo zum Mitregenten annahm, nach dem Fall der lombardischen Dynastie, deren Krone der nunmehrige Carl der Große sich aufgesetzt hatte, gegen diesen mit den Avaren einen Bund schloß, von Carl hierauf besiegt, in der Folge aber von diesem auf's Neue der Felonie beschuldigt, von dem Reichstage zu Ingolheim (788) zum Tode verurtheilt, von Carl aber mit seiner ganzen Familie in Klöster verbannt wurde, wo sein Geschlecht erlosch. — Carl hob nun auf einem Landtage in Regensburg (788) die herzogliche Würde in Bayern (nun eine fränkische Provinz) auf (obwohl es den Titel und Rang eines Herzogthums behielt), bestellte seinen Schwager, den schwäbischen Grafen Gerold, zum Statthalter, führte die fränkische Lehnsverfassung in Hinsicht der Gerichtspflege, der Verwaltung der Gaue durch Grafen und des Heerbannes ein. Die Familienbesitzungen der Agilolfinger wurden königliche Domainen, der Zehnten für die Geistlichkeit ward eingeführt, der bischöfliche Stuhl zu Salzburg zum Erzbisthume erhoben, und an den Gränzen wurden Markgrafschaften gegen die feindlichen Nachbarn (Sorben und Böhmen) errichtet. Im Jahre 799 ward der Einfluß der Raab in die Donau Bayerns Gränze, das nun, außer dem eigentlichen Bayern, Tyrol, Salzburg, den größten Theil von Österreich, die Oberpfalz, Neuburg, Eichstädt, Anspach, Bayreuth, Bamberg, Nürnberg und die Gebiete von Weißenburg, Nördlingen und Dünkelsbühl umfaßte. — Bei der Ländertheilung, die Carl der Große noch bei seinem Leben vornahm, erhielt Pipin auch Bayern, wie Thassilo III. es besessen hatte. Nach des Kaisers Tode gab Ludwig der Fromme dies Land seinem ältesten Sohne Lothar als Königreich, welches nach dessen Erhebung zur Mitregentschaft auf dem Kaiserthrone (817) an Ludwig (den Deutschen) fiel. Die weltliche Macht der Bischöfe hatte bis hierher sich immer mehr befestigt, und die an die Stelle des aufgehobenen Statthalters eingesetzten Pfalzgrafen gelangten zu großem Ansehen. Nach Ludwigs Tode (876) ward sein Sohn Carlmann König von Bayern, wozu damals auch Kärnthen, Krain, Istrien, Friaul, Pannonien, Böhmen und Mähren gehörten. Sein Bruder, Ludwig III., folgte ihm (880) durch freie Wahl der Stände Bayerns in diesem Lande, wovon aber Kärnthen abgerissen wurde; durch seinen Tod (882) kam Bayern an Carl den Dicken, nach diesem an Arnulph (887) und dann (899) an dessen Sohn Ludwig IV. Von Carl dem Dicken an

machte Bayern einen Theil der wieder unter Einen Herrn vereinigten Staaten Carls des Großen aus, litt aber besonders unter Ludwigs Regierung viel durch die Einfälle der Ungarn. — Mit Ludwig IV. (911) war das carolingische Geschlecht ausgestorben, und Arnulph II., Sohn des bayerschen Feldherrn Luitpold, seit 907 Markgraf und General, nahm mit Zustimmung des Volkes die herzogliche Würde und souveraine Gewalt an, als „aus Gottes Vorsehung Herzog der Bayern und der umliegenden Länder," wie er sich selbst schrieb. Nach seinem Streite mit dem deutschen König Conrad empfing er von diesem Bayern feierlich in Lehen. Unter seinen Nachfolgern Eberhard (937), Barthold († 948), Heinrich I., Heinrich II. (955), Otto, Hezilo (983), war Bayern der Schauplatz fortdauernder Kämpfe von außen und im Innern, unter denen wir des Pfalzgrafen, Grafen Arnulph von Scheyern, Empörung gegen Herzog Heinrich I. und der Streitigkeiten Heinrichs II. mit Otto und Hezilo gedenken. Wie das deutsche Reich selbst oft mehrere Könige neben sich und wider einander hatte; so besaß auch Bayern mehrere Male zwei Herzoge zugleich. Unter Heinrich III. (995) ward Kärnthen, Krain und die Mark Verona von Bayern getrennt. Heinrich IV. (von Luxemburg) wurde wegen seines Streites über das von Kaiser Heinrich II. projectirte Bisthum Bamberg von diesem (1008) entsetzt, jedoch 1017, bis wohin Bayern vom Kaiser unmittelbar verwaltet wurde, wieder restituirt. Nach seinem Tode (1026) erhielt der nachmalige Kaiser Heinrich III. das Herzogthum Bayern, und setzte erst (1042) den Grafen Heinrich von Luxemburg zum Statthalter, und verlieh nach dessen Tode dem Grafen Conrad von Zütphen (1049) das Herzogthum selbst, entsetzte ihn aber (1055) wieder und gab das Land seinem eigenen dreijährigen Sohne, dem nachmaligen Kaiser Heinrich IV., nach dessen Besteigung des deutschen Kaiserthrones (1056) es an den Prinzen Conrad und, als dieser bald starb, an die verwitwete Kaiserin Agnes kam, die (1061) es an den sächsischen Grafen Otto von Nordheim überließ. Aber dieser — beschuldigt des beabsichtigten Meuchelmordes an Kaiser Heinrich IV. — ward (1070) seiner Würde wieder entsetzt, und Graf Wolf ward Herzog von Bayern, zugleich Stammvater des jüngern welfischen Hauses in Bayern und des braunschweigischen. — Dieser Herzog Wolf verlor aber wegen seiner Anhänglichkeit an den Papst, der Heinrich IV. so erniedrigend behandelte, (1077) sein Land wieder, das nun 19 Jahre lang durch kaiserliche Statthalter verwaltet wurde. Doch die Streitigkeiten Wolfs mit seiner Schwiegertochter, der Markgräfin Mathilde von Tuscien (Gregors VII. Freundin) wegen ihrer Erbschaft veranlaßten ihn, öffentlich sich wieder für den Kaiser zu erklären, und dieser restituirte ihn (1096). Der Zug Peters von Amiens durch Bayern in diesem Jahre veranlaßte einige Zeit darauf (1101) auch den alten Wolf noch das Kreuz zu nehmen; doch er sah das heilige Grab nicht, denn er starb noch in demselben Jahre zu Cypern. Unter seinem ältesten Sohne Wolf II. verlor Bayern viel durch das vom Kaiser Heinrich V. für seinen Neffen, Conrad von Hohenstaufen, gestiftete Herzogthum Franken. Heinrich IX., der seinem Bruder, Wolf II., (1120) folgte, resignirte (1126); sein Sohn Heinrich X. (der Stolze) ward sein Nachfolger. Dieser regierte mit Kraft und Glück; er besiegte die Hohenstaufen, die seinen Schwiegervater, Lothar II., nicht als Kaiser anerkennen wollten, und vergrößerte seine Besitzungen durch Herzogthum Sachsen, womit Lothar ihn belieh, dessen Familien-

länder und die vom Papste endlich erhaltenen Allodialbesitzungen der verstorbenen Markgräfin Mathilde; die Nordsee, Ostsee und das mittelländische Meer umspülten die Gränzen seiner Lande. Seine Widerspenstigkeit gegen Kaiser Conrad (von Hohenstaufen) zog ihm (1138) die Acht und den Verlust seiner gesammten Lehen zu. Leopold von Österreich, Conrads Stiefbruder, ward Herzog von Bayern. Zwar wollte Heinrich mit den ihm treugebliebenen Sachsen den neuen Herzog bekämpfen, doch Gift endete (1139) sein Leben. Leopold hatte die bayerschen Großen, Anhänger der Welfen, sich noch nicht gänzlich unterworfen, als er (1141) starb, worauf Kaiser Conrad, Leopolds Bruder, Heinrich Jasomirgott, mit Bayern belehnte. Jetzt begann der in der Geschichte Deutschlands so berühmte Kampf der Guelphen (Welfen) gegen die Waiblinen oder Gibellinen (Hohenstaufen), während dessen Friedrich von Schwaben, ein Hohenstaufe, Kaiser wurde. Dieser fand Veranlassung, den Heinrich Jasomirgott des Herzogthums Bayern verlustig zu erklären und es dem Sohne Heinrichs des Stolzen, dem jungen Heinrich (der Löwe genannt), zu verleihen. Jasomirgotts Vorstellungen brachten es dahin, daß Österreich von Bayern unabhängig erklärt und zu einem Herzogthume mit vielen Vorrechten erhoben wurde; so regierte nun Heinrich der Löwe allein in Bayern (1156); doch seine Weigerung den Kaiser bei seinem Zuge nach Italien zu unterstützen, und der Einfluß seiner mächtigen Feinde brachten den Kaiser so gegen ihn auf, daß er durch einen förmlichen Reichsschluß aller Reichslehen verlustig, in die Reichsacht gethan und mit dem Banne belegt wurde (1179). Der bayersche Pfalzgraf, Otto von Wittelsbach, ein Nachkomme des oben gedachten Herzogs Arnulph (Grafen von Scheyern), erhielt nun das Herzogthum Bayern (1180); wovon jedoch Steyermark, die welfischen Familiengüter und mehrere bedeutende Ländereien (diese letztern zu Gunsten der Geistlichkeit) abgerissen wurden. Er ist der Stammvater des noch jetzt regierenden Hauses; sein Bruder, Otto VI., ward an seiner Statt Pfalzgraf in Bayern. Sein Sohn, Otto VII., war es, der den Kaiser Philipp von Hohenstaufen (1208) ermordete. — Herzog Otto, der durch seine weise Regierung sich den Beinamen „der Große" erwarb, legte den Grund zur Stadt Landshut und starb 1183. Unter seinem thätigen Nachfolger, Ludwig I., ward Bayerns Umfang und Gebiet beträchtlich wieder erweitert; er ward (1231) wahrscheinlich auf Anstiften des deutschen Königes Heinrich, über dessen Empörung gegen seinen Vater, Kaiser Friedrich II., der Herzog sich sehr unzufrieden geäußert hatte, ermordet und hatte seinen Sohn, den Pfalzgrafen am Rheine, Otto den Erlauchten, zum Nachfolger. Unter ihm machten sich die Bischöfe unabhängig, das Gebiet des Staates wurde nicht unbedeutend vermehrt; seine Hinneigung zum Kaiser zog ihm den päpstlichen Bannstrahl zu, dessen Zurücknahme er auch nicht erlebte († 1253). Seine Söhne Ludwig und Heinrich regierten zwei Jahre gemeinschaftlich; sie theilten (1255) sich in das Land, so daß Ludwig Ober-Bayern, Heinrich aber Nieder-Bayern erhielt; an beide zusammen, fiel die Erbschaft des unglücklichen Conradin (von Hohenstaufen). Herzog Heinrich, der sich Kaiser Rudolph (von Habsburg) und seinem Bruder, Herzog Ludwig (der Strenge genannt), des Kaisers Schwiegersohn, feindlich entgegenstellen wollte, ward in die Reichsacht gethan; er starb 1290, und Ludwig, der nach Rudolphs I. Tode die Reichsverwaltung geführt hatte, 1294. In Ober-Bayern regierten nun Ludwigs beide Söhne, Rudolph und Ludwig, in Nieder-

Bayern aber Heinrichs Söhne, Otto und Stephan, dann deren Söhne, Heinrich (der Natterberger), Stephan und Heinrich der ältere, über welche während ihrer Minderjährigkeit Herzog Ludwig von Ober-Bayern die Vormundschaft führte; sie starben, und auch Heinrichs des ältern Sohn, Johann, alle bis zum Jahre 1340, womit die nieder-bayersche Linie erloschen war. Unterdessen war Herzog Ludwig zur Kaiserwürde gelangt (als Ludwig IV., der Bayer genannt) (1314), sein Bruder Rudolph aber, der die Churwürde erhalten hatte, gestorben. Da errichtete er mit dessen Söhnen, Rudolph II. und Ruprecht I., und Ruprecht dem jüngern, dem Enkel des verstorbenen ältesten Sohnes Adolph, einen Theilungsvertrag, geschlossen zu Pavia (1329), nach welchem er ihnen die Unter- und Ober-Pfalz überließ, für sich aber bloß Ober-Bayern behielt, worin auch das Wechseln der Churstimme zwischen beiden Linien und die Succession derselben nach dem Erlöschen des Mannsstammes der einen oder andern Linie genau bestimmt wurde, und welcher Vertrag bis auf die neuesten Zeiten das wichtigste Hausgesetz der wittelsbachischen Dynastie geblieben ist. Nach dem Erlöschen der nieder-bayerschen Linie vereinigte Kaiser Ludwig, nach dem Willen der Stände, ganz Nieder-Bayern mit Ober-Bayern; die Ansprüche der Pfalzgrafen am Rheine und der Herzoge von Österreich wurden dabei nicht beachtet; bloß ein Aversionalquantum erhielten sie in der Folge (1348). — Kaiser Ludwig, groß als Kaiser Deutschlands und groß als Regent von Bayern, erwarb sich um sein Stammland unendliche Verdienste; indem er ein neues Gesetzbuch für Ober-Bayern, eine Gerichtsordnung in Nieder-Bayern einführte, und München das Stadtrecht ertheilte, regulirte er auch die innere Verwaltung. Dieser große Kaiser, Bayerns strahlender Ruhm, starb den 11ten Oct. 1347, mit Hinterlassung seiner sechs Söhne aus zwei Ehen, Ludwig, Stephan, Ludwig (der Römer), Wilhelm, Albert, Otto. — Nach einer zweijährigen gemeinschaftlichen Regierung kam durch die Theilung von Landsberg (1349) Ober-Bayern an den Churfürsten Ludwig, Ludwig den Römer und Otto; Nieder-Bayern aber an Stephan, Wilhelm und Albert. Gegen die Bestimmung des Vertrags von Pavia erklärte die goldene Bulle die Churwürde als ein ausschließliches Vorrecht der pfälzischen Linie des wittelsbachischen Hauses. Die drei Söhne des Herzogs Stephan, Stephan, Friedrich und Johann fanden nach einer funfzehnjährigen gemeinschaftlichen Regierung für gut, das ganze Land in drei Linien zu theilen; dies geschah 1392 zu München. Stephan stiftete die ingolstädtische, Friedrich die landshutische und Johann die münchner Linie. Die ingolstädtische zählt vier regierende Glieder, Stephan I. und II., Ludwig den Bärtigen und Ludwig den Höckrichten, sie erlosch 1447; die landshuter, welche jene beerbte, zählte ebenfalls vier Regenten, Friedrich, Heinrich, Ludwig, Georg, und erlosch 1503. Bis zu diesem Augenblicke hatte die Linie von Bayern-München in sieben Gliedern, Johann, Ernst, Wilhelm, Albert III., Johann, Sigismund, Albert IV., geherrscht. Die landshuter Erbschaft verursachte viele harte Kämpfe unter den Agnaten, bis des Kaisers Machtspruch die Fehden endete. Den größten Theil der landshuter Lande erhielt Herzog Albert IV. von München, einen Theil die Söhne des verstorbenen Schwiegersohns, Herzogs Georg von Landshut (der diese Linie beschlossen hatte), Pfalzgrafen Ruprecht, und den dritten der Kaiser selbst für den geleisteten Beistand. Außer diesen Abtretungen waren die

bayerschen Lande nun wieder vereinigt. Im Jahre 1506 wurden die ober- und nieder-bayerschen Landstände zu einer gemeinschaftlichen Repräsentation verbunden, und Herzog Albert II., von den Nachtheilen der bisherigen öftern Theilungen für den Regenten und die Unterthanen überzeugt, errichtete, mit Einwilligung seines Bruders Wolfgang, der eine Apanage erhielt, und der Landstände, eine pragmatische Sanction, in welcher das Recht der Erstgeburt eingeführt und die Apanage der nachgeborenen Söhne bestimmt wurde. Die kaiserliche Bestätigung erfolgte jedoch erst 1578 unter Kaiser Rudolph II. — Albert starb 1508. — Von seinen drei Söhnen (Wilhelm IV., Ludwig, Ernst) sollte also Wilhelm die alleinige Regierung erhalten; doch nach manchen Streitigkeiten kam es zu einer gemeinschaftlichen Regierung zwischen Wilhelm IV. und Ludwig, die von 1515 bis 1545 dauerte, wo Wilhelm starb, und durch den Widerstand, den beide Fürsten Luthers Reformation leisteten, sich auszeichnete. Luthers ergrimmtester Widersacher, Johann Eck zu Ingolstadt, lebte unter ihrem Schutze, den sie vorzüglich auch den Jesuiten ertheilten. Ludwig starb 1550; sein Sohn Albert V. (der Großmüthige) folgte ihm. Auch er begünstigte den Jesuitismus, war aber ein sehr freigebiger Beförderer aller Wissenschaften und Künste. Die Landstände erlangten von ihm große Vorrechte; das Recht der Erstgeburt sicherte er durch eine neue Verordnung (den 11ten April 1575), die der Kaiser (1578) bestätigte. Er starb 1579. Von drei Söhnen folgte ihm der älteste, Wilhelm V., *) genannt der Fromme, der schon 1596 seinem ältesten Sohne Maximilian I. die Regierung überließ, und sich selbst in klösterliche Einsamkeit zurückzog. Maximilian, mit seltenen Gaben ausgestattet, war die Seele der gegen die Union der Protestanten sich bildenden Liga. Im Gange des ausgebrochenen dreißigjährigen Krieges wurde Maximilian vom Kaiser Ferdinand II. (1623) mit der pfälzischen Churwürde (auch dem Erbtruchsesamte) belehnt; beides wurde (1628) auf die ganze wilhelmsche Linie ausgedehnt. Der westphälische Friede sicherte Maximilian die Churwürde, den Besitz der Ober-Pfalz und die Herrschaft Cham, dem pfälzischen Hause aber die Nachfolge in Würden und Ländern, nach dem Erlöschen der wilhelmschen Linie. Maximilian starb (den 27sten Sept. 1651) nach einer 55jährigen Regierung. Sein Sohn Ferdinand Maria, noch minderjährig, folgte ihm anfangs unter Vormundschaft seiner Mutter, und diesem 1679 sein ältester Prinz Maximilian Emanuel, ebenfalls noch minderjährig, und daher bis zur erlangten Volljährigkeit unter der Vormundschaft seines Oheims, Maximilian Philipp von Leuchtenberg. In dem spanischen Erbfolgekriege erklärte sich der Churfürst für Frankreich. Nach der unglücklichen Schlacht bei Höchstädt (oder Blendheim) ward Bayern von dem Kaiser völlig als ein erobertes Land behandelt, der Churfürst (1706) geächtet, und erst im Frieden zu Baden (1714) wieder in seine

*) Sein zweiter Bruder Ferdinand verheirathete sich mit Genehmigung Wilhelms mit Maria Peterbeckin, der Tochter eines Rentschreibers zu München, gegen Begebung der Successionsrechte, so lang die wilhelmsche Linie existire und des herzoglichen Titels, Namens und Wappens; er erhielt dafür jährlich 6000 Fl. und zwei Rittergüter. Ferdinands Kinder wurden vom Kaiser zu Grafen von Wartenberg ernannt. —

gesammten Länder restituirt; getreue Stände hatten ihm nach der Schlacht bei Höchstädt einen kostbaren Schatz gerettet, den sie nun ihm wieder übergaben. Nach seinem Tode (1726) folgte ihm Carl Albrecht in der Churwürde. Ob dieser gleich die pragmatische Sanction Kaisers Carl VI. unterzeichnet hatte, so nahm er dennoch nach des Kaisers Tode und dem für den König von Preußen glücklichen Anfang des ersten schlesischen Krieges die ganze österreichische Erbschaft in Anspruch *), unterwarf sich mit Gewalt der Waffen ganz Ober-Österreich, nahm den Titel eines Erzherzogs von Österreich an (1741), ließ sich in demselben Jahre, nach der Einnahme von Prag, als König von Böhmen huldigen und ward sogar (1742) zu Frankfurt zum deutschen Kaiser (als Carl VII.) gewählt. Doch hier war der höchste Gipfel seines Glücks erreicht. Wie er von Österreich und Böhmen sich hatte huldigen lassen, so ließ, nach der plötzlichen Wendung des Waffenglücks, im folgenden Jahre (1743) Maria Theresia sich von Bayerns Ständen und der Ober-Pfalz huldigen. Ungeachtet der zwischen ihm, dem Landgrafen von Hessen-Cassel und Friedrich II. geschlossenen Union (1744) und der Fortschritte, welche die preußischen Waffen machten, kam Carl besonders durch des österreichischen Feldmarschalls von Seckendorf Talent und Glück abermals in die Verlegenheit, sein Bayern preis geben zu müssen. Er erlebte das Ende des Krieges nicht, indem er am 20sten Jan. 1745 starb. Sein Sohn und Nachfolger, Maximilian Joseph III., der anfänglich auch den Titel eines Erzherzogs von Österreich angenommen hatte, versöhnte sich mit Österreich wenige Monate darauf im Frieden zu Füßen (22sten April 1745), trat der Garantie der pragmatischen Sanction bei, sicherte dem Großherzoge Franz seine Stimme zur Kaiserwahl zu, und erhielt dagegen alle von Österreich eroberten bayerschen Lande zurück. Maximilian Joseph widmete sich nun ganz dem Bestreben, sein Land glücklich zu machen. Ackerbau, Industrie, Bergbau, Gerichtspflege, Polizei, Finanzwesen und Schulen wurden von ihm mit gleicher Umsicht und regem Eifer beachtet; die Wissenschaften erhielten einen Stütz- und Centralpunkt durch die Stiftung der Akademie der Wissenschaften zu München (1759) und die Künste fanden an ihm einen großmüthigen Beschützer. — Alle seit dem Vertrage von Pavia (1329) bestehende Erbverträge mit dem pfälzischen Churhause bestätigte er, der ohne Kinder war, und vergönnte noch vor seinem Tode selbst dem Churfürsten Carl Theodor von der Pfalz die Mitregentschaft. — Sowohl nach den Verträgen des wittelsbachischen Hauses, als auch nach der Bestimmung des westphälischen Friedens gehörte dem Churfürsten von der Pfalz unbestreitbar die Nachfolge in Bayern, da mit dem Absterben Maximilian Josephs (30sten Dec. 1777) die wittelsbachisch-bayersche Linie erlosch. Aber plötzlich trat Österreich mit Ansprüchen auf Nieder-Bayern hervor, die es noch vor einer bestimmten Erklärung mit den Waffen in der Hand durchsetzen wollte. Der

*) Er gründete seine Ansprüche auf den Ehevertrag zwischen Herzog Albert V. und dessen Gemahlin, Anna, Kaisers Ferdinand I. Tochter, worin es ausdrücklich geheißen haben soll, „daß Anna, oder deren Nachkommen, alle österreichischen Staaten erben sollten, wenn Ferdinands Stamm ohne männliche Erben aussterben würde.“ (Dieser Vertrag war auch durch Ferdinands Testament bekräftigt worden.) In Wien behauptete man dagegen, es stehe in jenem Vertrage: „ohne einige Erben.“

kinderlose Carl Theodor ließ sich bereden, eine Convention zu ratificiren (1778 den 3ten und 14ten Jan.), in welcher er auf die bayersche Erbschaft förmlich verzichtete. Allein der Herzog von Zweibrücken (Bruder des jetzt regierenden Königs) protestirte als nächster Agnat und präsumtiver Erbe gegen jene Verzichtleistung, indem er zugleich die Hülfe Friedrichs II. anrief. Hierdurch wurde der sogenannte bayersche Erbfolgekrieg veranlaßt, welcher jedoch, noch ehe eine Schlacht geliefert worden war (hauptsächlich nach der russischen Erklärung wider Österreich), durch den teschner Frieden (13ten Mai 1779) wieder beendigt wurde. Dem Churfürsten von Pfalz-Bayern wurde der Besitz Bayerns, von welchem Österreich nur das Innviertel mit Braunau erhielt (38 Q. M.), auf die pfalzbayerschen Hausverträge zugesichert und garantirt. Durch diese Vereinigung der bayerschen Lande erlosch zugleich, nach der Vorschrift des westphälischen Friedens, die achte Churwürde. — Doch sechs Jahre darauf (1785) erwachte in Wien der Wunsch nach dem Besitze des schönen Bayerns mehr als je, und man suchte nun zu seiner Verwirklichung ein Tauschproject hervor, das hundert Jahre früher schon ausgesprochen worden war. Kaiser Joseph II. nämlich ließ dem Churfürsten den Antrag machen: Bayern gegen die österreichischen Niederlande (mit Ausschluß Luxemburgs und Namurs) und die Summe von drei Millionen Gulden für sich und den Herzog von Zweibrücken, und Annahme des Titels als König von Burgund zu vertauschen. Doch die ganzen damals von Rußland begünstigten Unterhandlungen scheiterten an der Festigkeit des Herzogs von Zweibrücken, mit welcher dieser, Preußens Schutz gewiß, erklärte: „daß er nie seine Einwilligung in eine Vertauschung seiner altväterlichen Erblande geben werde." — Das lebhafte Interesse, mit welchem Friedrich II. für die Sache Bayerns sich interessirte, da er einen solchen Tausch nicht nur als einen Bruch des von ihm mit garantirten teschner Friedens, sondern hauptsächlich auch als eine Verletzung des reichs-constitutionsmäßigen Gleichgewichtes der deutschen Staaten betrachtete, verursachte, daß man in Wien jene Idee wieder fallen ließ und zugleich erklärte: „daß man an einen erzwungenen oder gewaltsamen Tausch nie gedacht habe und nie denken werde *). — Merkwürdig ward außerdem Carl Theodors Regierung noch durch den in Bayern unter seinen Augen entstandenen Orden der Illuminaten und den gegen diese Verbindung geführten Proceß, durch die Streitigkeiten über Cryptocatholicismus und den sich wieder emporhebenden Jesuitismus; die Preßfreiheit wurde unter diesen innern Kämpfen immer mehr beengt und es drohte eine Zeit wahrer Verfinsterung einzubrechen, als der Anfang der französischen Revolution die damit verbundene Revolution der Ideen und Ansichten auch nach Bayern fortpflanzte. Als diese französische Revolution losgebrochen war, stellte der Churfürst sein Contingent zur Reichsarmee. Die Pfalz litt schon sehr viel, aber bald (1796) ward Bayern selbst der Schauplatz des Krieges. Der Friede von Campo Formio gestattete dem Lande die Hoffnung auf baldige Erholung; aber die Unterhandlungen des Congresses zu Rastadt rechtfertigten diese Erwartung nicht, und Bayern wurde auf's Neue das interessante Theater des blutigen Schauspiels. Aber mitten in

*) Wie dieser Vorgang aber zur Errichtung des deutschen Fürstenbundes, unter Preußens Aegide, Veranlassung gab, das sehe man in dem Art. „Fürstenbund" nach, wo mit mehrerer Ausführlichkeit davon die Rede ist.

dieser Crisis (16ten Febr. 1799) starb Carl Theodor, und zwar, ungeachtet er erst vier Jahre zuvor (1795) sich mit der achtzehnjährigen Leopoldine von Österreich vermählt hatte, ohne Erben, so daß mit ihm der sulzbachische Stamm des pfälzischen Hauses erlosch und der Herzog Maximilian Joseph von Zweibrücken (geb. 27sten Mai 1756) zum Besitz der gesammten bayerschen Lande und der Churwürde gelangte. — Der Friede von Lüneville (9ten Febr. 1801) machte endlich dem wiederausgebrochenen Kriege, in welchem Bayern für englische Subsidien ein Corps von 12,000 Mann gestellt hatte, ein Ende, und sein hauptsächlichstes Resultat „die Abtretung des ganzen linken Rheinufers an Frankreich" wurde für Bayern von den wichtigsten Folgen. Indem es auf der einen Seite seine sämmtlichen schönen Besitzungen auf dem linken Rheinufer (Theile der rheinischen Pfalz, die Herzogthümer Jülich und Zweibrücken, die Fürstenthümer Simmern, Lautern und Veldenz, Parzellen von der Grafschaft Sponheim rc.) verlor, dazu aber auch noch seine diesseit des Rheines gelegenen pfälzischen Lande abtrat, so daß sein Totalverlust 220 Quadratmeilen mit 692,000 Einwohnern (nach Andern 225 Q. M. mit 800,000 Einw. und 5,000,000 Gulden) betrug, erhielt es dagegen durch den Reichsdeputationshauptschluß (v. 25sten Febr. 1803) 319 3/4 Q. M. mit 898,000 Einw. (nach Andern 290 Q. M. mit 854,500 Einw. und 6,600,000 Gulden) zur Entschädigung, so daß sein Totalgewinn hierbei 99 3/4 Q. M. mit 206,000 Einwohnern (nach Andern 65 Q. M. mit 54,500 Einw. und 1,600,000 Gulden) betrug. Ein Tauschvertrag mit Preußen (geschlossen in demselben Jahre) verbesserte noch mehr die Arrondirung des bayerschen Churstaates, der mit schnellen Schritten einer wohlthätigen Umwandlung entgegenging; doch weniger gelangen ihm seine damaligen Versuche auf die Mediation der in den erworbenen Entschädigungsländern gelegenen reichsritterschaftlichen Besitzungen. Die hohe politische Wichtigkeit, welche Bayern für Österreich wie für Frankreich hatte, trat beim Ausbruche des Krieges von 1805 immer in helleres Licht. Als Österreich zum neuen Kriege gegen Frankreich sich rüstete, mußte ihm unter den Fürsten zwischen dem Inn und Rhein der Churfürst von Bayern vorzüglich wichtig seyn. Es verlangte von demselben, daß er ohne Anstand seine Truppen mit der österreichischen Armee vereinigen sollte, indem es ihm die gewünschte Neutralität verweigerte, „die (wie Kaiser Franz am 3ten Sept. 1805 selbst an den Churfürsten schrieb) Frankreich selbst auch nur so lange wirklich bestehen lassen würde, als sie mit seinem Vortheile vereinbarlich sey." — Doch Bayern betrug allerdings hierbei sich so, daß der in Wien gehegte Verdacht heimlicher Felonie nicht aus der Luft gegriffen schien. Das eigenhändige Billet des Churfürsten an den Fürsten von Schwarzenberg (v. 7ten Sept.) mit den Worten: „Ich bin entschlossen! sprechen Sie morgen früh mit meinem Minister, dem Grafen von Montgelas; er wird ihnen meine Bedingnisse eröffnen;" — seine Versicherung, die er dem Kaiser machte, von „seiner unverletzbaren Ergebenheit" — standen in zu offenbarem Widerspruche mit der wenige Stunden nach Absendung dieser Eröffnungen beschleunigten Abreise des Churfürsten von Nymphenburg, mit der Abschickung aller Truppen und Kriegsbedürfnisse nach Franken, und mit den verschiedenen Maßregeln und Anstalten, die seit acht Wochen schon getroffen worden waren. Man muß daher wohl glauben, daß Bayern schon früher in Frankreichs Interesse gewesen sey. Daher sagte auch der französische Kaiser: „Ich muß meinem Alliirten schnell zu Hülfe ei-

len — der Churfürst von Bayern ist aus seiner Hauptstadt vertrieben." Der Friede von Preßburg machte dem Kriege, in welchem Bayern gegen 30,000 Mann seiner Truppen mit den Franzosen vereinigt hatte, ein Ende und verschaffte diesem Staate eine Vergrößerung von 500 Q. M. mit 1 Mill. Einwohner, seinem Regenten aber die königliche Würde mit voller Souverainetät, dagegen dieser Würzburg abtrat, welches nun zu einem besondern Churfürstenthum erhoben wurde. Jetzt setzte Bayern (gleich Wirtemberg und Baden) sich auch in den Besitz der in seinen Gränzen enclavirten reichsritterschaftlichen Besitzungen. Das mit Frankreich neu geknüpfte politische Band ward durch die Vermählung der Prinzessin Augusta, des Königs Tochter, mit Eugen Napoleon, dem zum Vicekönig von Italien ernannten Stiefsohn des französischen Kaisers, nur noch fester geknüpft. Unmittelbare Folgen dieser innigen Vereinigung waren die Vertauschung Bergs, das Bayern an Napoleon abtrat, gegen Anspach, welches Preußen an Frankreich gegen Hannover überlassen hatte, und endlich der wichtigste Schritt: die Unterzeichnung der rheinischen Conföderationsacte (12ten Aug. 1806), wobei Bayern die Verbindlichkeit zur Stellung eines Bundescontingents von 30,000 Mann von jeder Waffengattung, und die Befestigung der Städte Augsburg und Lindau übernahm. Zugleich überließ der König einige Parzellen an Wirtemberg, wofür er Nürnberg, die innerhalb der Markgrafschaft Burgau gelegenen Commenden des deutschen Ordens (Rohr und Waldstette) und die Lehnsherrlichkeit über alle bis dahin noch verbliebenen reichsunmittelbaren Länder der Fürsten von Schwarzenberg, Oettingen, Hohenlohe, Thurn und Taxis, Fugger u. s. w. erhielt. Ein besonderer, mit Wirtemberg abgeschlossener Tractat (13ten Oct. 1806) gab ihm noch über mehrere Rittergüter die Souveränetät. — In Folge der durch die Bundesacte übernommenen Verpflichtung mußte Bayerns König im Jahre 1806 an dem Kriege gegen Preußen Theil nehmen und 1809 an dem Kriege gegen Österreich (aus dessen Ereignissen, in Beziehung auf Bayern, wir des Aufstandes in Tyrol gedenken), nach dessen Beendigung Bayern bedeutende Vergrößerungen, theils auf Kosten Österreichs, theils durch Tauschverträge mit Wirtemberg und Würzburg erhielt; aber freilich noch bei weitem nicht im Sinne der Zusicherung Napoleons (vom 20sten April 1809): „Ich werde Bayern so groß machen, daß es in Zukunft allein gegen Österreich kämpfen kann!" — Als im Jahre 1812 der Krieg zwischen Frankreich und Rußland losbrach, stellte Bayern das ganze constitutionsmäßige Contingent auf's Neue zur französischen Armee, deren Schicksal es bei jenem ewig denkwürdigen Feldzuge in vollem Maße theilte; nur unbedeutende Trümmer kamen von acht und dreißigtausend Bayern im Frühjahre 1813 zurück. Doch stellte Maximilian Joseph, ungeachtet aller Schwierigkeiten, abermals frische Truppen zu der Disposition des sogenannten Beschützers des rheinischen Bundes, als dieser in den letzten Tagen des Aprils den neuen Feldzug eröffnete. Nicht gering war der Verlust dieses Contingentes, das unter dem Oberbefehle des Marschalls Oudinot, Herzogs von Reggio, mit gewohnter Tapferkeit sich auszeichnete, doch in den Treffen von Luckau und Großbeeren (1813) sehr viel litt. Da änderte sich plötzlich Bayerns System und zugleich seine politische Lage nach außen. Während eine französische Observations-Armee bei Würzburg unter Augereau gebildet worden war, hatte ein bayersches Beobachtungskorps am Inn einer österreichischen Heeresabtheilung gegenüber sich gestellt.

Lange blieben beide Theile unthätig. Der Abmarsch des Augereau'schen Corps, wodurch Bayern auf dem verwundbarsten Punkte preis gegeben wurde, beschleunigte den Entschluß seines Königs. Der bayersche Feldherr, Wrede, schloß mit dem österreichischen, Frimont, am 8. Octbr. zu Ried eine Übereinkunft ab, auf welche eine officielle Erklärung vom 15. Octbr. folgte, wodurch Bayerns König vom Rheinbunde sich lossagte und seine Streitkräfte gegen Frankreich und den bisherigen Protector zu wenden verkündete. Zugleich vereinigte Wrede, vermöge des Vertrags zwischen Bayern und Österreich, worin dem Könige der bisherige Länderbesitz mit aller Souverainetät garantirt wurde, mit seinem Korps das österreichische unter Frimont, als ernannter Oberbefehlshaber über beide. In der Schlacht von Hanau fühlten die Franzosen zum ersten Male die Schärfe des bayerschen Schwertes, während Maximilian den Ruhm sich erworben, den Rheinbund, diese schmähliche Fessel, zuerst gesprengt zu haben, denn obgleich Mecklenburg 9 Monate früher schon sich davon getrennt hatte, so war doch dies von zu wenig, fast gar keinem sichtbaren Einfluß auf die Entschlüsse der andern Fürsten gewesen. — Im Verfolge des Krieges bis zum Frieden von Paris im Jahre 1814 bewährten Bayerns Krieger den wohlerrungenen Ruf deutscher Tapferkeit, und die Kraft des Staates entwickelte sich zu hohem Flor, als beim Ausbruche des neuen Kampfes der Kronprinz an die Spitze des Nationalheeres trat; der schnelle Gang des Krieges und sein unerwartet baldiges Ende hemmte den Siegesschritt der kernhaften Bayern. Unterdessen hatte der Congreß zu Wien, und namentlich die Bearbeitung der deutschen Bundesacte, so wie all' die vielen verschiedenartigen Interessen, die aus dem neuerstehenden europäischen und insbesondere deutschen Staatensysteme hervortraten, der bayer'schen Regierung hinlängliche Gelegenheit gegeben, auch ihre diplomatische Kunst zu entwickeln; Bayern zeigte sich stets auf dem von ihm rein aufgefaßten Standpunkte eines unabhängigen, souveränen Staates und behauptete diese Ansicht von sich selbst auch mit vieler Consequenz in den Verhandlungen mit Österreich über die von demselben in Antrag gebrachten Territorialveränderungen. Nachdem es, in Folge des Pariser Friedens vom 30. Mai 1814, Tyrol und Vorarlberg an Österreich, gegen Überlassung des für Toskana hingegebenen Großherzogthums Würzburg, bereits an Österreich wieder abgetreten hatte, schien es, fest beharrend auf der im Rieder Vertrage ihm zugesicherten Integrität seines damaligen Länderbesitzes, den Bruch mit dem mächtigen Nachbar nicht zu fürchten; gerechte Besorgnisse ließen für die Erhaltung der Ruhe in Deutschland zittern; doch glücklich löste der zwischen Bayern und Österreich am 14. April 1816 abgeschlossene Staatsvertrag den verschlungenen Knoten. Vermöge dieses Staatsvertrags trat Bayern an Österreich ab: 1. die Theile des Hausrucksviertels und das Innviertel, so wie sie 1809 von Österreich an Bayern abgetreten worden waren; 2. das Fürstenthum Salzburg mit Ausnahme der Ämter Waging, Tittmaning, Teisendorf und Laufen, insoweit diese auf dem linken Ufer der Salzach und Saale gelegen sind, und 3. das Amt Vils; dagegen erhielt es: a. von den Gebieten auf dem linken Rheinufer, und zwar vom ehemaligen Departement Donnersberg, die Arrondissements Zweibrücken, Kaiserslautern, Speier (mit Ausnahme der Cantone Worms und Pfeddersheim), den Canton Kirchheimbolanden im Arrondissement Alzey, dann vom Saardepartement die Cantone Waldmohr, Bliesskastel und Kusel (mit Ausnahme der Ortschaften Schwarzard, Reichweiler, Pfeffelbach, Ruthweiler, Burg

und Thal Lichtenberg), im Canton St. Wendel die Gemeinden Saal, Niederkirchen, Bubach, Marth, Hof und Osterbrücken, im Canton Grumbach die Gemeinden Eschenau und St. Julian; dann im niederrheinischen Departement den Canton, die Stadt und Festung Landau, letztere als deutsche Bundesfestung, die Cantone Bergzabern, Candel und den ganzen Theil des Departements Niederrhein, welcher von Frankreich durch den Pariser Vertrag vom 20. Novbr. 1815 abgetreten worden war; so wie b. die ehemaligen Fuldaischen Bezirksämter Hammelburg, mit Thulba und Saaleck, Brückenau mit Mollen, das Amt Weisers, ausgenommen die Dörfer Melters und Hattenrodt, dann im Amte Bieberstein die Dorfschaften Batten, Brand, Dietges, Findlos, Liebharz, Melperz, Oberebernhardt nebst Steinbach, Seifferts und Thaiden. — Noch kann nicht mit Genauigkeit die statistische Ansicht Bayerns gegeben und das Mehr oder Minder gegen sein Areal und dessen innere Kräfte, wie am Tage des Rieder Vertrags (8. Oct. 1813) es war, dargestellt werden; damals betrug sein Flächeninhalt (seit dem Frieden von Wien) 1736 Q. Meilen, mit einer Bevölkerung von 3,800,000 Menschen, von denen 3 Millionen sich zur katholischen Religion bekannten. Die Einkünfte betrugen damals etwa 18 Millionen Gulden, die Staatsschulden wurden auf 90 Mill. angegeben, zu deren Tilgung jedoch ein bedeutender Fonds angewiesen war, so daß sie in 30 Jahren bezahlt seyn sollten. Das Militär bestand aus 50,000 Mann Linientruppen; außer der activen Armee und dem Bürgermilitär war Anfangs 1815 schon eine Nationalgarde errichtet worden, die aus drei Classen besteht, deren erste die Reserve-Bataillons für die active Armee ausmacht, während die zweite, die mobilen Legionen genannt, innerhalb der Gränzen in Zeiten wirklicher Gefahr dient, und die dritte nur zur Erhaltung der Ruhe und Sicherheit innerhalb der Landgerichtsbezirke verpflichtet ist. — Die Staatsverfassung gründet sich auf die vom Könige gegebene Constitution, promulgirt am 1. Mai 1808 und eingeführt am 1. Oct. desselben Jahres. Der König ist im Besitze der vollen Souverainetät und Staatsgewalt in allen ihren Zweigen; die Gesetzgebung und Besteuerung ist jedoch der Abstimmung der Nationalrepräsentation unterworfen. Die Krone ist erblich im Mannsstamme des regierenden Hauses, nach dem Rechte der Erstgeburt und der agnatisch-lineärischen Erbfolge; nach gänzlicher Erlöschung des Mannsstammes fällt die Erbschaft auf die Töchter und deren männliche Nachkommenschaft. Sollte ein successionsfähiger Erbe gänzlich fehlen, so soll der letzte König durch Adoption eines Prinzen aus einem fürstlichen Hause sich einen Nachfolger bestimmen. Aus der königl. Schatzkammer werden die Apanagengelder für die nachgebornen Prinzen, das Heirathsgut der Prinzessinnen (nicht über 100,000 Gulden) und das Witthum der Königin (nicht über 200,000 Gulden) gezahlt. Alle Glieder der königlichen Familie stehen unter der Gerichtsbarkeit des Monarchen. Die Volljährigkeit tritt mit dem 18ten Jahre ein; der Monarch wählt den Reichsverweser für die Zeit der Minderjährigkeit seines Nachfolgers; außerdem gebührt sie dem nächsten volljährigen Agnaten. — Die Prinzen und Prinzessinnen haben den Titel königliche Hoheit (Herzog Wilhelm, Sohn des Pfalzgrafen Johann von Birkenfeld, der in Bamberg residirt, vorher Bayern-Berg, und seine Nachkommen aber herzogl. Durchlaucht, er selbst schreibt sich Herzog in Bayern). — Die Gemahlin des jetzigen Königs Maximilian Joseph heißt Caroline und ist eine Tochter des verstorbenen Erb-

prinzen Carl Ludwig von Baden. Der Kronprinz (aus der ersten Ehe des Königs mit einer Prinzessin von Hessen-Darmstadt) heißt Carl Ludwig August und ist vermählt mit Therese, einer Tochter des regierenden Herzogs von S. Hildburghausen; außer ihm hat der König aus beiden Ehen noch 11 Kinder gezeugt. — Zum Glanz der Krone gibt es vier Kronämter (Kron-Oberst-Hofmeister, Kron-Oberst-Kämmerer, Kron-Oberst-Marschall, Kron-Oberst-Postmeister) und vier Orden (der des heiligen Hubert, des heil. Georg, der bayerschen Krone (ein Civil-Verdienstorden), und der Militär-Maximilian-Josephs-Orden). — Die Constitution gewährt die Rechte der Staatsbürger, Sicherheit der Personen und des Eigenthums, Gewissensfreiheit und Preßfreiheit *); die Leibeigenschaft ist aufgehoben; alle drei christliche Confessionen haben freie Religionsübung und können die Rechte der Staatsbürger erwerben. — Das ganze Reich wird durch eine National-Repräsentation vertreten, die aus Landeigenthümern, Kaufleuten und Fabrikanten besteht, aus den Kreisen gewählt wird, welche die Reichsversammlung bilden, die vom König einen Präsidenten erhält und wenigstens einmal im Jahre auf den Ruf des Königs sich versammelt; sie theilt sich dann in Commissionen für die Finanzen, die Gesetzgebung, die innere Verwaltung und die Staatsschuldentilgung. — In allen Theilen des Königreichs ist der Codex juris Bavarici judiciarii seit dem 1sten Januar 1811 in gesetzliche Kraft getreten. Für die Staatsverwaltung gibt es einen geheimen Rath, der aus den Staatsministern, Kronbeamten und zwölf bis sechszehn Mitgliedern besteht und über die wichtigsten innern Angelegenheiten des Reichs in drei Sectionen berathschlagt. Das Ministerium theilt sich in die fünf Departements: der auswärtigen Verhältnisse, der Finanzen, des Innern, der Justiz und des Kriegswesens. — An der Spitze jedes der neun Kreise steht ein General-Kreis-Commissär mit einem ausgebreiteten, größtentheils executiven Wirkungskreise; außer ihm besteht noch in jedem Kreise eine Kreis-Finanz-Deputation. Alle Untergerichte, Municipalräthe und Gemeinderäthe sind dem General-Commissariate untergeben. — Die Justizbehörden sind: das Oberappellationsgericht, die Appellationsgerichte (für zwei Kreise eins) und die Untergerichte. — Die Kirchenverfassung der Catholischen ist noch nicht definitiv organisirt. Das Königreich ist in neun Bisthümer (Augsburg, Bamberg, Brixen, Eichstädt, Freisingen, Constanz, Passau, Regensburg und Salzburg) eingetheilt. Für die Protestanten gibt es ein protestantisches General-Consistorium. — Als Mitglied des (auf dem Wiener Congresse neu errichteten) deutschen Bundes führt Bayern bei den Bundesversammlungen 1 Stimme, und im eintretenden Pleno, nach Verhältniß seiner Größe, 4 Stimmen. — Unter der musterhaften Regierung Maximilian Josephs hat Bayern übrigens im Allgemeinen eine hohe Stufe der Cultur in jeder Hinsicht, in Vergleich mit dem, was es nur noch vor 20 Jahren war, erlangt. Während Landbau, Manufacturen und Fabriken sich erhoben haben, die Polizei in allen ihren Zweigen vortrefflich gehandhabt wird, sind die Erziehungs- und wissenschaftlichen Bildungsanstalten

*) Es gibt gar keine Büchercensur, indem Schriftsteller und Verleger nicht verbunden sind, ihre Schriften vor dem Drucke der Durchsicht einer Behörde zu unterwerfen; nur politische periodische Schriften machen eine Ausnahme.

stets ein Gegenstand der besondern königlichen Fürsorge gewesen, welche liberal und geistvoll für die Menschenerziehung und höhere Geistescultur wirkt. Der öffentliche Unterricht ist vortrefflich und eigens entworfenen Instructionen unterworfen. Universitäten sind zu Landshut und Erlangen (die zu Inspruck und Salzburg sind aufgehoben). Zu München befindet sich auch eine Central-Veterinär-Schule für das ganze Königreich, woneben wir auch des landwirthschaftlichen Vereins für ganz Bayern gedenken. Die Akademie der Wissenschaften und die der bildenden Künste zu München besitzt mehrere ausgezeichnete Gelehrte des In- und Auslandes, und man verdankt ihr bereits schöne Resultate ihrer wahrhaft großen Anstrengungen. — (In dem Artikel Wiener Congreß werden wir bei Darlegung der Resultate desselben auch auf Bayern zurückkommen, weshalb wir dorthin verweisen.) I.

Bayle (Pierre), geboren zu Carlat in der ehemaligen Grafschaft Foix im J. 1647, empfing den ersten Unterricht von seinem Vater, der ein reformirter Geistlicher war. Früh gab er Proben eines bewundernswürdigen Gedächtnisses und einer besondern Lebhaftigkeit des Geistes. Mit neunzehn Jahren begab er sich auf die Schule von Puy-Laurens, um hier seine Studien zu vollenden. Die Leidenschaft, mit der er studirte, kostete ihm beinahe das Leben; seine Gesundheit ward dadurch für immer geschwächt. Alle Bücher waren ihm gut; sein Geschmack an der Dialektik zog ihn besonders zu den Controversschriften; aber Amyots Plutarch und Montaigne waren seine Lieblingswerke. Letzterer schmeichelte ohne Zweifel seinem Hange zum Skepticismus; beide theilten vielleicht seinem Styl jene Lebendigkeit, jene Freiheit des Ausdrucks und jenen altfränkischen Anstrich mit, die darin wahrzunehmen sind. In Toulouse, wohin er gegangen war, um die Philosophie zu studiren, besuchte er die Hörsäle der Jesuiten. Die Argumentationen seines Professors, noch mehr aber die freundschaftlichen Disputationen mit einem catholischen Geistlichen, der neben ihm wohnte, bestärkten ihn in den Zweifeln, die gegen die Orthodoxie des Protestantismus bereits in ihm entstanden waren, in dem Grade, daß er die Religion zu vertauschen beschloß. Sein Übertritt war ein Triumph für die Catholiken, aber ein Donnerschlag für seine Kirche und für seine Familie, die Alles anwandte, ihn wieder zu gewinnen. Auch kehrte er nach siebzehn Monaten zu ihnen zurück. Um sich der Strafe des ewigen Banns, womit die catholische Kirche damals die Abtrünnigen belegte, zu entziehen, ging er nach Genf und von da nach Copet, wo der Graf Dohna ihm die Erziehung seiner Söhne anvertraute. Aber dieser Aufenthalt und dieses Geschäft wurden ihm bald lästig; er kehrte nach Frankreich zurück, und ließ sich in Rouen nieder, wo er abermals genöthigt war, Unterricht zu ertheilen. Von da kam er nach Paris, wo ihn wenigstens die Gesellschaft gelehrter Männer für die Beschwerden einer Beschäftigung schadlos hielt, der er sich zum dritten Mal hatte unterziehen müssen. Im J. 1675 erhielt er den philosophischen Lehrstuhl zu Sedan, auf welchem er mit Auszeichnung bis zur Aufhebung dieser Akademie im J. 1681 lehrte. Er ward hierauf in derselben Eigenschaft nach Rotterdam berufen. Veranlaßt durch die Erscheinung eines Cometen im J. 1680, der ein fast allgemeines Schrecken verursacht hatte, gab er 1682 seine Pensées diverses sur la comète heraus; ein Werk voll Gelehrsamkeit, in welchem tausend Gegenstände aus der Metaphysik, Moral, Theologie, Geschichte und Politik abgehandelt werden. Diesem folgte die Critique générale de l'histoire

du Calvinisme de Maimbourg. Dieses Werk, das von Catholiken und Protestanten gleich beifällig aufgenommen und von Maimbourg selbst mit Achtung genannt wurde, erweckte die Eifersucht des Theologen Jurieu, dessen Refutation du P. Maimbourg kein Glück gemacht hatte, und verwickelte Bayle in Streitigkeiten, von deren nachtheiligen Folgen für ihn weiter unten die Rede seyn wird. Er unternahm indeß eine periodische Schrift unter dem Titel: Nouvelles de la république des lettres. Ein darein aufgenommenes Schreiben aus Rom reizte den Unwillen der Königin Christine von Schweden, die ihm zwei heftige Briefe schreiben ließ. Bayle rechtfertigte sich, und seine Entschuldigungen genügten der Königin so vollkommen, daß sie seitdem einen literarischen Briefwechsel mit ihm führte. Ernstlicher ward seine Ruhe durch den Tod seines Vaters und seiner beiden Brüder gestört. Diese Verluste, verbunden mit den immer steigenden Religionsverfolgungen in Frankreich, veranlaßten ihn zu dem Commentaire philosophique sur ces paroles de l'Evangile: Contrains-les d'entrer, der weder in Ansehung des Styls, noch des Tons seiner würdig ist. Auch wollte sich Bayle nicht dazu bekennen. Jener Jurieu aber, der an dem Eifer, womit die Toleranz in diesem Werke vertheidigt wurde, den Verfasser erkannt haben mochte, griff dasselbe mit Wuth an. Sein Haß wartete nur auf einen Vorwand, um öffentlich gegen Bayle selbst auszubrechen; diesen gab ihm der Avis aux réfugiés, ein Werk, worin die Protestanten mit wenig Schonung behandelt sind. Jurieu beschuldigte Bayle nicht nur, der Verfasser dieser Schrift zu seyn (die gewiß nicht von ihm ist), sondern er stellte ihn zugleich als die Seele einer dem Interesse Frankreichs ergebenen Partei gegen die Protestanten und vereinigten Mächte dar. In zwei Schriften widerlegte Bayle diese Beschuldigungen; aber die Verleumdung siegte und im J. 1693 entsetzte der Magistrat von Rotterdam Bayle seines Amts, und verbot ihm sogar Privatunterricht zu geben. Da er sich auf diese Weise von allen Geschäften frei sah, die Arbeit aber seinem rastlos thätigen Geiste Bedürfniß war, widmete er jetzt seinen ganzen Fleiß der Abfassung seines Dictionnaire historique et critique, das er zuerst im J. 1696 in zwei Foliobänden herausgab. Dieses Werk war das erste, das unter seinem Namen erschien. Jurieu, dessen Wuth noch nicht gestillt war, trat abermals als Bayle's Gegner auf, und veranlaßte das Consistorium, bei dem er nur in zu großem Ansehn stand, dem Verfasser verschiedene heftige Vorwürfe zu machen. Bayle versprach zwar Alles, was das Consistorium anstößig gefunden, zu vertilgen; da er indeß fand, daß das Publicum andere Ansichten habe, und ihm mehr an der Zufriedenheit seiner Leser als seiner Richter gelegen war, so ließ er das Werk, bis auf einige Kleinigkeiten, unverändert. Zwei neue Feinde erhoben sich gegen ihn in Jacquelot und Leclerc, die beide seine Religion angriffen; andere verfolgten ihn als einen Feind seiner Religionspartei und seines neuen Vaterlandes. Diese Streitigkeiten waren langwierig und hartnäckig, aber sie trübten weniger seine Seelenruhe als sie seine Körperleiden vermehrten. Seit lange war seine Brust in einem gereizten Zustande; sie entzündete sich. Bayle wollte keine ärztliche Hülfe gegen eine Krankheit anwenden, die er als ein Erbtheil und unheilbar ansah. Er starb, so zu sagen, die Feder in der Hand im J. 1706, in einem Alter von 59 Jahren. — „Bayle," sagte Voltaire, „ist der erste Dialektiker und Skeptiker. Seine größten Feinde müssen zugeben, daß in seinen Werken sich nicht eine Zeile findet, die eine offenbare Lästerung gegen das Christenthum wäre; aber seine größten

Vertheidiger auch gestehen, daß in seinen Controversartikeln sich keine Zeile findet, die nicht den Leser zu Zweifeln und oft zum Unglauben führe." Er selbst vergleicht sich mit Homers Herrscher im Donnergewölk, Zeus: „Mein Talent," sagt er, „besteht darin, Zweifel zu erregen, aber es sind nur Zweifel." Die Zuversichtlichkeit der meisten Theologen reizte ihn zu dem Unternehmen, ihnen darzuthun, daß gewisse Dinge nicht so unerschütterlich und sonnenklar sind, wie sie sich einbildeten. Er übersprang aber nach und nach das Ziel, und zog selbst die erwiesensten Thatsachen in Zweifel. So groß er als Dialektiker war, so wenig verstand er von der Physik; nicht einmal die Entdeckungen Newtons waren ihm bekannt. Sein Styl ist zwar natürlich und klar, aber oft weitschweifig, nachlässig und incorrect. Er selbst nennt sein Dictionnaire eine unförmliche Sammlung an einander gereihter Sätze. Ohne dieses zu bescheidene Urtheil zu unterschreiben, muß man gestehen, daß die Artikel selbst wenig werth, und daß sie nur der Noten wegen da sind, in denen der Verfasser zugleich seine Gelehrsamkeit und die Stärke seiner Dialektik zeigt. Von Charakter war Bayle sanft, gefällig, uneigennützig, höchst bescheiden und friedliebend; er lebte ganz den Wissenschaften. Wir unterlassen die Aufzählung der sämmtlichen Werke Bayle's und begnügen uns anzuführen, daß die geschätzteste Ausgabe seines Dictionnaire historique die vom J. 1740 in 4 Foliobänden ist (einen basler Nachdruck gibt es von demselben Jahre) und daß im Haag seine vermischten Werke unter dem Titel: Oeuvres diverses de P. Baylo (ebenfalls 4 Foliobände) erschienen sind.

Baylen (Capitulation des Generals Dupont bei). Schon war Don Joseph Napoleon als König in Madrid eingezogen; die Provinzen Leon, Valencia, Valladolid, Zamora und Salamanca waren den französischen Siegern unterworfen und entwaffnet. Doch im Süden, am Quadalquivir, in dem von der Natur selbst befestigten Andalusien, in Cordova, Granada, Jaen herrschte mit voller Gewalt der Geist der Insurrection, von dem die Junta zu Sevilla die Rettung von den vermeintlichen Unterdrückern erwartete. Dorthin marschirte mit drei Divisionen am Schlusse des Mai General Dupont. Cordova und Jaen wurden unter den schrecklichsten Scenen mit Sturm erobert; auch das Heiligste ward gemißhandelt. Da versprachen die Mönche alle Freuden des Himmels, ohne Fegefeuer, einem jeden, welcher drei Franzosen geopfert haben würde. Diese Anweisung auf des Himmels Belohnung that Wunder. Bald sah der spanische Insurgenten-Feldherr, Don Xaver von Castannos, sein Heer auf 30,000 Mann angewachsen. Doch weniger diese Mannzahl, als die strategischen Operationen des spanischen Heerführers, die Hungersnoth und zunehmenden Krankheiten in der französischen Armee, erhöht durch den gänzlichen Mangel an Lazarethbedürfnissen, da die umherschwärmenden Insurgenten die dazu gehörigen Wagen weggenommen hatten, bereiteten dem General Dupont ein Schicksal vor, das allerdings nicht nur für ihn, sondern für die Sache Napoleons in Spanien überhaupt von dem entscheidendsten Nachtheile war. Dreitausend Spanier hatten sich in Duponts Rücken, zwischen ihn und Madrid, gestellt, indem sie die schwierige Sierra Morena besetzten; um die unterbrochene Verbindung mit der Hauptstadt möglichst wieder herzustellen, detaschirte Dupont die Division Vedel, die Stadt Baylen, und die Division Gobert, Carolina zu besetzen, während er mit der dritten Division eine Stellung bei Andujar am Guadalquivir, unter dem Schutze

eines angelegten Brückenkopfes, nahm. Jaen wurde vom General Castagne besetzt. Diese Anordnungen geschahen, nachdem bei Pennaflor ein Sieg über die Spanier erfochten worden war. Am 14ten Julius begann Castannos seine offensiven Operationen gegen die Franzosen; 18,000 Mann, mit schwerem Geschütz versehen, rückten vor die Fronte der französischen Position bei Andujar; andere 3,000 Mann kamen durch die ihnen bekannten Defileen der Sierra Morena ihren Feinden in den Rücken, und noch 6000 Mann stellten sich auf Duponts linke Flanke. Dupont hielt sich mit Tapferkeit und Besonnenheit drei Tage lang; doch der 18te Julius entschied. Die spanischen Generale Reding und Compigny griffen Baylen an, Pennas und Jones beschäftigten das Hauptcorps unter Dupont. Dieser mußte Andujar räumen, nachdem Baylen von den Spaniern genommen war. Nach einem neunstündigen hartnäckigen Kampfe sah Dupont sich genöthigt, auf einen Waffenstillstand anzutragen, der aber nur unter der Bedingung, „sich auf Discretion zu ergeben," verwilligt werden wollte. Da griff die Division des Generals Vedel, der von dem Schritte Duponts noch nicht unterrichtet war, die Spanier noch einmal an, nahm auch das Regiment Cordova mit zwei Kanonen gefangen, mußte aber endlich doch auch der Übermacht unterliegen, denn ermattet waren die Franzosen, gestärkt an Leib und Seele die fanatischen Insurgenten. Am 23sten Julius capitulirte die ganze eingeschlossene französische Armee, 17,000 Mann stark, nachdem 3000 Mann auf dem Platze geblieben waren. Die Artikel der Capitulation waren: „Die Division von Dupont ist kriegsgefangen; die von Vedél legt die Waffen nieder, bis zu ihrer Ankunft in Cadix, wo sie nach Rochefort eingeschifft wird." Doch wurde noch vermittelt, daß auch Duponts Division über Rochefort nach Frankreich zurückkehren sollte. Dem General Dupont nahm man in Paris diesen Ausgang seiner Expedition sehr übel und wollte ihn mehrerer großen Fehler bezüchtigen. „Wie Sabinus Tilurius (hieß es in einem officiellen Artikel) wurde er durch einen Geist des Schwindels zu seinem Untergange hingerissen und ließ sich durch die Ränke und Versicherungen eines zweiten Ambiorix täuschen; allein die römischen Soldaten waren glücklicher als die unsrigen, sie starben alle mit den Waffen in der Hand." Übrigens hatte dies Ereigniß für die Angelegenheiten Napoleons in Spanien den entschieden nachtheiligsten Einfluß. Es gab den Spaniern Muth und Hoffnung wieder. In den schon fast beruhigten Provinzen brach der Aufruhr auf's Neue mit verstärkter Gewalt los. (Man vergl. hiermit die Art. Dupont und spanische Insurrection.) I.

Bayonne, eine große, schöne, reiche Handelsstadt im französischen Departement der untern Pyrenäen, an dem biscayschen Meere, mit einem guten Hafen an dem Einfluß der Nive in den Adour, und breiten, schönen Straßen und Plätzen rc. versehen. Die Stadt, deren Einwohner sich sonst auf 26,000 beliefen, deren jetzt aber kaum noch 14 bis 15,000 sind, wird durch die oben genannten Flüsse in drei Theile getheilt, wovon die beiden ersten ein kleines festes Schloß haben, der dritte aber eine Citadelle, welche alle drei Theile, so wie den Hafen und die umliegende Gegend beschützt. Die Einwohner unterhalten Wallfisch- und andern starken Fischfang. Im Mai 1808 fand hier die berühmte Zusammenkunft Napoleons mit dem König von Spanien Carl IV. und dem Prinzen von Asturien Statt, in deren Folge am 10ten Mai d. J. von Beiden eine Abtretungsurkunde unterzeichnet wurde, worin sie und sämmtliche andere Infanten alle ihre Rechte auf

die spanischen Reiche in Europa und den Indien dem französischen Kaiser übertrugen. Am 4ten Jun. ernannte Napoleon seinen Bruder Joseph zum König von Spanien, und berief zugleich eine Generaljunta oder Reichsversammlung zur Abfassung einer neuen Constitution, welche am 15ten Jun. ebenfalls in Bayonne eröffnet wurde. Am 6. Jul. wurde diese Constitution bekannt gemacht, und am 9ten reiste Joseph von Bayonne nach Madrid. — Von dieser Stadt hat auch — entweder, weil es hier erfunden, oder sonst am besten gefertigt worden — das Bayonnet seinen Namen, eine Art von kurzem Spieß (Flintenspieß) ohne Gefäß, welcher auf den Lauf einer Flinte gesteckt wird.

Bayreuth. Die Burggrafen von Nürnberg aus dem hohenzollerschen Hause hatten sich vom 15ten Jahrhunderte an die fränkischen Fürstenthümer Anspach und Bayreuth (vormals Onolzbach und Culmbach) erworben, in so fern diese Lande auch als Theile des ehemaligen fürstlichen Burggrafthums Nürnberg betrachtet wurden. Als die ältere Linie des Markgrafen von Onolzbach aus dem zollern-brandenburgischen Hause erloschen war, wurden diese Lande unter die beiden jüngern Söhne des Churfürsten Johann Georg zu Brandenburg vertheilt; Christian erhielt Bayreuth, Joachim Ernst Anspach. Doch am 20sten Januar 1769 erlosch auch der bayreuther (oder culmbacher) Ast in männlichen Erben, und Bayreuth fiel an den damaligen Besitzer von Anspach, Markgraf Christ. Friedr. Carl Alexander, zurück; da dieser aber 1791 die Regierung niederlegte, wurde Bayreuth, wie Anspach, vom Könige von Preußen in Besitz genommen. Der Friede von Tilsit (1807) entriß diesem Monarchen Bayreuth, nachdem er Anspach schon früher an den Kaiser von Frankreich überlassen hatte, und bei der neuen Ländervertheilung nach dem Frieden von Wien (1809) kam Bayreuth (das bis dahin für französische Rechnung administrirt worden war) an Bayern, welches bereits auch im Besitze von Anspach war. — Diese schöne Provinz hat einen Flächeninhalt von 57 1/2 Q. M. mit 223,000 Einwohnern (nach Andern 72 Q. M. mit 180,000 Einw.), 18 Städte und 232 Flecken und Dörfer; ihr nördlicher Theil wird das Oberland, ihr südlicher das Unterland genannt. Das Fichtelgebirge (6 1/2 Meilen lang, 4 1/4 M. breit) zeichnet sich vorzüglich aus; seine höchste Spitze, der Ochsenkopf, ist 3621 pariser Fuß hoch; eine Merkwürdigkeit auf ihm ist der Fichtelsee. Auf diesem Gebirge entspringen die Saale, die Eger, die Nabe und der Main, welcher letztere unterhalb Culmbach aus dem rothen und weißen Main entsteht; das Unterland durchfließt noch die Rednitz und Pegnitz. Marmor, Serpentin, Speckstein, Pferde und Rindvieh sind die vorzüglichsten Producte; bei Culmbach und Neustadt wächst auch Wein. Manufacturen und Fabriken gewähren den Einwohnern guten Verdienst. Die Hauptstadt Bayreuth, am rothen Main in schönen Umgebungen gelegen, hat 856 Häuser mit 10,000 Einwohnern. Sie hat ein schönes Schloß, ein prächtiges Opernhaus, ein Gymnasium, mehrere Manufacturen und Fabriken in Schnupf- und Rauchtabak, Tabakspfeifen, Leder und Pergament.

Bazar heißt in den Morgenländern der Markt oder eine geräumige Straße, in welcher die Kaufleute ihre Gewölbe haben.

Beattie (James) als philosophischer und poetischer Schriftsteller nicht unvortheilhaft bekannt. Er war 1735 in der Grafschaft Kincardine in Schottland geboren, ward Professor der Moralphilosophie an der Universität zu Edinburgh, und dann zu Aberdeen, wo er 1805 starb. Er hatte nicht die Tiefe und Gründlichkeit seines Landsmanns

Hume, gegen dessen Skepticismus er nebst Thomas Reid und Oswald zu gleicher Zeit auftrat, aber eine Wärme und Leichtigkeit, die sich dem gemeinen Menschensinne, von welchem er ausging, und an welchen er bei Vertheidigung der angefochtenen Wahrheiten appellirte, sehr empfahl; daher er auch unter den Popularphilosophen einen vorzüglichen Rang behauptet. Seine philosophischen Schriften sind ein Versuch über die Natur und Unveränderlichkeit der Wahrheit (zum ersten Mal 1770, Edinb.; in der fünften Auflage 1774, London; deutsch, Copenhagen 1772 und Leipz. 1777, auch in Beattie's Werken, Leipz. 1779 und 1780 2 Bd. 8.); Elements of moral science 1790 (deutsch von Moritz, Grundlinien der Psychologie 1790 1 Thl. 8.), eine Theory of the language 1788 8. (deutsch von Meiners 1779. 2 Bd. 8.); endlich moralische und kritische Abhandlungen, London 1783 4. (deutsch von K. Grosse 1789 3 Bd. 8.) In den letztern Schriften theilt er viele nützliche Beobachtungen über Sprache, Natur, Kunst, Schönheit und Erhabenheit mit. Unter seinen poetischen Werken, worunter sich besonders viele Elegien befinden, ist vorzüglich der Minstrel, oder die Fortschritte des Genies, sein beschreibendes Gedicht in zwei Büchern (1776; v. Ausg. 1799 2 Bd. 8.) und sein allegorisch didactisches Gedicht: das Urtheil des Paris (1765 4.) bekannt geworden. Beattie ist zwar nicht originell, vielmehr ein reflectirender Dichter; aber seine Darstellung ist angenehm, seine Sprache elegant, und seine Tendenz immer edel. Seine Gedichte sind gesammelt in seinem Original poems 1760. 8., und in den Poems on several subjects, London 1766. 8. T.

Beaucaire, eine wohlgebaute Stadt mit 8000 Einwohnern an der Rhone in Nieder-Languedoc, jetzt im Departement des Gard, mit einem berühmten Jahrmarkte, der am 22sten Juli anfängt und 10 Tage währt. Für die fremden Kaufleute, die nicht alle in der Stadt unterkommen können, werden außerhalb derselben Hütten aufgeschlagen. Zugleich fanden sich eine Menge von Dieben und Gaunern ein (wozu ehemals die Nähe des päpstlichen Gebietes von Avignon, wohin man sie nicht verfolgen konnte, vieles beitrug), so daß mancher Kaufmann eine Bedeckung von 20 — 50 Soldaten brauchte. Die Geschäfte sind indessen nicht mehr so wichtig wie sonst. Noch bis 1744 belief sich der Vertrieb der Messe zu Beaucaire auf mehr als 14 Millionen Livres, in spätern Zeiten betrug er kaum 8 Millionen. Durch die Revolution hat vollends dieser Handel, welcher größtentheils mit Seide, Wein, Öl, Mandeln rc. geführt wurde, einen beträchtlichen Stoß erlitten. Es können ziemlich große Fahrzeuge die Rhone bis zur Stadt hinauffahren, welche durch eine Schiffbrücke mit dem gegenüberliegenden Tarascon verbunden ist.

Beauharnais (Alexandre Vicomte de) wurde 1760 auf der Insel Martinique geboren, zeichnete sich bei Hofe durch Talente und Liebenswürdigkeit aus, heirathete eine begüterte Landsmännin, Demoiselle Josephine Tascher de la Pagerie (nachmalige Kaiserin der Franzosen) und war Major beim Ausbruch der Revolution, als er zum Mitglied der Nationalversammlung gewählt ward. Hier machte er im Namen des Militärcomité's mehrere Motionen im philosophischen Sinne, wie z. B. für die Gleichheit der Strafen für alle Bürger, und deren Wahlbarkeit zu jeder Stelle im Staate. Bei der Abreise des Königs, am 21ten Juni 1791, war er Präsident der Versammlung und einer von den Wenigen, welche unerschrocken und be-

sonnen bei der Nachricht blieben. Kurz darauf ging er als General-Adjutant zur Nordarmee, wo er mit Auszeichnung focht. Anfangs 1792 ward er General en Chef der Rheinarmee, erhielt auch kurz darauf einen Ruf als Kriegsminister, den er aber ausschlug. Bald nachher nahm er, in Folge der Dekrete, welche die Adligen von der Armee ausschlossen, seinen Abschied, und zog sich nach la Ferté-Imbault zurück. Hier gab er, auf eine Anklage von Varlet, Bemerkungen über die Proscriptionen der Adligen heraus, und ward endlich verhaftet und in das Carmeliter-Gefängniß gebracht. Obgleich man ihm eigentlich nichts zur Last legen konnte, ward er doch (wie so viele Andere damals) zum Tode verurtheilt, und am 23ten Juli 1794 hingerichtet. Den Tag vorher schrieb er an seine Gattin, und bat sie, Sorge für die Kinder zu tragen, und seinen Namen wieder zu Ehren zu bringen. Über seinen Sohn, nachmaligen Vicekönig von Italien, siehe Eugen und über seine Tochter Hortensia, Ludwig Bonaparte.

Beauharnais (Franz Marquis von), älterer Bruder des Grafen Alexander von Beauharnais, wurde 1789 zum ergänzenden Deputirten des Adels von Paris extra muros ernannt, und in der Folge zur Nationalversammlung berufen, zeigte sich immerwährend der Monarchie zugethan und unterzeichnete die Protestationen vom 12ten und 15ten Sept. 1791. Sein fester und unveränderter Gang erwarb ihm den Beinamen Beauharnais sans amendement. Er hatte einen seiner Vorträge mit den Worten geschlossen: „Il n'y a point d'amendement avec l'honneur.“ Man hat von ihm einige interessante kleine Schriften, als Compte rendu (à ses commettans) lettre à Louis XVI. (während dessen Processes) und einen Brief an den Prinzen von Coburg. Im Jahr 1791 mußte er emigriren, kam aber wieder nach Frankreich zurück, und ward im Februar 1805 von Napoleon zum Botschafter bei der Königin Regentin von Etrurien und Commandant der Ehrenlegion ernannt. Im J. 1806 ward er zum Kandidat des Erhaltungs-Senats erwählt, den er aber nicht betreten hat, und später zum Gesandten in Spanien und Grafen gemacht. Eine Tochter von ihm, Stephanie, hat Napoleon adoptirt, und 1806 mit dem Erbprinzen von Baden vermählt.

Beaumarchais (Pierre Augustin Caron von), war zu Paris den 24sten Januar 1732 geboren. Er war der Sohn eines Uhrmachers, der ihn für seine Kunst bestimmte, und seine ersten Studien verschafften ihm ausgebreitete Kenntnisse in der Mechanik. Bald aber zeigte er die entschiedenste Neigung für die Künste des Geistes. Anfangs übte er mit Leidenschaft die Musik, durch die er den Grund zu einem dauernden Glücke legte. Er ward bei den Töchtern Ludwigs XV. eingeführt, um ihnen Unterricht auf der Harfe und Guitarre zu geben, ward zu ihren Privatconcerten und bald zu ihrer Gesellschaft gelassen, und benutzte diese mächtige Protection, um mit dem reichen Financier Pâris Duverney in Verbindung zu treten. Dadurch befestigte sich sein Credit, und schon in seiner Jugend gelangte er durch seine Unternehmungen zu einem bedeutenden Vermögen; darauf bemühte er sich, durch literarische Erfolge seinen etwas zweideutigen Ruf zu heben. Eugénie erschien 1767, Les deux amis 1770. Das erste dieser beiden Schauspiele verdient unter den zahlreichen Producten dieser Gattung, welche so nachtheilig auf die französische Bühne gewirkt hat, ausgezeichnet zu werden; durch eine Art von Interesse, wovon Diderot in seinem Père de famille das Beispiel gegeben hatte, erhält es sich noch auf dem Theater; die deux amis hingegen sind längst davon verschwunden.

Man erkennt, daß Beaumarchais bis dahin die Gattung noch nicht gefunden hatte, in welcher er sein Talent in vollem Glanze zeigen konnte. Dies geschah in seinem Prozeß gegen die Herren La Blanche und Goezmann. Die Streitigkeiten des Ministeriums und der Gerichtshöfe theilten damals die Interessen und Meinungen, oder vielmehr, Alles vereinigte sich gegen eine unbesonnene und sclavische Behörde, welche man das Parlament Maupeou nennte. Goezmann war Mitglied desselben. Beaumarchais faßte auf den ersten Blick alle Vortheile dieser Lage auf. Er foderte von den Erben von Pâris Duverney die Bezahlung eines eben nicht unbeträchtlichen Rechnungsrestes. Wenn er die Thatsachen mit der gehörigen Klarheit auseinandergesetzt, und für seine Rechte mit der ihn charakterisirenden eindringlichen Logik gestritten hätte, so würde er die Richter überzeugt und seinen Proceß ohne Aufsehen gewonnen haben. Da er mit eben so viel Gewandtheit als Muth die Leidenschaften in Anspruch nahm, verlor er ihn, aber er beschäftigte ganz Frankreich mit sich. Zum ersten Male vielleicht fand die Bosheit in einer juristischen Streitsache Comödienscenen, Romananekdoten, die Galle der bittersten Satyre, die ganze Macht der bündigsten Logik vereinigt. Jene sonderbaren **Memoires** begründen noch jetzt die höchsten literarischen Ansprüche ihres Verfassers. Sie verschafften ihm einen lärmenden Ruf, der selbst den auf jede Art des Ruhms eifersüchtigen Voltaire beunruhigte, und Beaumarchais in eine gewisse öffentliche Gunst versetzte, die allen seinen Werken eine vortheilhafte Aufnahme vorbereitete. Der **Barbier von Sevilla**, der bald auf das erste Memoire folgte, ist ein sehr unterhaltendes Intriguenstück, in welchem der Verfasser auf eine originelle Weise die ältesten Theaterpersonagen, schelmische Bedienten und hintergangene Vormünder verjüngte. Es sind darin hochkomische Scenen, deren Lustigkeit man nicht leicht widerstehen kann. **Die Hochzeit des Figaro** zeichnet sich noch mehr aus. Man hat gesagt, daß mehr Talent dazu gehört, dies Stück aufzuführen als zu schreiben; allerdings wird zu beiden viel Talent erfodert. Die Zeit hat den Tadel bestätigt in Ansehung der Unwahrscheinlichkeiten des fünften Actes, der Indecenz mehrerer Situationen und des Cynismus des Styls, der durchgängig von satyrischen Späßen und ausgelassenen Wortspielen entstellt ist; aber die Zeit hat auch die Wirkung des zweiten Actes bestätigt, der voll dramatischer Verwickelungen ist; und nie hat das Werk aufgehört, die Menge anzuziehen. Darauf aber beschränkt sich Beaumarchais's Verdienst in jeder Art. Kurz vor der Revolution ward er in den Proceß des Banquiers Kornmann verwickelt, und fand in Bergasse einen Gegner, dessen männliche und strenge Beredtsamkeit weit über dem halb ernst-, halb scherzhaften Talent erhaben war, das die Goezmann, die Marie, die Arnaud u. s. w. zu Boden geschlagen hatte. Statt jener kühnen Schlußfolgen und jener unerschöpflichen Heiterkeit, die das Glück seiner ersten Memoiren gemacht hatten, gab er in diesen nur ungefällige Scherze und geistlose Beleidigungen zum Besten. Bergasse dagegen trat in der Sache eines einfachen Privatmannes als der Rächer der öffentlichen Sittlichkeit auf; und wiewohl er die Schranken einer gesetzlichen Vertheidigung überschritt, so belohnte doch allgemeiner Beifall seine Rechtschaffenheit und seinen Muth. Beaumarchais verlor um diese Zeit einen Theil seiner Rechte auf das öffentliche Wohlwollen, und seine Oper **Tarare** (1787) verschaffte sie ihm nicht wieder. Nie hatte ein monströser philosophisches Werk jenes Theater in Erstaunen gesetzt, auf dem allerdings weder Philosophie noch Regel-

mäßigkeit zu Hause sind. Im Jahre 1792 brachte er La mère coupable auf die Bühne, das werthloseste von allen seinen Werken. Seine Absicht war klärlich, den furchtbaren Gegner, den er in dem kornmannischen Proceß gefunden hatte, unter dem Namen Begearß dem öffentlichen Abscheu Preis zu geben, und er verschmähte zu diesem Zwecke die schändlichsten Verleumdungen nicht. Aber das Publikum ahnete nicht, daß man die Ehre und Tugend unter den Zügen der schändlichsten Heuchelei zu schildern gewagt habe, und der Angegriffene fand es nicht werth, von der gehässigen Absicht Notiz zu nehmen. Doch abgesehen davon ist die mère coupable zugleich ein Stück ohne Geschmack und Werth. Beaumarchais fand nur noch einmal nach der Hochzeit des Figaro sein wahres Talent wieder, in dem Memoire, welches die Aufschrift hat: Mes six époques. Er erzählt darin mit eben so viel Interesse als Nachdruck die Gefahren, denen er ausgesetzt war und ausgesetzt seyn mußte in einer Revolution, wo ein berühmter Name, Talente, Reichthum hinreichende Gründe zur Verbannung waren. Damals besaß er, in einem Alter von mehr als sechzig Jahren, noch die ganze Kraft seiner Jugend; nichts als die Heiterkeit hatte er verloren. Die Zeiten waren für ihn sehr verändert. Der nordamerikanische Krieg hatte seine Glücksumstände erhöht, von denen er stets einen edlen und großmüthigen Gebrauch machte; der Revolutionskrieg stürzte das Gebäude seiner Industrie und Arbeitsamkeit um. Er hatte schon bei der berühmten Ausgabe der voltaireschen Werke, deren sehr unvollkommene Ausführung keineswegs dem ungeheuern Kostenaufwande entspricht, fast eine Million verloren. Er vollendete seinen Ruin, um 60,000 Flinten nach Frankreich zu schaffen, deren die Armeen bedurften. Dies geschah zu Ende des Jahres 1792. Er glaubte irriger Weise, daß diese Unternehmung ihn zugleich ehren und retten würde. Indeß überstand er auch diese verderbliche Periode. Nach seiner Rückkehr in seine Heimath sah er noch nichtswürdigere und nicht minder grausame Tyrannen denjenigen folgen, die man vertrieben hatte. Mißvergnügt mit der Gegenwart, ohne Hoffnung für die Zukunft, müde mit der Revolution und seinen Gläubigern über die Trümmer seines Vermögens zu streiten, starb er in einem Alter von 69 Jahren, plötzlich und ohne Krankheit im Mai 1799. — Im J. 1802 ist seine Lebensbeschreibung und 1809 eine Ausgabe seiner Werke in sieben Bänden erschienen. Werfen wir einen prüfenden Blick auf dieselben, um zu erfahren, wie er als Mensch nach Geist und Charakter darin erscheint, so finden wir eine feurige Einbildungskraft, die sich immer mit voller Energie ihres Gegenstandes bemächtigt, dabei aber so eindringenden Verstand, so treffende Beurtheilungskraft, so viel übersehende Klugheit, daß er seiner Einbildungskraft stets Herr bleibt. Neben diesen Eigenschaften wohnte in ihm ein so vollkommner Geschäftsgeist, daß das Verwickeltste ihn nur wie ein Spiel beschäftigte und vermöge seiner Einbildungskraft ihm vielleicht gerade am angenehmsten war, und eine Thätigkeit, die sich nie bei bloßen Entwürfen befriedigen konnte, sondern immer Alles aufbot, um den vorgesetzten Zweck zu erreichen. Gab ihm sein durchdringender Verstand die Mittel an die Hand, so sicherten ihm sein Muth und seine Kraft den Erfolg, zumal da seiner Überredungskunst nicht leicht jemand widerstand, seine Gleichheit der Laune ihn vor Verzagtheit bewahrte, beständige Gegenwart des Geistes ihn den geltenden Augenblick ergreifen und Festigkeit ihn beharren ließ. Lebhaft ohne Hitze, empfindsam ohne weibliche Schwäche, fröhlich ohne Unbesonnenheit, nie das Spiel seiner Leidenschaften,

kalt in Gefahr, stark im Unglück, verlor er auch in der bedenklichsten Lage weder Gleichmuth, noch Geistesgegenwart, und konnte seine Lage stets übersehen und beherrschen. Zu diesem allen noch eine ausgebreitete Welt- und Menschenkenntniß, Witz, List, Gewandtheit, Streben nach Auszeichnung. Beaumarchais, wo er auch gestanden hätte, würde sich überall ausgezeichnet haben; die Art, wie er es that, offenbart zunächst die Eigenthümlichkeit seines Wesens. Streben nach Vermögen und Ehrgeiz waren die Haupttriebfedern, die ihn in Bewegung setzten. Lebhafter Geist der Intrigue, von dem er beseelt war, sollte ihn zum Ziele führen. Dieser war es, der ihn zu den gewagtesten Unternehmungen trieb, in den verwickeltsten am meisten sich gefallen, und weil er selbst zweideutig ist, ihn auch zweideutig erscheinen ließ, indem die Grenzen, wo hier Witz und Bosheit, List und Tücke in einander laufen, sehr fein, und die Abwege, welche von dem einen zum andern führen, oft unmerklich sind. Daß er als Dichter recht eigentlich und allein im Intriguenstück glänzte, ist aus dem Angeführten leicht erklärlich. Mit Recht gibt ihm Bouterweck das Zeugniß, daß er die raffinirteste Feinheit mit der schlausten Kunst zur Verstärkung des komischen Effects benutze, und jeder gesteht ihm Meisterschaft in der Intrigue zu. (Vergl. Clavigo.)

Beaumont (Francis) und John **Fletcher**, zwei ausgezeichnete englische Schauspieldichter, von denen jener 1585 geboren war, zu Cambridge studirte und schon 1615 starb; dieser aber 1576 zu London geboren war, und ebendaselbst 1625 an der Pest starb. Von früher Neigung zur Dichtkunst beseelt, widmeten beide sich ihr gemeinschaftlich, und da ihre Schauspiele, gegen funfzig an der Zahl, ohne Absonderung unter ihren beiden Namen erschienen sind, so ist es jetzt unmöglich anzugeben, was von dem einen und was von dem andern herrührt. Wir wissen jedoch, daß Beaumont in der Blüthe seiner Jahre starb, und Fletcher, der mit anhaltendem Eifer fortfuhr, für die Bühne zu arbeiten, ihn um zehn Jahre überlebte. Daher können wir annehmen, daß vielleicht die Hälfte der Stücke von diesem allein ist. Nach dem Zeugnisse einiger Zeitgenossen war Fletcher das erfindende Genie, Beaumont dagegen, obwohl der jüngere, der ordnende und gestaltende Verstand; allein es ist wahrscheinlich, daß nicht diese gleichsam supplirenden Eigenschaften, sondern vielmehr Gleichheit der Gesinnung sie vereinigt habe. Shakspeare, dessen Zeitgenossen sie waren, diente ihnen bei ihren Arbeiten zum Muster; sie lassen, wie er, pathetische und niedrig-komische Scenen mit einander abwechseln, aber die oft nicht zu verkennende Absicht, ihr Vorbild darin zu überbieten, bringt zuweilen Mißtöne hervor; wie es ihnen denn bei den ausgezeichnetsten Talenten nur an der künstlerischen Mäßigung und Besonnenheit gefehlt zu haben scheint, um das Höchste und Vollkommenste in ihrer Gattung zu leisten. Der Wunsch, dem Publicum, welches in jener Periode roher Kraft leichter Ausschweifungen als Schlaffheit vergab, zu genügen, führte sie von der reinen künstlerischen Ansicht ab; aber die genaue Kenntniß dieses Publicums und der Mittel, ihm zu gefallen, läßt sie mit Festigkeit und Zuversicht auf dem gewagtesten Wege gehen, und dadurch ersetzen sie zum Theil, was an innerer Harmonie und Übereinstimmung ihnen abgeht. Am besten gelingen ihnen komische und burleske Scenen, minder die tragischen, die nicht genug die Tiefen der menschlichen Natur ansprechen. Ihre Zeitgenossen nahmen ihre Arbeiten mit dem lautesten Beifall auf, und zogen sie selbst dem Shakspeare vor, mit der Behauptung, daß durch sie erst die englische

Bühne den höchsten Gipfel erreicht habe. Die unparteiische, nicht mehr vom Rausche des Augenblicks ergriffene Nachwelt hat dieses Urtheil verworfen, und Shakspeare die Palme zuerkannt. — Von ihnen wird erzählt, daß sie Schenken und Wirthshäuser gern besuchten und dort die menschlichen Charaktere studirten, und daß sie einstmals, als sie an einem solchen Ort über den Schluß eines Stückes gestritten, wobei der eine auf der Ermordung des Königs, der andere auf dem Gegentheile bestand, beide arretirt worden seyen, weil man sie für Leute angesehen, die das Leben des Königs bedrohten. Das auf unsere Bühne mit Beifall gebrachte Lustspiel: Stille Wasser sind tief, ist eine freie Bearbeitung ihres Rule a wife and have a wife. L. Kannegießer hat angefangen, eine Auswahl ihrer Schauspiele in einer deutschen Übersetzung zu liefern. (Bis jetzt 2 Bände.)

Beaumont (Madame Le Prince de), geboren zu Rouen 1711 und gestorben zu Anneci in Savoyen 1780, lebte theils in Frankreich, theils in England, zwar nur in mäßigen Glücksumständen, aber in derjenigen Achtung, die nützlichen Talenten gebührt. Sie widmete die ihrigen dem Unterrichte der Jugend. Ein einfacher und leichter Styl, eine gefällige Moral, gut gewählte historische Züge, eine glückliche Einbildungskraft machen ihre Schriften angenehm, wiewohl manches darin zu weit ausgesponnen ist, auch die theologischen Ansichten keinen Werth mehr haben. Sie hat viel geschrieben, theils Romane, theils Kinderschriften. Erstere sind: Mémoires de Villette; Civan, roi de Bungo; Lettres de Madame du Moutier; Lettres d'Émerance à Lucie; Mémoires de Batteville; La nouvelle Clarice; Contes moraux; Nouveaux contes moraux. Letztere sind: Magasin des enfans; Magasin des adolescentes; Magasin des artisans et gens de la campagne; Lettres diverses et critiques; Bibliothèque instructive; Education complète; Anecdotes du quatorzième siècle; Lettres curieuses et amusantes; Instructions pour les jeunes dames, qui entrent dans le monde et qui se marient; Les Américains; Le Mentor moderne; Manuel de la jeunesse; Oeuvres mêlées; Magasin des dévotes.

Beaune, eine ziemlich befestigte Stadt in Bourgogne, jetzt der Hauptort eines Arrondissements im Departement der Cote d'or, mit einem Schlosse und fünf Vorstädten, an dem kleinen Flusse Bourgeoise. Sie hat über 8000 Einwohner, ein von dem Kanzler Rollin gestiftetes schönes Hospital, und ist wegen ihres Betriebs der burgunder Weine wichtig. Die Gegend um Beaune, welche le Beaunois heißt, ist sehr ergiebig an trefflichem Weine.

Beaurepaire, französischer Commandant von Verdun, in der Geschichte unsterblich durch seinen heroischen Tod. Nachdem er früher unter den Carabiniers gedient hatte, ward er im Anfang der Revolution Bataillonschef und Commandant von Verdun. Als 1792 die Preußen, unter dem Herzog von Braunschweig, diese Festung auffoderten, versuchte er Alles, die Truppen und die städtischen Autoritäten zu einer tapfern Gegenwehr zu bewegen; aber umsonst. Er versammelte den Kriegsrath; auch diesen konnte sein Heldenfeuer nicht entflammen. Die Übergabe der Stadt wurde in ihm beschlossen; und der Commandant erschoß sich im Angesicht der ganzen Versammlung. Der National-Convent ließ seinen Leichnam im Pantheon beisetzen. Sein Grab führte die Inschrift: „Beaurepaire aima mieux mourir que de capituler avec les tyrans!“ Seine Witwe erhielt eine Pension, und eine Section von Paris nahm seinen Namen an.

Beccaria (Cesare Marchese de), geb. zu Mailand 1735, wurde durch die Lectüre der Lettres Persannes von Montesquieu zur Entwickelung seines philosophischen Talents in seinem 21sten Jahre angeregt, und nachher durch seine, von edlem Feuer für die Menschheit erfüllte merkwürdige Schrift dei delitti e delle pene, Nap. 1764. 8. und mehrmals (von den Strafen und Verbrechen, auch in mehreren, besonders deutschen Übersetzungen, z. B. von Hommel und Bergk, Leipz. 1798. 8.), als philosophischer Schriftsteller der Italiäner ruhmvoll bekannt. Mit der Beredtsamkeit des Gefühls und einer lebendigen Einbildungskraft bestreitet er in demselben die Todesstrafe und Tortur. Aber für die Sache war durch dieses Werk nur so viel gewonnen, daß man dadurch desto eifriger auf eine festere und wissenschaftlichere Begründung des Criminalrechts, als das trügliche Gefühl seyn kann, hinzuarbeiten aufgefodert, und der Abscheu gegen eine unmenschliche Strenge der Criminaljustiz dadurch allgemeiner verbreitet wurde. Schon Kant zeigte die Schwäche seiner Gründe gegen die Todesstrafe (s. d. Art.), aber er that B. Unrecht, den die edelsten Bewegungsgründe, „Liebe für die Wissenschaften, Liebe für die Freiheit und Mitleid gegen das Elend der Menschen, als Sclaven so vieler Irrthümer und Vorurtheile" belebten, wenn er ihm eine „theilnehmende Empfindelei aus affectirter Humanität" vorwirft. Auch als Mensch verdiente Beccaria große Achtung, denn er war ein treuer Freund, ein guter Sohn, ein zärtlicher Gatte und uneigennütziger Menschenfreund. Übrigens ist er auch noch durch eine philosophische Sprachlehre und Theorie des Styls unter dem Titel: Ricerche intorno alla natura dello stilo. (Milano 1770. 8.), und als Verf. mehrerer guten Abhandlungen über den Styl, über den rednerischen Schmuck u. a. (in der von ihm in Verbindung mit seinen Freunden Visconti, Veri u. A. herausgegeb. ital. Zeitschrift Il Caffé (das Kaffeehaus) in seinem Vaterlande bekannt. Ein Schlagfluß endigte im Nov. 1793 sein gemeinnütziges Leben. — Über ihn s. Bergk in der Vorrede zur angeführten Übersetzung, und Fuhrmanns denkwürdige Personen der alten und neuen Zeit. 1. B. 301. T.

Beccaria (Giovanni Baptista), geb. den 3ten October 1716 zu Mondovi, ging 1732 nach Rom, wo er studirte, und dann den Auftrag erhielt, Grammatik und Rhetorik zu lehren; zu gleicher Zeit widmete er seinen Fleiß mit glücklichem Erfolge der Mathematik. Er ward hierauf öffentlicher Lehrer der Philosophie zu Palermo, und dann zu Rom, und erregte an beiden Orten große Aufmerksamkeit. Der König von Sardinien, Carl Emanuel, berief ihn daher 1748 als Professor der Physik an die Universität von Turin. Zu eben der Zeit war die Electricität durch Franklins, Daliberds und Delors Versuche ein Gegenstand des allgemeinen Interesse geworden. Dies gab ihm Veranlassung, ein Buch über die natürliche und künstliche Electricität herauszugeben, welches den Titel führt: Dell' elettricismo naturale et artifiziale. Turin 4. In demselben setzte er Franklins Theorie in ein helleres Licht; die Versuche, die dieses Werk über die atmosphärische Electricität enthält, sind so zahlreich und mannichfaltig, daß Priestley in seiner Geschichte der Electricität davon behauptet, daß Beccaria's Arbeit alle andere, die vor und nach ihm über diesen Gegenstand unternommen worden wären, weit überträfe. Die Akademien in London und Bologna nahmen ihn zu ihrem Mitgliede auf. Er schrieb noch eine Menge von Werken über diesen Gegenstand, die alle einen großen Werth haben. Das wichtigste der-

selben erschien 1772 unter dem Titel: Dell' elettricismo artifiziale, und enthält alles, was man bis dahin von der Electricität wußte. Franklin, der Beccaria's Arbeiten sehr schätzte, veranstaltete davon eine englische Übersetzung. Im J. 1759 bekam Beccaria vom Könige den Auftrag, einen Grad des Meridians in Piemont zu messen. Er begann die Messung 1760, gemeinschaftlich mit dem Abt Canonica, und machte das Resultat derselben 1774 bekannt. Veranlaßt durch die Zweifel Cassini's gegen die Genauigkeit seiner Messung, schrieb er seine Lettere d'un Italiano ad un Parigino, und zeigte darin, welchen Einfluß man der Nähe der Alpen auf die Abweichung des Pendels einräumen müsse. Da sein Geist sich unablässig mit seiner Wissenschaft beschäftigte, ließ er sich oft kleine Vernachlässigungen des Wohlstandes zu Schulden kommen, wodurch aber keinesweges die allgemeine Achtung vermindert wurde, in der er stand. Er starb den 27sten April 1781.

Becher (Johann Joachim), berühmt als Verfasser der ersten Theorie der Chemie, wurde zu Speyer 1628 geboren. Nach dem frühzeitigen Verluste seines Vaters war er genöthigt, durch Unterricht sich und seine Familie zu erhalten. Doch überwanden sein Eifer und seine großen Anlagen alle Hindernisse. Er erwarb sich ausgebreitete Kenntnisse in der Medicin, Physik, Chemie und selbst in der Politik und Staatsverwaltung, und war nach und nach Professor in Mainz, kaiserlicher Hofrath in Wien und erster Leibarzt des Churfürsten von Bayern. In Wien, wo er zur Einrichtung einiger Manufacturen gerathen und das Project zu einer indischen Compagnie entworfen hatte, fiel er in Ungnade, begab sich von da nach Mainz, München, Würzburg, Harlem und andern Städten, und endigte 1685 sein unruhiges Leben in London. Er hatte viele Feinde, und man beschuldigte ihn nicht ganz mit Unrecht der Charlatanerie; doch ist sein Verdienst um die Chemie bleibend. Er war der erste, der sie der Physik näher brachte und in beiden Wissenschaften die Ursachen aller unorganischen Erscheinungen in der Welt suchte. Dies ist der Zweck seines wichtigen Werks, Physica subterranea betitelt. Zugleich fing er an eine Theorie der Chemie zu gründen; er suchte eine Grundsäure, von der alle andern nur Modificationen wären. Auch den wichtigen Proceß des Verbrennens untersuchte er. Er lehrte, jedes Metall bestehe aus einem gemeinschaftlichen erdigen Stoff, aus einem gleichfalls identischen verbrennlichen Princip und aus einer eigenthümlichen mercurialen Substanz. Erhitze man ein Metall, so daß es seine Gestalt verändert, so entbinde man die mercurielle Substanz und es bleibe nichts als der Metallkalk. Hierin liegt der erste Keim der von Stahl weiter ausgeführten Theorie, die bis auf Lavoisier galt. Bechers zahlreiche Schriften sind noch jetzt nicht ohne Interesse.

Beck (Christian Daniel) als einer der größten jetzt lebenden Literatoren, Antiquare, Philologen und Historiker in der gelehrten Welt bekannt. Er wurde geboren zu Leipzig 1757, wo er auch von Jugend auf die philologischen Wissenschaften mit großem Eifer trieb, dann seit 1779 durch seine vielseitigen und kenntnißreichen Vorlesungen im Fache der Theologie, Philologie und Geschichte der Universität daselbst, dem Vaterlande und den gelehrten Studien in Deutschland überhaupt mit ununterbrochenem Fleiße genützt hat. Während dieser Zeit empfing er mehrere akademische Würden und Ämter (seit 1785 die Professur der griechischen und lateinischen Sprache, seit 1809 das Directorium eines königl. philologischen Seminars u. a.); welche er mit der größten

Sorgfalt und stets zum Vortheile der Universität verwaltet hat. Auch wurde er 1808 zum königl. sächs. Hofrath erhoben. Alle seine Zeit, welche ihm von diesen akademischen Beschäftigungen übrig geblieben, hat er vorzüglich der alten Literatur gewidmet und ist durch eine sehr bedeutende Anzahl geschätzter philologischer, archäologischer und historischer Werke, von denen mehrere noch unvollendet sind, als einer der fleißigsten und gelehrtesten Schriftsteller unserer Zeit bekannt. Vorzüglich sind anzuführen seine Ausgaben der alten Classiker, z. B. des Pindar, Apollonius, Euripides, Aristophanes, Calpurnius; seine trefflichen und lehrreichen Programme über historische und archäologische Gegenstände, sein reichhaltiges geschichtliches Werk: Anleitung zur Kenntniß der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte (1787—1806. 4 Bd. bis zur Entdeckung von Amerika), seine Übersetzungen von Goldsmiths Geschichte der Griechen, Fergusons Geschichte der römischen Republik, und sein für Theologen wichtiges Werk: Commentarii historici decretorum religionis Christianae et formulae Luther. 1800. Lpz. gr. 8., welche alle eben sowohl von ungemeiner Belesenheit, als von seltener Schärfe und Feinheit des kritischen Urtheils zeugen.

Becken ist eine am untern Theile des Unterleibes bei Menschen und Thieren befindliche, aus sieben Knochen zusammengesetzte, oben völlig offene, unten unterbrochene und bis auf die Steißbeine meist unveränderliche Höhle. Auswendig ist dieselbe rundlich, oben breiter, unten schmaler. Im Stehen ruht es auf dem dicksten Theile des Hüftbeins, im Sitzen auf dem Sitzknorren. — Das ganze Becken ist sowohl unter den Lendenwirbeln, als auf den Schenkeln beweglich, daher steigt das Hüftbein z. B. beim Gehen in die Höhe, und zwar allemal auf der Seite, mit welcher man sich vorzüglich auf den Schenkel stützt; es sinkt hingegen zugleich mit dem Rumpfe auf der Seite, auf welcher der Fuß aufgehoben und fortgesetzt wird. Die Wände der Beckenhöhle sind abgeebnet, glatt und hin und wieder mit Fleisch bedeckt. Eine fast in der Mitte des Beckens hervorragende Querlinie theilt dasselbe in zwei Theile, wovon das eine das obere oder große, das untere aber das kleine genannt wird. In wohlgebauten Personen von mittlerer Größe beträgt der Durchmesser des großen Beckens oder die Entfernung der einen Spitze des Hüftknochens von der andern, beim männlichen Geschlechte neun, beim weiblichen eilf Zoll. Daß das Becken bei den Menschen wegen ihres gerade aufgerichteten Körpers eine andere Richtung haben müsse, als bei Thieren, läßt sich von selbst schließen. In dem Becken liegen ein Theil der dünnen Gedärme, der Mastdarm, die Urinblase, die innern Zeugungswerkzeuge, die großen Nerven- und Blutgefäße der untern Gliedmaßen und viele Saugadern mit ihren Drüsen.

Becker (Wilhelm Gottlieb), geboren 1753 in Calemberg im Schönburgischen, gestorben den 3ten Juni 1815 zu Dresden als königl. sächs. Hofrath und Antiken-Inspector, hat sich als anmuthiger Dichter und Erzähler und als geübter Kunstkenner nicht unrühmlich bekannt gemacht. Als er in den Jahren 1773 bis 1776 in Leipzig studirte, wo sich ein Kreis eifriger Musenfreunde gebildet hatte, zog auch ihn innere Neigung in diesen Bund. Der um Leipzig so hochverdiente Bürgermeister Müller nahm sich des Jünglings in mancherlei Verhältnissen thätig an. Durch ihn ward er mit Oeser, und durch Oeser mit der Kunst bekannt, die seine Gefährtin durch's Leben bleiben sollte. Einige seiner poetischen Erstlinge sind damals als Briefe an Elisen und Episteln an Gärtner gern gelesen worden. Früchte seiner Kunst-

studien waren das auf eine Idee von Hagedorns Betrachtungen über die Malerei gegründete Büchlein vom Costum an Denkmälern, einige Hefte eines Kunstjournals und die Übersetzung von Bardons Schrift über das Costum. Im Jahre 1776 ging Becker als Lehrer an dem Philanthropin nach Dessau, verließ diesen Posten aber schon im nächsten Jahre, da sich ihm eine einladendere Aussicht in Basel eröffnete. Dort in von Mechels und anderer Kunstfreunde Umgang bildete sich sein Geschmack an Kupferstichen und seine Kenntniß alter Meister. Dort verband er sich mit Iselin, dessen Ephemeriden er nach Jenes Tode noch ein Jahr lang allein fortsetzte. Er bereiste die Schweiz, einen Theil von Frankreich und Ober-Italien. Die auf dieser Reise gemachte persönliche Bekanntschaft des Marquis von Girardin veranlaßte ihn, dessen Schrift über die Verschönerung ländlicher Wohnungen zu übersetzen. Auch bekam er von diesem das Fragment aus Rousseau's noch geheim gehaltenen Bekenntnissen über den Banddiebstahl, durch dessen Mittheilung er Wieland so heftig erzürnte, daß er sich in einem eigenen Schreiben deshalb rechtfertigen mußte. Des großen Meisters Hans Holbein Malereien und satirische Einfälle hatten Becker in Basel vielfach beschäftigt. Eine Folge davon war eine neue Ausgabe von Erasmus Lob der Narrheit mit den holbeinschen Federzeichnungen dazu, auf's Neue in Kupfer gestochen, sowohl im Original als in einer Übersetzung. Außerdem übersetzte er mehrere damals Aufsehen erregende französische Producte, und hatte sich überhaupt mit der französischen Literatur so vertraut gemacht, daß er nach seiner Rückkehr nach Leipzig 1780 ein durch zwei Jahrgänge fortgesetztes Magazin der neuen französischen Literatur fast allein herausgab. Beckers Plan war, in Leipzig als akademischer Lehrer aufzutreten. Allein eben war die Stelle eines Professors der Moral bei der Ritterakademie in Dresden eröffnet. Auf den Rath seiner Freunde bewarb er sich darum. Er erhielt diese Stelle, welcher er von 1782 bis 1795 vorstand, worauf er die durch Wackers Tod erledigte Aufsicht über die churfürstliche Antikengallerie und das damit verbundene Münzcabinet unter dem Titel eines Inspectors erhielt, die er auch bis zu seinem Tode verwaltete, damit aber seit 1805 die Aufsicht über das grüne Gewölbe als geheimer Kämmerer mit dem Charakter eines Hofraths verband. Die mäßigen Amtsgeschäfte, welche Becker in diesen Lagen hatte, erlaubten ihm, sich mannigfaltigen schriftstellerischen Unternehmungen zu widmen. Diese wurden nur einmal, im Jahre 1784, durch eine Reise nach Italien unterbrochen, die seinen Kunstblick schärfte, und ihm einen Beruf mehr zum beurtheilenden und darstellenden Schriftsteller im Kunstfache gab, wobei er jedoch immer mehr durch gefällige Einkleidung und anmuthige Deutlichkeit, als durch erschöpfende Tiefe und Neuheit der Ansicht sich einen zahlreichen Kreis von Lesern gewann. Bei der Würdigung seiner literarischen Verdienste muß man den darstellenden und beurtheilenden Schriftsteller, den Dichter und Künstler unterscheiden. In der schönen Literatur haben wir von ihm eine Reihe anmuthig vorgetragener Gedichte, die er aber selbst nie in einer eigenen Sammlung vereinigte, und viele Erzählungen, die sich zwar weder durch Erfindung, noch Form vorzüglich auszeichnen, aber zur angenehmen Unterhaltung zu empfehlen sind. Er wollte sie in vier Bändchen zusammenstellen, von denen die beiden ersten kurz vor seinem Tode erschienen. Größer noch war sein Verdienst um die Lesewelt durch die Herausgabe seines Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen, welches seit 1794 in ununterbrochener Folge erschien; seine Er-

holungen, die von 1796 bis 1806 vierteljährlich herauskamen, und seine Guirlanden, welche an die Stelle der Erholungen traten. Becker wußte für diese Unternehmungen viele treffliche Mitarbeiter zu vereinigen; er selbst hatte größtentheils nur das Verdienst der Auswahl und Zusammenstellung. Gleiche Verdienste erwarb er sich durch seine beurtheilenden und künstlerischen Schriften. Dahin gehört sein Taschenbuch für Gartenfreunde, 1795 bis 1800, seine Garten- und Landschaftsgebäude in drei Lieferungen, das Seifersdorfer Thal und der plauische Grund bei Dresden, mit Hinsicht auf Naturgeschichte und schöne Gartenkunst. Letztere Schrift gab dem Verfasser noch zu einem andern schönen Werke Veranlassung, worin er zeigte, wie dieses von der Natur so reich ausgestattete Thal durch Hinzutritt der Kunst in einen großen Naturgarten umgeschaffen werden könne. Verdienen diese verschiedenen Werke einer rühmlichen Erwähnung, so verdient sie noch mehr das Augusteum, welches von 1804 in zwölf Heften erschien, und Dresdens antike Denkmäler auf 154 Kupfertafeln, nebst einem erläuternden Texte, enthält, wiewohl der Kenner sich die Schwächen des Letztern nicht verbergen kann. Um so beifallswürdiger aber sind die mit größtem Fleiße gearbeiteten Abbildungen, die unter Beckers Leitung von mehrern ausgezeichneten Künstlern ausgeführt wurden. Auch die Schätze des dresdner Münzcabinets gedachte Becker in einem eigenen Werke dem Publicum bekannt zu machen, und hatte Vieles dazu vorbereitet. Um den Kennern zu zeigen, was sie von ihm zu erwarten hätten, gab er vorläufig eine Schrift heraus, welche die Aufschrift führt: Zweihundert seltene Münzen des Mittelalters in genauen Abbildungen und historischen Erläuterungen, und in Ansehung der Genauigkeit der Münzabbildungen alles übertrifft, was bis dahin in dieser Art erschienen ist. Dieses schöne Werk war Beckers Schwanengesang. Sein, wiewohl nicht unerwarteter, Tod wird von zahlreichen Freunden, die außer den Gelehrten, zugleich den redlichen, gefühlvollen und liebenswürdigen Menschen in ihm schätzten, herzlich betrauert.

Becker (Rud. Zacharias), zu Gotha, bildete sich frühzeitig, durch eigene praktische Lebensansichten und durch ein rastloses Streben nach nützlicher Zweckmäßigkeit, zu einem weltbürgerlichen Volksschriftsteller im eigentlichen Sinne des Worts, und steht in dieser Hinsicht, sowohl durch seine vielfältigen dahinschlagenden schriftstellerischen Unternehmungen, als auch wegen des wahrhaften Nutzens, den er nicht allein unter dem Volke, sondern auch unter den höhern Classen gestiftet haben dürfte, vielleicht vor allen andern deutschen Schriftstellern als der Einzige da. Schon seit einem Zeitraume von mehr als dreißig Jahren hat er sich bemüht, in den mannigfaltigsten schriftstellerischen Gewändern diejenigen praktischen Grundsätze, welche er sich für das bürgerliche Leben gebildet hatte, zur Kenntniß des großen Haufens zu bringen, und dadurch gleichsam als allgemeiner Volkslehrer allen denjenigen nützlich zu werden, die theils durch eine verdammliche Gewohnheit, theils auch durch eine noch verdammlichere Absicht, in einem Zustande von physischer und sittlicher Rohheit gehalten worden sind, welcher auch dem gleichgültigsten Beobachter nicht entgangen seyn kann: wir meinen die niedern Volksclassen. Unter seinen schriftstellerischen Unternehmungen, durch welche er die besagten Zwecke zu verwirklichen sich bemühte, steht sowohl ihrer Nützlichkeit, als auch ihrer größern [Ver]breitung wegen, sein Noth- und Hülfsbüchlein in Verei-

nigung mit dem mildheimischen Liederbuche oben an, von welchem erstern, nach Beckers eigner Angabe, seit der fünf und zwanzigjährigen Erscheinung desselben, die ungeheure Anzahl von vielleicht einer Million Exemplare gedruckt und nachgedruckt worden sind. Dieser beispiellose Absatz bürgt uns für die Zweckmäßigkeit des Werks, also für die richtige und praktische Ansicht seines thätigen, um das allgemeine Wohl rastlos bemühten Verfassers. Eine nicht minder nützliche, obgleich nicht so sehr verbreitete, aber dessen ungeachtet sehr verdienstliche Unternehmung ist sein allgemeiner Reichs-Anzeiger, der im Jahr 1791 begann und 1806 wegen der veränderten Lage Deutschlands den Titel allgemeiner Anzeiger der Deutschen erhielt und jetzt noch als allgemeiner Anzeiger fortgesetzt wird. Auch die National-Zeitung der Deutschen, welche der im Jahr 1796 begonnenen Zeitung für die Jugend von 1800 — 1811 folgte, bewährte die lobenswürdige Absicht und den rastlosen Eifer mit welchem Becker für bürgerliches Wohl und vernünftige Aufklärung noch im Alter zu handeln strebt. Aber nicht minder wie die genannten Schriften zwecken auch alle seine übrigen schriftstellerischen Unternehmungen, deren vollständige Erwähnung uns hier die Beschränktheit des Raumes verbietet, auf gleiche Nützlichkeit ab und erreichen diese Absicht, wie die bereits genannten, auf eine ausgezeichnete Weise. Ein unbekannter Anlaß des Mißfallens, den er im Jahre 1811 der französischen Regierung zu geben das Unglück hatte, war Ursache, daß man ihn von Gotha nach Magdeburg führte, wo er eine ziemlich lange Muße zur Durchsicht und gänzlichen Umarbeitung seines Noth- und Hülfsbüchleins verwandte, worauf er im Frühling 1813 in den Schooß seiner Familie zurückkehrte und im Juni desselben Jahres jene Umarbeitung des Noth- und Hülfsbüchleins und des mildheimischen Liederbuchs auf Pränumeration ankündigte, welche seitdem auch erschienen ist. Pq.

Becker (Balthasar), ein aufgeklärter Theolog des siebzehnten Jahrhunderts, wurde 1634 zu Metselawier in Friesland geboren, wo sein Vater Prediger war. Er studirte in Gröningen und Franecker und wurde dann Prediger in Osterlittens. Hier schrieb er einige kleine Schriften, und zog sich durch die darin geäußerten Meinungen über einige Dogmen Verfolgungen zu. Man beschuldigte ihn, ungeachtet seiner Vertheidigung, des Socianismus und Cartesianismus. Er verließ daher seinen bisherigen Wohnort und wurde Pfarrer in Lonen und Wesop und dann Feldprediger. Im J. 1679 ließ er sich in Amsterdam nieder, und erweckte bald durch neue Schriften den Haß seiner Amtsbrüder, denn er schrieb eine Untersuchung über die Cometen, in der er bewies, daß sie weder Vorbedeutungen, noch Vorläufer von Unglücksfällen wären, und ein Buch unter dem Titel: De betoverde wacreld (die bezauberte Welt), in dem er die abergläubischen Meinungen über die Macht böser Geister, ihren Einfluß auf die Menschen, über Hexen u. a. m. angreift. Diese Schrift setzte alle Federn in Bewegung. Er trug selbst darauf an, daß man sie vor der Synode untersuchen möchte, und schrieb eine Apologie derselben; aber die Synode verwarf die Meinungen dieses Werks und entsetzte ihn seines Predigtamts. Becker starb den 11ten Juni 1698, ohne daß er wieder eine Anstellung erhalten hatte.

Becket (Thomas), bekannt unter dem Namen Thomas von Canterbury und berühmt durch die Rolle, die er unter Heinrichs II. Regierung spielte, war zu London im J. 1119 geboren. Nachdem

er zu Oxford, Paris und Bologna seine Studien vollendet hatte, ernannte ihn auf die Empfehlung Theobalds, Erzbischofs von Canterbury, König Heinrich II. zum Großkanzler und Lehrer seines Sohnes. Becket machte auf diesem Posten ungeheuern Aufwand und war eben so sehr bemüht, sich beim Volke durch seine Freigebigkeit, als durch unbegränzte Ergebenheit beim Könige beliebt zu machen, so daß der Letztere, als 1162 das Erzbisthum von Canterbury erledigt wurde, allen seinen Einfluß anwandte, die Wahl zu dieser hohen Würde, mit welcher der Titel und die Rechte eines Primas von England verbunden waren, auf Becket zu lenken, der aber kaum das Erzbisthum erlangt hatte, als er sich von einer neuen, dem Könige höchst unerwarteten Seite zeigte. Nicht nur ging er von dem höchsten Luxus und Wohlleben plötzlich zu dem Ernst und der Strenge des andächtigsten Geistlichen über, trug ein härnes Gewand, geißelte sich und genoß nur Wasser und Brod, wobei er unbezweifelt die Absicht hatte, sich auf Volk und Geistlichkeit Einfluß zu verschaffen, sondern er trat zugleich als eifrigster Vertheidiger der kirchlichen Vorrechte gegen den König auf. Dieser berief zur Beschränkung derselben eine allgemeine Versammlung des Adels und der Geistlichkeit nach Clarendon, wo mehrere dem Willen des Königs gemäße Bestimmungen gemacht wurden, denen sich Becket auch, aus Unvermögen, sich zu widersetzen, anfänglich unterwarf. Als aber der Papst ihnen seine Genehmigung versagte, trat auch Becket, ungeachtet seines geleisteten Eides, laut dagegen auf; Heinrich, um sich an dem Meineidigen zu rächen, ließ ihn verurtheilen, seine Güter einziehen, die Einkünfte des Erzbisthums mit Beschlag belegen und nöthigte ihn, in Frankreich Sicherheit zu suchen. Dessen ungeachtet blieb Becket unbeugsam, und der stolze und gereizte Heinrich, dem daran lag, sich mit ihm auszusöhnen, ließ sich nicht nur zu einer persönlichen Zusammenkunft mit ihm auf der Gränze der Normandie herab, sondern demüthigte sich so sehr, dem stolzen Prälaten beim Auf- und Absteigen den Zügel seines Pferdes zu halten. Becket kehrte zwar nach England zurück, zeigte sich aber eben so unabhängig von der königlichen Gewalt als zuvor. Eine Äußerung des Unwillens, die der König einst vor seinem Hofe darüber fallen ließ, bestimmte vier Edelleute, sich eidlich unter einander zur Rache zu verbinden. Sie waren bereits abgereist, als der davon unterrichtete König zu ihnen schickte, um ihnen jede Unternehmung gegen die Person des Erzbischofs zu verbieten, kamen auf verschiedenen Wegen nach Canterbury, begaben sich zu Becket und hatten mit ihm eine heftige Unterredung, nach welcher sie sich, da sie unbewaffnet gekommen waren, in den Hof des Palasts begaben, die ihnen von ihren Trabanten nachgebrachten Waffen nahmen, und mit denselben zurückkehrten. Nur auf die Zurede der gegenwärtigen Mönche war Becket zu bewegen, sich in die Kirche zu begeben, wo man die Abendmesse begann. Langsam und furchtlos ging er dahin, die Mörder drangen ihm nach, und da er die Kirche zu verlassen sich weigerte, erschlugen sie ihn, der sich ruhig und gefaßt ihren Streichen darbot, am Fuße des Altars. Dies geschah im J. 1170. Nur mit großer Anstrengung und vielen Opfern gelang es dem Könige, den furchtbaren Bannstrahl, der für diesen Frevel England drohte, abzuwenden; Becket aber ward zwei Jahre darauf als ein Märtyrer des Glaubens unter die Heiligen vom ersten Range versetzt. Im J. 1221 ließ Heinrich III. seine Gebeine in eine eigne Capelle bringen, wohin Gläubige in großer Anzahl wallfahrteten und fromme Gaben brachten. Jährlich ward ein großes Fest und alle funf-

zig Jahre ein Jubiläum gefeiert. Dies dauerte bis auf Heinrich VIII., der nach seiner Trennung von der römischen Kirche nicht dulden konnte, daß man einem Bischofe solche Ehre erwies, der der königlichen Gewalt entgegengearbeitet hatte. Er bemächtigte sich des reichen, in Beckets Capelle aufgehäuften Schatzes, ließ den Heiligen vor seinen Gerichtshof laden, und da er ausblieb, als Verräther verurtheilen. Sein Name ward aus dem Calender gestrichen, die Feier seines Festes untersagt, und seine Gebeine verbrannt und in die Winde gestreut.

Beckmann (Johann), der fast 45 Jahre Professor in Göttingen war, wurde zu Hoya 1739 geboren. Sein Vater war Steuereinnehmer und Postmeister in diesem Städtchen, und beschäftigte sich nebenbei mit der Bearbeitung eines kleinen Grundstücks. Dies scheint seinem Sohne Liebe für die Feldwirthschaft eingeflößt zu haben. Er verlor seinen Vater in einem Alter von sieben Jahren, und verdankte seine Erziehung seiner Mutter, die ihn in seinem funfzehnten Jahre auf die Schule in Stade schickte und der besondern Leitung des Rectors Gehlen übergab. Er wurde zum Prediger bestimmt, und begab sich zur Vollendung seines Studiums 1759 nach Göttingen. Hier änderte er aber, vielleicht auf Hollmanns Rath, oder durch den Unterricht der Mathematiker Kästner und Tobias Meyer veranlaßt, seinen vorgefaßten Entschluß, und wendete seine ganze Aufmerksamkeit auf Naturwissenschaft und deren nützliche Anwendung für die bürgerliche und Staatsökonomie. Er verlor im Jahre 1763 seine Mutter, und da er nun aller Hülfsquellen fortzustudiren beraubt war, nahm er den Antrag des Geographen Büsching an, die Stelle eines Professors der Physik und Naturgeschichte am lutherischen Gymnasium zu Petersburg anzutreten. Als aber Büsching Petersburg verließ, legte auch Beckmann seine Stelle nieder, und machte eine Reise nach Schweden, um sich eine genaue Kenntniß der dortigen Bergwerke und ihrer Bearbeitung zu verschaffen. In Upsal machte er die Bekanntschaft mit Linné, hielt sich hier längere Zeit auf, und benutzte den Umgang und Unterricht dieses großen Naturforschers. Auf Büschings Empfehlung wurde er 1766 zum Professor in Göttingen ernannt, gab hier mehrere Werke über Naturwissenschaft und Landwirthschaft heraus, und brachte letztere zuerst in eine wissenschaftliche Form. Sein großer Ruf zog viele Studirende nach Göttingen und beförderte das Ansehen dieser berühmten Universität. Er starb am 3ten Februar 1811, nachdem er Mitglied fast aller gelehrten Gesellschaften Deutschlands und der nordischen Reiche geworden war. Er war nicht nur ein großer Gelehrter, sondern auch ein in jeder Hinsicht liebenswürdiger Mann. Seine Frau war die Tochter seines Lehrers und Freundes Hollmann, die ihn nur wenige Wochen überlebte, und ihm zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die Zwillinge waren, geboren hatte.

Beda, mit dem Beinamen Venerabilis, ein englischer Mönch und Schriftsteller. Er ist 673 im Bisthum Durham geboren, ging schon im 7ten Jahre in's St. Peterskloster zu Weremouth. Dort ward er erzogen und studirte, ward Diaconus, Priester und starb 735, ohne es je verlassen zu haben. Er hatte Alles gelesen und gelernt, was man zu seiner Zeit in lateinischen Autoren lesen und lernen konnte. Unter seinen Schriften, die alle lateinisch sind, ist das nützlichste eine englische Kirchengeschichte von Cäsars Landung bis zum Könige von Northumberland Ceolulf. Sein Chronicon (Jahrbuch der Weltgeschichte) ist merkwürdig, weil Beda darin zuerst die Aera Christiana (Jahre von Christi Geburt an) nach der Bestimmung des

römischen Abtes Dionysius Exiguus zum Grunde legte, und diese Aera dadurch im Occident eingeführt ward. Beda'n verdankt man auch die Beschreibung des verlornen Dionysianischen Cyclus.

Bedeckter Weg heißt der äußerste Wallgang hinter dem Glacis einer Festung diesseits des Grabens vom Felde herein. Er läuft daher zwischen der äußern Grabenböschung (Contrescarpe) und dem freien Felde um die ganze Festung. Seine Brustwehr, die Feldabdachung, Glacis, läuft allmälig nach dem Felde zu ab. Sein Nutzen ist mannichfach. Er verschafft eine sichere Gemeinschaft um die ganze Festung; erleichtert die Ausfälle und ihren Rückzug, auch die Aufnahme von Hülfstruppen; zwingt den Feind, seine Belagerungsarbeiten in einer sehr großen Entfernung anzufangen; erschwert die Annäherung des Feindes und die Errichtung der Breschbatterien und deckt durch seine Brustwehr die hinter ihm liegenden Werke.

Bedeutung ist die Beziehung eines Zeichens auf einen Gegenstand. Dem zufolge ist dreierlei dabei zu berücksichtigen: das, was sich auf einen Gegenstand bezieht, oder das Zeichen desselben; das, was durch das Zeichen dargestellt werden, oder auf dessen Vorstellung das Zeichen führen soll, oder der Gegenstand selbst, endlich ein solches Verhältniß des Zeichens zum Gegenstande, daß die Vorstellung desselben dadurch in dem der Vorstellung fähigen Wesen möglich gemacht wird, oder die Beziehung. Der Gegenstand ist immer etwas in der Wirklichkeit, in der Erfahrung Gegebenes, das Zeichen ist ein nothwendiges oder willkürliches Product des Subjects, die Beziehung ein Act der Freiheit unter Leitung der Urtheilskraft nach dem Princip der Zweckmäßigkeit. Auf der Wechselwirkung dieser drei Momente beruht die ganze Theorie der Bedeutung. — Der Gegenstand ist gegeben entweder in der äußern oder in der innern Erfahrung und die Vorstellung desselben erlangt man entweder durch Anschauung des Sinnes oder der Einbildungskraft, oder durch eine Operation des Verstandes, und alle Vorstellungen lassen sich unterscheiden nach ihrem Inhalt, ihrer Beschaffenheit und ihrem Umfang. Gegenstand der äußern Erfahrung ist alles durch den äußern, der innern durch den innern Sinn Wahrnehmbare, Gedanken, Meinungen, Affecte u. s. w.; Vorstellungen, durch Anschauung des Sinnes und der Einbildungskraft erlangt, sind anschaulich, individuell, durch Operation des Verstandes abstract, allgemein. Nach ihrem Inhalt sind die Vorstellungen also sinnlich oder nicht sinnlich, nach ihrer Beschaffenheit anschaulich oder abstract, bloß denkbar, und nach ihrem Umfang individuell, oder gemeinsam, oder allgemein. — Schon ein flüchtiger Blick auf diese Unterscheidungen muß lehren, daß durch sie eine Verschiedenheit in der Art der Bezeichnung nothwendig wird. Das Zeichen ist der Substitut und Repräsentant des Gegenstandes selbst, und wie schon angeführt worden, ein nothwendiges oder willkürliches Product des Subjects, von demselben erzeugt aus dem Bedürfniß der Mittheilung. Wo das Zeichen nothwendiges Product des Subjects ist, da erscheint es als unmittelbare Folge und Reaction irgend eines einwirkenden Reizes; so in den Empfindungstönen, in dem pathognomisch-mimischen Gesichtsausdruck, der Gesticulation; wo das Zeichen willkürliches Product des Subjects ist, da kann es nur Folge überlegter Wahl einer Denkkraft seyn, welche sich dabei auf Natur oder Übereinkunft stützen, aber auch im letzten Fall der Natur so nahe wie möglich zu kommen suchen wird. Viel kommt hiebei auf das Mittel an, wodurch das Zei-

chen dargestellt wird: Ton, Geberde, Bild, Wort. — Ton und Geberde sind Zeichen eines innern Empfindungszustandes, Bild und Wort dienen zugleich als Zeichen äußerer Gegenstände. Am natürlichsten wird die Aufmerksamkeit eines Andern dadurch auf einen Gegenstand geleitet, daß ich auf ihn hinweise. Dies ist aber nur möglich, wenn derselbe gegenwärtig ist; ist er abwesend, so muß ich das von ihm in der Einbildungskraft vorhandene Bild zu veräußern suchen. Dies geschieht durch bildliche Nachahmung des Gegenstandes, woraus die Bilderschrift entsteht, oder durch einen articulirten Laut, Wort, mittelst dessen ich Begriff und Bild des Gegenstandes in der Einbildungskraft des Andern hervorrufe, woraus die Sprache entsteht. Beide sind reich genug, um eine große Menge Vorstellungen durch ihre Hülfe zu erwecken, für beide aber gibt es auch Fälle, wo sie um Zeichen wenigstens eine Zeit lang verlegen seyn können. In Fällen nämlich, wo Gegenstände von nichtsinnlicher oder übersinnlicher, bloß denkbarer Natur, oder abstracte, allgemeine Begriffe von natürlichen Gegenständen, dergleichen blos durch eine Operation des Verstandes entstehen, darzustellen sind, ist man bald mit der Sprache, bald mit dem Bilde in Verlegenheit, welche nur durch Vermittlung der Einbildungskraft geendigt wird, die, um eine solche Vorstellung anschaulich zu machen, die Sphären verwechselt, das Innere veräußernd und das Äußere verinnernd, und so aus Elementen wirklicher Anschauungen ein neues entsprechendes Bild erschafft. Alles dies muß man in's Auge fassen, um über die Beziehung beider auf einander, des Zeichens auf den Gegenstand oder die Vorstellung davon sich zu verständigen. Wir haben sie einen Act der Freiheit unter Leitung der Urtheilskraft nach dem Princip der Zweckmäßigkeit genannt. Sie ist nämlich frei, in so fern das, was mitgetheilt werden soll, nur von dem mittheilenden Subjecte abhängt; in so fern aber Mittheilung geschehen soll, muß das Gesetz der Verständlichkeit beobachtet werden, jedesmal solche Zeichen zu wählen, wodurch die Vorstellung des Bezeichneten auch wirklich geweckt wird. Daß dies mit genauester Angemessenheit geschehe, ist besonders in solchen Fällen nöthig, wo es dem mittheilenden Subject wichtig ist, in Andern eben die bestimmten Vorstellungen und Gefühle zu erregen, die es selbst hat, wo es denn auch nicht bloß um Verständlichkeit überhaupt, sondern neben dieser um eine besondere Erregung der Aufmerksamkeit und Richtung derselben auf einen gewissen Punct hin zu thun ist.

Bedienung des Geschützes begreift die zum Gebrauch des schweren Geschützes nöthige Mannschaft. Die neuesten Zeiten haben gelehrt, daß die vormals dazu bestimmte Anzahl zu groß war, und daß eine dreipfündige Kanone mit 8 Mann, ein Sechspfünder mit 10, ein Zwölf- oder Achtzehnpfünder mit 12 Mann u. s. w. vollkommen ausgerüstet ist.

Bedingung ist im Allgemeinen jede Voraussetzung, unter der man etwas anderes gelten läßt. Enthält dieselbe für den Verstand einen Grund, warum er einem Subjecte ein gewisses Prädicat beilegt, so ist es eine logische; enthält sie etwas Zufälliges oder Ungewisses, von dessen Wirklichwerdung etwas anders abhängt, so ist es eine juridische; enthält sie endlich den Grund oder ein nothwendiges Erfoderniß, das man voraussetzen muß, um etwas anderes zu verstehen oder zu begreifen, so ist es eine metaphysische Bedingung. Aus der erstern entspringen die logisch bedingten Sätze und Schlüsse; aus der zweiten die bedingten Verträge, und zwar theilt man hier die Bedin-

gungen in mögliche und unmögliche, im physischen sowohl als moralischen Sinne. Jene stehen entweder in unserer Gewalt, oder hängen vom Zufall ab, oder beides findet zugleich Statt. Ferner sind sie entweder verneinend oder bejahend, und in Hinsicht ihres Effects entweder aufschiebend oder aufhebend. In metaphysischer Hinsicht setzt z. B. die Abwechslung der Eigenschaften oder der Bestimmungen etwas Beharrliches voraus, an dem es wechselt; eine Begebenheit eine Ursache, woraus sie entsteht, und das Zugleichseyn der Dinge ihre Wechselwirkung. Hier ist das Beharrliche der Grund, welcher vorausgesetzt werden muß, wenn etwas wechselt; Ursache der Grund, woraus das Entstehen eines andern Dinges begriffen wird. Die kritische Philosophie nennt sie daher Bedingungen, conditiones sine quibus non. Was keine Bedingung weiter hat, ist das Unbedingte. Die kritische Philosophie erkennt drei Arten des Unbedingten: das Unbedingte der Inhärenz, der Dependenz und der Concurrenz, Seele, Gottheit und Welt.

Bedlam, ein berühmtes Hospital für Wahnsinnige in London. Es enthält über 200 Zimmer für die Unglücklichen, unter denen die Armen unentgeltlich verpflegt werden. Seinen Namen hat es von einem vormaligen Kloster, das der heiligen Maria von Bethlehem gewidmet war.

Beduinen oder Bedewi, die Bewohner der Wüste, sind Araber, welche in Ägypten, Syrien u. s. w. zerstreut leben und sich sehr von einander unterscheiden. Sie leben in Familien unter Schachs oder in ganzen Stämmen unter Emirn beisammen. Die Wohnungen der meisten bestehen in Zelten und Hütten; andere leben in Höhlen, Grotten, Ruinen und an abgelegenen Orten, wo sie Wasser und Weiden in der Nähe haben. Ihre Hauptbeschäftigung besteht in Viehzucht. Sie vertauschen oder verkaufen ihr überflüssiges Vieh gegen andere Bedürfnisse. Alle sind gute Reiter; einige lieben die Jagd. Als Feinde betrachten sie alle diejenigen, die nicht ihre Brüder, Bundesverwandte und Schutzgenossen sind. Manche Stämme kommen auf ihren Zügen aus weit entfernten Gegenden des innern Afrika und Arabiens bis an den Nil, wohin die reichlichen Weiden an diesem Flusse sie locken; andere bleiben das ganze Jahr in Ägypten, und suchen Weide für ihr Vieh auf. Ihre Anfälle und Räubereien sind immer gegen solche Gegenden und Caravanen gerichtet, wo sie die stärkere Partei sind, damit sie leicht die Oberhand behalten; der Überzahl weichen sie jedesmal durch eine schleunige Flucht aus. Manchmal verbinden sich auch mehrere Beduinenstämme und bemächtigen sich großer Districte auf lange Zeit. Im Allgemeinen sind die Beduinen arm, unwissend, roh, wild und stolz; ihre Lebensart aber ist einfach und patriarchalisch.

Beelzebub, auf hebräisch der Fliegengott, ein Abgott der Moabiter oder Syrer, unter dem in der Bibel der oberste Teufel verstanden wird.

Beerdigung, das Begraben eines menschlichen Leichnams in die Erde. Zu früh ist die Beerdigung, wenn sie vorgenommen wird, ehe man durch hinlängliche Zeichen weiß, ob der Mensch wirklich und nicht bloß scheinbar todt ist, in welchem letztern Falle er im Grabe zu einem schrecklichen Zustande wieder erwachen könnte. Daß der Mensch äußerlich todt scheinen, und doch noch Leben in ihm seyn kann, lehrt uns die Erfahrung der Ohnmacht, der Asphyrie, der Winterschlaf mancher Thiere, in welchem sie ohne Zeichen des Lebens, ohne Nahrung zu brauchen, ohne Ausleerung u. s. w. liegen. Der Tod selbst erfolgt

nur in seltenen Fällen plötzlich, meistens allmälig. Eine Function des Organismus hört nach der andern auf, thätig zu seyn. Sie können aber alle ruhen, und doch kann man den Organen des Körpers die Fähigkeit, daß wieder Bewegung und Leben in sie zurückkehren könne, nicht absprechen, so lange sie nicht physisch so zerstört sind, daß jenes nicht möglich ist. Die gewöhnlichen Zeichen des Todes, z. B. Aufhören des Puls- und Herzschlages, des Athmens, des Gefühls, der Bewegung, Kälte, Steifheit oder auch Schlaffheit des Körpers, Herabsinken der untern Kinnlade, kein Ausfluß des Blutes aus geöffneten Adern, gebrochene Augen u. s. w., sind alle trüglich und können vorhanden seyn, ohne daß alles Leben aus dem Körper entwichen ist. Man kann nicht eher überzeugt seyn, daß der Verstorbene wirklich todt ist, bis die Organe zur Wiedererlangung der Lebensfähigkeit ganz unfähig sind: also bis man die Zeichen der anfangenden Fäulniß bemerkt. Diese sind der eigene Todtengeruch, das leichte Abschälen des Oberhäutchens, grünliche Flecken des Unterleibes. Jeder Mensch, welcher ohne diese Zeichen begraben wird, ist in der schrecklichen Gefahr, lebendig begraben zu werden. Es gibt aber besonders verschiedene Zufälle und Krankheiten, welche vor andern einen Scheintod darstellen können. Hierunter gehören mancherlei Nervenkrankheiten, Kopfverletzungen, Schlafsucht, Schlagfluß, Erstickung, alle Arten der Asphyxie, Ohnmachten, besonders die oft lange dauernden Ohnmachten hysterischer Frauenzimmer, Entkräftung, Blutflüsse u. a. m. Ob wirkliches Zurückkehren im Grabe möglich ist, daran ist wohl kein Zweifel, da mehrere Erfahrungen es beweisen, obschon viel darüber gestritten worden ist. Daß Scheintodte, die von allen, die sie gesehen hatten, für wirklich todt gehalten wurden, doch wieder lebendig geworden sind, lehren viele wirkliche Erfahrungen. Warum sollte dies nicht auch im Sarge geschehen können? Gerade die Stille und Ruhe, der Mangel an starken Reizen, welche den schwachen Lebensfunken vielleicht eher ausgelöscht hätten, die Ausdünstungen der Erde, die gleichförmige Temperatur, können eher bewirken, daß der schwache Lebensfunke sich sammelt und wieder zur Lebensflamme auflodert. Die wenige Luft im Sarge kann wohl Ursache seyn, daß das wieder erwachende Leben nicht lange dauern kann, aber nicht, daß es gar nicht erwache. Und ist es nicht ein schrecklicher Gedanke, wenn ein Wiedererwachter nur Minuten lang in einem so qualvollen Zustande seyn müßte? Dies zu verhüten, muß die Sorge einer wohleingerichteten Polizei seyn. Schon die ältern Völker bestrebten sich, durch mancherlei Vorkehrungen und Gebräuche mit den Todten von ihrem wirklichen Tode überzeugt zu werden. Die alten Ägyptier ließen sie einbalsamiren, die Römer schnitten den Todten einen Finger ab, ehe sie sie verbrannten; andere Völker ließen sie vielmals waschen und salben. Wie die Behandlung der Todten bei uns ist, kann es öfters geschehen, daß noch Leben in ihnen schlummert, wenn sie begraben werden. Nie sollten daher Beerdigungen bei denen, welche an oben benannten Zufällen gestorben sind, Statt finden dürfen, bis sich die gewissesten Merkmale der Fäulniß eingestellt haben. Selbst bei den an andern Krankheiten Verstorbenen sollte man im Winter wenigstens drei und im Sommer zwei volle Tage warten. Am sichersten aber ist es, eine Todtenschau einzuführen, vermöge welcher ein vom Physikus darin unterrichteter Mann, oder in dessen Ermangelung die gewöhnliche, hierzu aber besonders unterrichtete, und in Pflicht genommene Leichenfrau, dahin verpflichtet würde, jeden Todten zu verschiedenen Malen genau zu untersuchen,

so daß keiner eher begraben werden durfte, als bis das Attestat des Leichenbeschauers den wirklichen Tod des Verstorbenen bestätigte. In manchen Fällen ist das längere Aufbewahren des Todten im Hause freilich lästig, auch wohl gefährlich, z. B. bei ansteckenden Krankheiten, bei schnell eintretender Fäulniß, bei gänzlichem Mangel an Raum im Hause. Daher wäre es sehr zweckmäßig, wenn überall Todtenhäuser dazu bestimmt und eingerichtet würden, dahin jedermann seine Todten gleich nach den ersten Stunden bringen könnte, wo nun, im Fall, wie z. B. bei oben angeführten Krankheiten, der Tod noch zweifelhaft wäre, alle möglichen Mittel zu dessen Wiederbelebung angewendet werden könnten, und wo die Verstorbenen mit der gehörigen Ordnung und Ruhe so lange liegen blieben, bis die unbezweifelten Merkmale eines wirklichen Todes eingetreten wären. H.

Beethoven (Louis von), einer der genialsten Tonkünstler unserer Zeit, geb. zu Bonn 1772, ein Sohn des ehemaligen Tenoristen an der churfürstlichen Capelle daselbst; nach einer andern von Fayolle angeführten Meinung aber ein natürlicher Sohn Friedrich Wilhelms II. von Preußen. Schon in seinem eilften Jahre hatte er die Fertigkeit im Clavierspielen so weit gebracht, daß er Sebastian Bachs wohltemperirtes Clavier spielte, und im dreizehnten componirte er schon eigne Sonaten für sich. Diese ausgezeichneten und vielversprechenden Eigenschaften bewogen den damaligen Churfürsten von Cöln, ihn 1792 auf seine Kosten nach Wien zu **Haydn** reisen zu lassen, damit er sich durch den Unterricht desselben in der Kunst des Satzes vervollkommen möchte. Nach einiger Zeit, ungefähr 1794 oder 1795, entschloß er sich, ganz in Wien zu bleiben, wo er denn auch bis jetzt sich aufhält. Nach **Mozart** haben sich vielleicht die Deutschen, was Instrumentalmusik betrifft, keines ihm so nahen Genies wieder zu erfreuen gehabt, wie in **Beethoven**. Diese Fülle, diese Neuheit, dieser Reichthum an Ideen, diese Kunst, mit welcher er alle seine Compositionen durchführt, sind in der That bewundernswerth, obgleich man nicht in Abrede seyn kann, daß er sich vom Fluge seiner Phantasie bisweilen verleiten läßt, seine Zuhörer in unverständliche Regionen zu führen. Am meisten beurkundet sich sein großes Genie in den vielstimmigen Arbeiten, besonders in den Sinfonien, die jetzt mehr bekannt werden, und unter denen vorzüglich eine große charakteristische Sinfonie (sinfonia eroica) sich auszeichnet, und in seinen Clavierconcerts. Auch für die Singmusik hat er geschrieben; doch scheint diese, und namentlich die Oper, nicht den Erwartungen entsprochen zu haben, die man davon hatte.

Befehlen heißt, durch gesetzliche Vorschriften über die Handlungen eines andern bestimmen. Befehle und Rathschläge sind dadurch von einander verschieden, daß die Befolgung dieser von der Willkür des andern abhängt, jene dagegen befolgt werden **müssen**. Mithin muß dem einen das Recht zu befehlen zukommen und der andere die Verbindlichkeit zu gehorchen haben. Es fragt sich, ob dieses Recht ein angebornes oder ein durch Einwilligung des andern erworbenes ist. Der große Unterschied in Ansehung der Geistesgaben ist allerdings Ursache, daß Menschen von großen Eigenschaften durch ihre Befehle über andere herrschen. In diesem Sinne sagt Abbt: **Große Geister** scheinen tauglicher zum Rathschlagen, **starke Seelen** zum Vollführen. Jene sind über das Volk erhaben, ohne allemal das Einverständniß dazu zu haben; diesen unterwirft es sich ohne Widerstreben. Die letztern haben allein das angeborne Recht zu herrschen; sie besitzen die Feenei-

genschaft, alle schwächeren Gemüther zu bezaubern. Jede Versammlung, jedes Getöse, jedes wilde Schreien des Volks verliert sich in ihrer Gegenwart; ein Wort von ihren Lippen ist heilig wie ein Gesetz. Wer kann ihre große Gewalt, Macht und Herrschaft aussprechen? Sagen sie zu den gewöhnlichen Seelen: Kommt her oder geht hin: so kommen oder gehen sie ohne Widerrede. Selbst die Thoren widerstreben ihnen nicht mehr. Ihnen ist das Reich über das Meer der menschlichen Leidenschaften zu Theil worden. Die Wogen legen sich, sobald die starke Seele erscheint, und die Winde werden still auf ihr Wort. — Allein so wahr dies auch ist, so ist es doch nur in dem Sinne zu verstehen, daß durch die Überlegenheit gewisser Talente, des Muths, des äußern Anstandes, der Beredtsamkeit, andere untergeordnete Geister geneigt gemacht werden zu gehorchen. Ein Recht aber, Andere **mit Gewalt** zu unterwerfen, ist nicht darin enthalten. Die natürliche Gleichheit der Menschenrechte im Naturstande ist der Grund, warum das Recht zu befehlen kein angebornes, sondern nur ein erworbenes seyn kann. Sie haben alle gleiches Menschenwesen, einer wie der andere; jeder ist Selbstzweck als ein Vernunftwesen. Folglich müssen auch die Rechte, welche aus der Gleichheit ihres Menschenwesens fließen, der Quantität und Qualität nach vollkommen gleich seyn. Dies nennt man aber angeborne Rechte. Diese Gleichheit der Rechte nun untersagt einem jeden, daß er einen andern nicht als ein bloßes Mittel zu seinen willkürlichen Absichten gebrauche, weil er ihn sonst nicht als eine Person, nicht als einen Selbstzweck behandeln würde. Er würde sich eines Rechts über ihn anmaßen, welches ihm doch von der Natur nicht verwilligt worden. Soll also das Recht zu befehlen Statt finden, so setzt dasselbe Einwilligung von Seiten des Andern voraus, welche nicht erzwungen werden darf, unter übrigens gleichen Umständen. Das heißt aber, alles Recht zu befehlen ist ein erworbenes Recht. — Regenten und Staatsoberhäupter haben dasselbe kraft ihrer ausübenden Gewalt, nach welcher sie unmittelbare Handlungen znm Zweck des Staates vornehmen können. Mithin müssen sie zu dem nämlichen Zweck auch über die Handlungen ihrer Unterthanen auf gesetzliche Weise zu disponiren berechtigt seyn.

Befestigungskunst ist die Kunst, einen Ort so einzurichten, daß sich darin Wenige gegen Viele mit Vortheil vertheidigen können. Oft hat schon die Natur Vorrichtungen dazu getroffen. Dergleichen natürliche Befestigungen sind Orte, die auf unersteiglichen Felsen liegen, deren Zugänge leicht ungangbar zu machen, die mit natürlichen Morästen umgeben sind, über welche kein Geschütz reicht u. s. w. Die künstlichen Befestigungen sind entweder beständige, oder Feldbefestigungen. Jene sind die eigentlichen Festungen oder befestigten Städte (s. Festung); diese die Verschanzungen, welche bloß für einen Krieg, für einen Feldzug oder für eine noch kürzere Zeit aufgeworfen werden (s. **Schanze**).

Befruchtung. Jeder organisirte Körper wird von andern ihm ähnlichen erzeugt. Dies gilt vom Thier- und Pflanzenreiche. — Zur Fortpflanzung und Erzeugung seines Geschlechts erhielt jeder organische Körper **eigene** Theile, welche man **Zeugungs- und Befruchtungs-Werkzeuge** nennt. Sie sind eben so verschieden als bewundernswürdig, und bezwecken, daß der befruchtende **Stoff** oder **Samen** mit dem zu befruchtenden Keime in Berührung gebracht wird. Das Geschäft, durch welches die organisirten Wesen diese Befruchtung bewirken, heißt **Begattung**. Es liegt ein großes Geheimniß in

diesem für die Erhaltung der organischen Schöpfung so wichtigen Geschäfte. Bei den Menschen und Säugthieren geschieht nach allgemeiner Annahme die Befruchtung dadurch, daß sich ein oder mehrere Bläschen, die den ersten Keim des jungen Geschöpfs enthalten, von dem weiblichen Eierstocke losreißen und durch die Muttertrompete in die Gebärmutter getrieben werden, wo die Berührung der befruchtenden Substanz mit dem Keime vor sich geht. Wie aber aus dem befruchteten Keime durch allmälige Ausbildung die Frucht entstehe, ist eine der schwersten Fragen, die wohl niemand genüglich beantworten wird. Die bekannte Evolutions- oder Entwickelungs-Hypothese, nach welcher angenommen wird, daß alle neuentstehenden organischen Wesen schon von der ersten Schöpfung an völlig bereitet gewesen und so in den Ältern gelegen, scheint im ersten Augenblicke die Sache genügend zu erklären; aber bei näherer Beleuchtung finden sich große Schwierigkeiten. Nach jener Theorie liegen die Keime, wie eben gesagt, in der Mutter vorräthig, bis sie sich durch die befruchtende Substanz entwickeln. Wäre dies, woher bei Menschen und Thieren die Ähnlichkeit zwischen dem Erzeuger und dem Erzeugten? Warum zeugen Neger und Weiße einen Mittelschlag? Woher die Bastarde bei Befruchtung von ungleichen Gattungen, die sowohl Ähnlichkeit mit dem Vater als der Mutter haben? Demnach bleibt überhaupt genommen die Vorstellung, daß die neuentstehenden organisirten Körper durch allmälige Ausbildungen hervorgebracht werden, unserm Erkenntnißvermögen und selbst den Regeln aller philosophischen Naturforschung weit angemessener, als die Lehre von der Entwickelung. Zufolge dieser Hypothese, denn so dürfen wir sie wohl immer noch nennen, nimmt man an, daß der Zeugungsstoff der Ältern, der an sich ungeformt ist, wenn er zur rechten Zeit und unter den erfoderlichen Umständen an den Ort seiner Bestimmung gelangt, für eine in demselben nun zweckmäßig wirkende Lebenskraft, nämlich den Bildungstrieb, zuerst empfänglich wird, kraft dessen bei der Empfängniß die allmälige Ausbildung erfolgt. Durch die bestimmte zweckmäßige Wirksamkeit des Bildungstriebes in den bestimmten dafür empfänglichen Stoffen wird nun die eben so bestimmte Form und der Habitus aller einzelnen Gattungen von organisirten Körpern erhalten. Die Befruchtung der Gewächse, folglich ihre Erzeugung, geschieht auf eine ähnliche Art, wie bei den Thieren. Die Gewächse haben ebenfalls männliche und weibliche Geschlechtsglieder, die sich mit bloßen Augen sehen und unterscheiden lassen, doch sind bei ihnen diese Theile gewöhnlich nicht, wie bei den Thieren, getrennt, sondern fast immer in einem und demselben Körper verbunden. Der Samenstaub wird in eigenen hierzu bestimmten Gefäßen (den Staubbeuteln) bereitet und aufbewahrt. Sein feinster Theil dringt durch die in dem weiblichen Geschlechtstheile, der Narbe, befindliche Öffnung, durch den Griffel oder Staubweg zu dem Eierstock oder Fruchtknoten, und befruchtet die darin liegenden Keime oder Eier auf einmal.

Befugniß nennen wir jede Erlaubniß etwas zu thun oder zu lassen, besonders die Erlaubniß zu einer Handlung und die daraus hervorgehende moralische Möglichkeit sie zu verrichten, ja auch die Handlung selbst, deren Möglichkeit auf diese Erlaubniß begründet, oder welche dadurch gerechtfertigt wird. Die Erlaubniß selbst kann entweder daraus entspringen, daß durch ein Gesetz eine gewisse Classe von Handlungen verboten wird, wodurch die übrigen (nicht verbotenen) erlaubt sind, oder die Befugniß dazu vor andern ausdrücklich zugestanden wird, (wie z. B. durch ein Privilegium, durch einen

Vertrag. Ist jenes Gesetz ein Gesetz, durch welches die Vernunft überhaupt das Freiheitsgebiet der einzelnen Menschen gegen einander, oder zur ganzen Gesellschaft innerlich oder auch äußerlich festsetzt, ein Gesetz für die vernünftige Gemeinschaft unter den Menschen in Beziehung auf ihr gegenseitiges äußeres Handeln, d. i. ein Rechtsgesetz, oder ist die ausdrücklich ertheilte Befugniß einem solchen gemäß: so hat der Handelnde einen Anspruch oder Foderung an andere, welche von ihrer Seite eine Verpflichtung, Rechtsverbindlichkeit ist, ihn in einer Verrichtung oder in der Unterlassung einer Handlung nicht zu stören; eine Foderung, die, wenn sie Wirkung haben soll, auch gegen den Willen des andern, d. i. mit Zwang muß geltend gemacht werden können. Dieses nennen wir aber eine rechtliche Befugniß, ein Recht, welches mithin seinem Wesen nach ein Rechtsverhältniß voraussetzt, das erst im Staate vollkommen vorhanden ist. Nicht jede Befugniß ist daher ein Recht, weil nicht jedes Dürfen (jede Erlaubniß) auf einem Rechtsgesetze oder einer rechtlichen Thatsache beruht. Der Freund ist z. B. oft befugt, von dem Freunde, in Beziehung auf ihr gegenseitiges Verhältniß, eine Unterstützung zu verlangen, oder etwas ihn Betreffendes zu thun, was auf keiner Verabredung beruht, und ohne eine solche nimmermehr würde rechtlich, d. i. mit Zwang gefodert werden können. Doch finden wir im gemeinen Leben die Ausdrücke ein Recht und eine Befugniß oft verwechselt und der Rechtsverbindlichkeit gegenübergestellt, besonders wenn von einer Handlungsweise geredet wird, welche durch ein Gesetz im Staate sanctionirt ist. T.

Beg, Fürst oder Herr, der Titel gewisser türkischer Beamten, deren mehrere unter einem Beglerbeg stehen, welches wörtlich ein Fürst der Fürsten oder Herr der Herren heißt. Dieser ist ein türkischer Hofbeamter, welcher als Statthalter und Pascha von drei Roßschweifen über eine große Landschaft gesetzt ist, und verschiedene Sangiacs, Begs, Aga's, und mehrere geringere Beamten unter sich hat.

Begehrungsvermögen ist in der Seelenlehre ein Hauptvermögen der Seele, welches den Willen und Widerwillen, die Neigungen und Abneigungen unter sich begreift. Kant rechnet dazu, daß irgend etwas dadurch bewirkt werde: „Es ist das Vermögen eines Wesens, durch seine Vorstellungen Ursache von der Wirklichkeit der Gegenstände dieser Vorstellung zu seyn." Dies ist aber kein wesentlicher Theil des Begriffs von diesem Vermögen, weil wir oft etwas begehren, was wir nicht erlangen, noch verwirklichen können. Es gibt ein vernünftiges, und ein sinnliches Begehrungsvermögen. Dieses, Liebe, das Gefühl der Sinnlichkeit aus einem Triebe; jenes, Achtung, das Gefühl der Vernunft, aus dem Bedürfnisse der Sittlichkeit entspringend. Beide zusammen werden auch unter dem Ausdruck Gemüth begriffen. Das Sinnliche erscheint gepaart entweder mit Geist oder mit Sittlichkeit, oder mit beiden zugleich, und nur in solcher Vereinigung vermag es ein Wesen zu interessiren, das über die Thierheit erhaben ist. Was nicht zu dem Geiste spricht, und bloß ein sinnliches Interesse erregt, ist gemein, zeigt es aber gar Rohheit des Gefühls und verächtliche Gesinnung, so ist es niedrig; dagegen kann auch das Sinnliche, wo es mit dem Geist genossen oder gesucht wird, weit mehr noch, wo es in sittlicher Verschönerung erscheint, das Interesse des am reinsten gebildeten Menschen erregen.

Begeisterung (siehe Enthusiasmus) oder der Zustand ungewöhnlicher Regsamkeit des Gemüthes, namentlich der Einbildungs-

kraft und des Gefühls, in welchem gleichsam ein höherer Geist über den Menschen kommt und in ihm wirkt, unterscheidet sich von der zügellosen und verworrenen Schwärmerei nur durch die festere Richtung des Gemüthes auf einen bestimmten Gegenstand, welcher die Seele so erfüllt, daß der Geist desselben oder etwas Ideales an demselben mit lebendiger Einbildungskraft aufgefaßt wird, und das bewegte Gefühl sich mitzutheilen antreibt; von dem Entzücken aber dadurch, daß dieses eine stillere, sprachlose, jedoch tiefe, und durch verklärtere Geberde sich ankündigende Begeisterung ist. Dieser Zustand aber kann unmittelbar durch einen äußeren Gegenstand, oder durch Ideen und Bilder, welche die Seele erfüllen, bewirkt seyn. Auch ist die Begeisterung verschieden, je nachdem in einem mehr empfänglichen als productiven Geiste das bewegte Gefühl nur zur unmittelbaren Mittheilung seiner Regungen treibt, oder das der selbstthätigeren und eigenthümlichen Mittheilung fähige Gemüth zu einem in seiner Art vollendeten Ausdrucke des Innern, das ist zur Hervorbringung einer den idealen Gegenstand selbst darstellenden, oder seiner Wirkung nach aussprechenden vollkommenen Form angeregt wird. Letztere ist die Begeisterung des Künstlers, die man auch vorzugsweise Begeisterung nennt; und sein Werk, in dieser Begeisterung empfangen, zugleich Symbol dieses innern vollendeten Zustandes, ist das Kunstwerk. Aus diesem läßt sich auch abziehen, wie die Begeisterung des Künstlers, oder, weil das Vollendete in der Kunst nur durch den Genius hervorgebracht wird, des Genies beschaffen seyn müsse, und sich äußere. Das Kunstwerk ist ein abgeschlossenes, selbstständiges, harmonisches Werk, welches in seiner anschaulichen vollendeten Form, eine Idee auf eigenthümliche Weise offenbart. Diese Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit wird nicht durch Bewußtseyn der Regeln, nach welchen die Kunst wirkt, hervorgebracht, sondern setzt eine natürliche, durch Übung zur Fertigkeit erhobene Fähigkeit des Gemüthes voraus, einen bestimmten Stoff zufolge einer leitenden Idee, welche man demselben einprägt, zu organisiren; welche Fähigkeit, in Hinsicht der äußeren Bedingungen der Bearbeitung, mit spielender Leichtigkeit, und, wie ein höherer Instinct, den Kunsttrieben der Thiere ähnlich wirkt. Diese Leichtigkeit wird auch durch das völlige Hingeben des Gemüthes an den gewählten oder gefundenen Gegenstand befördert, vermöge dessen der hervorbringende Künstler seine äußeren zufälligen Umgebungen ganz vergißt, und einzig in seinem Werke, wie in einer andern Welt, verweilt. Das Wunderbare dieses Zustandes ist daher das in dem Wesen des Genius begründete natürliche, und nur momentan aufgehobene Gleichgewicht einer bewußtlosen Kraft, welche gleichsam instinctmäßig bildet und gestaltet, und des Bewußtseyns, welches die Idee beim Bilden vorhält. Letztere zeigt sich an dem Kunstwerke durch seine Anordnung und zweckmäßige Einrichtung, in Beziehung auf die ihm zum Grunde liegende Idee, so wie im Gegensatze der Verworrenheit und Zügellosigkeit, welche im Traume und im schlechten Werke herrscht; erstere in der Unendlichkeit harmonischer Beziehungen, welche das Kunstwerk in sich trägt, ohne einen bestimmten äußern Zweck und Absichtlichkeit in seiner Zusammenstellung zu verrathen. Man kann aber Momente der Begeisterung unterscheiden, obwohl niemals als in der Zeit geschieden bestimmen. Denn erstlich faßt der Künstler irgend einen Gegenstand in idealischem Lichte auf, und dieser setzt seine Kräfte in außerordentliche Regsamkeit; dann bildet ihn die Phantasie in seine Theile vollkommen aus, und das innerlich angeschaute Bild wird endlich

in einem anschaulichen Darstellungsmittel (Sprache, Ton, Gestalt), lebendig und äußerlich; die Fülle der innern Anschauung treibt zur Mittheilung. Jene Regsamkeit der Kräfte aber, die hier, ohne der Willkür unterworfen zu seyn, das in sich Vollendete so sicher und leicht hervorbringt, daß ihre Producte den Künstler selbst überraschen müssen, der sich von diesem Zustande keine Rechenschaft zu geben weiß, hat man schon im Alterthume einer höheren Eingebung zugeschrieben, vermöge welcher der Künstler gleichsam als Organ der Gottheit wirke, und daher auch behauptet, der Künstler werde geboren. Wie nun das wahre Kunstwerk selbst eine lebendige Regel für sich ist, ohne die Regel unmittelbar zu lehren und hervorleuchten zu lassen, so ist des wahren Künstlers Begeisterung keine, das schöne Gleichgewicht des Geistes aufhebende Aufwallung, die sich mit Sturm und Drang, durch Thränen und Convulsionen, oder durch andere Wirkungen eines jeglichen Weinrausches ankündigt, sondern die tiefe, mit Ruhe wohl bestehende Bewegung, und der Drang eines harmonischen Gemüthes, dem das Maß des Schönen zur natürlichen Form seines Wirkens geworden ist, bei Bildung und Darstellung eines harmonischen Werkes. Auch leuchtet ein, daß derjenige, welcher ein reichhaltiges harmonisches Werk hervorbringen soll, einen Reichthum von Ideen und Anschauungen überhaupt schon in sich tragen müsse, welche in der Begeisterung nur leichter und freier zuströmen und sich entwickeln, keinesweges aber überhaupt erst in diesem Zustande ohne Zuthun des Künstlers entspringen; weshalb manche, um ihrem Gedankenmangel abzuhelfen, sich durch künstliche Mittel in Begeisterung zu versetzen streben. Ist aber die Begeisterung des Künstlers nicht nothwendig eine stürmische Aufwallung, sondern tiefe, energische Regung der productiven Kräfte des Gemüthes; so kann sie, obwohl nicht immer in gleichem Grade, herrschende Stimmung des Künstlers seyn. Übrigens ist die Begeisterung des Künstlers auch nach der wesentlichen Verschiedenheit der Künste und Kunstgattungen verschieden, indem z. B. die bildende Kunst eine hohe Regsamkeit der durch Naturanschauung entwickelten Einbildungskraft, die Tonkunst eine ungemeine Elasticität des Gefühles, welche in harmonischen Tönen ihren Ausdruck findet, voraussetzt. Überall aber ist kein wahres Kunstwerk ohne Begeisterung möglich, und in so fern ist sie Quelle des Kunstwerkes, und Princip der Kunst. Über die Künstlerbegeisterung hat der Abt Bettinelli ein besonderes Werk dell' entusiasmo nelle belle arti, (zuerst 1769, Milano); und in seinen Opere; (deutsch von Werthes, Bern 1778. 8.), und Fernow (in seinen röm. Studien) eine besondere Abhandlung hinterlassen. T.

Beglaubigungsschreiben, s. Creditiv.

Begleitung in der Musik (franz. accompagnement, ital. accompagnamento) heißt im Allgemeinen derjenige musikalische Vortrag, welcher zur Unterstützung einer Hauptmelodie zu dienen bestimmt ist. Diese Hauptmelodie (Solo- oder obligate Stimme) kann entweder von der menschlichen Stimme, oder auch von jedem beliebigen musikalischen Instrumente geführt, und von allen andern Instrumenten, nach der Willkür des Tonsetzers (Componisten), begleitet werden. So können alle oder doch wenigstens die gebräuchlichsten Instrumente (Orchester), oder auch nur einzelne Instrumente, die Hauptstimme unterstützen. Man hat also Compositionen (musikalische Stücke) mit Begleitung von mehrern und auch von einem einzigen Instrumente. Die Verzeichnung alles dessen, was nun sowohl die jedesmalige Haupt-

stimme, als auch die dazu gehörige Begleitung, besonders wenn diese von mehrern Instrumenten geführt wird, vorzutragen hat, ist in demjenigen vorhanden, was man Partitur nennt (s. d.). In dem Falle jedoch, wo die Hauptstimme nur von einem einzigen oder höchstens von zwei Instrumenten begleitet wird, pflegt man die Bezeichnung dessen, was die begleitenden Instrumente, nebst der Hauptstimme, zu spielen oder zu singen haben, nicht Partitur zu nennen. In künstlerischer Hinsicht kann die musikalische Begleitung in doppelter Hinsicht betrachtet werden: einmal als Erzeugniß des Tonsetzers und zweitens als darzustellendes Product des Instrumentalisten (desjenigen, der die in Noten gesetzte Begleitung auf seinem Instrumente zum Gegenstande des Gehörs macht). Beide, der Componist sowohl, wie der Instrumentalist, haben, jener bei dem Satze der Begleitung, und dieser bei dem Vortrage derselben, große Schwierigkeiten zu überwinden, und dies um so mehr, weil beide, bei der Wirkung, die sie hervorzubringen haben, von keiner eigentlichen Regel, von keiner Vorschrift, sondern einzig und allein von ihrem Genie, und nebenbei auch von der Erfahrung geleitet werden müssen. Die Wirkung, welche die Begleitung, als musikalischer Satz genommen, zu machen im Stande ist, beruht auf so unbewußten und von dem Verstande noch so wenig logisch aufgefaßten Grundsätzen, daß der Satz der Begleitung vielleicht schwieriger ist, als die Hervorbringung der Melodie (Hauptstimme) selbst. Bald bringt irgend ein musikalischer Gedanke durch die Begleitung eine gute, bald eine schlechte Wirkung hervor, ohne daß jedoch sehr häufig der Verstand vermag, den Grund von dieser Verschiedenheit klar und deutlich aufzufinden. Bis jetzt sind noch immer vorzugsweise die Italiäner im Besitze des Verdienstes einer klaren, sich auf wenige Noten beschränkenden und dennoch höchst wirksamen Begleitung gewesen, und in dieser Hinsicht unterscheiden sich die italiänischen Compositionen auf eine sehr auffallende Weise von denen der Deutschen und Franzosen. Überhaupt scheint noch die Kunst, mit wenigen Noten einen großen Effect hervorzubringen, als der schwierigste Theil des musikalischen Satzes zu betrachten zu seyn, der gerade das größte Genie und die höchste Ausbildung durch praktische Erfahrung erfodert, worin, wie gesagt, die Italiäner bisher das Meiste geleistet, denen die Deutschen aber, besonders in der neuesten Zeit, rühmlichst nachgeeifert haben. Die Franzosen sind auch in diesem Theile der Composition bei weitem hinter beiden Völkern zurückgeblieben, weil bei ihnen im Allgemeinen die Menge der Noten auch für die Wirkung derselben gehalten zu werden pflegt. Was nun die Begleitung, als Product des ausübenden Instrumentalisten, anbetrifft: so erfodert diese ebenfalls das erdenklichste Studium und die sinnigste, feinste Ausübung des bildenden Künstlers. Besonders ist die Begleitung der einzelnen Soloinstrumente, wie z. B. der Geige, der Flöte, des Claviers u. s. w. von der höchsten Schwierigkeit und setzt, wenn sie zweckmäßig seyn soll, große Einsicht und Gewandtheit voraus. So machen die italiänischen Componisten aus der Begleitung des Flügels zu dem ganzen Orchester, besonders aber zu dem Recitative (s. d.), eine eigentliche Kunstaufgabe, die sie mit dem angestrengtesten Fleiße zu lösen suchen. Denn da der Zweck jeglicher musikalischen Begleitung kein anderer seyn kann und seyn soll, als die Wirkung der Hauptstimme zu erhöhen; so geht daraus hervor, daß die Pflicht des Begleiters besonders in der Kunst bestehe, sich jener anzuschmiegen, sie zu unterstützen, keineswegs aber sie beherrschen oder gar unterdrücken zu wollen. Aus dieser doppelten

Natur des Begleiters, daraus nämlich, daß er handelnd und leidend zugleich seyn muß, ergibt sich nun schon von selbst, wie schwierig die ausübende Begleitung im Allgemeinen ist, und daß, wenn wir diese mit dem Solospiele vergleichen, letzteres unstreitig schwieriger ist, als die Begleitung selbst. So auffallend auch diese Behauptung dem ersten Anscheine nach seyn möchte, so wird sie nichts desto weniger jeder wahre Kenner der Musik gegründet finden. Pq.

Beglerbeg ist der Titel eines türkischen hohen Beamten, der als Statthalter über eine Provinz, welche alsdann **Beglerbeglie** heißt, gesetzt ist. Diejenigen Statthalter, welche zu Sophia, Kiutahya und Damaskus ihren Sitz haben, bekommen vorzüglich diese Benennung. S. Beg.

Begnadigungsrecht, ein in dem Rechte der Gesetzgebung enthaltenes Majestätsrecht, vermöge dessen dem Staatsoberhaupte zusteht, Strafen, die durch die Gesetze bestimmt sind, in einzelnen Fällen zu mindern oder gänzlich aufzuheben. Der Grund davon ist, weil der Gesetzgeber am besten beurtheilen kann, ob der Zweck eines Strafgesetzes, dessen authentischer Ausleger er ist, in einem vorkommenden Falle eine Ausnahme erleidet; er ist mithin nicht subjectiv (aus der Person des Gesetzgebers hergenommen), sondern objectiv (auf die Person des zu Strafenden sich beziehend).

Begräbnißplätze, diejenigen Oerter, welche zur Beerdigung der Verstorbenen bestimmt sind. Bei jedem Volke ist es wohl im Anfang willkürlich gewesen, wo sie ihre Todten hinbegraben wollten. In der Folge, da zunehmende Cultur die Völker in engere und zahlreichere gesellschaftliche Verbindungen brachte, wurde ein gemeinschaftlicher Ort ausgewählt, an welchem sie alle ihre Todten begruben. Diesen Gebrauch findet man bei allen, auch den ältesten Nationen. Die Römer hatten ihn in den frühesten Zeiten; späterhin aber, da die Republik am blühendsten war, wurden die Todten verbrannt, und nur die Asche, in Töpfen (urnae) gesammelt, begraben. Die alten Deutschen begruben ihre Verstorbenen in die von ihren Priestern geheiligten Haine. Mit Einführung der christlichen Religion unter ihnen wurden gemeinschaftliche geweihte Oerter dazu bestimmt, und nun wurde es für Schande gehalten, wer nicht in die geweihte Erde kam; daher die Verweigerung des Begräbnisses dahin zu den Strafen des Kirchenbannes gehörte. Diese Begräbnißplätze bekommen in verschiedenen Gegenden und Gemeinden auch verschiedene Namen, z. B. Kirchhof, Gottesacker, Gottesgarten. Schon die Römer hatten den Gebrauch, ihre Begräbnisse wenigstens mit einem Steine zu versehen, auf welchem der Name des Verstorbenen, und der Wunsch, er ruhe wohl (sit illi terra levis, die Erde sey ihm leicht) bezeichnet war. Dies erhielt sich auch bei den Christen und pflanzte sich zu den Deutschen fort. Auch die **Begräbnisse in den Kirchen** rühren aus den Zeiten der ältesten Nationen, oder vielmehr von einem dem Menschen aller Zeiten und Nationen gemeinschaftlichen Hange her, seine Angehörigen noch im Tode zu ehren, oder auch durch besondere Gebräuche auszuzeichnen. Daher wurden schon bei den ältesten Völkern, Ägyptern, Griechen und Römern, über die Gräber der Vornehmen oder sonst merkwürdiger Personen Gebäude, Pyramiden, Mausoleen oder Tempel gesetzt, so wie in den christlichen Zeiten kleine Kirchen, die man Capellen nannte. In den ersten Zeiten des Christenthums begrub man die Märtyrer in Felsenhöhlen, die man nach und nach zu geräumigen unterirdischen Gewölben erweiterte und Schlafkammern nannte. Andere schätzten es in der Folge

für ein Glück, wenn ihre Gebeine neben denen eines Märtyrers ruhen durften. Die Gräber der Märtyrer wurden deswegen in der folgenden Zeit dadurch ausgezeichnet, daß man weiße Altäre darüber errichtete. Da die Verfolgungen der Christen nachließen, und sie ihre Religion öffentlich bekennen und ausüben durften, erbauten sie sich Kirchen, und späterhin, als die christliche Religion die herrschende wurde, wandelte man sogar die Tempel in christliche Kirchen um. Schon im vierten Jahrhunderte bauete man daher Kirchen über die Gräber der heiligen Märtyrer, und weil man glaubte, daß ein Ort durch die Asche derselben vorzüglich geheiligt werde, so suchte man bei Erbauung neuer Kirchen in den Städten, oder bei Umwandlung der heidnischen Tempel in christliche Kirchen, die Überbleibsel (Reliquien) der Märtyrer sorgfältig auf, und begrub solche unter dem Altar der neuen Kirche, um diese dadurch zu heiligen. Der Glaube, daß es ein Glück sey, in der Nähe eines Heiligen begraben zu werden, erhielt sich und wurde immer allgemeiner unter den Christen. Kaiser Constantin, der im Jahr 337 starb, war der erste, von dem man weiß, daß er sein Grab in einer Kirche, und zwar in der Apostelkirche zu Constantinopel bestellte, wozu er, als der Erbauer derselben, wahrscheinlich ein Recht zu haben glaubte. Ihm machten es die Bischöfe bald nach, und endlich kamen alle diejenigen, welche die Kirchen reichlich beschenkten, zu gleicher Ehre. Theodosius und Justinian untersagten zwar die Begräbnisse in den Kirchen, allein vergeblich; Leo der Weise erlaubte sie jedermann wieder. Man erhielt indessen in neuern Zeiten viele Beweise, daß es äußerst nachtheilig für die Gesundheit der Lebendigen sey, wenn sie in der Gesellschaft der Todten längere Zeit zubringen sollen, vollends wenn die Leichen in bloßen Särgen stehen bleiben und nicht tief genug in die Erde kommen, wie der Fall meistens in den Grabgewölben in Kirchen ist, wo die giftigen Dünste um so eher aufsteigen und sich in der Luft verbreiten können. Es trug sich zu, daß, wenn solche Begräbnißgewölbe in Kirchen geöffnet wurden, nicht nur die, welche sie öffneten und welche zunächst dabei standen, todt niederfielen, sondern daß es sogar lange Zeit Niemand wagen durfte, in diese Kirche zu gehen, ohne sich gefährlichen Zufällen auszusetzen. Auch wenn sie nicht geöffnet werden, steigt doch, zumal im Sommer bei heißer Witterung, der Moder- und Leichendunst in die Luft und gibt Veranlassung zu Krankheiten. Auch durch Einstürzen solcher Grabgewölbe kann Unglück geschehen, wie z. B. 1775 in der Stadtkirche zu Havelberg während des Gottesdienstes geschah, wo mehrere Menschen mit hinunterstürzten. Man hat jetzt beinahe allenthalben das Begraben in die Kirchen abgeschafft oder doch sehr beschränkt. Selbst in Neapel und in Rom wurden im J. 1809 durch königliche Decrete die bis dahin allgemein üblichen Begräbnisse in den Kirchen verboten, und die Anlegung der Begräbnißplätze außerhalb der Stadt angeordnet. Wie vernünftig und nachahmungswürdig ist hierin die Sitte der herrnhuter Gemeinden, welche aus ihrem Gottesacker einen Garten bilden, und sonach durch ihre Todten nicht den Lebendigen Nachtheil bringen, sondern vielmehr bei dem Genuß einer heitern Natur und dem erquickenden Duft der Blumen und Blüthen die Wehmuth bei dem Andenken an die heimgegangenen Geliebten durch den lebendigern Gedanken an den Herrn der Natur, an Wiedersehen und an das unvergängliche Leben des Unsterblichen in uns, zur sanften und heilsamen Rührung mildern, und in erhebende, trostvolle Hoffnung umstimmen. H.

Begreifen, im moralischen Sinne genommen, heißt, von der innern Verbindung und dem vorhandenen Zusammenhang einer Sache in ihrer Wirkung nach außen hin deutlich überzeugt seyn. Da wir nun, um zu einer solchen Überzeugung zu gelangen, den gegebenen Gegenstand bis in die unterste Tiefe zu ergründen suchen müssen: so ist dazu erfoderlich, daß wir uns bemühen, stets den letzten Grund von der gegebenen Sache aufzufinden und zu durchschauen; denn nur in diesem Falle können wir sagen, daß wir die Sache begriffen haben.

Begriff, Vorstellung, Gedanke, Idee können im Allgemeinen als gleichbedeutende Ausdrücke angenommen werden, ob sie gleich, streng geprüft, von einander zu unterscheiden seyn möchten. Wir haben einen Begriff von einer Sache, wenn wir diese wahrgenommen haben und uns dessen mit Bewußtseyn zu erinnern im Stande sind, das heißt, wenn wir die Merkmale einer Sache (dasjenige, welches eine Sache dergestalt von der andern unterscheidet, daß der Verstand diese nicht mit einander verwechseln kann) aufgefunden und uns gehörig versinnlicht haben. Es erhellt aus sich selbst, daß, um Begriffe bekommen zu können, wir des Bewußtseyns bedürfen, weil ohne ein solches durchaus kein Begriff möglich ist. In Ansehung ihres Ursprungs sind die Begriffe entweder ursprüngliche oder abgeleitete. Ein ursprünglicher Begriff ist die bloße Ankündigung von dem veränderten Zustande eines Organs, unabhängig von jeder Wirkung eines Geistes; ein abgeleiteter Begriff ist ein solcher, welcher durch irgend eine Wirkung des Geistes, durch Reflexion und Abstraction, hervorgebracht wird. Zu den abgeleiteten Begriffen gehören auch die analogen Begriffe, die wir weder durch innere, noch durch äußere Anschauung bekommen, sondern nach gewissen Ähnlichkeiten bilden, die sie mit andern Vorstellungen gemein haben. Sinnliche Begriffe sind in demjenigen Resultate begründet, welches durch die Wirkung der Objecte auf die Sinne hervorgebracht wird. Sie zerfallen wiederum, je nachdem man dabei auf die Sache selbst, oder auf die Empfindung sieht, in sinnliche und Empfindungsbegriffe, welche letztere wiederum in die äußern und innern getheilt werden. Absolute Begriffe sind diejenigen, in welchen ein absolutes Ding vorgestellt wird, das für sich selbst, und ohne Beziehung auf ein anderes, gedenkbar ist. Unter relativen Begriffen verstehen wir solche, welche das Verhältniß der Dinge unter einander darthun, in so fern sie sich nämlich die Gegeneinanderhaltung und Vergleichung der Dinge zum Geschäft machen. Empirische Begriffe sind solche, die Merkmale in sich fassen, welche sich sinnlich empfinden lassen; sie werden hingegen zu reinen Begriffen, sobald nichts dergleichen Sinnliches in ihnen vorhanden ist und sie kein zu Empfindendes, wohl aber ein zu Denkendes darbieten. Die reinen Begriffe sind wiederum reinsinnliche Begriffe, wenn sie in der reinen Anschauung ihren Gegenstand a priori darstellen, wie zum Beispiel Triangel; oder reine Verstandesbegriffe, wie z. B. Ursache. Letztere sind entweder reine Verstandesbegriffe an sich (Categorien, Stammbegriffe, Elementarbegriffe, Prädicate) oder abgeleitete Verstandesbegriffe (Prädicabilien, Schemata), welche letztere durch die Verknüpfung mehrerer Categorien unter sich und durch Beziehung derselben auf reine Anschauung, oder auf Empfindung überhaupt entstehen. Erheben sich aber die reinen Verstandesbegriffe bis zur höchsten Einheit, bis zum Absoluten: so heißen sie Ideen; enthalten sie hingegen logische Ver-

gleichungen der Vorstellungen von Raum und Zeit unter sich: so werden sie zu Reflexions- (Vergleichungs-) Begriffen. Haben die reinen Verstandesbegriffe ihre Anschauung und die Gegenstände derselben in der Sinnenwelt, das heißt, finden dieselben die Materie zur Anschauung und dadurch also wirkliche Objecte derselben in der Natur, welche sich in einer möglichen Erfahrung (Natur) zeigen und anschaulich machen lassen können: so heißen sie Natur- oder Erfahrungsbegriffe. Andere heißen transscendentale Begriffe, wenn die Formen derselben so beschaffen sind, daß ihnen keine Materie in der Anschauung und Erfahrung angemessen seyn kann, daß sie vielmehr alle Möglichkeit der Erfahrung übersteigen und für sie in der Sinnenwelt kein ihnen entsprechender Gegenstand vorhanden ist, wie z. B. Wesen aller Wesen. Problematisch heißt ein Begriff, wenn weder die Möglichkeit noch die Unmöglichkeit seines Gegenstandes erkannt wird; unmöglich, wenn er sich selbst, oder dem Gegenstande widerspricht; usurpirt, wenn sein Gebrauch sich weder auf Erfahrung, noch auf Vernunft gründet, wie z. B. Glück. In Hinsicht auf die Form unterscheidet man 1. der Quantität nach, die Extension der Begriffe, welche alle diejenigen Begriffe in sich zusammenfaßt, welche unter einem allgemeinen Begriffe stehen und den Umfang und die Sphäre desselben ausmachen, z. B. eine geradlinige, krummlinige Fläche, und die Intension (Comprehension) der Begriffe. Diese ist der Inbegriff aller Merkmale, welche in dem Begriffe überhaupt gedacht werden, z. B. ein von drei Linien eingeschlossener Raum. Hierbei ist die Regel der Logiker zu bemerken: wie die Intension zunimmt, so nimmt die Extension ab, und wie die Intension abnimmt, so nimmt die Extension zu. Wenn wir z. B. die menschlichen Triebe erklären wollen und den Begriff aller derselben in einer engern Bedeutung nehmen, wo also dieser Begriff alle diejenigen Merkmale oder Bestimmungen bekommt, welche jenen Trieben eigen sind: so werden natürlich dieser Triebe weniger, oder es lassen sich vielmehr nicht alle darunter rechnen. In diesem Falle hat also die Extension zugenommen, die Intension hingegen abgenommen. Und so auch umgekehrt. 2. Die Qualität der Begriffe, welche sich auf die Güte und Vollkommenheit derselben bezieht, bringt deutliche oder undeutliche, vollständige oder unvollständige, ausführliche oder unausführliche hervor. Analytische Begriffe sind diejenigen, durch welche dasjenige bestimmt angegeben werden kann, was in dem Begriffe gedacht wird und in demselben enthalten ist. Durch die synthetischen Begriffe werden alle diejenigen Begriffe gedacht und aufgezählt, welche, nebst ihren Unterbegriffen, unter einem allgemeinen Hauptbegriffe enthalten sind. Durch die analytischen Begriffe soll man die Frage beantworten: was ist die Sache? Durch die synthetischen Begriffe: wie vielerlei ist dieselbe?

Beguinen oder **Beguten** hießen die weiblichen Religiosen, die sich, ohne die Klostergelübde gethan und die Regeln eines Ordens angenommen zu haben, zu Übungen der Andacht und Wohlthätigkeit vereinigten und Gesellschaften bildeten, welche in eigenen, oft durch Schenkungen bereicherten Beguinenhäusern oder Beguinereien zusammenlebten, und sich durch Fleiß, Gottesfurcht, Eingezogenheit und Sorgfalt für die Jugenderziehung vor andern Laien auszeichneten. Solche Gesellschaften waren seit Ende des eilften Jahrhunderts in Deutschland und den Niederlanden entstanden, und im zwölf-

ten und dreizehnten Jahrhundert sehr blühend. Sie wurden auch von Männern nachgeahmt, die sich, auf ähnliche Weise verbunden, Begharden nannten. Beide Gattungen, deren Namen so viel als Beter und Bettler bedeutet, mußten von der Eifersucht der geistlichen Orden manche Verfolgungen leiden, und wurden wegen ihres leisen Singens (Lollen) spottweise Lollharden genannt. Sie waren die Pietisten des Mittelalters. Am längsten erhielten sich die Beguinen in Deutschland, wo sie bis zur Reformation unter dem Namen Seelenweiber, weil sie sich der Seelsorge ihres Geschlechts annahmen, beliebt waren, und in den Niederlanden, wo man noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts dergleichen zu Löwen gesehen hat. Unter dieselbe Classe ohne päpstliche Autorität und Regel zusammengetretener Gesellschaften gehörten die Reuer und Reuerinnen, Büßende, die im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte in Deutschland umherzogen, und die Fraticellen oder Freroten, meist Reste der 1260 aufgehobenen Tertiarier vom Franziscaner-Orden in der Lombardei, welche jedoch bald unterdrückt wurden. E.

Behaim (Martin), geboren zu Nürnberg gegen das Jahr 1430, gestorben den 29sten Juli 1506 in Lissabon, war einer der gelehrtesten Mathematiker und Astronomen seines Jahrhunderts. Er hatte die Handlung erlernt, trieb aber nebenbei mathematische und nautische Wissenschaften, reiste nach Antwerpen, und ging von da 1480 nach Lissabon. Hier in einem Lande, wo man auf neue Entdeckungen ausging, wurde dieser geschickte Erdbeschreiber mit vieler Auszeichnung empfangen, machte auf der Flotte des Diego Can eine Entdeckungsreise, und untersuchte die Inseln an der Küste von Afrika, wo er bis an den Fluß Zaire gelangte. Nach dieser Reise wurde er zum Ritter ernannt, und ging auf einige Zeit in seine Vaterstadt zurück, wo er 1492 einen Erdgloben verfertigte, der alle Spuren der damaligen Unbekanntschaft mit dem wahren Umfange der Erde an sich trägt. Seinen Ruhm verdankt er nicht sowohl seinen wahren Verdiensten als vermeintlichen Entdeckungen, die man ihm zuschrieb, an die er aber nie gedacht hat; denn man versicherte, er habe die Inseln von Amerika und die magellanische Meerenge gekannt, und dem Columbus eigentlich die Idee von einem neuen Erdtheile gegeben.

Behandlung ist, in Beziehung auf das Ästhetische, die Art und Weise, einem Stoffe, gemäß einer ästhetischen Idee und demnach entsprechend dem Zwecke schöner Kunst, eine Form zu ertheilen. Ist der Gegenstand glücklich gefunden, sagt Göthe, dann tritt die Behandlung ein, die wir in die geistige, sinnliche und mechanische eintheilen möchten. Die geistige arbeitet den Gegenstand in seinem innern Zusammenhange aus, sie findet die untergeordneten Motive: und wenn sich bei der Wahl des Gegenstandes überhaupt die Tiefe des künstlerischen Genies beurtheilen läßt, so kann man an der Entdeckung der Motive seine Breite, seinen Reichthum, seine Fülle und Liebenswürdigkeit erkennen. Die sinnliche Behandlung würden wir diejenige nennen, wodurch das Werk durchaus dem Sinne faßlich, angenehm, erfreulich, und durch einen milden Reiz unentbehrlich wird. Die mechanische zuletzt wäre diejenige, die durch irgend ein körperliches Organ auf bestimmte Stoffe wirkt, und so der Arbeit ihr Daseyn, ihre Wirklichkeit verschafft. — Regeln für die geistige Behandlung, welche das Werk des Genies und die Frucht der Begeisterung ist, lassen sich nur finden durch Erforschung derselben an den vollkommenen Werken solcher Künstler, die mit Genie und Begeisterung darstellten. Im All-

gemeinen ergibt sich die Foderung, ein in sich beschlossenes Ganzes ästhetischer Ideen in organischem Zusammenhange harmonisch und mit lebendigster Anschaulichkeit vor die Einbildungskraft zu bringen. Das Daseyn ästhetischer Ideen in des Künstlers Seele wird vorausgesetzt; die Gesetze für die geistige Behandlung sind demnach lediglich auf die Organisation derselben gerichtet, welche der auf die Thätigkeit der Imagination reflectirende Verstand vorschreibt. Sucht nun der Künstler die innere Schöpfung seiner Einbildungskraft außer sich darzustellen, so tritt die mechanische Behandlung ein, welche verschieden seyn muß nach den verschiedenen Mitteln und Stoffen, deren sich die verschiedenen Künste bedienen. Der Tonsetzer setzt seine Ideen in Noten, der Dichter setzt sie in gemessene Worte, der Architekt und Bildner gräbt oder haut sie in Stein oder andere Massen, der Maler trägt sie mit Farben auf einen Grund. Für die mechanische Behandlung gibt die Technik Gesetze. Die geistige Behandlung macht eine Darstellung zum schönen Werke, die mechanische zum Kunstwerke; beide machen ein schönes Kunstwerk. Die eine gibt demselben seine formale, die andere seine materiale Zweckmäßigkeit, durch deren innige Verbindung allein die Vollkommenheit besteht. Die formale Zweckmäßigkeit gibt Zusammenstimmung der Wirkungen, die materiale gibt Zusammenstimmung der Theilverhältnisse zum Ganzen. Damit diese bewirkt werde, muß Vollständigkeit, Richtigkeit und Ordnung in dem Kunstwerk seyn, welches demnach die Punkte sind, worauf es bei der mechanischen Behandlung ankommt. Die sinnliche Behandlung endlich bezieht sich zum Theil auf das Geistige, zum Theil auf das Mechanische im Kunstwerke, und geht in beiden Beziehungen auf Correctheit; diese Eigenschaft als durchgängige Angemessenheit eines Kunstwerks im Äußern und Innern, der Ausführung und dem Entwurfe, zu dem Gesetze der Schönheit gedacht. Die Eigenschaften, welche ein Kunstwerk dadurch erhält, sind Reinlichkeit im Innern und Äußern, Deutlichkeit und Wahrheit; nur durch die erste wird es lieblich, nur durch die letztere wird es faßlich. Nun erst spricht es als wahrhaft schön das Gemüth an, nun erst ist der Geist desselben im Äußern anzuschauen. Frei von Plumpheit und Trokkenheit, wie von Überladung und Üppigkeit, ohne Hartes und Rauhes steht das Werk da in einer Lieblichkeit, die das Gemüth immer neu anzieht, in einem Reize, der es immer neu fesselt, und in einer Leichtigkeit, als sey es ohne Mühe und gleichsam von selbst geworben. — Man könnte jene drei Behandlungsarten ästhetischer Stoffe zu schönen Kunstwerken auch die Behandlung des Genies, des Verstandes und des Geschmackes nennen, welche drei Geistesvermögen nur in vereintem Zusammenwirken ein Werk schöner Kunst hervorbringen können. Das erste erfindet und entwirft, das zweite regelt die Ausführung und bietet dazu die Mittel dar, das dritte urtheilt so hier wie dort über die Zweckmäßigkeit.

Beichte ist der kirchliche Gebrauch, nach welchem der Christ zu gewissen Zeiten, namentlich vor dem Genusse des heiligen Abendmahls, ein Bekenntniß seiner Sünden vor dem Geistlichen ablegt. Die catholische Kirche fodert von dem Beichtenden das Bekenntniß seiner einzelnen Vergehungen; die evangelische Kirche verlangt bloß ein allgemeines Bekenntniß. Doch stellt es auch diese Kirche ihren Mitgliedern frei, einzelne Vergehungen dem Beichtvater zu offenbaren, und das schuldbewußte Herz durch ein solches Bekenntniß zu erleichtern, weßhalb die protestantischen Geistlichen, eben so wie die catholischen, ver-

pflichtet sind, das ihnen im Beichtstuhle Anvertraute unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu bewahren. In der evangelischen Kirche ist die Beichte an einigen Orten eine besondere, indem jeder einzeln das Bekenntniß seiner Sünden ablegt, an andern eine allgemeine, indem diese von mehreren, welche sich zu diesem Zwecke versammelt haben, zugleich geschieht. Es ist viel darüber gestritten worden, welche Art der Beichte den Vorzug verdiene. Da, wo der Geistliche die einzelnen Gemeindeglieder näher kennt, scheint die besondere Beichte zweckmäßiger zu seyn, weil sie es dem Geistlichen möglich macht, bei seinen Ermahnungen und Tröstungen individuelle Verhältnisse zu berücksichtigen und darum eindringlicher zu sprechen. Durch die Gelegenheit, welche die Beichte dem Geistlichen darbietet, Anleitung zur Selbstprüfung zu geben, zu erwecken, zu warnen, zu ermahnen und zu trösten, wird sie ein sehr heilsamer, den Zweck der öffentlichen Religionsübung wirksam befördernder Gebrauch. Die Worte, welche bei dieser Handlung gesprochen werden, pflegen stärker als die Predigt zu wirken, weil sie individueller seyn können, auch von dem zur Andacht erweckten Beichtenden aufmerksamer gehört und näher auf seinen Zustand bezogen werden. Auch gründet sich die Beichte auf eine sehr wahre Idee, auf die Idee der Unvollkommenheit der menschlichen Tugend, und befriedigt das Bedürfniß des schuldbewußten Herzens, durch das Bekenntniß seiner Schuld sich zu erleichtern. Das erkannten die Reformatoren, und darum behielten sie diesen Gebrauch bei, ob sie gleich sehr wohl wußten, daß er nicht von Christo vorgeschrieben, sondern aus den disciplinarischen Anstalten der alten Kirche entstanden sey, weshalb sie auch keine absolute Nothwendigkeit dieses Gebrauches behaupteten. Daß mit der Beichte, in der catholischen Kirche besonders, mancher Mißbrauch getrieben worden ist, kann ihr nicht zum Vorwurfe gereichen; denn es ist das Loos aller, auch der ehrwürdigsten und heilsamsten Anstalten, daß sie von dem Wahne und der Leidenschaft entstellt und zu unwürdigen Zwecken gebraucht werden. N.

Beil (Joh. Dav.), wurde 1754 zu Chemnitz in Sachsen geboren. Wiewohl er das einzige Kind seiner Ältern war, so konnte doch sein Vater, ein Tuchmacher, bei beschränktem Erwerb wenig auf seine Erziehung und Ausbildung wenden. Die Natur hatte ihn am Körper und Geist vortheilhaft ausgestattet und ihm einen glücklichen Leichtsinn gegeben, womit er das Ängstliche seiner Lage nach seinen gemachten Planen leicht weglächelte. Früh entzückte ihn die Gewalt der Dichtkunst, wozu Klopstocks Messiade die Hauptursache war. Begebenheiten, welche in seiner Vaterstadt vorfielen, besang er mit komischer Laune, ohne hämische Galle. Die Erfüllung seines Wunsches, die Universität Leipzig zu besuchen, dankte er einem würdigen Manne aus dem Kriegsstande, der ihn von jeher geliebt hatte. Seine wesentlichste Unterstützung genoß er von dem Hause Frege daselbst, wodurch sein Plan, die Rechtsgelehrsamkeit zu studiren, befestigt wurde. Die Vorliebe zu Platners Vortrage setzte indeß bald seinen Plan in Hinsicht des Studiums der Rechte zurück. Die Zwischenzeit widmete er der Dichtkunst. Ein unseliger Zufall führte ihn einst in die Gesellschaft reicher Landsleute. Man ermunterte ihn zum Spiele. Er spielt und gewinnt so viel, daß er nun neue und vortheilhafte Entwürfe für den Fleiß der Zukunft und die Einholung des Versäumten macht. Das Glück soll sich verdoppeln, deshalb spielt er täglich fort, verliert täglich, und mit dem Gelde geht auch seine bisherige gute Laune zu Grabe. Er besucht oft nach aufgehobener Bank mit seinen

Spielcollegen das Schauspiel. Die hohe Dichtung ergreift ihn, die Charakterschilderung beschäftigt ihn, seine frohe Laune wacht wieder auf. — Die seylersche Gesellschaft gab damals Vorstellungen in Leipzig, welche einen Reinecke, Opitz, Thering, Mad. Seyler, Brandis, Reinecke, Koch zählte. Er suchte Engagement; Seyler schlug es ihm ab. Er ging nach Naumburg zu einer Gesellschaft und wurde angenommen. Er spielte alt und jung, Bediente, Greise, Fürsten, Jünglinge, Bauern, Geister und Helden. Diese Truppe ging nach Erfurt, wo ihn der damalige Statthalter, Carl von Dalberg, kennen lernte, welcher ihn dem Herzoge von Gotha empfahl. Auf einen vortheilhaften Bericht verschiedener vom Herzoge dahin abgeschickter Schauspieler wurde er Mitglied am gothaer Hoftheater. Hier trat er 1777 auf, und gefiel dem Hofe und dem Publicum ausnehmend. Er spielte komische Charakterrollen der zweiten Gattung: Bediente, Bauern, Dümmlinge, gutherzige Bursche. Nach ihm erschien auch Beck und Iffland, und so besaß die gothaische Bühne drei Jünglinge, welche aus Liebe zur Kunst im engsten Vereine nur sich und ihrem Fache lebten. Im Jahre 1779 gab der Herzog das Hoftheater auf, und Beil, nebst den meisten Mitgliedern, engagirte sich bei dem neuzuerrichtenden churfürstl. Theater zu Mannheim. Seyler war Director, und Herr von Dalberg unterzog sich mit dem reinsten Kunstgefühle der Sache. Schröder erschien 1780 in Mannheim, und mit ihm gleichsam eine neue Periode für die deutsche Schauspielkunst. Gegen das Ende seiner Lebensbahn ergriff Beil abermals die Spielsucht, die er aber bei kälterm Blute bald unterdrückte. Melancholischer Mißmuth bemächtigte sich seiner Seele, welcher auch endlich seine Körperkraft aufzuzehren anfing. Er starb im Jahre 1794 in seinem vierzigsten Lebensjahre. Beil ist als Theaterdichter vortheilhaft bekannt. Wir besitzen von ihm verschiedene Schau- und Lustspiele. Iffland ward sein Biograph; sein Bildniß findet man im Theateralmanach von ebendemselben auf das Jahr 1808.

Beilbrief ist der schriftliche Vertrag mit einem Schiffszimmermann über den Bau eines Schiffs; desgleichen die Verschreibung über Gelder, die zum Schiffsbau aufgenommen werden.

Beiram, das Osterfest der Mahometaner, welches unmittelbar auf den Ramasan oder Fastenmonat folgt und drei Tage dauert. Es nimmt, wie der Ramasan, seinen Anfang, sobald von gewissen dazu verordneten Personen der Neumond verkündigt wird. Es ist gebräuchlich, daß an diesem Feste die Geringern den Vornehmern Geschenke verehren, welche Sitte sich sonst auch auf die Europäer erstreckte, die den Großen der Pforte, den Bassen und Cadi's Geschenke machen mußten.

Beireis (Gottfried Christoph), Professor der Chemie und Medicin auf der Universität Helmstädt, hat durch seine Sonderbarkeiten in Deutschland eine große Berühmtheit erlangt. Er war in der ehemaligen freien Reichsstadt Mühlhausen 1730 geboren, wo sein Vater eine Magistratsperson war, und sich mit Pharmacie beschäftigte. Beireis besaß manche gute Eigenschaften, hatte vielen natürlichen Verstand, einen großen Reichthum an Kenntnissen; war ein geschickter, uneigennütziger und sorgfältiger Arzt; seine Gespräche waren interessant, und er wurde von einer großen Menge Gelehrter und vornehmer Reisenden besucht, die er jederzeit mit freundlichem Wohlwollen empfing. Eitelkeit war aber die eigentliche Triebfeder aller seiner Handlungen, und um diese zu befriedigen, scheute er kein Mittel. Er lebte

fast ohne allen Umgang, blieb stets unverheirathet und war bemüht, sich ein geheimnißvolles Ansehen zu geben. Sein weitläuftiges Haus war mit Sonderbarkeiten und vielen Gegenständen angefüllt, die theils wirklich selten und kostbar waren, theils mit besonderer Geschicklichkeit von ihm dafür ausgegeben wurden. Er zeigte siebzehn verschiedene Sammlungen von Gegenständen schöner Kunst, der Wissenschaften, der Natur, Mechanik u. a. m., und hatte sein ganzes Leben und große Summen darauf verwandt, sie zusammenzubringen. Seine Gemäldesammlung enthielt manches kostbare Stück, ob er gleich auch die Copien für Originale ausgab, wie z. B. die Nacht von Correggio, und sogar behauptete, von jedem großen Meister die vorzüglichsten Stücke zu besitzen, so daß seine Sammlung unter allen die reichste sey. Außerdem besaß er drei bekannte Automate, unter denen eine Ente war, die alle Verrichtungen einer lebenden that, und die er für die vaucansonische ausgab, ob man gleich weiß, daß sich diese in den kaiserlichen Sammlungen in Petersburg befindet. Sein Münzcabinet enthielt selbst viele alte Goldmünzen und war von einem ansehnlichen Werthe. Selten und mit vieler Vorsicht zeigte er auch eine durchsichtige Masse, die größer als ein Hühnerei war, und von der er behauptete, daß sie ein Diamant von 6400 Karat Gewicht sey, den alle Fürsten der ganzen Erde nicht zu bezahlen im Stande wären. Er erzählte, daß der Kaiser von China dies kostbare Juwel bei ihm versezt habe, und wußte diese Fabel mit allem Detail auszuführen. Merkwürdig ist es, daß man nach seinem Tode diese vorgebliche Kostbarkeit nicht gefunden hat; Kunstverständige behaupten, daß es ein madagaskarischer Kiesel gewesen sey. So übertrieben auch der Werth seyn mochte, den Beireis selbst diesen allerdings schätzbaren Sammlungen beilegte, so kann man doch nicht leugnen, daß sie ein außerordentliches Vermögen erfodert haben, und man bewundert mit Recht, wie er dazu gelangen konnte. Um andern dieses Räthsel zu lösen, gab Beireis selbst vor, daß er die Kunst, Gold zu machen, verstehe, und zeigte auch Beweise derselben vor. Das wahrscheinlichste ist, daß er in jener Zeit, wo die Chemie noch in ein großes Dunkel gehüllt war, manche nützliche Erfindung machte, z. B. die bessere Bereitung des Carmins, die er als Geheimniß Holländern mittheilte, welche sich sehr dankbar dafür bewiesen; ferner die Kunst, aus bisher unbekannten Mitteln Essig zu bereiten, die er Andere unter der Bedingung, daß er Jahre lang einen großen Theil des Gewinns davon zog, lehrte. Er sprach häufig von seinen großen Reisen, und streute sich in diesen Erzählungen durch eingemischte Anekdoten reichlichen Weihrauch; obgleich Personen, die ihn näher kannten, behaupteten, daß er Helmstädt nie verlassen habe. Was er geschrieben hat, besteht in einigen unbedeutenden physiologischen Abhandlungen.

Beiwerk nennt man in Werken der bildenden Künste alle jene mit dargestellte Gegenstände, welche, streng genommen, zur Darstellung des Hauptgegenstandes nicht wesentlich erfodert werden, dem Künstler aber theils zur genauern Bezeichnung des Stoffes, der Zeit, des Ortes und zur Charakterisirung der dabei obwaltenden Nebenumstände, theils zur Ausfüllung seiner Darstellung dienen, damit diese als kunstmäßige Composition eben so wenig lückenhaft erscheine, als die dargestellte Idee ein in sich vollendetes Ganzes bilden soll. Bisweilen erscheint auch das Beiwerk als Anspielung, wodurch es in größerer Bedeutung hervortritt. In jedem Falle muß der Künstler es dem Zwecke des Ganzen gemäß wählen, so sparsam wie möglich damit

Spielcollegen das Schauspiel. Die hohe Dichtung ergreift ihn, die Charakterschilderung beschäftigt ihn, seine frohe Laune wacht wieder auf. — Die seylersche Gesellschaft gab damals Vorstellungen in Leipzig, welche einen Reinecke, Opitz, Thering, Mad. Seyler, Brandis, Reinecke, Koch zählte. Er suchte Engagement; Seyler schlug es ihm ab. Er ging nach Naumburg zu einer Gesellschaft und wurde angenommen. Er spielte alt und jung, Bediente, Greise, Fürsten, Jünglinge, Bauern, Geister und Helden. Diese Truppe ging nach Erfurt, wo ihn der damalige Statthalter, Carl von Dalberg, kennen lernte, welcher ihn dem Herzoge von Gotha empfahl. Auf einen vortheilhaften Bericht verschiedener vom Herzoge dahin abgeschickter Schauspieler wurde er Mitglied am gothaer Hoftheater. Hier trat er 1777 auf, und gefiel dem Hofe und dem Publicum ausnehmend. Er spielte komische Charakterrollen der zweiten Gattung: Bediente, Bauern, Dümmlinge, gutherzige Bursche. Nach ihm erschien auch Beck und Iffland, und so besaß die gothaische Bühne drei Jünglinge, welche aus Liebe zur Kunst im engsten Vereine nur sich und ihrem Fache lebten. Im Jahre 1779 gab der Herzog das Hoftheater auf, und Beil, nebst den meisten Mitgliedern, engagirte sich bei dem neuzuerrichtenden churfürstl. Theater zu Mannheim. Seyler war Director, und Herr von Dalberg unterzog sich mit dem reinsten Kunstgefühle der Sache. Schröder erschien 1780 in Mannheim, und mit ihm gleichsam eine neue Periode für die deutsche Schauspielkunst. Gegen das Ende seiner Lebensbahn ergriff Beil abermals die Spielsucht, die er aber bei kälterm Blute bald unterdrückte. Melancholischer Mißmuth bemächtigte sich seiner Seele, welcher auch endlich seine Körperkraft aufzuzehren anfing. Er starb im Jahre 1794 in seinem vierzigsten Lebensjahre. Beil ist als Theaterdichter vortheilhaft bekannt. Wir besitzen von ihm verschiedene Schau- und Lustspiele. Iffland ward sein Biograph; sein Bildniß findet man im Theateralmanach von ebendemselben auf das Jahr 1808.

Beilbrief ist der schriftliche Vertrag mit einem Schiffszimmermann über den Bau eines Schiffs; desgleichen die Verschreibung über Gelder, die zum Schiffsbau aufgenommen werden.

Beiram, das Osterfest der Mahometaner, welches unmittelbar auf den Ramasan oder Fastenmonat folgt und drei Tage dauert. Es nimmt, wie der Ramasan, seinen Anfang, sobald von gewissen dazu verordneten Personen der Neumond verkündigt wird. Es ist gebräuchlich, daß an diesem Feste die Geringern den Vornehmern Geschenke verehren, welche Sitte sich sonst auch auf die Europäer erstreckte, die den Großen der Pforte, den Bassen und Cadi's Geschenke machen mußten.

Beireis (Gottfried Christoph), Professor der Chemie und Medicin auf der Universität Helmstädt, hat durch seine Sonderbarkeiten in Deutschland eine große Berühmtheit erlangt. Er war in der ehemaligen freien Reichsstadt Mühlhausen 1730 geboren, wo sein Vater eine Magistratsperson war, und sich mit Pharmacie beschäftigte. Beireis besaß manche gute Eigenschaften, hatte vielen natürlichen Verstand, einen großen Reichthum an Kenntnissen; war ein geschickter, uneigennütziger und sorgfältiger Arzt; seine Gespräche waren interessant, und er wurde von einer großen Menge Gelehrter und vornehmer Reisenden besucht, die er jederzeit mit freundlichem Wohlwollen empfing. Eitelkeit war aber die eigentliche Triebfeder aller seiner Handlungen, und um diese zu befriedigen, scheute er kein Mittel. Er lebte

fast ohne allen Umgang, blieb stets unverheirathet und war bemüht, sich ein geheimnißvolles Ansehen zu geben. Sein weitläuftiges Haus war mit Sonderbarkeiten und vielen Gegenständen angefüllt, die theils wirklich selten und kostbar waren, theils mit besonderer Geschicklichkeit von ihm dafür ausgegeben wurden. Er zeigte siebzehn verschiedene Sammlungen von Gegenständen schöner Kunst, der Wissenschaften, der Natur, Mechanik u. a. m., und hatte sein ganzes Leben und große Summen darauf verwandt, sie zusammenzubringen. Seine Gemäldesammlung enthielt manches kostbare Stück, ob er gleich auch die Copien für Originale ausgab, wie z. B. die Nacht von Correggio, und sogar behauptete, von jedem großen Meister die vorzüglichsten Stücke zu besitzen, so daß seine Sammlung unter allen die reichste sey. Außerdem besaß er drei bekannte Automate, unter denen eine Ente war, die alle Verrichtungen einer lebenden that, und die er für die vaucansonische ausgab, ob man gleich weiß, daß sich diese in den kaiserlichen Sammlungen in Petersburg befindet. Sein Münzcabinet enthielt selbst viele alte Goldmünzen und war von einem ansehnlichen Werthe. Selten und mit vieler Vorsicht zeigte er auch eine durchsichtige Masse, die größer als ein Hühnerei war, und von der er behauptete, daß sie ein Diamant von 6400 Karat Gewicht sey, den alle Fürsten der ganzen Erde nicht zu bezahlen im Stande wären. Er erzählte, daß der Kaiser von China dies kostbare Juwel bei ihm versetzt habe, und wußte diese Fabel mit allem Detail auszuführen. Merkwürdig ist es, daß man nach seinem Tode diese vorgebliche Kostbarkeit nicht gefunden hat; Kunstverständige behaupten, daß es ein madagaskarischer Kiesel gewesen sey. So übertrieben auch der Werth seyn mochte, den Beireis selbst diesen allerdings schätzbaren Sammlungen beilegte, so kann man doch nicht leugnen, daß sie ein außerordentliches Vermögen erfodert haben, und man bewundert mit Recht, wie er dazu gelangen konnte. Um andern dieses Räthsel zu lösen, gab Beireis selbst vor, daß er die Kunst, Gold zu machen, verstehe, und zeigte auch Beweise derselben vor. Das wahrscheinlichste ist, daß er in jener Zeit, wo die Chemie noch in ein großes Dunkel gehüllt war, manche nützliche Erfindung machte, z. B. die bessere Bereitung des Carmins, die er als Geheimniß Holländern mittheilte, welche sich sehr dankbar dafür bewiesen; ferner die Kunst, aus bisher unbekannten Mitteln Essig zu bereiten, die er Andere unter der Bedingung, daß er Jahre lang einen großen Theil des Gewinns davon zog, lehrte. Er sprach häufig von seinen großen Reisen, und streute sich in diesen Erzählungen durch eingemischte Anekdoten reichlichen Weihrauch; obgleich Personen, die ihn näher kannten, behaupteten, daß er Helmstädt nie verlassen habe. Was er geschrieben hat, besteht in einigen unbedeutenden physiologischen Abhandlungen.

Beiwerk nennt man in Werken der bildenden Künste alle jene mit dargestellte Gegenstände, welche, streng genommen, zur Darstellung des Hauptgegenstandes nicht wesentlich erfodert werden, dem Künstler aber theils zur genauern Bezeichnung des Stoffes, der Zeit, des Ortes und zur Charakterisirung der dabei obwaltenden Nebenumstände, theils zur Ausfüllung seiner Darstellung dienen, damit diese als kunstmäßige Composition eben so wenig lückenhaft erscheine, als die dargestellte Idee ein in sich vollendetes Ganzes bilden soll. Bisweilen erscheint auch das Beiwerk als Anspielung, wodurch es in größerer Bedeutung hervortritt. In jedem Falle muß der Künstler es dem Zwecke des Ganzen gemäß wählen, so sparsam wie möglich damit

seyn, es weder in Menge noch Ausführung auf Kosten des Hauptgegenstandes hervortreten lassen, und es so schicklich anbringen und einweben, daß es fast nothwendig scheine.

Beiwort (lat. nomen adjectivum) ist, nebst dem Hauptworte (nomen substantivum), einer von den acht Redetheilen (s. d.), in welche die alten Grammatiker die sämmtlichen Wörter der lateinischen und griechischen Sprache eingetheilt haben, und welche für die neuern Sprachen ebenfalls beibehalten worden sind. Das Beiwort zeigt stets die Beschaffenheit oder Eigenschaft des Hauptworts (s. d.) an, und kann auch durch die Vorsetzung des Artikels (s. d.) zum Hauptworte werden; z. B. gut ist ein Beiwort; setzt man diesem nun einen Artikel vor, so wird es zum Hauptworte, wie z. B. das Gute, in welchem letztern Falle dies Beiwort, nachdem es nämlich durch den vorgesetzten Artikel zum Hauptworte geworden ist, stets mit einem großen Anfangsbuchstaben geschrieben werden muß, da hingegen das Beiwort stets einen kleinen Buchstaben erhält. In der Poesie bedeutet das Beiwort (epitheton, das Hinzugesetzte) denjenigen Ausdruck, der dem Hauptworte hinzugefügt ist, und welcher dazu dient, die Idee des letztern zu ergänzen, zu erweitern, oder im Allgemeinen auch zu verschönern. Dem Sinne nach kann das ästhetische Beiwort (epitheton) doppelter Art seyn: nämlich einmal logisch, wenn z. B. gesagt wird, der starke Geist, in welchem Falle das Beiwort dem Gebiete des Verstandes anheim fällt; zweitens hat dasselbe auch einen poetischen Sinn, und gehört somit in das Gebiet der Phantasie, wo man es alsdann das verschönernde Beiwort (epitheton ornans) zu benennen pflegt. Ein solches ist, wenn gesagt wird, das rosige Mädchen. Daß die Beiwörter in der Poesie mit Aufmerksamkeit gewählt und nicht zwecklos angewandt werden müssen, ergibt sich von selbst; denn so sehr sie, mit Sorgfalt gebraucht, zur Verschönerung und zur Verstärkung des Sinnes beizutragen im Stande sind, eben so sehr können sie auch, zur Unzeit und zu häufig angewandt, Schwächung oder gänzliche Störung des Ausdrucks verursachen.

Beizen heißt bei gewissen Künstlern und Handwerkern diejenige Arbeit, die durch chemische Mittel bewirkt wird. Es ist eine Behandlung, wodurch man auf der Oberfläche und in dem Zusammenhange der Theile gewisser fester Körper eine bestimmte Veränderung hervorbringt, indem man sie der Einwirkung einer eigenen, meistentheils salzartigen Feuchtigkeit auf gewisse Zeit aussetzt, ohne daß dadurch der Zusammenhang der Theile völlig getrennt wird. Bei jeder Beizung bringen die Theile des Beizmittels in den zu beizenden Körper, welcher in dasselbe gelegt oder damit bestrichen wird, mehr oder weniger tief ein, und machen entweder die Consistenz derselben mürbe oder verringern die Neigung zur Fäulniß, z. B. beim Einpökeln des Fleisches der Thiere durch einfachen oder gewürzten Essig; sie machen seine Oberfläche reiner und zur Annahme eines andern Überzuges geschickter, wie beim verzinnten Eisen; oder sie färben die Oberfläche, wie beim Beizen des Holzes durch Scheidewasser. Je feiner oder gröber die Beschaffenheit des zu beizenden Körpers ist, desto gelinder oder schärfer müssen auch die Bestandtheile der Beizmittel seyn, um den Zweck zu erreichen. — In der Forstsprache heißt beizen, Thiere mit dazu abgerichteten Raubvögeln jagen.

Belagerung. Wenn der Feind eine Festung umringt, einschließt, beschießt, Verschanzungen gegen dieselbe errichtet, die Parallelen eröffnet, durch Laufgräben immer näher an dieselbe heranrückt,

sie bestürmt, so belagert er die Festung. Die dabei thätigen Truppen bilden das Belagerungscorps, dessen Stärke, so wie die Zeit der Belagerung, sich nach dem Umfange der Festung, der Stärke der Besatzung und der etwa zum Entsatz anrückenden Armee richtet (s. Festung). Zu dem Belagerungsgeschütze gehören die 12-, 18- und 24pfündigen metallenen Kanonen, die 10pfündigen Haubitzen, 10-, 30-, 60- und 100pfündigen metallenen Bombenpöller, dann die 6-, 12- und 18pfündigen eisernen Kanonen und 60pfündigen eisernen Steinpöller. Belagerungspark ist der Verein der zu einer Belagerung erfoderlichen Artillerie, Munition und übrigen Bedürfnisse. Eine Stadt in den Belagerungsstand erklären, heißt: die Wirksamkeit aller Civilbehörden suspendiren, oder dieselben dem Militärgouvernement unterordnen.

Belehnung ist die mit gewissen Feierlichkeiten begleitete Verleihung eines Lehens. In der deutschen Reichsverfassung war ein Unterschied zwischen Thronlehen und andern. Über letztere ward die Belehnung im Reichshofrathe ertheilt, über jene, dergleichen nur Churfürsten- und Fürstenthümer waren, vom Kaiser in Person. Das übliche Ceremoniel war folgendes. Zwei bevollmächtigte Gesandten des Fürsten, der die Lehn empfing, erschienen im feierlichsten Aufzuge, in einem dazu bestimmten Saale der kaiserlichen Burg, wo der Kaiser mit bedecktem Haupte auf seinem Throne saß. Auf einer Seite neben ihm stand der Reichsvicekanzler, auf der andern die Obersthofbeamten, und vor ihm ein Halbkreis von Kammerherren, von der Leibwache umgeben. Bei dem Eintritt in den Saal fielen die Gesandten auf die Knie, und näherten sich mit zwei Mal wiederholter Kniebeugung dem Throne durch den eröffneten Kreis. Hier hielt der erste Gesandte knieend eine Rede, worin er um Ablegung des Lehnseides bat. Der Reichsvicekanzler trat zum Kaiser hinauf, vernahm seine Erklärung und machte sie den Gesandten in einer kurzen Gegenrede bekannt. Darauf nahm der Kaiser den Hut ab, gab ihn dem Obersthofkämmerer und bekam dagegen ein Evangelienbuch, um es auf seinen Schooß zu legen. Die Gesandten rückten einige Stufen des Thrones hinauf, legten die Finger auf das Evangelienbuch und schwuren knieend die Worte des Eides nach, die ihnen der Reichsvicekanzler vorsagte. Der Inhalt des Eides war: daß der Fürst dem Kaiser und Reiche treu, hold, gehorsam und gewärtig seyn und beider Nutzen befördern wolle. Hernach setzte der Kaiser den Hut wieder auf, nahm statt des Evangelienbuchs ein bloßes Schwert in die Hand, und ließ beide Gesandte den Knopf desselben küssen, worauf diese wieder an ihren vorigen Platz herunter rückten. Der zweite Gesandte hielt eine Danksagungsrede, worauf sie sich rückwärts wieder mit dreimaliger Kniebeugung aus dem Saale entfernten, und der Kaiser den Thron verließ. Während der ganzen Handlung mußten die Gesandten auf den Knieen bleiben. — Im J. 1788 erst hatte Kaiser Joseph dieses Kniebeugen abgeschafft, und dadurch einen Anstand gehoben, der mehrere größere Reichsstände in den letzteren Zeiten abgehalten, sich der Verfassung gemäß über ihre Staaten belehnen zu lassen.

Belemniten, Pfeilsteine, gewisse Steinmassen, die aus der höhern Atmosphäre auf die Erde fallen. S. Meteorsteine.

Beleuchtung wird in der Malerei die Art und Weise genannt, wie sich das natürliche oder künstliche Licht über ein Gemälde verbreitet, welches abhängt von der angenommenen Scene, der Tages- und Jahreszeit, der Witterung u. s. w., und zum Theil eine Folge der

malerischen Anordnung oder der Disposition ist. Anders ist die Abend-, anders die Mittagsbeleuchtung, anders im Winter, anders im Sommer, anders im Freien, anders im verschlossenen Raum; und die Gegenstände werden, je nachdem man die eine oder andere Beleuchtung wählt, ein verschiedenes Ansehen gewinnen, und einen verschiedenen Eindruck machen. Sie ist demnach ein wichtiges Mittel des Ausdrucks, ein Mittel, mit welchem der Künstler nur durch unmittelbares Studium der Natur, sowohl in Rücksicht der besondern Wirkungen der Localfarben, als auch in Rücksicht der Modificirung derselben, durch die größeren oder kleineren dazwischen liegenden Luftmassen, vertraut werden kann. Einheit der Beleuchtung ist einem Gemälde eben so nothwendig, als Einheit der Zeit; sie wird den Künstler, im Einverständnisse mit den Gesetzen des Accordes und der Harmonie, besonders in historischen Stücken, oft zu einer relativen Wahl, oder doch zu einer Milderung oder Verstärkung der Localfarben nöthigen; indem er nach dem besondern Orte der Gegenstände ihnen oft eine hellere oder dunklere eigenthümliche Farbe geben muß, als sie in der Natur haben. (Vergl. Farbengebung.)

Belgier. Sie bestanden aus einem Gemisch von deutschen und celtischen Nationen, und wohnten am westlichen Ocean bis an den Rhein und von der Marne und Seine bis an die südliche Mündung des Rheins, der mit der Maas vereinigt ist. Anfangs wohnten in diesen Gegenden Celten; aber da bis auf Cäsar von Zeit zu Zeit deutsche Völker über den Rhein drangen und die Celten theils verjagten, theils sich mit ihnen vereinigten, so entstand daraus ein gemischtes Volk, das sich in Sprache und Sitten mehr den Deutschen als den Celten näherte. Cäsar nennt sie tapferer als die übrigen Gallier, besonders diejenigen, welche nördlich an den Gränzen Deutschlands wohnten, und mit den Deutschen noch in genauer Verbindung standen. Durch Cäsars Kriege ward die Verbindung der Belgier und Deutschen, so wie die Einwanderung der letztern verhindert. Belgier wohnten auch in Britannien. — In neuern Zeiten bezeichnete man mit dem Namen Belgien die ehemaligen österreichischen Niederlande.

Belgrad, oder Griechisch-Weißenburg, eine Stadt und Festung in Servien an dem Zusammenfluß der Donau und der Sau. Sie besteht aus dem Oberschloß, aus der Stadt, aus der Wasserstadt und aus der Raitzenstadt, liegt auf der Gränze von Ungarn und der Türkei, und gehört zur letztern. Belgrad, das zwischen 25 bis 30,000 Einwohner und 14 Moscheen hat, ist vielen wichtigen Belagerungen und Eroberungen ausgesetzt gewesen: im Jahr 1522 wurde es von Soliman II., 1688 von den Kaiserlichen und 1690 wieder von den Türken erobert. 1717 nahm Prinz Eugen den Ort, und im passarowitzer Frieden 1718 verblieb er dem Kaiser, bis im Jahre 1739 die sehr stark befestigte Stadt von den Türken belagert, und diesen ohne Eroberung abgetreten wurde. Laudon belagerte sie 1789 wieder und nahm sie auf Capitulation, sie wurde aber 1791 beim Frieden zurückgegeben. Bei dem Aufstand der Servier gegen die Pforte bemächtigten sich diese der Stadt und Festung Belgrad, und behielten sie bis jetzt in ihrem Besitz.

Belial war bei den Hebräern, was Pluto bei den Griechen, der Höllenfürst.

Belisar, einer der größten Helden seiner Zeit, lebte unter der Regierung des Kaisers Justinian, der den Talenten, der Treue und den Siegen dieses tapfern Feldherrn den größten Theil des Glanzes

seiner Regierung verdankte. Er war in Thrazien aus einer unbekannten Familie entsprossen, und diente anfangs unter der Leibwache des Kaisers, empfing bald ein Commando über eine Armee von 25,000 M. an der persischen Gränze, und trug durch seine Klugheit im J. 530 über eine persische Armee von 40,000 M. einen vollständigen Sieg davon. Nicht so glücklich war er im nächsten Jahre in Syrien, wohin die Perser gedrungen waren, um Antiochien zu überfallen. Er verlor eine Schlacht, zu der ihn wider seinen Willen die Ungeduld seiner Soldaten gezwungen hätte; und diese von ihm vorhergesehene Niederlage, die einzige, die er auf seiner ganzen militärischen Laufbahn erlitt, wirkte seine Zurückberufung. Auch jetzt war Belisar die Stütze seines Fürsten. Die Unruhen von zwei Parteien, die sich die Grünen und Blauen nannten und große Verheerungen in Constantinopel anrichteten, setzten 532 das Leben und die Herrschaft Justinians in die größte Gefahr, und schon hatten sie den Hypatius zum Kaiser gewählt, als Belisar mit einer kleinen Zahl treuer Anhänger die alte Ruhe wieder herstellte. Der Kaiser gab ihm aus Dankbarkeit den Befehl über eine große Armee, die nach Afrika segelte, um dem Könige der Vandalen, Gelimer, sein Reich zu entreißen; er landete 533 fünf Tagereisen weit von Carthago, begleitet von seiner Gemahlin, Antonina, die durch ihre Intriguen und Ausschweifungen bekannt ist, und über ihren Gemahl eine so unbegränzte Gewalt besaß, daß sie den hochgesinnten Helden nicht selten zu unedlen Handlungen zu verleiten vermochte. Um die Herzen der Afrikaner zu gewinnen, führte er unter seinen Truppen eine strenge Disciplin ein. Er drang mit Schnelligkeit vor, schlug den Gelimer mehrere Male, und bemächtigte sich aller seiner Reichthümer und selbst seiner Person. Aber während er diese glänzenden Thaten verrichtete, gelang es den Neidern seines Ruhms, ihn bei Justinian verdächtig zu machen, als ob er damit umginge, sich unabhängig zu machen. Doch seine Erscheinung am Hofe in Constantinopel siegte über seine Feinde. Der Kaiser bewilligte ihm einen Triumph, den ersten, der in Constantinopel gehalten wurde, und ließ ihm zu Ehren Münzen mit der Aufschrift: Belisarius gloria Romanorum (Belisar der Ruhm der Römer), schlagen, die sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben. Die Spaltungen der Gothen in Italien bereiteten dem Helden neue Trophäen, und eröffneten Justinians Ehrgeize ein weites Feld. Theodorichs Tochter, Amalasonte, Königin der Westgothen, war durch die Treulosigkeit Theodats, ihres Verwandten, mit dem sie sich vermählt hatte, unter den Streichen ihrer Feinde umgekommen. Justinian ergriff diese Gelegenheit, einen Krieg in Italien zu beginnen. Belisar landete in Sicilien; sein Ruf ersetzte, was der Menge seiner Truppen abging. Palermo allein widerstand ihm einige Zeit. Indeß verzögerte ein Aufstand in Afrika seine Fortschritte in Italien. Belisar eilte Carthago zu retten, kehrte schnell nach Sicilien zurück, setzte von da nach Reggio über, und bemächtigte sich mit Sturm Neapels, in welches er durch eine ehemalige Wasserleitung eindrang. Der Verlust dieser Stadt setzte die Gothen in Wuth; sie ermordeten Theodat und machten Vitiges zu ihrem Könige. Belisar rückte indeß siegreich vor Rom, das ihm gegen Ende des Jahres 537 die Thore öffnete. Im Frühjahre darauf erschien Vitiges an der Spitze von 100,000 Mann, schloß Rom ein und fing an es zu belagern, mußte jedoch, nachdem er ein ganzes Jahr lang vergebliche Anstrengungen gemacht hatte, die Belagerung aufheben, als Narses mit Hülfsvölkern für Belisar sich näherte. Aber dieser Narses war ein Nebenbuhler Belisars

und hinderte denselben, die Früchte seiner tapfern Vertheidigung zu ernten. Vitiges gewann Zeit, seinen Verlust zu ersetzen und machte Justinian Friedensvorschläge, die dieser annahm. Belisar weigerte sich, den Frieden anzuerkennen, nahm Ravenna weg, und machte den Vitiges selbst zum Gefangenen. Justinian, stets zweifelhaft über die Treue seines Feldherrn, rief ihn zurück, sandte ihn 541 und 545 gegen die Perser, dann auf's Neue gegen die Gothen, die unter Totila sich Italiens wieder bemächtigt hatten, und endlich gegen die Bulgaren. Allenthalben war ihm der Sieg getreu. Späterhin zog er noch gegen die Bulgaren zu Felde und nahm den Vitiges, seine Schätze und andere Personen von Bedeutung mit sich. Nachdem er aber nach Constantinopel zurückgekehrt war, wurde er der Theilnahme an einer Verschwörung beschuldigt, und mußte sich dagegen rechtfertigen. Justinian soll seine Unschuld erkannt und ihm seine Güter und Würden wiedergegeben haben, deren man ihn beraubt hatte. Doch diese Demüthigung verkürzte seine Tage, und er starb im Jahre 565. Die Dichter und besonders der in seiner Art treffliche, philosophisch-politische Roman von Marmontel haben die Geschichte Belisars sehr entstellt; nach diesem ließ der Kaiser ihm die Augen ausstechen, und der Unglückliche mußte auf den Straßen von Constantinopel sein Brod erbetteln. Nach Andern ließ ihn Justinian in ein Gefängniß werfen, das man noch gegenwärtig zeigt und den Thurm des Belisar nennt. Hier soll er einen Beutel, an einen Strick befestigt, herunter gelassen und die Vorübergehenden angesprochen haben: date Belisario obolum, quem virtus evexit, invidia depressit (gebt dem Belisar einen Obolus, den die Tugend erhoben, der Neid unterdrückt hat). Kein gleichzeitiger Geschichtschreiber aber weiß etwas davon, und diese Fabel verdankt ihren Ursprung einem wenig geschätzten Schriftsteller des 12ten Jahrhunderts, Tzetzes, dem man sie ohne Prüfung nacherzählt hat. Zuverlässig ist es, daß die Schwäche gegen seine Gattin Antonina ihn zu mancher Ungerechtigkeit veranlaßte, und er eine knechtische Gefälligkeit gegen die abscheuliche Theodora, die Gemahlin des Justinian, bewies.

Bellart (Nicolas Franz), gegenwärtig der berühmteste gerichtliche Redner Frankreichs, königl. französischer General-Procurator, Mitglied des General-Conseils des Seine-Departements, Ritter der Ehrenlegion 2c., war schon vor der Revolution ein wegen seiner Grundsätze und seiner Beredtsamkeit gleich geschätzter Advokat. Besondern Ruhm erwarb ihm hernach seine Vertheidigung der Demoiselle Cicé, welche beschuldigt worden, die Urheber der Höllenmaschine bei sich verborgen zu haben. Durch den Seine-Präfecten Frochot ward er Mitglied dieses Departements, und bald dessen Secretär und Redner. Von ihm sind auch alle die weihrauchreichen Adressen dieses Corps an Napoleon abgefaßt. Ein Opfer, das er seinem Verhältnisse bringen mußte. Doch fehlte es ihm darum nicht an Muth, die Wahrheit zu sagen, wo sie hingehörte. Als Frochot, in Folge der Mallet'schen Verschwörung, abgesetzt worden, sprach er, beim Geschäftsantritt des Herrn Chabrol, der die Stelle erhielt, mit Kraft und Freiheit über die wirklich gegründeten Verdienste des vorigen Präfecten. Nach dem Einrücken der Alliirten in Paris wendete er allen seinen Einfluß an, das Departement der Seine gegen Napoleon und für die Bourbons zu stimmen, und entwarf jene Proclamation, die gewissermaßen das Signal des allgemeinen Abfalls ward. Ludwig XVIII. belohnte seinen Eifer durch ein Adelsdiplom und das Ehrenkreuz. Bei Napoleons

Rückkehr 1815 begab sich Herr Bellart nach England, und kehrte erst nach des Königs Wiedereinsetzung nach Paris zurück, der ihn zum Procurator beim königl. Obergericht zu Paris (cour-royale de Paris) machte; und kurz darauf ward er zum Deputirten des Seinedepartements bei der Deputirten-Kammer gewählt. In den Prozessen Ney's und Lavalette's spielte er als procureur du roi eine ausgezeichnete Rolle.

Belle-Alliance, s. Waterloo.

Belleisle (Carl Ludwig August Fouquet Graf von), Marschall von Frankreich, geboren den 22sten September 1684 zu Villefranche, war einer der berühmtesten Staatsmänner und glücklichsten Feldherren in Frankreich. Noch Jüngling, empfing er von Ludwig XIV. ein Dragonerregiment, und that sich hervor. Bei der Belagerung von Lille erhielt er eine Wunde, und wurde Brigadier der Armeen des Königs. Nach dem spanischen Successionskriege ging er mit dem Marschall Villars nach Rastadt, wo er sich auch als Staatsmann zeigte. Im Feldzuge 1734 diente er unter dem Marschall Berwick, commandirte ein eigenes Corps an der Mosel, und wohnte der Belagerung von Philippsburg bei. Der Friede von 1736 sicherte Lothringen der Krone Frankreich zu, und diese Abtretung war besonders das Werk des Grafen Belleisle, dem der Cardinal Fleury sein ganzes Vertrauen schenkte. Der König übergab ihm das Gouvernement von Metz und der drei Bisthümer, das er sein ganzes Leben hindurch verwaltete. Er wurde Marschall von Frankreich. Einige Monate vor dem Ausbruche des Krieges 1741 reiste er an die ersten Höfe Deutschlands, um sie nach Carls VI. Tode insgeheim für die Ernennung des Churfürsten von Bayern zum römischen Kaiser zu gewinnen, und verfuhr dabei mit so viel Würde, Geschicklichkeit und Glück, daß er die Bewunderung Friedrichs II. erregte. Als der Krieg ausbrach, trat er an die Spitze der französischen Armee, um die Heere Maria Theresia's zu bekämpfen. Er nahm Prag durch Sturm, mußte sich aber zurückziehen, als der König von Preußen einen Separatfrieden geschlossen hatte, und machte diesen Rückzug mit bewundernswürdiger Klugheit. Sein Bruder, Ludwig Carl Armand Fouquet von Belleisle, war Ritter, und begleitete ihn in diesem Kriege. Im Jahre 1748 belohnte der König seine Verdienste dadurch, daß er ihn zum Herzog und Pair des Reichs erhob; er wurde in's Ministerium aufgenommen, wo er das Kriegsdepartement erhielt, schaffte bei dem Militär eine Menge Mißbräuche ab, vergrößerte und verschönerte die Militärschule, und veranlaßte die Stiftung eines Verdienstordens. Metz erhielt durch ihn eine Akademie. Dieser Mann, der als General, Minister und Familienvater sich Ruhm und Achtung erworben hatte, starb den 26sten Januar 1761, nachdem er alle seine Kinder überlebt hatte.

Bellerophon (ursprünglich Hipponoos), ein Sohn des Glaucus, Königes von Corinth, tödtete ohne Vorsatz seinen Bruder und flüchtete zu Prötus, König von Argos, der den Verwandten gastfreundlich aufnahm und sühnte. Aber die Königin, Antea mit Namen, eine lykische Fürstentochter, faßte bald eine sträfliche Liebe für den Jüngling, und, als Bellerophon aus Achtung für das heilige Gastrecht ihre strafbare Neigung nicht erwiederte, rächte sie sich durch Verleumdung und Anklage des Unschuldigen bei ihrem Gemahl. Aber Prötus wollte die Rache nicht selbst an dem Gastfreunde vollziehen, sondern schickte ihn zu seinem Schwiegervater Jobates, mit einer zusammengelegten Tafel, worauf dem Überbringer verderbliche Zeichen eingegraben waren. Glücklich

vollendete er, im Geleit obwaltender Götter, seine Reise. Jobates bewirthete den Ankömmling, nach gastfreundlichem Heldengebrauch, neun Tage, ehe er ihn um seine Aufträge befragte, und, als er am zehnten die Zeichen erkannt, und die Absicht der ganzen Sendung verstanden hatte, da scheute auch er sich, Hand an den Fremdling zu legen. Er befahl ihm aber ein halsbrechendes Abenteuer zu bestehen und die feuerspeiende, dreigestaltete Chimäre (s. d. Art.) zu erlegen, weil er überzeugt war, daß auch der kühnste Wagehals aus diesem Kampfe nicht mit dem Leben davon kommen könne. Bellerophon bekämpfte sie auf dem Pegasus aus den Lüften und seine tapfere Hand erlegte das Ungeheuer. Hierauf bezwang er auch noch die Solymer und endlich die mannhaften Amazonen. Da erkannte Jobates des Jünglings göttlichen Ursprung (Bellerophon war des Sisyphus Enkel), vermählte ihm seine Tochter, und theilte sein Reich mit ihm. Mit seiner Gemahlin erzeugte Bellerophon Isandros, Hippolochos und Hippodamia, erhielt sich aber in seinem Glücke nicht bis an's Ende, denn wahnsinniger Übermuth brachte ihm Verderben. Er wollte sich auf dem Flügelrosse zum Olymp emporschwingen, und zog dadurch die Rache der Götter auf sich. Nach Einigen traf ihn der Blitz des Zeus, nach Andern warf ihn der Pegasus, von einer Bremse gestochen, ab, und er durchirrte einsam und menschenscheu die Ebene von Aleia.

Bellona, die Schwester, nach Einigen die Gemahlin des Mars, den sie auf das Schlachtfeld begleitete; daher man in ihr die Göttin des Krieges verehrte. Auf den alten Denkmälern, auf welchen sie erscheint, ist sie schwer von der Minerva zu unterscheiden. Bellona (welche von Einigen auch für die Wagenlenkerin des Mars ausgegeben wird, dessen Rosse sie mit blutiger Geißel antreibt) ist eigentlich eine von der Minerva ganz verschiedene Göttin, denn in ihr erkennt man nur die Wuth, Mordlust, Grausamkeit und alles Zerstörende und Scheußliche des Krieges; daher wird sie auch mit fliegenden blutigen Haaren, in der einen Hand die Geißel, Waffen in der andern, abgebildet; dagegen Minerva's Weisheit und Mäßigung selbst im Getümmel der Waffen noch sichtbar ist.

Belloy (Pierre Laurent Buirette de), ein nicht unberühmter französischer Dramatiker, wurde den 17ten Nov. 1727 zu St. Flour in Auvergne geboren, und als ein Kind von fünf Jahren nach Paris gebracht. Hier verlor er seinen Vater nach einem Jahre; seine einzige Stütze war ein Oheim, der ein berühmter Parlamentsadvokat war, und ihm denselben Beruf anwies. Er trieb dieses Geschäft mit Widerwillen, und zeigte viel Talent und Neigung für dramatische Kunst. Sein Oheim kämpfte diesem Geschmacke entgegen, und veranlaßte ihn dadurch, sich heimlich zu entfernen. Er erschien nun an mehreren nordischen Höfen als Schauspieler unter dem Namen Dormont de Belloy. Sein Charakter erwarb ihm überall Liebe und Achtung. Mehrere Jahre verlebte er am Hofe in Petersburg, wo die Kaiserin Elisabeth ihm viele Güte erwies. Aber Frankreich blieb immer der Gegenstand seiner Sehnsucht, und er ging 1758 dahin zurück, um seine Tragödie Titus aufführen zu lassen. Sein Oheim, nun sein unversöhnlicher Feind geworden, wirkte bei dem Könige einen Verhaftsbefehl aus, der vollzogen werden sollte, sobald sein Neffe die Bühne betreten würde. Belloy hoffte durch den guten Erfolg seines Titus seine Familie zu versöhnen; aber diese Hoffnung schlug fehl und er ging wieder nach Petersburg. Kurz darauf starb sein Oheim. Nun kehrte Belloy nach Frankreich zurück, wo er bald seine Tragödie Zelmire

mit dem entschiedensten Beifall gab. Hierauf folgte Le Siège de Calais, das außerordentliches Aufsehen machte, und noch immer zu den schönsten Trauerspielen der französischen Bühne gerechnet wird. Er erhielt die Medaille, die der König denjenigen Dichtern zugesagt hatte, deren Stücke drei Mal auf dem Theater mit Glück gegeben werden würden, und die nur dieses Mal ausgetheilt worden ist. Die Stadt Calais überschickte ihm das Bürgerrecht in einer goldnen Kapsel, mit der Aufschrift: Lauream tulit, civicam recipit. Er schrieb noch mehrere Theaterstücke; in vielen ahmte er dem Metastasio nach, aber nirgends kann man eine gewisse Genialität verkennen. Belloy besaß ein überaus glückliches Gedächtniß, und hatte sich mit Hülfe desselben eine große Kenntniß der französischen Geschichte und der dramatischen Literatur erworben. Er starb am 5ten März 1775, wozu der Fall eines seiner Stücke viel beitrug, in einem Alter von 48 Jahren.

Belohnung. Es gibt dreierlei Arten von Belohnung: eine bürgerliche (Entschädigung für Dienstleistungen und für den damit verbundenen Zeit- und Mühaufwand), eine moralische (das Gefühl, eine gute Handlung nur ihrer selbst wegen, und nicht aus Streben nach Gewinn, gethan zu haben), und eine natürliche (das Wohlseyn, zum Beispiel, welches eine natürliche Folge der Mäßigkeit ist). Es ist bisher noch immer ein Streit unter den Moralphilosophen gewesen, der auch so bald nicht entschieden werden möchte, ob die Erwartung endlicher Belohnung nach diesem Leben der Zweck moralisch guter Handlungen seyn müsse oder nicht. So sagt Lossius in seinem philosophischen Lexicon, S. 555: „es ist eine sehr gegründete Wahrheit, daß in einem moralischen Reiche Belohnungen Statt finden müssen, weil hier moralische Vergeltung zur sittlichen Ordnung gehört, d. h. das tugendhafte Betragen eines redlichen moralischen Wesens begründet die sichere Erwartung einer seiner Tugend angemessenen Belohnung; ob es gleich nicht um dieser Belohnung willen allein, sondern aus edleren und reineren Antrieben seines Willens die Tugenden ausübte, auch nicht jure perfecto dieselbe fodern kann, weil seine Pflicht, nach dem höchsten Ideale der Sittlichkeit zu streben, eine unbedingte Pflicht ist." Wir sehen aus dieser Stelle, daß der Verfasser selbst noch nicht hinlänglich zu wissen scheint, wie er über das eigentliche Moralprincip denken soll, ob nämlich dasselbe als rein unbedingt anzunehmen sey, d. h. ob man eine gute Handlung bloß ihrer selbst wegen thun müsse, oder ob dasselbe als bedingt aufzustellen sey, d. h. ob man eine gute Handlung der einstigen Belohnung wegen zu thun habe. Wenigstens geht aus der angezogenen Stelle und aus den schwankenden Begriffen, die in derselben aufgestellt sind, deutlich hervor, daß der Verfasser gleich sehr für ein unbedingtes Moralprincip als dagegen gestimmt seyn möchte. Wozu uns in der Moral sowohl, wie überhaupt im ganzen Gebiete der Wissenschaft, jene Foderungen, daß man etwas thun, aber auch zu gleicher Zeit etwas nicht thun müsse, gebracht, und auf welchen Punkt uns diese beliebte Manier etwas zu wollen und etwas auch nicht zu wollen, die so ziemlich die Sache jedermanns ist, geführt habe, das wird niemandem, der eines aufmerksamen Blickes fähig ist, entgangen seyn. Wir unserer Seits wenigstens glauben, daß allenthalben, in der Wissenschaft sowohl wie in der Moral, nur die strengste Bestimmtheit der Grundsätze, nur die unwandelbarste Anwendung derselben von ersprießlichem Nutzen seyn könne. Daher fühlen wir uns geneigt, in der Moral, als dem hier gegebenen Falle, auf eine unbedingte Ausübung guter Handlungen, die

weder in diesem, noch in jenem Leben auf Belohnung hofft, bringen zu müssen, und dies um so mehr, da besonders die jetzige Zeit dem Egoismus und dem Streben nach Gewinn, abgesehen von jeglichem reinen Enthusiasmus für die Sache selbst, nur allein zu fröhnen scheint. Es kann überhaupt im strengsten Verstande als eine moralische Täuschung angesehen werden, wenn man uns zwar verbietet, hier im Leben auf Belohnung für Tugend und sittlichen Wandel zu hoffen, aber es uns doch dagegen gleichsam zur Pflicht macht, dieser Belohnung in jenem Leben entgegenzusehen. Denn was wird durch ein so schwankendes Princip für die reine Moral eigentlich gewonnen? Man wende uns nicht etwa ein, daß, wenn Belohnung für Rechtschaffenheit nur nicht in diesem Leben gehofft und nur nicht für diese allein gehandelt wird, wir schon bedeutende Fortschritte in der Ausübung der Tugend gemacht haben. Denn, was kann ein Moralprincip, wenn es nicht in seiner ganzen Reinheit aufgestellt ist, für wahren Nutzen für das eigentliche Glück der Welt stiften, welches zum Theil gebietet, gute Handlungen ihrer selbst wegen zu thun, zum Theil aber auch erlaubt, der Ausübung dieser Handlungen sich nur in Hinsicht auf eine einstige Belohnung für dieselben zu unterziehen? Was wir hier für das Leben im Allgemeinen behaupten, gilt auch insbesondere im Fache der Erziehung, wo man ebenfalls die Frage aufgeworfen hat, ob es nützlich sey, die Kinder durch Belohnungen zur Ausübung ihrer Pflicht anzureizen, oder ob man vielmehr diese bisher bei der Pädagogik übliche Verfahrungsmethode als verderblich anzusehen, und sie als solche auch abzuschaffen habe? Wenn es überhaupt die Pflicht jeder Theorie zu seyn scheint, ihre Grundsätze so streng und so unwandelbar als möglich aufzustellen, weil die Ausübung derselben ohnehin durch die der menschlichen Natur einmal inwohnende Schwachheit und Gebrechlichkeit schon genug gefährdet zu werden pflegt; so müssen wir auch in der Erziehungswissenschaft jede Belohnung für erfüllte Pflichtleistungen als verderblich aufzustellen, und streng vor derselben, als vor einem dem Zwecke gänzlich entgegengesetzten Mittel, zu warnen suchen. Überhaupt, dünkt uns, dürfte jede Erziehung und jeder Unterricht auf durchaus schlechten Grundsätzen beruhen, die eigentliche Belohnungen und Bestrafungen zur Stütze ihres pädagogischen Strebens machen wollten. Denn wir sind davon wie von der unumstößlichsten Wahrheit überzeugt, daß da, wo nicht schon durch reinsittliche Beispiele das moralische Gefühl und die praktische Handlungsweise in den Kindern gebildet, und gleichsam zur Gewohnheit und andern Natur geworden ist (in welchem letztern Falle durchaus weder Belohnung noch Bestrafung, weder Lob noch Tadel vonnöthen sind), von einer eigentlichen Erziehung und Bildung zur höhern weltbürgerlichen Tugend durchaus nicht die Rede seyn könne.

Pq.

Belt ist der eigenthümliche Name des Meeres zwischen Scandinavien, Dänemark und Deutschland (auch unter dem Namen **Ostsee** bekannt). Es gibt zwei Belte: der **große Belt** ist eigentlich dasjenige Wasser, welches die Inseln Seeland und Laland von den Inseln Fühnen und Langeland trennt; seine Breite ist von drei bis fünf Meilen; der **kleine Belt** hat zwischen Fühnen und Schleswig eine Breite von zwei bis fünf Meilen, welche sich aber zwischen den Inseln Fühnen und Jütland bis auf eine Viertelmeile verengt.

Belvedere (franz. Bellevue) nennt man in Italien solche Gebäude, die zum Genusse einer schönen Aussicht bestimmt sind. Auch nennt man mit demselben Namen kleine, sich über die Häuser erhe-

bende Thürmchen, die man besteigt, theils um frische Luft zu schöpfen, theils sich des Anblicks der schönen Natur zu erfreuen. Dergleichen Thürmchen haben in Rom die meisten Häuser; eigentliche sogenannte Belvedere's aber findet man nur in den Palästen und Häusern der Reichen. Unter allen diesen ist in jeder Hinsicht der Vaticano in Rom das merkwürdigste, welches nicht bloß von allen Seiten die Ansicht reicher Gefilde der Apenninenkette und der Stadt selbst gewährt, sondern auch ehemals verschiedene Antiken vom ersten Range auf dem Museo Pio Clementino in sich faßte. Hier stand einst die bewunderte Statue Apollo's, welche davon der Apollo von Belvedere hieß, und welche jetzt das französische Museum ziert. In Frankreich gibt man den Namen Belvedere kleinen Gebäuden von ländlicher Bauart und einfacher Verzierung, oder einer Bogenlaube am Ende eines Gartens oder Parks, worin man der Kühlung genießt, und sich vor der Gluth der Sonnenstrahlen schützt. In Deutschland hat man mehreren fürstlichen Lustschlössern diesen Namen beigelegt. So gibt es z. B. bei Wien, am Rennwege (einer Vorstadt), einen kaiserlichen Sommerpalast und Garten mit einer kostbaren Bildergallerie, welcher Belvedere heißt, und ehemals dem Prinzen Eugen von Savoyen gehörte; ein gleiches Lustschloß mit demselben Namen, nebst einem Garten und schöner Orangerie, findet man eine halbe Stunde von Weimar, woselbst sich kurze Zeit eine Erziehungsanstalt für junge Engländer befand. In Cassel heißt die eine von den vier Gassen, aus welchen die französische Neustadt besteht, Bellevue, weil sie, über die Aue hinweg, eine der schönsten Aussichten gewährt, die es in Norddeutschland geben kann. Belvedere heißt auch ein schlechter Ort auf der Westseite von Morea (dem ehemaligen Peloponnesus), der bei den Griechen Calloscopium (schöne Aussicht) genannt wird, und wo ehemals Elis stand. Sie liegt in der Landschaft Belvedere, welche eine von den vier Provinzen ausmacht, in welche Morea jetzt getheilt wird, und welche heißen: Belvedere, Clarenza, Saccania und Zacconia. Auch gibt es eine Stadt Belvedere in Sicilien nicht weit von Syracus, und ein Lustschloß und Flecken Belvedere im diesseitigen Calabrien, welches dem Hause Caraffa unter dem Titel eines Fürstenthums gehört.

Bembo (Pietro), einer der berühmtesten Gelehrten und Schriftsteller Italiens, welche das 16te Jahrhundert verherrlicht haben, war zu Venedig im Jahr 1470 geboren. Er war acht Jahre alt, als sein Vater, der als Gesandter nach Florenz ging, ihn dahin mitnahm. Hier begann er bereits das Studium der lateinischen Sprache, das er nach seiner Rückkunft in Venedig vollendete. Die Begierde, auch die griechische Sprache zu erlernen, führte ihn 1492 nach Messina, wo damals der berühmte Constantin Lascaris sich aufhielt. Zwei Jahre lang besuchte er mit Eifer die Lehrstunden dieses geschickten Meisters, und kehrte alsdann in sein Vaterland zurück, wo er, um die vielen an ihn gerichteten Fragen über den Ätna auf einmal zu beantworten, eine Schrift über diesen Vulcan abfaßte. Er ging darauf nach Padua, um seinen philosophischen Cursus zu machen, und wollte dann, nach dem Willen seines Vaters, in die Laufbahn der öffentlichen Geschäfte treten; aber bald fand er Mißbehagen daran, und widmete sich ganz der Cultur der Wissenschaften. Er trat in den geistlichen Stand, der ihm einen ruhigern Wirkungskreis eröffnete. Zu Ferrara, wo er seine philosophischen Studien vollendete, verband er sich genau mit Hercules Strozzi, Tibaldeo und besonders mit Sadolet, der für immer ei-

ner seiner liebsten Freunde blieb. Er gewann auch die Gunst des jungen Fürsten Alphons von Este, und als dieser Fürst sich 1502 mit der berühmten Lucretia Borgia, der Tochter Papst Alexanders VI., vermählt hatte, erwarb Bembo in gleichem Maße und auf noch andere Weise auch das Wohlwollen dieser Fürstin. Von Ferrara kehrte er nach Venedig zurück, wo sich in dem Hause des Aldus Manutius eine gelehrte Akademie gebildet hatte. Bembo ward eines der vorzüglichsten Mitglieder derselben, und fand einige Zeit lang Vergnügen daran, die schönen Ausgaben zu corrigiren, die aus dieser berühmten Druckerei hervorgingen. Nach einem Besuche in Rom, wo sein Glück noch nicht gereift war, begab er sich 1506 an den Hof von Urbino, der damals einer von denen in Italien war, wo die Wissenschaften am meisten in Ansehen standen. Er verlebte hier ungefähr sechs Jahre und erwarb sich mächtige Freunde. Er war im Jahre 1512 Julius von Medicis (dem Bruder des Cardinals Johann, nachmaligen Papstes Leo X.) nach Rom gefolgt, als man Julius II. aus Dacien ein altes Buch überschickte, das niemand erklären konnte. Bembo dechiffrirte es, wofür der Papst ihm die reiche Commende von Bologna vom Orden des heiligen Johannes von Jerusalem verlieh. Julius starb bald darauf, und Leo X., sein Nachfolger, ernannte, noch ehe er das Conclave verließ, Bembo zu seinem Secretär, mit einem Gehalte von 3000 Thalern, und gab ihm seinen Freund Sadolet zum Amtsgenossen. Bald erhöhte der Papst diesen Gehalt noch um 3000 Goldfloren. Um diese Zeit machte Bembo die Bekanntschaft mit einer jungen und hübschen Dame, Namens Morosina, mit welcher er 22 Jahre lang in dem zärtlichsten Einverständniß lebte. Sie gebar ihm zwei Söhne und eine Tochter, die er mit der größten Sorgfalt erzog. Schon früher hatte er verschiedene Geliebten gehabt. Seine vielen Amtsgeschäfte, seine literarischen Arbeiten, verbunden mit einem vielleicht zu anhaltenden Genuß der Lebensfreuden, hatten seine Gesundheit so geschwächt, daß er zu ihrer Wiederherstellung die Bäder von Padua brauchte, als er dort den Tod Leo's X. vernahm. Da er bereits hinlänglich mit Kirchengütern ausgestattet war, beschloß er, sich ganz von den Geschäften zurückzuziehen, und den Rest seiner Tage in Padua, dessen Luft ihm wunderbar zusagte, in der Beschäftigung mit den Wissenschaften und dem Umgange mit seinen Freunden zu verleben. Sein Haus ward ein Tempel der Musen. Die Gelehrten dieser berühmten Universität besuchten es eifrigst und die Fremden strömten dahin. Bembo brachte eine ansehnliche Bibliothek, eine Sammlung von alten Münzen und Denkmälern zusammen, die damals für eine der reichsten in Italien galt, und legte einen schönen botanischen Garten an. Den Frühling und Herbst brachte er auf einer Villa, Bozza genannt, zu, welche von Alters her seiner Familie gehörte. Die ungetrübte Muße des Landlebens wandte er besonders für seine Arbeiten in Prosa und Versen an. Im Jahre 1529 wurde ihm von der Republik Venedig, nach Andreas Navagero's Tode, das Amt eines Historiographen angetragen, das er, wiewohl mit einigem Widerstreben und unter Ablehnung des damit verbundenen Gehalts, annahm. Zugleich ward er zum Bibliothekar der St. Marcusbibliothek ernannt. Papst Paul III., der 1534 Clemens VII. gefolgt war, und bei einer von ihm beschlossenen Cardinalpromotion die Augen auf die berühmtesten Männer seiner Zeit warf, hatte auch Bembo dazu ausersehen, und würde ihn schon 1538 zum Cardinal ernannt haben, wenn nicht die Feinde desselben die Wahl um ein Jahr verzögert hätten. Ihr Entgegenwirken war Ur-

sache, daß Bembo erst 1539 den Cardinalshut empfing, als er sich eben in Venedig befand. Er begab sich sogleich nach Rom, und empfing am Weihnachtstage die Weihe. Von jetzt an entsagte er der Dichtkunst und den schönen Wissenschaften, und machte die Kirchenväter und die heilige Schrift zu seinem Hauptstudium. Von seinen frühern Arbeiten setzte er allein die Geschichte von Venedig fort. Zwei Jahre nachher ertheilte ihm Paul III. das Bisthum von Gubbio und bald darauf, um ihn in den Stand zu setzen, seiner Würde gemäß in Rom zu leben, da Bembo sein Vermögen durch die Ausstattung seiner Tochter erschöpft hatte, der Papst aber ihn um sich zu haben wünschte, das reiche Bisthum von Bergamo. Er lebte noch drei Jahre, mit Ehren überhäuft, und starb 1547 in einem Alter von 77 Jahren an den Folgen einer starken Verwundung, da ein wildes Pferd, welches er ritt, auf dem Lande sich mit ihm gewaltsam durch eine zu enge Thür gedrängt hatte. Er ward in der Kirche Santa Maria della Minerva zwischen den Päpsten Leo X. und Clemens VII. beerdigt. Sein Sohn und Erbe Torquato ließ folgende Inschrift auf sein Grabmal setzen:

Petro Bembo Patricio Veneto
ob cujus singulares virtutes
a Paulo III. Pontif. Max.
in Sacrum Collegium Cooptato
Torquatus Bembus P.

Der Schmerz seiner zahlreichen Freunde war tief, und drückte sich in einer Menge von Gedichten aus. Bembo vereinigte in seiner Person, seinem Charakter, in der Anmuth seiner Unterhaltung und seines Geistes alles, was liebenswürdig ist. Sein literarisches Verdienst war schon bei seinen Lebzeiten allgemein anerkannt. Er war der Wiederhersteller des guten Styls sowohl in der lateinischen Sprache, wo er Cicero, Virgil und Julius Cäsar zu steten Mustern wählte, als auch in der italiänischen, wo er besonders Petrarca nachahmte. In Ansehung der Reinheit des Styls war er so scrupulös, daß er, wie man erzählt, gegen vierzig verschiedene Fächer hatte, welche seine Schriften nach und nach, so wie er sie mehr und mehr gefeilt hatte, durchwandern mußten, und erst wenn sie alle vierzig Prüfungen bestanden hatten, machte er sie bekannt. Seine sämmtlichen Werke, die vielfach einzeln gedruckt worden, sind 1729 zu Venedig in vier Foliobänden erschienen. Die wichtigsten derselben sind die Geschichte Venedigs von 1487 bis 1513 in zwölf Büchern, die er sowohl lateinisch als italiänisch abfaßte: Le prose, Dialogen, in welchen die Regeln der toscanischen Sprache aufgestellt werden; Gli Asolani, Dialogen über die Natur der Liebe; Le rime, eine Sammlung trefflicher Sonette und Canzonen; seine Briefe, sowohl die italiänisch als die lateinisch geschriebenen; De Virgilii Culice et Terentii fabulis liber; Carmina, eben so geistreich als elegant, aber zum Theil von einem freiern Geiste, als der Stand des Verfassers erwarten ließ, und einige andere.

Benares, eine große Landschaft in Hindostan, in welcher ungefähr zwei Millionen Menschen wohnen. Die Hauptstadt, gleiches Namens, am Ganges gelegen, war bisher als der Sitz der echten indischen Gelehrsamkeit berühmt, wo die Braminen in der heiligen Sprache Sanskrit und andern Wissenschaften unterwiesen wurden. Sie wird auch wegen einer alten Pagode nächst der Pagode von Jaggrenat in Orixa für besonders heilig gehalten, und fleißig von indischen Pilgrimmen besucht. Übrigens sind die Einwohner meistens Kaufleute und

Wechsler, denn hier ist der Hauptmarkt für die Diamanten und andere Edelsteine, die aus Bundelcund gebracht werden; auch sind die Fabriken von Gold- und Silberstoffen sehr wichtig. Bis 1781 hatte die Provinz Benares einen eigenen Rajah, wiewohl derselbe schon seit 1775 den Engländern zinsbar war; aber im Jahre 1787 vertrieben sie ihn, unter dem Gouverneur Hastings, aus seinem Fürstenthume, weil er sich, außer dem gewöhnlichen Tribut, nicht zu außerordentlichen Subsidien verstehen wollte. Jetzt gehört dieses ansehnliche Land den Engländern; der Rajah, den sie selbst eingesetzt haben, besitzt nur den leeren Titel, und ist seiner Würde nur so lange sicher, als kein Anderer dem englischen Präsidenten von Bengalen einen höhern Tribut anbietet. Der jetzige Rajah zahlt jährlich über zwei Millionen Thaler.

Bench, Kingsbench (Königsbank) ist ein hohes Gericht in England, welches zu London in dem Palast von Westmünster gehalten wird, und über Sachen, welche die Krone betreffen, auch über Verbrechen, welche das Leben angehen, urtheilt. Es besteht aus einem Präsidenten und drei Beisitzern. Außerdem aber heißt auch Kingsbench das in London in der Vorstadt Southwark gelegene, aus mehreren Gebäuden und Hofräumen bestehende Gefängniß, das für die geringerer Vergehen, besonders aber Schulden halber Verhafteten bestimmt ist, welche im Umfange des Gefängnisses der vollkommensten persönlichen Freiheit genießen, und ungehindert ihre Geschäfte fortsezzen können, auch einem eigenen Gerichte unterworfen sind. Sehr interessante Nachrichten theilt unter andern Archenholz darüber mit.

Benda (Franz), ältester Sohn Hans Georg Benda's, eines böhmischen Leinwebers, welcher auf Friedrichs II. Einladung mit seiner Familie nach Berlin zog, und Stifter einer eigenen Violinschule in Deutschland, war königl. preußischer Concertmeister und 1709 zu Altbenatky in Böhmen geboren. Er hatte sich auf das Studium der Geige gelegt, aber es gebrach ihm so sehr an allen Hülfsmitteln, daß er sich zu einer Truppe herumziehender Musikanten begeben mußte, um seinen Lebensunterhalt verdienen zu können. Unter diesen befand sich ein blinder Jude, mit Namen Löbel, der in seiner Art ein Musiker von ganz besonderm Talente war. Er brachte nämlich in seinen Tanzmelodien so schwere, gewagte und die äußerste Höhe des Griffbretes erreichende Passagen auf eine so geniale Weise hervor, daß jedermann, der es hörte, darüber in Erstaunen gerieth. Dieser Löbel kann demnach als das erste Vorbild betrachtet werden, nach welchem Franz Benda sich auf der Geige bildete. Müde dieses unsteten Lebens, kehrte unser Franz in seinem achtzehnten Jahre nach Prag zurück, wo er schon vorher Sopransänger an der St. Nicolaikirche gewesen war. Nachdem er daselbst einige Zeit bei dem dortigen vortrefflichen Geiger Konyczeck Unterricht genossen hatte, unternahm er eine Reise nach Wien und fand daselbst Gelegenheit, den Unterricht des berühmten Franciscello zu benutzen. Von hier trat er nach zwei Jahren als Capellmeister in die Dienste des Starosten Szaniawsky, wo er bis 1732 verblieb, in welchem Jahre ihn der damalige Kronprinz von Preußen (nachmals Friedrich II.), auf Quanz Empfehlung in seine Dienste nahm. Im Jahre 1772 wurde er an Grauns Stelle zum königlichen Concertmeister ernannt, und starb als solcher am 7ten März 1786 zu Potsdam in einem Alter von 76 Jahren. Burney drückt sich über ihn also aus: „Seine Manier war nicht Tartini's, noch Somi's, noch Veracini's, noch irgend eines andern bekannten Oberhaupts einer Musikschule. Es war seine eigene, die er sich nach den Mustern der

großen Meister gebildet hatte." Hiller, im ersten Bande seiner Biographie, sagt: „Er brachte auf seinem Instrumente die schönsten, reinsten, lieblichsten Töne hervor, die man hören kann. Keiner kam ihm gleich in Präcision des Spiels und in der Schärfe des Bogenstrichs. Er kannte alle Schwierigkeiten und alle Hülfsmittel seines Instrumentes vollkommen, und verstand die letztern zu benutzen. Der erhabene Gesang hatte für ihn den meisten Reiz." Von seinen vielen Compositionen hat er nur zwölf Solo's für die Geige und eins für die Flöte herausgegeben. Unter seine Zöglinge im Gesange zählt man seine beiden Töchter, die Gattinnen der Capellmeister Reichhard und Wolff.

Benda (Georg), dritter Sohn von Hans Georg, gothaischer Capelldirector, 1721 zu Altbenatky in Böhmen geboren, wurde zuerst von Friedrich II. bei der zweiten Geige in der Capelle zu Berlin angestellt, trat aber 1748 als Capellmeister in die Dienste des Herzogs von Gotha, wo er Gelegenheit fand, sein Talent für Composition, besonders für den Kirchenstyl, immer mehr auszubilden, worin ihn der damalige Herzog von Gotha, Friedrich III., der selbst ein großer Freund und Beschützer der Tonkunst war, nicht allein auf das liberalste unterstützte, sondern ihn auch im Jahre 1765 eine Reise nach Italien machen ließ, und ihn hierauf mit erhöhtem Range zum Capelldirector ernannte. In Venedig traf Georg Benda den damals so sehr berühmten Hasse an, dessen freundschaftlichen Umgang er auf eine ausgezeichnete Weise genoß. Als dieser die ihm daselbst aufgetragene Oper, wegen schneller Abreise, nicht componiren konnte, erhielt Benda den Auftrag, diese Composition zu übernehmen, lehnte aber denselben, so schmeichelhaft das in ihn gesetzte Zutrauen auf für ihn seyn mußte, dennoch ab, weil sein Urlaub so eben zu Ende laufen wollte. Auch mit seinem künftigen Nachfolger, dem Capellmeister Schweizer, traf Benda in Venedig zusammen. Diese Reise gab seinem Geschmacke und seiner Ausbildung einen Umfang und eine Vielseitigkeit, welche ohne dieselbe Benda vielleicht nie erreicht haben würde. Hiervon kann folgende Anekdote zum Beweise dienen. Als er in Italien die erste Oper von Galuppi hörte, ward er, der an die fleißig gearbeitete berlinische Musik gewöhnt war, so unwillig über das leere Tongeklingel, wie er es nannte, daß er nach dem ersten Acte hinauslief. Sein Freund, der Musikdirector Rust aus Dessau, der sich mit ihm zugleich in Venedig befand, hatte indessen die Oper nicht nur mit Vergnügen bis zu Ende gehört, sondern er ging auch die folgenden Abende wieder hinein. Benda hatte zu Hause einen langweiligen Abend gehabt, und begleitete ihn also am dritten Tage, doch mit dem Vorsatze, bald wieder hinauszugehen. Aber er blieb nicht nur bis an das Ende, sondern er ging auch zur vierten und zu allen Vorstellungen wieder hin, und gestand am Ende seinem Freunde, ihm sey über den Effect wahrer Theatermusik in der klaren, durchsichtigen Manier des Italiäners ein neues Licht aufgegangen. Aus dieser Anekdote sieht man, daß Georg Benda dem Studium der italiänischen Musik seine eigentliche Bildung und den Erfolg, den seine Werke in Deutschland gehabt haben, zu verdanken hat. So sprach er auch noch in den letzten Jahren seines Lebens mit dankbarem Enthusiasmus von seiner Reise nach Italien. Benda's Talente hatten seit einer geraumen Zeit gleichsam geschlummert; denn mit dem Tode Friedrichs III., welcher 1772 erfolgt war, hörte die Kirchenmusik in der Hofkirche auf, für welche Benda seine vorzüglichsten Werke geschrieben hatte. Jetzt aber begann in Benda's Leben eine neue, glänzendere Periode. In Folge des Brandes, der im Jahre

1774 das Schloß zu Weimar zerstörte, ward nämlich die ehemals sehr berühmte seilersche Schauspielergesellschaft gezwungen, von dort auszuwandern und sich nach Gotha zu begeben. Mit ihr kam auch Schweizer, der Nachfolger Benda's, der damals durch die Composition der wielandischen Oper Alceste vorzüglich bekannt geworden war, nach jener Stadt. Da Schweizer außer dieser Oper auch noch mehrere seiner Arbeiten in Gotha aufführte; so regte sich dadurch das große Talent, welches Benda'n früher schon die beiden Opern Ciro riconosciuto und il buon marito hatte componiren heißen, von Neuem in ihm auf, und er setzte dies Talent nun ausschließlich für das Theater in Thätigkeit. Die erste, sehr bekannt gewordene Frucht davon war seine Ariadne, mit deren Entstehung es folgende Bewandtniß hatte. Die Schauspielerin Brandes, die Mutter der nachmals so berühmten Minna Brandes, hatte kein Talent für den Gesang, aber Benda war ein großer Bewunderer ihrer Declamation und ihres Geberdenspiels. Er sann daher darauf, wie er ihre Kunst als Schauspielerin zugleich mit der Kraft der Musik verbinden könnte. Auf diese Weise faßte er die Idee zu einem Melodrama, die nun auch nach Gotters und Engels Angaben, welcher letztere eben in Gotha war, von dem Schauspieler Brandes ausgeführt wurde. Benda componirte den Text und somit entstand das Melodrama Ariadne, welches nachher fast in ganz Europa bekannt geworden ist. Als eine Sonderbarkeit verdient es angeführt zu werden, daß J. J. Rousseau schon einige Jahre früher dieselbe Idee gehabt, und sie auch in seinem Pygmalion ausgeführt hatte. Doch ist es erwiesen, daß Benda, als er den Plan zu seiner Ariadne faßte, von Rousseau's Unternehmung auch nicht die allergeringste Kenntniß gehabt hatte. Ariadne wurde nun bald in ganz Deutschland und nachher auch in dem übrigen Europa mit dem enthusiastischen Beifalle aufgenommen, welchen diese Composition in der That wegen ihrer Originalität, Lieblichkeit und wahrhaft genialen Ausführung verdient. Dies Urtheil kann uns jedoch nicht die Pflicht auferlegen, die äußere Form dieses Werks, die in der That in ihrer steten Unterbrechung gegen die künstlerische Einheit auf das allerunangenehmste verstößt, als vollkommen gelungen anzuerkennen. Im Gegentheile müssen wir gestehen, daß jenes Werk, so wahrhaft originell es auch in seiner Form und Ausführung dasteht, stets einen peinlichen, dem wahrhaften Kunsteffecte gerade entgegenstrebenden Eindruck auf uns gemacht hat. Daß überhaupt die Form desselben als rein verfehlt zu betrachten ist, geht auch schon daraus hervor, daß dieses Werk, so allgemeine Sensation es auch eine lange Zeit gemacht hat, dennoch durchaus keine Nachahmungen veranlaßt hat. Dieser Umstand allein entscheidet schon auf eine wahrhaft sprechende Weise gegen die äußere Form der Ariadne. Diesem Werke ließ Benda übrigens die Medea von Gotter folgen, in welcher er jedoch, gleichsam als fühle er schon damals das Unstatthafte seiner Form, mehrere Stellen arienmäßig behandelte, also jener Zerstückelung wenigstens theilweise wiederum entsagte, und sich der einmal bestehenden Gattung näherte. Nachher setzte er noch folgende Stücke: der Jahrmarkt, Walder, Romeo und Julie, der Holzhauer, Pygmalion, welches letztere Stück er in Wien arbeitete, und das tatarische Gesetz, das in Mannheim zuerst aufgeführt wurde. Alle diese Stücke haben zu ihrer Zeit wegen der wirklich in ihnen wohnenden Genialität einen mehr oder minder großen Beifall erhalten. Benda suchte übrigens gegen das Jahr 1778 um seinen Abschied in Gotha nach, weil er sei-

nem Nebenbuhler Schweizer nachgesetzt zu seyn glaubte, und beharrte, trotz der Einreden des Herzogs und der dringenden Bitten des ganzen Hofes und seiner sämmtlichen Freunde, auf seinem Entschlusse, worauf er eine Reise durch Deutschland machte, bald aber, seines unsteten Herumirrens müde, wieder nach Gotha zurückkehrte und dort, wo er ehemals mit einem Gehalte von mehr als 1200 Thlrn. nicht hatte leben können, jetzt um eine Pension von 400 Thlrn. nachsuchte und sie auch erhielt. In diese Zeit fällt auch seine Reise nach Paris, wohin er 1781 gerufen wurde, um dort seine Ariadne, der man einen französischen Text untergelegt hatte, in Person aufzuführen. Ob nun gleich der Beifall, den diese Arbeit in Paris fand, getheilt war; so kehrte Benda dennoch hinlänglich für seine Reise entschädigt nach Gotha zurück, von wo er sich in seinen ländlichen Aufenthalt nach Georgenthal, einem angenehmen Walddorfe, drei Stunden von Gotha, begab. Im Jahre 1785 zog er aber nach Ronneburg und von dort nach dem nahe gelegenen Köstritz, wo er von nun an ganz in der Stille lebte, und von der Musik gänzlichen Abschied nahm. Hier starb er 1795 in einem Alter von 73 Jahren. Die wahrhaft interessanten Anekdoten, zu welchen seine Zerstreutheit, so wie seine ganze übrige Originalität, Anlaß gegeben hat, müssen wir, aus Mangel an Raum, hier mit Stillschweigen übergehen. Sein Sohn Friedrich Benda, der als Tonkünstler nicht unberühmt war, und in mecklenburg-schwerinschen Diensten stand, starb noch vor dem Vater. Pq.

Bender, eine starke Festung an der Moldau, am Dniesterfluß, an dessen Ufer sie mondförmig erbaut ist. Im Jahre 1771 ward Bender von den Russen unter dem General Panin mit Sturm genommen. Die Besatzung, so wie die Einwohner, deren Anzahl zusammen sich auf 30,000 Seelen belief, wurden dabei größtentheils niedergehauen; die Stadt brannte ab, wurde aber im nachfolgenden Frieden den Türken zurückgegeben. Früher ward Bender durch Carl XII. berühmt, der sich nach der für ihn unglücklichen Schlacht von Pultawa 1709 dahin flüchtete, und bis 1713 daselbst blieb. (S. Carl XII.)

Benedict XIV., einer der ausgezeichnetsten Päpste, folgte Clemens XII. und ward am 17ten August 1740 gewählt. Er hieß Prosper Lambertini und stammte aus einer ansehnlichen Familie zu Bologna, wo er 1675 geboren war. Schon in seiner Jugend zeichnete er sich durch schnelle Fortschritte in allen Wissenschaften aus. Die ernstesten Studien genügten kaum seinem Eifer für die Arbeit, und verminderten um nichts die ungemeine Lebhaftigkeit seines Geistes. Mit besonderer Vorliebe studirte er den heiligen Thomas. Er legte sich mit gleichem Erfolg auf das canonische und bürgerliche Recht, und ward Consistorialadvocat. In der Folge ernannte man ihn zum Promotor Fidei, wodurch er veranlaßt wurde, sich mit den bei der Beatification üblichen Gebräuchen bekannt zu machen, und später ein schätzbares Werk darüber zu schreiben. Leidenschaftlich für die Wissenschaften, für historische Forschungen, für die Denkmäler der Kunst eingenommen, verband Lambertini sich mit allen berühmten Männern seiner Zeit. Er hegte die höchste Achtung für den Pater Montfaucon, den er in Rom kennen lernte, und der von ihm sagte: „daß er zwei Seelen habe, eine für die Wissenschaften und eine für die Gesellschaft." Seine ernsten Studien hinderten ihn nicht, sich auch mit den trefflichsten Dichterwerken vertraut zu machen, durch die er seinen Geist erhob und seinen Ausdruck belebte. Nach und nach wurden ihm mehrere geistliche Ämter und Würden ertheilt. Benedict XIII. verlieh ihm 1727 das Bisthum

von Ancona, wozu 1732 noch das Erzbisthum von Bologna kam. Lambertini zeigte allenthalben große Talente und Tugenden, und erfüllte seine Pflichten mit dem gewissenhaftesten Eifer. Er widerstand dem Fanatismus selbst mit Gefahr seiner eigenen Sicherheit, nahm sich der Unterdrückten an, und äußerte sich selbst gegen Clemens XII. mit seltener Freimüthigkeit, ohne darum das Wohlwollen desselben zu verlieren. Die höchste Bestimmung harrte seiner nach dem Tode dieses Papstes. Der Cardinalshut, den er von Benedict XIII. im Jahre 1728 empfangen hatte, verschaffte ihm Zutritt in das Conclave im Jahre 1740, wo vornehmlich die Intriguen des Cardinals Tencin die Wahl über den gewöhnlichen Zeitpunkt hinaus verzögerten. Die Cardinäle, die in ungefähr gleiche Parteien getheilt waren, konnten sich über die Wahl nicht vereinigen, als Lambertini zu ihnen mit seiner gewohnten Gutmüthigkeit sagte: „Wenn ihr einen Heiligen wollt, so nehmt Gotti, einen Politiker, Aldobrandi, einen guten Alten, mich." — Diese gleichsam von ungefähr hingeworfenen Worte wirkten wie eine plötzliche Eingebung auf das ganze Conclave. Tencins Plane wurden vereitelt, und Lambertini bestieg unter dem Namen Benedict XIV. den päpstlichen Stuhl. Die Wahl der Minister und Freunde, mit welchen er sich umgab, gereichte seiner Urtheilskraft zur höchsten Ehre. Er ernannte zu seinem ersten Minister den Cardinal Valenti, dessen Verlust ihm in der Folge den lebhaftesten Schmerz verursachte. Dieser war ein Mann von den größten Verdiensten, so wie auch die Cardinäle Passionei und Quirini, welche Benedict gleichfalls in sein Vertrauen zog. Auch weiß man, daß er den Verfasser des Anti-Lucrez sehr schätzte. Der Zustand der Kirche und die Lage des römischen Hofes waren dem Scharfblicke und der Klugheit Lambertini's nicht entgangen. Seit der Reformation zitterten die Fürsten nicht mehr vor dem Bannstrahle des Vatican. Die Päpste hatten ihren Ansprüchen auf die zeitliche Oberherrschaft entsagt, und Lambertini sah wohl ein, daß das Ansehen des päpstlichen Stuhls nur durch Nachgiebigkeit und weise Mäßigung erhalten werden könne. In diesem Geiste handelte er unabweichlich, und so gelang es ihm selbst unter verwickelten und widerstreitenden Verhältnissen nicht nur die catholischen, sondern durch Willfährigkeit und Duldung auch die protestantischen Fürsten zufrieden zu stellen. Die Wissenschaften, die er mit Leidenschaft liebte, waren ein besonderer Gegenstand seiner Sorgfalt. Er stiftete Akademien zu Rom, erhöhte den Flor der Akademie zu Bologna, ließ einen Grad des Meridians messen, den Obelisk auf dem Marsfelde aufrichten, die Kirche St. Marcellin nach einem selbst entworfenen Plane erbauen, die schönen Gemälde in St. Peter in Mosaik ausführen, die besten englischen und französischen Werke in's Italiänische übersetzen, und auf seinen Befehl fing man an, eine Notiz der Manuscripte der vaticanischen Bibliothek zu drucken, deren Zahl er bis auf 3300 vermehrt hatte. Er beschützte und belohnte die Gelehrten. Die Verwaltung des Innern gereicht seiner Weisheit nicht minder zur Ehre. Er gab strenge Gesetze gegen den Wucher, begünstigte die Handelsfreiheit, und verminderte die Zahl der Festtage. Seine Frömmigkeit war aufrichtig, aber aufgeklärt und tolerant. Er bemühte sich, die Dogmen und die guten Sitten aufrecht zu erhalten, wozu er selbst das löblichste Beispiel gab. Er lieh den Jesuiten in Portugal eine Reform u. s. w. Nach einer schmerzhaften Krankheit, während welcher er nicht einen Augenblick die Heiterkeit seiner Seele, noch die Lebhaftigkeit seines Geistes verlor, starb er am 3ten Mai 1758. Der einzige Vorwurf,

den ihm die Römer machten, war, daß er zu viel schreibe und zu wenig regiere. Wirklich füllen seine Werke sechzehn Foliobände, in denen sie zu Venedig erschienen sind. Das wichtigste derselben ist seine Schrift von den Synoden, worin man den großen Canonisten erkennt.

Benedictiner, s. Orden (Geistliche).

Benedictus (St.), der Gründer des ersten occidentalischen Mönchsordens, und daher der Patriarch der abendländischen Mönche. Er ist 480 zu Nursia in Umbrien geboren, ging im 14ten Jahre schon in die Einsamkeit einer 40 Meilen von Rom in der Wüste Subliaco gelegenen Höle, und entwarf 515 eine Regel für seine Mönche, die zuerst in dem von ihm auf dem Monte Cassino bei Neapel, auf dem Hain des Apollo, nach Zerstörung dessen Tempels, 529 gestifteten Mönchskloster eingeführt, und dann, da sie vernünftiger und wohlthätiger, als die vorigen war, nach und nach die Norm alles abendländischen Mönchthums wurde. Die Äbte von Montecassino erlangten in der Folge bischöfliche Gerichtsbarkeit und eine gewisse Patriarchie über den ganzen Orden. Benedict wollte die Geschäftlosigkeit verbannen, und verordnete daher, außer dem Werke Gottes (wie er Gebet und geistliche Lectüre nannte) Unterweisung der Jugend im Lesen, Schreiben, Rechnen, im Christenthum, Handarbeit (worunter Handwerker und Künstler aller Art) und Ökonomie des Klosters. Kleidung und Leibespflege waren strenge, doch nicht übertrieben. Er ließ eine Bibliothek anlegen, wozu die alten gebrechlichen Brüder (ordo scriptorius) Manuscripte abschreiben mußten. Dadurch half Benedict, ohne es zu wollen, die literarischen Kenntnisse vom Untergang retten. Denn obschon er nur das Abschreiben rein ascetischer Bücher verstanden hatte, so wurde dieß doch in der Folge auf klassische Werke aller Art ausgedehnt; und dem Benedictinerorden verdankt die gelehrte Welt die Erhaltung großer literarischer Schätze.

Bengalen, ein großes Land in Ostindien dies- und jenseits des Gangesflusses, das vormals zu dem Reiche des großen Moguls gehörte, aber nach den bengalischen Kriegen von 1756 bis 1765, durch das Glück und die Tapferkeit des Lords Clive, an die ostindische Compagnie in England kam. Bengalen wurde von einem Nabob regiert: als aber der Großmogul dasselbe nebst dem reichen Bahar und Orixa den Engländern abtrat (in der Folge überließ er ihnen auch die Provinz Benares), blieb dem Nabob nichts als der leere Titel und ein geringer Theil seiner Einkünfte übrig. — Der Tod des alten Nabobs Mir Jaffir setzte die Engländer 1770 in den vollen Besitz des Landes und aller Rechte, und der jetzt lebende Nabob (die Engländer haben die Nabobswürde aus Politik beibehalten) bekommt von ihnen eine Pension von noch nicht einer Million Thaler. Bengalen, zu dem jetzt die beiden benachbarten Provinzen Bahar und Orixa und seit 1781 auch Benares gehören, hat in dieser Vergrößerung einen Umfang, der, nach Rennels Schätzung, gewiß 6000 deutsche Quadratmeilen beträgt. Es ist ein herrliches, fruchtbares Land; die Mongolen nennen es das Paradies der Welt. Die vornehmsten Handelsartikel, welche aus Bengalen gezogen werden, sind seidene und baumwollene Waaren, Tapeten, Opium, Spezereien und Salpeter (welcher aus dem Erdboden hervorwächst, und, weil er zusammengekehrt wird, im Handel den Namen Kehrsalpeter führt). Bis 1770, wo eine fürchterliche Hungersnoth den dritten Theil der Einwohner in den inländischen Provinzen aufrieb, und fast vier Millionen Menschen das Leben kostete, war Bengalen sehr bevölkert, und zählte damals auf funfzehn Millionen

Einwohner; allein auch ohne diese und ähnliche Ereignisse nimmt die Anzahl der bengalischen Einwohner täglich ab. Die neuen Oberherren saugen das Land durch beinahe unglaublich scheinende Staatseinrichtungen aus, und die Habsucht der Engländer richtet alle Industrie und den Landbau zu Grunde. Jetzt ist Calcutta die Hauptstadt von Bengalen, der englische Generalgouverneur von ganz Ostindien hat hier seinen Sitz aufgeschlagen.

Bengel (Johann Albrecht), ein berühmter lutherischer Geistlicher, geboren im J. 1687 zu Winneden im Wirtembergischen. Er studirte zu Stuttgart und Tübingen, und ward dann Prediger und Professor zu Denkendorf. Die griechische Sprache war ein Hauptgegenstand seines Unterrichts. Besonders beschäftigte er sich mit den Kirchenvätern und dem neuen Testament. Seine Kenntnisse und Arbeiten ließen ihn nach und nach zu verschiedenen geistlichen Würden steigen. Er starb im J. 1752. Bengel ist der erste lutherische Theolog, der die Kritik der Schriften des neuen Testaments in ihrem ganzen Umfange mit dem Scharfsinn, der Geduld, und Reife des Urtheils behandelt hat, die eine solche Arbeit erfodert. Besonders hat er sich um die Berichtigung des Textes große Verdienste erworben. Weniger Werth haben seine Bemerkungen, in welchen der Verfasser sich zuweilen durch seine Neigung zum Mysticismus hat irre leiten lassen. Seine Auslegung der Apokalypse hat ihn bei einigen in den Ruf eines begeisterten Propheten, bei den meisten aber eines Schwärmers gebracht. Er hatte einige Ideen über das Ende der Welt, die er gern entwickelte. Seine Sitten und sein Charakter wurden allgemein geschätzt.

Benjowsky (Moritz August Graf von), ein Mann von rastloser Thätigkeit und von so mannichfaltigen und außerordentlichen Schicksalen, daß man seine Geschichte auf den ersten Blick für einen Roman hält, wiewohl die Echtheit derselben keinem Zweifel unterworfen ist. Er war 1741 zu Werbowa in Ungarn geboren, wo sein Vater General in kaiserlichen Diensten war, trat in das nämliche Heer ein, und diente im siebenjährigen Kriege bis 1758, wo ihn ein Oheim, dessen Güter er einst erbte, nach Litthauen rief. Seine Schwäger entrissen ihm indeß sein Vermögen in Ungarn, wohin er zurückkehrte, um sie mit gewaffneter Hand zu vertreiben. Aber die wiener Kanzlei erklärte ihn für einen Rebellen, und Benjowsky war genöthigt, nach Polen zu flüchten, wo er nach verschiedenen Reisen den polnischen Conföderationen gegen die Russen beitrat. Er ward nach und nach Oberster, Befehlshaber der Cavallerie und Generalquartiermeister. Bei Kumenka schlug er ein russisches Detachement; bald nachher aber verlor er ein Treffen und ward von den Russen gefangen. Er entfloh dieser höchst grausamen Gefangenschaft, ward wiedererlangt, und gegen das Versprechen des Grafen von Panin 1770 nach Kamtschatka verwiesen. Auf der Reise dahin rettete er in einem Sturme das Schiff, das ihn trug; dieser Umstand verschaffte ihm bei dem Gouverneur Nilow eine gute Aufnahme, in dessen Hause er in der Folge Eingang fand, und dessen Kinder er in der französischen und deutschen Sprache unterrichtete. Hier verliebte sich Aphanasia, des Gouverneurs jüngste Tochter, in ihn; und ihre Liebe vermochte ihren Vater in der Folge, den Grafen in Freiheit zu setzen und ihn mit derselben zu verloben. Während dessen hatte er schon den Plan entworfen, mit mehrern Mitverschwornen aus Kamtschatka zu entfliehen. Er war nahe daran, verrathen zu werden: sogar Aphanasia erfuhr sein Vorhaben; aber sie verließ nicht, sondern beschloß, ihm zu folgen, und warnte ihn, als man

damit umging, sich seiner Person zu bemächtigen. In Begleitung Aphanasiens, die ihm unveränderlich treu blieb, obgleich sie jetzt erfahren hatte, daß er verheirathet sey, verließ er Kamtschatka im Mai 1771. Seine Absicht war, nach China zu segeln; statt dessen aber kam er nach vielen Mühseligkeiten, die er sowohl von der Natur als von seinen Leuten zu erdulden hatte, nach der japanischen Insel Usmay Ligon, wo man ihn überaus gut empfing. Er mußte sich hier mit einem jungen Frauenzimmer verloben, und den Insulanern das Versprechen zurücklassen, wiederzukommen und eine Colonie zu errichten; ein Versprechen, das er auch nach seiner Zurückkunft aus China zu halten gedachte. Er segelte nach Formosa, wo er sich selbst durch die glänzendsten Anerbietungen nicht bewegen ließ, von seiner Reise abzustehen. Endlich kam er nach Macao; hier wurden ihm von den Franzosen, Holländern und Engländern Vorschläge gethan. Da er die ersten annahm, so erkauften die Engländer einen Theil der Besatzung seines Schiffes; und Stepanov, ein Russe, der schon früher mehrmals Meutereien zu erregen gesucht hatte, zettelte eine Verschwörung wider ihn an. Allein sie mißlang; Stepanov wurde mit 4000 Piastern abgefunden und ging in holländische Dienste. Viele von Benjowsky's Begleitern starben zu Macao am Fieber, unter denen auch Aphanasia war, die ihrem Geliebten stets treu verblieb. Er kam endlich glücklich nach Frankreich, und wurde hier bestimmt, auf der Insel Madagascar ein Etablissement anzulegen; ein Unternehmen, dessen Schwierigkeit er selbst vorhersah, besonders da der glückliche Erfolg desselben ganz von dem guten Willen der Beamten der Insel Isle de France abhing, an die er wegen des größten Theils seiner Ausrüstung und Unterstützung verwiesen war. Dennoch begab er sich auf die Reise, kam im Jun. 1774 in Madagascar an, und betrug sich, trotz der Widerwärtigkeiten des Clima's und der Vernachlässigung, die er vom französischen Ministerio erfuhr, überaus standhaft und klug. Er gewann verschiedene Nationen und Chefs. Mehrere derselben schickten feierliche Gesandtschaften an ihn, und gaben ihm den Wunsch zu erkennen, ihn zu ihrem Ampansacabe oder König zu ernennen. Der Graf nahm diese Anerbietung an, behielt sich jedoch vor, dem König von Frankreich verpflichtet zu bleiben, bis er seine Entlassung von demselben erhalten habe. Dieser Fall trat bald ein, als französische Commissarien nach Madagascar kamen, welche Befehl hatten, sich seiner Person zu bemächtigen, denen er jedoch auszuweichen wußte. Nachdem er endlich das Commando gänzlich niedergelegt hatte, wurde er im Jahr 1776 feierlich zum Ampansacabe erklärt; die Weiber schworen seiner Gemahlin (die er schon in Frankreich aus Ungarn hatte kommen lassen) den Unterwerfungseid. In der Folge erklärte er seinen Vorsatz, selbst nach Europa zu reisen, um der Nation einen mächtigen Alliirten und Handlungsaussichten zu verschaffen. Vergebens stellten ihm seine Unterthanen vor, daß er seinen Tod suchen wolle. Es scheint, des Grafen beleidigter Ehrgeiz habe ihn getrieben, Gelegenheit zu suchen, seinen Gegnern die Gerechtigkeit seiner Sache unter die Augen zu stellen. Bei seiner Zurückkunft in Frankreich wurde er durch die Verfolgungen des französischen Ministeriums genöthigt, in kaiserliche Dienste zu treten, in welchen er jedoch nur zwei Jahre blieb, weil ihm der Kaiser zu seinem Plane nicht behülflich seyn konnte. Von da wandte er sich an den König von England, ebenfalls vergebens; dagegen fand er bei Londner Particuliers, und vorzüglich bei einem Handelshause zu Baltimore in Amerika, wohin er segelte, Unter-

stützung. Im October 1784 reiste er ab, ließ aber seine Gemahlin in Amerika zurück, und landete glücklich im J. 1785 auf Madagascar. Als er hier aber Feindseligkeiten gegen die Franzosen anfing, schickte die Regierung von Belle Isle 60 Mann Soldaten gegen ihn. In einem Gefecht wurde er von einer Kugel in die rechte Seite der Brust getroffen, und starb wenig Minuten nachher. Dies geschah im Mai 1786. Benjowsky hat seine Begebenheiten selbst französisch beschrieben. William Nicholsen hat dieselben aus der Handschrift englisch übersetzt herausgegeben; wir besitzen mehrere deutsche Übersetzungen davon. Kotzebue hat diesen merkwürdigen Mann auch auf die Bühne gebracht.

Bennigsen (Levin August Freiherr von), russischer General, ward 1745 im Hannöverischen geboren. Er zeichnete sich in den Kriegen gegen die Polen bei mehreren Gelegenheiten aus, erhielt den St. Georgen-, dann den Alexanderorden, und wurde endlich Generalgouverneur in Litthauen. Er hatte, wie man versichert, Theil an den Ereignissen, welche die Tage Pauls des Ersten endigten. Im Jahr 1805 commandirte er ein Corps Russen gegen die Franzosen, kam aber zu der Schlacht von Austerlitz zu spät, und kehrte wieder nach Rußland zurück. In dem Feldzuge der Russen gegen die Franzosen im Jahr 1806 commandirte er anfangs ein Corps unter dem General Kamenskoi, erhielt aber nachher den Oberbefehl über die ganze russische Armee. In dieser wichtigen Stelle zeigten sich seine Feldherrntalente in einem vortheilhaften Lichte. Er lieferte gegen den Kaiser Napoleon die zwei berühmten Schlachten bei Preußisch-Eylau und Friedland. Nach dem tilsiter Frieden zog er sich auf seine Güter zurück. In dem 1812 mit Frankreich begonnenen Kriege hatte Bennigsen bis zum Rückzug der Franzosen aus Moskau kein Commando, sondern befand sich, laut frühern Zeitungsnachrichten, um die Person des Kaisers; im folgenden Jahre aber erschien er an der Spitze einer bedeutenden Reservearmee, oder der sogenannten Armee von Polen, und nahm mit derselben an der Leipziger Schlacht entscheidenden Antheil. Bennigsen trat auch als militärischer Schriftsteller auf und schrieb über die Cavallerie.

Benserade (Isaak von), ein berühmter witziger Dichter Frankreichs, wurde 1612 zu Lyons-la-Forêt, einer kleinen Stadt in der obern Normandie, geboren. Er schrieb mehrere Theaterstücke, und verfertigte eine große Menge sinnreicher Verse für den König Ludwig XIV. und andere ausgezeichnete Personen. In der ersten Hälfte der Regierung dieses Königs begünstigte noch der Hof, und wer sich nach dem Hofe bildete, die galanten Lieder, Rondeaux, Triolets, Madrigale und Sonette, deren Inhalt artige Einfälle und Tändeleien, besonders aber Galanterie waren, die man im preciösen Hofstyle den Damen sagte. Niemand hatte es in dieser Kunst so weit gebracht, als Benserade, der deßwegen auch vorzugsweise le poëte de la cour hieß. Er empfing dafür mehrere Pensionen, so daß sich seine Einkünfte jährlich auf 12,000 Livres beliefen, und er im Stande war, einen ungewöhnlichen Aufwand zu machen. Er besaß viel Leichtigkeit im Reimen und reichen Witz. In seinem Alter litt er an Steinschmerzen, und entschloß sich, ihn schneiden zu lassen; aber der Chirurg traf eine Pulsader und entfloh, anstatt das Blut zu stillen. Benserade starb wenige Stunden darauf den 19ten October 1691.

Bentheim (Wilhelm Graf zu), kaiserlich-österreichischer General und gewesener Chef der im Kriege 1813 und 1814 errichteten öster-

reichisch-deutschen Legion. Er wurde geboren zu Burgsteinfurt im J. 1780, wo er eine seinem Stande gemäße Erziehung auf dem väterlichen Schlosse erhielt; trat im Jahre 1799 als Hauptmann in österreichische Dienste, und machte von da an alle Feldzüge und die bedeutendsten Schlachten mit. Seine ausgezeichnete Tapferkeit vor dem Feinde und die sonstigen glänzenden Eigenschaften seiner Persönlichkeit trugen vereint zu seinem schnellen Aufsteigen bei. Im Kriege 1805 wurde er Major, beim Ausbruch des Krieges 1809 Oberstlieutenant, dann auf dem Schlachtfelde von Aspern Oberst und Kommandant des Infanterieregiments Vogelsang. In der darauf erfolgten Schlacht von Wagram führte er, mit der Fahne in der Hand, dieses von einer feindlichen Sturmkolonne überraschte Regiment gegen die überzahl des Feindes wieder vor, und eroberte die gehabte Stellung wieder. Am zweiten Tage dieser Schlacht deckte er den Abmarsch des linken Flügels vom Schlachtfelde, warf sich mit seinem einzigen Regimente zu dreien Malen einem ganzen Armeekorps stürmend entgegen, dessen Nachdringen dadurch bedeutend verzögert und dadurch eine Anzahl noch feuernder Kanonen gerettet wurde. Bei dieser Gelegenheit schwer verwundet, wurde er nur durch die anhängliche Entschlossenheit seiner Truppen gerettet. Nach dem Frieden von Wien wurde er nach Paris gesandt. Von dort in die Garnison von Prag zurückgekehrt, errichtete er daselbst mit Hülfe des damaligen Hauptmanns Ernst von Pfuel eine Schwimmschule, die mehreren nützlichen Anstalten dieser Art zum Muster galt. Im Kriege 1813 zeichnete er sich an der Spitze seines Regiments bei Dresden und Kulm aus, wo er mit eigner Hand eine feindliche Fahne eroberte. Gleich darauf wurde er General und ihm die Errichtung einer deutschen Legion übertragen, die durch seinen Namen wie durch seine guten Maßregeln bald außerordentlichen Zulauf erhielt. Als Anführer dieser Legion leistete er im südlichen Frankreich in mehreren hitzigen Gefechten noch kurz vor der Beendigung des Krieges die wesentlichsten Dienste.

Bentley (Richard), einer der gelehrtesten und genialsten Kritiker. Er war 1661 in Oulton bei Wakefield in der Grafschaft York geboren, und zeigte sehr früh außerordentliche Talente mit einem seltenen Fleiß verbunden. Er besuchte zuerst die Schule von Wakefield, ging von da nach Cambridge, welches er 1681 verließ, um Schulhalter zu Spalting, dann Lehrer bei dem Sohne des Dechanten von Paul, und hierauf Capellan des Bischofs von Worcester zu werden. Mit welchem Eifer er die alten Sprachen studirte, beweiset der Umstand, daß er vor seinem 24sten Jahre sich ein alphabetisches Verzeichniß aller hebräischen Wörter in der Bibel mit ihren chaldäischen, syrischen, lateinischen u. a. Bedeutungen zusammengesetzt hatte. Da Robert Boyle, einer von den Söhnen des Grafen Cork, in seinem Testamente ein Legat für eine bestimmte Anzahl Predigten, die jedes Jahr zur Vertheidigung der natürlichen und geoffenbarten Religion gehalten werden sollten, gegründet hatte, wurde Bentley 1692 dazu gewählt, den Willen dieser Stiftung zu erfüllen. Er arbeitete acht Reden aus, deren Gegenstand die Ungereimtheit des Atheismus ist, und wobei er sich auf die philosophischen Ideen Newtons stützt und selbst einige von Locke angenommen hat. Diese Schrift hat im Englischen mehrere Ausgaben erhalten, und ist in verschiedene Sprachen übersetzt worden. Im Jahre 1697, als Grävius den Callimachus herausgegeben hatte, schickte ihm Bentley eine große Sammlung von Fragmenten dieses Dichters nebst seinen Bemerkungen, und in demselben Jah-

re schrieb er, in der Folge der wottonschen Schrift über die Gelehrsamkeit der Alten und Neuen, eine Dissertation über die Briefe des Themistokles, Sokrates, Euripides, Phalaris und über die Fabeln des Äsop. Sie wurde eigentlich durch seinen ungefälligen und streitsüchtigen Charakter veranlaßt. Boyle, Graf von Orrery, hatte zwei Jahre vorher die Briefe des Phalaris herausgegeben, und sich in der Vorrede über Bentley's Ungefälligkeit beklagt, der ihm ein Manuscript von der St. James Bibliothek nur auf so kurze Zeit vergönnt hatte, daß er es nicht gehörig benutzen können. Bentley, um sich für diesen Angriff zu rächen, bewies die Unechtheit der Briefe. Im Jahre 1700 ward er Lehrer an dem Collegium der heil. Dreieinigkeit zu Cambridge. Er resignirte auf das Canonicat von Worcester, und wurde das Jahr darauf zum Archidiaconus von Ely ernannt. Während er sich hier in die verdrießlichsten Streitigkeiten verwickelte, setzte er seine gelehrten Arbeiten fort, und gab 1710 seine kritischen Bemerkungen über zwei Lustspiele des Aristophanes, und unter dem Namen Phileleutherus Lipsiensis seine Verbesserungen der Fragmente des Menander und Philemon, im Jahre 1711 seinen trefflichen Horaz (dritte Ausgabe, Amsterdam 1728) und im Jahre 1726 seinen Terenz und Phädrus heraus. Seine Ausgabe des Horaz, die noch jetzt für die beste gelten darf, ist als sein vorzüglichstes Werk zu betrachten. Tadel erhielt er von den Engländern über seine Ausgabe des verlornen Paradieses von Milton, worin er ohne Rücksicht Veränderungen vornahm, und dadurch manche Eigenthümlichkeit und Schönheit verwischte. Er starb 1742 in einem Alter von 81 Jahren.

Benzel-Sternau (Graf Carl Christian von), seit 1808 Geheimer-Rath und Ministerialdirector für das Departement des Innern im Großherzogthum Baden; früher churfürstl. erzkanzl. Staatsrath zu Regensburg; als einer der ausgezeichnetsten humoristischen Schriftsteller unserer Zeit, und Geistesverwandter J. Pauls bekannt. Seinen literarischen Ruhm begründete das goldene Kalb (eine Biographie, 1802 bis 1804. 4 Bände 8., in der ersten Ausgabe), welches geistvolle Werk ein sehr großes Publicum unter den Deutschen fand; ihm folgten die Lebensgeister, Gotha 1804. 8.; Gespräche im Labyrinth, 3 Bände, 1806, 8.; der steinerne Gast; die Zeitschrift Jason u. a. — Mannigfaltigkeit und schwelgender Reichthum an Bildern und Vergleichungen, üppiger Witz, Feinheit und Beobachtung, tiefe Weltkenntniß, die sich vorzüglich in Ausmalung der Charaktere und Einwebung feiner Bemerkungen und kräftiger Sittensprüche zeigt, dunkle Mischung von Scherz und Ernst sind seinen Werken eben so eigen, als die mangelhafte Erfindung und eine desultorische, oft nach Witz jagende, räthselhaft dunkle und spitzfündig tiefe Behandlung seiner Gegenstände, welche nebst dem Seltsamen, Frappanten und Überladenen der Composition den reinen Genuß nicht selten stört, und die Gediegenheit der Form unmöglich macht. Dennoch bleibt die Lectüre derselben höchst interessant, und wenn sie nicht lange Zeit ununterbrochen fortgesetzt wird, sehr genußreich.

Beobachtung ist der Zustand des Geistes, in welchem man die Gegenstände auf sich einwirken läßt, um mit ungestörter Aufmerksamkeit auf ihre Veränderungen und Wirkungen das Eigenthümliche und Unterscheidende derselben kennen zu lernen. Hieraus geht hervor, daß alle Beobachtung mit Absicht verbunden, und auf Erfahrung oder gewisse Kenntniß der Erscheinungen gerichtet ist, welche man durch dieselbe zu gewinnen sucht, ja daß die reine Erfahrung nicht ohne Beob-

achtung erworben wird. Ferner leuchtet auch ein, daß zur Beobachtung, wenn sie dieses Resultat hervorbringen soll, nicht nur ein Gegenstand, welcher in dem Kreise der Erfahrung liegt, sondern auch von Seiten des Beobachtenden ein feiner Sinn (des Äußern oder Innern, je nachdem eine äußere oder innere Erfahrung gemacht werden soll), d. i. ein natürlich unverfälschtes und richtig geübtes Wahrnehmungsvermögen, mit gesunden Organen, im Zustande des ruhigen, leidenschaftlosen Bewußtseyns, und eine gewandte Reflexion, welche das Wahrgenommene zu vergleichen, zu unterscheiden und ihm seinen gebührenden Platz in dem Gebiete der ganzen Erkenntniß anzuweisen fähig ist, erfodert werde. Wo diese Erfodernisse in einem hohen Grade vorhanden, und durch Übung und Ausbildung zu einem besondern Talente, das Eigenthümliche der Dinge leicht, sicher, vollkommen und genau aufzufassen, entwickelt und verbunden sind, da redet man von dem Beobachtungsgeiste. Unentbehrlich ist er dem ausgezeichneten Geschäftsmanne, und demjenigen, welcher die Erfahrungswissenschaften bearbeitet. Doch unterscheidet sich die gemeine Beobachtung, d. i. die Beobachtung zu Zwecken des gemeinen Lebens, von der wissenschaftlichen dadurch, daß letztere methodisch, d. h. nach bestimmten Grundsätzen und leitenden Principien, welche aus dem Wesen der Wissenschaft, zu deren Behuf die Beobachtung gemacht wird, hervorgehen, angestellt werden muß, und auf das Ausfinden allgemeiner Gesetze, so wie auf die Unterscheidung des Wesentlichen und Zufälligen, ausgeht. Auch ist sie verschieden nach den verschiedenen Gegenständen und Gebieten der Erfahrung. So ist z. B. die Beobachtung ästhetischer Gegenstände hauptsächlich von einer ruhigen oder lebendigen Einbildungskraft, und von einem regen, zarten Gefühle abhängig; einer andern Beobachtung ferner bedarf der bildende Künstler, einer andern der Tonkünstler, Dichter, der Staatsmann u. s. w., um in seinem Kreise etwas Zweckmäßiges zu wirken. Die Kunst insbesondere setzt Beobachtungen zwar voraus, aber der geniale Künstler bildet nicht durchaus abhängig von der Beobachtung, sondern nur mittelbar. Die Beobachtung entspringt in ihm aus einem regen Interesse für die zu beobachtenden Gegenstände der Kunst und Natur, oder irgend einem bedeutsamen Gesichtspunkt derselben, ist ohne Ängstlichkeit und Zwang, und trägt dem Künstler früher oder später bei der Bildung seiner Ideale herrliche Frucht, indem die gewonnene Wahrnehmung in den selbstgeschaffenen Kreis seiner Ideale unvermerkt aufgenommen, in die Darstellung verwebt, oder in eine höhere Anschauung verwandelt wird, und dem sinnigen Beschauer aus dem Werke des Künstlers mit bedeutungsvoller Wahrheit, obwohl in einem höhern Lichte, entgegentritt. Zur Anwendung und glücklichen Verarbeitung der Beobachtungen in der Kunst aber gehört Freiheit, Geschmack und Witz. Auch hat die Beobachtung der Natur und der Kunstwerke verschiedene Vortheile. Der ästhetische Kritiker aber bedarf zur richtigen Beurtheilung gegebener Kunstwerke, nebst den leitenden Ideen der Kunsttheorie und Ästhetik, auch der vielseitigen Beobachtung, um denselben an sich und im Verhältniß zu andern Werken ihrer Gattung, den gebührenden Platz anzuweisen. Eine besondere Art der Beobachtungen wird durch Versuche oder Veränderungen bewirkt, welche man mit einem Gegenstande vornimmt, um ihn in verschiedenen Lagen und von verschiedenen Seiten zu betrachten, und dadurch das Wesentliche von dem Zufälligen genauer abzusondern. Daher stellt man auch oft Versuche den Beobachtun-

gen entgegen, und setzt für die letztern, obwohl etwas willkürlich, voraus, daß der Gegenstand in ruhigem, von dem Beobachter nicht verändertem Zustande betrachtet werde. **Beobachten** heißt sonach die Natur und das Verhalten eines Gegenstandes mit Aufmerksamkeit betrachten und wahrnehmen. T.

Bepunkten (in der Musik), mit Punkten versehen. Der musikalische Punkt ist zweierlei Art: 1. Ein Punkt über der Note bedeutet, daß dieselbe abgestoßen werden soll: dies pflegt man auch durch den italiänischen Ausdruck staccato zu bezeichnen. Das Abstoßen steht übrigens dem **Schleifen** (legato), welches durch einen halbcirkelförmigen Strich über den Noten angedeutet wird, gerade entgegen. Man zieht nämlich in diesem Falle so viel Noten zusammen, wie der darüber gesetzte Strich andeutet. Auf den Bogeninstrumenten, auf welchen das Schleifen leichter hervorgebracht werden kann, als auf den Blaseinstrumenten und auf den Clavieren, wird dasselbe dadurch bewerkstelligt, daß man den Bogen auf den Saiten liegen läßt und ihn nur da aufhebt, wo der cirkelförmige Strich über den Noten aufhört. Zuweilen trifft es sich aber auch, daß unter diesem Striche, der das Schleifen der Noten andeutet, und über den Noten selbst sich noch Abstoßungspunkte obenein befinden. In diesem Falle ist der Vortrag der Passage halb schleifend, halb abstoßend, d. h. bei den Bogeninstrumenten wird der Bogen zwar bei jeder Note von der Saite aufgehoben, fährt aber in derselben Richtung fort. Geht z. B. der Strich des Bogens aufwärts; so bleibt dieser, ungeachtet er bei jeder Note aufgehoben wird, in derselben aufwärts gehenden Richtung, und umgekehrt. 2. Der Punkt neben der Note bedeutet eine Vergrößerung derselben in der Quantität ihrer Dauer. Steht z. B. der Punkt hinter einer Viertelnote, so wird dieselbe zu einer Anderthalbviertel- oder Dreiachtel-Note; steht er hinter einem Achtel, so wird daraus eine Anderthalbachtel- oder Dreisechzehntheil-Note u. s. w. Stehen zwei Punkte hinter einer Note, so gilt der zweite wiederum die Hälfte von dem ersten, so daß z. B. eine Viertelnote mit zwei dahinter gesetzten Punkten den Werth von sieben Sechzehntheilen erhält. — Die Indianer **bepunkten** (**tattowiren**) ihre Leiber, einmal, um sich dadurch eine größere Bedeutendheit, eine höhere Würde beizulegen, zweitens auch in dem Glauben, sich dadurch schöner zu machen, in welchem letztern Falle das Tattowiren also ein Gegenstand der Mode ist. Aus der Art und Weise, wie der Leib tattowirt ist, und aus der Mehrheit der Glieder, welche diesen Schmuck aufzuweisen haben, geht das Ansehen und der Stand der Person hervor. So z. B. tattowirt der geringe Indianer nur ein oder ein Paar Glieder seines Körpers, wie etwa den Oberarm und das Bein; der vornehme Indianer hingegen läßt sich mehr oder weniger den ganzen Leib tattowiren. Aus der Wichtigkeit, mit welcher besonders die Indianer der Südseeinseln das Tattowiren betreiben, geht schon von selbst hervor, daß dasselbe unter ihnen zu einer Art von Kunst ausgebildet seyn müsse. Und dies ist denn auch wirklich der Fall. Es wird nämlich von besonders dazu angesetzten Künstlern betrieben, die ihre Kunst handwerksmäßig erlernen müssen, und diese hernach für bestimmten Lohn öffentlich ausüben. Dies Tattowiren geschieht übrigens auf folgende Weise. Der Künstler macht zuvörderst, nach besonders dazu entworfenen Zeichnungen, Punkte und Einschnitte in die Haut, welche er nachher mit gewissen unauslöschbaren Farben ausfüllt. Nachdem nun jene Punkte und Einschnitte in die Haut vernarbt sind, werden die in dieselben eingeriebenen Farben un-

verwischbar. — **Bepunktet** heißt in der Pflanzenkunde, wenn auf den Pflanzen kleine feine Punkte bloß durch das Gesicht und nicht durch das Gefühl zu bemerken sind, oder wenn ein Blatt, statt der Rippen oder Adern, Punkte hat. Pq.

Berchtold (Graf Leopold von), Ritter des militärischen St. Stephansordens, zuletzt wohnhaft auf seiner Herrschaft Buchla in Mähren, starb im Jahre 1809 zu Smradiatka, einem mährischen Badeorte im hradischen Kreise. Den größten Theil seines Lebens brachte er damit zu, Unglückliche aufzusuchen, die Thränen der Leidenden zu trocknen, und diejenigen, die dem Verderben nahe waren, demselben zu entreißen. Dreizehn Jahre durchreiste er Europa, und vier Jahre Asien und Afrika, um Menschenglück und Menschenelend kennen zu lernen, und überall das erstere zu befördern und letzteres zu mildern. Seine auf allen diesen Reisen gemachten Erfahrungen, die die erprobtesten Vorschriften und sichersten Vorsichtigkeitsmaßregeln für Reisende herbeigeführt hatten, legte er zuerst in einem Werke nieder, welches er unter dem Titel: Essay to direct and extend the Inquiries of patriotic Travellers, in London 1789 in zwei Theilen herausgab, welches Werk sein Freund, der um die Veredlung der Schafzucht verdiente **Lasteyrie**, 1797 in's Französische übersetzte. Außer diesem Werke verfaßte er noch mehrere, meistens kleinere Schriften, welche sämmtlich den Zweck haben, durch Verbesserung der polizeilichen Verfassung größeres Wohlseyn des Volks zu befördern, und welche er meistens, und zwar in mehreren europäischen Ländern, auf seine Kosten drucken und unentgeltlich unter das Volk austheilen ließ. Zu diesem Zwecke setzte er auch aus seinem großen, der Menschheit ganz gewidmeten Vermögen Preisaufgaben aus, durch welche er theils unmittelbar, theils auch durch seine großen Verbindungen in allen Ländern Europa's, die mancherlei Flug- und Preisschriften, welche damals über die Rettungsmittel der Ertrunkenen und Scheintodten herauskamen, veranlaßte. Er war der Stifter der Humanitätsgesellschaft in Mähren und der Rettungsanstalten in Prag und Brünn. Im Jahre 1801 errichtete er auf seinem Schlosse Buchlowitz in Mähren eine überaus wohlthätige Schule für die Jugend. Als bei der großen Theurung im Jahre 1805 vorzüglich die Bewohner des Riesengebirges mit Mangel und Elend kämpften, eröffnete er zum Besten derselben eine Subscription, wozu er selbst vieles beitrug, und für welche er mehrere Hauptstädte der österreichischen Monarchie durchreiste. Durch diese Bemühungen brachte er eine bedeutende Summe zur Unterstützung jener Unglücklichen zusammen. Zu gleichem Zwecke gab er im Jahre 1807 Tabellen heraus, worin er die Landleute und Handwerker auf die Gefahren, welche mit ihrem Berufe verknüpft sind, und auf die Mittel, denselben entgegenzuwirken, aufmerksam machte. In den Jahren 1795 bis 1797 bereiste er die asiatische und europäische Türkei hauptsächlich in der Absicht, um sich den Verheerungen der Pest zu widersetzen, und, wo möglich, um Mittel zu ihrer Heilung aufzufinden. In Folge der deßfallsigen Bemühungen setzte er, theils um die Pest zu heilen, theils auch um sich gegen dieselbe zu schützen, die Öleinreibung als specifisches Mittel außer allen Zweifel. In den letzten Jahren beschäftigte ihn auch die Verbreitung der Schutzpocken ungemein. Er impfte selbst, und förderte diese wohlthätige Erfindung aus allen Kräften. Noch ist uns im frischen Andenken, wie er einen Preis von 1000 Gulden für das beste Lehrbuch der Humanitätsanstalten aussetzte, und in der furchtbaren Hungersnoth, welche von 1805 bis 1806 in

dem Riesengebirge herrschte, dort Korn und Nahrungsmittel aus entfernten Gegenden herbeischaffte. Zuletzt hatte er auf seinem Gute Buchlau in Mähren das schöne Schloß Buchlowitz zu einem Spital für die kranken und verwundeten österreichischen Krieger eingerichtet, und hier raffte den Patrioten und Menschenfreund eine ansteckende Seuche des Nervenfiebers hinweg.

Beredsamkeit heißt im Allgemeinen die Fähigkeit, sich so auszudrücken, wie es erfoderlich ist, um den mit der zu haltenden Rede beabsichtigten Zweck erreichen zu können. Dieser Zweck ist doppelter Art: man kann nämlich einmal belehren, und zweitens überreden wollen, woraus also für uns neueren Völker Kanzel- und gerichtliche Beredsamkeit hervorgeht. Die bloße mittheilende Beredsamkeit des gesellschaftlichen Lebens kann, da hier nur von einer künstlichen Beredsamkeit die Rede ist, auf welche die bloß mittheilende keinen Anspruch machen darf, hier nicht berücksichtigt werden. Die künstliche Beredsamkeit hat es, wie jede Kunstproduction überhaupt von sich selbst ausgehend, mit zwei Gegenständen zu thun, nämlich mit dem Inhalte und mit der Form. Da jedoch der Zweck der künstlichen Beredsamkeit an sich selbst kein rein künstlerischer, sondern im Gegentheil geradezu ein bürgerlicher ist, d. h. da die künstliche Beredsamkeit, welche einen bedingten, in das bürgerliche Leben eingreifenden Endzweck hat, in so fern durchaus keinen Anspruch darauf machen kann, das Gemüth rein ästhetisch, d. h. unbedingt, erfreuen zu wollen; so geht hieraus schon von selbst zur Genüge hervor, daß bei der künstlichen Beredsamkeit weniger von der äußern Form, als besonders von dem innern Gehalte die Rede seyn müsse, daß es also bei derselben mehr auf scharfsinnige Zerschneidung und Aneinanderreihung der Begriffe, als auf die Kunst ankomme, diese auch poetisch schön auszudrücken. Wenn man daher bis jetzt von dem künstlichen Redner im Allgemeinen verlangt hat, daß er bei seinen Reden auf das Begehrungs-, Gefühls- und Geschmacksvermögen hinarbeiten müsse, um seinen vollen Endzweck als Redner zu erreichen; so möchten wir, unserer Überzeugung nach, allerdings geneigt seyn, zu verlangen, daß nur die Einwirkung auf das Begehrungs- und Gefühlsvermögen, der Geschmack des Hörers aber durchaus nicht uneigentlich und unmittelbar zu berücksichtigen sey. Und zwar wagen wir diese Vorschrift dem unumstößlichen Grundsatze der Einheit zufolge: denn es ist physisch und moralisch bewiesen, daß der menschliche Geist sich nicht auf einmal mit zwei Dingen zugleich beschäftigen könne. Bei der künstlichen Beredsamkeit kommt es also, wie gesagt, durchaus weniger auf die äußere künstlerische Form, als vielmehr besonders auf den innern Gehalt, und auf die Kraft des Geistes an, mit welcher dieser im Stande ist, den gegebenen Stoff nicht etwa mit der Phantasie, sondern einzig und allein mit dem reflectirenden Scharfsinne verarbeiten zu können. Es ist dabei demnach vorzüglich auf die Anordnung des Stoffes zu sehen, welche so beschaffen seyn muß, daß dadurch theils das Ganze, theils auch seine einzelnen Theile dem Erkenntnißvermögen der Zuhörer auf die möglichst klarste Weise vorgestellt und deutlich gemacht werden, wobei es denn vorzüglich, als auf Mittel, die zu diesem Endzwecke führen, auf die Kunst ankommen dürfte, die Haupt- und Unterabtheilungen der Rede in so scharfen Umrissen von einander zu trennen, daß es dem Zuhörer leicht werde, jene mit der möglichsten Leichtigkeit aufzufassen. Nächst diesem Erfodernisse dürfte besonders zu beobachten seyn, daß der Redner sich einer solchen äußern Einkleidung befleißige,

durch welche die schnellste und deutlichste Einsicht der vorzutragenden Ideen, überhaupt eine möglichst vollkommene Versinnlichung derselben bewirkt werde; wobei die eigentliche ästhetische Form, wie schon oben gesagt worden ist, durchaus nicht absolut nothwendig seyn möchte: ja der eigentliche Styl einer Rede kann vernachlässigt, und die Rede selbst dennoch ein Meisterstück seyn. Der Redner überhaupt soll eher zur Prosa des gemeinen Lebens hinabsinken, mit welcher er immer noch seinen beabsichtigten Endzweck zu erreichen im Stande seyn dürfte, als sich dem höhern Schwunge der Dichtkunst überlassen: denn letztere würde, da der Stoff selbst diesem durchaus widerspricht, nur zur absoluten Störung des beabsichtigten Endzwecks dienen. Die wirkliche Beredsamkeit findet übrigens nur in der eigentlichen Rede Statt. In dieser glänzten besonders die alten Griechen und Römer, deren sämmtliche Staatsverhältnisse und gerichtliche Gegenstände öffentlich verhandelt wurden, wobei es demnach natürlich das erste und einzige Erfoderniß der Redner seyn mußte, durch den künstlichen Vortrag und durch die scharfsinnige Darstellung der Rede das Volk gleichsam zum Verstehen und zur Annahme ihrer Ideen zu zwingen, wodurch bei ihnen die eigentliche Kunst der Beredsamkeit gebildet wurde, da hingegen wir weder politisch, noch gerichtlich ein öffentliches Leben führen, und also auch keinen Zweck haben können, in dieser Hinsicht auf das ganze Volk zu wirken. Was die öffentlichen gerichtlichen Reden in Frankreich und England, nebst den Parlamentsverhandlungen in letzterm Lande, anbetrifft, so sind diese, die nicht des ganzen unbefangenen Volks, sondern nur einiger interessirten Personen wegen gehalten werden, durchaus nicht im Stande, die eigentliche Beredsamkeit, wie sie die Römer und Griechen hatten, bis zur Kunst auszubilden. Alles, was demnach Frankreich und England in der öffentlichen Beredsamkeit geleistet haben dürften, möchte besonders im ersten Lande in Vergleichung mit den großen Mustern der vormaligen Griechen und Römer nur Stückwerk zu nennen seyn. Pq.

Berengar von Tours, Lehrer der philosophischen Schule daselbst und 1040 Archidiaconus zu Angers, ist eben sowohl durch seinen philosophischen Scharfsinn unter den Scholastikern, als durch die Freimüthigkeit, mit der er sich seit 1050 gegen die Lehre von der Brotverwandlung im Abendmahle erklärte und seine dadurch veranlaßten Leiden berühmt. Mehrere Mal mit Gewalt zum Widerruf gezwungen und dennoch immer wieder zu der Ansicht, das Brot im Abendmahle sey ein Zeichen und Unterpfand des Leibes Christi, worin er mit dem Schotten Joh. Erigena übereinstimmte, zurückgekehrt, rechneten ihn die Orthodoxen unter die schlimmsten Ketzer, und wenn auch Gregor VII. ihn anfangs schützte und immer glimpflich behandelte, waren doch die Scholastiker von der Partei des großen Anselm Lanfrank von Canterbury zu sehr gegen ihn aufgebracht, als daß er und seine Ansicht hätte wieder zu Ehren kommen können. Berengar zog sich daher 1080 auf die Insel St. Cosmas bei Tours zurück, wo er, von den Unparteiischen geachtet, sein Leben unter frommen Übungen in hohem Alter beschloß (1088). Über die von den Benedictinern sehr entstellte Geschichte seines Streites hat Lessing in seinem Berengar (1770) neues Licht verbreitet. Dieser Berengar darf übrigens nicht mit Peter Berengar von Poitiers verwechselt werden, der durch eine geistreiche Apologie seines Lehrers Abälard bekannt ist. E.

Berenhorst (Franz Leopold von), ein berühmter taktischer und strategischer Schriftsteller, der in seinen Betrachtungen über die Kriegs-

kunst, ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit zuerst die neuern Grundsätze dieser Wissenschaft systematisch aufzustellen versuchte, und als der Vorläufer Bülows anzusehen ist. Seine Verdienste um die Kriegswissenschaften werden wir unter den Artikeln Taktik und Strategie würdigen. Von seinen Lebensumständen wissen wir, daß er 1733 zu Sandersleben geboren worden und 1748 als Lieutenant bei dem Infanterieregiment von Anhalt in königl. preußische Dienste trat. Im Jahre 1757 ward er Brigademajor im Generalstabe des Prinzen Heinrich von Preußen und 1760 Adjutant Friedrichs II. Nach dem siebenjährigen Kriege lebte er am Hofe des Fürsten von Anhalt-Dessau, ging mit diesem und späterhin mit dem Prinzen Hans Görge auf Reisen nach Frankreich, Italien und England, bekleidete nach der Rückkunft mehrere ansehnliche Ämter am fürstlichen Hofe zu Dessau, erhielt den Charakter als Oberhofmeister und lebt seit 1790, von Geschäften frei, sich und den Musen.

Berenice, ein griechischer Name, welcher wörtlich eine Bringerin des Sieges bedeutet. Unter der großen Anzahl Frauen, welche diesen Namen in der alten Geschichte geführt haben, bemerken wir 1. die Gemahlin des pontischen Königs Mithridates des Großen. Ihr Gemahl ließ sie, als er sich vom Römer Lucullus geschlagen sah, umbringen (gegen das 71ste Jahr vor Chr. G.), damit sie nicht in die Hände seiner Feinde fallen möchte. Eben so verfuhr er gegen seine andere Gemahlin Monime und seine beiden Schwestern Roxane und Statira. 2. Die Gemahlin des Herodes, des Bruders ihres Vaters, des großen Agrippa, welcher auf Agrippa's Vorbitte vom Kaiser Claudius zum König von Chalcis gemacht wurde, aber bald starb. Trotz ihrer Ausschweifungen wußte sie sich dem Kaiser Vespasian und seinem Sohne Titus so gefällig zu machen, daß sie der Letztere fast zu seiner Gemahlin gewählt hätte. 3. Die Gemahlin des Ptolemäus Euergetes, welche ihren Gemahl mit außerordentlicher Zärtlichkeit liebte, und als dieser nach Syrien in den Krieg ziehen mußte, ein Gelübde that, ihr schönes Haar den Göttern zu weihen, wenn er unverletzt zurückkäme. Dies geschah, und Berenice schnitt ohne Bedenken die Locken ab, um sie in dem Tempel der Venus den Göttern zu weihen. Bald darauf ging das geheiligte Haar verloren, und der Astronom Conon aus Samos breitete aus, die Götter hätten dasselbe hinweggenommen und als Sternbild an den Himmel versetzt. Daher heißen die sieben Sterne nahe am Schweife des Löwen das **Haupthaar der Berenice**.

Berennen. Die Berennung einer Festung geht der Belagerung voraus, und besteht darin, daß man Truppen abschickt, welche alle Zugänge besetzen und die Zwischenräume beständig durchsuchen müssen, damit nichts zur Festung heraus- noch hineinkommen könne. Dies Vorhaben zu verbergen, bedient man sich des Mittels, daß man eine andere Festung bedroht, wodurch der Feind veranlaßt wird, diejenige zu schwächen, auf welche die Absicht eigentlich gerichtet ist.

Berezina. Der Übergang der französischen Armee, unter dem Oberbefehle des Kaisers Napoleon am 26sten und 27sten November 1812 über die Berezina, einen Fluß im russischen Gouvernement Minsk, ist eine der interessantesten Partieen in dem schon an sich ewig denkwürdigen Rückzuge der sogenannten großen französischen Armee aus Rußland. Alle Augenzeugen stimmen darin überein, daß keine Sprache Worte habe, um die gräßliche Scene zu schildern, welche dort sich begab; um so mehr muß unsere Feder auf eine einfache Darstellung

der Hauptsache sich beschränken, während nähere Details darüber einem andern Orte vorbehalten bleiben. — Der für die französische Armee so gefährliche Umstand, daß der Admiral Tschitschakow mit der Moldauarmee von unten heraufdrängte, um mit der Hauptarmee sich zu vereinigen, daß dieser, nach der Wiedereinnahme von Borissow, auch dem wittgensteinschen Corps, das von der Düna herabkam, die Hand bieten, und daß auf diese Weise Napoleon von der Weichsel ganz abgeschnitten werden konnte, nöthigte diesen, ungeachtet der unendlichen Schwierigkeiten, welche Terrain, Witterung und der schon so bedenkliche Zustand seiner Armee ihm entgegenstellten, Minsk, oder wenigstens die Berezina, eher zu erreichen und zu passiren zu suchen, als die Russen. Jedoch nur mit Vernichtung eines großen Theils der Bagage und selbst der Artillerie war es möglich geworden, daß am 25sten November die Armee am linken Ufer der Berezina ankommen und an diesem Tage die beiden Ufer recognoscirt werden konnten. Nachdem die Avantgarde der Moldauarmee von Oudinot nach Borissow zurückgeworfen worden, die daselbst befindliche Brücke von jener aber noch abgebrannt worden war, wurden am 26sten November früh, etwa funfzehn Werste oberhalb Borissow, bei Sembin zwei Brücken geschlagen, deren Herstellung um so schwieriger war, als an beiden Ufern des Flusses breite Moräste gränzen, die, wie der Fluß, nur mit schwacher unhaltbarer Eisdecke belegt, die schicklichsten Übergangspunkte aber schon von den lauernden Russen bedroht waren. Woher auch endlich hinlängliche Mittel zu den nöthigen Brücken nehmen? — Nur mit völliger Verachtung der Gefahren, denen so viele Tausende in diesen Augenblicken Preis gegeben waren, durfte der Übergang gewagt werden, und er ward es, auf diese Verläugnung hin. Im Sturmschritt stürzte die halb verzweifelnde Armee über die Rettungsbrücken, die jeder Einzelne zuerst betreten wollte. Schon seit längerer Zeit war die Disciplin aus dem Heere verschwunden; Napoleons sonst so mächtiges Commandowort verhallte ungehört, und er selbst mochte auch wohl mit seiner eigenen Person zu sehr beschäftigt seyn, als daß er an alle übrigen hätte sollen denken können. Mit jeder Minute nahm die Verwirrung mehr überhand. Wer auf den Brücken, diesen schmalen Pfaden, sich nicht retten zu können glaubte, suchte sein Heil auf dem Treibeise der fluthenden Berezina; doch die mehrsten fanden den Tod unter den Schollen, während viele andere von ihren Kameraden in den Fluß hinabgestoßen, oder im Sturze von den Rädern der Kanonen und Wagen zermalmt, oder von den russischen Kartätschen zerschmettert wurden. Bei diesem schrecklichen Zuge führte der Herzog von Reggio (Oudinot) die Avantgarde, an deren Spitze die Polen unter Dombrowski marschirten; die Arrieregarde bildete das Corps des Herzogs von Belluno. Mehrere Male wurde der Vortrab von Tschitschakow zurückgedrängt, doch der französische Oberfeldherr kannte zu gut die Wichtigkeit des Augenblickes, wußte zu gewiß, daß er keine Stunde verlieren durfte, wenn nicht seine Rettung mit dem ermatteten Heere ohne Cavallerie, durch die Vereinigung der südlichen russischen Armee mit der nördlichen, fast rein unmöglich werden sollte. Endlich, den 27sten November Mittags, war man an dem theuer erkauften Ziele, und schlug nach einigem Bedenken die Straße über Willna nach Warschau ein, indem man die über Minsk verließ, da man in Willna sich erholen und in Allem wieder completiren zu können hoffen durfte. Wie sehr aber man sich auch in den mäßigsten Erwartungen täuschte, hat das Ende dieses Rückzuges gelehrt. — Außer den zahllosen Opfern, die

jenseit der Berezina in den Tagen des Übergangs zurückgeblieben waren, war auch der letzte Nachtrab der Arrieregarde, die Division Partonneaux, noch verloren gegangen. Ihre Bestimmung war, die Brükken hinter sich abzubrennen; allein sie fiel (nach französischen Berichten nur zum Theil, mit 2000 Mann und durch Verirren vom Wege, nach russischen ganz, mit 7500 Mann und fünf Generalen) in die Gewalt ihres Feindes. — „Mit diesem Übergange (sagt der russische Major von Pfuel in seiner Darstellung des Rückzugs der Franzosen bis zum Niemen) endigte sich die zweite Periode dieses Rückzuges; die Resultate derselben waren über 20,000 Gefangene, gegen 200 Kanonen und eine unermeßliche Beute." — Unter solchen Umständen mußte freilich der frühere Plan für die französische Armee, den das Journal de l'Empire mit den Worten ausdrückte: „eine siegreiche Armee bewegt sich frei im Mittelpunkte des feindlichen cultivirten Gebietes, und verläßt die unnützen Trümmer von Moskau nur, um das zu bedrohen, was in Rußland von erobernswerthen Städten noch übrig ist," aufgegeben werden. I.

Berg, während der Dauer des Rheinbundes ein zu demselben gehöriges Großherzogthum, am Niederrhein gelegen, gegenwärtig ein preußisches Herzogthum in der Provinz Cleve und Berg. Mehrere Länder um und zwischen Rhein, Lippe, Ruhr, Wipper, Sieg und Ems hatten sich nach und nach, nachdem sie vorher einzeln beherrscht und mannigfaltig vererbt worden waren, zu einem einzigen, in sich zusammenhängenden Staate gebildet, welcher dadurch zu einer der vorzüglichsten Provinzen des nördlichen Deutschlands geworden, und endlich im Jahre 1609 aus den Herzogthümern Jülich, Cleve, Berg, den Grafschaften Mark und Ravensberg, und der Herrschaft Ravenstein zusammengesetzt war, welchen Staat im angezeigten Jahre der Herzog Johann Wilhelm (Wilhelm III.) unter seiner alleinigen Oberherrschaft vereinigte. Der Tod dieses Fürsten, welcher am 25sten März jenes Jahres erfolgte, gab Veranlassung zu dem berühmten jülichschen Erbfolge- (Successions-) Streite. Da nämlich jener Fürst keine männlichen Erben hinterlassen hatte; so traten die beiden sächsischen Häuser der albertinischen und ernestinischen Linie auf und machten die Ansprüche geltend, zu denen sie insofern berechtigt zu seyn glaubten, als sie bereits im funfzehnten Jahrhunderte unter der Bedingung eine kaiserliche Anwartschaft auf Jülich erhalten hatten, als der Mannesstamm desselben Hauses aussterben würde. Hierbei begründete die ernestinische Linie noch außerdem ihre Ansprüche auf den Umstand, daß der Churfürst Johann Friedrich mit der clevischen Prinzessin Sybilla, der Vatersschwester Herzogs Wilhelm III., vermählt gewesen war. Außer jenen beiden sächsischen Häusern machten noch der Churfürst Johann Sigismund von Brandenburg, dessen Gemahlin Anne die Tochter der bereits verstorbenen ältesten Schwester des erwähnten Herzogs Wilhelm III. war, und der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, der Gemahl der zweiten Schwester desselben Herzogs, auf die Erbfolge in den besagten Ländern Anspruch, indem sie sich auf das privilegium habilitationis (Anwartschaftsrecht) beriefen, welches Carl V. im Jahre 1546 der Prinzessin Maria von Österreich, Tochter Ferdinands I., bei ihrer Vermählung mit dem Herzog Wilhelm II. von Jülich und Berg, dem vorletzten Regenten, auf den Fall ertheilt hatte, daß der jülichsche Mannesstamm erlöschen sollte, nach welchem Anwartschaftsrechte alsdann die Töchter des erwähnten Herzogs Wilhelm II., welche derselbe mit Maria von Österreich erzeugen

würde, so wie deren nachgelassene männliche Erben, folgen sollten. Dieses den Häusern Brandenburg und Pfalzneuburg später ertheilte kaiserliche Privilegium, welches der frühern sächsischen Anwartschaft entgegenstand, suchten jene beiden Häuser nach Wilhelms III. Tode geltend zu machen, indem sie sogleich von den erledigten Ländern Besitz nahmen, und deshalb am 10ten Juni 1609 zu Dortmund einen Provisionalvergleich abschlossen, nach welchem sie mit Einwilligung der Landstände die streitigen Länder bis zur Entscheidung der ganzen Angelegenheit gemeinschaftlich besitzen wollten, und sich gegenseitig dabei zu schützen und zu vertheidigen versprachen. Jetzt berief der Kaiser die gesammten Prätendenten binnen vier Monaten an seinen Hof, um dort die Sache zu entscheiden, und übertrug interimistisch dem Erzherzoge Leopold, Bischof von Passau und Straßburg, die Sequestration des Landes. Dieser bemächtigte sich auch in der That der Festung Jülich. Als es aber den Häusern Brandenburg und Neuburg nicht entging, daß der Kaiser die erledigten Länder als ein eröffnetes Reichslehn an sein eigenes Haus zu bringen suchen wollte: so eroberten sie, unterstützt von Frankreich und den Niederlanden, im Jahre 1610 Jülich wieder, hoben die kaiserliche Sequestration auf und behaupteten sich auch, aller Widersprüche Sachsens ungeachtet, die selbst durch den westphälischen Frieden nicht aufgehoben wurden, in dem Besitze, worauf sie endlich im Jahre 1666 die Länder dergestalt unter sich vertheilten, daß die Herzogthümer Jülich und Berg an das pfälzische, das Herzogthum Cleve und die Grafschaften Mark und Ravensberg an das brandenburgische Haus kamen, worauf diese beiden Häuser auch im Jahre 1678 unter gewissen Modificationen die kaiserliche Belehnung erhielten. Dieser brandenburgisch-pfälzische Besitzstand dauerte in den sämmtlichen jülich-clevischen Ländern fort bis zu den Resultaten des baseler Friedens, welchen Preußen 1795, und des lüneviller Friedens, welchen das deutsche Reich 1801 mit Frankreich abschloß. Nach dem fünften Artikel des baseler Friedens trat Brandenburg (Preußen) sein jenseits des Rheins gelegenes Cleve bis zur allgemeinen Friedensunterhandlung zwischen Frankreich und Deutschland an die französische Republik ab, und erhielt dafür in geheimen Artikeln die Zusage, daß dasselbe demnächst durch Säcularisation entschädigt werden sollte. So ging ebenfalls bei Abtretung des linken Rheinufers im lüneviller Frieden für Pfalzbayern das Herzogthum Jülich verloren. Im Allgemeinen erhielten Preußen und Bayern für diese Abtretungen durch den Reichs-Deputations-Hauptbeschluß sehr bedeutende Entschädigungen auf dem rechten Rheinufer, so wie auch bis zum Jahre 1806 Bayern in dem Besitze des diesseit des Rheins gelegenen Herzogthums Berg (70 Q. M., 294,700 E.), und Preußen in dem Besitze seines eben daselbst gelegenen Theils des Herzogthums Cleve (24 Q. M., 77,300 E.) blieb. Diese Lage der Dinge ward aber verändert, als der preußische Minister, Graf von Haugwitz, kurz nach der Schlacht bei Austerlitz, am 15ten Dec. 1805, einen Tractat zwischen Frankreich und Preußen schloß, in welchem Frankreich das Churfürstenthum Hannover an Preußen abtrat, und Preußen dagegen die Fürstenthümer Anspach, Neufchatel und Cleve diesseit des Rheins der Disposition des Kaisers Napoleon überließ. Nach einem zweiten Tractate vom 25sten Febr. 1806, welcher zu Paris zwischen Haugwitz und Duroc abgeschlossen ward, nahmen die Franzosen von diesen Ländern Besitz, wogegen Hannover dem Könige von Preußen übergeben wurde. Das von Preußen abgetretene Fürstenthum Neufchatel und Valengin gab

der Kaiser Napoleon dem Marschall Berthier und das Fürstenthum Anspach dem Könige von Bayern, wogegen dieser das am Rheine gelegene Herzogthum Berg dem Kaiser Napoleon überließ. Aus diesem von Bayern abgetretenen Herzogthume Berg, und dem diesseit des Rheins gelegenen preußischen Herzogthume Cleve, bildete Napoleon einen neuen deutschen Staat, das Herzogthum Berg, zu dessen Herzog und Regenten er am 15ten März 1806 seinen Schwager, den Prinzen und Reichsmarschall Joachim Murat, ernannte. Dieser neugeschaffene Staat umfaßte bei seinem Entstehen 94 Q. M. und 372,000 Einwohner. Als wenige Monate nachher die Stiftung des Rheinbundes die ganze politische Form des westlichen und südlichen Deutschlands veränderte; so wurde der Herzog Joachim von Berg und Cleve eins der ersten Mitglieder dieses Bundes und nahm in Folge dessen den großherzoglichen Titel an, so wie denn auch der neue Staat von Cleve und Berg seit dieser Zeit das Großherzogthum Berg hieß. Der Rang des Großherzogs wurde zwischen Baden und Hessen bestimmt, so wie mit demselben auch alle Rechte, Ehrenbezeigungen und Vorzüge, welche der königlichen Würde zukommen, verbunden wurden. In Folge der Bundesacte cedirte der Herzog von Nassau dem Großherzoge von Berg Stadt und Gebiet von Deutz (Duytz), Stadt und Amt Königswinter und das Amt Willich. Unter die Souveränetät des Großherzogs von Berg kamen, außer der innerhalb seines neuen Gebietes enclavirten ritterschaftlichen Besitzungen, zum Theil der Fürst von Nassau-Oranien; zum Theil der Fürst von Wied-Runkel; der Graf von Bentheim-Steinfurt (28 Q. M., 44,000 E.); die Grafen Gimborn und Neustadt; die Besitzungen des Grafen Walmoden-Gimborn (2 1/2 Q. M., 6,500 E.); die Grafschaft Horstmar, welche dem Rheingrafen von Salm gehört (31 Q. M., 47,000 E.), zum Theil der Herzog von Looz; die Herrschaft Styrum, dem Grafen von Limburg-Styrum zugehörig; die Herrschaft Hardenberg, dem Freiherrn von Wendt zugehörig; die Herrschaft Wildenberg, dem Grafen von Hatzfeld zugehörig; die Herrschaft Bruch, der Wittwe des Prinzen Georgs von Darmstadt, einer gebornen Gräfin von Leiningen zugehörig, von der sie an die Kinder dieses Prinzen selbst fallen werden; die Grafschaft Homburg, am linken Mainufer, dem Grafen von Sayn-Witgenstein-Berleburg gehörig; und die Herrschaften Westerburg und Schadeck, den zwei Linien der Grafen von Leiningen-Westerburg zugehörig. Kaum war aber in dem darauf entstandenen Kriege zwischen Frankreich und Preußen im Jahre 1806 der Hauptschlag in Thüringen gegen die Preußen geschehen, als Napoleon durch ein Decret vom 23sten Oct. desselben Jahres nicht nur alle preußische Länder diesseit der Elbe in Besitz nahm, sondern auch erklärte, daß nebst andern Fürsten auch der Fürst von Fulda aufgehört habe zu regieren. Von den im darauf folgenden tilsiter Frieden (am 9ten Juli 1807) von Preußen abgetretenen westphälischen Provinzen verband Napoleon hernach durch ein Decret vom 1sten März 1808 mit dem Großherzogthum Berg den preußischen Antheil von Münster (27 Q. M., 130,000 E.); die Grafschaft Mark (46 Q. M., 138,000 E.); die Grafschaften Tecklenburg und Lingen (15 Q. M., 45,000 E.); und die Abteien Elten, Essen und Werden (8 Q. M., 23,000 Einw.). Nachdem Napoleon seinen Bruder Joseph, der seit dem 30sten März 1806 König von Neapel gewesen war, auf den spanischen Thron erhoben hatte, erklärte er den bisherigen Großherzog von Berg, Joachim

Murat, zum König von Neapel. Dieser trat seine Regierung am 1sten August 1808 an, und das erledigte Großherzogthum Berg ward bis zum 3ten März 1809 für den Kaiser Napoleon administrirt. An diesem Tage ernannte er seinen Neffen, den damaligen Kronprinzen von Holland, Napoleon Ludwig (geb. am 11ten Oct. 1804) zum Großherzoge von Berg, behielt sich aber die Regierung und Administration des Landes bis zur Volljährigkeit des Prinzen Napoleon Ludwig vor, und übernahm zugleich die Erziehung des Prinzen. Seit dieser Zeit wurde die Regierung des Großherzogthums von den drei Ministern des Innern, der Justiz und der Finanzen, unter Leitung eines kaiserlichen Commissärs, geführt. Das Land, welches die Herzogthümer Berg, Cleve, Münster, die Grafschaften Mark, Lingen, Tecklenburg und Dortmund und die standesherrlichen Bezirke umfaßte, enthielt 315 Q. M. und wurde 1809 in vier Departements, Dep. des Rheins, mit Düsseldorf, der Hauptstadt des ganzen Landes; Dep. der Sieg, mit der Hauptstadt Dillenburg; Dep. der Ruhr, mit der Hauptst. Dortmund; und Dep. der Ems, mit der Hauptst. Münster, getheilt. Durch die Vereinigung der Schelde-, Maas-, Rhein-, Weser- und Elbemündungen mit Frankreich am 10. Dec. 1810 verlor es 60 Q. M., wofür es die Grafschaft Reklinghausen von 12 Q. M. erhielt, so daß es seitdem noch 266 Q. M. mit 769,000 Einw. enthielt. Das Jahr 1813 endigte auch hier die Franzosenherrschaft, und in Folge der Beschlüsse des Wiener Congresses nahm am 5ten April 1815 der König von Preußen wieder Besitz (S. Preußen). Berg ward ein Bestandtheil der Provinz Cleve und Berg und der Regierung zu Düsseldorf untergeordnet, die sich über das jetzige Herzogthum Berg erstreckt, welches auf beiden Seiten des Rheins, außer dem alten Herzogthume Berg, mit Broich und Styrum, Essen und Werden, die von Nassau und Oranien abgetretenen Landestheile, die Neuwiedischen Besitzungen zum Theil, die Solmsischen, welche unter Nassau gestanden, die Herrschaften Homburg, Gimborn und Neustadt, auch Wiedenburg, ferner die Kantone Ürdingen, Neersee, Viersen, Odenkirchen, Elsen, Neuß und Darmagen in sich faßt. — Zur Beförderung der Industrie hat die lange Regierung des Churfürsten Carl Philipp Theodor von 1743 bis 1799 am meisten mitgewirkt. Er, durch die Landesconstitution zum Theil dazu gezwungen, ließ dem Gewerbe und dem Handel volle Freiheit, und bestrebte sich ernstlich, alle Hindernisse derselben aus dem Wege zu räumen. Nach dem siebenjährigen Kriege besonders nahm die allgemeine Industrie einen kräftigen Schwung, der immer im Steigen war, bis die französischen Gesetze den Fabriken des Großherzogthums die Einfuhr in Frankreich und Italien versperrten, und der Seekrieg die Ausfuhr aus Holland lähmte. Die Zunahme der Bevölkerung, welche noch stets im Steigen ist, rührt zum Theil auch daher, daß die benachbarte preußische militärische Canton- (oder Conscriptions-) Verfassung viele junge Leute bewog, aus ihrem Vaterlande in's Bergische auszuwandern und sich daselbst anzusiedeln. Um den Handelsflor des Bergischen zu bezeichnen, hat man es sehr oft ein England im Kleinen genannt. Man findet darin ein Manchester (das Thal Barmen), ein Leeds (Lennep), ein Birmingham und Sheffield (Remscheid und Solingen), so wie denn auch viele neuere Fabrik- und Manufacturanlagen mit ähnlichen Namen, unter andern, die großen Maschinenspinnereien bei Ratingen mit dem Namen Cromford, nach dem in Derbyshire belegenen Orte, wo Arkwright (s. d. Art.)

zuerst seine Baumwollenspinnereien errichtet hatte, belegt worden sind. In Elberfeld befinden sich grosse Banquiers und Wechselhäuser, die durch ihren Credit auf allen Handelsplätzen Europens zur Belebung des Ganzen sehr thätig mitwirken. Der jährliche Umsatz des Wechselhandels im Bergischen wird auf zwölf, und der des Waarenhandels auf zehn Millionen Thaler angegeben.

Bergamo, ehemals die Hauptstadt in der Landschaft Bergamasco, jetzt die Hauptstadt im Departement des Serio im Königreich Italien. Sie ist etwas befestigt, liegt an einem Hügel zwischen den Flüssen Brembo und Serio und hat eine Citadelle, die im Mittelpunkte der Stadt liegt und mit einer außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe liegenden Festung La Capella durch unterirdische Gänge Gemeinschaft hat. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 25.000. Zwischen den Vorstädten St. Leonardo und St. Antonio ist ein mit vielen Buden besetzter Platz, auf dem die in dortigen Gegenden berühmte Bartholomäus-Messe gehalten wird, die vierzehn Tage dauert. Der Handel der Stadt mit Seide, Wolle, Eisenwaaren und Wein ist beträchtlich. Der Bischof steht unter dem Erzbischof von Mailand und führt den gräflichen Titel.

Bergbau. Das Wort begreift alle zur bergmännischen Gewinnung nutzbarer Fossilien erfoderliche Verrichtungen und Arbeiten in sich. Da nun diese Arbeiten und Verrichtungen theils nach den vorkommenden Fossilien, theils nach den Lagerstätten, worauf dieselben gewonnen werden, sehr verschieden sind, so ist daher auch der Bergbau verschieden. In Beziehung auf die Fossilien gibt es mithin Goldbergbau, Silberbergbau, Kupferbergbau, Zinnbergbau, Bleibergbau, Eisenbergbau, Kobaldbergbau &c., und in Hinsicht der Lagerstätte hat man Gangbergbau, Lager- und Flötzbergbau, Stockwerks- und Seifenbergbau. Die Wissenschaft also, welche sich über die mechanischen Beschäftigungen beim Bergbaue verbreitet, heißt die Bergbaukunst, in welcher die Bergtechnik ganz, von der Bergwerkskunde aber nur diejenigen Theile enthalten sind, welche unmittelbaren Bezug auf den praktischen Bergbau haben. Die Bergwerkskunde oder die Bergwerkswissenschaft enthält theils die Vorbereitungswissenschaften, die eigentliche Bergtechnik und die bergmännischen Hülfswissenschaften. Hingegen die Bergbaukunst ist gleichsam ein Auszug aus der Bergwerkskunde und ein Inbegriff aller derjenigen Kenntnisse, welche uns die nutzbaren Fossilien aufsuchen, vortheilhaft zu gewinnen, zu Tage fördern, aufbereiten, so wie auch die dabei vorkommenden physischen Hindernisse geschickt und zweckmäßig überwinden lehren. Herr Bergrath Werner nimmt zwei Haupttheile der Bergbaukunst an: nämlich einen mechanischen und einen technischen. Der mechanische Haupttheil enthält in sieben Abschnitten einige geognostische Vorkenntnisse; eine Übersicht der beim Bergbaue anwendbaren mathematischen, besonders markscheiderischen Kenntnisse; einen kurzen Unterricht in der bergmännischen Untersuchung der Gebirge, mit Hinsicht auf die darin vorkommenden Lagerstätten der Fossilien; einen kurzen Unterricht in den hauptbergmännischen Untersuchungen über die Beschaffenheit der Gebirge; die Lehre von der Arbeit auf dem Gestein und den dazu gehörigen Geräthschaften oder Gezähe; die Lehre von den Grubenbauveranstaltungen und Betriebe, und endlich die Lehre von dem Grubenausbaue. Der technische Haupttheil der Bergbaukunst behandelt in sechs Abschnitten die Wetterlehre, die Bergmaschinen-

ehre, die Wasserwirthschaftslehre, die Wasserhaltungslehre, die Förderungslehre und die Aufbereitungslehre. Zu den beiden letztern gehören die Lehre von praktischer Aufsuchung der Erzlagerstätte durch Schürfen, Überröschen und Abbohren; die Häuerarbeitslehre durch die Gewinnerkunst und die Grubenbauveranstaltungskunst; die Grubenausbauungslehre; die Aufbereitungslehre und die Hüttenkunde, welche in die Schmelzhüttenkunde, Amalgamirhüttenkunde, Destillir- und Sublimirhüttenkunde, Siedehüttenkunde und Cementirhüttenkunde zerfällt. X.

Berge nennen wir die beträchtlichen Erhebungen der Oberfläche unserer Erde, so wie auch anderer Planeten; die **Hügel** unterscheiden sich von ihnen durch geringere Größe. Mehrere Berge zusammen, die eine ganze Fläche bedecken, heißen **Gebirge**. Berge, die in meilenlangen Reihen fortlaufen, führen den Namen **Bergketten** oder **Bergrücken**. Selten werden einzelne Berge in ebenen Gegenden angetroffen, meistens finden sich mehrere derselben beisammen. Die Vertiefungen, welche zwischen den Bergen laufen, werden **Thäler** genannt. Die Oberfläche der Erde ist sehr ungleich und selbst in ebnen Gegenden gibt es Erhöhungen und Vertiefungen in Menge, nur daß sie weniger auffallend als in Gebirgsländern sind. Die Seeküsten sind insgemein die niedrigsten Stellen des festen Landes, das von ihnen her sich allmälig erhebt, so daß gemeiniglich der mittlere Theil eines ganzen Continents der höchste und mit ansehnlichen Gebirgen bedeckt ist. Die nähere Kenntniß unseres Erdbodens lehrt, daß die vornehmsten Gebirge mittelst großer Bergketten über der ganzen Oberfläche zusammenhängen. Das Uralgebirge, das Asien und Europa scheidet, und einen Arm gegen das weiße Meer nach Novaja Sembla sendet, hängt mit dem Sewo-Bergrücken zusammen, der die Gränze zwischen Norwegen und Schweden und einem Theile von Rußland macht. Ein anderes Gebirge erstreckt sich aus dem nördlichen Indien bis nach Tibet und Kaschemir, woselbst es die höchste Gegend von Mittel-Asien bildet, nach Westen durch Persien und nach Osten durch China hinläuft. Von der höchsten Landhöhe Nordasiens beim Gebirge Berghdo, welches die Wohnsitze der Kalmücken von denen der Mongolen scheidet, geht eine Bergkette unter dem Namen Mussart südlich nach Tibet, eine andere zieht sich westlich unter dem Namen Alak durch die Steppen der freien Tatarei und der Bucharei und kommt mit dem Uralgebirge zusammen; eine dritte läuft ostwärts unter dem Namen Khanghai, in der Mongolei, wendet sich dann, und bildet Korea und die Klippen und Inseln gegen Japan hin; eine vierte Hauptkette macht das altaische Gebirge, welches Sibirien vom Irtisch bis zum Amur begränzt. Die kleinen Ketten und Nebenzweige dieser hohen asiatischen Gebirge sind unzählbar. Zwischen dem caspischen und schwarzen Meere liegt der Caucasus, eins der höchsten Gebirge Asiens. Sein etwaniger Zusammenhang mit einer der vorgehenden Bergreihen ist noch nicht ausgemittelt; allein er sendet Zweige durch Klein-Asien bis nach Arabien, die den Taurus, Sinai und Libanon bilden, andere um das schwarze Meer nach Europa, namentlich nach Macedonien, wo sie verschiedene Namen führen. Vom schwarzen Meere erstreckt sich zwischen der Moldau, Wallachei und Siebenbürgen das Carpatengebirge, welches durch Polen und Schlesien reicht und mit Deutschlands Gebirgsländern zusammenhängt. Das Sudetengebirge läuft durch Österreich zwischen Böhmen und Schlesien hin und sendet nord- und westwärts durch Meißen und das Voigtland einige Zweige. Das Harzgebirge verbreitet sich in mehrern Zwei-

gen durch die Mitte von Deutschland. Europa's höchste Länder sind die Schweiz und das ehemalige Savoyen, deren Alpengebirge (s. d.) mit den benachbarten Bergreihen Deutschlands, Italiens und Frankreichs zusammenhängen. Ein mit ihnen verbundener Zweig, die Apenninen, durchschneidet ganz Italien bis Reggio hin und reicht wahrscheinlich, unter dem Meere fortlaufend, bis zu den Gebirgen Afrika's; die rhätischen Alpen gehen zwischen Graubünden und Mailand, die tridentinischen zwischen Tyrol und dem Venetianischen, die norischen zwischen Tyrol und Salzburg, und die kärnthenschen zwischen Kärnthen, Krain, Friaul und Istrien. Westwärts erstreckt sich ein Zweig der Alpen in einer Kette von Bergen durch Frankreich und scheidet unter dem Namen der Pyrenäen dies Land von Spanien. In Afrika ist der Atlas das berühmteste Gebirge. Man unterscheidet den großen und kleinen Atlas. Jener, der vielleicht mit Arabiens Bergreihen zusammenhängt, läuft westwärts nach der Barbarei, die er von Biledulgerid scheidet; dieser reicht von Tunis bis Gibraltar. Außerdem laufen längs der Ufer des Nils niedrige Bergreihen durch Ober-Ägypten, Nubien und Habesch hin nach unbekannten Gegenden des Innern von Afrika, wo sie mit den Mondbergen zusammenhängen. Von da mögen sich Bergketten in das südliche Afrika erstrecken, mit denen vielleicht die Schneeberge landeinwärts vom Vorgebirge der guten Hoffnung verbunden sind. Amerika hat unter allen Erdtheilen die höchsten Gebirge. Die Cordilleren, zu denen der Cimborasso, der höchste Berg der Erde, gehört, ziehen sich nach der Westküste von Chili und Peru. Mit diesem Hauptgebirge stehen andere Bergketten in Verbindung, die sich durch das übrige Südamerika erstrecken. Von ihm geht ferner eine Kette durch die Landenge von Panama nach Nordamerika, wo sie längs der Westküste gegen Mitternacht läuft und verschiedene Zweige landeinwärts oder nach Osten sendet, die im höchsten Norden wahrscheinlich mit den Bergreihen des nördlichsten Asiens zusammenhängen. Die Höhen der berühmtesten Berge unserer Erde sind zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Männern gemessen worden. Wir setzen ein Verzeichniß von den vornehmsten dieser Messungen hieher, wobei zu bemerken ist, daß die angeführte Zahl allemal die senkrechte Höhe des Gipfels des Berges über der Meeresfläche anzeigt. Demnach ist der Cimborasso 3220, der Cayambeorcu 3030, der Antisana 2950, der Pitchincha 2430, die Stadt Quito 2462, der Montblanc 2426, die Aiguille d'Argentiere 2094, Corne du Midi 1945, der St. Gotthardt 1650, der Ätna 1672, die Furka 973, der Brocken 546, das Thal von Chamouni 524, der Mont Cenis 432, die Stadt Genf 188 Toisen über der Meeresfläche erhaben. — So colossalisch auch viele Berge an und für sich erscheinen, so unbedeutend sind sie doch im Vergleich mit der großen Masse der Erde, deren Kugelgestalt durch sie nicht wesentlich verändert wird; denn der höchste Berg, der Cimborasso, verhält sich zum Erddurchmesser noch nicht wie 1 zu 1000. Im Allgemeinen haben die Berge eine Kegelgestalt, d. h. sie steigen vom Fuße allmälig in die Höhe und bilden oben einen mehr oder weniger spitzigen Gipfel. Diese allgemeine Form aber leidet, besonders bei hohen Gebirgen, verschiedene Modificationen. Alpengebirge, dergleichen die Gebirge in der Schweiz und in Savoyen sind, bestehen aus einer ungeheuren Sammlung der verschiedensten Berge, die in mehrere gleichlaufende Ketten geordnet sind. Von diesen Bergketten befindet sich die höchste in der Mitte der ganzen Gebirgsmasse; die sich anschließenden nehmen im Verhältniß ihrer Entfernung von der Hauptkette immer

mehr an Höhe ab. Dazwischen durchlaufende Thäler trennen die einzelnen Bergthäler und Berggipfel. Die höchste Kette ist mit steilen Felsen besetzt, welche allenthalben, die steilen Abhänge ausgenommen, mit Eis und Schnee bedeckt sind. Zwischen den Felsenmassen, die in Gestalt von Pyramiden u. dgl. die höchste Bergkette krönen, befinden sich Thäler, in welchen, weil sie zu hoch liegen, der Schnee und das aus dem halbgeschmolzenen Schnee gebildete Eis selbst im Sommer nicht wegthaut. Tiefer herab laufen zu beiden Seiten der Hauptkette große und breite Thäler, welche im Sommer mit schönem Grün bedeckt sind, und zum Theil, wenn ihre Höhe nicht zu groß ist, Getraide und Obstbäume tragen, zum Theil zu Weideplätzen dienen. Nach diesen begrünten Thälern erstrecken sich von den obersten Felsthälern Schluchten herab, die, wie jene, mit ewigem Eise ausgefüllt sind und Gletscher heißen (s. d.). Diejenigen Bergketten, welche sich zunächst an die Hauptkette anschließen, von der sie durch tiefe, begrünte Thäler getrennt werden, bieten dieselben Erscheinungen, nur nach einem kleinen Maßstabe, dar. Ihre Gipfel bestehen nämlich auch aus Felsenspitzen mit Schluchten, die selbst im Sommer Schnee und Eis tragen, und dann folgen wieder begrünte Thäler. Je weiter sich die Ketten von der Hauptkette entfernen, desto niedriger werden sie. Schnee und Eis verschwinden und alles gewinnt einen minder rauhen und todten Anblick. Die einzelnen Berge erscheinen abgerundet auf ihren Gipfeln, mit schönem Grün bedeckt, und verlieren sich allmälig in die Ebene. Länder mit hohen Gebirgen bieten im Sommer in verschiedenen Höhen die Erscheinungen verschiedener Climaten innerhalb eines sehr beschränkten Raumes dar. Man steigt allmälig aus den blühendsten, entzückendsten Thälern, welche mit Getraide, Obstbäumen und Weinreben prangen, zu den mit aromatischen Alpenpflanzen und an den Abhängen mit Nadelholz bedeckten Triften, sieht die Vegetation immer mehr und mehr abnehmen, bis sie endlich, so wie alles organische Leben, aufhört, und die grimmige Kälte das Weiterbringen verhindert. Die Gränze, wo die Vegetation aufhört und die Eis- und Schneeregion beginnt, ist nach der Lage des Landes sehr verschieden; sie liegt um so höher, je heißer, und um so tiefer, je kälter das Land ist. Daß die Luft auf Bergen kälter seyn müsse als in Ebenen, erhellt aus dem Gesagten und wird allenthalben wahrgenommen. Die Ursachen davon scheinen nicht allein darin zu liegen, daß die Sonnenstralen in niedrigen Ebenen stärker wirken und heftiger zurückprallen, sondern es kommt unstreitig auch die größere Dichtigkeit der Luft in Betracht, die stärker erwärmt wird als die dünnere Luft auf Bergen. Daß die Bergluft reiner sey, als die gewöhnliche, ist allerdings wahr, daß sie aber auch gesünder sey, gilt nur für eine gewisse mäßige Höhe. In beträchtlichen Höhen fühlt man sich im Gegentheil ungemein beschwert und ein fast unnennbares Übelbefinden, verbunden mit großer Kraftlosigkeit, bemächtigt sich des ganzen Körpers, welches Saussure aus dem veränderten Drucke der Luft auf die Gefäße und aus ihrer dadurch erschlafften Elasticität herleitet. — Das Innere der Gebirge ist nur wenig bekannt; nur das wissen wir davon, was sich bei dem Bergbau dem Bergmanne aufdeckt. Man ist indeß so weit gekommen, daß man sich berechtigt glaubt, vier Hauptverschiedenheiten der Berge, in Rücksicht ihrer innern Structur, und daher eben so viel Classen festzusetzen. Zur ersten Classe gehören die Urgebirge, welche den Kern der Gebirgsketten ausmachen, die größten Gebirge bilden, sich tief in's Innere der Erde erstrecken, und gleichsam als das Knochengerüste des

jenseit der Berezina in den Tagen des Übergangs zurückgeblieben waren, war auch der letzte Nachtrab der Arrieregarde, die Division Partonneaux, noch verloren gegangen. Ihre Bestimmung war, die Brükken hinter sich abzubrennen; allein sie fiel (nach französischen Berichten nur zum Theil, mit 2000 Mann und durch Verirren vom Wege, nach russischen ganz, mit 7500 Mann und fünf Generalen) in die Gewalt ihres Feindes. — „Mit diesem Übergange (sagt der russische Major von Pfuel in seiner Darstellung des Rückzugs der Franzosen bis zum Niemen) endigte sich die zweite Periode dieses Rückzuges; die Resultate derselben waren über 20,000 Gefangene, gegen 200 Kanonen und eine unermeßliche Beute." — Unter solchen Umständen mußte freilich der frühere Plan für die französische Armee, den das Journal de l'Empire mit den Worten ausdrückte: „eine siegreiche Armee bewegt sich frei im Mittelpunkte des feindlichen cultivirten Gebietes, und verläßt die unnützen Trümmer von Moskau nur, um das zu bedrohen, was in Rußland von eroberns werthen Städten noch übrig ist," aufgegeben werden. I.

Berg, während der Dauer des Rheinbundes ein zu demselben gehöriges Großherzogthum, am Niederrhein gelegen, gegenwärtig ein preußisches Herzogthum in der Provinz Cleve und Berg. Mehrere Länder um und zwischen Rhein, Lippe, Ruhr, Wipper, Sieg und Ems hatten sich nach und nach, nachdem sie vorher einzeln beherrscht und mannigfaltig vererbt worden waren, zu einem einzigen, in sich zusammenhängenden Staate gebildet, welcher dadurch zu einer der vorzüglichsten Provinzen des nördlichen Deutschlands geworden, und endlich im Jahre 1609 aus den Herzogthümern Jülich, Cleve, Berg, den Grafschaften Mark und Ravensberg, und der Herrschaft Ravenstein zusammengesetzt war, welchen Staat im angezeigten Jahre der Herzog Johann Wilhelm (Wilhelm III.) unter seiner alleinigen Oberherrschaft vereinigte. Der Tod dieses Fürsten, welcher am 25sten März jenes Jahres erfolgte, gab Veranlassung zu dem berühmten jülichschen Erbfolge- (Successions-) Streite. Da nämlich jener Fürst keine männlichen Erben hinterlassen hatte; so traten die beiden sächsischen Häuser der albertinischen und ernestinischen Linie auf und machten die Ansprüche geltend, zu denen sie insofern berechtigt zu seyn glaubten, als sie bereits im funfzehnten Jahrhunderte unter der Bedingung eine kaiserliche Anwartschaft auf Jülich erhalten hatten, als der Mannesstamm desselben Hauses aussterben würde. Hierbei begründete die ernestinische Linie noch außerdem ihre Ansprüche auf den Umstand, daß der Churfürst Johann Friedrich mit der clevischen Prinzessin Sybilla, der Vatersschwester Herzogs Wilhelm III., vermählt gewesen war. Außer jenen beiden sächsischen Häusern machten noch der Churfürst Johann Sigismund von Brandenburg, dessen Gemahlin Anne die Tochter der bereits verstorbenen ältesten Schwester des erwähnten Herzogs Wilhelm III. war, und der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, der Gemahl der zweiten Schwester desselben Herzogs, auf die Erbfolge in den besagten Ländern Anspruch, indem sie sich auf das privilegium habilitationis (Anwartschaftsrecht) beriefen, welches Carl V. im Jahre 1546 der Prinzessin Maria von Österreich, Tochter Ferdinands I., bei ihrer Vermählung mit dem Herzog Wilhelm II. von Jülich und Berg, dem vorletzten Regenten, auf den Fall ertheilt hatte, daß der jülichsche Mannesstamm erlöschen sollte, nach welchem Anwartschaftsrechte alsdann die Töchter des erwähnten Herzogs Wilhelm II., welche derselbe mit Maria von Österreich erzeugen

würde, so wie deren nachgelassene männliche Erben, folgen sollten. Dieses den Häusern Brandenburg und Pfalzneuburg später ertheilte kaiserliche Privilegium, welches der frühern sächsischen Anwartschaft entgegenstand, suchten jene beiden Häuser nach Wilhelms III. Tode geltend zu machen, indem sie sogleich von den erledigten Ländern Besitz nahmen, und deshalb am 10ten Juni 1609 zu Dortmund einen Provisionalvergleich abschlossen, nach welchem sie mit Einwilligung der Landstände die streitigen Länder bis zur Entscheidung der ganzen Angelegenheit gemeinschaftlich besitzen wollten, und sich gegenseitig dabei zu schützen und zu vertheidigen versprachen. Jetzt berief der Kaiser die gesammten Prätendenten binnen vier Monaten an seinen Hof, um dort die Sache zu entscheiden, und übertrug interimistisch dem Erzherzoge Leopold, Bischof von Passau und Straßburg, die Sequestration des Landes. Dieser bemächtigte sich auch in der That der Festung Jülich. Als es aber den Häusern Brandenburg und Neuburg nicht entging, daß der Kaiser die erledigten Länder als ein eröffnetes Reichslehn an sein eigenes Haus zu bringen suchen wollte: so eroberten sie, unterstützt von Frankreich und den Niederlanden, im Jahre 1610 Jülich wieder, hoben die kaiserliche Sequestration auf und behaupteten sich auch, aller Widersprüche Sachsens ungeachtet, die selbst durch den westphälischen Frieden nicht aufgehoben wurden, in dem Besitze, worauf sie endlich im Jahre 1666 die Länder dergestalt unter sich vertheilten, daß die Herzogthümer Jülich und Berg an das pfälzische, das Herzogthum Cleve und die Grafschaften Mark und Ravensberg an das brandenburgische Haus kamen, worauf diese beiden Häuser auch im Jahre 1678 unter gewissen Modificationen die kaiserliche Belehnung erhielten. Dieser brandenburgisch-pfälzische Besitzstand dauerte in den sämmtlichen jülich-clevischen Ländern fort bis zu den Resultaten des baseler Friedens, welchen Preußen 1795, und des lüneviller Friedens, welchen das deutsche Reich 1801 mit Frankreich abschloß. Nach dem fünften Artikel des baseler Friedens trat Brandenburg (Preußen) sein jenseits des Rheins gelegenes Cleve bis zur allgemeinen Friedensunterhandlung zwischen Frankreich und Deutschland an die französische Republik ab, und erhielt dafür in geheimen Artikeln die Zusage, daß dasselbe demnächst durch Säcularisation entschädigt werden sollte. So ging ebenfalls bei Abtretung des linken Rheinufers im lüneviller Frieden für Pfalzbayern das Herzogthum Jülich verloren. Im Allgemeinen erhielten Preußen und Bayern für diese Abtretungen durch den Reichs-Deputations-Hauptbeschluß sehr bedeutende Entschädigungen auf dem rechten Rheinufer, so wie auch bis zum Jahre 1806 Bayern in dem Besitze des diesseit des Rheins gelegenen Herzogthums Berg (70 Q. M., 294,700 E.), und Preußen in dem Besitze seines eben daselbst gelegenen Theils des Herzogthums Cleve (24 Q. M., 77,300 E.) blieb. Diese Lage der Dinge ward aber verändert, als der preußische Minister, Graf von Haugwitz, kurz nach der Schlacht bei Austerlitz, am 15ten Dec. 1805, einen Tractat zwischen Frankreich und Preußen schloß, in welchem Frankreich das Churfürstenthum Hannover an Preußen abtrat, und Preußen dagegen die Fürstenthümer Anspach, Neufchatel und Cleve diesseit des Rheins der Disposition des Kaisers Napoleon überließ. Nach einem zweiten Tractate vom 25sten Febr. 1806, welcher zu Paris zwischen Haugwitz und Duroc abgeschlossen ward, nahmen die Franzosen von diesen Ländern Besitz, wogegen Hannover dem Könige von Preußen übergeben wurde. Das von Preußen abgetretene Fürstenthum Neufchatel und Valengin gab

der Kaiser Napoleon dem Marschall Berthier und das Fürstenthum Anspach dem Könige von Bayern, wogegen dieser das am Rheine gelegene Herzogthum Berg dem Kaiser Napoleon überließ. Aus diesem von Bayern abgetretenen Herzogthume Berg, und dem diesseit des Rheins gelegenen preußischen Herzogthume Cleve, bildete Napoleon einen neuen deutschen Staat, das Herzogthum Berg, zu dessen Herzog und Regenten er am 15ten März 1806 seinen Schwager, den Prinzen und Reichsmarschall Joachim Murat, ernannte. Dieser neugeschaffene Staat umfaßte bei seinem Entstehen 94 Q. M. und 372,000 Einwohner. Als wenige Monate nachher die Stiftung des Rheinbundes die ganze politische Form des westlichen und südlichen Deutschlands veränderte; so wurde der Herzog Joachim von Berg und Cleve eins der ersten Mitglieder dieses Bundes und nahm in Folge dessen den großherzoglichen Titel an, so wie denn auch der neue Staat von Cleve und Berg seit dieser Zeit das Großherzogthum Berg hieß. Der Rang des Großherzogs wurde zwischen Baden und Hessen bestimmt, so wie mit demselben auch alle Rechte, Ehrenbezeigungen und Vorzüge, welche der königlichen Würde zukommen, verbunden wurden. In Folge der Bundesacte cedirte der Herzog von Nassau dem Großherzoge von Berg Stadt und Gebiet von Deutz (Duytz), Stadt und Amt Königswinter und das Amt Willich. Unter die Souveränetät des Großherzogs von Berg kamen, außer der innerhalb seines neuen Gebietes enclavirten ritterschaftlichen Besitzungen, zum Theil der Fürst von Nassau-Oranien; zum Theil der Fürst von Wied-Runkel; der Graf von Bentheim-Steinfurt (28 Q. M., 44,000 E.); die Grafen Gimborn und Neustadt; die Besitzungen des Grafen Walmoden-Gimborn (2 1/2 Q. M., 6,500 E.); die Grafschaft Horstmar, welche dem Rheingrafen von Salm gehört (31 Q. M., 47,000 E.), zum Theil der Herzog von Looz; die Herrschaft Styrum, dem Grafen von Limburg-Styrum zugehörig; die Herrschaft Hardenberg, dem Freiherrn von Wendt zugehörig; die Herrschaft Wildenberg, dem Grafen von Hatzfeld zugehörig; die Herrschaft Bruch, der Wittwe des Prinzen Georgs von Darmstadt, einer gebornen Gräfin von Leiningen zugehörig, von der sie an die Kinder dieses Prinzen selbst fallen werden; die Grafschaft Homburg, am linken Mainufer, dem Grafen von Sayn-Witgenstein-Berleburg gehörig; und die Herrschaften Westerburg und Schadeck, den zwei Linien der Grafen von Leiningen-Westerburg zugehörig. Kaum war aber in dem darauf entstandenen Kriege zwischen Frankreich und Preußen im Jahre 1806 der Hauptschlag in Thüringen gegen die Preußen geschehen, als Napoleon durch ein Decret vom 23sten Oct. desselben Jahres nicht nur alle preußische Länder diesseit der Elbe in Besitz nahm, sondern auch erklärte, daß nebst andern Fürsten auch der Fürst von Fulda aufgehört habe zu regieren. Von den im darauf folgenden tilsiter Frieden (am 9ten Juli 1807) von Preußen abgetretenen westphälischen Provinzen verband Napoleon hernach durch ein Decret vom 1sten März 1808 mit dem Großherzogthum Berg den preußischen Antheil von Münster (27 Q. M., 130,000 E.); die Grafschaft Mark (46 Q. M., 138,000 E.); die Grafschaften Tecklenburg und Lingen (15 Q. M., 45,000 E.); und die Abteien Elten, Essen und Werden (8 Q. M., 23,000 Einw.). Nachdem Napoleon seinen Bruder Joseph, der seit dem 30sten März 1806 König von Neapel gewesen war, auf den spanischen Thron erhoben hatte, erklärte er den bisherigen Großherzog von Berg, Joachim

Murat, zum König von Neapel. Dieser trat seine Regierung am 1sten August 1808 an, und das erledigte Großherzogthum Berg ward bis zum 3ten März 1809 für den Kaiser Napoleon administrirt. An diesem Tage ernannte er seinen Neffen, den damaligen Kronprinzen von Holland, Napoleon Ludwig (geb. am 11ten Oct. 1804) zum Großherzoge von Berg, behielt sich aber die Regierung und Administration des Landes bis zur Volljährigkeit des Prinzen Napoleon Ludwig vor, und übernahm zugleich die Erziehung des Prinzen. Seit dieser Zeit wurde die Regierung des Großherzogthums von den drei Ministern des Innern, der Justiz und der Finanzen, unter Leitung eines kaiserlichen Commissärs, geführt. Das Land, welches die Herzogthümer Berg, Cleve, Münster, die Grafschaften Mark, Lingen, Tecklenburg und Dortmund und die standesherrlichen Bezirke umfaßte, enthielt 315 Q. M. und wurde 1809 in vier Departements, Dep. des Rheins, mit Düsseldorf, der Hauptstadt des ganzen Landes; Dep. der Sieg, mit der Hauptstadt Dillenburg; Dep. der Ruhr, mit der Hauptst. Dortmund; und Dep. der Ems, mit der Hauptst. Münster, getheilt. Durch die Vereinigung der Schelde=, Maas=, Rhein=, Weser= und Elbemündungen mit Frankreich am 10. Dec. 1810 verlor es 60 Q. M., wofür es die Grafschaft Reklinghausen von 12 Q. M. erhielt, so daß es seitdem noch 266 Q. M. mit 769,000 Einw. enthielt. Das Jahr 1813 endigte auch hier die Franzosenherrschaft, und in Folge der Beschlüsse des Wiener Congresses nahm am 5ten April 1815 der König von Preußen wieder Besitz (S. Preußen). Berg ward ein Bestandtheil der Provinz Cleve und Berg und der Regierung zu Düsseldorf untergeordnet, die sich über das jetzige Herzogthum Berg erstreckt, welches auf beiden Seiten des Rheins, außer dem alten Herzogthume Berg, mit Broich und Styrum, Essen und Werden, die von Nassau und Oranien abgetretenen Landestheile, die Neuwiedischen Besitzungen zum Theil, die Solmsischen, welche unter Nassau gestanden, die Herrschaften Homburg, Gimborn und Neustadt, auch Wiedenburg, ferner die Kantone Ürdingen, Neersee, Viersen, Odenkirchen, Elsen, Neuß und Darmagen in sich faßt. — Zur Beförderung der Industrie hat die lange Regierung des Churfürsten Carl Philipp Theodor von 1743 bis 1799 am meisten mitgewirkt. Er, durch die Landesconstitution zum Theil dazu gezwungen, ließ dem Gewerbe und dem Handel volle Freiheit, und bestrebte sich ernstlich, alle Hindernisse derselben aus dem Wege zu räumen. Nach dem siebenjährigen Kriege besonders nahm die allgemeine Industrie einen kräftigen Schwung, der immer im Steigen war, bis die französischen Gesetze den Fabriken des Großherzogthums die Einfuhr in Frankreich und Italien versperrten, und der Seekrieg die Ausfuhr aus Holland lähmte. Die Zunahme der Bevölkerung, welche noch stets im Steigen ist, rührt zum Theil auch daher, daß die benachbarte preußische militärische Canton= (oder Conscriptions=) Verfassung viele junge Leute bewog, aus ihrem Vaterlande in's Bergische auszuwandern und sich daselbst anzusiedeln. Um den Handelsflor des Bergischen zu bezeichnen, hat man es sehr oft ein England im Kleinen genannt. Man findet darin ein Manchester (das Thal Barmen), ein Leeds (Lennep), ein Birmingham und Sheffield (Remscheid und Solingen), so wie denn auch viele neuere Fabrik= und Manufacturanlagen mit ähnlichen Namen, unter andern, die großen Maschinenspinnereien bei Ratingen mit dem Namen Cromford, nach dem in Derbyshire belegenen Orte, wo Arkwright (s. d. Art.)

zuerst seine Baumwollenspinnereien errichtet hatte, belegt worden sind. In Elberfeld befinden sich große Banquiers und Wechselhäuser, die durch ihren Credit auf allen Handelsplätzen Europens zur Belebung des Ganzen sehr thätig mitwirken. Der jährliche Umsatz des Wechselhandels im Bergischen wird auf zwölf, und der des Waarenhandels auf zehn Millionen Thaler angegeben.

Bergamo, ehemals die Hauptstadt in der Landschaft Bergamasco, jetzt die Hauptstadt im Departement des Serio im Königreich Italien. Sie ist etwas befestigt, liegt an einem Hügel zwischen den Flüssen Brembo und Serio und hat eine Citadelle, die im Mittelpunkte der Stadt liegt und mit einer außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe liegenden Festung La Capella durch unterirdische Gänge Gemeinschaft hat. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 25,000. Zwischen den Vorstädten St. Leonardo und St. Antonio ist ein mit vielen Buden besetzter Platz, auf dem die in dortigen Gegenden berühmte Bartholomäus-Messe gehalten wird, die vierzehn Tage dauert. Der Handel der Stadt mit Seide, Wolle, Eisenwaaren und Wein ist beträchtlich. Der Bischof steht unter dem Erzbischof von Mailand und führt den gräflichen Titel.

Bergbau. Das Wort begreift alle zur bergmännischen Gewinnung nutzbarer Fossilien erfoderliche Verrichtungen und Arbeiten in sich. Da nun diese Arbeiten und Verrichtungen theils nach den vorkommenden Fossilien, theils nach den Lagerstätten, worauf dieselben gewonnen werden, sehr verschieden sind, so ist daher auch der Bergbau verschieden. In Beziehung auf die Fossilien gibt es mithin Goldbergbau, Silberbergbau, Kupferbergbau, Zinnbergbau, Bleibergbau, Eisenbergbau, Kobaldbergbau 2c., und in Hinsicht der Lagerstätte hat man Gangbergbau, Lager- und Flötzbergbau, Stockwerks- und Seifenbergbau. Die Wissenschaft also, welche sich über die mechanischen Beschäftigungen beim Bergbaue verbreitet, heißt die Bergbaukunst, in welcher die Bergtechnik ganz, von der Bergwerkskunde aber nur diejenigen Theile enthalten sind, welche unmittelbaren Bezug auf den praktischen Bergbau haben. Die Bergwerkskunde oder die Bergwerkswissenschaft enthält theils die Vorbereitungswissenschaften, die eigentliche Bergtechnik und die bergmännischen Hülfswissenschaften. Hingegen die Bergbaukunst ist gleichsam ein Auszug aus der Bergwerkskunde und ein Inbegriff aller derjenigen Kenntnisse, welche uns die nutzbaren Fossilien aufsuchen, vortheilhaft zu gewinnen, zu Tage fördern, aufbereiten, so wie auch die dabei vorkommenden physischen Hindernisse geschickt und zweckmäßig überwinden lehren. Herr Bergrath Werner nimmt zwei Haupttheile der Bergbaukunst an: nämlich einen mechanischen und einen technischen. Der mechanische Haupttheil enthält in sieben Abschnitten einige geognostische Vorkenntnisse; eine Übersicht der beim Bergbaue anwendbaren mathematischen, besonders markscheiderischen Kenntnisse; einen kurzen Unterricht in der bergmännischen Untersuchung der Gebirge, mit Hinsicht auf die darin vorkommenden Lagerstätten der Fossilien; einen kurzen Unterricht in den hauptbergmännischen Untersuchungen über die Beschaffenheit der Gebirge; die Lehre von der Arbeit auf dem Gestein und den dazu gehörigen Geräthschaften oder Gezähe; die Lehre von den Grubenbauveranstaltungen und Betriebe, und endlich die Lehre von dem Grubenausbaue. Der technische Haupttheil der Bergbaukunst aber behandelt in sechs Abschnitten die Wetterlehre, die Bergmaschinen-

lehre, die Wasserwirthschaftslehre, die Wasserhaltungslehre, die Förderungslehre und die Aufbereitungslehre. Zu den beiden letztern gehören die Lehre von praktischer Aufsuchung der Erzlagerstätte durch Schürfen, überröschen und Abbohren; die Häuerarbeitslehre durch die Gewinnerkunst und die Grubenbauveranstaltungskunst; die Grubenausbauungslehre; die Aufbereitungslehre und die Hüttenkunde, welche in die Schmelzhüttenkunde, Amalgamirhüttenkunde, Destillir- und Sublimirhüttenkunde, Siedehüttenkunde und Cementirhüttenkunde zerfällt. X.

Berge nennen wir die beträchtlichen Erhebungen der Oberfläche unserer Erde, so wie auch anderer Planeten; die **Hügel** unterscheiden sich von ihnen durch geringere Größe. Mehrere Berge zusammen, die eine ganze Fläche bedecken, heißen **Gebirge**. Berge, die in meilenlangen Reihen fortlaufen, führen den Namen **Bergketten** oder **Bergrücken**. Selten werden einzelne Berge in ebenen Gegenden angetroffen, meistens finden sich mehrere derselben beisammen. Die Vertiefungen, welche zwischen den Bergen laufen, werden **Thäler** genannt. Die Oberfläche der Erde ist sehr ungleich und selbst in ebnen Gegenden gibt es Erhöhungen und Vertiefungen in Menge, nur daß sie weniger auffallend als in Gebirgsländern sind. Die Seeküsten sind insgemein die niedrigsten Stellen des festen Landes, das von ihnen her sich allmälig erhebt, so daß gemeiniglich der mittlere Theil eines ganzen Continents der höchste und mit ansehnlichen Gebirgen bedeckt ist. Die nähere Kenntniß unseres Erdbodens lehrt, daß die vornehmsten Gebirge mittelst großer Bergketten über der ganzen Oberfläche zusammenhängen. Das Uralgebirge, das Asien und Europa scheidet, und einen Arm gegen das weiße Meer nach Novaja Sembia sendet, hängt mit dem Sewo-Bergrücken zusammen, der die Gränze zwischen Norwegen und Schweden und einem Theile von Rußland macht. Ein anderes Gebirge erstreckt sich aus dem nördlichen Indien bis nach Tibet und Kaschemir, woselbst es die höchste Gegend von Mittel-Asien bildet, nach Westen durch Persien und nach Osten durch China hinläuft. Von der höchsten Landhöhe Nordasiens beim Gebirge Berghdo, welches die Wohnsitze der Kalmücken von denen der Mongolen scheidet, geht eine Bergkette unter dem Namen Mussart südlich nach Tibet, eine andere zieht sich westlich unter dem Namen Alak durch die Steppen der freien Tatarei und der Bucharei und kommt mit dem Uralgebirge zusammen; eine dritte läuft ostwärts unter dem Namen Khanghai, in der Mongolei, wendet sich dann, und bildet Korea und die Klippen und Inseln gegen Japan hin; eine vierte Hauptkette macht das altaische Gebirge, welches Sibirien vom Irtisch bis zum Amur begränzt. Die kleinen Ketten und Nebenzweige dieser hohen asiatischen Gebirge sind unzählbar. Zwischen dem caspischen und schwarzen Meere liegt der Caucasus, eins der höchsten Gebirge Asiens. Sein etwaniger Zusammenhang mit einer der vorgehenden Bergreihen ist noch nicht ausgemittelt; allein er sendet Zweige durch Klein-Asien bis nach Arabien, die den Taurus, Sinai und Libanon bilden, andere um das schwarze Meer nach Europa, namentlich nach Macedonien, wo sie verschiedene Namen führen. Vom schwarzen Meere erstreckt sich zwischen der Moldau, Wallachei und Siebenbürgen das Carpatengebirge, welches durch Polen und Schlesien reicht und mit Deutschlands Gebirgsländern zusammenhängt. Das Sudetengebirge läuft durch Österreich zwischen Böhmen und Schlesien hin und sendet nord- und westwärts durch Meißen und das Voigtland einige Zweige. Das Harzgebirge verbreitet sich in mehrern Zwei-

gen durch die Mitte von Deutschland. Europa's höchste Länder sind die Schweiz und das ehemalige Savoyen, deren Alpengebirge (s. d.) mit den benachbarten Bergreihen Deutschlands, Italiens und Frankreichs zusammenhängen. Ein mit ihnen verbundener Zweig, die Apenninen, durchschneidet ganz Italien bis Reggio hin und reicht wahrscheinlich, unter dem Meere fortlaufend, bis zu den Gebirgen Afrika's; die rhätischen Alpen gehen zwischen Graubünden und Mailand, die tridentinischen zwischen Tyrol und dem Venetianischen, die norischen zwischen Tyrol und Salzburg, und die kärnthenschen zwischen Kärnthen, Krain, Friaul und Istrien. Westwärts erstreckt sich ein Zweig der Alpen in einer Kette von Bergen durch Frankreich und scheidet unter dem Namen der Pyrenäen dies Land von Spanien. In Afrika ist der Atlas das berühmteste Gebirge. Man unterscheidet den großen und kleinen Atlas. Jener, der vielleicht mit Arabiens Bergreihen zusammenhängt, läuft westwärts nach der Barbarei, die er von Biledulgerid scheidet; dieser reicht von Tunis bis Gibraltar. Außerdem laufen längs der Ufer des Nils niedrige Bergreihen durch Ober-Ägypten, Nubien und Habesch hin nach unbekannten Gegenden des Innern von Afrika, wo sie mit den Mondbergen zusammenhängen. Von da mögen sich Bergketten in das südliche Afrika erstrecken, mit denen vielleicht die Schneeberge landeinwärts vom Vorgebirge der guten Hoffnung verbunden sind. Amerika hat unter allen Erdtheilen die höchsten Gebirge. Die Cordilleren, zu denen der Cimborasso, der höchste Berg der Erde, gehört, ziehen sich nach der Westküste von Chili und Peru. Mit diesem Hauptgebirge stehen andere Bergketten in Verbindung, die sich durch das übrige Südamerika erstrecken. Von ihm geht ferner eine Kette durch die Landenge von Panama nach Nordamerika, wo sie längs der Westküste gegen Mitternacht läuft und verschiedene Zweige landeinwärts oder nach Osten sendet, die im höchsten Norden wahrscheinlich mit den Bergreihen des nördlichsten Asiens zusammenhängen. Die Höhen der berühmtesten Berge unserer Erde sind zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Männern gemessen worden. Wir setzen ein Verzeichniß von den vornehmsten dieser Messungen hieher, wobei zu bemerken ist, daß die angeführte Zahl allemal die senkrechte Höhe des Gipfels des Berges über der Meeresfläche anzeigt. Demnach ist der Cimborasso 3220, der Cayambeorcu 3030, der Antisana 2950, der Pitchincha 2430, die Stadt Quito 2462, der Montblanc 2426, die Aiguille d'Argentiere 2094, Corne du Midi 1945, der St. Gotthardt 1650, der Ätna 1672, die Furka 973, der Brocken 546, das Thal von Chamouni 524, der Mont Cenis 432, die Stadt Genf 188 Toisen über der Meeresfläche erhaben. — So colossalisch auch viele Berge an und für sich erscheinen, so unbedeutend sind sie doch im Vergleich mit der großen Masse der Erde, deren Kugelgestalt durch sie nicht wesentlich verändert wird; denn der höchste Berg, der Cimborasso, verhält sich zum Erddurchmesser noch nicht wie 1 zu 1000. Im Allgemeinen haben die Berge eine Kegelgestalt, d. h. sie steigen vom Fuße allmälig in die Höhe und bilden oben einen mehr oder weniger spitzigen Gipfel. Diese allgemeine Form aber leidet, besonders bei hohen Gebirgen, verschiedene Modificationen. Alpengebirge, dergleichen die Gebirge in der Schweiz und in Savoyen sind, bestehen aus einer ungeheuren Sammlung der verschiedensten Berge, die in mehrere gleichlaufende Ketten geordnet sind. Von diesen Bergketten befindet sich die höchste in der Mitte der ganzen Gebirgsmasse; die sich anschließenden nehmen im Verhältniß ihrer Entfernung von der Hauptkette immer

mehr an Höhe ab. Dazwischen durchlaufende Thäler trennen die einzelnen Bergthäler und Berggipfel. Die höchste Kette ist mit steilen Felsen besetzt, welche allenthalben, die steilen Abhänge ausgenommen, mit Eis und Schnee bedeckt sind. Zwischen den Felsenmassen, die in Gestalt von Pyramiden u. dgl. die höchste Bergkette krönen, befinden sich Thäler, in welchen, weil sie zu hoch liegen, der Schnee und das aus dem halbgeschmolzenen Schnee gebildete Eis selbst im Sommer nicht wegthaut. Tiefer herab laufen zu beiden Seiten der Hauptkette große und breite Thäler, welche im Sommer mit schönem Grün bedeckt sind, und zum Theil, wenn ihre Höhe nicht zu groß ist, Getraide und Obstbäume tragen, zum Theil zu Weideplätzen dienen. Nach diesen begrünten Thälern erstrecken sich von den obersten Felsthälern Schluchten herab, die, wie jene, mit ewigem Eise ausgefüllt sind und Gletscher heißen (s. d.). Diejenigen Bergketten, welche sich zunächst an die Hauptkette anschließen, von der sie durch tiefe, begrünte Thäler getrennt werden, bieten dieselben Erscheinungen, nur nach einem kleinen Maßstabe, dar. Ihre Gipfel bestehen nämlich auch aus Felsenspitzen mit Schluchten, die selbst im Sommer Schnee und Eis tragen, und dann folgen wieder begrünte Thäler. Je weiter sich die Ketten von der Hauptkette entfernen, desto niedriger werden sie. Schnee und Eis verschwinden und alles gewinnt einen minder rauhen und todten Anblick. Die einzelnen Berge erscheinen abgerundet auf ihren Gipfeln, mit schönem Grün bedeckt, und verlieren sich allmälig in die Ebene. Länder mit hohen Gebirgen bieten im Sommer in verschiedenen Höhen die Erscheinungen verschiedener Climaten innerhalb eines sehr beschränkten Raumes dar. Man steigt allmälig aus den blühendsten, entzückendsten Thälern, welche mit Getraide, Obstbäumen und Weinreben prangen, zu den mit aromatischen Alpenpflanzen und an den Abhängen mit Nadelholz bedeckten Triften, sieht die Vegetation immer mehr und mehr abnehmen, bis sie endlich, so wie alles organische Leben, aufhört, und die grimmige Kälte das Weiterdringen verhindert. Die Gränze, wo die Vegetation aufhört und die Eis- und Schneeregion beginnt, ist nach der Lage des Landes sehr verschieden; sie liegt um so höher, je heißer, und um so tiefer, je kälter das Land ist. Daß die Luft auf Bergen kälter seyn müsse als in Ebenen, erhellt aus dem Gesagten und wird allenthalben wahrgenommen. Die Ursachen davon scheinen nicht allein darin zu liegen, daß die Sonnenstralen in niedrigen Ebenen stärker wirken und heftiger zurückprallen, sondern es kommt unstreitig auch die größere Dichtigkeit der Luft in Betracht, die stärker erwärmt wird als die dünnere Luft auf Bergen. Daß die Bergluft reiner sey, als die gewöhnliche, ist allerdings wahr, daß sie aber auch gesünder sey, gilt nur für eine gewisse mäßige Höhe. In beträchtlichen Höhen fühlt man sich im Gegentheil ungemein beschwert und ein fast unnennbares Übelbefinden, verbunden mit großer Kraftlosigkeit, bemächtigt sich des ganzen Körpers, welches Saussure aus dem veränderten Drucke der Luft auf die Gefäße und aus ihrer dadurch erschlafften Elasticität herleitet. — Das Innere der Gebirge ist nur wenig bekannt; nur das wissen wir davon, was sich bei dem Bergbau dem Bergmanne aufdeckt. Man ist indeß so weit gekommen, daß man sich berechtigt glaubt, vier Hauptverschiedenheiten der Berge, in Rücksicht ihrer innern Structur, und daher eben so viel Classen festzusetzen. Zur ersten Classe gehören die Urgebirge, welche den Kern der Gebirgsketten ausmachen, die größten Gebirge bilden, sich tief in's Innere der Erde erstrecken, und gleichsam als das Knochengerüste des

großen Erdkörpers zu betrachten sind. Die allermeisten Urgebirge bestehen fast ganz aus einer gleichartigen Masse, und zwar vornehmlich aus Granit (s. d.), zuweilen auch aus Serpentinstein, Gneuß, Porphyr, Trapp, Hornblende u. s. w. Man findet in diesen Gebirgen keine Versteinerungen von See- und Landthieren, woraus man mit Recht schließt, daß sie ihren Ursprung vor der Entstehung der organischen Körper genommen haben müssen. Die Massen der Urgebirge sind in Lagern aufgeschichtet, zwischen welchen sich Klüfte oder Spalten und Gänge befinden. Diese sind oft mit einer andern Masse als die Steinart des Lagers ausgefüllt, z. B. mit Schwerspath, Quarz, Glimmer, Fluß- und Feldspath; oft enthalten sie auch Erze, welche Gold, Silber, Kupfer und andere Metalle liefern. Zur zweiten Classe gehören diejenigen Gebirge, die eine spätere Entstehung verrathen. Man sieht an mehrern Merkmalen, z. B. aus den vielen Versteinerungen, besonders von Seethieren, deren Originale zum Theil nicht mehr vorhanden sind, daß sie unter dem Wasser gebildet worden. Sie bestehen aus einzelnen über einander liegenden Schichten oder Lagern, deren jedes zwar aus einer gleichartigen Masse besteht, die aber unter sich sehr verschieden sind. Von diesen Lagern oder Flötzen heißen sie Flötzgebirge. Die dritte Classe endlich sind die angeschwemmten Gebirge, welche meistens aus einem Sande, der durch ein Bindemittel zu Stein geworden ist, oder auch aus Mergelschichten bestehen, und selten Seeproducte, wohl aber Stücke von versteinertem Holz, ganze Baumstämme, Abdrücke von Fischen, Farnkräutern und andern Pflanzen, desgleichen Knochen, ja ganze Skelette von Landthieren, wovon auch manche nicht mehr vorhanden sind, enthalten. Merkwürdig hierbei ist, daß unter diesen Thiergerippen sich viele in Ländern befinden, wo jetzt die lebenden Originale nicht ausdauern können, z. B. Elephanten und Nashörner im hohen Norden von Asien und Amerika. Auch sie sind unwidersprechlich durch das Wasser gebildet. Man unterscheidet bei ihnen zwei Arten, plattes Land und Seifengebirge. Das erstere hat entweder eine völlig ebene Oberfläche, oder nur hier und da unbeträchtliche Erhebungen, und verdient daher mehr flaches Land als Gebirge genannt zu werden. Die oberste Decke dieses platten Landes besteht gemeiniglich aus Damm- oder Ackererde, welche zum Gedeihen der Gewächse sehr bequem ist. Die Seifengebirge finden sich vorzüglich in den Schluchten und Thälern der uranfänglichen Gebirge und enthalten meistens Geschiebe von Quarz, Granit, Glimmer, Thon, Lehm u. s. w. Die Vulkane oder feuerspeienden Berge machen endlich die vierte Gebirgsclasse aus. Wir werden von ihnen unter einem eigenen Artikel sprechen.

Bergen, die Hauptstadt im Königreich Norwegen, 27 Gr. 7 Min. 23 Sec. L., 60 Gr. 23 Min. 40 Sec. B., an einem Meerbusen der Nordsee, **Waag** genannt, ist die ansehnlichste Stadt Norwegens, und hat 18,080 Einwohner, eine lateinische Schule, harmonische Akademie, nützliche Gesellschaft, Naturaliencabinet, Realschule (Seminarium Fridericianum), Zucker- und Fayance-Fabrik, und wichtigen Handel mit Bretern, Masten, Latten, Brennholz, Theer, Thran, gedörrten Fischen, Häuten rc. — Sie liegt am Ende eines Meerbusens, der tief in's Land hineingeht, und ist übrigens auf allen Seiten mit hohen, kahlen und steilen Felsen eingeschlossen. Durch diese Lage hat sie den Vortheil eines guten Hafens und einer starken Schifffahrt, aber zu Lande kann man sie nur mit großer Beschwerde erreichen. — Holländer, Engländer und Schweden kommen häufig hierher, führen

die Bedürfnisse des Landes herbei, und nehmen dagegen die oben erwähnten Producte wieder mit. Der Ursprung des hiesigen Handels rührt von der Hansa her, die seit 1445 hier Comptoirs anlegte und Packhäuser baute.

Berger (Ludwig von), beim ersten Ausbruch der neuen deutschen Freiheit von der französischen Tyranney zum Opfer erkoren, weil sie sich schmeichelte, durch ihre Rache an einem so ausgezeichneten Verdienste, seine Mitbürger von der Liebe der Freiheit abzuschrecken, hat dadurch einen Namen erhalten, welcher den Deutschen anfeuert, das Leben, die Eigenschaften des edeln Mannes näher zu beleuchten. — Er war im Jahre 1763 zu Oldenburg geboren, wo sein Vater, ein Nachkomme des berühmten Juristen Berger, an der Spitze einer juristischen Oberbehörde stand, ein Mann von großer Strenge und harter Laune, ohne Menschenfurcht und so unerschütterlich rechtschaffen als freimüthig, arbeitsam und in der ernsten Literatur wohl bewandert. Jede Forderung, die er an sich selbst machte, wollte er auch von seinem Sohne erfüllt sehen, und seine bittern Launen wurden drückender, wenn dieser, trotz der Fähigkeiten seines Geistes und des besten Willens zur Thätigkeit, seine Anstrengungen öfters unterbrechen mußte, weil er von der frühesten Jugend an mit einer Schwäche und einer Kränklichkeit des Körpers kämpfte, welche sein ganzes Leben hindurch ihm keine Gesundheit für einen längern Zeitraum gestattete. So sehr er auch für den sinnlichen Genuß gestimmt war, durfte er sich ihn deshalb nur mit der weisesten Sparsamkeit und Vorsicht erlauben, was dem Vater auch nicht ganz gefiel, der bis in sein spätes Alter so zu Genuß als Arbeit einen unverwüstlichen Körper hatte. Aber nie hat Berger über die mürrische Strenge geklagt, mit welcher er erzogen, und noch als reifer Jüngling behandelt wurde. Er schloß sich ganz an seine sanfte und liebevolle Mutter an, und sie beide vereint ertrugen leichter die Launen des Herrn im Hause. Weil das Gymnasium in Oldenburg damals keine vorzügliche Lehranstalt war, ließ dieser seinen Sohn durch Privatlehrer bilden, die er nicht aus den Eingebornen wählte, und hatte das Glück, wenigstens zwei vorzügliche Ausländer in sein Haus zu ziehen, welche sehr auf die Bildung in Oldenburg gewirkt haben und vorzüglich durch eine edlere Kanzelberedsamkeit, als man dort gewohnt war. Einer von ihnen, ein Schüler von Heyne, Michaelis und Walch, ist in der literarischen Welt bekannt, Ülzen. — Mit trefflichen Vorstudien ausgerüstet, ging Berger auf die Universität Göttingen, um sich nach dem Willen seines Vaters der Rechtsgelahrtheit zu weihen. Allein der Eifer, womit er ihr oblag, wurde bald durch Krankheit unterbrochen, so daß er in die Heimath zurückkehren mußte, um seine Gesundheit einigermaßen wiederherzustellen. Er ging zum zweiten Male nach Göttingen, und wußte nun heitern Lebensgenuß und angenehme Studien mit den ernsten so zu mischen, daß sein schwacher Körper die Anstrengungen für diese letzten bestand. Über Alles ging ihm die Freude an der Natur, und die glücklichsten Stunden verlebte er an schönen Tagen in den Thälern, auf den Bergen in der Nähe Göttingens. Am meisten und innigsten lebte er mit seinem Landsmann, dem Historiker Woltmann, welchen er bei seiner Rückkehr auf die Universität daselbst fand. Auch er liebte das Studium der Geschichte, der Politik und Poesie vorzüglich und ist dieser Liebe treu geblieben, wie neben den eifrigen Rechtsstudien auf der Akademie, so in dem juristischen Geschäftsleben, welches ihn nach seiner Heimkehr in das väterliche Haus bald nach Eutin, doch auch noch bei Lebzeiten

seines Vaters wieder nach Oldenburg führte. Rechtschaffen auf das strengste, pflichtmäßig, sowohl unterrichtet, als durchdringend und scharfsichtig bewies er sich als Richter. Bei aller Zartheit seiner Empfindung, bei aller Sehnsucht nach einem gewissen idyllischen Leben, wodurch er vorzüglich an Rousseau gefesselt ward, hatte er überdies scharfe Züge im Charakter, die bisweilen sogar hart schienen, und vorzüglich ihnen mag er verdankt haben, daß er das richterliche Geschäftsleben ertragen konnte, welches seiner Gesundheit und allen seinen übrigen Neigungen eine Last war. Das bedeutende Vermögen seines Vaters gewährte ihm indeß auch, daß er die einzige Leidenschaft, die er hegte, nämlich für die schöne Natur, von Zeit zu Zeit befriedigen konnte. Pyrmont mit seinen kräftigen romantischen Umgebungen, welches er jeden Sommer besuchte, war ihm besonders werth. Seine größern Reisen in Deutschland, der Schweiz, Frankreich und Italien sind durch seine Briefe bekannt, in welchen sich lebendig der Sinn abdrückt, womit er vielseitig und fein das menschliche Treiben und unaussprechlich liebend die Natur und das Schauspiel eines harmlosen, unschuldigen Lebens umfaßte. Auch nach dem Tode seines Vaters, wie er über seine äußeren Verhältnisse und über sein Vermögen freier schalten konnte, gab er das Geschäftsleben nicht auf, und verließ Oldenburg nicht, wiewohl er sonst die Aussicht gehegt hatte, sich unter einem milden Clima in schöner Natur und Freiheit einst niederzulassen. Am meisten hielt ihn wohl zärtliche Achtung für seine Mutter, die an Oldenburg gewöhnt war, dann das Vertrauen zurück, welches ihm der Herzog geschenkt hatte, der ihn auch in politische und diplomatische Geschäfte zog. Überdies gewinnt ein so reifer und vielfach gebildeter Geist, ein so bestimmter Charakter, dem Geschäftsleben immer mehr Reize ab, und die Periode der französischen Tyrannei hatte ihm fast unmöglich gemacht, irgendwo der schönen Natur mit Freiheit zu leben. Während so trauriger Zeit wollte er lieber in dem Vaterlande verharren und für dasselbe seine Kräfte aufopfern, um eines neuen Zustandes der Dinge, auf welchen er immer hoffte, eines neuen Deutschlands, an dessen Bilde er mit Innigkeit hing, mit um so größerem Rechte frei genießen zu können. Diese Erwartung ist ihm schrecklich getäuscht. Für sein Vaterland Oldenburg, für das allgemeine deutsche Vaterland ist er als Opfer gefallen, ehe die neue, glücklichere Zeit mit einiger Sicherheit erschien. Wie ihn die Franzosen ohne allen Schein von Recht und Schuld zum Todesopfer bestimmten, mit welcher Klarheit, Festigkeit, Macht der Sprache er das Possenspiel von Gericht, welches über ihn gehalten ward, in seiner ganzen Erbärmlichkeit entlarvte, wie er mit einem Freunde und Patrioten durch die Kugeln der französischen Mörder zu Bremen fiel, ist allgemein bekannt und kräftig genug beschrieben worden *). Oldenburgs Fürst hat die irdischen Reste der beiden patriotischen Märtyrer nach seiner Residenz bringen und dort beerdigen lassen. Bergers alte Mutter hat ein solches Ende eines solchen Sohnes erlebt!

Berghem (Nikolaus), einer der berühmtesten Maler der niederländischen Schule, war 1624 zu Harlem geboren. Sein Vater, Peter von Harlem, ein sehr mittelmäßiger Künstler, gab ihm den ersten Unterricht in der Malerei, worauf er in der Folge unter den geschicktesten Meistern, besonders unter van Goyen und Wenix, seine

*) S. die kleine Schrift: Fink's und Bergers Ermordung; von Gildemeister in Bremen.

Studien fortsetzte. Man erzählt, daß er einst, von seinem Vater verfolgt, in die Werkstätte des van Goyen geflohen sey, der sich bemüht habe, ihn zu schützen, und gerufen: Berghem (verbergt ihn), und dieses sey die Veranlassung seines neuen Namens geworden. Die glücklichen Anlagen des Jünglings entwickelten sich schnell, und er erlangte bald einen Ruf. Liebe für seine Kunst, und die Nachfrage nach seinen Gemälden waren Ursache, daß er außerordentlich fleißig arbeitete. Hierzu kam noch der Geiz seiner Frau, die ihn in dem Grade beherrschte, daß sie ihm keinen Augenblick Ruhe gönnte, und sich alles Geldes bemächtigte, das er verdiente. Sie wohnte, wie man erzählt, über seiner Werkstätte, und klopfte mit einem Stocke auf den Boden, sobald sie ihn nicht singen und arbeiten hörte. Sein einziger Trost war ihm die Kunst, der er sich im Sommer von Morgens vier Uhr an bis auf den Abend weihte. Eine ungemeine Leichtigkeit machte ihm die Arbeit angenehm. Der einzige Verdruß, den er empfand, war, seine Liebe für Kupferstiche nicht mit Freiheit befriedigen zu können. Diese löbliche Liebhaberei nöthigte ihn oft, Geld von seinen Schülern zu borgen, das er ihnen nur dadurch zurückzahlen konnte, daß er seine Frau über den Ertrag seiner Gemälde täuschte. Auf diese Weise gelangte er zu einer reichen Sammlung, die nach seinem Tode sehr theuer bezahlt wurde. Berghems Werke sind eben so zahlreich als geschätzt, und eine Zierde der schönsten Gallerieen. Ihr Reiz besteht in einer leichten und heitern Manier, einem hinreißenden Colorit und natürlichen und zugleich genialen Gruppen. Ob er gleich seine Werkstatt fast nie verließ, so hatte er doch bei einem langen Aufenthalte auf dem Schlosse Benthem die Natur genau beobachtet und kennen gelernt. Die strengere Kritik könnte ihm allerdings eine zu große Leichtigkeit zum Vorwurf machen, weniger Kunst und eine größere Einfalt in Nachahmungen der Natur und einen fleißigern und correctern Umriß der Thiergestalten verlangen; aber diese geringern Fehler Berghems werden durch so viele Vorzüge verdeckt, daß man ihn mit Recht in die Reihe der größten Landschaftsmaler stellt. Er starb 1683 zu Harlem. Carl Dujardin und Glauber waren seine Zöglinge. Das Museum Napoleon hat neun Gemälde von ihm. In der Auction der Gemäldesammlung des Banquier P. de Smith in Amsterdam, die 1810 Statt hatte, befanden sich vier Gemälde von Berghem, die zu 800, 1000, 1625 und 2500 holländischen Gulden verkauft wurden.

Bergmann (Torbern), ein großer schwedischer Naturforscher und Chemiker, war 1735 den 20sten März in Catharinberg, in der schwedischen Provinz Westgothland, geboren, wo sein Vater Einnehmer der Einkünfte von königlichen Gütern war. Dieser bestimmte seinen Sohn zu seinem einstmaligen Nachfolger in diesem Amte; allein die Liebe desselben zu den Wissenschaften vertrug sich mit dieser Absicht nicht, und nach vielen Schwierigkeiten erhielt er endlich von seiner Familie die Erlaubniß, sich ganz denselben zu widmen. Linné erregte damals die Aufmerksamkeit aller Gelehrten in Europa, und von allen Gegenden strömten Schüler zu ihm. Zu diesen gesellte sich auch Bergmann; und er erregte durch mancherlei Kenntnisse, Thätigkeit, Scharfsinn und Entdeckungen, die durch seine Kenntnisse in der Geometrie und Physik erleichtert und vervielfältigt wurden, dieses berühmten Mannes Aufmerksamkeit. Im Jahre 1761 wurde er zum Professor der Naturphilosophie und Mathematik zu Upsal ernannt, und stand diesem Amte fünf Jahre lang mit vielem Ruhme vor. Als der berühmte Professor der Chemie und Mineralogie, Wallerius, seine Ent-

lassung foderte und erhielt, meldete Bergmann sich zu dieser Stelle. Seine Mitwerber beschuldigten ihn, daß er von diesem Gegenstande nichts verstehe, weil er nie etwas darüber geschrieben hatte. Sie zu widerlegen, verschloß er sich einige Zeit in ein Laboratorium, und trat mit einer Abhandlung über die Fabrication der Alaune hervor, die noch jetzt für ein Hauptwerk gilt. Er wurde nun wirklich Professor der Chemie, trieb diese Wissenschaft mit aller seiner Kraft, leistete darin außerordentlich viel, und machte wichtige Entdeckungen. Er erfand die Bereitung künstlicher Mineralwasser, und entdeckte in dem mineralischen Wasser das geschwefelte Wasserstoffgas. Man verdankt ihm die Angabe der Kennzeichen, wodurch sich der Nickel von andern Metallen unterscheidet. Eine große Menge von Mineralien analysirte er chemisch, und verfuhr dabei mit einer bisher ungewöhnlichen Genauigkeit und Bestimmtheit, und sein Verfahren wurde seitdem Muster. Durch ihn lernte man einsehen, daß eine chemische Zusammensetzung die Grundlage der Mineralogie sey. Er gab eine Classification der Mineralien heraus, in der die Hauptabtheilungen nach ihrer chemischen Natur, und die Unterabtheilungen nach der Verschiedenheit ihrer äußern Formen gemacht sind. Hierzu erhielt er besonders Licht durch die früher gemachte Entdeckung über die geometrischen Verhältnisse, die unter den verschiedenen Crystallisationen derselben Substanz Statt finden, und die sich von einer Grundform herleiten lassen, und durch Ansetzen ähnlicher Theilchen, nach bestimmten und leicht zu berechnenden Gesetzen, geschehen. Bergmann genoß die Achtung seines Vaterlandes und ganz Europa's, erhielt den Wasaorden, und schlug den Ruf nach Berlin aus, den er von Friedrich dem Großen erhalten hatte. Er hatte sich 1771 mit einer Frau verheirathet, die ihm das schönste häusliche Glück gewährte. Er starb, erschöpft durch seinen unablässigen Fleiß, im 49sten Lebensjahre 1784 an Entkräftung.

Bergstraße ist ein schmaler, aber schöner und fruchtbarer Strich Landes diesseit des Rheins, und macht einen herrlichen, mit Nuß- und Kastanienbäumen und mit Weinreben besetzten Weg am Odenwalde, von ungefähr sechs Meilen, aus, der sich von Darmstadt bis an's Stift Neuburg, eine halbe Stunde von Heidelberg, erstreckt.

Berill, auch Thalassius, Marinus, noch bekannter unter dem Namen Aquamarin, ist ein durchsichtiger Edelstein, der wegen seiner meergrünen Farbe den letztern Namen erhalten hat. Er ist quarzartig, und unter den Edelsteinen der weichste und leichteste. Die Farbe, welche theils meergrün, theils seladonfarben, theils blaugrün ist, und deren Schönheit den ganzen Werth dieses Steins bestimmt, verliert er im Feuer und schmilzt zu einem Fluß. Es gibt orientalische, welche in Ostindien, auf der Insel Ceylon, Pegu, Cambaja 2c. gefunden werden, und occidentalische, welche in Böhmen, Sachsen, Schlesien 2c. ihr Vaterland haben, und die sächsischen sind oft noch schöner als die indischen.

Bering oder Beering, geboren zu Horsens in Jütland, fing an für sein Vaterland zu schiffen, und erwarb sich den Ruhm eines geschickten Seemannes, so daß er von Peter dem Großen zu der Zeit gesucht wurde, als die Marine zu Cronstadt in ihrem Beginnen war. In russischen Diensten zeichnete er sich als Lieutenant und Capitain in den Seekriegen gegen die Schweden aus, und seine Unerschrockenheit und seine Talente erwarben ihm die Ehre, zur Leitung einer Entdekkungsreise in's Meer von Kamtschatka gewählt zu werden. Seit der Reise vom Jahre 1728 kannte man die nördlichen Küsten dieser großen

Halbinsel, und wußte, daß Asien nicht mit Amerika zusammenhing, aber, ob die Kamtschatka gegenüber liegenden Küsten auch wirklich Küsten des festen Landes oder nur dazwischen liegender Inseln wären, dieses Räthsel sollte Bering durch seine Reise lösen. Am 4. Juni 1741 lief er mit zwei Schiffen aus, und landete an der nordwestlichen Küste von Amerika zwischen dem 55sten und 60sten Grad nördlicher Breite. Aber Stürme und Krankheit hinderten ihn, seine Entdeckungen fortzusetzen, und er wurde weit ab auf eine wüste Insel geworfen, die jetzt seinen Namen führt. Schnee und Eis bedeckten damals das unwirthbare Land. Bering wurde gefährlich krank, und starb hier am 8. December 1741. Man hat sein Andenken dadurch geehrt, daß man der Meerenge zwischen Asien und Amerika den Namen Beringsstraße (auch Anian genannt) gegeben hat. Cook hat sie in der Folge noch genauer untersucht. Man findet treffliche Auszüge aus seinen Reisen in den Nachrichten von Seereisen, die in den drei Bänden der historisch-geographischen Sammlung von Müller eingestreut worden sind.

Berkeley (Berkley, Georg), ein Irländer, 1684 zu Kilcrin geboren, wurde 1707 Mitglied des Dreieinigkeits-Collegiums an der Universität zu Dublin, und trat schon vor seinem zwanzigsten Jahre mit allgemeinem Beifalle als Schriftsteller in der gelehrten Welt auf. Seine verschiedenen philosophischen und mathematischen Schriften, unter welchen insbesondere seine Theorie der Erscheinungen von dem Scharfsinne ihres Verfassers die glänzendsten Beweise ablegte, erwarben ihm einen solchen Ruf, daß selbst Hume die Werke desselben als sehr ausgezeichnet anführt, und von ihnen bemerkt, daß sie, mehr selbst als Bayle's Schriften, zum Skepticismus führten, indem nämlich, wie dieser Kritiker sich ausdrückt, Berkley's Behauptungen weder eine Antwort zuließen, noch aber von der andern Seite eben so wenig eine vollkommene Überzeugung verschafften. Auf seinen Reisen, die er theils als Gesandtschaftssecretär, theils als Hofmeister eines jungen Engländers nach Frankreich und Italien machte, kam er auch nach Paris, wo er den Pater Mallebranche besuchte, welchen er in seiner Zelle damit beschäftigt fand, sich einen Trank gegen ein Brustfieber zu verfertigen. Als sich die Unterhaltung dieser beiden gelehrten Männer auf Berkley's philosophisches System gewandt hatte, von welchem Mallebranche, vermöge einer Übersetzung, welche so eben in Frankreich erschienen war, einige Kenntnisse bekommen hatte, erhitzte Mallebranche sich bei dem hierüber entstandenen Streite dergestalt, daß sein Fieber sich verschlimmerte und er nach einigen Tagen verschied. Berkley's Vermögensumstände erhielten im Jahre 1722 durch einen sehr unerwarteten Zufall einen beträchtlichen Zuwachs. Während seines ersten Aufenthalts in London, im Jahre 1713, verschaffte ihm nämlich der Doctor Swift bei einem Mittagsmahle die Bekanntschaft der Mistreß Vanhomrigh, der berühmten Vanessa, welche durch ihre Liebe zu Swift so bekannt geworden ist. Da diese Dame einige Jahre vor ihrem Tode erfahren hatte, daß Swift mit Mistreß Johnson, welche unter dem Namen Stella bekannt ist, verheirathet sey, änderte sie ihr Testament, in welchem sie diesen zum Erben eingesetzt hatte, und vermachte ihr ganzes Vermögen einem ihrer Anverwandten und Berkley, welchen letztern sie seit seiner Rückreise nach Irland nie wiedergesehen hatte. Ungefähr um dieselbe Zeit entschloß sich Berkley ein Vorhaben auszuführen, welches ihn schon lange beschäftigt hatte, und von welchem er in einer Druckschrift unter dem Titel: Vorschläge zur Bekehrung der amerikanischen

Wilden zum Christenthume durch die Gründung einer Lehranstalt auf den bermudischen Inseln, dem Publicum Nachricht ertheilte. Diese Schrift erregte einen solchen Enthusiasmus für Berkley's Unternehmen, daß die angesehensten Personen eine Subscription veranstalteten, die in kurzer Zeit so beträchtlich wurde, daß Berkley nach Niederlegung seiner Stelle, in Gesellschaft von mehreren Personen, bei welchen er Interesse für seinen Plan erregt hatte, sich nach Rhodeisland einschiffte, um daselbst zur Unterhaltung seines Collegiums Ländereien anzukaufen. Da er aber auf die Unterstützung, welche ihm das Parlament für seine Unternehmung versprochen hatte, Verzicht leisten mußte, so sah er sich genöthigt, Amerika zu verlassen und nach England zurückzukehren, nachdem er sieben Jahre seines Lebens und einen bedeutenden Theil seines Vermögens auf diese Unternehmung verwandt, ja sogar für dieselbe ein Erzbisthum, welches ihm die Königin angeboten, verweigert hatte. Nachdem er hierauf noch eine Menge Schriften philosophischen, religiösen und staatswirthschaftlichen Inhalts, welche ihm das Wohlwollen der Regierung verschafften, herausgegeben hatte, fand sich Lord Chesterfield, welcher so eben in das Ministerium getreten war, bewogen, Berkley einen Tausch seines Erzbisthums mit dem von Clogher vorzuschlagen, dessen Einkünfte doppelt so groß waren, und welches sich so eben erledigt fand. Aber Berkley, der den Gedanken verabscheute, daß das Publicum von ihm glauben könnte, er habe nur darum zu Gunsten des Gouvernements geschrieben, um von ihm eine Belohnung dafür zu erhalten, schlug jenes vortheilhafte Anerbieten aus, und blieb nach wie vor in seinem Bisthume. Gegen sein sechzigstes Jahr befiel ihn eine Nervenkolik, von welcher er sich durch den Gebrauch des Theerwassers zu heilen suchte, auch deßhalb zwei Abhandlungen über den Nutzen dieses Wassers herausgab. Dies waren seine letzten schriftstellerischen Productionen, worauf er im Jahre 1753 sehr plötzlich, und zwar, wie man glaubt, an einem Herzpolypen starb. Berkley wird als ein sehr gelehrter, fast in allen Fächern des menschlichen Wissens bewanderter Mann geschildert, der überdies allen denjenigen, die ihn kannten, Verehrung für seinen moralischen Charakter abnöthigte, weßhalb auch Pope, sein beständiger Freund, von ihm sagte, er besäße alle Tugenden, die unter dem Himmel zu finden wären (every virtue under heaven).

Berlichingen (Götz oder Gottfried von), mit der eisernen Hand, geboren zu Jarthausen, war ein tapferer Ritter des Mittelalters. Ihn erzog sein Vetter, Conrad von Berlichingen, den er 1495 auf den Reichstag nach Worms begleitete. Götz trat zur Armee des Churfürsten Friedrich von Brandenburg, diente dem Churfürsten von Bayern in dem Kriege gegen die Pfalz, und da er in demselben seine Hand verloren hatte, ließ er sich eine eiserne machen, wovon er den Beinamen erhalten hat. Er zog sich nun auf sein Schloß zurück, und bekam hier Händel mit seinen Nachbarn, die in Fehden übergingen, in denen er sich durch seine Tapferkeit furchtbar machte; aber eben so sehr erwarb er sich durch seine Biederkeit Achtung. Da er dem Herzoge Ulrich von Wirtemberg gegen den schwäbischen Bund beistand, wurde er 1522 gefangen genommen, und nachdem der Herzog aus seinem Lande vertrieben worden war, mußte er sich selbst durch ein Lösegeld von zweitausend Florin frei machen. Als der Bauernkrieg ausbrach, nöthigten ihn die Aufrührer, sie anzuführen; aber nach vier Wochen wurde er von neuem

gefangen genommen, und konnte seine Freiheit nur unter dem Versprechen einer gänzlichen Unthätigkeit erhalten. Er starb den 23sten Juli 1562. Man hat von ihm selbst eine Beschreibung seines Lebens, die 1775 in 8. in Nürnberg mit Anmerkungen zum zweiten Male gedruckt worden ist. Dieses Buch enthält ein vortreffliches Gemälde des geselligen Lebens und der Sitten des Mittelalters, und hat Göthen den Stoff zu seinem trefflichen Schauspiele dieses Namens geliefert, welches die Thaten und Gesinnungen des Helden, so wie den Zustand und die Sitten jener Zeit, in meisterhaften Zügen darstellt.

Berlin, Residenz- und Hauptstadt der ganzen preußischen Monarchie, in der Mittelmark Brandenburg, an der Spree gelegen, ist eine der größten und schönsten Städte in Europa. Der Umfang ihrer Mauern beträgt 2 1/3 deutsche Meilen. Sie besteht eigentlich aus fünf Städten, welche seit 1714 die königlichen Residenzstädte heißen, ihre eigenen vier Vorstädte haben und unter einem einzigen Magistrate stehen. Die schönen und langen Straßen, die großen Plätze, die prächtigen und ansehnlichen Paläste, Kirchen und andere Gebäude haben kaum ihres Gleichen. Man zählt funfzehn Thore, 33 Kirchen (welche theils den Lutheranern, theils den Reformirten, theils beiden protestantischen Parteien gemeinschaftlich, theils den Catholiken gehören); 6725 Häuser (nach einer im Jahre 1790 in allen Städten und Vorstädten vorgenommenen Zählung), welche (ohne die königlichen und öffentlichen Gebäude) in dem Feuercatastrum mit 20,440,650 Thaler versichert waren; 153,128 Einwohner (eine Zahl, welche im Jahre 1803, mit Ausschluß des Militärs, gefunden wurde); 263 Straßen und Plätze und 36 Brücken. Berlin besitzt seit dem 15ten October 1810 eine Universität, die in dem kurzen verflossenen Zeitraume ihrer Existenz schon zu bedeutendem Ruhme gelangt ist; mehrere Künstlerakademien, vortreffliche Bibliotheken, und in allen Theilen der Wissenschaften eine Menge sehr geschickter Männer, so daß es mit vollem Rechte ein Sitz der Künste und Wissenschaften genannt zu werden verdient. Die fünf Städte, woraus diese Hauptstadt zusammengesetzt ist, sind: 1. das eigentliche Berlin, welches im Jahre 1163 vom Markgrafen Albrecht dem Bären erbaut wurde. Die Stadt hat 39 Straßen, und die Vorstädte derselben heißen: das Königsviertel, das spandauer Viertel (Sophienstadt) und das stralauer Viertel. 2. Cöln an der Spree, welches gleichfalls Markgraf Albrecht erbaut hat, war ehedem eine besondere Stadt, deren Mauern aber nach und nach abgebrochen worden sind. Sie wird von der Spree durch zwei Arme eingeschlossen, und dadurch zu einer Insel gebildet. Diese Stadt hat 26 Straßen. Wenn man aus dem eigentlichen Berlin über die lange Brücke in die Stadt Cöln tritt, trifft man auf das königliche Schloß, welches 430 Schuhe in der Länge und 276 in der Tiefe hat. In demselben befinden sich, außer vielen Kunstwerken und Sehenswürdigkeiten, die Antiquitäten-, Münz- und Medaillencabinette, die Naturalien- und Kunstkammer. Cöln wird in Alt- und Neu-Cöln eingetheilt, welches letztere vier Straßen hat. Hier ist die cölnsche oder cöpenicker Vorstadt, welche 1736 in die äußere Mauer gezogen wurde. 3. Der Friedrichswerder ist von dem Churfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen angelegt worden. Er hat 19 Straßen. 4. Die Dorotheen- oder Neustadt (jetzt, nach der letzten verstorbenen Königin, Louisenstadt genannt) hat Churfürst Friedrich Wilhelm angelegt, und sie nach seiner Gemahlin benannt. Sie ist nicht groß, hat nur 6 Straßen,

aber schöne und zum Theil prächtige Häuser. Hier ist die berühmte Lindenallee, welche 4000 Fuß lang und 160 breit ist, und an beiden Seiten die prächtigsten Gebäude zeigt. Als Spaziergang wird sie in Berlin mit dem Namen unter den Linden benannt; ferner befindet sich hier der Thiergarten, in welchem sich die mannigfaltigsten Spaziergänge, Alleen und Labyrinthe befinden. 5. Die Friedrichsstadt hat Churfürst Friedrich III. 1688 angelegt. Sie übertrifft die übrigen vier Residenzstädte an Größe, hat 25 breite und wohlgebaute Straßen, worunter die leipziger Straße prächtig und die Friedrichsstraße über eine Viertelmeile lang ist. Zu Berlins Merkwürdigkeiten gehören das königl. Schloß; die lange Brücke, mit der Bildsäule des Churfürsten Friedrich Wilhelm; das Zeughaus, eines der schönsten Gebäude in Europa, in dessen Hofe, anstatt der Schlußsteine, die 21 schlüterschen Larven, welche eben so viel Gesichter Sterbender vorstellen, befindlich; das königliche Gießhaus; die königliche Ritterakademie; das Cadettenhaus; die Parochialkirche; die Garnisonkirche; welche 1722 eingeweiht worden, und hernach mit einer Menge eroberter Fahnen und mit den Bildnissen der Generale Schwerin, Keith, Winterfeld und des Majors von Kleist, des Dichters, wozu noch in der Folge das Portrait des Generals Ziethen kam, ausgeschmückt worden ist; das Invalidenhaus, ein prächtiges Gebäude, welches Friedrich II. hat erbauen und 1748 einweihen lassen. Es unterhält an Officiers, Soldaten, Weibern und Kindern 1000 Seelen; das prächtige Opernhaus; die neue Bibliothek, deren Baukosten 180,000 Thaler betrugen; die Porzellan-Fabrik; der Wilhelmsplatz mit fünf marmornen Bildsäulen der berühmten preußischen Feldherren Schwerin, Keith, Seidlitz, Winterfeld und Ziethen; das Nationaltheater; die französische Kirche mit ihren von Friedrich II. erbauten schönen Thürmen (in Friedrichsstadt); ferner die königliche Akademie der Wissenschaften; das königliche medicinisch-chirurgische Collegium, und die Gymnasien. Unter den wissenschaftlichen Anstalten sind merkwürdig: die königliche und die mit derselben verbundene spanheimische Bibliothek, wo Otto Guerike's erste Luftpumpe verwahrt wurde. Unter den Sammlungen zeichnen sich aus: die königliche Kunst- und Naturalien-Kammer; die königliche Gemäldesammlung auf dem Schlosse; das königliche Münzcabinet; D. Blochs Fischsammlung; das walthersche anatomische Cabinet. Unter den Spaziergängen sind merkwürdig: der königliche Thiergarten, in welchem der Churfürstenplatz oder der Zirkel der Hauptversammlungsort ist, und der Spaziergang unter den Linden. Berlin ist eine der schönsten Städte Deutschlands, wenn gleich in der schlechtesten Gegend gelegen. Die Ursache dieser schlechten Lage ist folgende: als im zwölften Jahrhundert die Dämme Hollands fürchterlich von dem Weltmeere durchbrochen wurden, verließen Tausende ihr Vaterland, um in den Staaten Albrecht des Bären sich niederzulassen. An Meergegenden gewöhnt, fanden sie ihre verlassenen Sümpfe in denen der Spree wieder, trockneten sie aus und bauten ihre Hütten auf Pfählen; so entstand Cöln oder Pfahlstadt, der älteste Theil Berlins. Daraus kann man sich erklären, warum diese Gegend gewählt wurde, deren Sümpfe vielmehr geeignet scheinen, Ansiedler abzuschrecken. Noch im sechszehnten Jahrhundert gingen die Hofleute hier auf Stelzen nach der churfürstlichen Burg. Nur rastlose Thätigkeit der Menschen hat es zu dem gemacht, was es nachher wurde. Freilich hatte die Stadt in dem vorletzten französisch-preußischen Kriege seit dem October 1806 ebenfalls sehr gelitten. Vieles

wurde hinweggeführt; z. B. die königliche Bibliothek wurde aller in derselben befindlichen Festungsrisse, Plane und Platten zu Landkarten beraubt, und diese Gegenstände, nebst der Luftpumpe von Guerike, nach Paris geführt; das brandenburger Thor, eines der schönsten, die es gibt, verlor seine Victoria mit dem Viergespann u. s. f. Alle diese Gegenstände aber sind durch den pariser Frieden und zum Theil schon früher von den siegreichen preußischen Heeren wieder genommen worden.

Berlin (Decret von), s. Continentalsystem.

Berline, eine Art Kutschen, deren Benennung sich von der Stadt Berlin herschreibt; sie wurden von Philipp de Chiese, aus Orange gebürtig, einem Hofcavalier, Generalquartiermeister und ersten Architekten bei dem Churfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm dem Großen, der von 1640 bis 1687 regierte, erfunden. Der Churfürst beorderte ihn, einen Zug Pferde aus den preußischen Stutereien zum Geschenke nach Frankreich zu bringen; Chiese ließ sich zu dieser Reise in Berlin einen bequemen Reisewagen nach seiner eigenen Erfindung machen, welcher den Parisern, die unsern Chiese gemeiniglich Monsieur Chaise nannten, so wohl gefiel, daß sie dergleichen Wagen nachmachen ließen und eine Berline nannten.

Berliner Blau. Es gibt dessen zweierlei: ein natürliches, welches am Ufer der Stecknitz im Hannöverschen gefunden wird und eine Blaueisenerde ist, die, so lange sie unter der Erde liegt, weiß aussieht, sobald man sie aber der freien Luft aussetzt, eine blaue Farbe in verschiedenen Graden annimmt; und ein bereitetes, welches ein Eisenniederschlag ist, der zu viel Brennbares besitzt, wodurch er seine blaue Farbe bekommt. Die Erfindung des durch Kunst bereiteten berliner Blaues verdankt man dem Zufalle. Sie wurde zu Anfange des vorigen Jahrhunderts durch einen Farbekünstler, Namens Diesbach, gemacht, welcher florentiner Lack bereiten wollte. Hierzu machte er einen Absud von Cochenille, den er mit Alaun und etwas Eisenvitriol vermischte, und dann mit feuerbeständigem Alkali niederschlug. In Ermangelung des Alkali nahm er einst Weinsteinsalz, worüber thierisches Öl abgezogen war, und sein Lack erhielt nun statt der rothen eine blaue Farbe. Sie gefiel, und man verfertigte sie seitdem absichtlich. Ihren Namen hat sie von Berlin, wo sie entdeckt wurde. — Die Bereitungsart blieb indeß ein Geheimniß, worüber sich verschiedene Chemiker in Versuche zur Entdeckung einließen, und im Jahr 1724 wurde sie wirklich entdeckt. In Berlin, Amsterdam und Breslau sind Fabriken von dem ebengenannten berliner Blau angelegt, wo man es von verschiedener Feinheit und Güte verfertigt. Es wird von Kupfer- und Kattundruckern, ingleichen von Färbern und Malern häufig gebraucht, bei letztern sowohl in Öl- als Wasserfarben. Auch die Chemiker bedienen sich seiner mit Vortheil, und man hat es selbst zu Arzneimitteln vorgeschlagen.

Bern, der größte und fruchtbarste unter den Cantonen der Schweiz, und der Hauptstadt gleiches Namens. Schon im zwölften Jahrhunderte umgab Cuno von Bubenberg den kleinen Ort Bern, welcher bei der Feste Nydeck lag, mit Graben und Mauern, und der Herzog von Zähringen, welchem Nydeck gehörte, gab der neuen Stadt Gesetze, worauf dieselbe im dreizehnten Jahrhunderte immer mehr bevölkert wurde. Besonders suchte hier der niedere Adel der umliegenden Gegend Schutz gegen die Bedrückungen des höhern, wozu

auch noch Landleute, und besonders Bürger aus den Städten Freiburg und Zürich kamen. Kaiser Friedrich II. erklärte die Stadt 1218 zu einer freien Reichsstadt, und bestätigte die Privilegien derselben durch eine alte Urkunde, die noch im dortigen Archive aufbewahrt und die kaiserliche Handfeste genannt wird. Im Jahre 1288 wurde Bern von Rudolph von Habsburg belagert, aber nicht genommen, und 1291 fochten die Berner, unter Anführung Ulrichs von Bubenberg, gegen ihren eigenen feindlich gesinnten Adel, welchen Ulrich von Erlach befehligte. Bern wurde nun eine Freistätte für alle diejenigen, welche von Österreichs Adel gedrückt wurden, wodurch die Stadt selbst zu einer Bedeutendheit und Größe gelangte, die den Neid der übrigen Städte und des eigenen Adels erregte. Beide schlossen daher ein Bündniß mit einander, um Bern zu vertilgen, wodurch ein Heer von 18,000 Mann, theils Reiter, theils Fußvolk, auf die Beine gebracht wurde, welches 700 Herren mit gekrönten Helmen, und 1200 Ritter anführten. Die Berner, unter Anführung Rudolphs von Erlach, zogen in der Mitternacht, am 21sten Juni 1339, gegen jenes weit überlegene Heer, und schlugen den dreimal stärkern Feind bei Laupen gänzlich auf's Haupt. Nach diesem Siege wurde Bern immer mächtiger und die Stadt selbst sehr erweitert, worauf sie im Jahre 1353 in den ewigen Bund der Eidgenossen trat, in welchem sie die Stelle nach Zürich, mithin die zweite im Bunde, erhielt. Bis zu Ende dieses Jahrhunderts vergrößerte Bern sein Gebiet theils durch Kauf, theils durch Eroberung dergestalt, daß die mehrsten um die Stadt herumliegenden Ortschaften zu seinem Gebiete gehörten. Nachdem im Jahre 1405 der größte Theil der Stadt abgebrannt und darauf regelmäßig wieder aufgebaut worden war, begannen die langen Kriege mit Österreich, Mailand, Burgund und Savoyen, aus denen allen die Eidgenossen als Sieger hervorgingen, und in welchen Bern das ganze Aargau eroberte. Im Jahre 1528 nahmen die Berner die Kirchenverbesserung an, indem sie sich von der Herrschaft des Papstes lossagten. In dem Kriege, den sie hierauf mit dem Herzoge von Savoyen führten, eroberte Bern das ganze Waadtland (pays de Vaud), welche eroberten Länder sie durch Landvögte, die auf den Festen wohnten, regieren ließen. Von nun an bis zum 5ten März 1798 war der Wohlstand und Reichthum Berns in stetem Wachsthume, und auf die öffentliche Verwaltung wurden große Summen verwendet, die den Reichthum und die Macht Berns auf das deutlichste zu erkennen gaben. Der sämmtliche Flächeninhalt des ganzen Cantons betrug damals 236 Quadratmeilen, mit 380,000 Einwohnern. Endlich rückten an jenem Tage 30,000 Mann Franzosen gegen Bern. Zwar führte wieder ein Erlach 18,000 Berner und 8000 übriger Eidgenossen diesen entgegen; aber die Tage von Morgarten (im Jahre 1315, gegen den Herzog Leopold von Österreich), von Laupen (1339), von Murten (1476) waren vorüber, die Eidgenossen ermordeten sogar auf dem Rückzuge ihren eigenen Anführer. Bern öffnete nun zum ersten Male dem Feinde seine Thore, und verlor, in Folge dieser Begebenheit, mehr als zwei Drittheile seiner bisherigen Besitzungen. — Der Canton Bern war ehemals in der größten Ausdehnung sechzig Stunden lang und dreißig breit, und wurde in den deutschen und französischen (wälschen) Theil (le pays de Vaud, le pays de Roman) eingetheilt. Die höchste gesetzgebende Gewalt hatte der große Rath zu Bern, dem ein regierender Amtschultheiß vorstand. Der kleine (tägliche) Rath, der die meisten Zweige der Regierungsverwaltung in sei-

nen Händen hatte, bestand aus 27 Personen, und machte, wenn alle Stellen besetzt waren, mit dem großen zusammengenommen, einen Verein von 299 Gliedern aus. Um diesen Rath zu besetzen, waren nur 243 Patricierfamilien wählbar. Nach der neuern Eintheilung im Jahre 1803 wurde der Canton Bern in fünf Districte, in Stadt Bern, Oberland, das Landgericht, das Emmenthal und das Seeland, und jeder District in dreizehn Zünfte eingetheilt. Die gesetzgebende Gewalt ist in den Händen des großen Raths von 195 Mitgliedern, welche von den Zünften gewählt werden und sich alle Jahre während drei Wochen versammeln. Dieser große Rath wählt aus seiner Mitte einen Ausschuß von 27 Personen, welcher den kleinen Rath bildet, und unter dem Vorsitze von zwei Schultheißen die vollziehende Gewalt hat. Gegenwärtig enthält der ganze Canton 176 Quadratmeilen mit 215811 Seelen. Der Canton baut zwar Getraide, aber zum Bedürfniß desselben nicht genug. Im bergigen Oberlande ist Viehzucht, auch Pferdezucht, bei weitem die Hauptsache, und die Ausfuhr des Viehes, des vortrefflichen Käses und der Manufacturen sehr bedeutend. — Bern, die Hauptstadt des Cantons, liegt an der Aar, und hat 1062 Häuser und 12,000 Einwohner. Sie hat drei lange und breite Hauptstraßen, die auf beiden Seiten mit Schwibbogen versehen sind. In dem Münster sind einige vierzig Fahnen aufgehangen, welche die Schweizer dem Herzoge Carl dem Kühnen von Burgund in der Schlacht bei Murten, am 22sten Julius 1476, abnahmen. Sie hat ferner ein akademisches Gymnasium, eine ansehnliche Stadtbibliothek, ein Antiquitäten- oder Münzcabinet, eine gelehrte ökonomische Gesellschaft und ein ehemals wohlversehenes Zeughaus. Es gibt allerlei Fabriken in Bern, als von Krep, feinen Tüchern, Zeugen, seidenen Florwaaren, Leder, Uhren, Leinwand u. a. m.

Bernadotte, s. Carl Johann.

Bernard (Pierre Joseph), eines Bildhauers Sohn, geboren zu Grenoble 1710, gestorben zu Paris 1775. Den Grund seiner Studien legte er bei den Jesuiten zu Lyon, dann diente er zu Paris bei einem Notar als Schreiber. Hier wurde er dem Marquis de Pezay durch einige Gedichte bekannt, folgte diesem 1734 in den italiänischen Feldzug, ward dem Marschalle von Coigny vorgestellt, von diesem als Secretair in Dienste genommen und Ludwig XV. empfohlen, der ihn zum Schatzmeister der Dragoner und zu seinem Bibliothekar in Choisy ernannte. Im Jahre 1771 verlor er durch einen Schlagfluß Gedächtniß und Ideenverbindung, und blieb in diesem Zustande bis an seinen Tod. Unter Frankreichs gefälligen Dichtern der Freude und des Lebensgenusses verdient Bernard stets mit Achtung genannt zu werden. Im Jahre 1737 brachte er die Oper Castor und Pollux auf die Bühne, welche von Kennern als ein Meisterstück lyrischer Dramatik gepriesen wird. Rameau's Musik trug noch mehr zu jenem allgemeinen Beifalle bei. Früher gearbeitet, allein erst 1722 herausgegeben, ist sein Gedicht: Phrosine und Melidor, in vier Gesängen, welches ebenfalls großes Lob erhielt. Nach seinem Tode, allein seinen Freunden schon früher mitgetheilt, erschien: L'Art d'aimer, in welcher er zwar dem Ovid folgt, jedoch ohne sich sclavisch an ihn zu binden. Einige meinen, dies Gedicht lehre mehr die Kunst zu verführen als zu lieben; richtiger ist der Ausdruck: eine Kunst zu genießen, denn der Verfasser geht nur auf das den Sinn Ergötzende, wozu er öfters die Einbildungskraft, niemals das Herz in Anspruch nimmt.

Enfant d'Epicure
il ignore mon Bernard,
qu'aimer bien, n'est point un art,
mais un don de la nature.
Ce ne que l'art de jouir,
l'art de tromper qu'il explique;
Ingenieur du plaisir,
il en donne la tactique.

Voltaire hatte unserm Dichter das Epithet le gentil Bernard gegeben, das ihm immer blieb.

Bernardin de St. Pierre (Jacques-Henri), der berühmte Verfasser der Etudes de la Nature, Paul et Virginie etc., war 1737 in Havre-de-Grace von bemittelten Eltern geboren. Er genoß der besten Erziehung, ward aber schon im zwölften Jahre des Schulzwangs so überdrüssig, daß er mit seinem Oheim, Capitän eines Kauffahrtheischiffs nach Martinique segelte, aber sogleich wieder zurückkam, „weil," wie er selbst sagt, „diese Reise ihn unzufriedner mit seinem Onkel, mit der See und mit der Insel, auf der er vor Heimweh zu sterben geglaubt, gemacht habe, als er je mit Klassen, Büchern und Rector gewesen;" und setzte seine Studien in Gisors und Rouen, und dann auf der Universität zu Caen weiter fort. Seine Eltern sandten ihn nach Paris in die Ingenieurschule, und er ging das folgende Jahr als Ingenieur-Offizier nach Malta. Ein unglücklicher Zweikampf nöthigte ihn, sich von dort nach Holland einzuschiffen, von wo er nach Portugal wollte, welches damals mit Spanien Krieg führte. Ein Zufall vereitelte diese Absicht, und er eilte nach Rußland, um Peter III. seine Dienste anzubieten. Unterwegs erfuhr er dessen Katastrophe, ging nach Petersburg, um Katharinen denselben Antrag zu machen, mußte ihr aber bis Moskau nachreisen, und erhielt eine Unterlieutenantstelle im Ingenieurcorps, die er nach 18 Monaten niederlegte, um nach Frankreich zurückzukehren. Sein Weg führte ihn durch Polen, das eben insurgirt war. Er nahm Dienste unter der französischen Partei und wurde von den Russen gefangen genommen, jedoch nach einigen Tagen wieder frei gelassen. Nun hielt er sich einige Zeit in Warschau auf, und besuchte dann Dresden, Berlin und Wien, in der Absicht, in die Dienste einer fremden Macht zu treten. Es gelang ihm aber nicht, und er reiste nach Paris, und von dort als Ingenieur-Officier nach Isle de France. Nach 2 Jahren bewogen ihn Zwistigkeiten, seinen Abschied zu nehmen und nach Frankreich zurückzukehren. Hier enden seine Reisen und seine militärische Laufbahn, die er mit Ehre, Muth und Charakterstärke durchschritten, und sein literarisches Leben beginnt. Von 1000 Franken Pension überließ er 300 seiner Mutter und 100 einer alten Magd; ihm blieben also nur 600 Franken zu einer kümmerlichen Existenz. Er vergrub sich in eine geringe Wohnung der Vorstadt St. Etienne, und gab 1773 sein Voyage à l'Isle de France heraus, doch anonym; die Periode seines Ruhmes war noch nicht gekommen. Noch eilf Jahre lang ordnete und verarbeitete er in den emsigen und fortgesetzten Studien einer ununterbrochenen Eingezogenheit die kostbaren Materialien, welche die reichhaltigen Erfahrungen und Beobachtungen seines Lebens ihm geliefert hatten. So glänzend als überraschend erschienen 1784 seine Etudes de la nature. Seine äußere Lage verwandelte sich nun schnell. Er erhielt ansehnliche Pensionen. Ludwig XVI. ernannte ihn, mit dem Ausdruck: „in ihm einen würdigen Nachfolger Büffons gefunden zu haben," zum Intendanten

es botanischen Gartens und naturhistorischen Museums. Unter Napoleons Herrschaft erhielt er das Kreuz der Ehrenlegion, und Joseph Bonaparte setzte ihm, unaufgefordert, eine Pension von 6000 Fr. aus. Die ersten fünf Jahre nach Herausgabe seiner Naturstudien beschäftigte er sich, Materialien zur immer gründlichern Entwickelung dieses Stoffes zu sammeln. Seine vortreffliche Idylle Paul et Virginie erschien 1789. Kurz nach Paul et Virginie gab er seine Chaumière Indienne heraus. Er starb den 24sten Januar 1814 auf seinem Landgute bei Paris. In seinem Nachlaß haben sich die unvollendeten Harmonien der Natur, Memoiren über sein Leben, und eine Menge unregelmäßiger Dramen und andrer leichter Werke der Phantasie gefunden.

Bernburg (Anhalt-), eins von den dreien noch bestehenden anhaltischen Fürstenthümern, welches bei der letzten Theilung der anhaltischen Ländern im J. 1603 an Joachim Ernsts fünften Sohn, Ludwig, dessen Nachkommen es bis jetzt besitzen, kam, nach dem Aussterben der zerbster Linie im J. 1793 aber, deren Länder die übrigen drei Linien 1797 unter sich theilten, noch einen Zuwachs erhielt. (S. Anhalt.) Die Größe des Fürstenthums beträgt gegenwärtig 16 Q. M. mit 35,200 Einwohnern. Die Einkünfte schätzt man auf 400,000 Gulden. Das Contingent zum rheinischen Bunde betrug 240 Mann. Der jetzt regierende Fürst, welcher seit seinem Beitritt zum Rheinbunde am 30sten April 1807 den Herzogstitel annahm, ist Alexius Friedrich Christian, geb. den 12ten Jun. 1767, succed. den 9ten April 1769; vermählt den 29sten Nov. 1794 mit Maria Friederike, Prinzessin von Hessen, geb. den 14ten Sept. 1768. Der Erbprinz ist Alexander Carl, geb. den 2ten März 1805. Eine Nebenlinie der Bernburger bilden die Nachkommen des F. Lebrecht, des zweiten Sohnes des F. Victor Amadeus. Sie hat von dem bernburger Antheile das Amt Hoym nebst Frose; ingleichen die Güter Zeitz und Belleben zu einem Paragio erhalten, und außerdem von dieser Linie durch Heirath die Grafschaft Holzapfel nebst den Herrschaften Schaumburg und Lauenburg eigenthümlich erworben.

Bernhard (der heilige), geboren 1091 zu Fontaine in Burgund und 1115 erster Abt des cisterzienser Klosters Clairvaux bei Langres in Champagne, war nicht minder groß unter den Mönchen als Gregor VII. unter den Päpsten. Mehr geistreich als gelehrt, schnell im Überblick, unerschütterlich im Wollen, gewandt und feurig im Ausführen, begabt mit einer hinreißenden Beredsamkeit, und durch die strenge Heiligkeit seines Lebens wie durch eine Menge ihm zugeschriebener Wunder über den Klerus seiner Zeit erhaben, schien er vor Andern zum Herrscher der Kirche berufen. Aber ein Feind alles äußern Glanzes und wohl wissend, daß man den Titel der Macht verschmähen muß, die man erlangen will, lehnte er jede Erhebung zu höheren kirchlichen Würden ab, und immer nur als Abt seines geliebten Jerusalems, wie er Clairvaux zu nennen pflegte, war er in aller Demuth der freimüthigste Censor des Klerus, der Rathgeber der Päpste, unter denen ihm Innocenz II. seine Anerkennung und die Erhaltung des Investiturrechts in Deutschland, und Eugen III. seine Bildung verdankte, der Schiedsrichter der Fürsten und Bischöfe, und seine Stimme galt auf den Concilien wie eine göttliche. Der kalten Speculation und Dialectik, mit der die scholastischen Philosophen jener Zeit die Glaubenslehren eben so oft mißhandelten und auflös'ten als begründeten und ordneten, hielt seine strenge Ortho-

dorie und wohl bisweilen schwärmende, doch immer auf practisches Christenthum dringende Mystik ein heilsames Gegengewicht, und unstreitig hat er dem kirchlichen System durch seinen siegreichen Eifer in Verfolgung der Irrlehrer wichtige Dienste geleistet, wenn auch seine Härte und Intoleranz gegen Abälard und Gilbert von Porree keineswegs gebilligt werden kann. Allgemein verehrt und gefürchtet starb er 1153 und wurde 1174 von Alexander III. canonisirt. Die römische Kirche setzt ihn unter die Heiligen vom ersten Range, seine salbungsvollen Homilien und Sermonen werden auch von den Protestanten geschätzt, und Luther sagt von ihm: ist jemals ein wahrer, gottesfürchtiger und frommer Mönch gewesen, so war's St. Bernhard, den ich allein viel höher halte, denn alle Mönche und Pfaffen auf dem ganzen Erdboden, und ich zwar seines Gleichen auch sonst niemals weder gelesen noch gehört habe. Clairvaux wurde durch ihn weltberühmt; man hat aus seinen Mönchen eine Menge Bischöfe und Äbte gewählt, alles wollte diesem Sitze apostolischer Einfalt und Heiligkeit in irgend einer Beziehung angehören. Alfons I. von Portugal gab sein Reich 1143 diesem Kloster in Lehen, worauf die Mönche desselben, nach dem Tode des Königs Sebastian 1578, Ansprüche auf die portugiesische Krone gründeten. Im dreizehnten Jahrhundert hatte es schon 800 Filialklöster in allen Ländern der Christenheit, und obgleich die Religiosen dieser Klöster und der davon ausgegangenen Congregationen Cisterzienser blieben, so nannten sie sich doch, ihrem zweiten Vater und Stifter zu Ehren, Bernhardiner und Bernhardinerinnen, dergleichen noch jetzt existiren. E.

Bernhard, Herzog von Weimar, einer der größten Feldherren im dreißigjährigen Kriege, war am 6ten August 1604 geb. und nahm sehr zeitig Kriegsdienste. Anfangs ohne Gelegenheit, sich besonders auszuzeichnen, trat er nach und nach in pfälzische, badensche, holländische und dänische Dienste, verließ sie aber wieder und lebte einige Zeit in Weimar, bis er endlich 1631 als Generalmajor in schwedische Dienste trat. Er eroberte zuerst Würzburg und noch am 29sten Dec. desselben Jahres Mannheim durch eine besondere Kriegslist, so daß er dabei keinen Mann verlor. Im folgenden Jahre drang er in Schwaben vor, war am 24sten Aug. bei dem Sturme auf Wallensteins Lager bei Nürnberg, hatte auch, da dieser Angriff nicht durchgesetzt werden konnte, mehrere Gefechte mit Wallensteins Armee. Am meisten zeichnete er sich in der Schlacht bei Lützen (6ten Oct. 1632) aus, welche, da Gustav Adolph gleich zu Anfange der Schlacht blieb, bloß durch seine Tapferkeit für die Schweden gewonnen wurde. Von jetzt an setzte er seine Eroberungen in Franken und Bayern mit vielem Glücke fort. Allein seine zu große Hitze brachte im Jahre 1634 die schwedische Armee in große Gefahr. Erzherzog Ferdinand, Kaisers Ferdinand II. Sohn, hatte eben an des ermordeten Wallensteins Stelle das Hauptcommando der kaiserlichen Armee übernommen, ansehnliche Verstärkung erhalten, und belagerte die Stadt Nördlingen. Die Schweden rückten zum Entsatz derselben herbei; einige Generale riethen, bei der Überlegenheit der feindlichen Armee noch die Ankunft eines Corps abzuwarten, das zu den Schweden stoßen sollte; allein mehrere Generale und Bernhard selbst hielten dies für unnöthig. Man griff daher am 26sten Aug. 1634 die Kaiserlichen bei Nördlingen an, und die Schweden gewannen auch an diesem Tage den Sieg. Allein, da die Schlacht am folgenden Tage erneuert

wurde, litten sie eine große Niederlage, und der Herzog, der sogar in Gefahr war, gefangen zu werden, verlor seine ganze Bagage. Nur der große schwedische Kanzler Oxenstierna wußte den unglücklichen Folgen dieser Schlacht durch eine engere Verbindung mit Frankreich entgegenzukommen. Bernhard setzte nun, mit französischen Truppen verstärkt, seine Eroberungen in Deutschland einige Zeit aufs neue fort; doch da seine Armee aus Mangel an Sold und Lebensmitteln anfing, mißvergnügt zu werden, auch durch Krankheiten geschwächt wurde, zog er sich in den Elsaß zurück. Um diese Zeit, zu Ende des Jahres 1635, fing er an, mit dem König von Frankreich in Unterhandlung zu treten, machte auch selbst, um dieselben fortzusetzen, im folgenden Jahre eine Reise nach Paris. Er soll sich um die Statthalterschaft vom Elsaß bemüht, auch von Richelieu Hoffnung dazu erhalten haben; indeß erzeugte sein Aufenthalt in Paris, wo man ihn zwar mit vieler Achtung behandelte, dennoch ein gegenseitiges Mißtrauen. Gewiß scheint es zu seyn, daß der Herzog den Plan gehabt habe, sich, allenfalls auch wider Frankreichs Willen, den Besitz jenes Fürstenthums zu verschaffen. — Er rückte jetzt mit seiner Armee, die sich indeß erholt hatte, wieder vor, eroberte die Festung Zabern im Elsaß, breitete sich in Lothringen und Burgund aus, und schlug die Kaiserlichen in einigen Gefechten zurück. Zu Anfange des folgenden Jahres ging er über den Rhein, nahm einige Orte weg, und rückte vor die Festung Rheinfelden, deren Belagerung er eröffnete. Der Kaiser, dem an Erhaltung dieser Festung viel gelegen war, schickte sogleich eine Armee zum Entsatz. Es kam zuerst am 18ten Febr. 1638 zu einem Treffen, das ziemlich unentschieden blieb. Allein am 21sten griff der Herzog die feindliche Armee von neuem an, schlug sie völlig, nahm den General en Chef und mehrere Generale gefangen, und die Festung mußte sich wenige Wochen darauf (13ten März) ergeben. Um sich im Elsaß behaupten zu können, war vorzüglich der Besitz der Festung Breisach am Rheine nöthig. Man suchte von Seiten des Kaisers alles zu thun, um sie zu erhalten. Allein der Herzog schlug am 30sten Juli die zum Entsatz bestimmte Armee bei Wittenweyer, und die Festung mußte sich am 3ten Dec. nach einer tapfern Vertheidigung ergeben, nachdem er vorher eine neue österreichisch-bayersche Armee, die ebenfalls zur Rettung der Festung bestimmt war, am 4ten und 14ten Oct. zurückgeschlagen hatte. Jetzt war dem Herzoge der Besitz des Elsasses gesichert, und er zeigte durch mehrere Maßregeln, daß er diesen, so wie Breisach selbst, gegen Frankreich zu behaupten gedenke. Denn er besetzte alle von ihm eroberten Plätze mit deutschen Truppen, und ließ sogar eine Münze mit dem sächsischen und breisachischen Wappen schlagen. Vergebens suchte man von Seiten Frankreichs Breisach dem Herzog zu entreißen, indem man ihm anfangs antrug, nebst seinen Truppen eine gleiche oder stärkere Anzahl französischer Truppen in diese Festung zu legen; der Herzog schlug sowohl dieses Anerbieten, als auch eine Einladung nach Paris, endlich auch die Heirath mit einer Nichte des Cardinals Richelieu aus, und erklärte, daß ihn an jener seine Geschäfte und Krankheit hinderten, die angetragene Vermählung aber für ihn nicht standesmäßig sey. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Richelieu geheime Mittel angewendet habe, Frankreich von dem Herzoge, als einem durch seine wachsende Macht furchtbaren Nachbar, zu befreien. Denn plötzlich

40 *

verfiel derselbe in eine Krankheit, die so geschwind zunahm, daß er am 8ten Juli 1639 sein Heldenleben endigte. Die meisten gleichzeitigen Schriftsteller vermuthen, daß ihn Richelieu durch einen genuesischen Arzt vergiften lassen; der Herzog selbst zweifelte nicht, daß er Gift bekommen habe. Mit ihm fiel zwar eine der mächtigsten Stützen der Protestanten; allein da eines Theils seine Nachfolger, Banner und Torstensohn (s. d. Art.), seine Siegesbahn rühmlich verfolgten, andern Theils Frankreich selbst, zum Vortheil der Protestanten, ernstlichern Antheil an dem Kriege nahm, so war Bernhards Tod für diese jetzt weniger nachtheilig, als er es einige Jahre früher gewesen seyn würde. Denn schwerlich würden sich die Schweden, einem Wallenstein gegenüber, in Deutschland behauptet haben, wenn Bernhard nicht bei Lützen Gustav Adolphs Schlachtplan glücklich ausgeführt hätte. Was war von diesem Helden, der im 35sten Jahre seines Lebens starb, nicht noch zu erwarten! Er verband mit Anmuth im Betragen, Verstand und Tapferkeit, eine Seelenstärke, die auch durch widrige Vorfälle nicht erschüttert werden konnte, und sein einziger Fehler war seine zu große Hitze, die ihn bisweilen zu nicht genugsam überlegten Unternehmungen verleitete.

Bernhardiner, s. Orden (geistliche).

Bernhardsberg (der große St.), erhebt sich zwischen Valais und dem Thal Aosta in den Alpen und hat eine Höhe von 7732 pariser Fuß. Auf seiner höchsten Spitze ist die Gränze zwischen Wallis und Piemont. Über ihn geht die Straße vom Genfer See durch das walliser Land in das Thal von Aosta und das Piemontesische. Den Namen hat er von einem savoyischen Edelmann, Bernard von Menthon, der von 923 bis 1008 lebte und sich in den Jahrbüchern der Religion durch seinen apostolischen Eifer, in den Jahrbüchern der Menschheit aber durch zwei Anlagen verewigt hat, in welchen seit neun Jahrhunderten die Reisenden eine Zuflucht vor den Gefahren finden, denen sie bei dem Übergange über die Alpen im Winter ausgesetzt sind. Gerührt von den Übeln, welche die französischen und deutschen Pilgrimme zu erdulden hatten, wenn sie nach Rom zu den Gräbern der heiligen Apostel wallfahrteten, kam er auf den Gedanken, auf dem Gipfel der Alpen zwei Hospitien zu ihrer Aufnahme zu erbauen, das eine auf dem Mont Jour, wo ein Tempel des Jupiters stand, das andere auf dem über die griechischen Alpen führenden Wege, an der Stelle, welche Colonne Jou heißt, von einer damals dort befindlichen steinernen Säule, welche der Gegenstand einer abgöttischen Verehrung war. Der von heiligem Eifer beseelte Bernard brachte die Einwohner dieser wilden Gegenden von ihrem Aberglauben zurück, stürzte die Säule und den Tempel um, und erbaute auf ihren Trümmern die beiden Hospitien, die nach ihm der große und der kleine St. Bernhard genannt wurden. Er vertrauete die Sorge für diese beiden Anlagen ordentlichen Möchen des Augustinerordens, welche im Geiste des frommen Gründers und mit fast beispielloser Selbstaufopferung die edelmüthigste Gastfreiheit gegen die Reisenden bis auf die Zeiten Carl Emanuels III. von Sardinien übten. Dieser König gerieth über die Ernennung des Probstes mit den Schweizer-Cantonen in Streit, zog die Güter ein und übergab die Verwaltung der Hospitien Weltgeistlichen, die mit gleicher Menschenliebe, gleicher Treue und Ergebenheit ihren frommen Beruf üben. Furchtbar und grausenhaft

ist der Aufenthalt auf dieser wüsten Höhe, die für den höchsten bewohnten Punkt in Europa gehalten wird. Es herrscht fast ein ewiger Winter hier; man sucht umsonst einen Baum oder Strauch, ja nur einen Grashalm; der Glanz des Schnees blendet das Auge des Wanderers. Wahrhaft heldenmüthig ist daher der Eifer und die Aufopferung dieser Geistlichen, welche sich hier vereinigen, um denjenigen beizustehen, die ihrer Hülfe bedürfen können. Gerade an den Tagen, wo die schrecklichsten Wetter und die fürchterlichsten Schneegestöber wüthen, machen sie sich, von ihren treuen Hunden begleitet, auf den Weg, um Verunglückte aufzuspüren, zu deren Rettung sie alle Mittel versuchen. Ist keine Rettung möglich, so wird der Leichnam in das Todtengewölbe gebracht, wo er, in ein leinenes Tuch gehüllt, so lange auf einem Tische liegen bleibt, bis ein neuer Wanderer kommt. Dann wird er abgenommen, und an die Wände zu den andern Todten gestellt, deren Verwesung wegen des steten Frostes so langsam vor sich geht, daß oft Todte noch nach Jahren von ihren Freunden hier wieder erkannt worden sind. Neben dem Todtenhause ist eine Art Kirchhof, auf den die Gebeine gelegt werden, wenn sie sich zu sehr im Gewölbe anhäufen, und wo sie dann vollends aufgelös't werden. Rings um das Hospitium sind nichts als nackte Felsen ohne eine Decke von Erde. Das Begraben der Todten ist also unmöglich. In der Kirche befindet sich das Denkmal Dessaix, der in der Schlacht von Marengo fiel und todt nach dem Bernhard zurückgebracht wurde, über den er eben mit der Armee gekommen war. Der erste Consul hatte befohlen, ihn zu balsamiren und ihm eine Ruhestätte auf den hohen ewigen Alpen anzuweisen. Das Marmordenkmal stellt in halb erhobner Arbeit dar, wie Dessaix verwundet vom Pferde sinkt, seinem Adjutanten Le Brun in die Arme. Auf der Klostertreppe steht seine marmorne Bildsäule. Gegenüber ist eine schwarze marmorne Tafel, auf der die damalige Republik Wallis mit einer goldenen Inschrift den Übergang des Imperators über den Bernhard geehrt hat.

Berni (Francesco), den einige Schriftsteller auch Berna und Bernia nennen, ist einer der berühmtesten italienischen Dichter des 16ten Jahrhunderts. Er war gegen das Ende des 15ten Jahrh. zu Lamporecchio in dem Theil von Toscana, welcher Val di Nievole heißt, in einer edlen, aber armen florentinischen Familie geboren. Sehr jung kam er nach Florenz; als er neunzehn Jahr alt war, begab er sich nach Rom zu dem Cardinal Bibiena, seinem Verwandten, der ihm, wie er selbst sagte, weder Gutes noch Böses erwies. Er war endlich genöthigt, als Secretär sich zu dem Bischof von Verona, Ghiberti, zu begeben, welcher päpstlicher Kanzleipräsident war. Er trat in den geistlichen Stand, um fähig zu seyn, von dem Wohlwollen dieses Bischofs, wenn es ihm zu Theil würde, Vortheil zu ziehen; aber der Überdruß, den ihm die untergeordneten Geschäfte eines Amts, wofür er überdieß schlecht bezahlt war, einflößten, veranlaßten ihn, Zerstreuungen zu suchen, welche dem Prälaten mißfielen. Er fand Berni zu lustig, um sich für sein Glück zu interessiren. Es hatte sich zu Rom eine Gesellschaft oder Akademie junger Geistlichen gebildet, wie Berni, von heiterer Stimmung und scherzhafte Dichter, welche, um ihre Liebe für den Wein und ihre Sorglosigkeit zu bezeichnen, sich i Vignajuoli (Winzer) nannten. Unter ihnen waren Mauro, Casa, Firenzuola, Capilupi und An-

dere. Sie belachten alles in ihren Versammlungen, und bespotteten und besangen die ernstesten und selbst die traurigsten Dinge. Die Verse Berni's waren die besten, die anziehendsten, und hatten eine so eigenthümliche Wendung, daß sein Name der Gattung, in welcher er sie abfaßte, verblieben ist. Er war 1527 zu Rom, als diese Stadt von der Armee des Connetables von Bourbon ausgeplündert ward, und verlor dabei seine ganze Habe. Er machte darauf mehrere Reisen mit seinem Gönner Ghiberti nach Verona, Venedig und Padua. Endlich, müde zu dienen, und begnügt mit einem Canonicat der Domkirche von Florenz, das er seit mehreren Jahren besaß, zog er sich dahin zurück, um dort in einer unabhängigen und anständigen Mittelmäßigkeit zu leben. Aber die Gunst der Großen, die er zu suchen schwach genug oder zu vermeiden nicht stark genug war, versetzte ihn in eine schwierige Lage, in welcher ihm die Ausübung eines Verbrechens zugemuthet wurde, deren Verweigerung ihm das Leben kostete. Alexander von Medicis, damals Herzog von Florenz, war in offener Feindschaft mit dem jungen Cardinal Hippolyt von Medicis. Berni war beider Freund und mit beiden so vertraut, daß es zweifelhaft ist, wer von beiden ihm den Antrag machte, den andern zu ergiften. Factisch ist es, daß der Cardinal 1535 an Gift starb. Am 26sten Juli 1536 starb Berni; und endigte er, wie man versichert, durch Gift sein Leben, so fällt das Verbrechen auf den Herzog Alexander. — Berni ist ausgezeichnet in der burlesken Gattung, in der er noch jetzt für das beste Muster gilt. Er wird oft sehr bitter; in seinen Satiren verbindet er nicht selten die Gemüthlichkeit des Horaz mit der Lauge des Juvenal. Die höchste Ausgelassenheit aber ist an allen seinen Werken zu tadeln und nur damit zu entschuldigen, daß er seine Verse nur für seine Freunde schrieb, und daß sie erst nach seinem Tode gedruckt wurden. Merkwürdig ist es, daß die bewunderswürdige Leichtigkeit, die seine Werke auszeichnet, die Frucht einer großen Anstrengung war, und daß er fast alle seine Verse mehrmals änderte und wegstrich und wieder umarbeitete. Man sagt dasselbe von Ariost, und doch sind dies die beiden italiänischen Dichter, deren Verse die fließendsten und leichtesten sind. Berni schrieb auch die lateinische Sprache sehr rein, und verstand recht gut griechisch. Seine vorzüglichsten Werke sind seine Rime burlesche und sein Orlando innamorato, composto già dal Sig. Bojardo conte di Scandiano ed ora rifatto tutto di nuovo da M. Fr. Berni. — Nicht zu verwechseln mit diesem Dichter ist der Graf Francesco Berni, geb. 1610 und gest. 1693, welcher elf Dramen, auch verschiedene lyrische Gedichte verfaßt hat.

Bernier (Etienne-Alexandre-Jean-Baptiste-Marie, Abt), am 31sten Dec. 1764 zu Daon in Anjou von geringen Ältern geboren, zeichnete sich zuerst in dem Gymnasium von Angers durch seinen Fleiß aus und wurde, nachdem er sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte, noch ziemlich jung zum Pfarrer von St. Laud zu Angers ernannt, wo er anfing, ein großes Ansehen zu erlangen. Ob er sich gleich beim Ausbruche der Revolution standhaft weigerte, den Eid zu leisten, welchen man, vermöge der Constitution, von der Geistlichkeit verlangte; so gelang es ihm dennoch, so wie vielen andern Pfarrern der westlichen Provinzen, sich der Deportation, welche man am Ende des Jahrs 1792 an allen ungeschwornen Priestern vollzog, zu entziehen. Sobald der Vendeekrieg im März 1793 ausgebrochen war, begab er sich zu der Armee von Anjou, wohin ihm

der Ruf eines eifrigen und fähigen Anhängers der alten Verfassung vorausgegangen war. Hier rechtfertigte er diesen Ruf und das ihm bald zu Theil gewordene Vertrauen durch seine hinreißenden Predigten, in denen er oft von einer höhern Macht begeistert schien, so wie durch seine Geschicklichkeit in der Geschäftsführung, und die große Gewandtheit und Umsicht, die sich in allem seinem Thun offenbarte. Man hatte, um dem Lande einen Anschein von ordentlicher Organisation zu geben, einen obersten Rath eingesetzt. Bernier ward Mitglied dieses Raths und beherrschte denselben bald, ja leitete oft die Operationen der Armee selbst durch seinen Alles überwiegenden Einfluß. Doch eben seine geistige Überlegenheit machte ihn auch wieder verdächtig. Man schrieb ihm ehrgeizige Plane zu und bemerkte, daß er geflissentlich Uneinigkeit unter die Parteien streute, um desto sicherer herrschen zu können. Sein Kredit war im Sinken. Jetzt traten die Unglücksfälle der Armee ein, der er stets gefolgt war. Nach der Niederlage von Savenay verbarg er sich eine Weile, suchte vergeblich die Landleute aufzuwiegeln, gieng dann zu Charrette's Armee und von da zum Heer von Anjou unter Stofflet, den er sogleich unumschränkt und sogar öffentlich beherrschte. Von Natur roh, war Stofflet grob und anmaßend gegen Jedermann, gegen Bernier aber demüthig und lenksam. Bernier ward jetzt als die Seele der ganzen Vendee betrachtet. Er führte alle Correspondenz mit den Bourbons, England und den Emigrirten, schloß auch den kurzen Frieden zwischen den Vendeern und den Republikanern, den Charrette bald darauf brach. Stofflet und Bernier nahmen einen Augenblick den Schein an, ihn halten zu wollen, bald aber, durch royalistische und englische Versprechungen gereizt, erneuerten auch sie die Feindseligkeiten wieder. Die Armee der Royalisten ward geschlagen und zerstreut. Bernier und Stofflet irrten flüchtig umher. Am 25sten Febr. 1796 ließ Bernier Stofflet sagen, er möge ihn auf einer Meierei, wohin er sich geflüchtet hatte, besuchen. Während der Bote diesen Auftrag ausrichtet, erfährt Bernier, daß sein Aufenthalt nicht sicher ist und verläßt ihn. Stofflet kommt an und bringt, da Bernier nur auf seine eigene Sicherheit bedacht gewesen war, und jenem keine weitere Nachricht von der bevorstehenden Gefahr gegeben hatte, die Nacht daselbst zu. Das Haus wird von den Republikanern angegriffen, und Stofflet, den man für Bernier hält, gefangen genommen, und einige Tage darauf hingerichtet. Bernier erhielt nach Stofflets Tode einen noch größern Einfluß bei den Armeen der Vendee, konnte jedoch, ungeachtet der angestrengtesten Bemühungen, nicht verhindern, daß dieser Einfluß bei dem erneuerten Feldzuge im Jahre 1799 nicht bedeutend vermindert wurde, so daß er am Ende weder Zutrauen mehr besaß, noch überhaupt irgend eine Rolle spielte. Als endlich Buonaparte die Regierung Frankreichs übernommen hatte, und sich damit beschäftigte, die Vendee zu erobern und die Ruhe daselbst wieder herzustellen, gelang es Bernier noch einmal, auf eine kurze Zeit sich ein wichtiges Ansehen zu verschaffen. Während nämlich die übrigen Anführer der Vendeearmee noch mit sich anstanden, welchen Entschluß sie fassen sollten, trat Bernier bei der neuen Consularregierung als Repräsentant der Vendeer auf, und es gelang ihm, dieser einen sehr hohen Begriff von seiner Wichtigkeit und seinem Einflusse in die Angelegenheiten der westlichen Departements beizubringen, so daß man seine Rath-

schläge hörte und sich seine Nachweisungen erbat. Ob er nun gleich zu Paris in seiner neuen Lage kein Aufsehen erregte, welches seinem Rufe als Anführer der Vendeearmeen entsprochen hätte, so setzte man dennoch ein solches Vertrauen in ihn, daß er zu einem der Bevollmächtigten ernannt wurde, welche beauftragt waren, mit dem päpstlichen Gesandten über das Concordat zu unterhandeln. Ohne, wie er sich geschmeichelt hatte, bei der Wiederherstellung der Religion in Frankreich zum höchsten Range der Kirche erhoben zu werden, wurde er jedoch zum Bischof von Orleans erwählt, wo er, gegen alle Erwartung, einen frommen, einfachen Sittenwandel führte und von allen seinen Untergebenen geliebt und verehrt wurde. Als im Jahr 1804 der Papst nach Paris kam, hatte es den Anschein, als ob Bernier eine unmittelbare Verbindung mit demselben anknüpfen wollte, wodurch er sich natürlich bei der französischen Regierung nicht beliebt machte. Endlich ward er, als er im Jahr 1806 bei einer Reise nach Paris in dieser Stadt angekommen war, krank und starb daselbst den 1sten Oct. an einem hitzigen Gallenfieber. Bernier ist der Verfasser und Componist des Erwachens der Vendeer (réveil des Vendéens). Seine Geschichte der Vendee soll er noch vor seinem Tode verbrannt haben.

Bernini (Giovanni Lorenzo) genannt der Chevalier Bernini, ein berühmter Künstler, der das 17te Jahrhundert mit seinem Ruf und Rom mit seinen Werken erfüllte, und von seinen Zeitgenossen als der Michel Angelo der neuern Zeit gepriesen wurde, weil er sich als Mahler, Bildhauer und Architekt in einem vorzüglichen Grade auszeichnete. Besonders in letzter Eigenschaft verdient er seinen Ruhm. Eben so reich an Gaben der Natur als begünstigt durch die Umstände, erhob er sich über die Regeln der Kunst und schuf sich eine gewisse leichte Manier, deren Fehler er durch einen so glänzenden Firniß zu verdecken wußte, daß die Menge davon verblendet wurde, und daß sein Name, den Italien mit Stolz, das Ausland aber aus Gewohnheit mit Achtung nannte, den Künstlern und der Kritik noch die Rücksichten zur Pflicht macht, welche sie großen Talenten schuldig ist. Pietro Bernini, sein Vater, war frühzeitig von Toscana nach Rom gegangen, woselbst er die Mahler- und Bildhauerkunst studirt hatte, und lebte später in Neapel, wo er seine Kunst mit Auszeichnung übte und sich verheirathete. Im J. 1598 ward ihm ein Sohn geboren, den er Giovanni Lorenzo nannte, und der den Namen des Vaters noch mehr verherrlichen sollte. Von frühster Kindheit auf zeigte der Knabe eine bewundernswürdige Leichtigkeit für das Studium der zeichnenden Künste, und in einem Alter von acht Jahren führte er einen Kinderkopf in Marmor aus, der als ein Wunder betrachtet wurde. Um so glückliche Anlagen möglichst auszubilden, brachte ihn sein Vater nach Rom, und flößte ihm für die großen Meister eine Hochachtung ein, welche er nie verläugnet hat, wiewohl er in der Folge ihre Spur verließ. Der Papst, der von des Jünglings außerordentlichen Talenten gehört und sich selbst davon überzeugt hatte, empfahl dem kunstliebenden Cardinal Maffeo Barberini, die Studien desselben zu leiten. Eins der ersten Werke Bernini's war die Marmorbüste des Prälaten Montajo, welcher die Büsten des Papstes, einiger Cardinäle und mehrere Figuren in natürlicher Größe folgten. Er war noch nicht achtzehn Jahr alt, als er Apollo und Daphne in Marmor arbeitete, ein Meisterwerk der Anmuth und Ausführung. Als er diese Gruppe gegen das Ende seines Lebens wiedersah, ge-

stand er, daß er seitdem wenig Fortschritte gemacht habe. Wirklich war sein Styl reiner und minder geziert als in der Folge. Bernini erwarb sich in der Bildhauerei immer größern Beifall; den Gipfel seines Glücks und Ansehens aber erreichte er, als nach Grogors XV. Tode der Cardinal Maffeo Barberini zum Papst erwählt wurde. „Wenn," sagte dieser, „Bernini sich glücklich schätzt, in mir seinen Fürsten zu sehen, so bin ich noch stolzer darauf, daß er unter meinem Pontificat lebt." Er trug ihm sofort auf, Vorschläge für die Verschönerung der Basilica von St. Peter zu machen, und sicherte ihm eine monatliche Pension von 300 Thalern zu. Ohne die Bildhauerei zu verlassen, wandte sich Bernini's Genie auf die Baukunst und entwarf den Plan zu dem Baldachin, zu der Kanzel des heiligen Petrus und zu dem runden Platze, der vor der Kirche angelegt werden sollte. Der Papst ließ dem Künstler zehntausend Thaler dafür auszahlen, und vermehrte seine Pension. Wir übergehen die Fontaine der Barcaccia, deren bizarre Idee das ihr ertheilte Lob nicht verdient; die Fontaine auf dem Platz Barberini ist vorzüglicher. Da es unmöglich ist, die zahlreichen Werke, welche Bernini in diesem Zeitraume ausführte, einzeln anzugeben, begnügen wir uns, nur den Palast Barberini, den Glockenthurm von St. Peter, das Modell des Grabmals der Gräfin Mathilde, und endlich das Grabmal seines Wohlthäters, Urbans VIII., anzuführen. Alle diese Werke trugen dazu bei, Bernini's Ruf immer mehr zu verbreiten. Carl I. von England wünschte seine Statue von der Hand dieses italiänischen Meisters zu haben, und überschickte ihm dazu drei Gemählde, in welchen van Dyck ihn in verschiedenen Stellungen abgebildet hatte. Durch dieses sinnreiche Mittel wurde Bernini in den Stand gesetzt, die Ähnlichkeit des Gesichts zu erreichen, und der König war davon so entzückt, daß er, als er die Statue empfing, einen kostbaren Ring vom Finger zog, und mit den Worten dem Abgeordneten Bernini's übergab: „Schmücken Sie damit die Hand, die so schöne Werke ausführt." — Im J. 1644 versuchte der Cardinal Mazarin, der Bernini in Rom kennen gelernt hatte, ihn nach Frankreich zu ziehen, und bot ihm in des Königs Namen einen Gehalt von 12,000 Thalern an. Bernini aber folgte dieser Einladung nicht. Kaum hatte sein Beschützer Urban VIII. die Augen geschlossen und Innocenz X. den päpstlichen Stuhl bestiegen, als der Neid, den der begünstigte Künstler bisher unterdrückt hatte, gegen ihn laut ward; und da der Glockenthurm, den er neben der Façade der Peterskirche auf einem schlechten Grunde erbaut hatte, den Einsturz drohte, ermangelte man nicht, auszusprengen, daß die Last dieses Gebäudes, wenn es zusammenstürzte, zugleich den ganzen Porticus und vielleicht die Kuppel selbst zertrümmern würde. Wiewohl diese Furcht übertrieben war, so bewirkte sie doch die Abtragung des Glockenthurms, und die Feinde Bernini's triumphirten. Der Papst, der dadurch gegen ihn eingenommen ward, entzog ihm einen Theil seiner Arbeiten, und ließ es bei den andern fehlen. Bernini indeß, der auf Privatarbeiten beschränkt war, fertigte für die Kirche della S. Maria della Vittoria jene berühmte Gruppe der heiligen Theresia mit dem Engel. Innocenz X. wollte eine schöne Fontaine auf der Piazza Navona erbauen lassen und zog dabei alle Künstler zu Rathe, mit Ausnahme Bernini's, den er sich stellte vergessen zu haben. Dieser lieferte dennoch ein Modell, womit der Fürst Ludovisi den Papst überraschte, der von seinem Unrecht gegen diesen allen seinen

Mitbewerbern überlegenen Mann zurückkam, die Fontaine nach seinem Plan anlegen ließ, und mit der Ausführung so wohl zufrieden war, daß er dem Künstler sagte, „er habe ihm eine Freude gemacht, die sein Leben um zehn Jahre verlängere." Bernini führte um dieselbe Zeit den Palast von Monte Citorio aus. Alexander VII., Innocenz Nachfolger, zeigte eben so viel Geschmack für die Künste als Wohlwollen gegen Bernini, und bat ihn um einen Vorschlag zur Verzierung des Petersplatzes. Nach Bernini's Angabe wurde jene herrliche Colonade erbaut, die in so schöner Übereinstimmung mit der Basilica ist, daß sie Einen Urheber mit ihr zu haben scheint. Ferner führen wir an den Palast Odescalchi, die Rotunde della Riccia, das Novitiat der Jesuiten auf dem Monte Cavallo u. s. w. Ludwig XIV. wollte das Verdienst Bernini's ehren, indem er ihn über die Restauration des Louvre zu Rathe zog. Colbert überschickte ihm die Risse des Palastes und ersuchte ihn einige von den bewundernswürdigen Ideen zu Papiere zu bringen, mit denen er so vertraut wäre. Bernini entwarf eine Skizze, die Ludwig XIV. so wohl gefiel, daß dieser ihn mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken nach Paris einlud. Bernini konnte so dringenden Bitten nicht widerstehen und reiste, 68 Jahre alt, im J. 1665 mit einem seiner Söhne, zweien seiner Zöglinge und einem zahlreichen Gefolge von Rom ab. Nie reiste ein Künstler mit so viel Pomp und Annehmlichkeit. Alle Fürsten, durch deren Staaten er ging, überhäuften ihn mit Geschenken und Ehrenbezeigungen. In Frankreich ward er an dem Thore jeder Stadt von dem Magistrat bewillkommt, und als er sich Paris näherte, kam ihm der königliche Haushofmeister entgegen, empfing ihn, und begleitete ihn in das Palais, das man für ihn eingerichtet hatte. Colbert machte ihm sogleich einen Besuch im Namen des Königs, welcher ihn in St. Germain erwartete. Er ward auch hier auf das ehrenvollste empfangen und unterhielt sich lange mit dem König, der ihm seine Wünsche eröffnete. Bernini beschäftigte sich zunächst mit den Entwürfen zur Wiederherstellung des Louvre. Während der fünf Monate, die er in Paris zubrachte, legte man nach seinen Zeichnungen den Grund zu der Colonade des Louvre, den er mit den Tuilerien verbinden wollte; allein da sein Plan auf nichts Geringeres hinausging, als alles schon Vorhandene zu zerstören, so vertauschte man ihn in der Folge mit dem Plane Perraults. So große Achtung indeß auch Bernini allgemein einerntete, so erfuhr er doch auch einige Unannehmlichkeiten, die in ihm den Wunsch erregten, nach Rom zurückzukehren. Unter dem Vorwand, daß der Papst ihn zurückberufe, nahm er Abschied vom Könige, der ihm 10,000 Thaler schenkte, und ihm eine Pension von 2000 Thlrn., seinem Sohne aber von 400 Thlrn. aussetzte. Zugleich ließ er ihm zu Ehren eine Medaille schlagen, mit der Inschrift: Singularis in singulis, in omnibus unicus. Schon zu Paris hatte Bernini des Königs Büste gemacht und versprochen, die colossale Statue desselben zu Pferde in Marmor zu arbeiten. Er vollendete dies Werk in vier Jahren; man hat indeß, vielleicht weil man den Kopf nicht ähnlich fand, in der Folge einen Curtius daraus gemacht, den man noch zu Versailles sieht. Bei seiner Rückkehr zu Rom wurde Bernini vom Papst mit großen Freudenbezeigungen aufgenommen. Als der Cardinal Rospigliosi Papst geworden war, zog dieser den Bernini in seinen vertrauten Umgang, und beauftragte ihn mit verschiedenen Arbeiten, unter andern mit der

Verschönerung der Engelsbrücke. In einem Alter von siebzig Jahren vollendete dieser unermüdliche Künstler noch eins seiner schönsten Werke, das Grabmal Alexanders VII.; widmete sich noch verschiedenen architektonischen und Bildhauerarbeiten mit einer Anhaltsamkeit, die ihm keine Ruhe vergönnte und endlich die Lebenskraft des 82jährigen Greises erschöpfte. Er starb den 28sten Nov. 1680, und ward mit großer Pracht in der Kirche S. Maria Maggiore beerdigt. Seinen Kindern hinterließ er ein Vermögen von fast einer Million Thalern. Bernini's Lieblingsregel, die er oft wiederholte, war: **Chi non esce talvolta della regola, non la passa mai.** Daraus ergibt sich, daß er glaubte, um in den Künsten sich hervorzuthun, müsse man sich über die Regeln erheben und sich eine eigene Gattung bilden. Dies hat Bernini mit einem seltenen Glück, aber mit nur vorübergehendem Erfolg gethan. Lanzi sagt von ihm: „Der Chevalier Bernini, ein großer Architekt, aber ein minder geschickter Bildhauer, war unter Urban VIII. und Innocenz X. der Schiedsrichter und Anordner aller Arbeiten zu Rom. Sein Styl ging nothwendig auf alle gleichzeitigen Künstler über: er war reizend, aber manierirt, besonders in den Drapperien. Er öffnete dem Eigensinn den Weg; die rechten Grundsätze arteten aus, und man ersetzte sie bald durch falsche. In wenigen Jahren nahm das Studium der Mahlerei eine fehlerhafte Richtung, besonders unter den Nachahmern des Pietro von Cortona; einige gingen so weit, selbst die Werke Raphaels zu tadeln, andere, die Nachahmung der Natur als unnütz zu verschreien." Wenn dieses traurige Gemählde von dem Einflusse Bernini's auf ein ganzes Zeitalter ihm einen Theil seines Ruhms entziehen muß, so wird nichts desto weniger sein Name in den großen Werken fortleben, an die er ihn geknüpft hat; fehlt er in der Reinheit des Geschmacks, so wird er stets Empfehlung verdienen durch Erhabenheit der Ideen; und man wird finden, daß er nur darin sich verirrte, daß er die Gränze der Kunst überschritt. Bernini hatte viele Schüler; die vorzüglichsten derselben waren Pietro Bernini, sein Bruder, Bildhauer, Architekt und Mathematiker; Mathia Rossi, François Duquesnoi, mit dem Beinamen der Flamländer, und Borromini.

Bernis (François Joachim de Pierres, Comte de Lyon und Cardinal de), geboren zu St. Marcel de l'Ardeche im Jahr 1715. Er stammte aus einem edeln und sehr alten, aber vom Glücke wenig begünstigten Geschlechte, weßhalb seine Ältern ihn dem geistlichen Stande widmeten. Er trat zuerst in das adelige Capitel von Brioude, von wo er bald in das noch ansehnlichere von Lyon überging. Noch unbestimmte und unausgebildete Plane, die jedoch vermöge Bernis Klugheit nur von sehr mäßigen Hoffnungen begleitet waren, führten ihn nach Paris. Nachdem er einige Jahre in dem Seminar von St. Sulpice zugebracht hatte, trat er in die Welt, wo eine einnehmende Gesichtsbildung, gefällige Sitten, ein heiterer Sinn und das Talent, leichte und angenehme Verse zu machen, ihn empfahlen. Die achtungswerthesten Männer gewannen ihn zugleich seiner Redlichkeit und Zuverlässigkeit wegen lieb, und man war berechtigt zu glauben, daß so viele günstige Umstände den Abbé Bernis schnell zu einem glänzenden Glück erheben würden. Allein es geschah gerade das Gegentheil. Dem Cardinal Fleury, der als Premierminister alle Gnadenbezeigungen vertheilte, mißfiel dieses etwas weltliche Leben; er ließ den jungen Abbé, dessen Vater er genau kannte,

und dem er anfänglich seinen Schutz versprochen hatte, zu sich kommen, und nachdem er ihm seine Zerstreuung vorgeworfen, sagte er zu ihm: „Sie haben nichts zu hoffen, so lange ich lebe." — „Gnädiger Herr, ich werde warten," antwortete Bernis, und trat mit einer tiefen Verbeugung ab. Überhaupt war Bernis wenig darauf bedacht, seine äußere, kaum mittelmäßige Lage zu verbessern, und genoß der Freuden, die ihm der gesellschaftliche Umgang gewährte, ohne darum nach Reichthum und Würden begierig zu werden. Die Pompadour, bei der er Zutritt fand zu der Zeit, als sie unter dem Namen Madam d'Etioles schon wegen ihrer Reize berühmt war, stellte ihn Ludwig XV. vor, welcher Geschmack an ihm fand; aber das Interesse des Königs und der Favorite verschaffte ihm nur eine Wohnung in den Tuilerien, welche die Pompadour ausmöblirte, und eine Pension von 1500 Livres, welche Ludwig XV. auf seine Chatulle anwies. Alle seine Wünsche gingen damals darauf hinaus, seine Einkünfte bis auf 6000 Livres zu bringen, und da es ihm mit diesem mäßigen Glück nicht gelingen wollte, beschloß er, nach einem größern zu streben, zu welchem er sich schnell und glücklich emporschwang. Er begab sich als Gesandter nach Venedig, und setzte sich auf diesem schwierigen Posten in eine Achtung, welche noch lange nach seiner Abreise fortdauerte. Als daher Benedict XIV. mit dieser Republik in einen sehr lebhaften Streit gerieth, wählte er den Abt Bernis zum Vermittler, der augenblicklich von der Republik angenommen ward, und dergestalt das Interesse beider Theile berücksichtigte, daß er sich den Dank und die Zufriedenheit beider erwarb. Nach seiner Zurückkunft von der venetianischen Gesandtschaft genoß er der größten Gunst am Hofe. Ehe er noch in das Conseil trat, hatte er schon den größten Einfluß auf dasselbe, und bald darauf trat er als Minister der auswärtigen Angelegenheiten ein. Dieser Zeitpunkt seines Ansehens und seiner Größe war zugleich der Zeitpunkt großer Widersprüche, die er erfuhr, und großer Vorwürfe, die seinem Andenken zu Theil geworden. Damals wechselte das politische System von Europa. Frankreich und Österreich, bisher Nebenbuhler und Feinde, verbanden sich durch ein Defensiv- und Offensivbündniß. Diesem Tractat folgte der für Frankreich so unglücklich und schimpflich geführte siebenjährige Krieg, dessen Nachtheile zunächst denjenigen zugeschrieben wurden, die man als die Unterhändler jenes Bündnisses betrachtete. Mehrere Schriftsteller haben Bernis als den Hauptagenten dieser Allianz genannt, deren Folgen für Frankreich so verderblich waren; allein Duclos, der ihn davon frei spricht, versichert, Bernis habe das alte System aufrecht erhalten wollen, das seit Heinrich IV. und besonders seit Richelieu Frankreich zum Beschützer der deutschen Staaten und zum Nebenbuhler Österreichs machte; und wir sind geneigt, ihm Glauben beizumessen. Wie dem aber auch sey, so war damals ganz Frankreich für diesen Vertrag, von dem es die Nachricht mit Enthusiasmus empfing. Erst nach der Schlacht bei Roßbach ward er von allen Seiten und selbst von denjenigen angegriffen, die ihn bisher am meisten gebilligt hatten. Der Tractat konnte an sich sehr gut seyn; die Mittel der Ausführung machten ihn schlecht, und diese hingen nicht von Bernis, sondern von den Generalen ab, die ohne Talent und ohne Patriotismus waren und die er nicht zu wählen hatte. Einige Schriftsteller, die es wahrscheinlich anziehend fanden, große Wirkungen geringen Ursachen zuzuschreiben, haben behauptet, daß Bernis darauf

bestanden habe, Preußen den Krieg zu erklären, um sich für den Vers Friedrichs zu rächen:

Evitez de Bernis la stérile abondance.

Allein diese Anführung bedarf keiner Widerlegung. Niedergebeugt von den Unfällen seines Vaterlandes, die, wie er sich nicht verbergen konnte, ihm wenigstens zum Theil zugeschrieben wurden, gab Bernis, der inzwischen den Cardinalshut erhalten hatte, das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten ab. Bald darauf ward er exilirt, und seine Ungnade war vollständig. Er trug sie mit Würde; sie dauerte ungefähr sechs Jahre, bis 1764. Damals ernannte ihn der König zum Erzbischof von Alby, und sandte ihn fünf Jahre nachher als seinen Gesandten nach Rom, wo er bis zum Ende seines Lebens blieb. Zwei Gelegenheiten setzten ihn in den Stand, seine Geschicklichkeit in den Negociationen zu entwickeln: die Conclaven von 1769 und 1774. Er betrieb auch im Namen seines Hofs und gegen seine eigene Meinung die Aufhebung der Jesuiten. In Rom zeichnete sich der Cardinal Bernis durch die Artigkeit und Feinheit seiner Sitten, durch die Anmuth seines Geistes und die Pracht seines Hauses aus, in welchem alle Fremde die günstigste Aufnahme fanden. Im Jahre 1791 nahmen die Tanten Ludwigs XVI., als sie Frankreich verlassen hatten, ihre Zuflucht zu ihm, und wohnten bei ihm die ganze Zeit ihres Aufenthalts in Rom über. Die Revolution unterbrach sein Glück und den edeln Gebrauch, den er davon machte. Er verlor, da er den gefoderten Eid zu leisten sich weigerte, 400,000 Livres jährlicher Einkünfte, und sank in eine Art von Hülflosigkeit, aus welcher ihn, auf des Ritters Azara Vorstellungen, der spanische Hof durch eine ansehnliche Pension zog. Er überlebte diese Gunst nur drei Jahre, und starb zu Rom den 2ten November 1794 in einem Alter von beinahe achtzig Jahren. In seiner Jugend hatte Bernis sich mit leichten Poesien beschäftigt, und damit seinen ersten Ruf begründet. Sie verschafften ihm einen Platz in der französischen Akademie, und wurden von niemanden strenger beurtheilt, als von dem Verfasser selbst. Man hat ihnen Affectation, Nachlässigkeiten und eine zu große Fülle von mythologischen Bildern und Blumen vorgeworfen. Voltaire nannte ihn bekanntermaßen **Babet la Bouquetière**, nach einer wohlbeleibten Blumenhändlerin, die vor dem Opernhause feilhielt. Indeß wenn auch Voltaire seine Poesien nicht besonders schätzte, so hatte er desto mehr Achtung für seinen Geist, sein Urtheil, seine Kritik und Person, wie aus dem von Bourgoing 1799 herausgegebenen Briefwechsel zwischen beiden hervorgeht, welche Bernis in jeder Rücksicht zur besondern Ehre gereicht. Ein anderer Briefwechsel zwischen Bernis und Paris du Verney ist 1790 in Druck erschienen. Nach seinem Tode ist von Azara sein Gedicht: La Religion vengée, herausgegeben worden, in welchem man zwar schöne Verse und erhabene Gedanken findet, dem es aber im Ganzen an Feuer und Lebendigkeit fehlt, so daß es dem Gedichte L. Racine's nachsteht. Bernis sämmtliche Werke sind 1797 bei Didot erschienen.

Bernoulli. Dieser in den Geschichtsbüchern der Gelehrsamkeit verherrlichte Name gehört einer Familie, die sich rühmen darf, in einer bis jetzt einzigen Folge acht ausgezeichnete Männer hervorgebracht zu haben, welche sämmtlich mit besonderer Vorliebe die mathematischen Wissenschaften zum Gegenstande ihrer eifrigsten Studien wählten. Die Familie Bernoulli stammte ursprünglich aus

Antwerpen, wanderte unter der Verwaltung des Herzogs von Alba der Religionsbedrückungen wegen aus, flüchtete anfangs nach Frankfurt, und ging in der Folge nach Basel, wo sie zu den ersten Ämtern der Republik emporstieg. Folgende Notizen mögen von jedem einzelnen genügen. 1. Jacob Bernoulli, geb. zu Basel 1654, wurde daselbst 1687 Professor der Mathematik und starb 1705. Die von Leibnitz erfundene Rechnung des Unendlichen wandte er auf die schwersten Fragen der Geometrie und Mechanik an, und berechnete die logodromische und die Kettenlinie, die logarithmische Spirale und die Evolute verschiedner krummen Linien. 2. Johann Bernoulli, geboren zu Basel im Jahr 1667, glänzte als einer der größten Mathematiker seiner Zeit, und durfte sich einem Newton und Leibnitz an die Seite stellen. Er sollte die Kaufmannschaft erlernen, hatte aber mehr Neigung zu den Wissenschaften, studirte seit 1683 vorzüglich Medicin und Mathematik, und wurde 1685 Magister. Er löf'te die leibnitzische Differenzialrechnung in Betreff der Beweise mit seinem Bruder Jacob glücklich auf, dachte auch selbst auf eine Erfindung, wie er von unendlich kleinen Größen auf die endlichen kommen könne, wovon jene die Elemente oder die Differenzen sind, und diese Methode benannte er calculum integralem. Als er 1690—1692 reis'te und sich auch in Paris aufhielt, unterrichtete er den Marquis de l'Hopital in der Mathematik. Bei dieser Gelegenheit erfand er den calculum deponentialem eher als Leibnitz etwas davon mitgetheilt hatte, und machte solchen 1697 bekannt. Im J. 1694 ward er zu Basel Doctor der Medicin, und ging 1695 als Professor der Mathematik nach Gröningen, wo er das leuchtende Wetterglas erfand. Für die dem König Friedrich I. von Preußen überreichte Probe erhielt er eine goldne Medaille, und wurde Mitglied der berliner, in der Folge auch der pariser u. a. Akademien. Nach seines Bruders Tode 1705 übernahm er die Professur der Mathematik in Basel, und verwaltete dieselbe bis an seinen Tod, den 1sten Jan. 1748. Unter seinem an der Spitze seiner Werke befindlichen Bildnisse lies't man folgende Verse von Voltaire:

> Son esprit vit la vérité,
> Et son coeur connut la justice;
> Il a fait l'honneur de la Suisse
> Et celui de l'humanité.

3. Nicolaus Bernoulli, Neffe des vorigen, geb. zu Basel im J. 1687, studirte die Rechte, mehr aber die Mathematik, ging 1705 nach Gröningen zu Johann Bernoulli, kehrte aber mit demselben zu Ende des Jahrs nach Basel zurück und ward Professor der Mathematik daselbst. Er bereis'te die Schweiz, Frankreich, Holland und England, und wurde 1713 Mitglied der londoner und berliner Societät. Auf Leibnitzens Empfehlung kam er 1716 als Professor der Mathematik nach Padua, aber 1722 kehrte er wieder in seine Vaterstadt als Professor der Logik zurück. Im Jahr 1731 ward er daselbst Professor des Codicis und Lehnrechts, und starb 1759. Der oben genannte Johann Bernoulli hatte folgende drei Söhne: 4. Nicolaus Bernoulli, geb. zu Basel im J. 1695, wurde daselbst 1723 Prof. der Rechte, und starb 1726 in Petersburg. 5. Daniel Bernoulli, geb. zu Gröningen den 9ten Febr. 1700. Er studirte Medicin, in welcher er die Doctorwürde annahm; aber zugleich beschäftigte ihn die Mathematik, die ihn

sein Vater gelehrt hatte. Er besuchte Basel, Heidelberg, Strasburg, Venedig und Padua. In einem Alter von 24 Jahren ward ihm die Präsidentenstelle einer Akademie angetragen, die Genua errichten wollte. Er nahm aber im folgenden Jahre einen Ruf nach St. Petersburg an. Sein Bruder Nicolaus starb daselbst. In Gesellschaft seines jüngern Bruders, Johann, ging er 1733 nach Basel, wurde daselbst Professor der Anatomie und Botanik, 1750 Professor der Physik, trat 1777 die Stelle Alters halber seines Bruders Sohne, dem jüngern Dan. Bernoulli ab, und starb den 17ten März 1782. Er war einer der größten Physiker und Mathematiker seiner Zeit. Zehn Mal erhielt er den Preis der pariser Akademie. 1734 theilte er mit seinem Vater einen doppelten Preis bei der genannten Akademie über die Ursachen der verschiedenen Neigungen der Planetenbahnen gegen den Sonnenäquator. Die meisten seiner Schriften befinden sich in den Acten der petersburger, pariser, berliner u. a. Akademien, deren Mitglied er war. 6. Johann Bernoulli, geb. zu Basel im Jahr 1710, ging 1732 nach Petersburg, wurde 1743 zu Basel Professor der Beredsamkeit und 1748 der Mathematik. Er starb 1790. Er hatte folgende zwei Söhne: 7. Johann Bernoulli, Licentiat der Rechte und königlicher Astronom in Berlin, war zu Basel 1744 geboren, und starb zu Berlin 1807, wohin er in seinem neunzehnten Jahre berufen worden. Er bereis'te fast alle Länder Europa's, und lebte seit 1779 in Berlin, wo er Director der mathematischen Classe der Akademie ward. Er ist der Verfasser zahlreicher Schriften. 8. Jacob Bernoulli war 1759 zu Basel geboren, ging nach St. Petersburg, wo er Professor der Mathematik ward, sich mit einer Enkelin Eulers verheirathete, aber schon in seinem 30sten Jahre am 3ten Juli 1789 am Schlagflusse starb, als er sich in der Newa badete. M.

Bernstein, ein Erdharz von meistentheils röthlich gelber Farbe, und mehr oder weniger durchsichtig. Es wird am reichlichsten aus der Ostsee bei starkem Nordwind ausgefischt, und in eben dieser Gegend auch aus der Erde gegraben. Man findet es hie und da auch in andern Gegenden der Erde, jedoch selten. Von großen Stücken werden allerhand Figuren und Geräthschaften gedreht, kleinere Stücke verwendet man zum Räuchern und zum Bernsteinfirniß, mit welchem lackirt wird. Auch zieht man durch die Destillation ein Bernsteinöl und Bernsteinsalz davon, welche beide ziemlich theuer sind. Er wird auch **Agtstein** genannt, franz. ambre jaune.

Bernstorf (Grafen von). Schwerlich wird es unter den deutschen adeligen Geschlechtern viele geben, die sich rühmen könnten, in einer Folge so viele verdiente Staatsmänner wie dies Geschlecht hervorgebracht zu haben. Unter ihnen zeichnet sich besonders aus: Johann Hartwig Ernst Graf von **Bernstorf**, königlich dänischer Staatsminister, geheimer Rath und Ritter des Elephantenordens, im Hannöverischen am 13ten Mai 1712 geboren. Durch seinen Vetter, den hannöverischen ersten Staatsminister, Andreas Gottlieb von Bernstorf (starb 1726) einer sehr guten Erziehung theilhaftig, kam er, ungefähr 20 Jahr alt, in dänische Dienste, wo er zuerst in Gesandtschaften gebraucht, und besonders seit 1741 zu Regensburg und Paris in dieser Eigenschaft angestellt wurde. Nach einiger Zeit Kammerherr, dann (1746) Ritter des Danebrogordens, (1750) Staatssecretär und geheimer Rath, und im folgenden Jahre in den geheimen Staatsrath eingeführt, zeigte sich seine Thätigkeit

zum Besten Dänemarks, so wie sein vortreffliches Herz immer mehr. Er war der erste in Dänemark, der seinen Bauern Freiheit und Eigenthum gab, Gemeinweiden und Frohndienste aufhob, Hebammenschulen errichtete, und vorzüglich seine Vorsorge auf die Armen richtete, unter die er jährlich den vierten Theil seiner Einkünfte vertheilte, und auch nach seinem Weggange aus Dänemark jährlich 3000 Thaler auszahlen ließ. Er bewirkte Dänemarks Neutralität im siebenjährigen Kriege, brachte es dahin, daß Friedrich V., König von Dänemark, nach dem Tode des letzten Herzogs von Holstein-Plön, 1761 dessen Lande mit seiner Krone vereinigte, und als der Herzog von Holstein und nachmalige russische Kaiser Peter III. sowohl deßhalb, als wegen Schleswig seine Foderungen geltend machen wollte, sorgte Bernstorf für die möglichsten Zurüstungen zum Kriege. Allein er sollte so glücklich seyn, seinem Staate Vergrößerung zu schaffen, ohne Blut zu vergießen. Peters Tod (1762) hinderte den Ausbruch des Krieges, Catharina II. setzte diese Streitigkeiten auf gütliche Ausgleichung aus, die auch durch die nachherige Vertauschung Oldenburgs und Delmenhorsts gegen Holstein erfolgte. Bernstorf war zugleich ein großer Freund und Beförderer der Gelehrsamkeit und selbst Kenner. Es war daher nicht Glück, sondern Belohnung seiner Verdienste, daß er zu immer höhern Ehrenstellen gelangte. Auch als Friedrich V., dessen Regierung er so trefflich geleitet hatte, 1766 starb, genoß er die Gnade des neuen Königs Christian VII., der ihn 1767 in den Grafenstand erhob. Allein dessen neuer Liebling, Struensee, wußte es dahin zu bringen, daß Bernstorf am 15ten Sept. 1770 durch ein eigenhändiges Schreiben des Königs (mit dem er nur von einer Reise aus Schleswig und Holstein zurückgekommen war) in Gnaden seine Entlassung, mit einem jährlichen Gehalte von 6000 Thalern, erhielt. Er ging jetzt nach Hamburg, wo er bald genug Struensee's Fall erlebte, und die Genugthuung genoß, seine Verdienste auf die ausgezeichnetste Art anerkannt zu sehen, und wieder nach Dänemark zurückberufen zu werden. Bereit, diesen Ruf anzunehmen, ward er jedoch durch einen unvermutheten Tod (am 19ten Febr. 1772) daran gehindert. Die Nachricht von demselben erregte in Dänemark allgemeine Betrübniß, da seine Menschenliebe, seine ungeheuchelte Frömmigkeit, seine Vorsorge für Arme, Witwen und Waisen ihm Aller Liebe erworben hatten. Ein Beweis der Zuneigung und Achtung, die er auch nach seinem Tode genoß, war es, daß noch im Jahr 1783 am 28sten Aug. die Bauern seines Gutes in Dänemark, wegen der von ihm aufgehobenen Leibeigenschaft und bewirkten landwirthschaftlichen Verbesserungen, auf den Feldern desselben, ungefähr eine Meile von Kopenhagen, ihm eine Ehrensäule errichten ließen, die als ein freiwilliges Monument der Dankbarkeit merkwürdig ist. Sehr schön sagt Spittler von diesem großen Manne: „In der Reihe der trefflichen Minister, die König Friedrich V. von Dänemark hatte, glänzt Graf Bernstorf als ein Mann der ersten Größe. Was irgend ein Minister in seiner Lage thun konnte, das hat er vollendet, und wenn er keine große durchgreifende Unternehmungen ausführte, sondern alles dem allmähligen Besserwerden überließ, das sich von selbst ergibt, sobald die wichtigsten vacant werdenden Plätze mit fähigen, edlen Männern besetzt werden: so folgte er einem Reformationsplan, der hier seinen Einsichten eben so viel Ehre machte, als seinem Herzen." —

Eben so große, und in mancher Hinsicht noch größere Verdienste um den dänischen Staat erwarb sich der Vetter des vorigen, Andreas Peter Graf von Bernstorf, königlich dänischer Staatsminister, geboren in Hannover am 28sten August 1735, wo sein Vater, welcher Landrath war, beträchtliche Güter besaß. Nach Vollendung seiner Universitätsstudien und Reisen kam er 1755 als Kammerjunker in dänische Dienste, bildete sich unter seinem Onkel zum Staatsmann, und suchte seit 1767 als Mitglied der Obersteuerdirection, oder des obersten Finanzcollegiums, in Verbindung mit seinem Onkel und einigen Andern, die Freiheit und das Eigenthumsrecht des Bauernstandes zu bewirken. Schon war er Ritter des Dannebrogordens, 1767 mit seinem Vetter zugleich in den dänischen Grafenstand erhoben und 1769 zum geheimen Rath ernannt worden, als auch er, bei Struensee's Eintritt ins Ministerium, seine Entlassung erhielt. Allein am Ende des Jahres 1772 zurückgerufen, stieg er bald zum Minister. Er brachte die Austauschung des gottorpischen Antheils von Holstein gegen Oldenburg und Delmenhorst, so wie die Erneuerung der freundschaftlichen Verbindung zwischen England und Dänemark zu Stande, und that im Oct. 1778 dem schwedischen Hofe den ersten Vorschlag zur bewaffneten Neutralität. Aus Ursachen, die noch nicht hinlänglich bekannt sind, besonders aber wohl, um sich den Kabalen seiner Feinde zu entziehen, nahm er 1780 seine Entlassung, wurde aber 1784 von neuem zurückberufen, und erhielt alle seine vorher bekleideten Stellen wieder. Nun unterstützte er nachdrücklich die Einführung eines neuen Finanzplans, und bereitete die Aufhebung der Leibeigenschaft in Schleswig und Holstein vor, die nach seinem Tode wirklich erfolgte. Eben so war er ein standhafter Beschützer der bürgerlichen Freiheit, und erklärte sich stets gegen Censuredicte und Einschränkung der Preßfreiheit. Ungeachtet er kein Freund der französischen Revolution war, und ungeachtet Dänemark gleich anfangs zu einer Verbindung gegen Frankreich eingeladen wurde; so erklärte er doch, daß Dänemark sich nur dann in ein Bündniß einlassen wolle, wenn die Verbündeten zur ersten Grundlage ihres Bündnisses sich gegenseitig das heilige Versprechen gäben, bloß zur allgemeinen Sicherheit und zur Wiederherstellung der Ruhe Europa's, nicht aber zur Erreichung geheimer und eigennütziger Absichten sich zu vereinigen. Da er überhaupt für den innern Wohlstand Dänemarks und eben sowohl für das Militär, als für den Handel, Manufakturen, Fabriken und Schifffahrt, und ohne den Handel ausschließlich zu begünstigen, in gleichem Maße für den Ackerbau sorgte; so ward immer mehr und mehr Liebe und Verehrung sein Lohn. Allgemeine Bestürzung herrschte daher, als er 1797 aufs Krankenlager kam. Die ganze Residenz und besonders der Kronprinz (der gegenwärtige König Friedrich VI.) äußerten die innigsten und lautesten Wünsche für sein längeres Leben, und letzterer war täglich an seinem Krankenbette. Bernstorf, der noch wenige Tage vor seiner Krankheit den Abschluß der Friedenspräliminarien zu Leoben (18ten April 1797) erfuhr, starb nun mit der frohen — leider auch für Dänemark in der Folge fehlgeschlagenen — Hoffnung, Europa in Frieden und Dänemark außer Gefahr zu verlassen, am 21sten Jun. 1797. Sein Begräbnißtag war, wenigstens im Kleinen, was Washingtons im Großen war. Denn uneingeladen folgten seinem Sarge eine zahlreiche Menge von Männern aus allen Ständen, und unter ihnen auch der Kronprinz selbst, der seinen Platz unter Bernstorfs Söhnen nahm. Sein Sohn, Erbe seines Einflusses am dänischen Hofe, begab sich 1805 nach Ber-

lin, um eine bewaffnete Neutralität zu unterhandeln. Er stand nachher an der Spitze der auswärtigen Geschäfte in Dänemark, zog sich aber von diesen 1810 zurück, und nahm den Gesandtschaftsposten in Wien an.

Berquin (Arnaud), geboren zu Bordeaux gegen das Jahr 1749, trat 1774 zuerst als ein anmuthiger und gefühlvoller Idyllendichter auf, versificirte Rousseau's Pygmalion, und gab im nächsten Jahre Romanzen heraus, die zum Theil ausgezeichneten Beifall fanden. Hierauf schrieb er nach und nach eine Menge trefflicher Jugendschriften, welche sich in seinen sämmtlichen Werken gesammelt finden, und von denen wir uns seinen berühmten Kinderfreund anzuführen begnügen, welcher im Jahre 1784 den von der Akademie dem nützlichsten Buche dieses Jahres bestimmten Preis erhielt. Er ist eine Nachahmung des weißeschen Kinderfreundes. Berquin war später einige Zeit Redacteur des Moniteurs, arbeitete mit Ginguené und Grouvelle an der Feuille villageoise, ward 1791 zum Erzieher des Kronprinzen vorgeschlagen, und starb in demselben Jahre den 21sten December.

Berthier (Alexander), Fürst von Neufchatel und Valengin, Marschall, Viceconnetable von Frankreich 2c., geboren zu Paris den 30sten Dec. 1753. Er war Sohn und Adjunct des Gouverneurs vom Kriegsgebäude. Frühzeitig in dem Generalstabe der Armee angestellt, diente er in Amerika, focht mit Lafayette für die Freiheit der vereinigten Staaten und erhielt den Charakter eines Obersten. In den ersten Jahren der Revolution ward er zum Generalmajor der Nationalgarde von Versailles ernannt, und zeigte dabei eine sich stets gleich bleibende Mäßigung. Den 28sten Dec. 1791 begab er sich nach Metz mit dem Charakter eines Generaladjutanten, den Generalen Luckner und Rochambeau den Marschallstab zu überbringen. Er blieb bei Luckners Armee als Chef des Generalstabs in Diensten, ging von da 1793 gegen die Vendé, unterstützte mit Nachdruck die Arbeiten Ronsins in Aufnahme des Plans der aufrührerischen Provinz, und verlor bei der Einnahme von Saumur drei Pferde unter dem Leibe. 1796 schickte man ihn, mit dem Grade eines Divisionsgenerals, zur italiänischen Armee, wo er den wichtigen Posten eines Chefs des Generalstabs bekleidete, und viel zu den Erfolgen dieses Feldzugs beitrug. Die Schlachten von Lodi, Rivoli, Arcole, die Einnahme von Ceva und Mondovi, und den Uebergang über den Po sind eben so viele Denkmäler seines Ruhms. Im Monat Oct. 1797 schickte ihn der General Bonaparte nach Paris, dem Directorium den Friedensvertrag von Campo Formio zu überbringen. Im Jan. 1798 erhielt er den Oberbefehl der Armee in Italien, und von dem Directorium den Auftrag, gegen den römischen Staat zu marschiren. In den ersten Tagen des Februars zog er in Rom ein, schaffte die päpstliche Regierung ab und errichtete ein Consulat. Doch blieb er nicht lange auf diesem Posten; seine Anhänglichkeit an den General Bonaparte führte ihn bald nach Aegypten, stets als Chef des Generalstabs. Nach seiner Zurückkunft aus Aegypten ernannte ihn Bonaparte nach dem 18ten Brumaire zum Kriegsminister. Berthier ward darauf Obergeneral der Reservearmee, begleitete abermals Bonaparte nach Italien, und trug zum glücklichen Uebergange über den St. Bernhard und zum Siege bei Marengo bei. Er unterzeichnete den darauf folgenden Waffenstillstand zwischen der österreichischen und französischen Armee, organisirte während des Sommers 1800 das provisorische Gouvernement von Piemont, besuchte einige Plätze

in Belgien, und ging von da in Geschäften einer außerordentlichen Sendung nach Spanien. Bei seiner Rückkunft übernahm er das Portefeuille des Kriegs wieder, welches unterdessen Carnot anvertraut worden war. Nach der Thronbesteigung Napoleons ward Berthier zum Reichsmarschall, Großjägermeister von Frankreich und Chef der ersten Cohorte der Ehrenlegion ernannt. 1805 erhielt er die preußischen Adler- und den bayerischen Hubertusorden. Er begleitete im Juni den Kaiser zur Krönung nach Mailand, und ward im October 1805 zum Chef des Generalstabs der großen Armee in Deutschland ernannt, wo er von neuem durch seine Talente und seine Thätigkeit zu den glänzendsten Vortheilen, mit denen sich der Feldzug eröffnete, beitrug. Den 19ten Oct. unterzeichnete er mit Mack die Capitulation von Ulm. Eben so unterzeichnete er am 6ten Dec. den Waffenstillstand zwischen Oesterreich und Frankreich. Nach dem preßburger Frieden erhob ihn zu Anfange des Jahres 1806 der Kaiser Napoleon zum Fürsten und Herzog von Neufchatel, welches Preußen an Frankreich abgetreten hatte. Er begleitete hierauf den Kaiser ebenfalls in den französisch-preußischen Feldzug, und unterzeichnete im Jun. 1807 den Waffenstillstand von Tilsit. Bei Gelegenheit des Berichts von der Schlacht bei Friedland wird ausdrücklich erwähnt, daß er in derselben besonders Beweise seines Eifers und seiner Talente gegeben, sich mehrere Mal im stärksten Gefecht befunden und sehr wichtige Verfügungen getroffen habe. Seitdem legte er die Kriegsministerstelle nieder, ward zum Viceconnetable erhoben, vermählte sich den 9ten März 1803 mit Maria Elisabeth Amalia, Tochter des Herzogs Wilhelm von Bayern-Birkenfeld, geboren den 5ten Mai 1784, und blieb der beständige Begleiter Napoleons auf allen seinen Reisen. In dem Feldzuge gegen Oesterreich im Jahre 1809 zeichnete er sich vorzüglich bei der Schlacht von Wagram aus, und erhielt auch nachher den Titel eines Herzogs von Wagram. Im Jahre 1810 empfing er vom Kaiser Napoleon den Auftrag, die Brautwerbung und Uebernahme der Erzherzogin Marie Louise, Tochter Kaisers Franz I. von Oesterreich, zu besorgen, und hielt deßwegen am 5ten März desselben Jahres seinen feierlichen Einzug in Wien. Hierauf wurde er zum Majorgeneral der spanischen Armee ernannt, ging aber nicht selbst dahin ab. Später erhob ihn Napoleon noch zum Generalobersten der Schweizer Truppen. Im Jahre 1812 befand er sich bei der Armee in Rußland als Chef des Generalstabs, und bekleidete diesen Posten auch im Jahre 1813. Nach Napoleons Absetzung verlor er zwar sein Fürstenthum Neufchatel, behielt aber seine übrigen Würden bei und stand bei Ludwig XVIII. in Gunst und Vertrauen. Auch verließ er nach Bonaparte's Wiederkehr mit dem Könige Frankreich. Er verließ Ludwig XVIII. mit Urlaub zu Ostende, um sich zu seiner Familie nach Bamberg zu begeben, wo sich diese bei seinen Schwiegerältern aufhielt. Er kam hier den 30sten März an. Man will während diesem seinen Aufenthalte in Bamberg eine tiefe Schwermuth an ihm bemerkt haben. In dem Augenblick, als am 1sten Juni Nachmittags ein Uhr eine starke Colonne russischer, gegen die französischen Grenzen marschirender Truppen mit ihrer Feldmusik in Bamberg einzog, endete er durch einen freiwilligen Sturz aus dem Fenster, an dem ihn sein kleiner Sohn vergeblich zu verhindern suchte, gewaltsam sein Leben. Er blieb auf der Stelle todt.

Berthoud (Ferdinand), ein berühmter mechanischer Künstler und Verfertiger der besten Seeuhren, war am 19ten März 1727 zu Plancemont in der Grafschaft Neufchatel geboren. Sein Vater hatte

ihn zum geistlichen Stande bestimmt; aber der junge Berthoud, der in seinem sechzehnten Jahre den Mechanismus einer Uhr gesehen hatte, faßte eine leidenschaftliche Neigung für die Mechanik, und überließ sich derselben ganz. Sein Vater, der ihm nicht hinderlich war, zog einen geschickten Arbeiter an sich, der ihn in den Elementen der Uhrmacherkunst unterrichtete, und erlaubte ihm alsdann, sich nach Paris zu begeben, um dort seine Kenntnisse weiter auszudehnen und zu vervollkommnen. Hier ließ er sich nieder, und verfertigte seit 1745 seine ersten Seeuhren, die von den französischen Seefahrern vielfach benutzt worden, um die Geographie zu erweitern und zu berichtigen. Er hat mehrere Werke, diese Kunst betreffend, hinterlassen, in denen er die wahren Grundsätze, auf denen sie beruht, darstellt. Berthoud starb am 20sten Juni 1807 an der Brustwassersucht. Sein Neffe, Ludwig Berthoud, der Erbe seiner Talente und sein Zögling, hat die Grenzen seiner Kunst noch erweitert. Die Seeuhren desselben befinden sich jetzt in den Händen aller Seefahrer, und sind noch bequemer, als die von Ferdinand Berthoud. Sie sind so genau gearbeitet, daß sie in allen Jahreszeiten dieselbe Regelmäßigkeit der Bewegung behalten.

Bertoli (Giovanni Domenico), ein italiänischer Literator und Antiquar im achtzehnten Jahrhunderte, war Patriarch von Aquileja, dem eigentlichen Vaterlande der Alterthümer, um die sich aber bis dahin niemand bekümmert hatte. Bertoli hingegen widmete sich dem Studium derselben mit solchem Enthusiasmus, daß ihm die größte Ausbeute dafür zu Theile wurde, er aber auch zugleich den bittersten Schmerz darüber empfand, daß diese Alterthümer bis dahin so wenig geschont worden waren. Die dortigen Einwohner hatten nämlich schon seit geraumer Zeit zu dem Baue ihrer Häuser keine andere Steine gebraucht, als welche ihnen die Ruinen in und um Aquileja an die Hand lieferten. Um diesen Zerstörungen vorzubeugen, trat er mit mehrern Gelehrten zusammen und kaufte, in Vereinigung mit ihnen, alle Steine, welche man in den dortigen Gegenden unter der Erde fand. Nachdem er einen großen Vorrath davon zusammengebracht hatte, ließ er von denselben einen Porticus bauen, welcher bald die Bewunderung der Fremden und selbst der Einwohner von Aquileja auf sich zog. Zugleich copirte er mit der unermüdlichsten Sorgfalt die Ruinen, welche theils in der Stadt selbst, theils in der ganzen Provinz vorhanden waren, theils ließ er sie copiren, zu welchem Ende er auch mit den ausgezeichnetsten Gelehrten in Briefwechsel stand und ihnen von seinen Entdeckungen Nachricht gab. Hierauf gab er, aufgemuntert durch seine zwei berühmten Freunde, Muratori und Apostolo Zeno, mehrere Abhandlungen über alterthümliche Gegenstände heraus, welcher Arbeit er alle diejenige Muße widmete, welche ihm seine Amtsgeschäfte übrig ließen. Er starb gegen das J. 1750. Sein vorzüglichstes Werk führt den Titel: Weltliche und heilige Alterthümer Aquileja's (Le antichità di Aquileja profane e sacre), Venedig 1739, in Fol. Der zweite und dritte Theil dieses Werks, welchen Bertoli schon für den Druck bestimmt hatte, sind nie erschienen. Mehrere einzelne Abhandlungen, welche er über verwandte Gegenstände geschrieben hat, stehen in der vortrefflichen Sammlung des P. Calogera; andere befinden sich in den Mémoires d'érudition der società colombaria zu Florenz.

Berton (Pierre Montan), im Jahre 1727 zu Paris geboren, und daselbst am 14ten Mai 1780 gestorben, war zuletzt Director der dortigen großen Oper, und trug als solcher das meiste zu dem großen

Ruhe bei, welchen das Orchester derselben in ganz Europa erlangt hat. Ein vielleicht noch höheres Verdienst hat er sich durch den Umstand erworben, daß unter seiner Direction Gluck und Piccini nach Paris berufen wurden, und diese dort die Veranlassung zu jener so heilsamen Revolution in der französischen Musik gaben, so wie denn auch Berton um die Ausführung der Werke jener beiden großen Männer sich ein großes Verdienst erworben hat. Vieles, was er selbst theils für die Kirche, theils auch für die Oper und das Ballet gesetzt hat, ward zu seiner Zeit mit großem Beifall aufgenommen.

Berton (Henri Montan), dessen Namen die Franzosen aussprechen als wenn er Breton geschrieben würde, der Sohn des vorigen, ward am 17ten September 1767 zu Paris geboren. Schon von seinem sechsten Jahre an erlernte er die Musik, und bildete sich als Componist nach den großen Meistern Gluck, Piccini und Sacchini, die er vor Augen hatte. Auch studirte er Paësiello, besonders dessen Mädchen von Frascati. Ungeachtet ihm von einem seiner Lehrer vorausgesagt worden war, daß er sich nie als Componist auszeichnen würde, so fühlte er dennoch eine so große Liebe zur Musik in sich, daß er eine Oper componirte und sie Sacchini zur Durchsicht überreichen ließ, der über den Componisten derselben ein günstiges Urtheil fällte und diesem die Erlaubniß ertheilte, jeden Tag zu ihm zu kommen und unter seinen Augen zu arbeiten. Berton trat zuerst im neunzehnten Jahre als Componist im Concert spirituel mit verschiedenen Oratorien auf, die den ehrenvollsten Beifall erhielten. Im Jahre 1787 führte er auf dem sogenannten italiänischen Theater sein erstes Werk auf, welches die Heirathsversprechungen waren. Seit dieser Zeit ist der Ruhm, den seine Werke sowohl in Frankreich als im Auslande erhalten haben, noch stets vermehrt worden. Als das Musik-Conservatorium errichtet wurde, stellte man ihn als Lehrer der Composition bei demselben an, eine Stelle, die Berton auch so lange bekleidete, bis er im Jahre 1807 zum Director der eigentlichen italiänischen Oper ernannt wurde. Während seiner Direction dieses Theaters wurden auf demselben Mozarts und anderer berühmten Componisten Werke aufgeführt, so wie denn auch unter ihm das Orchester desselben den höchsten Grad von Vollkommenheit erreichte. Er verließ diese Stelle, um bei der kaiserlichen großen Oper als Director des Gesanges angestellt zu werden, welches Amt er mehrere Jahre bekleidete, und darauf in russisch-kaiserliche Dienste trat. Er verließ auch diese bald wieder, worauf er nach Paris zurückkehrte. Seine berühmtesten Opern fürs Theater sind (außer seinen Oratorien für das Concert spirituel) folgende: Ponce de Léon; Montano et Stéphanie; le grand deuil; le concert interrompu; Aline, reine de Golconde; les maris garçons.

Bertrand (Graf, General-Lieutenant, Adjutant bei Napoleon, Großmarschall des Palastes ꝛc.), berühmt durch seine Anhänglichkeit an Napoleon, bei dem er freiwillig in St. Helena lebt. Von anständigen Aeltern geboren, widmete er sich dem Militair und trat in das Ingenieurcorps ein, wo er sich bald durch nicht gewöhnliche Fähigkeiten und ein ehrenvolles Betragen auszeichnete und bis zum Brigadegeneral stieg. Als er 1804 im boulogner Lager beschäftigt war, hatte Napoleon Gelegenheit, seinen Werth kennen und schätzen zu lernen, und faßte von dieser Zeit an die Art von Vorneigung für ihn, die er stets behalten hat. Bertrand folgte ihm in allen Feldzügen, und that sich überall hervor, namentlich bei Austerlitz, wo er Adjutant

des Kaisers ward; nahm 1806 Spandau nach einer Berennung von wenig Tagen, trug viel zur Entscheidung des Sieges bei Friedland über die Russen bei; was aber seinem Ruhm die Krone aufsetzte, und selbst die Bewunderung des Feindes erregte, war der meisterhafte Bau jener berühmten zwei Uebergangsbrücken über die Donau nach der Schlacht bei Aspern in dem österreichischen Kriege von 1809. Auch in den Feldzügen von 1812 und 1813 focht er mit gleicher Ehre, und that besonders bei Lützen und Bautzen Wunder der Tapferkeit. Im October 1813 vertheidigte er verschiedene wichtige Posten lange gegen eine beträchtliche Mehrzahl von Feinden, und nahm nach der Schlacht von Leipzig, wo er den wichtigen Punkt von Lindenau siegreich gegen Giulay behauptete, seinen Rückzug mit Ordnung. Nach der Schlacht bei Hanau deckte er Cassel und Mainz, bis die Armee über den Rhein war. Nun machte ihn der Kaiser zum Großmarschall des Palastes. Den Feldzug von 1814 machte er eben so rühmlich an Napoleons Seite mit. Er verließ ihn auch im Unglück nicht, begleitete ihn nach Elba, kehrte mit ihm zurück, und theilte endlich auch den traurigen Aufenthalt auf St. Helena mit seinem Herrn. Wenig Männer seit der Revolution haben einen ehrenvollern militairischen Charakter gezeigt, und seine aufopfernde Hingebung an einen so vielfach und allgemein geächteten Mann, der aber sein Gebieter war, und seinen Schwur der Treue empfangen hatte, macht ihn interessanter, ja vielleicht persönlich achtenswerther, als wäre diese Anhänglichkeit an einen würdigern Gegenstand gerichtet. Und diese Treue ist rein; denn weder Furcht noch Eigennutz durften ihn hindern, nach Frankreich zu kommen: es ist nichts in seinem Leben, das dem geringsten Vorwurfe ausgesetzt wäre.

Bertrand de Moleville (F. A.), Intendant der Provinz Bretagne und Marine-Minister unter Ludwig XVI. Als sich bei Versammlung der Notabeln von Bretagne Streitigkeiten zwischen dem Hofe, den Ständen und dem Parlament der Provinz erhoben, ward er als außerordentlicher königl. Commissair nach Rennes geschickt, um nebst dem Gouverneur der Bretagne, Gen. Lieuten. Graf v. Thiard dieselben beizulegen. Hiebei gerieth er, durch einen Aufstand der dortigen Studenten und andern Volks, in Lebensgefahr. Nach wiederholten Ablehnungen mußte er Ende 1791 das Portefeuille des Marine-Ministeriums übernehmen, und machte sich bald durch seine politischen Grundsätze alle Republikaner zu Feinden. So ward er beschuldigt, die Nation verrathen zu haben, indem er lauter Aristokraten gegen die empörten Neger nach St. Domingo geschickt habe. Im Januar 1792 ward er aufs neue, wegen den Marine-Offizieren ertheilter Abschiede, angeklagt. Bertrand entschloß sich endlich, seine Entlassung einzugeben, und diente jetzt dem Könige viel wirksamer im Verborgenen durch die Direction einer geheimen Polizei, welche die Schritte der Jakobiner bewachte, und die Nationalgarde und die Sectionen für den Hof stimmen sollte. Auch legte er Ludwig XVI. verschiedene Plane vor, die Volksgunst wieder zu gewinnen und sein Ansehn zu heben; und entwarf, nach dem 20sten Juni 1791 eine vortreffliche Disposition zur Flucht des Königs, die aber, durch Verrath, unausgeführt blieb. Der 10te August 1792 brachte endlich, wie gegen so viele andere Royalisten, auch gegen ihn die Volkswuth zum Ausbruch. Einige Tage darauf ward er von Gohier angeklagt. Er ergriff die Flucht, und nach vielen Gefahren kam er in London an. Dort lebte er sehr eingezogen und gab seine Memoiren über die fran-

zösische Revolution bis zum Tode des Königs heraus, welche besonders in Hinsicht der Entstehung der Revolution höchst interessant sind.

Bertuch (Friedrich Justin.), geboren zu Weimar 1747, hat sich, selbstthätig und befördernd, um mehrere Zweige der Wissenschaften und Künste sehr bedeutende Verdienste erworben. Während er in Jena (1765—1769) studirte, fand er in dem Studium alter und neuer Poesie seine Erholung, wovon seine Arbeiten: Copien für meine Freunde rc. zeugen. Die Verbindung, in die er 1769 in Weimar mit Wieland, Musäus, von Seckendorf dem ält., Bode, späterhin mit Göthe, von Einsiedel und Andern trat, war völlig geeignet, die Liebe zur Poesie und schönen Literatur in ihm zu unterhalten. So erschien der Prolog zu seinem Mährchen von Balboquet, in welchem echte Laune nicht zu verkennen ist. In Verbindung mit Wieland kam er als Theilnehmer an der Redaction des deutschen Merkurs mit der schönen Literatur in noch vielfachere Berührung. Seine Liebe zur deutschen Bühne wurde damals durch das weimarische Hoftheater, wobei sich ein Seiler, Eckhof, Böck, Brandes, Mecour und Schweizer auszeichneten, neu angefeuert. Er lieferte eine Uebersetzung von St. Albine's Schauspieler. Eine zweite Uebersetzung von ihm war: Ueber die dramatische Kunst, von Herrn M. Für die Oper schrieb er das große Loos und Polyxena, ein lyrisches Monodrama, das Schweizer vortrefflich componirte. Elfriede, Trauerspiel in drei Akten; wobei er von Diderots Grundsätzen ausgegangen war, wurde in ganz Deutschland mit dem lebhaftesten und verdientesten Beifall aufgenommen. Aus dem Englischen übersetzte er die Geschichte des berühmten Bruders Gerundio von Campazas, wofür ihm ebenfalls allgemeines Lob ward. In den Jahren 1769 bis 1773 bekleidete Bertuch die Hofmeisterstelle bei den zwei Söhnen des auch als Dichter bekannten Barons Bachoff von Echt. Dieser vielseitig gebildete Mann, der eine Zeit lang als dänischer Gesandter in Spanien gelebt hatte, brachte Bertuchen Liebe zur spanischen und portugiesischen Literatur bei, welche damals nur von Einzelnen in Deutschland gekannt, durch ihn aber bekannter und beliebter wurde. Bertuchs Verdeutschung von Cervantes Meisterwerk: Leben und Thaten des weisen Junkers Donquixote von la Mancha, mit der Fortsetzung von Avelleneda, war für die damalige Zeit eine außerordentliche Erscheinung. Was Meinhard für die italiänische Poesie geleistet hatte, versuchte er, in Verbindung mit Seckendorf und Zanthier, für die spanische und portugiesische Sprache zu leisten, daher das Magazin der spanischen und portugiesischen Literatur. Im Jahre 1788 übersetzte er: Don Thomas de Yriarte literarische Fabeln. Seit 1775 war er als Rath und geheimer Cabinets-Secretär in herzoglich sachsen-weimarsche Dienste getreten, die ihn jedoch, wie wir gesehen haben, seiner literarischen Thätigkeit nicht entzogen. Sein patriotisches, und für die deutsche Dichtkunst so ersprießliches Unternehmen, eine neue Herausgabe der sämmtlichen Werke unsers so oft verkannten Meistersängers, Hans Sachs, fand leider im Publikum die gehoffte und gewünschte Unterstützung nicht. Was er dabei geleistet haben würde, hat er in seinen herausgegebener Proben aus des alten deutschen Meistersängers Hans Sachs Werken gezeigt. Etwa acht Jahre lang, nach deren Verlauf er (1785) zum herzogl. Legationsrath ernannt ward, schien seine litera-

rische Thätigkeit zu schlummern; allein sie erwachte wieder, denn 1784 entwarf er mit Wieland und Schütz den Plan zur Allgemeinen Literatur-Zeitung, die erst in Jena erschien und jetzt in Halle herauskommt. Im Inn- und Ausland ist man diesem Institute für die Stiftung so manches Guten steten Dank schuldig. Seit 1786 erschien von ihm, in Verbindung mit seinem Freunde Kraus, das Journal des Luxus und der Moden, und in demselben Jahre begann sein Bilderbuch für Kinder, welches ebenfalls hier genannt zu werden verdient. Im Jahre 1791 ward er der Stifter des weimarschen Landes-Industrie-Comtoirs, welchem man viele bedeutende Unternehmungen für Literatur und Kunst verdankt. Mit diesem hing die weit frühere Stiftung der weimarschen fürstl. freien Zeichen-Akademie unter Göthe's Direction zusammen, an deren Spitze sonst Kraus stand, und jetzt Meyer steht. Auch um dieses Institut hat Bertuch große Verdienste. Daß er die Liebe zur Poesie und Kunst nicht verloren habe, beweiset, daß er den Plan zur blauen Bibliothek aller Nationen, einer schätzbaren Sammlung von Feenmährchen, in guten, zum Theil vortrefflichen Uebersetzungen, mit kurzen, aber zweckmäßigen Biographien und Charakteristiken, entwarf, und die Einleitung zum ersten Bande schrieb. Außer dem Landes-Industrie-Comptoir in Weimar gründete er späterhin dort auch ein großes Etablissement für Landkartenstecherei unter dem Namen: Geographisches Institut, welches in Verbindung mit den zuerst von ihm und Herrn von Zach, nachher von ihm mit Gaspari, Ehrmann und Andern herausgegebenen geographischen Ephemeriden, auf mannichfaltige Weise mit der verständigsten Thätigkeit zur Beförderung und Verbreitung des geographischen Studiums gewirkt hat und noch wirkt. Der Tod seines einzigen hoffnungsvollen Sohnes im Jahr 1815 mußte dem verehrten Greise höchst schmerzhaft seyn. Seitdem entschloß sich sein Schwiegersohn, Prof. von Grosing, seine Stelle als Leibarzt des Königs von Würtemberg aufzugeben, und nach Weimar zurückzukehren, um dort mit unserm Bertuch vereint die verschiedenen literarisch-merkantilischen Geschäfte und Unternehmungen desselben fortzusetzen.

Beruf, in der Moral, kann doppelter Art seyn: ein innerer und ein äußerer Beruf. Wir verstehen unter Beruf diejenige Nothwendigkeit, vermöge welcher wir durch uns selbst, oder durch die Pflicht gegen den Staat angetrieben werden, uns in eine, dem Wohle desselben ersprießliche und dasselbe fördernde Thätigkeit zu versetzen, überhaupt, in das große Rad der menschlichen Betriebsamkeit und des moralischen Wirkens einzugreifen. Der innere Beruf ist in jemanden vorhanden, wenn er sich durch Anlagen des Geistes, oder durch ein gewisses Streben der Triebe im Allgemeinen zu diesem oder jenem geistigen oder körperlichen Geschäfte hingezogen fühlt; den äußern Beruf hat er, wenn er durch die bürgerlichen Verhältnisse vorzugsweise zu einem gewissen Geschäfte mehr als zu einem andern angetrieben und zu demselben aufgelegt gemacht wird. Außer dem innern und äußern Berufe gibt es noch einen dritten, welchen man den bürgerlichen nennen könnte, der dann entsteht, wenn wir weder von innen, noch von außen durch uns selbst einen Beruf erwählen; sondern durch den Staat zu einem solchen bestimmt werden. Von letzterem, in so fern er durchaus nur mittelbar mit der eigentlichen, menschlichen Persönlichkeit des Individuums zusammenhängt, kann hier, wo es auf moralische Begriffe ankommt, durchaus nicht die Rede seyn.

Es ist häufig darüber verhandelt worden, ob, im strengsten Verstande genommen, der Mensch verpflichtet sey, irgend einen Beruf zu wählen, und sich irgend einem bürgerlichen oder moralischen Geschäfte zu unterziehen. Man hat sich gerabezu für eine solche Behauptung erklärt, und als Grundsaz dafür aufgestellt, daß jegliches Individuum, in so fern es in die menschliche Gesellschaft getreten und ein Mitglied derselben geworden sey, eben deßhalb die Verpflichtung auf sich habe, zu dem Zwecke dieser Gesellschaft nach Maßgabe seiner Kräfte auf das thätigste und kräftigste mitzuwirken. Gegen diese Behauptung läßt sich aber allerdings der Einwurf machen, daß, da der Mensch nicht freiwillig, sondern gezwungen in die menschliche Gesellschaft tritt, er auch zu keinen Verpflichtungen gezwungen seyn kann, die ihm der Eintritt in jene Gesellschaft aufzuerlegen die Miene annehmen möchte. Uns scheint demnach, daß die Verbindlichkeit, welches jegliches Individuum bei diesem Eintritte in die menschliche Gesellschaft zur Mitwirkung zum allgemeinen Zwecke übernimmt, nicht füglich unmittelbar aus demselben Eintritte an sich selbst hergeleitet werden könne; sondern in einem andern wichtigern und tiefer liegenden Principe seine Begründung habe. Betrachten wir nämlich jedes einzelne Mitglied eines cultivirten Staats, so finden wir, vom Monarchen bis zum Geringsten im Volke herab, daß kein einziges Individuum für sich selbst und ohne Zuthun eines andern im Stande ist, sich diejenigen physischen Bedürfnisse, welche die cultivirte Natur ihm auferlegt hat, und an welche seine Existenz nun einmal gekettet ist, in dem Maße, wie er sie braucht, verschaffen zu können. Da er nun aus diesem Grunde gezwungen ist, sich zur Befriedigung seiner Bedürfnisse der Hülfe Anderer zu bedienen, so folgt daraus unläugbar, daß es auch seine Pflicht sey, denjenigen, die ihm zur Erreichung dieser Bedürfnisse verhelfen, wiederum zur Erreichung der ihrigen beförderlich zu seyn. Aus der Nothwendigkeit einer solchen Wechselwirkung, welche durchaus zur Aufrechthaltung eines Staats erfoderlich ist, geht nun zur Gnüge hervor, daß ein jegliches Individuum verpflichtet ist, sich irgend einem Berufe zu widmen und die Ausübung desselben sich zum Zwecke zu machen. Auch aus der physischen Beschaffenheit des menschlichen Körpers scheint die Verbindlichkeit für jedes Individuum hervorzugehen, sich irgend einen Beruf zu erwählen. Man betrachte nur die Hände des Menschen: sie sind keine Stützen oder Säulen, wie bei dem Thiere die Füße, die dazu bestimmt sind, daß der Körper auf ihnen ruhe, sondern Arme und Hände scheinen offenbar dazu geschaffen zu seyn, um zu Werkzeugen zu dienen. Ebenfalls deuten seine Bildung und ganze übrige Stellung auf die Geschicklichkeit hin, die sämmtlichen Gliedmaßen seines Körpers zu gewissen mechanischen Beschäftigungen gebrauchen zu können. Also geht, wie gesagt, die Nothwendigkeit, sich einen Beruf wählen zu müssen, einmal aus der Hinfälligkeit der menschlichen Natur im cultivirten Zustande hervor, vermöge welcher der Mensch nicht im Stande ist, sich allein und ohne Zuthun Anderer seine sämmtlichen ihm unumgänglich nothwendigen Bedürfnisse verschaffen zu können, und zweitens aus der Einrichtung des menschlichen Körpers, welche offenbar auf einen Zweck nach außen hin hinzudeuten scheint. Es darf demnach der unumstößliche Grundsatz aufgestellt werden, daß jedes Individuum bei seinem Eintritte in die menschliche Gesellschaft verpflichtet sey, sich irgend einem Berufe zu widmen und der Erfüllung desselben sich mit Bereitwilligkeit und Ausdauer hinzugeben. Aber auch sich selbst und seiner eigenen Ruhe ist er es schuldig, ein nützliches Glied in

der menschlichen Gesellschaft zu werden; denn kein Tadel erscheint strenger und für die bürgerliche Ruhe des Individuums verderblicher, als wenn die öffentliche Stimme das Urtheil fällt, dies oder jenes Individuum sey zu keinem Geschäft tauglich, also ein unnützes Glied in der Reihe der menschlichen Wesen. Das Herabwürdigende eines solchen Urtheils hat man auch schon durch ein altes Sprichwort auszudrücken gesucht, welches von jenen unnützen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft sagt, sie seyen dazu geboren, die Früchte des Landes zu verzehren (fruges consumere nati). Was nun den Beruf des Menschen im Allgemeinen betrifft, so ist die Gebrechlichkeit, welche bisher noch in den meisten menschlichen Anordnungen geherrscht hat, unstreitig in dem Umstande begründet, daß die wenigsten Menschen im Stande sind, sich aus freiem Willen einen ihnen zusagenden Beruf zu wählen, sondern, daß sie vielmehr erst durch die äußeren Umstände zu einer Wahl desselben bestimmt werden. Hierbei ist dann ferner wahrhaft zu beklagen, daß es, den bürgerlichen Einrichtungen im Allgemeinen zufolge, nun einmal eine absolute Unmöglichkeit zu seyn scheint, nicht allein nicht die Menschen nach demjenigen Berufe, den sie in sich fühlen, anstellen oder gebrauchen zu können, sondern auch (und hierin liegt gerade der mehrste Nachtheil für die menschliche Gesellschaft) noch weit weniger im Stande zu seyn, die Anlagen eines Menschen, die ihn vorzugsweise zu diesem oder jenem Berufe eignen würden, in voraus zu bestimmen. Hieraus entspringen nun, wie gesagt, die meisten derjenigen Mißbräuche, welche in der Verwaltung der menschlichen Gesellschaft wahrgenommen werden, welche Mißbräuche das Urtheil des Volks häufig zu erkennen gibt, indem es von diesem oder jenem Individuum zu sagen pflegt, dasselbe steht nicht auf seiner rechten Stelle. Der höhere geistige Beruf also wird bei den meisten Individuen gewöhnlich verfehlt. Anders verhält es sich mit demjenigen Berufe des Menschen, der zu den mechanischen Beschäftigungen des Lebens führt. Hier, wo der Sohn meistens das Geschäft seines Vaters erwählt, pflegt jedes Individuum schon mehr oder weniger an seiner rechten Stelle zu stehen. Denn dadurch, daß die Leute bei den Beschäftigungen der Aeltern aufwachsen und erzogen werden, nehmen sie die äußern Eindrücke derselben so tief in sich auf, daß ihnen dadurch gleichsam von selbst und von außen her ein Beruf für das Geschäft ihres Vaters beigebracht wird, auf welchem Wege sich natürlich auch die Fähigkeit in ihnen erzeugen muß, diese vom Vater gleichsam auf sie vererbte Beschäftigung mit größerem Geschick und eifriger Beflissenheit zu treiben. Aus diesem Grunde hatten die Aegyptier und Lacedämonier das Gesetz aufgestellt, daß die Kinder die väterliche Kunst erlernten und die Aeltern sie darin unterrichten mußten. Pq.

Bervick oder Berwick (Charles-Clément), einer der ersten Kupferstecher unserer Zeit, ist 1756 in Paris geboren und ein Schüler des berühmten J. G. Wille. In seinem 28sten Jahre wurde er zum Mitglied der pariser Akademie der Künste, und nach der Revolution in das Institut aufgenommen. Die Richtigkeit seiner Zeichnungen, die feste Reinheit und der Glanz seines Grabstichels setzen ihn in die Reihe der vorzüglichsten Künstler. Zu seinen Meisterstücken zählt man Ludwig XVI., in ganzer Statur, nach Callet, den Raub der Dejanira, nach Guido, Achilles Erziehung, nach Regnault, die Unschuld, nach Merimée, u. a.

Berwick (Jacob Fitz James, Herzog von), führte die Armeen der drei ersten Monarchen in Europa an, der Könige von England, Frankreich und Spanien, bekleidete als Pair von England und Frankreich

und als Grand von Spanien die ersten Würden dieser Königreiche, und jeder dieser Könige verlieh ihm seinen Orden. Er war der natürliche Sohn des Herzogs von York, nachmaligen Königs Jacob II. und der Arabella Churchill, Schwester des Herzogs von Marlborough, wurde den 21sten August 1670 geboren, und führte anfangs den Namen Fitz-James. Seine Erziehung erhielt er in Frankreich, und seine ersten Kriegsdienste that er unter dem Herzog von Lothringen, Carl, welcher General Leopolds I. in Ungarn war. Kurz nachher brach die englische Revolution aus; Berwick folgte seinem Vater in den Unternehmungen auf Irland, und wurde in einem Kampfe 1689 verwundet, welches, wie er in seinen Memoiren bemerkt hat, das einzige Mal in seinem Leben war. Seinen Vater verfolgte ein immerwährendes Unglück. Darauf diente er unter Luxemburg in Flandern, in den Jahren 1702 und 1703 unter dem Herzog von Burgund, dann unter dem Marschall Villeroi, und ließ sich in Frankreich nationalisiren. Im Jahre 1706 ward er Marschall von Frankreich und nach Spanien gesandt, wo er die Schlacht von Almanza gewann, die den König Philipp V. wieder zum Herrn von Valencia machte. Aber in den Jahren 1718 und 1719 war er selbst genöthigt, gegen Philipp V. zu kämpfen, dem er vorher so rühmlich beistand, und der aus Erkenntlichkeit einen Sohn des Marschalls in Spanien angestellt hatte. Als er das spanische Gebiet betrat, schrieb er an seinen Sohn, der unter dem Namen Herzog von Liria bekannt ist, und ermahnte ihn in diesem Briefe, seine Pflicht zu thun und nach allen seinen Kräften für seinen Souverain zu kämpfen. Bei der Belagerung von Philippsburg endigte am 12ten Juni 1734 eine Kanonenkugel sein Leben.

Besatzung wird im vollen Sinne die in einer Festung, Stadt, Ort, Verschanzung u. s. f. zur Besetzung derselben befindliche Mannschaft genannt. Die Regeln, nach welchen die Stärke der Besatzung einer Festung bestimmt wird, sind verschieden. Einige rechnen auf jede fünf Fuß des Umfangs einen Mann; andere auf jedes Bollwerk 200. Vauban bestimmt, wenn die Festung mit halben Monden und einem bedeckten Wege versehen ist, für jedes Bollwerk 5 bis 600 Mann; für jedes Hornwerk und jedes andere große Außenwerk 600 Mann mehr; für jede abgesonderte Redoute 150 Mann; für jedes abgesonderte Fort nach seiner Größe 6 bis 800 Mann. Die Cavallerie bestimmt er auf den zehnten Theil der Infanterie.

Besborodko (Alexander Fürst von), Minister unter der Regierung Catharina's II. und Pauls I., war anfangs Secretär bei dem Feldmarschall Romanzoff, den er auf seinen ersten Feldzügen gegen die Türken begleitete. Dann wurde er bei der Kanzlei angestellt, und bewies hier eine solche Thätigkeit und Leichtigkeit im Arbeiten, daß ihn Catharina II. zu ihrem Cabinetssecretär wählte. Sein vorzüglichstes Talent war eine genaue Kenntniß der russischen Sprache, die er sehr rein schrieb, und eine große Geschicklichkeit, schnell etwas schriftlich abzufassen. Einst erhielt er den Befehl, eine Ukase zu entwerfen; er vergaß den Auftrag, und erschien, ohne sie geschrieben zu haben. Die Kaiserin foderte sie, und Besborodko, ohne sich lange zu besinnen, zog aus seiner Schreibtafel ein leeres Blatt Papier und las die Ukase ab, als wenn er sie vor Augen hätte. Die Kaiserin, damit sehr zufrieden, verlangte das Blatt zur Unterschrift, und war sehr erstaunt, das Blatt leer zu finden, machte ihm aber über seine List und Nachlässigkeit keinen Vorwurf, sondern ernannte ihn zu ihrem geheimen Rath und im Jahre 1780 zum Minister des Innern. Hier genoß er das ganze Vertrauen

Catharina's, wurde sehr mächtig und reich, und verband sich mit der Familie Woronzoff, wodurch er ein geheimer Gegner Potemkins ward. Im Jahre 1791 sandte ihn die Kaiserin zum Friedenscongreß nach Jassy, um mit der Pforte die Friedensunterhandlungen fortzusetzen, die Potemkin abgebrochen hatte. Besborodko schloß den Frieden, und unterzeichnete ihn zur vollkommnen Zufriedenheit der Kaiserin, die ihn zu neuen Würden erhob. Nach seiner Rückkehr wurde er Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und sein Ansehen vergrößerte sich; allein kurz darauf verdrängte ihn der Günstling, Plato Suboff, und er verlor seinen Einfluß, ohne gerade in Ungnade zu fallen. Als Paul I. auf den Thron gelangte, erhob ihn dieser in den Fürstenstand, und wählte ihn 1797, um einen Tractat zwischen Rußland und England gegen Frankreich zu schließen. Besborodko starb in Petersburg zu Anfange des Jahres 1799.

Beschneidung ist bei mehrern Völkern, welche in heißen Ländern leben, herrschende Sitte, die Vorhaut des männlichen Gliedes abzuschneiden. Das älteste Volk, wo diese Sitte herrschte, sind die Aegyptier; und noch wird dieser Gebrauch bei den Urbewohnern Aegyptens, selbst bei den christlichen Copten, auch bei den Abyssiniern (die sich bekanntlich zu dem Christenthume bekennen) und bei andern afrikanischen Völkern, welche ihn eben so wie die Abyssinier von den Aegyptiern empfangen zu haben scheinen, gefunden. Am merkwürdigsten ist die Beschneidung der Juden, welche als eine uralte Sitte, durch welche sich die Nachkommen Abrahams von andern Völkern unterscheiden sollen, bei diesem Volke herrscht. Sie wird von den Juden als ein von Gott selbst angeordneter Gebrauch betrachtet, und an jedem gebornen Juden acht Tage nach der Geburt vollzogen. Sie ist die Handlung, durch welche der Beschnittene gleichsam nationalisirt, zu einem Mitgliede des Volks Gottes geweiht wird. Moses führte sie nicht ein, sondern fand sie schon bei seinem Volke und bestätigte sie nur durch sein Ansehen. Die mahomedanische Beschneidung ist wahrscheinlich keine Nachahmung der jüdischen, sondern ein uralter ismaelitischer Gebrauch, welchen Ismaeliter und Israeliten von ihrem gemeinschaftlichen Vater Abraham erhalten haben. Mahomed hat im Koran kein Gebot der Beschneidung gegeben, sie war schon Sitte seines Volks, und ward von demselben mit dem Mahomedanismus zugleich in allen den Ländern, wo dieser Glaube Eingang fand, als ein heiliger Gebrauch eingeführt. Der wahrscheinliche Grund dieser Sitte liegt darin, daß sie die den Bewohnern heißer Länder doppelt nöthige Reinlichkeit befördert, und dadurch manchen Krankheiten wehrt; daß sie aber die Fruchtbarkeit vermehre, ist eine irrige Meinung. Noch ist zu bemerken, daß es auch eine Art der Beschneidung gibt, welche an dem weiblichen Geschlechte vollzogen wird. In Aegypten beschneidet man häufig mahomedanische Mädchen, und in Abyssinien werden beide Geschlechter beschnitten. N.

Besenval (Pierre Victor, Baron von), von einer Patricier-Familie, welche aus Savoyen stammte, zu Solothurn geboren, und der Sohn eines Generallieutenants und Obersten der Schweizergarden. Der junge Besenval trat im neunten Jahre in dieses Chor, machte im dreizehnten (1735) seinen ersten Feldzug und (1748) den zweiten als Adjutant des Marschalls Broglio in Böhmen. Er gelangte schnell zu den ersten Militärwürden, zu welchen ihm mehr sein Name, seine Tapferkeit, seine schöne Gestalt und sein Verstand verhalfen, als seine hervorragende Talente, von denen er niemals Beweise gegeben hat. Er wurde im Jahr 1757 zum Feldmarschall ernannt und befand sich

bei den Gefechten von Hastenbek, Klosterbergen und Billingshausen. Bei dem Frieden im Jahr 1762 ging er wieder nach Paris an den Hof, wo er mit besonderem Erfolge die Rolle eines glücklichen und geschickten Hofmannes zu spielen wußte. Bei dem Einflusse, welchen ihm seine persönlichen Talente besonders bei der Königin verschafften, ist es zu bedauern, daß er in der nun folgenden bedenklichen Zeit seinen Einfluß nicht dazu anwandte, dem Hofe bessere und heilsamere Rathschläge zu geben, als diejenigen waren, welche derselbe zu seinem Verderben befolgte. Als er endlich im Jahre 1789 mit dem Commando der Stadt Paris bekleidet war, und den Auftrag erhielt, seine eigenen Rathschläge in Ausübung zu bringen, war er zu nichts anderm tauglich, als furchtsame Maßregeln zu ergreifen und eben so schwankende Befehle zu ertheilen. Endlich entfloh er sogar mit Pässen, die er sich zu verschaffen gewußt hatte. Er ward eingeholt und ins Gefängniß geworfen, jedoch bald wieder in Freiheit gesetzt. Nun verschwand Besenval von der politischen Bühne und starb am 27sten Juni 1794 im 72sten Jahre seines Lebens. Seine nicht unberühmten Memoiren, welche jedoch die Familie desselben für untergeschoben erklärt hat, sind bei dem Interesse, welches sie erregen, nichts desto weniger mit großer Oberflächlichkeit und ohne jegliche historische Würde geschrieben.

Besessene nannte man in alten und neuen finstern Zeiten die epileptischen, hysterischen und wahnsinnigen Kranken, und nahm an, daß ein oder viele Teufel in solchen Unglücklichen ihr Wesen trieben. Verstellung im Bunde mit mönchischer Arglist brachte damit Mirakel, und Dummheit und Bosheit Auto da Fe's zu Stande. Das Licht der neuen Zeit hat diese Werke der Finsterniß enthüllt; aber ob der exorcisirte Teufel nicht hie und da in der Maske des Magnetismus und Galvanismus sich einschleicht, mag die Zeit lehren.

Besitz nennt man im weitern Sinne dasjenige Verhältniß einer Person zu einer Sache, vermöge dessen es ihr nicht nur physisch möglich ist, fortdauernd über dieselbe, und zwar in eigener oder fremder Person, nach Willkür zu verfügen (**physischer** oder eigentlicher Besitz, Inhabung, detentio), sondern auch die **Absicht**, dieselbe ausschließend zu behandeln (animus detinendi), mit dem Bewußtseyn jener physischen Möglichkeit verbunden, fortdauernd vorhanden ist (Mentalbesitz, intellectueller Besitz). Auch wird oft der Gegenstand, welcher besessen wird, **Besitz** genannt. Der Besitz ist aber an sich noch kein **Recht zu besitzen**, sondern nur ein **Factum**, und als solches überhaupt **ausschließende Verfügung über eine äußere Sache**, welche mit der Bemächtigung entsteht. Dadurch unterscheidet sich der Besitz (possessio) auch vom Eigenthume (dominium). Das Eigenthum setzt ein bestehendes Rechtsverhältniß unter Menschen voraus, welches erst im Staate vollkommen Statt findet, in welchem jedem ein Besitz rechtlich zuerkannt wird. Unter Voraussetzung des Eigenthums ist der Besitz ein Recht des Eigenthümers, welches er auch, unbeschadet seines Eigenthumsrechts auf Andere übertragen kann, und welches mehrere einzelne Befugnisse (sich mit Gewalt im Besitze zu behaupten — retentio — die besessene Sache von jedem dritten Besitzer zurückzufodern — rei vindicatio) umfaßt. Da aber so der Besitz ein **Theil** und **natürliches Zeichen** des Eigenthums ist, so gewährt er auch im Staate, er mag erworben seyn wie er wolle, im streitigen und zweifelhaften Falle dem Besitzer einen Vorzug gegen jeden, der seinen Anspruch oder sein Eigenthum an der

Sache nicht beweisen kann, und jener wird, bis zum Erweise des Gegentheils, für den Eigenthümer gehalten. Auch gibt überhaupt die Dauer eines Zustandes die Gewöhnung an denselben, und die durch Länge der Zeit fester gewordene Aneignung und Verbindung der Kraft und Gewalt mit einem Gegenstande — kurz die allen Anspruch lähmende Gewohnheit, selbst da, wo der Besitz mit Rechtsgründen bestritten werden könnte oder ungern zugestanden wird, demselben einen solchen Schein der Ehrfurcht, daß man mit dem Dichter sagen kann: „wer im Besitz ist, ist im Recht, und heilig wirds die Menge ihm bewahren." T.

Bessières, Herzog von Istrien, Reichsmarschall von Frankreich, Chef der dritten Cohorte und Großoffizier der Ehrenlegion, Generaloberst der kaiserlichen Garde, Ritter des Christusordens von Portugal ꝛc. Er schwang sich vom gemeinen Soldaten bis zum Infanteriehauptmann und ging 1796 zur italiänischen Armee, wo er zum Commandanten der Guiden des Generals Bonaparte ernannt wurde. Den 4ten September dieses Jahres nahm er mit sechs Cavalleristen zwei Kanonen, und trug dadurch zum Siege von Roveredo bei. Hierauf wurde er nach Paris gesandt, dem Directorium die dem Feinde genommenen Fahnen zu überbringen, und kehrte als Oberst zur Armee zurück. Er begleitete den General Bonaparte nach Aegypten und kam mit ihm wieder nach Frankreich. Nach der Revolution vom 18ten Brumaire ward er zum Brigadegeneral, und kurz darauf zum Divisionsgeneral erhoben. Er commandirte sodann die Guiden zu Pferde von der Consulargarde, und ward nach Napoleons Thronbesteigung Reichsmarschall. Im Mai 1805 erhielt er vom Prinzregenten von Portugal den Christusorden, und begab sich gegen Ende des Jahres zur Armee in Deutschland, wo er an den glänzenden Operationen Theil hatte, womit sich der Feldzug eröffnete. In der Schlacht von Austerlitz zeichnete er sich vorzüglich durch seine kühne Anführung der französischen Garden aus. In dem preußisch-französischen Feldzuge 1806 lieferte er am 23sten December dem preußischen General l'Estocq einige Gefechte bei Biezun. In der Schlacht von Eylau unterstützte er vorzüglich die kühnen Cavalleriemanövres des Großherzogs von Berg. Bei der Schlacht von Friedland kam die Garde gar nicht zum Gefechte. Er genoß der Auszeichnung, den Kaiser Napoleon bei der Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander auf dem Flusse Niemen zu begleiten. Später commandirte er einen Theil der Armee in Spanien. Bei dem Wiederausbruche des Krieges mit Oesterreich 1809 führte er das Commando der Cavallerie bei der französischen Armee, und wurde in der Schlacht von Wagram verwundet. Später übernahm er das Commando der Nordarmee an Bernadotte's Stelle, verließ es aber bald wieder. Im Jahre 1812 befand er sich mit der französischen Armee in Rußland, und im Jahre 1813 in Deutschland, wo ihn vor der Schlacht bei Lützen am 1sten Mai eine Kanonenkugel tödtete.

Bestimmung des Menschen. Wozu bin ich da und was soll aus mir werden? Diese Fragen sind unstreitig die wichtigsten, welche der Mensch sich selbst vorlegen kann. Die Antwort darauf kündigt ihm seinen Beruf oder seine Bestimmung an, welche überhaupt nichts anders ist, als der vernünftige Gebrauch, den er von seinen Kräften machen soll, oder schlechthin der Zweck seines Daseyns. Dieser Zweck besteht in einem, seiner sittlichen Veredlung angemessenen Grade der Glückseligkeit. Sittliche Veredlung ist Erhöhung der

Menschenkraft, den ihm größtmöglichen Grad von Sittlichkeit zu erreichen; und Sittlichkeit, in der engsten Bedeutung, ist die Uebereinstimmung der freien Handlungen mit den moralischen Gesetzen. Der Mensch hat Tendenzen und Kräfte in seiner Natur, die unaufhörlich nach etwas ringen. Dieses Ziel seines Bestrebens nennt er ein Gut, weil er glaubt, durch den Besitz desselben seinen Zustand zu verbessern. Auf diese Weise begehrt er Gesundheit, Reichthum, Schönheit, Ansehen u. s. w. Diese Güter aber sind hinfällig, veränderlich, dem Verlust unterworfen, und ob sie gleich seinen Zustand eine Zeitlang verbessern oder zu verbessern scheinen, so kann doch ihr Genuß nicht fortdauern. Der Grund davon ist, weil sie nicht vollkommen in der Macht des Menschen stehen, und alles Bemühen, ihnen eine stete Fortdauer zu geben, vergeblich ist. Die Stoiker bezeichneten sie daher als Dinge, welche als nützlich vorgezogen zu werden verdienen. Sie machen die äußere Bestimmung des Menschen aus, in wie fern derselbe ein Glied der Sinnenwelt ist. Bei dieser äußern Bestimmung bleibt Epikur stehen, welche nach seinem System darin bestand, sich das Menschenleben möglichst angenehm zu machen. Er würde Recht gehabt haben, wenn der Mensch weiter nichts als ein Sinnenwesen wäre. Allein als ein moralisches Vernunftwesen bemerkt er in seinem Innern höhere Tendenzen einer moralischen Natur. Dem gemäß muß sich alles übrige auf ihn, als absoluten Zweck, beziehen. Seine moralische Natur bestimmt den Preis der Güter nicht nach einem niedern Begehrungsvermögen, oder nach der Annehmlichkeit des sinnlichen Lebens allein; sondern nach dem obern Begehrungsvermögen, oder nach der Annehmlichkeit des sinnlichen Lebens allein; sondern nach dem obern Begehrungsvermögen, aus Bestimmungsgründen der practischen Vernunft, in welchen eben das Vermögen besteht, das obere Begehrungsvermögen, und zwar durch vernünftige Erkenntnißgründe, zu lenken. Die bloße Annehmlichkeit des sinnlichen Lebens kann das moralische Vernunftwesen unmöglich befriedigen, denn es hängt von zu vielen Bedingungen ab, über welche der Mensch nicht Herr ist. Die Vernunft hingegen, wenn sie sein oberes Begehrungsvermögen lenken soll, stellt in ihm das Gesetz der Sittlichkeit als das höchste, absolute und unbedingte Gesetz auf, worauf sich alles beziehen muß, das selbst aber auf nichts weiter bezogen wird. Es lautet so: Du sollst alle deine Pflichten aus uneigennützigen Absichten, nach allen deinen Kräften erfüllen, du sollst Tugend allenthalben, so weit deine Kräfte reichen, zu realisiren streben. Sie erlaubt ihm als einem Sinnenwesen den Genuß der Sinnenfreuden, jedoch nur mit der Einschränkung, daß der Genuß mit Tugend und Pflicht bestehen könne. Da nun für den Menschen nichts Höheres gedacht werden kann, als die tugendhafte Pflichterfüllung: so muß denn auch hierin sein höchster und letzter Zweck, d. h. seine Bestimmung bestehen. Der Mensch aber ist ein endliches, eingeschränktes Wesen. Zwar hält ihm die Vernunft das Sittengesetz und dessen strenge uneigennützige Foderung unablässig vor; allein wegen seiner Endlichkeit, und weil er dadurch mit Sinnlichkeit umgeben ist, bleibt die durchgängige Reinigkeit seines Willens und die Erreichung einer durchgängigen vollendeten Sittlichkeit für ihn nur ein Wunsch. Möglich aber, und darum Pflicht für ihn, ist die Annäherung zu diesem Ziele, und zwar eine Annäherung ins Unendliche. Dadurch erhält seine moralische Thätigkeit ein unbegränztes Feld, auf welches dieselbe unaufhörlich fortschreiten kann. Dieses Fortschreiten heißt sittliche Veredlung. Der Mensch ist

zwar nicht moralisch gut geboren, sein Bestreben aber muß seyn, seinen Willen nach und nach der sittlichen Güte so nahe als möglich zu bringen. Höher kann nichts gedacht werden, und dies kann er durch seine Freiheit hervorbringen. Der Besitz dieses seines ihm möglichen sittlichen Kraftgebrauchs ist moralische Stärke, ein für ihn unverlierbares Gut. So wäre denn die Frage: Wozu bin ich da? damit beantwortet: dich sittlich zu veredeln. Der Mensch, der außer dem obern Begehrungsvermögen zugleich ein sittliches besitzt, dessen Gegenstand das größtmöglichste Wohlseyn, welches man Glückseligkeit nennt, ist, darf zwar nach dieser Glückseligkeit streben, aber nur in so fern, als sie mit der Tugend und Sittlichkeit vereinbar ist. Demnach besteht die Bestimmung des Menschen in einem seiner sittlichen Veredlung angemessenen Grade von Glückseligkeit; und wiewohl ein Mensch, welcher diesen Grad von sittlicher Güte seines Wollens erreicht hat, nicht frei ist von den Verdrießlichkeiten und Beschwerden des Lebens, die außer seiner Macht liegen, so muß ihn doch der Gedanke stets trösten, seine Pflicht möglichst erfüllt zu haben.

Bestreichen (flankiren) heißt von der Seite beschießen. Des nächtlichen Feuers und Gebrauchs der Kanonen wegen müssen zwei Linien, welche einander bestreichen sollen, senkrecht auf einander stehen. In diesem Falle ist die Vertheidigung grasend; machen aber die beiden Linien einen spitzigen Winkel mit einander, so ist sie einbohrend. Jene vertheidigt den Graben, und hindert also den Uebergang über denselben; diese beschießt die Bresche, d. i. den hier eindringenden Feind im Rücken. Geschieht die Vertheidigung mit den gewöhnlichen Flinten, so dürfen die Linien nicht über 250 Schritt lang seyn.

Bestuchef (Riumin Alexei). Dieser in der neuern Geschichte merkwürdige Mann, welcher eine Zeit lang das russische Reich regierte, war geboren zu Moskau 1693. Er begleitete anfangs als Cavalier die russische Gesandtschaft zu dem utrechter Frieden, ward Minister am englichen Hofe, hierauf russisch-kaiserlicher Oberkammerjunker und Gesandter am dänischen Hofe. Die Kaiserin Anna machte ihn zum geheimen Rath und Cabinetsminister. Er kam, nachdem er dem Herzog von Curland während der Minderjährigkeit des Prinzen Iwan die Regentschaft ausgewirkt, und dieser wieder entsetzt worden, in Verhaft. Die Kaiserin Elisabeth aber setzte ihn auf freien Fuß, erhob ihn in den Grafenstand, und machte ihn zum Reichsvicekanzler. Er bewies sich auf diesem Posten als einen Freund des Hauses Oesterreich, und brachte, vermöge seiner Abgeneigtheit gegen das königl. preußische Haus, im Jahre 1756 die merkwürdige Allianz zwischen den beiden Kaiserhöfen zu Stande, leitete auch damals den Krieg wider Preußen ein. Die Unpäßlichkeit der Kaiserin ließ ihn ihren Tod befürchten; er suchte ihre Successionsverordnung umzustoßen, den Großfürsten, Peter Fedrowitsch, von dem er gehaßt wurde, und den er wieder haßte, von der russischen Thronfolge auszuschließen, und dieselbe auf den Prinzen Paul Petrowitsch zu bringen. In dieser Absicht schrieb er an den General Apraxin, der die russischen Truppen im siebenjährigen Kriege commandirte, daß er unverzüglich mit der Armee aus Preußen zurückkehren möchte; Apraxin that solches gerade nach der für die Russen so glücklich ausgefallenen Schlacht bei Großjägersdorf. Die Kaiserin erholte sich indessen wieder, und erfuhr den Rückzug ihrer Armee; Bestuchef wurde, als des Hochverraths schuldig, aller seiner Würden entsetzt, und auf einen ihm gehörigen Flecken, Goretowo, verwiesen. Seine Verbannung währte

nicht nur bis an den Tod der Kaiserin Elisabeth, sondern auch unter der Regierung Peters des Dritten fort, von 1758 bis 1764; die Kaiserin Catharina II. aber setzte ihn mit vielen Gnadenbezeigungen wieder in seine vorigen Würden ein. Während seiner Verbannung schrieb er ein Buch, welches 1764 ins Deutsche übersetzt, und unter dem Titel: Auserlesene Sprüche aus der heil. Schrift, zum Trost eines jeden unschuldig leidenden Christen zusammengetragen, herausgekommen ist.

Betel bezeichnet ursprünglich in Ostindien eine rebenartige Pflanze, welche zum Pfeffergeschlecht gehört. Merkwürdig ist diese Pflanze deßwegen, weil sie einer Mischung von Substanzen den Namen gegeben hat, welche in jenen Ländern sehr häufig gekauet wird, und deren Hauptbestandtheile besonders aus den Blättern der Betelpflanze (piper-betel L.) bestehen. Selbige werden mit Tabaksblättern, gelöschtem Kalke, welcher den vierten Theil der ganzen Substanz ausmacht, und mit der Arecanuß, welche die Hälfte des Ganzen liefert, und eine große Quantität Gallsäure enthalten soll, zusammengesetzt. Diese Mischung dient, wie schon gesagt, den Einwohnern der Aequinoctialländer zum Kauen. Männer und Weiber von allen Ständen führen dieselbe, wo sie gehen und stehen, in einer besondern Büchse bei sich, und bedienen sich derselben unaufhörlich, wie man sich etwa in Europa des Schnupftabaks bedient. So reichen sich die Ostindier die Betelbüchse, wie die Europäer die Tabaksdose, einander zum Zeichen der Freundschaft dar; auch darf der Geringere den Vornehmern nicht anreden, bevor er nicht Betel gekaut hat. Das Betelkauen überhaupt in gewissen Fällen unterlassen, wird für grobe Unhöflichkeit gehalten. Uebrigens stärkt der Gebrauch des Betels auf eine besondere Weise die Speicheldrüsen und die Verdauungswerkzeuge, so wie er überhaupt die Hautausdünstung vermindert und dadurch der Schwächung vorbeugt, welche in den heißen Ländern aus der zu häufigen Ausleerung des Schweißes zu entstehen pflegt. Der Betel färbt nicht allein den Speichel, sondern auch die Excremente backsteinroth und zerfrißt, bei zu häufigem Gebrauche, die Zähne, so daß diejenigen Personen, die sich dessen für gewöhnlich bedienen, schon im dreißigsten Jahre der Zähne beraubt zu seyn pflegen.

Bethlehem (im jüdischen oder gelobten Lande, Palästina), ehemals eine Stadt, jetzt ein Dorf, etwa eine Meile im Süden von Jerusalem, in einer schönen Gegend, auf dem Gipfel eines kleinen Gebirgs, auf welchem man einer reizenden Aussicht genießt. Es hat nach einigen bloß ein Kloster und ein altes Gebäude, nach andern aber 300 Häuser und 2400 Einwohner. Die dort wohnenden Christen und Armenier verfertigen Crucifixe und Rosenkränze für die Pilgrimme. Auch wird daselbst ein guter weißer Wein gebaut. Das dortige Kloster, in welchem sich Franken, Griechen und Armenier befinden, ist von bedeutendem Umfange. Neben demselben liegt eine Grotte, in welcher Jesus geboren seyn soll.

Betrug. Die vorsätzliche Erweckung einer irrigen oder unrichtigen Vorstellung bei einem Menschen, um ihn zu einem Entschlusse zu bestimmen, heißt ein Betrug. Da durch eine solche vorsätzliche Erweckung unrichtiger Vorstellungen der andere geradezu gegen seine Bestimmung behandelt und dadurch seiner Persönlichkeit gänzlich entsetzt und zu einer bloßen Sache herabgewürdigt wird; so geht daraus schon von selbst hervor, daß es gegen alle Sittlichkeit ist, sich irgend eines Betruges zu Schulden kommen zu lassen. Wenn ein solcher

Betrug unter Personen, die einen Vertrag mit einander schließen, begangen wird; so versteht es sich übrigens von selbst, daß dadurch dem Naturrechte nach, für denjenigen, der den Betrug verübt, kein Recht erworben wird, obgleich die positiven Gesetze dem Betruge, wenn er nur nicht gegen die Formalien verstößt, nicht immer zu steuern im Stande sind. Darf man aber zum voraus setzen, daß der Betrogene den Betrug hätte wissen können, und dessen ungeachtet den Vertrag eingegangen ist; so muß, den positiven Gesetzen zufolge, der Betrogene diesen Vertrag zu seinem Schaden erfüllen, obgleich auch hier die Gesetze einer reinen Moralität gegen den Betrüger und für den Betrogenen sprechen dürften. Je weniger nun also, wie hieraus erhellt, die bürgerlichen Gesetze, ihrer innern, nothwendigen Gebrechlichkeit wegen, im Stande sind, dem Betruge, der sich unter unendlichen Formen zu zeigen pflegt, Einhalt zu thun, desto mehr soll der rein moralische Sinn des Menschen einen Abscheu vor allem demjenigen haben, was dazu beitragen könnte, seine Nebenmenschen zu täuschen, wie denn derjenige die höchste Stufe der Moralität erstiegen hat, der im Stande ist, selbst da großmüthig von seinen Rechten abzustehen und sich desselben zu begeben, wo er, und zwar, ohne mit Vorsatz getäuscht zu haben, den positiven Gesetzen zufolge aus dem Irrthum eines Dritten Vortheil ziehen könnte. Aber der Betrug ist nicht allein aus höhern Moralprincipien als gänzlich unerlaubt darzustellen, sondern er verbietet sich auch höchst bedingt durch sich selbst wegen der schädlichen Beziehungen, welche er auf den Betrüger selbst zurückwirken läßt. Wenn daher auch der Mensch im Stande wäre, von den Vortheilen eines momentanen Nutzens geblendet, dem Betruge zu fröhnen; so ist dieser Nutzen doch wirklich nur absolut scheinbar, und es kann dabei nicht fehlen, daß der Betrüger spät oder früh alle Früchte seiner boßhaften Bemühungen einbüßen, und das Opfer der Folgen werde, die ein jeglicher Betrug unausbleiblich nach sich ziehen muß. Auch darf man sich durch das bekannte Sprichwort nicht täuschen lassen, daß der Zweck das Mittel heilige. Denn wenn wir einmal eine Theorie aufstellen wollen; so muß auch das Gebiet derselben so unbegrenzt als möglich angegeben und in demselben durchaus keine Ausnahme gestattet werden. Dem zufolge müssen wir jeglichen Betrug, selbst wenn dadurch ein Staat vom Untergange gerettet werden könnte, in der Theorie der Moral als unerlaubt betrachten, und ihn geradezu als ein Verbrechen an der ewig heiligen Wahrheit bezeichnen. So z. B. können wir uns hier nicht enthalten, ein Factum aus der Geschichte anzuführen, welches mehr als jedes andere Beispiel zeigen kann, daß die Historiker aller Zeiten bei Beurtheilung der Weltgeschichte nicht eben der strengsten Moral sich beflissen haben. Wem ist der Sieg Hermanns über den Varus unbekannt, und wer weiß nicht, daß Hermann diesen Sieg nicht der Tapferkeit, nicht der Ausdauer, nicht der überlegenen Kriegswissenschaft der Deutschen, sondern einzig und allein einem eigentlichen Betruge zu verdanken hatte? Vom Varus als Freund aufgenommen, von ihm mit der innigen Hingebung eines Bruders in alle seine Geheimnisse eingeweiht, mißbrauchte Hermann dessen Gutmüthigkeit, die uns um so mehr für letztern einnimmt, als sie gänzlich von jeglichem, in dem gegebenen Falle so verzeihlichen Argwohne entfernt war, dergestalt, daß er den Varus, der ihm, wie ein Bruder dem andern vertraute, in einen Hinterhalt lockte, wo sein und seiner ganzen Armee Verderben auf ihn wartete. Möge immerhin

die Weltgeschichte wegen dieser Verrätherei dem Hermann die Siegeskrone zuerkennen; wir können unserm Gefühle nicht widerstreben, und müssen dem zufolge gestehen, Hermann habe an seinem Freunde, der ihn mit Edelmuth und Offenheit aufgenommen und als Freund an seinen Busen geschlossen, als ein Verräther gehandelt. Pq.

Betrug der Sinne. Wenn wir sagen, die Sinne trügen uns, so kann das keine andere Bedeutung haben, als, sie veranlassen uns zu einem Irrthume oder zu einem falschen Urtheile über die Beschaffenheiten der Dinge. Allein wir sind es selbst, die uns durch das übereilte Urtheil täuschen, welches wir über diejenigen Dinge fällen, von denen uns die Sinne benachrichtigen. Die Sinne thun weiter nichts, als daß sie uns die Eindrücke überliefern, welche sie empfangen, und zwar auf dieselbe Weise, wie sie sie empfangen. Wir aber setzen entweder zu diesen Eindrücken etwas hinzu, was uns nicht von ihnen überliefert worden ist, oder wir nehmen in Gedanken etwas davon ab. In beiden Fällen liegt es also an uns, wenn unser Urtheil nicht mit dem Gegenstande äußerlich übereinstimmt. Man sieht z. B. in der Dämmerung einen Baum für einen Menschen an, und scheut sich alsdann nicht, das Auge eines Betrugs zu beschuldigen. Allein wenn wir nicht mehr in unser Urtheil aufgenommen hätten, als was uns wirklich durch die Sinne überliefert worden wäre, so würden wir bloß haben sagen müssen, daß der Gegenstand, den wir gesehen, uns ein Baum geschienen hätte. Daher sagt Kant sehr bestimmt: „man sagt zwar richtig, daß die Sinne nicht irren; aber sie irren sich nicht, nicht darum, weil sie jederzeit richtig urtheilen, sondern darum, weil sie gar nicht urtheilen. Daher sind Wahrheit sowohl als Irrthum, mithin auch der Schein als die Verleitung zum letztern, nur im Urtheile, d. h. nur in dem Verhältnisse des Gegenstandes zu unserm Verstande anzutreffen.“ An einem andern Orte drückt sich dieser Schriftsteller also aus: „die Wahrnehmung der Sinne (empirische Vorstellungen mit Bewußtseyn) können auch innere Erscheinungen heißen. Der Verstand, der hinzukommt, und sie unter eine Regel des Denkens verbindet (Ordnung in das Mannichfaltige hineinbringt), macht allererst daraus empirische Erkenntnisse, d. h. Erfahrung.“ Es liegt also an dem, seine Obliegenheit vernachlässigenden Verstande, wenn er keck urtheilt, ohne zuvor die Sinnenvorstellungen nach Begriffen geordnet zu haben, und dann nachher über die Verworrenheiten derselben klagt, die der sinnlichen Natur des Menschen zu Schulden kommen müssen. Dieser Vorwurf trifft sowohl die ungegründete Klage über die Verwirrungen der äußern als der innern Vorstellungen durch die Sinnlichkeit.

Bettelmönche, s. Orden (geistliche).

Bettinelli (Xavier), einer der berühmtesten italiänischen Literatoren des achtzehnten Jahrhunderts, geboren zu Mantua 1728. Nachdem er unter den Jesuiten in seinem Vaterlande und zu Bologna studirt hatte, trat er 1736 in das Noviciat dieses Ordens. Er machte darin einen neuen Studiencursus, und lehrte dann von 1739 bis 1744 die schönen Wissenschaften zu Brescia, wo der Cardinal Quirini, der Graf Mazzuchelli, der Graf Duranti und andere Gelehrte eine glänzende Akademie bildeten. Er fing an, sich hier durch einige für die scholastischen Uebungen abgefaßte Poesien bekannt zu machen. In Bologna, wohin er, die Theologie zu studiren, gegangen war, fuhr er fort, sein dichterisches Talent auszubilden, und schrieb für das Theater des Collegiums seine Tragödie Jonathan. Hier fand er

Betrug unter Personen, die einen Vertrag mit einander schließen, begangen wird; so versteht es sich übrigens von selbst, daß dadurch dem Naturrechte nach, für denjenigen, der den Betrug verübt, kein Recht erworben wird, obgleich die positiven Gesetze dem Betruge, wenn er nur nicht gegen die Formalien verstößt, nicht immer zu steuern im Stande sind. Darf man aber zum voraus setzen, daß der Betrogene den Betrug hätte wissen können, und dessen ungeachtet den Vertrag eingegangen ist; so muß, den positiven Gesetzen zufolge, der Betrogene diesen Vertrag zu seinem Schaden erfüllen, obgleich auch hier die Gesetze einer reinen Moralität gegen den Betrüger und für den Betrogenen sprechen dürften. Je weniger nun also, wie hieraus erhellt, die bürgerlichen Gesetze, ihrer innern, nothwendigen Gebrechlichkeit wegen, im Stande sind, dem Betruge, der sich unter unendlichen Formen zu zeigen pflegt, Einhalt zu thun, desto mehr soll der rein moralische Sinn des Menschen einen Abscheu vor allem demjenigen haben, was dazu beitragen könnte, seine Nebenmenschen zu täuschen, wie denn derjenige die höchste Stufe der Moralität erstiegen hat, der im Stande ist, selbst da großmüthig von seinen Rechten abzustehen und sich desselben zu begeben, wo er, und zwar, ohne mit Vorsatz getäuscht zu haben, den positiven Gesetzen zufolge aus dem Irrthum eines Dritten Vortheil ziehen könnte. Aber der Betrug ist nicht allein aus höhern Moralprincipien als gänzlich unerlaubt darzustellen, sondern er verbietet sich auch höchst bedingt durch sich selbst wegen der schädlichen Beziehungen, welche er auf den Betrüger selbst zurückwirken läßt. Wenn daher auch der Mensch im Stande wäre, von den Vortheilen eines momentanen Nutzens geblendet, dem Betruge zu fröhnen; so ist dieser Nutzen doch wirklich nur absolut scheinbar, und es kann dabei nicht fehlen, daß der Betrüger spät oder früh alle Früchte seiner boßhaften Bemühungen einbüßen, und das Opfer der Folgen werde, die ein jeglicher Betrug unausbleiblich nach sich ziehen muß. Auch darf man sich durch das bekannte Sprichwort nicht täuschen lassen, daß der Zweck das Mittel heilige. Denn wenn wir einmal eine Theorie aufstellen wollen; so muß auch das Gebiet derselben so unbegrenzt als möglich angegeben und in demselben durchaus keine Ausnahme gestattet werden. Dem zufolge müssen wir jeglichen Betrug, selbst wenn dadurch ein Staat vom Untergange gerettet werden könnte, in der Theorie der Moral als unerlaubt betrachten, und ihn geradezu als ein Verbrechen an der ewig heiligen Wahrheit bezeichnen. So z. B. können wir uns hier nicht enthalten, ein Factum aus der Geschichte anzuführen, welches mehr als jedes andere Beispiel zeigen kann, daß die Historiker aller Zeiten bei Beurtheilung der Weltgeschichte nicht eben der strengsten Moral sich beflissen haben. Wem ist der Sieg Hermanns über den Varus unbekannt, und wer weiß nicht, daß Hermann diesen Sieg nicht der Tapferkeit, nicht der Ausdauer, nicht der überlegenen Kriegswissenschaft der Deutschen, sondern einzig und allein einem eigentlichen Betruge zu verdanken hatte? Vom Varus als Freund aufgenommen, von ihm mit der innigen Hingebung eines Bruders in alle seine Geheimnisse eingeweiht, mißbrauchte Hermann dessen Gutmüthigkeit, die uns um so mehr für letztern einnimmt, als sie gänzlich von jeglichem, in dem gegebenen Falle so verzeihlichen Argwohne entfernt war, dergestalt, daß er den Varus, der ihm, wie ein Bruder dem andern vertraute, in einen Hinterhalt lockte, wo sein und seiner ganzen Armee Verderben auf ihn wartete. Möge immerhin

die Weltgeschichte wegen dieser Verrätherei dem Hermann die Siegeskrone zuerkennen; wir können unserm Gefühle nicht widerstreben, und müssen dem zufolge gestehen, Hermann habe an seinem Freunde, der ihn mit Edelmuth und Offenheit aufgenommen und als Freund an seinen Busen geschlossen, als ein Verräther gehandelt. Pq.

Betrug der Sinne. Wenn wir sagen, die Sinne trügen uns, so kann das keine andere Bedeutung haben, als, sie veranlassen uns zu einem Irrthume oder zu einem falschen Urtheile über die Beschaffenheiten der Dinge. Allein wir sind es selbst, die uns durch das übereilte Urtheil täuschen, welches wir über diejenigen Dinge fällen, von denen uns die Sinne benachrichtigen. Die Sinne thun weiter nichts, als daß sie uns die Eindrücke überliefern, welche sie empfangen, und zwar auf dieselbe Weise, wie sie sie empfangen. Wir aber setzen entweder zu diesen Eindrücken etwas hinzu, was uns nicht von ihnen überliefert worden ist, oder wir nehmen in Gedanken etwas davon ab. In beiden Fällen liegt es also an uns, wenn unser Urtheil nicht mit dem Gegenstande äußerlich übereinstimmt. Man sieht z. B. in der Dämmerung einen Baum für einen Menschen an, und scheut sich alsdann nicht, das Auge eines Betrugs zu beschuldigen. Allein wenn wir nicht mehr in unser Urtheil aufgenommen hätten, als was uns wirklich durch die Sinne überliefert worden wäre, so würden wir bloß haben sagen müssen, daß der Gegenstand, den wir gesehen, uns ein Baum geschienen hätte. Daher sagt Kant sehr bestimmt: „man sagt zwar richtig, daß die Sinne nicht irren; aber sie irren sich nicht, nicht darum, weil sie jederzeit richtig urtheilen, sondern darum, weil sie gar nicht urtheilen. Daher sind Wahrheit sowohl als Irrthum, mithin auch der Schein als die Verleitung zum letztern, nur im Urtheile, d. h. nur in dem Verhältnisse des Gegenstandes zu unserm Verstande anzutreffen.“ An einem andern Orte drückt sich dieser Schriftsteller also aus: „die Wahrnehmung der Sinne (empirische Vorstellungen mit Bewußtseyn) können auch innere Erscheinungen heißen. Der Verstand, der hinzukommt, und sie unter eine Regel des Denkens verbindet (Ordnung in das Mannichfaltige hineinbringt), macht allererst daraus empirische Erkenntnisse, d. h. Erfahrung.“ Es liegt also an dem, seine Obliegenheit vernachlässigenden Verstande, wenn er keck urtheilt, ohne zuvor die Sinnenvorstellungen nach Begriffen geordnet zu haben, und dann nachher über die Verworrenheiten derselben klagt, die der sinnlichen Natur des Menschen zu Schulden kommen müssen. Dieser Vorwurf trifft sowohl die ungegründete Klage über die Verwirrungen der äußern als der innern Vorstellungen durch die Sinnlichkeit.

Bettelmönche, s. Orden (geistliche).

Bettinelli (Xavier), einer der berühmtesten italiänischen Literatoren des achtzehnten Jahrhunderts, geboren zu Mantua 1728. Nachdem er unter den Jesuiten in seinem Vaterlande und zu Bologna studirt hatte, trat er 1736 in das Noviciat dieses Ordens. Er machte darin einen neuen Studiencursus, und lehrte dann von 1739 bis 1744 die schönen Wissenschaften zu Brescia, wo der Cardinal Quirini, der Graf Mazzuchelli, der Graf Duranti und andere Gelehrte eine glänzende Akademie bildeten. Er fing an, sich hier durch einige für die scholastischen Uebungen abgefaßte Poesien bekannt zu machen. In Bologna, wohin er, die Theologie zu studiren, gegangen war, fuhr er fort, sein dichterisches Talent auszubilden, und schrieb für das Theater des Collegiums seine Tragödie **Jonathan.** Hier fand er

zwar nicht moralisch gut geboren, sein Bestreben aber muß seyn, seinen Willen nach und nach der sittlichen Güte so nahe als möglich zu bringen. Höher kann nichts gedacht werden, und dies kann er durch seine Freiheit hervorbringen. Der Besitz dieses seines ihm möglichen sittlichen Kraftgebrauchs ist moralische Stärke, ein für ihn unverlierbares Gut. So wäre denn die Frage: Wozu bin ich da? damit beantwortet: dich sittlich zu veredeln. Der Mensch, der außer dem obern Begehrungsvermögen zugleich ein sittliches besitzt, dessen Gegenstand das größtmöglichste Wohlseyn, welches man Glückseligkeit nennt, ist, darf zwar nach dieser Glückseligkeit streben, aber nur in so fern, als sie mit der Tugend und Sittlichkeit vereinbar ist. Demnach besteht die Bestimmung des Menschen in einem seiner sittlichen Veredlung angemessenen Grade von Glückseligkeit; und wiewohl ein Mensch, welcher diesen Grad von sittlicher Güte seines Wollens erreicht hat, nicht frei ist von den Verdrießlichkeiten und Beschwerden des Lebens, die außer seiner Macht liegen, so muß ihn doch der Gedanke stets trösten, seine Pflicht möglichst erfüllt zu haben.

Bestreichen (flankiren) heißt von der Seite beschießen. Des nächtlichen Feuers und Gebrauchs der Kanonen wegen müssen zwei Linien, welche einander bestreichen sollen, senkrecht auf einander stehen. In diesem Falle ist die Vertheidigung grasend; machen aber die beiden Linien einen spitzigen Winkel mit einander, so ist sie einbohrend. Jene vertheidigt den Graben, und hindert also den Uebergang über denselben; diese beschießt die Bresche, d. i. den hier eindringenden Feind im Rücken. Geschieht die Vertheidigung mit den gewöhnlichen Flinten, so dürfen die Linien nicht über 250 Schritt lang seyn.

Bestuchef (Riumin Alexei). Dieser in der neuern Geschichte merkwürdige Mann, welcher eine Zeit lang das russische Reich regierte, war geboren zu Moskau 1693. Er begleitete anfangs als Cavalier die russische Gesandtschaft zu dem utrechter Frieden, ward Minister am englichen Hofe, hierauf russisch-kaiserlicher Oberkammerjunker und Gesandter am dänischen Hofe. Die Kaiserin Anna machte ihn zum geheimen Rath und Cabinetsminister. Er kam, nachdem er dem Herzog von Curland während der Minderjährigkeit des Prinzen Iwan die Regentschaft ausgewirkt, und dieser wieder entsetzt worden, in Verhaft. Die Kaiserin Elisabeth aber setzte ihn auf freien Fuß, erhob ihn in den Grafenstand, und machte ihn zum Reichsvicekanzler. Er bewies sich auf diesem Posten als einen Freund des Hauses Oesterreich, und brachte, vermöge seiner Abgeneigtheit gegen das königl. preußische Haus, im Jahre 1756 die merkwürdige Allianz zwischen den beiden Kaiserhöfen zu Stande, leitete auch damals den Krieg wider Preußen ein. Die Unpäßlichkeit der Kaiserin ließ ihn ihren Tod befürchten; er suchte ihre Successionsverordnung umzustoßen, den Großfürsten, Peter Fedrowitsch, von dem er gehaßt wurde, und den er wieder haßte, von der russischen Thronfolge auszuschließen, und dieselbe auf den Prinzen Paul Petrowitsch zu bringen. In dieser Absicht schrieb er an den General Apraxin, der die russischen Truppen im siebenjährigen Kriege commandirte, daß er unverzüglich mit der Armee aus Preußen zurückkehren möchte; Apraxin that solches gerade nach der für die Russen so glücklich ausgefallenen Schlacht bei Großjägersdorf. Die Kaiserin erholte sich indessen wieder, und erfuhr den Rückzug ihrer Armee; Bestuchef wurde, als des Hochverraths schuldig, aller seiner Würden entsetzt, und auf einen ihm gehörigen Flecken, Goretowo, verwiesen. Seine Verbannung währte

nicht nur bis an den Tod der Kaiserin Elisabeth, sondern auch unter der Regierung Peters des Dritten fort, von 1758 bis 1764; die Kaiserin Catharina II. aber setzte ihn mit vielen Gnadenbezeigungen wieder in seine vorigen Würden ein. Während seiner Verbannung schrieb er ein Buch, welches 1764 ins Deutsche übersetzt, und unter dem Titel: Auserlesene Sprüche aus der heil. Schrift, zum Trost eines jeden unschuldig leidenden Christen zusammengetragen, herausgekommen ist.

Betel bezeichnet ursprünglich in Ostindien eine rebenartige Pflanze, welche zum Pfeffergeschlecht gehört. Merkwürdig ist diese Pflanze deßwegen, weil sie einer Mischung von Substanzen den Namen gegeben hat, welche in jenen Ländern sehr häufig gekauet wird, und deren Hauptbestandtheile besonders aus den Blättern der Betelpflanze (piper – betel L.) bestehen. Selbige werden mit Tabaksblättern, gelöschtem Kalke, welcher den vierten Theil der ganzen Substanz ausmacht, und mit der Arecanuß, welche die Hälfte des Ganzen liefert, und eine große Quantität Gallsäure enthalten soll, zusammengesetzt. Diese Mischung dient, wie schon gesagt, den Einwohnern der Aequinoctialländer zum Kauen. Männer und Weiber von allen Ständen führen dieselbe, wo sie gehen und stehen, in einer besondern Büchse bei sich, und bedienen sich derselben unaufhörlich, wie man sich etwa in Europa des Schnupftabaks bedient. So reichen sich die Ostindier die Betelbüchse, wie die Europäer die Tabaksdose, einander zum Zeichen der Freundschaft dar; auch darf der Geringere den Vornehmern nicht anreden, bevor er nicht Betel gekaut hat. Das Betelkauen überhaupt in gewissen Fällen unterlassen, wird für grobe Unhöflichkeit gehalten. Uebrigens stärkt der Gebrauch des Betels auf eine besondere Weise die Speicheldrüsen und die Verdauungswerkzeuge, so wie er überhaupt die Hautausdünstung vermindert und dadurch der Schwächung vorbeugt, welche in den heißen Ländern aus der zu häufigen Ausleerung des Schweißes zu entstehen pflegt. Der Betel färbt nicht allein den Speichel, sondern auch die Excremente backsteinroth und zerfrißt, bei zu häufigem Gebrauche, die Zähne, so daß diejenigen Personen, die sich dessen für gewöhnlich bedienen, schon im dreißigsten Jahre der Zähne beraubt zu seyn pflegen.

Bethlehem (im jüdischen oder gelobten Lande, Palästina), ehemals eine Stadt, jetzt ein Dorf, etwa eine Meile im Süden von Jerusalem, in einer schönen Gegend, auf dem Gipfel eines kleinen Gebirgs, auf welchem man einer reizenden Aussicht genießt. Es hat nach einigen bloß ein Kloster und ein altes Gebäude, nach andern aber 300 Häuser und 2400 Einwohner. Die dort wohnenden Christen und Armenier verfertigen Crucifixe und Rosenkränze für die Pilgrimme. Auch wird daselbst ein guter weißer Wein gebaut. Das dortige Kloster, in welchem sich Franken, Griechen und Armenier befinden, ist von bedeutendem Umfange. Neben demselben liegt eine Grotte, in welcher Jesus geboren seyn soll.

Betrug. Die vorsätzliche Erweckung einer irrigen oder unrichtigen Vorstellung bei einem Menschen, um ihn zu einem Entschlusse zu bestimmen, heißt ein Betrug. Da durch eine solche vorsätzliche Erweckung unrichtiger Vorstellungen der andere geradezu gegen seine Bestimmung behandelt und dadurch seiner Persönlichkeit gänzlich entsetzt und zu einer bloßen Sache herabgewürdigt wird; so geht daraus schon von selbst hervor, daß es gegen alle Sittlichkeit ist, sich irgend eines Betruges zu Schulden kommen zu lassen. Wenn ein solcher

Betrug unter Personen, die einen Vertrag mit einander schließen, begangen wird; so versteht es sich übrigens von selbst, daß dadurch dem Naturrechte nach, für denjenigen, der den Betrug verübt, kein Recht erworben wird, obgleich die positiven Gesetze dem Betruge, wenn er nur nicht gegen die Formalien verstößt, nicht immer zu steuren im Stande sind. Darf man aber zum voraus setzen, daß der Betrogene den Betrug hätte wissen können, und dessen ungeachtet den Vertrag eingegangen ist; so muß, den positiven Gesetzen zufolge, der Betrogene diesen Vertrag zu seinem Schaden erfüllen, obgleich auch hier die Gesetze einer reinen Moralität gegen den Betrüger und für den Betrogenen sprechen dürften. Je weniger nun also, wie hieraus erhellt, die bürgerlichen Gesetze, ihrer innern, nothwendigen Gebrechlichkeit wegen, im Stande sind, dem Betruge, der sich unter unendlichen Formen zu zeigen pflegt, Einhalt zu thun, desto mehr soll der rein moralische Sinn des Menschen einen Abscheu vor allem demjenigen haben, was dazu beitragen könnte, seine Nebenmenschen zu täuschen, wie denn derjenige die höchste Stufe der Moralität erstiegen hat, der im Stande ist, selbst da großmüthig von seinen Rechten abzustehen und sich desselben zu begeben, wo er, und zwar, ohne mit Vorsatz getäuscht zu haben, den positiven Gesetzen zufolge aus dem Irrthum eines Dritten Vortheil ziehen könnte. Aber der Betrug ist nicht allein aus höhern Moralprincipien als gänzlich unerlaubt darzustellen, sondern er verbietet sich auch höchst bedingt durch sich selbst wegen der schädlichen Beziehungen, welche er auf den Betrüger selbst zurückwirken läßt. Wenn daher auch der Mensch im Stande wäre, von den Vortheilen eines momentanen Nutzens geblendet, dem Betruge zu fröhnen; so ist dieser Nutzen doch wirklich nur absolut scheinbar, und es kann dabei nicht fehlen, daß der Betrüger spät oder früh alle Früchte seiner boßhaften Bemühungen einbüßen, und das Opfer der Folgen werde, die ein jeglicher Betrug unausbleiblich nach sich ziehen muß. Auch darf man sich durch das bekannte Sprichwort nicht täuschen lassen, daß der Zweck das Mittel heilige. Denn wenn wir einmal eine Theorie aufstellen wollen; so muß auch das Gebiet derselben so unbegrenzt als möglich angegeben und in demselben durchaus keine Ausnahme gestattet werden. Dem zufolge müssen wir jeglichen Betrug, selbst wenn dadurch ein Staat vom Untergange gerettet werden könnte, in der Theorie der Moral als unerlaubt betrachten, und ihn geradezu als ein Verbrechen an der ewig heiligen Wahrheit bezeichnen. So z. B. können wir uns hier nicht enthalten, ein Factum aus der Geschichte anzuführen, welches mehr als jedes andere Beispiel zeigen kann, daß die Historiker aller Zeiten bei Beurtheilung der Weltgeschichte nicht eben der strengsten Moral sich beflissen haben. Wem ist der Sieg Hermanns über den Varus unbekannt, und wer weiß nicht, daß Hermann diesen Sieg nicht der Tapferkeit, nicht der Ausdauer, nicht der überlegenen Kriegswissenschaft der Deutschen, sondern einzig und allein einem eigentlichen Betruge zu verdanken hatte? Vom Varus als Freund aufgenommen, von ihm mit der innigen Hingebung eines Bruders in alle seine Geheimnisse eingeweiht, mißbrauchte Hermann dessen Gutmüthigkeit, die uns um so mehr für letztern einnimmt, als sie gänzlich von jeglichem, in dem gegebenen Falle so verzeihlichen Argwohne entfernt war, dergestalt, daß er den Varus, der ihm, wie ein Bruder dem andern vertraute, in einen Hinterhalt lockte, wo sein und seiner ganzen Armee Verderben auf ihn wartete. Möge immerhin

die Weltgeschichte wegen dieser Verrätherei dem Hermann die Siegeskrone zuerkennen; wir können unserm Gefühle nicht widerstreben, und müssen dem zufolge gestehen, Hermann habe an seinem Freunde, der ihn mit Edelmuth und Offenheit aufgenommen und als Freund an seinen Busen geschlossen, als ein Verräther gehandelt. Pq.

Betrug der Sinne. Wenn wir sagen, die Sinne trügen uns, so kann das keine andere Bedeutung haben, als, sie veranlassen uns zu einem Irrthume oder zu einem falschen Urtheile über die Beschaffenheiten der Dinge. Allein wir sind es selbst, die uns durch das übereilte Urtheil täuschen, welches wir über diejenigen Dinge fällen, von denen uns die Sinne benachrichtigen. Die Sinne thun weiter nichts, als daß sie uns die Eindrücke überliefern, welche sie empfangen, und zwar auf dieselbe Weise, wie sie sie empfangen. Wir aber setzen entweder zu diesen Eindrücken etwas hinzu, was uns nicht von ihnen überliefert worden ist, oder wir nehmen in Gedanken etwas davon ab. In beiden Fällen liegt es also an uns, wenn unser Urtheil nicht mit dem Gegenstande äußerlich übereinstimmt. Man sieht z. B. in der Dämmerung einen Baum für einen Menschen an, und scheut sich alsdann nicht, das Auge eines Betrugs zu beschuldigen. Allein wenn wir nicht mehr in unser Urtheil aufgenommen hätten, als was uns wirklich durch die Sinne überliefert worden wäre, so würden wir bloß haben sagen müssen, daß der Gegenstand, den wir gesehen, uns ein Baum geschienen hätte. Daher sagt Kant sehr bestimmt: „man sagt zwar richtig, daß die Sinne nicht irren; aber sie irren sich nicht, nicht darum, weil sie jederzeit richtig urtheilen, sondern darum, weil sie gar nicht urtheilen. Daher sind Wahrheit sowohl als Irrthum, mithin auch der Schein als die Verleitung zum letztern, nur im Urtheile, d. h. nur in dem Verhältnisse des Gegenstandes zu unserm Verstande anzutreffen.“ An einem andern Orte drückt sich dieser Schriftsteller also aus: „die Wahrnehmung der Sinne (empirische Vorstellungen mit Bewußtseyn) können auch innere Erscheinungen heißen. Der Verstand, der hinzukommt, und sie unter eine Regel des Denkens verbindet (Ordnung in das Mannichfaltige hineinbringt), macht allererst daraus empirische Erkenntnisse, d. h. Erfahrung.“ Es liegt also an dem, seine Obliegenheit vernachlässigenden Verstande, wenn er keck urtheilt, ohne zuvor die Sinnenvorstellungen nach Begriffen geordnet zu haben, und dann nachher über die Verworrenheiten derselben klagt, die der sinnlichen Natur des Menschen zu Schulden kommen müssen. Dieser Vorwurf trifft sowohl die ungegründete Klage über die Verwirrungen der äußern als der innern Vorstellungen durch die Sinnlichkeit.

Bettelmönche, s. Orden (geistliche).

Bettinelli (Xavier), einer der berühmtesten italiänischen Literatoren des achtzehnten Jahrhunderts, geboren zu Mantua 1728. Nachdem er unter den Jesuiten in seinem Vaterlande und zu Bologna studirt hatte, trat er 1736 in das Noviciat dieses Ordens. Er machte darin einen neuen Studiencursus, und lehrte dann von 1739 bis 1744 die schönen Wissenschaften zu Brescia, wo der Cardinal Quirini, der Graf Mazzuchelli, der Graf Duranti und andere Gelehrte eine glänzende Akademie bildeten. Er fing an, sich hier durch einige für die scholastischen Uebungen abgefaßte Poesien bekannt zu machen. In Bologna, wohin er, die Theologie zu studiren, gegangen war, fuhr er fort, sein dichterisches Talent auszubilden, und schrieb für das Theater des Collegiums seine Tragödie **Jonathan**. Hier fand er

ungleich mehr Gelehrte und Literatoren als in Brescia. Das von dem Grafen Marsigli gestiftete Institut, die clementinische Zeichenakademie, die Schule des als Dichter und Astronomen berühmten Manfredi, der steigende Ruf seiner kenntnißreichen und geistvollen Schüler, eines Zanotti, Algarotti u. A., zogen damals die Augen der gelehrten Welt auf Bologna. Mitten in diesem Verein, in welchen er Eingang fand, vollendete Bettinelli seine Bildung, und erreichte sein dreißigstes Jahr. Im Jahre 1748 ging er nach Venedig, wo er die Rhetorik lehrte. Man sieht aus einigen seiner versificirten Episteln, daß er hier mit allem, was die Republik damals ausgezeichnetes besaß, durch Freundschaft verbunden war. Seine Vorgesetzten bestimmten ihn für die Beredsamkeit; aber die Schwäche seiner Brust zwang ihn, darauf Verzicht zu leisten. Die Direction des adeligen Collegiums zu Parma wurde ihm im Jahre 1757 anvertraut; er leitete hier besonders die historischen und poetischen Studien und die Theaterübungen. Acht Jahre verweilte er daselbst, während welcher er, theils in Geschäften seines Ordens, theils zu seinem Vergnügen, mehrere Städte Italiens besuchte. Im Jahre 1755 machte er eine längere Reise; er besuchte Deutschland und einen Theil von Frankreich in Begleitung zweier junger Prinzen von Hohenlohe, deren Erziehung ihm anvertraut war. Im folgenden Jahre machte er mit dem ältern derselben eine Reise nach Paris, während welcher er seine berühmten Lettres de Virgile schrieb, die er nachher mit seinen, Frugoni's und Algarotti's reimlosen Versen in Venedig drucken ließ. Die geistreichen durchgeführten literarischen Meinungen in diesen Briefen gegen die beiden großen Lichter der italiänischen Dichtkunst, und besonders gegen Dante, machten ihm viele Feinde, und was das unangenehmste für ihn war, veruneinigte ihn mit Algarotti. Da er von Frankreich mehr als Paris kennen lernen wollte, machte er einige Reisen in die Normandie und andere Provinzen; besonders ging er nach Lothringen an den Hof des Königs Stanislaus, von wo er sich nach Lyon und weiter nach Délices bei Genf begab, wo er Voltaire besuchte, der ihm eine Ausgabe seiner Werke schenkte, und dieses Geschenk mit folgenden Versen begleitete:

Compatriote de Virgile,
Et son secrétaire aujourd'hui,
C'est à vous d'ecrire sous lui:
Vous avez son ame et son style.

Von Genf, wo er Tronchin zu Rathe zog, begab er sich nach Marseille, von da nach Nimes, und kehrte über Genua nach Parma zurück, woselbst er 1759 ankam. In demselben Jahre machte er eine Reise nach Venedig, und von da nach Verona, in der Absicht, sich hier niederzulassen. Er verblieb daselbst bis 1767, beschäftigte sich mit Predigen und Unterricht, und bekehrte, wie Pindemonte in seiner Poesie campestri sagt, die Jugend in der Kirche zu Gott, und in seinem Hause zum guten Geschmack. Er befand sich seit einigen Jahren zu Modena, und war daselbst zum Professor der Beredsamkeit ernannt worden, als 1773 der Jesuiterorden in Italien aufgehoben wurde. Jetzt kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er seine literarischen Arbeiten mit erneutem Eifer wieder vornahm. Er gab mehrere Werke heraus, unter denen verschiedene waren, durch die er auch die Gunst der Frauen sich zu erwerben suchte, namentlich seinen Briefwechsel zwischen zwei Frauen, seine Briefe an Lesbia über die Epigrammen, und endlich seine vierundzwanzig Gespräche über die

Liebe. Er hatte sie 1796 eben herausgegeben, als der Krieg allenthalben in Italien ausbrach, und die Belagerung Mantua's durch die Franzosen ihn nöthigte, die Stadt zu verlassen. Er ging nach Verona, und trat hier in die vertrauteste Freundschaft mit dem Cavalier Hippolyto Pindemonte, trotz der Verschiedenheit ihres Alters. Als sich 1797 Mantua ergeben hatte, kehrte er dahin zurück, und widmete sich, obwohl er bereits ein Achtziger war, seinen gewohnten Arbeiten. Im Jahre 1799 begann er eine vollständige Ausgabe seiner Werke, welche 1801 zu Venedig beendigt ward, und aus 24 Duodezbänden besteht. Noch als ein Greis von neunzig Jahren behielt er die Fröhlichkeit und Heiterkeit seines Geistes, und starb endlich den 13ten September 1808 nach einer vierzehntägigen Krankheit mit der Fassung eines Philosophen und den Empfindungen eines religiösen Mannes. Wir schließen mit einer Aufzählung seiner Werke in der Ordnung, die er selbst ihnen angewiesen hat. I. Raggionamenti filosofici, con anotazioni (2 Bände); ein unbeendigtes Werk, in welchem der Verfasser den Menschen unter allen Beziehungen darstellen wollte. II. Dell' entusiasmo delle belle lettere (2 Bände), von geringem Werthe. III. Acht Dialoghe d'amore (2 Bände); die dem letzten angehängte Lobrede auf Petrarca gehört zu den schönsten Stücken des Verfassers. IV. Risorgimento negli studi, nelle arti e ne' costumi dopo il mille (3 Bände); ein zwar nur oberflächliches Werk, dem es jedoch nicht an neuen und richtigen Ansichten fehlt. V. Delle lettere e delle arti Mantovane, lettere ed arti Modonesi etc. (1 Band); literarischen Inhalts. VI. Lettere dieci di Virgilio agli Arcadi (1 Band); dasjenige von Bettinelli's Werken, welches das meiste Aufsehen machte. Ihnen folgen in diesem Bande Lettere d'un Inglese ad un Veneziano, die sich ziemlich unbestimmt über mancherlei literarische Gegenstände verbreiten. VII. Lettere italiane d'una dama alla sua amica sulle belle arti; und Lettere d'una amica etc. (3 Bände). VIII. Poesie (3 Bände), enthalten sieben poemetti, sechzehn Briefe in Versen, Sonette, Canzonen u. s. w. Ohne sich darin als großen Dichter zu zeigen, erscheint der Verfasser immer als ein eleganter und geistreicher Dichter. Voran geht eine sehr gute Abhandlung über die italiänische Poesie. IX. Tragedie, fünf an der Zahl in 2 Bänden, nebst einer Abhandlung über die italiänische Tragödie, einigen Briefen u. s. w. X. Lettere a Lesbia Cidonia sopra gli epigrammi (2 Bände); endlich XI. ein Versuch über die Beredsamkeit, nebst einigen Briefen, Gesprächen u. s. w. (2 Bände)

Beurtheilung überhaupt ist die Bestimmung der Wahrheit nach Gründen. Diese Gründe rühren nun entweder her von der Wahrheit des Gegebenen, aus welchen man schließen will, oder es sind Folgen, welche bei Voraussetzung des Gegebenen gezogen werden. Das Gegebene selbst, in so fern dergleichen Folgen daraus gezogen werden, liefert die Beurtheilungsgründe. Diese sind zweierlei: Beweisgründe der einen oder der andern Meinung (rationes dubitandi), oder Entscheidungsgründe (rationes decidendi). Die Beweisgründe der streitenden Meinungen (rationes dubitandi), sind entweder einseitig (unilaterales), wenn sie nur auf eine Meinung passen, oder zweiseitig (bilaterales), wenn sie für die eine Meinung sowohl, als für die andere angeführt werden können. Entscheidungsgründe heißen diejenigen, welche beweisen, welche von zwei angeführten rationibus dubitandi vorgezogen werden müssen. Diese Entscheidung kann nur auf zweierlei Weise

geschehen: einmal, wenn man einen höhern Grund angibt, woraus erhellt, welcher von zwei einseitigen Beweisgründen dem andern vorzuziehen sey, oder, zweitens, wenn man unter zwei streitenden Gründen den einen widerlegen kann, wodurch also der Vorzug des einen vor dem andern erwiesen wird. Die erstern können höhere oder positive Entscheidungsgründe, die andern aber widerlegende Entscheidungsgründe genannt werden. Es wird aber die Beweiskraft eines gegebenen Beweisgrundes widerlegt, wenn entweder klar gemacht wird, daß ein solcher gegebener zweiseitiger Beweisgrund nur einseitig sey, und also für die eine Meinung allerdings beweise, aber auf die andere überhaupt, oder wegen besonderer subjectiven Umstände gar nicht passe. Kann man aber den Beweisgrund selbst seinem Inhalte nach widerlegen, nämlich, kann man beweisen, daß dasjenige, was darin als geschehen oder sonst als Wahrheit angenommen wird, nicht wahr sey, so braucht es weiter keiner Entscheidung, man müßte denn ad hominem weiter fortschließen wollen. Weil aber doch eine zweifelhafte Frage auch dadurch ausgemacht werden kann, so sieht man, daß solche Widerlegungsgründe zu beiden Classen, nämlich zu den Gründen von der Wahrheit des Gegebenen und zugleich auch zu den Entscheidungsgründen, gehören. — Im Naturrechte rechnen einige das Recht der Beurtheilung unter die Majestätsrechte. Da ist es nämlich das Recht, einen einzelnen Fall unter das Gesetz zu subsumiren und zu bestimmen, ob er in demselben bestimmt sey oder nicht. Dieses Recht, sagen sie, ist nicht in der richterlichen Gewalt begriffen, denn diese hat nur das Recht, einen bestimmten Fall zu beurtheilen, und dies ist nur ein Theil der beurtheilenden.

Beutel ist bei den Türken die Summe von 500 Löwenthalern, oder 250 Laubthalern, und wird darum so genannt, weil alles Gold und Silber, das in den Schatz des Serails kommt, in lederne Beutel gethan wird.

Bevölkerung. Unsere Erde enthält 9,288,000 Quadratmeilen, wovon zwei Drittheile mit Wasser bedeckt sind. Es bleiben demnach über drei Millionen festes Land. Rechnet man nun, daß jede Quadratmeile 3000 Menschen ernähren kann; so könnten 9000 Millionen Menschen auf der Erde leben. Wenn wir nun aber hiervon Wüsten, Steppen, Moräste, Waldungen und Eisländer abrechnen; so müssen wir dennoch annehmen, daß, selbst nach diesem Abzuge, wenigstens 3000 Millionen darauf wohnen könnten. Gleichwohl zählt man nur gegen 1200 Millionen, nämlich in Asien 650, in Afrika 150, in Amerika 150 und in Europa 160 Millionen. Die Bevölkerung der ganzen Erde könnte also beinahe um das dreifache größer seyn. Welch ein Unterschied unter der Bevölkerung der einzelnen Länder unter sich selbst herrscht, davon zeigt Rußland und Frankreich. Jenes hat auf einem Flächenraum von 337,746 Q. M. nicht mehr als 36,400,000 Einwohner (die neuern Acquisitionen ungerechnet); Frankreich hingegen auf einem Flächenraume von 17,122 Q. M. 40,202,000 Einwohner. Die Bevölkerung steht demnach in Rußland mit dem Umfange des Gebiets im offenbarsten Mißverhältnisse, welches durch alle Colonisten nicht hat können aufgehoben werden. Zum Theil mag das Clima und der Boden des Landes allerdings die Schuld davon tragen, zum Theil liegt aber auch jener Mangel an Einwohnern in der Politik.

Bevölkerungspolitik. Die Vergrößerung der Volksmenge in einem Lande hängt lediglich ab von den Gesetzen der Sicherheit,

der Freiheit und des Unterhalts in demselben. Die Hülfe der Regierung wird nicht erfodert, um zunächst die Fortpflanzung zu befördern, sondern bloß um Ueberfluß an Nahrungsmitteln, Sicherheit und Freiheit zu verschaffen. Hinlänglichkeit der Nahrungsmittel wird durch Begünstigung und Unterstützung des Ackerbaues und der productiven Menschenclasse bewirkt. Die Weisheit der Gesetze muß für Sicherheit des erworbenen Eigenthums sorgen und den Menschen die Freiheit sichern, den größtmöglichsten Vortheil von ihren erworbenen Gütern zu ziehen. Dies kann, dem Anscheine nach, nicht besser erreicht werden, als indem man die erdenklichste Handelsfreiheit gestattet, und dieser auch nicht den allergeringsten Zwang auferlegt. Es versteht sich übrigens von selbst, daß eine solche allgemeine, uneingeschränkte Handelsfreiheit nur in dem Maße anwendbar seyn dürfte, als sämmtliche mit dem Erdtheil Europa verbundene Staaten eben denselben Grundsatz annehmen und zur Ausführung bringen würden. Es steht demnach zu erwarten, daß die europäischen Regierungen endlich den Vortheil einsehen lernen werden, der ihnen aus einer allgemeinen, von jeder Einschränkung entbundenen Handelsfreiheit erwachsen dürfte. Uebrigens aber ist es ausgemacht, daß keines von den oben angeführten Gesetzen allein, sondern alle zusammengenommen, die erwünschte Wirkung, in Absicht auf die Bevölkerung, hervorbringen werden. So ist es z. B. möglich, daß ein Land einen Ueberfluß an Nahrungsmitteln hat, aber die Bevölkerung desselben kann durch andere Umstände dessen ungeachtet gehindert werden. Im Allgemeinen dürfte es zur Aufnahme der Bevölkerung als unumstößlicher Grundsatz anzunehmen seyn, daß Wohlhabenheit und Erwerbung eines Eigenthums das erste und sicherste Mittel zur Bevölkerung sey. Um nun auch in die Einzelnheiten einzugehen, die der Bevölkerung förderlich seyn könnten, müssen wir vornehmlich folgende Punkte namhaft machen: 1. Beförderung und Erleichterung der Ehen. Die Anzahl derselben in einem jeglichen Lande verhält sich zu der Zahl der Einwohner in der Regel wie 175 zu 1000. Ueberhandnehmender Luxus, unverhältnißmäßig große Heere und Sclaverei erschweren die Ehe. Die Ehelosigkeit (Cölibat) der catholischen Geistlichen ist hier ebenfalls in Betrachtung zu ziehen. 2. Gute Anstalten für Gebärende (Hebammeninstitute). 3. Polizeiliche Aufsicht über Kinderkrankheiten, wohin insbesondere die Schutzpockenimpfung, als der wichtigste Gegenstand für die Bevölkerung, ferner Ammenanstalten, Findelhäuser und Hospitäler zu rechnen seyn dürften. 4. Belebung des Ackerbaues, der Viehzucht und der Industrie durch möglichste Begünstigung der Ausfuhr und Verminderung der öffentlichen Lasten. 6. Die zweckmäßigste Vertheilung dieser Lasten, auf welchen Gegenstand die erdenklichste Sorgfalt zu verwenden, und nicht allein von dem Grundsatze, daß bloß der Reiche die sämmtlichen Lasten zu tragen habe, auszugehen seyn dürfte. 6. Gewissensfreiheit. 7. Naturalisation der Ausländer, die sich in einem Lande niederlassen wollen. 8. Verhinderung allzugroßen Anwachses der Städte. Man nimmt an, daß auf dem Lande der vierzigste, in kleinen und mittlern Städten der 32ste, in großen Städten der 28ste, und in den größten Städten der 24ste Mann sterbe. 9. Gehörige medicinische Polizei zur Verminderung der Mortalität, welche durch Vorsorge für gesunde und unverfälschte Nahrungsmittel, durch Hemmung des zu starken Gebrauchs des Branntweins, durch Vorbeugung bei epidemischen Krankheiten, durch Verbot der Begräbnisse in den Kirchen und solcher Gewerbe in den Städten, wo-

durch die Luft vergiftet wird, durch Sorge für reines, gesundes Wasser, Unterdrückung ärztlicher Pfuscher u. s. w. bewirkt werden dürfte. 10. Zweckmäßige Sicherheitspolizei. Diese steht durch Aufhebung von Bettlern und Vagabonden, Verbot der Hazardspiele, des Lotto's, der Leibrenten und Tontinen zu bewirken. Um übrigens hundert erwachsenen Personen das Nothdürftige zu verschaffen, rechnet man die Arbeit von 25 Personen, welches also ein Verhältniß von eins zu vier gibt. Auf eine Million Einwohner rechnet man übrigens 24,000 Mann Soldaten.

Bewahrungsanstalten sind Erziehungsinstitute für Kinder vom zweiten bis sechsten Lebensjahre, in denen, nächst der bessern körperlichen Wartung und Pflege durch wohleingerichtete Umgebungen, planmäßig anregende Gegenstände der Anschauung und geflissentliche Abwehrung aller Anlässe zu üblen Eindrücken, für eine freie Entwickelung der kindlichen Anlagen zum Guten gesorgt und dem Schulunterrichte zweckmäßig vorgearbeitet werden soll. Wenn man die Menge von Waisen, Findlingen und Kindern armer oder unverständiger Aeltern bedenkt, welche in den ersten Lebensjahren verwahrloset werden und an Leib und Seele verkrüppeln, so muß man solche Anstalten für ein dringendes Bedürfniß des Staates und der Menschheit erklären, dem die Findelhäuser, bei ihrer bisherigen Einrichtung und Verwaltung, nicht hinlänglich abhelfen konnten. **Wolke** hat die Idee der Bewahrungsanstalten in seiner kurzen Erziehungslehre (Leipzig 1805) zur Sprache gebracht; in der Ausführung derselben ist uns nur das von der menschenfreundlichen Fürstin **Pauline** zu **Detmold** errichtete Bewahrinstitut, in dem die gebildetsten Damen sichs zur Freude machen, abwechselnd die Aufsicht zu führen, und der Versuch des M. **Heinze** in Leipzig bekannt. Als ein Seminar für dergleichen Institute und für die Verbesserung der häuslichen Erziehung überhaupt ist die von dem Pastor M. **Wiebig** zu Freiberg 1806 angefangene und mit seltener Uneigennützigkeit und Menschenliebe fortgesetzte **Unterrichtsanstalt für angehende Kinderwärterinnen** zu betrachten. E.

Bewegliche Feste heißen diejenigen christlichen Feste, die nicht immer auf einen und denselben Monatstag fallen, nämlich Ostern und alle, deren Bestimmung von Ostern abhängt, wie Fastnacht, der Charfreitag, grüne Donnerstag, der Himmelfahrtstag, Pfingsten. Dagegen sind die Marientage, der Michaelistag, Weihnachten u. a. unbewegliche Feste, denn sie fallen jedesmal auf denselben Monatstag.

Bewegung eines Körpers ist die Veränderung seiner äußern Verhältnisse im Raume. Alle Veränderungen in der ganzen Natur oder doch in der ganzen Körperwelt beruhen auf der Bewegung, ohne welche alles todt und unwirksam wäre. Bewegung ists, die in den organischen Reichen der Schöpfung Leben hervorbringt, und auch die unorganischen Körper in Thätigkeit erhält. Zwar sind uns die Natur und der Ursprung der Bewegung unbekannt, wohl aber lassen sich die Gesetze erkennen, nach denen sie erfolgt. Von der Bewegung der Körper in ihrem Raume überzeugt uns bloß die Erfahrung. Sehen wir, daß ein Körper seine äußeren Verhältnisse in demselben ändert, so schließen wir, daß er sich bewege; sein Beharren in denselben Verhältnissen nennen wir Ruhe. Bei Wahrnehmung veränderter Lagen oder Verhältnisse der Körper pflegt man sich oft zu täuschen, und Ruhe und Bewegung zu verwechseln. So scheinen von einem schnell [illegible]nden Kahne aus die Ufer und die darauf befindlichen Gegenstände

in Bewegung, der Kahn aber in Ruhe zu seyn. So leicht es in diesem Falle ist, den Irrthum gewahr zu werden, so schwer ist es in andern gewesen, so daß Jahrtausende dazu gehört haben, die Täuschung zu enthüllen, z. B. in dem Verhältniß der Erde zu der Sonne. — Bei jeder wirklichen Bewegung sind sieben verschiedene Umstände zu betrachten, nämlich die Ursache derselben, der bewegte Körper selbst, die Richtung seiner Bewegung, sein durch dieselbe zurückgelegter Weg, wenn die Bewegung wirklich den Ort veränderte, die Zeit, worin dies geschah, die Geschwindigkeit und endlich die Größe der Bewegung. Was die Ursache der Bewegung betrifft, so ist dieselbe in ein vielleicht nie aufzuhellendes Dunkel gehüllt. Wir schließen mit Recht, daß eine Kraft vorhanden seyn müsse, deren Wirkung die Bewegung ist; wir sehen diese Kraft selbst in den Muskeln der Thiere und Menschen; wir nehmen ferner wahr, daß ein in Bewegung gesetzter Körper einen andern ebenfalls in Bewegung setzen kann, daß die Planeten sich bewegen, daß ein Stein aus der Luft sich zur Erde niederbewegt u. s. w. Allein was diese Kraft sey, ihr Wesen und ihre Beschaffenheit kennen wir nicht weiter. Das Wort Kraft ist also bloß die Bezeichnung einer Ursache, von der wir nichts weiter wissen, als daß sie vorhanden ist. Der bewegte Körper selbst, oder vielmehr die Masse kommt bei der Bewegung darum in Betracht, weil von der Menge der Masse die Größe der Bewegung abhängt. Doppelt so viel Masse zu bewegen, erfodert doppelt so viel Kraft. Die Richtung der Bewegung eines Körpers ist die Linie nach der Gegend hin, nach welcher ein bewegter Punkt entweder seinen ganzen Weg hindurch oder an einer einzelnen Stelle desselben fortgeht. Wenn sich alle Punkte eines Körpers durchaus auf gleiche Weise bewegen, so braucht man nur die Bewegung eines einzigen Punktes zu betrachten. Die durch die Bewegung dieses Punktes beschriebene Linie ist der Weg oder die **Bahn** des bewegten Körpers. Ist die Bahn geradlinicht, so gibt sie selbst die Richtung der Bewegung an; ist sie krummlinicht, so wird die Richtung an jeder Stelle durch die Tangente der krummen Linie an dieser Stelle bestimmt. Diese Tangente geht nämlich nach der Gegend hin, nach welcher der bewegte Punkt an dieser Stelle auch geht und zu gehen fortfahren würde, wenn er hier mit einem Male aufhörte, seine Richtung zu ändern. — Bewegen sich nicht alle Punkte eines Körpers auf gleiche Weise, so muß die Bewegung eines jeden Punktes für sich selbst betrachtet werden, und aus diesem Grunde kann man jede Bewegung als Bewegung eines Punktes betrachten. Unter Raum der Bewegung versteht man die Länge seines durch die Bewegung zurückgelegten Raumes. Da nun immer die Bewegung von Punkten betrachtet wird, so ist dieser Raum allezeit eine Linie, und hierdurch wird die Betrachtung der Bewegung geometrisch. Zeit wird zu jeder, auch der kleinsten Bewegung erfodert. Aus der Vergleichung des Raums, den ein Körper durchläuft, und die Zeit, die er dazu braucht, ergibt sich die Geschwindigkeit seiner Bewegung. Ein Körper bewegt sich geschwinder als ein anderer, wenn er in derselben Zeit einen größern Raum, oder denselben Raum in kürzerer Zeit durchläuft. Bei der Größe der Bewegung kommt außer der Geschwindigkeit noch die Menge der bewegten Masse in Betracht. Zwei Pfund bewegen ist doppelt so viel, als ein Pfund mit derselben Geschwindigkeit bewegen. Einen Körper mit der Geschwindigkeit 2 bewegen, ist auch doppelt so viel, als eben denselben mit der Geschwindigkeit 1 bewegen. Hieraus erhellt dann, daß z. B. zwei Pfund mit der Geschwindigkeit

3 bewegen, sechs Mal so viel sey, als ein Pfund mit der Geschwindigkeit 1 fortführen. Die Bewegung ist in mehr als einer Hinsicht verschieden. In Rücksicht auf die Veränderung der Lage, aus welcher man sie erkennt, ist sie entweder absolut oder relativ. Wenn ein Körper aus einem Raume in den andern übergeht, so heißt dies seine absolute Bewegung; relativ hingegen ist sie, wenn dadurch die Lage eines Körpers gegen einen oder mehrere andere verändert wird, wobei man die letztere gleichsam als ruhend betrachtet. In Rücksicht auf die Veränderung der Länge ist die Bewegung ferner entweder gemeinschaftlich oder eigen, endlich entweder scheinbar oder wirklich. — In Rücksicht auf die Kräfte oder Ursachen, welche die Bewegungen hervorbringen, ist dieselbe theils einfach, theils zusammengesetzt; ersteres, wenn sie nur von einer einzigen oder von mehreren Kräften nach einerlei Richtung bewirkt wird, letzteres aber, wenn mehrere Bewegungen zusammenkommen, deren verschiedene Richtungen Winkel mit einander machen. In Hinsicht auf die Richtung ist die Bewegung entweder gerad, oder krummlinicht; endlich in Hinsicht auf die Geschwindigkeit entweder gleichförmig oder verändert. Die veränderte Bewegung ist entweder beschleunigt oder vermindert, und die beschleunigte wieder entweder ungleichförmig oder gleichförmig beschleunigt.

Beweis, im psychologischen Verstande, ist die Anwendung des Verstandes und der Vernunft zur Hervorbringung der Ueberzeugung bei uns und Andern. Das Mittel dazu sind die Gründe und ihre Verknüpfung. Im logischen Verstande ist ein Beweis die Herleitung eines Satzes oder einer Wahrheit aus unbezweifelten Gründen in gehöriger Verknüpfung; denn der Verstand ist unbestechlich, und theilt seinen Beifall nur nach Beschaffenheit seiner Einsicht in die Evidenz einer Wahrheit aus, und diese kann nur durch wahre Gründe des Beweises bewirkt werden. Ein Grund heißt wahr, wenn er den Gesetzen des Denkens gemäß ist und jede Prüfung der Vernunft aushalten kann. Das Gegentheil hiervon ist ein falscher Grund. Ein wahrer Grund muß seiner Natur nach in jedem denkenden Wesen bloß dadurch, daß er gedacht wird, den Beifall hervorbringen. Das Fürwahrhalten aus wahren Gründen heißt Ueberzeugung. Diejenigen Nebensätze, aus welchen die Wahrheit eines Hauptsatzes eingesehen wird, heißen Beweisgründe (argumenta), und derjenige Satz, worauf bei dem ganzen Beweise alles ankommt, heißt der Hauptgrund (nervus probandi). Alle Beweise werden durch Schlüsse geführt, oder können doch in solche aufgelöset werden; denn vermittelst der Schlüsse wird die Wahrheit eines Satzes aus andern Gründen erkannt. Die Richtigkeit eines Beweises beruht daher auf der Wahrheit und Richtigkeit der Vordersätze, und auf der Richtigkeit ihrer Verknüpfung nach logischen Regeln. Man fängt hierbei entweder von dem Schlußsatze oder dem Satze, den man beweisen will, an, löset denselben in zwei Vordersätze auf, und jeden von diesen wiederum in seine Vordersätze, so lange bis die Vordersätze keiner fernern Auflösung bedürfen; oder man fängt bei den Vordersätzen an, und läßt den Schlußsatz zuletzt folgen. Das erstere ist die analytische Art zu beweisen, das andere die synthetische. Man hat lange Zeit geglaubt, die analytische Art zu beweisen sey die einzige, und hat sie daher auch fast nur allein in der Vernunftlehre angewandt. Ungleich natürlicher aber ist es, wenn man von den Vordersätzen nach der synthetischen Beweisart ausgeht, weil man versichert seyn kann, daß sich ein Schlußsatz werde ziehen lassen, so oft man zwei Vordersätze hat, die sich zu einer

Schlußrede schicken. Die Mathematiker fangen daher gewöhnlich bei dem Untersatze an, welcher in der ersten Figur allemal bejahend ist. Sie suchen auf, was sie von dem Prädicate desselben wissen, und bejahen oder verneinen es sogleich auch von dem Subjecte. Diese Schlußsätze stellen sie aufs neue als Untersätze auf, und finden auf gleiche Art wiederum Obersätze dazu, um neue Schlußsätze ziehen zu können. Die Beweise a priori entstehen, wenn die Ueberzeugung, welche durch den Beweis hervorgebracht wird, als ein Product aus der Einsicht in den Zusammenhang allgemeiner Begriffe und Grundsätze betrachtet werden muß; Beweise a posteriori (empirische Beweise) können solche genannt werden, welche in der Ueberzeugung des Gefühls begründet sind. Bei den Beweisen a priori erkenne ich nicht nur, daß die Sache wahr ist, sondern auch, warum sie wahr ist; die Beweise a posteriori hingegen geben mir nur zu erkennen, daß die Sache wahr ist, nicht aber, warum sie wahr ist. Bei den Beweisen a posteriori kann es freilich sehr oft geschehen, daß man auch an ihnen den äußerlichen Erkenntnißgrund nach seiner Möglichkeit oder Nothwendigkeit einsehen kann, welches macht, daß ein solcher Beweis, der, obschon aus Gründen a posteriori geführt, dennoch theilweis auch a priori gefolgert wird, ein gemischter Beweis heißt, welcher aber dennoch immer wegen des Haupterkenntnißgrundes zu den Beweisen a posteriori gehört. Die Beweise a priori folgern das Daseyn oder Nichtdaseyn einer Sache aus dem Gesetze oder der Wirkung, welche aus der Ursache hervorgeht, und können auf förmliche Schlußsätze gebracht werden. Die Beweise a posteriori schließen die Wahrheit oder Falschheit der Regel aus der Aufzählung der gegebenen Fälle. Wenn ein Beweis a priori aus bloßen Begriffen geführt wird, so ist er ein dogmatischer (discursiver, acromatischer) Beweis. Sie heißen acromatische oder discursive Beweise, weil sie sich nur durch lauter Worte (d. h. den Gegenstand in Gedanken) führen lassen, und niemals zu eigentlicher Anschauung gebracht werden können. Z. B. wenn man den Satz, ein einfacher Körper kann nicht verwesen, dogmatisch beweisen will, so bedient man sich folgender Schlußfolge: was einfach ist, hat keine Theile hat, kann nicht in Theile aufgelöset werden; was nicht in Theile aufgelöset werden kann, kann nicht verwesen. Hier hat man bloß den Begriff des Prädicats aus dem Subjecte hergeleitet, wie es bei analogen Sätzen auch mit Recht geschieht. Allein man sieht dabei auch nicht das geringste mehr ein, als dies, daß die zwei Begriffe, einfach und unverweslich, mit einander verträgliche Begriffe sind. Mithin kann ein solcher Beweis keine anschauende Erkenntniß oder Evidenz geben, wie es sonst wohl in mathematischen Beweisen geschieht. Zu den Beweisen a priori rechnet man auch die transcendentalen Deductionen. Soll nämlich unsere Erkenntniß a priori kein bloßes Spiel mit Begriffen seyn, so muß ihr eine objective Realität verschafft werden können. Dies geschieht dadurch, daß man die Möglichkeit der Erfahrung zeigt, und dies heißt die transcendentale Deduction derselben. Daß eine solche nicht anders als a priori geführt werden könne, lehrt der Begriff. Auch gehören zu den Beweisen a priori die eigentlich sogenannten Demonstrationen, welches apodiktische Beweise sind, in so fern sie intuitiv (anschaulich) sind, dergleichen aber nur die Mathematik aufzuweisen hat, weil diese ihre Erkenntniß nicht mit den Begriffen allein, sondern auch aus ihrer Construction ableitet. Dadurch, daß sie z. B. den Begriff von einer bestimmten Figur auf der Tafel vorzeichnet, bringt sie ihn

zur Anschauung, und zwar zu einer solchen Anschauung, die dieser Figur, ihrem Begriffe entsprechend, a priori gegeben werden kann. Dies ist der höchste Grad von Evidenz, welcher alle Möglichkeit des Gegentheils mit einem Male abschneidet, und den Verstand zum Beifallgeben nothwendiger Weise zwingt. Die Beweise a priori geben Ueberzeugung des Verstandes, die Beweise a posteriori (die empirischen Beweise) hingegen geben nur Ueberzeugung des Gefühls. Die Beweise sind ferner entweder directe oder indirecte. Wenn man nämlich die Wahrheit einer Sache aus richtigen Grundsätzen im Zusammenhange und ohne Hinsicht auf das Gegentheil derselben darthut, so ist dies ein directer (ostensiver) Beweis; wenn aber aus der Falschheit des Gegensatzes auf die Wahrheit des Gegebenen der Schluß gemacht wird, so ist es ein indirecter (apogogischer) Beweis. Dieser letzte Beweis kann zwar Gewißheit, aber nicht Begreiflichkeit der Wahrheit, in Ansehung ihres Zusammenhanges mit den Gründen ihrer Möglichkeit, hervorbringen. Daher ist dieser Beweis, so zu sagen, nur eine Nothhülfe. Sein Vorzug aber besteht darin, daß der Widerspruch durch ihn deutlicher einleuchtet, als bei der besten Verknüpfung eines ostensiven Beweises. Die apogogische Beweisart kann aber nur in denjenigen Wissenschaften erlaubt seyn, wo es unmöglich ist, das Subjective unserer Vorstellungen dem Objectiven, nämlich der Erkenntniß desjenigen, was am Gegenstande ist, unterzuschieben, wie z. B. in der Mathematik, weßwegen denn auch die Mathematiker sich derselben so häufig und mit Nutzen bedienen. Außerdem aber trägt es sich oft zu, daß man Thesin und Antithesin apogogisch beweiset, die beide falsch seyn können, ohne daß von der Falschheit des einen auf die Wahrheit des andern geschlossen werden kann. In Ansehung des Zweckes, den man sich bei Beweisen vorsetzt, werden diese in Beweise ad veritatem und ad hominem eingetheilt. In jenen nimmt man den Beweisgrund selbst als wahr an, in diesen zeigt man nur, daß jemand wegen seiner angenommenen Sätze etwas als wahr zugeben müsse, wie z. B. wenn man gegen einen Skeptiker aus demjenigen, wozu er sich wider Willen und gezwungen bekennen muß, etwas beweiset. Dergleichen Beweise aber verwandeln sich auch sehr häufig in Beweise ad veritatem, sobald man nämlich noch einige erweisliche Verbindlichkeiten hinzufügen kann. — Beweis in der Rechtswissenschaft ist zweierlei: einmal versteht man darunter, das Gesetz anführen, welches das Recht der einen oder der andern Partei in Schutz nimmt; zweitens auch formgerechte Darstellung der juristischen Wahrheit in Betreff der bezweifelten Thatsache. Diese letztere Art des Beweises wird im Civilprozesse nach vorgeschriebenen Formlichkeiten von den Parteien selbst geführt, so wie er in Criminalsachen Zweck der richterlichen Untersuchung ist. Die Form der civilrechtlichen Beweisführung ist eins der wichtigsten Capitel der Prozeßordnungen, und an der Behandlung der Beweismaterialien ist der geschickte Advocat, an richtiger Abwägung der Beweisresultate der weise Richter zu erkennen. Der Beweis wird entweder vom Richter auferlegt, oder nachgelassen, oder vorbehalten, und hat zur Folge, daß die andere Partei dawider den Gegenbeweis führen darf. Die Gesetze binden die Beweisführung an gewisse peremtorische Fristen, und schreiben dem Gebrauche der Beweismittel bestimmte Formen vor. Beweismittel sind: Zeugen, Urkunden, Beaugenscheinung, Gutachten der Sachverständigen und Eideszuschiebung. Der Gegenstand des Beweises sind zweifelhafte Thatsachen, und dessen Zweck die Eruirung (Auffindung)

der Wahrheit. Man nimmt nach den Resultaten der Beweisführung einen vollen, halben, mehr als halben und weniger als halben; nach der Beschaffenheit und Zusammenstellung der Beweismittel einen künstlichen und natürlichen, einfachen und zusammengesetzten, nach der mehr oder minder umständlichen Form einen solennen und summarischen Beweis an. Nach geführten Beweisen wird über deren Form und nach der Vollendung der Beweise über deren Resultate endlich erkannt. Man ist nicht im Stande, einem Nicht-Juristen die Theorie des Beweises zu verdeutlichen, ohne ihn das ganze künstliche Lehrgebäude der Rechtswissenschaft durchwandern zu lassen, welches in den meisten Fällen nicht thunlich, und beinahe in allen höchst zwecklos seyn würde.

Bewußtseyn. Wenn wir eine Sache von der Vorstellung, die wir von ihr in uns haben, und die Vorstellung und ihr Object von uns selbst unterscheiden, so nennen wir dies Bewußtseyn. Das Bewußtseyn ist demnach derjenige Zustand, in welchem wir die Vorstellungen der Dinge als Veränderungen in uns nebst ihren Gegenständen, sowohl unter sich, als von uns selbst unterscheiden. Derjenige Zustand, welcher diesem geradezu entgegengesetzt ist, ist derjenige der Ohnmacht, wo jedes Bewußtseyn aufhört. Erklären läßt sich das Bewußtseyn weiter nicht, weil es ein einfacher Begriff ist, der sich durch keinen verwandten Begriff anschaulich machen läßt, sondern vielmehr bei jedem andern vorausgesetzt werden muß. Die Erfahrung lehrt uns bloß, daß wir uns der Veränderungen in uns bewußt sind, oder doch bewußt seyn können. Diese Veränderungen bewirken dasjenige, was wir im Allgemeinen unsern Zustand im moralischen Sinne nennen. Dies macht unser **empirisches Bewußtseyn** aus. Nach demselben sind wir uns der abwechselnden Zustände in uns, unserer angenehmen und unangenehmen Empfindungen, überhaupt alles desjenigen, was in uns gedacht und empfunden wird, bewußt, und unterscheiden diese von den vorhergehenden Zuständen, woraus alsdann relatives Vergnügen oder Mißvergnügen entsteht. Da nun aber diese Zustände immer fort wechseln, so muß mit ihnen auch dieses Bewußtseyn abwechseln; es ist also das empirische Bewußtseyn wandelbar. Alle Vorstellungen haben eine Beziehung auf ein mögliches empirisches Bewußtseyn; denn sonst wäre es ganz unmöglich, sich ihrer bewußt zu werden, und so würden sie für uns gar nicht existiren. Alles empirische Bewußtseyn aber hat eine nothwendige Beziehung auf ein **transcendentales Bewußtseyn**, d. h. ein solches, welches vor aller Erfahrung vorausgeht. Dies ist das Bewußtseyn meiner selbst, oder die ursprüngliche Apperception. Nach derselben muß in unserer Erkenntniß alles Bewußtseyn zu einem Bewußtseyn meiner selbst gehören. Dieses ist nun die Bedingung der Möglichkeit aller Vorstellungen, daß wir uns nämlich a priori der durchgängigen Identität unserer selbst in Ansehung aller Vorstellungen, die zu unserer Erkenntniß jemals gehören können, bewußt sind. Es ist die bloße Vorstellung Ich, als die Bedingung der Einheit und des nothwendigen Zusammenhangs aller Vorstellungen. Hierin eben besteht das **transcendentale Bewußtseyn**. Daher ist der Satz, daß **alles verschiedene empirische Bewußtseyn in einem eigenen Selbstbewußtseyn verbunden seyn müsse**, der schlechthin erste und synthetische Grundsatz unsers Denkens überhaupt.

Beylegen oder **Beidrehen**, heißt in der Schifferſprache die Segel des Schiffes so gegen einander richten, daß sich der Wind darin fängt und das Schiff mit gleicher Kraft vorwärts und rück-

wärts treibt, wodurch es zum Stillstehen gebracht wird; man sieht dies Manöuvre oft anwenden bei heftigem Sturme, oder wenn das Schiff in einer Gegend verharren soll, wo man nicht ankern kann oder nicht ankern will. Die Einwirkung des Windes wird dadurch freilich bedeutend gemäßigt, desto abhängiger aber wird das Schiff von dem Strome, und desto gefährlicher die nahe Küste, zumal wenn sie unter dem Winde liegt.

Beyme, ehemals königl. preuß. Großkanzler, jetzt Regierungspräsident, ist ein Mann im preußischen Staate, der von vielen verehrt, von etlichen gehaßt, von noch wenigern gering geachtet wird. Als Kammergerichtsrath zu Berlin erwarb er sich bald den Ruf eines scharfsinnigen und überaus thätigen Juristen; doch wollten tiefer blikkende Kenner der Rechtsgelahrtheit und der Kunst, welche sie ausübt, an ihm wahrnehmen, daß er sich seines Scharfsinnes in der Jurisprudenz zu sehr freue, und über einen klaren gediegenen Sinn der Satzungen bisweilen hinweggehe, um ihnen einen neuen aufzudringen, und durch seine Entdeckungen in Lehren, welche der Rechtsbrauch so lange ganz anders verstanden hatte, Bewunderung seines Geistes zu erregen. Er ward mit zwey andern Geschäftsmännern zum königlichen geheimen Kabinetsrath vorgeschlagen, als der edle, an Gesinnung und Wissen wahrhaft humane Menke, welcher dem jungen König zuerst Liebe erworben, und Glorie über dessen Regierungsanfang verbreitet hatte, durch gänzliche Erschöpfung seiner physischen Kräfte, verhindert wurde, mit der nie getrübten Klarheit seines Geistes und Herzens die Geschäfte des Kabinets noch länger zu leiten. Auf den ersten Blick ward Beyme von dem König erkohren, dessen eigne Geradheit von der Offenheit des Mannes im Ausdruck der Rede, des hellen Auges, in der bestimmten und lebendigen Haltung angezogen zu seyn scheint. Von nun an schenkte er demselben auch sieben Jahre hindurch bis zu der unglücklichen Catastrophe der preußischen Monarchie ununterbrochen sein ganzes Vertrauen. Der Posten eines königl. geheimen Kabinetsrathes für die innere Staatsverwaltung war damals von einer solchen Macht bekleidet, welche das Ansehn der sämmtlichen Staatsminister weit überwog. Friedrich der zweyte, Selbstherrscher in jedem Sinne des Worts, der auch seine Minister nur als Präsidenten ihrer Büreaus nahm, und die wesentlichsten Entscheidungen, auch in den innern Angelegenheiten, immer von seinem Kabinet ausgehen ließ, brauchte die Räthe, die für dasselbe angestellt waren, im eigentlichsten Sinne, zu seinen Secretären, welche keinen andern Einfluß, als den zufälligen, ausübten, der einem jeglichen in der Nähe eines selbstherrschenden Monarchen wird. Sein Nachfolger ließ die Regierungs-Maschine, wie er sie vorfand; aber wenig aufgelegt zu einer regelmäßigen Arbeit und zu einer fortdauernden Selbstregierung, konnte er nicht hindern, daß die Kabinetsräthe schon eine größere Macht gewannen. Allein es wirkten so viele andere Partheiungen, so viele Günstlinge und geliebte Treuen, solche mystische Intriguen, so viele Zerstreuungen durch Freuden des Lebens und durch Kriege auf den Monarchen ein; er hatte in den besseren Stunden einen so durchdringenden Blick, solches Selbstbewußtseyn, seiner Kenntnisse und seiner Kraft; er hatte endlich so viele Geneigtheit, auf seine Staatsminister zu hören; daß seine geheimen Kabinetsräthe wenigstens nie die monarchische Gewalt mit ihm theilten. Ohne die Erfahrungen und ohne die Leidenschaften, womit er den Thron bestiegen hatte, folgte ihm sein Sohn, belastet von dem Pflichtgefühl, welcher ungeheuern Arbeit er sich redlich unterziehen solle, zu bescheiden, um sich zu gestehen, welche

kraft für die Geschäfte in ihm vorhanden sey, zu sehr durchdrungen von inem edlen königlichen Stolz, um vielen bekennen zu wollen, daß r einer Geschäftsführung im Sinn, im Umfang der Selbstregierung Friedrichs des Großen nicht gewachsen sey. Er hielt für Pflicht, er liebte, von dem Kabinette aus, wie ein unumschränkter Monarch zu herrschen, und sein Kabinetsrath mußte ihm dazu Kenntnisse, Erfahrungen, unermüdete Thätigkeit im Geschäft der Feder leihen, mußte eine eigene Rechtschaffenheit durch eine juristische Fertigkeit und Gediegenheit unterstützen, mußte allein um das Geheimniß wissen, wie täglich eine Kabinetsregierung im Geist des großen Ahnherrn ohne dessen Genie geführt ward. Nach allen diesen Rücksichten war Beyme eine vortreffliche Wahl. Alle erforderliche Eigenschaften besaß er, nur daß man zweifeln mußte, ob er die umfassende allgemeine Bildung, die gründlichen Kenntnisse in allen Zweigen der Staatswissenschaft besitze, welche demjenigen unentbehrlich sind, der beständiger Rath eines unumschränkten Königs für alle Theile der Staatsverwaltung seyn soll. Es hat sich gezeigt, daß er wenigstens bemüht war, sich diese allgemeinen und umfassenden Kenntnisse anzueignen, bestimmte Ansichten von allen Gattungen der Staatsgeschäfte zu gewinnen, und bey aller Selbstständigkeit, die er zu behaupten fast eifersüchtig wachsam war, so besaß er doch, so wenig ihn behagte, den Staatsministern einen Einfluß auf die Geschäfte zu verstatten, der seinem Einfluß gefährlich werden konnte, zu viel gute Einsicht, zu viel redlichen Willen, für das öffentliche Wohl zu sorgen, und das wahre Verdienst hervorzuheben, als daß er nicht den Reichthum trefflicher Kenntnisse benutzt hätte, welche sich für alle Zweige der Staatsverwaltung unter den preußischen Geschäftsmannern findet. In militärischen Dingen war der König Selbstregent; die auswärtigen Angelegenheiten sind solcher Natur, daß der Staatsminister, welcher sie leitet, der unmittelbaren Mittheilungen gegen den Monarchen nicht entbehren kann. Auf beyde suchte Beyme auch nicht Einfluß zu erhalten, auf die politischen Geschäfte wenigstens nur mittelbar. Ein besonderer Kabinetsrath trug über sie dem König vor, Lombard, nicht ohne Geist und elegante Kenntnisse, doch ein schwacher Charakter und Körper. Er war sehr abhängig von Beymes Kraft und Ansehn. Nach der Zertrümmerung der preußischen Monarchie war es unmöglich, die alte Regierungs-Maschine wieder einzurichten, und fortgehn zu lassen. Freyherr von Stein übernahm, der Schöpfer eines neuen preußischen Staates zu werden. Ein heftiger Gegner der bisherigen Kabinetsregierung, wollte er sie bis auf die letzte Spur vertilgen. Aber, es gereicht zum größten Lobe Beymes, daß gleichwohl jener unumwundene Staatsmann gegen sein bestimmtes und nie zu bezweifelndes juristisches Verdienst Achtung genug empfand, um ihn dem König, der gern darauf eingieng, zur Würde des Großkanzlers zu empfehlen. Keiner unter den alten Staatsministern Preußens hatte den Rang, die Wirksamkeit, die nöthigen selbstständigen Grundsätze eines solchen gegen den mächtigen Kabinetsrath so zu behaupten gewußt, als der Freyherr von Hardenberg. Schon deshalb mochte die Revolution in der preußischen Staatsverwaltung, welche diesen als Staatskanzler an die Spitze brachte, für Beyme nicht angenehm seyn; aber in eine Organisation, wodurch die Minister von dem Kanzler ziemlich abhängig werden sollten, glaubte er sich nicht fügen zu dürfen. Er bekam deshalb seinen Abschied als Großkanzler; weil indeß auch Hardenberg ein zu großes eigenes Verdienst und zu hohes Gemüth besitzt, um das Verdienst nicht auch am Gegner zu achten, bleibt Beyme bald in dieser, bald in jener Thätigkeit für den

Staat: die übrige Zeit verlebt er auf seinem Landsitz zu Steglitz bey Berlin im Genuß der alten Schriftsteller. Y.

Beys sind eigentlich türkische Befehlshaber in Städten und Seehäfen, von geringerem Stande als die Bassen, und haben nur einzelne Provinzen zu regieren.

Bezifferung. Wenn der harmonische Inhalt eines Tonstücks, nachdem er in einzelne Theile, die man Accorde nennt, aufgelöset worden ist, zum Behufe des Generalbaßspielers oder desjenigen, der eine vollstimmige Musik auf einem Clavierinstrumente begleitet, durch Zahlen oder andere Zeichen über den Noten der Grund- (Baß-) Stimme dargestellt wird, so pflegt man dies die Bezifferung zu nennen. Da zu den Tönen einer Grundstimme ganz verschiedene Folgen von Accorden Statt finden können, so kommt der Generalbaßspieler, auch bei der größten Aufmerksamkeit auf den Fortgang der Melodie und Harmonie, ohne Bezifferung des Basses sehr oft in den Fall, daß er zu diesem oder jenem Grundtone einen ganz andern Accord anschlägt, als denjenigen, dessen sich der Tonsetzer bedient hat. Hieraus sieht man, wie nöthig die Bezifferung der Grundstimmen bei solchen Tonstücken ist, wobei man, wie z. B. bei den Kirchen-Cantaten, gewohnt ist, den Generalbaß zu spielen. Die Bezifferung einer Grundstimme besteht nun eigentlich darin, daß man die Intervallen desjenigen Accordes, dessen sich der Tonsetzer bei dieser oder jener Note des Basses bedient hat, vermittelst ihrer Zahlen anschaulich macht. Dies geschieht auf folgende Weise. Wenn z. B. der Grundton des Basses c heißt, so muß untersucht werden, zu welchem Accorde dieser Ton der Grundton ist, ob zu c dur, c moll, f dur, f moll u. s. w. Ist nun der Accord c dur, d. h. ist er der gewöhnliche Dreiklang, welcher aus dem Grundtone, der großen Tertie, Quinte und Octave besteht, so ist man dahin übereingekommen, daß dieser Dreiklang entweder gar nicht, oder doch nur mit der Zahl 3 bezeichnet und dadurch zu erkennen gegeben wird, daß zu dem Grundtone c die große Tertie, also e genommen werden solle, wobei sich dann die Quinte und Octave von selbst ergeben. Soll aber dieser Grundton c den Mollaccord andeuten, so setzt man über dies c ein b, und dies b zeigt in diesem Falle an, daß zu dem Tone c die kleine Tertie es genommen werden soll, wo sich alsdann die Quinte und Octave abermals von selbst ergeben. Auf gleiche Weise wird nun auch der Sextenaccord bloß mit 6, und der Septimenaccord mit 7 bezeichnet, obgleich jener außer der Sexte auch noch die Tertie, dieser aber außer der Septime noch die Terz und Quinte enthält. Alle übrigen Accorde jedoch, außer dem eigentlichen Dreiklange, dem Sexten- und Septimenaccorde werden, gänzlich durch Zahlen ausgedrückt, wie z. B. der Quart-Sextenaccord durch $\frac{6}{4}$ u. s. w. Sind die Accorde aber Molltöne, so wird vor die jedesmaligen Zahlen ein b gesetzt, wo alsdann statt h, b, statt a, as u. s. w. gespielt oder gesungen wird. Pq.

Bianchini (Francesco) ein berühmter italiänischer Gelehrter, geboren zu Venedig 1662. Nach Vollendung seiner ersten Studien in seinem Vaterlande begab er sich nach Bologna, wo er in dem Collegium der Jesuiten seinen rhetorischen und philosophischen Cursus machte. Mathematik und Zeichenkunst beschäftigten ihn in der Folge; er zeigte einen besondern Geschmack für letztere und that sich darin hervor. Er ging 1680 nach Padua, um seine Studien fortzusetzen, mit denen er noch das Studium der Theologie verband, in welcher er die Doctorwürde erhielt. Sein Lehrer in der Mathematik und Physik war hier der gelehrte Montari, der ihn besonders lieb gewann, und ihm alle seine mathemati-

schen und physikalischen Instrumente vermachte. Zu Padua erlernte er auch die Anatomie und mit mehr Vorliebe die Botanik. Für die geistliche Laufbahn bestimmt, begab er sich nach Rom, wo der Cardinal Ottoboni ihn zu seinem Bibliothekar machte. Um sich der Sitte zu fügen, studirte er jetzt die Jurisprudenz, jedoch ohne seine Arbeiten über die Experimentalphysik, die Mathematik und Astronomie aufzugeben. Nachdem er gegen das J. 1686 in sein Vaterland zurückgekehrt war, trug er thätig zur Wiederherstellung der Academia degli Aletosili bei; er veranlaßte sie besonders, die Physik durch die Geometrie aufzuklären, und schenkte ihr, um ihre Arbeiten zu erleichtern, die ihm von Montanari vermachten Instrumente. Aber diese Akademie bedurfte seiner Gegenwart, und sie ging ein, als er zwei Jahr später nach Rom zurückgekehrt war. In Rom verband er sich mit den ausgezeichnetsten Gelehrten, und vermehrte seine Kenntnisse durch das Griechische, Hebräische und Französische. Auch wurden die Antiquitäten ein Hauptgegenstand seiner Beschäftigungen. Er brachte ganze Tage unter den alten Denkmälern zu, befand sich bei allen Nachgrabungen, besuchte alle Museen und zeichnete mit eben so viel Geschmack als Geschicklichkeit alle Denkmäler. Als nach Innocenz XI. Tode der Cardinal Ottoboni unter dem Namen Alexander VIII. den päpstlichen Stuhl bestieg, verlieh dieser dem Bianchini ein reiches Canonicat, ernannte ihn zum Aufseher und Bibliothekar seines Neffen, des Cardinal Pietro Ottoboni, und würde ihn noch weiter befördert haben, wenn er länger gelebt, und Bianchini sich hätte wollen zum Priester weihen lassen. Papst Clemens XI. setzte diese Gunstbezeigungen fort und ernannte ihn unter andern 1702 unter dem Titel eines Historiographen zum Begleiter des Cardinals Barberini, Legaten a latere zu Neapel, als Philipp V. von Spanien Besitz von diesem Königreiche nahm. Bianchini benutzte diese Gelegenheit, den Vesuv zu besteigen. Nach seiner Rückkunft 1705 ward er und seine ganze Familie geadelt, und der Papst erwählte ihn zum Secretär der mit der Calenderreform beauftragten Commission, deren Präsident der Cardinal Noris war. Bianchini bekam den Auftrag, in der Kirche St. Maria degli Angeli eine Mittagslinie zu ziehen und einen Sonnenzeiger zu errichten, und brachte diese schwere Arbeit, bei welcher der gelehrte Maraldi ihm half, glücklich zu Stande. Sein vom Papste angenommener Vorschlag zu einem Museum ecclesiasticum mußte wegen Mangels an Geld aufgegeben werden. Dagegen beauftragte ihn dieser im J. 1712 sich nach Paris zu begeben, um Armand de Rohan-Soubise den Cardinalshut zu überbringen. Zu Paris war Bianchini sehr schmeichelhaft aufgenommen. Er legte der Akademie jene sinnreiche, von ihm wo nicht erfundene, doch sehr verbesserte, Maschine vor, welche dazu dient, an den geschliffenen Gläsern von der größten Brennweite die Unvollkommenheiten der Sehröhre zu verbessern, und welche Reaumur in den Memoiren der Akademie beschrieben hat. Ehe er nach Rom zurückkehrte, bereisete er Lothringen, Holland, Flandern und England; worauf er zu Rom seine gewohnten astronomischen und antiquarischen Arbeiten wieder vornahm. Er faßte die Idee, in Italien von einem Meere zum andern eine Mittagslinie nach dem Muster derjenigen zu ziehen, welche der berühmte Cassini mitten durch Frankreich gezogen hatte, und beschäftigte sich acht Jahre auf seine Kosten damit; allein andere Arbeiten zerstreuten ihn, und dies Werk blieb unvollendet. Im J. 1726 traf ihn bei seinen antiquarischen Nachforschungen ein Unglück, welches ihn fast das Leben gekostet hätte. Er war beschäftigt, ein eben neu entdecktes Gebäude zu untersuchen und zu zeichnen, als ein Gewölbe unter

ihm einstürzte und er einen so heftigen Fall auf die rechte Seite that, daß er für immer gelähmt blieb, und seine Gesundheit nie vollkommen wieder erlangte. Er unterbrach indeß seine Arbeiten nicht und reisete nach Florenz, Parma, Colorno, wo er im herzoglichen Palast eine Mittagslinie zog, die nicht mehr existirt; endlich nach Bologna, von wo er nach Rom zurückging. Hier theilte er sich aufs neue zwischen der Astronomie und den Antiquitäten; besonders wichtige Beobachtungen machte er über die Venus, zugleich setzte er seine Arbeit über das Grabmal Augusts fort. Auch erschienen in den zwei folgenden Jahren, 1727 und 28, zwei wichtige Werke von ihm, eins über die Venus, das andere über jenes Grabmal, mit welchen er seine Laufbahn beschloß. Er starb 1729; sein Vaterland ließ ihm in dem Dom zu Verona ein Denkmal errichten. Seine zahlreichen Schriften sind eben so viel Zeugen seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit, mit welcher er die liebenswürdigste Bescheidenheit und die gefälligsten Sitten verband.

Bias, des Teutamus Sohn, war zu Priene, einer der vorzüglichsten Städte Joniens, gegen das Jahr 570 vor Chr. Geb. geboren. Er widmete sich dem Studium der Philosophie, welche noch nicht in leeren Speculationen bestand, da diejenigen, die man mit dem Namen von Weisen belegte, sich vornehmlich mit der Moral und Politik beschäftigten. Bias that ein gleiches und pflegte zu sagen, daß unsere Kenntnisse von der Gottheit sich darauf beschränken, daß wir wissen, sie existire, und daß man sich jeder Untersuchung über ihr Wesen enthalten müsse. Er studirte vornehmlich die Gesetze seines Vaterlandes und wandte die dadurch erlangten Kenntnisse zum Nutzen seiner Freunde an, indem er für sie vor Gericht sprach oder ihre Streitigkeiten als Schiedsrichter schlichtete. Von den ihm zu Theil gewordenen Glücksgütern machte er einen edeln Gebrauch. Da die Niederlage des Crösus und die Eroberung Lydiens von Cyrus die Jonier sehr beunruhigte, welche einen Angriff des Siegers besorgten, rieth er ihnen, sich mit ihrem Eigenthum einzuschiffen, und sich auf Sardinien, einer der fruchtbarsten Inseln des mittelländischen Meeres, niederzulassen; aber seine Meinung ward nicht befolgt, und nach einem vergeblichen Widerstande wurden die Jonier von den Feldherrn des Cyrus unterjocht. Die Einwohner von Priene selbst, welches Mazares belagerte, beschlossen, mit ihren Kostbarkeiten die Stadt zu verlassen. Bei dieser Gelegenheit antwortete er einem seiner Mitbürger, der sich wunderte, daß er keine Anstalt zu seiner Abreise machte: „Ich habe alles bei mir." Seine Sorglosigkeit entsprang vielleicht aus der Kenntniß, die er von des Cyrus Grundsätzen hatte, welcher zu unterwerfen, aber nicht zu zerstören suchte; denn nachdem er die Jonier unterworfen hatte, begnügte er sich mit einem leichten Tribut und ließ sie übrigens sich selbst nach Willkür regieren. Bias blieb in seinem Vaterlande, wo er in einem hohen Alter starb, nachdem er noch für einen seiner Freunde vor Gericht gesprochen. Seine Landsleute bestatteten seinen Leichnam prachtvoll und ehrten sein Gedächtniß. Man kannte von ihm keine weiteren Werke, als ein Gedicht über die Mittel, Jonien glücklich und blühend zu machen; dagegen führt man eine Menge von seinen Sittensprüchen und Lehrsätzen an. Bias ward zu den sieben Weisen Griechenlands gezählt.

Bibbiena (Fernando). Sein Vater, Giovanni Maria Galli, ein Maler und Architekt, legte ihm den Namen Bibbiena von einer Stadt in Toscana bei, wo dieser geboren worden. Obgleich der Vater ein Schüler Albani's war, so zeichnete er sich doch als Maler nicht sonderlich aus; der Sohn hingegen, welcher 1657 zu Bologna geboren war,

besaß die glücklichsten Anlagen für die Kunst, welche sich schon von seiner Kindheit an zeigten. Carlo Cignani, ein geschickter Zögling der albanischen Schule, gewann ihn daher bald besonders lieb, und flößte ihm, indem er ihn für das Practische der Kunst bildete, Neigung ein, sich mit Kenntnissen zu bereichern. Nachdem Fernando zuerst die Geometrie studirt hatte, betrachtete er mit Richtigkeit die Formen, die er copiren wollte. Alsdann beschäftigte er sich mit architektonischen Zeichnungen, als dem der historischen Gattung, wofür Cignani ihn bestimmte, unentbehrlichen Studium, aber jener fühlte eine angeborene Neigung für diese schöne Kunst und ward Architekt. Die ersten Gebäude, die ihm anvertraut wurden, fanden Beifall, und dies bewog den Herzog Ranuccio Farnese, ihm die Erbauung eines Lusthauses zu Colorno und die Verschönerung der dortigen Gärten zu übertragen. Sein Ruf stieg schnell, und ward Ursach, daß er nach Barcellona berufen wurde, um die Lustbarkeiten zu leiten, die man bei der Vermählung Carls III. anstellte. Seine geistreichen Angaben bei dieser Gelegenheit fanden großen Beifall und er kehrte aus Spanien, mit Lobsprüchen und Geschenken überhäuft, zurück. Darauf machte ihn der Herzog von Parma zum Director seiner Schauspielhäuser und bewilligte ihm eine Pension mit dem Titel seines ersten Malers und seines Architekten. Aber ein größerer Wirkungskreis erwartete ihn. Carl III., welcher Kaiser geworden war, rief Bibbiena nach Wien, wo er dieselben Aemter wie in Parma mit einer noch bedeutendern Pension bekleidete. Sein erstes Geschäft war, die glänzenden Feste zu leiten, die bei Gelegenheit der Geburt des Erzherzogs Statt fanden. Mehrere schöne Gebäude wurden in Oesterreich nach seinen Zeichnungen aufgeführt. Nach den Kupferstichen davon zu urtheilen, fehlt ihnen jedoch jener Charakter der Einfachheit und des Adels, die man in den Antiken und in den Werken der guten Baumeister Italiens und Frankreichs seit dem 15ten Jahrhundert findet. In seinen Theatermalereien hat er den fehlerhaften und verworrenen Styl des Barromini und Anderer noch weiter getrieben, dennoch sind seine Ensembles groß und wohl fähig, Erstaunen und Wohlgefallen zu erregen. Nicht genugsam kann man dabei bewundern, welche Vortheile er aus der geschickten Behandlung der Perspective und aus dem außer dem Rahmen des Bildes gelegenen Gesichtspunkte zu ziehen wußte. Er rühmt sich mit Recht in der Vorrede zu seinen Abhandlungen über die Baukunst und Perspective (Parma 1711), die ganze Tiefe dieser Methode in seinen theatralischen Decorationen kennen gelernt zu haben. Seine Schriften beweisen seine gründlichen Kenntnisse. Seine Compositionen waren genau und geistreich, die Ausführung fest, sein Colorit ahmte den Stein vortrefflich nach; aber er hatte weder den Reichthum noch die Abwechslung der Tinten eines Pannini, Servandoni u. A. Als in seinem Alter sein schwaches Gesicht ihn am Malen verhinderte, beschäftigte er sich mit einer Durchsicht seiner Schriften, die er zu Bologna 1725 und 1731 unter veränderten Titeln neu in 2 Bänden herausgab, den ersten unter dem Titel: Direzioni a' giovani studenti nel disegno dell' architettura civile. Im zweiten handelt er von der Perspective in allen ihren Theilen. Er ward zuletzt blind und starb 1743. Seine drei Söhne haben die Kunst ihres Vaters durch ganz Italien und Deutschland verbreitet. Antonio bekleidete das Amt seines Vaters bei Kaiser Carl VI., Giuseppe starb zu Berlin und Alessandro im Dienste des Churfürsten von der Pfalz. Zu Augsburg ist eine Sammlung seiner Decorationen herausgekommen.

Bibel, hat ihren Namen von dem griechischen Worte Biblos, welches eigentlich die weichere Baumrinde bezeichnet, auf welche die Alten vor Erfindung besserer Schreibmaterialien schrieben. Daher nannte man späterhin jedes Buch Biblos oder Biblion; vorzugsweise aber wurde so die Sammlung heiliger Schriften genannt, welche die Christen als die Quelle ihrer Religion verehren; weßhalb man auch im Deutschen dieses Buch der Bücher schlechtweg die heilige Schrift nennt, ob es gleich aus vielen Büchern oder Schriften zusammengesetzt ist. Einige dieser Schriften, welche schon die Juden als die Urkunden ihrer Religion verehrten und noch verehren, befaßt man unter dem Titel des Alten Testaments oder der Schriften des alten Bundes, weil man die jüdische Religionsverfassung unter dem Bilde eines Bundes oder Vertrages zwischen Gott und dem jüdischen Volke vorstellt, das griechische Wort Diatheke aber, welches einen Bund oder Vertrag bezeichnet, auch die Bedeutung eines Vermächtnisses oder Testaments bekommen hat. Dasselbe Bild trug man auch auf die spätere, durch Christum gestiftete Religionsverfassung über, indem man dieselbe als eine Erweiterung oder Vervollkommnung des alten Bundes, nämlich als einen Bund oder Vertrag zwischen Gott und dem ganzen Menschengeschlechte betrachtete. Daher befaßt man diejenigen Schriften, welche die Christen als eigenthümliche Urkunden ihrer Religion verehren, unter dem Titel des Neuen Testaments oder der Schriften des neuen Bundes. Zwischen den Schriften des A. und N. T. findet man in den gewöhnlichen Bibelausgaben noch einige Schriften, welche Apokryphen genannt und als ein Anhang zum A. T. betrachtet werden (s. Apokryphische Bücher). Kein Buch in der Welt ist so häufig geschrieben, gedruckt, übersetzt und erläutert worden, als die Bibel, so daß eine Sammlung aller Ausgaben, Uebersetzungen und Erläuterungen der Bibel eine der größten Bibliotheken ausmachen würde. Die Cansteinische Bibelanstalt in Halle hat sich vornehmlich um Verbreitung guter und wohlfeiler Abdrücke der Bibel in deutscher Sprache verdient gemacht. Um die Verdeutschung der Bibel selbst aber hat sich Luther unstreitig das größte Verdienst erworben. Denn ob man gleich in neuern Zeiten in den Sinn der biblischen Schriften tiefer eingedrungen ist, als es zu Luthers Zeiten möglich war; so ist doch die lutherische Bibelübersetzung im Ganzen noch von keiner neuern an Kraft und Würde und Einfachheit übertroffen worden. Durch diese Uebersetzung kam auch zuerst die Bibel in die Hände der Laien, denen das Lesen der Bibel schon dadurch verboten war, daß dieselbe nur in todten, für die Gelehrten allein verständlichen Sprachen gelesen werden konnte. Seit der Reformation aber ist wohl kein christliches Volk auf der Erde, das nicht die Bibel in seiner Muttersprache lesen könnte. D.

Bibelgesellschaften. Ein wallisischer Geistlicher, den zunächst der Mangel der wallisischen (oder wälischen) Bibel nach London führte, und der sich darüber mit einigen christlichen Menschenfreunden besprach, gab die Veranlassung, daß am 7ten März 1804 die brittische und ausländische Bibelgesellschaft gestiftet wurde. Bibelgesellschaft nannte sie sich, weil sie die Verbreitung der Bibel, dieses besten und trefflichsten aller Bücher, das für alle Zeiten und Menschengeschlechter bestimmt ist, zu ihrem Zweck macht; brittisch sollte sie seyn, weil sie ihre wohlthätige Wirksamkeit zunächst auf die Armen Großbritanniens richtete; aber auch ausländisch, weil sie, soweit ihre Mittel und Kräfte zureichen würden, Bibeln in allen Sprachen nach allen Gegenden der Welt zu liefern sich vorsetzte. Um den möglichst al-

gemeinsten Gebrauch zuzulassen, sollten die von der Gesellschaft zu vertheilenden Bibeln ohne Zusätze und Erklärungen seyn. Im J. 1804 war die erste allgemeine Versammlung in London, welche den ihr vorgelegten, einfach-schönen Plan einmüthig annahm. Lord Trigemouth wurde bald darauf zu ihrem Präsidenten gewählt, und mehrere Bischöfe, Lords und Parlamentsglieder nahmen die Stellen vom Vice-Präsidenten an. Jetzt begannen die Geschäfte. Das durch die Londner Gesellschaft gegebne Beispiel fand Theilnahme und Nachahmung, und bis 1815 hatten sich in allen Theilen Großbritanniens bereits 484 ähnliche Anstalten gebildet und an die erstere als Muttergesellschaft angeschlossen, um diese mit Geldbeiträgen zu unterstützen und dagegen von ihr mit Bibeln versorgt zu werden. Außerdem bestehen noch viele Bibelgesellschaften unter den geringern Volksklassen, deren Glieder wöchentlich einen halben oder ganzen Pfennig erlegen, um sich, ihren Kindern oder noch Aermern eine Bibel zu verschaffen. Aber nicht nur in Großbritannien, sondern auch in Deutschland, der Schweiz, Holland, Preußen, Rußland, Schweden, Dänemark, ja selbst in den übrigen Welttheilen haben sich über hundert ähnliche Bibelsocietäten gebildet, welche mit der englischen in Verbindung getreten sind. Die Einnahme und dem gemäß die Ausgabe hat mit jedem Jahre zugenommen; erstere betrug in den ersten zehn Jahren 299287 Pfund, letztere 267571 Pfund. Im 11ten Jahre allein nahm die Gesellschaft fast 100000 Pfund ein und gab über 80000 Pfund aus. Sie hat die Bibel ganz oder theilweise in 16 theils europäischen, theils außereuropäischen Sprachen (mehrere sternotypisch) drucken lassen, und außerdem große Summen auf den Druck anderer Ausgaben der Bibel und des neuen Testaments in andern Ländern und Sprachen verwendet. So nimmt sie Theil an der Uebersetzung und dem Druck der Bibel in 25 orientalischen Sprachen, welche in Ostindien unternommen werden. Auch die Vollendung des chinesischen neuen Testaments hat sie unterstützt. Unter die wichtigsten Werke, welche die Gesellschaft jetzt befördert, gehören: ein syrisches neues Testament, der äthiopische Psalter, ein persisches neues Testament, der Druck der türkischen Bibel, welche Herr von Dietz zu Berlin leitet u. v. a. — Die segenreichen Wirkungen dieser wahrhaft christlichen Unternehmungen fangen bereits an, in einzelnen Beispielen sichtbar zu werden, und werden sich gewiß immer herrlicher äußern.

Bibliotheken. Die älteste Bibliothek wird dem ägyptischen Könige Osymandyas zu Memphis zugeschrieben, aber wahrscheinlich aus einem Mißverständniß. Unter den Griechen legte Pisistratus zu Athen zuerst eine Bibliothek an, welche Xerxes nach Persien abführen, Seleucus Nicator aber wieder nach Athen zurückbringen ließ. Am berühmtesten war im Alterthum die alexandrinische Bibliothek, über welche der Art. Alexandria zu vergleichen ist. Nach Rom brachten die ersten Bibliotheken — Aemilius Paulus und Lucullus als Kriegsbeute. Die erste öffentliche Bibliothek stiftete Asinius Pollio, auch aus gemachter Beute. Eine sehr bedeutende Bibliothek legte Julius Cäsar an, und übergab die Einrichtung dem gelehrten Varro. August stiftete zwei Bibliotheken, von denen die eine palatina hieß, weil sie im Tempel des Apollo auf dem palatinischen Hügel stand, die andre sich im Theater des Marcellus befand. Nero's Brand richtete mehrere Bibliotheken zu Grunde. Domitian ließ sie wieder herstellen. Trajan legte eine sehr berühmte Bibliothek an. Publius Victor zählt 28 öffentliche Bibliotheken in Rom; außerdem gab es viele große Privatbibliotheken. Diese Schätze wurden zerstört oder verstreut, theils durch die verwü-

stenden Völkerwanderungen, theils durch die Bilderstürmer. — Im 9ten und 11ten Jahrhundert wurden durch den weisen oströmischen Kaiser Basilius Macedo und durch die gelehrte Comnenische Kaiserfamilie mehrere Büchersammlungen, besonders in den Klöstern auf den Inseln des Archipelagus und auf dem Berge Athos angelegt. Die Araber hatten zu Alexandria eine ansehnliche Bibliothek von arabischen Büchern angelegt. Al Manum ließ auch viele griechische Codices aufkaufen und nach Bagdad bringen. Im Occident wurden vorzüglich seit der zweiten Hälfte des 8ten Jahrhunderts auf Karls des Großen Ermunterung Bibliotheken angelegt. In Frankreich war eine der berühmtesten in der Abtei St. Germain de Près zu Paris; in Deutschland die Bibliotheken zu Fulda, Corvey, und seit dem 11ten Jahrhundert zu Hirschau. In Spanien hatten die Araber im 12ten Jahrhundert 70 öffentliche Bibliotheken, wovon die zu Cordova 250000 Bände enthielt. Auch in England, in Italien wurden mit großem Eifer Büchersammlungen angelegt, namentlich von Richard Angervyle, Petrarca, Boccaccio u. A. Nach Erfindung der Buchdruckerkunst konnte dies leichter und mit mindern Kosten geschehn. Nicolaus V. gründete die Vaticanbibliothek, der Cardinal Bessarion vermachte seine treffliche Bibliothek der Marcuskirche zu Venedig. Die berühmtesten Bibliotheken der neuern Zeit sind: die königliche Bibliothek zu Paris (über 350000 gedruckte Bücher und 80000 Handschriften), die Centralhofbibliothek in München (über 400000 gedruckte Bücher und 9000 Handschriften), die kaiserliche zu Petersburg (300000 Bücher und 11000 Handschriften), die kaiserliche zu Wien (300000 Bücher und 12000 Handschriften), die akademische zu Göttingen (200000 Bücher), die königliche zu Dresden (200000 Bücher und 5000 Handschriften), die königliche zu Copenhagen (130000 Bücher und 3000 Handschriften), im Escurial (130000 Bände, treffliche arabische Handschriften), die königliche zu Berlin (130000 Bände und 6000 Handschriften), die akademische in Prag (130000 Bände und 8000 Handschriften), die königliche in Stuttgard (116000 Bände), die vaticanische zu Rom (30000 Bücher und 40000 Handschriften). In England sind die beiden größten Bibliotheken die bodlejanische in Oxford (500000 Bände und 30000 Handschriften), und die Bibliothek des brittischen Museums zu London (150000 Bücher und gegen 60000 Handschriften).

Biblische Alterthümer oder Antiquitäten nennt man die Wissenschaft, welche die Verfassung, die Sitten und Gebräuche theils des jüdischen Volkes, theils der frühesten christlichen Kirche beschreibt. Die bürgerlichen Verhältnisse, die gottesdienstlichen Einrichtungen, die Gewohnheiten des häuslichen Lebens, die Wohnungen und die heiligen Orte, die Trachten und die Geräthschaften und andere Dinge des äußern Lebens machen den Gegenstand dieser Wissenschaft aus. Die biblischen Alterthümer sind theils *jüdische*, theils *christliche*. Die Quellen der erstern sind das alte Testament, die Schriften des Josephus und des Philo und der Talmud, nebst den Schriften der Rabbinen. Doch muß man den Talmud und die Schriften der Rabbinen mit großer Vorsicht brauchen, wenn man nicht die Sitten der spätern Zeit auf die frühere Zeit übertragen will. Die Quellen der letztern sind das neue Testament und die Schriften der Väter, welche bald nach den Zeiten der Apostel lebten und schrieben. Ohne die Kenntniß der Sitten und Gebräuche eines Volkes bleiben viele Stellen seiner Schriftsteller, in denen darauf angespielt wird, unverständlich, und es ist daher dem Schriftausleger die Kenntniß der biblischen Al-

tiquitäten unentbehrlich. Unter den neuern Schriftstellern, welche über die jüdischen Alterthümer geschrieben haben, sind besonders Boland, Joh. Simonis, Ern. Aug. Schulz, Georg Lorenz Bauer, Warnekros und Joh. Jahn zu bemerken. Ueber die christlichen Alterthümer findet man theils in den Commentaren über das N. T., theils bei den Kirchenhistorikern den nöthigen Unterricht. N.

Biblische Erdkunde ist die Wissenschaft, welche die natürliche Beschaffenheit und die Verfassung der Länder kennen lehrt, welche den Schauplatz der heiligen Geschichte, d. h. theils der Begebenheiten des jüdischen Volkes, theils der ersten Pflanzung des Christenthums gewesen sind. Sie beschreibt daher vorzüglich Palästina, gibt aber zugleich von den an Palästina grenzenden asiatischen Ländern und von den Provinzen des römischen Reichs Nachricht, in denen das Christenthum während des apostolischen Zeitalters Eingang fand. Die Quelle dieser Wissenschaft sind die heiligen Bücher selbst, die Schriften des Josephus, die geographischen Schriftsteller der alten Welt Strabo, Ptolemäus und Pomponius Mela und ein Onomasticon urbium et locorum scripturae s., welches der Bischof von Cäsarea Eusebius im vierten Jahrhunderte in griechischer Sprache schrieb und Hieronymus ins Lateinische übersetzte. Unter den neuern Gelehrten, welche diese für den Schriftausleger höchst wichtige Wissenschaft bearbeitet haben, werden besonders die Werke von Bachiene, Wells und dem Holländer Ysbrand van Hamelsfeld geschätzt. N.

Bielefeld (Jac. Friedr., Baron von), geboren zu Hamburg den 31sten März 1717. Bei einer Reise, die er nach Braunschweig machte, lernte ihn Friedrich II., damals noch Kronprinz, kennen und gewann ihn lieb. Nach seiner Thronbesteigung nahm Friedrich Bielefeld in seine Dienste, und schickte ihn als Legationssecretär mit dem Grafen von Truchses nach London. Später ernannte er ihn zum Gouverneur seines Bruders, des Prinzen August Ferdinand, dann zum Curator der preußischen Universitäten, zum Baron und geheimen Rathe. In den letzten Jahren seines Lebens zog sich Bielefeld vom Hofe zurück und starb den 5ten April 1770 zu Treben im Altenburgischen. Seine Schriften haben eine gewisse Berühmtheit erlangt. Die vorzüglichsten derselben sind: Institutions politiques. 1762. 4 Vol. Lettres familières. 4 Vol. 1763. Er hat auch eine deutsche Monatsschrift herausgegeben unter dem Titel: der Einsiedler.

Bienenrecht ist der Inbegriff der zum Besten der Bienenzucht erlassenen landesherrlichen und obrigkeitlichen Gesetze, und das darin gegründete Recht. Die Bienenzucht ist sehr alt, und war schon zu Moses und Hiobs Zeiten sehr ausgebreitet, indem Honig und Wachs die ältesten Handelsartikel mit sind. Die Bienen werden nach dem römischen Rechte zu den wilden Thieren, nach dem alten Sachsenrechte zu den Gewürmen, und nach verschiedenen Provinzialgesetzen zu dem gezähmten Viehe gezählt, oder dem Geflügel angereihet. Auf seinem Eigenthume ist jeder, Bienen zu halten, befugt, in so fern den Nachbarn dadurch kein wesentlicher Schaden zugefügt wird, oder von Andern ein Verbietungsrecht gezeigt werden kann. Auf fremdem Grunde und Boden ist aber zur Anlage eines Bienenstandes die Einwilligung des Grundeigenthümers erforderlich, und der Ertheilung derselben können weder die Hutungsberechtigten noch andere Imker oder Bienenväter, welche in der Gegend bereits Bienen-

stellen haben, widersprechen; wenn die Letztern kein besonderes Verbietungsrecht zeigen oder erweisen können, daß durch die zu nahe Anlage des neuen Bienenstandes ihren ältern Stellen Schaden und Nachtheil zugefügt wird. Wider die Aufnahme fremder Bienen hat in der Regel kein Widerspruch Statt, weil es dem Besitzer einer Bienenstelle freistehen muß, sein Eigenthum selbst, oder durch Verpachtung, zu benutzen. Die Abgaben, Zehnten rc., welche von den Bienen entrichtet werden müssen, beruhen auf Observanzen und Particulargesetzen, nach welchen man auch sowohl die Strafe des Bienendiebstahls überhaupt, als der verschiedenen künstlichen Arten desselben zu beurtheilen hat. Wer sogenannte Heer- oder Raubbienen mit Gift oder auf andere Weise tödtet, muß zwar den Eigenthümer derselben entschädigen, aber er begeht dadurch kein criminelles Verbrechen. Gegen den Herrn der Raubbienen kann übrigens der Eigenthümer der beraubten Bienen auf Schadenersatz nicht klagen; weil nach den Erfahrungen und Beobachtungen verständiger Bienenkenner der Letztere gewöhnlich selbst Schuld an der Beraubung seiner Bienen ist. Allein auf die zahmen jungen Bienenschwärme hat der Eigenthümer des Mutterstocks ein ausschließendes Recht, und er kann sie auch auf fremdem Grund und Boden, gegen Ersatz der dadurch verursachten Beschädigungen, verfolgen und daselbst einfangen. Hat jedoch der Eigenthümer des Mutterstocks die Verfolgung des jungen Schwarmes aufgegeben oder aufgeben müssen, weil er gänzlich aus den Augen verschwunden ist, so kann der Eigenthümer des Grund und Bodens, auf welchem der Schwarm sich gesetzt hat, denselben einfangen oder dessen unentgeltliche Herausgabe fodern, wenn ihn ein Dritter ohne des Eigenthümers Vorwissen, oder wider dessen Willen, eingefangen hat. Wer hingegen seines Nachbars Bienen verbrennt, weil sie um seinen Stock schwärmen, ist zum Schadenersatz verpflichtet. Der Waldbienenstand endlich gehört zu den Waldnutzungen, und mithin kann nur der Waldeigenthümer darauf rechtlichen Anspruch machen. X.

Bier. Ohne uns hier über die Zubereitung der verschiedenen Bierarten zu verbreiten, wollen wir nur die Aufzählung der letztern zu dem Gegenstande dieses Artikels machen, nachdem wir über die Entstehung des Biers einige historische Data vorausgeschickt haben werden. Die Erfindung des Biers ist keineswegs der neuern Zeit vorbehalten gewesen: schon seit länger als 2000 Jahren kennt man den Gebrauch desselben. Der griechische Dichter und Satirenschreiber Archilochus, der ungefähr 700 Jahre, und die griechischen Tragödienschreiber Aeschylus und Sophokles, welche länger als 400 Jahre vor Christi Geburt lebten, nennen es vinum hordeaceum (Gerstenwein). Diodor von Sicilien, welcher zu den Zeiten des Julius Cäsar, also gerade vor Christi Geburt lebte, gedenkt im zwanzigsten Capitel des ersten Buchs seiner Geschichte ebenfalls des Biers. So redet auch Plinius, welcher ungefähr in der Mitte des ersten Jahrhunderts nach Chr. Geb. lebte, an mehrern Orten seiner Naturgeschichte von diesem Getränke. Er sagt, daß dasselbe auf verschiedene Weise zubereitet würde, ja, daß es eine Art desselben gäbe, welche noch geschickter als der Wein selbst wäre, die Menschen betrunken zu machen. Er nennt es deßhalb eine abscheuliche Art von Getränk, und beklagt sich über dessen Zubereitung, als ob die gütige Natur den Menschen das Getraide nicht zu einem andern Gebrauche gegeben hätte. Er gibt uns ferner die Nachricht, daß dieses Getränk in Spanien celia und ceria,

in Gallien (dem heutigen Frankreich) und in andern Provinzen des römischen Reichs aber cerevisia genannt worden, besonders bei den alten Deutschen in Gebrauch gewesen und bei diesen ebenfalls cerevisia (von Ceres, die Göttin des Getraides, und von vis, die Macht) geheißen worden sey. Uebrigens haben, sagt man, die Aegyptier, als die ersten Beförderer des Ackerbaues, auch das Bier zuerst erfunden und dergleichen in der spätern Zeit zu Pelusium verfertigt, welches den Namen dieser Stadt geführt haben und sehr berühmt gewesen seyn soll. Jetzt hingegen ist das Bier gänzlich unbekannt in Aegypten. Diese und andere Zeugnisse mehr beweisen es deutlich, daß die Zubereitung des Biers eine der ältesten Erfindungen ist, wobei freilich gänzlich unerörtert bleibt, ob und in wie fern das Bier der Alten mit dem unsrigen, besonders mit dem starken Hopfenbiere, eine Vergleichung aushalten dürfte. Das deutsche Wort **Bier** kann am natürlichsten von bibere (trinken) abgeleitet werden. — Was die Gesundheit des Bieres und die Zuträglichkeit seines Genusses betrifft: so muß man die leichten und die starken Bierarten von einander unterscheiden. Die leichten schäumenden Biere sind nur im Frühjahre und bald, nachdem sie gebraut worden, gut, und sowohl Gesunden als Kranken heilsam. Mit Ausnahme weniger Individuen, die überhaupt kein Bier vertragen können, sind dieselben, gut bereitet, gehörig mit Hopfen gebraut, klar, von goldgelber Farbe und leicht schäumend, für jedermann ein überaus gesundes, dem Magen zuträgliches, Durst stillendes Getränk. Nicht minder empfehlenswerth sind sie in Nierenkrankheiten; auch scheinen eine Menge von Beobachtungen darzuthun, daß sie der Steinkrankheit entgegenwirken; denn dieses Uebel ist in den Ländern, wo Bier getrunken wird, viel weniger verbreitet als in den Weinländern. Die leichten Biere mit wenigem Hopfen sind ebenfalls denen zu empfehlen, die zur Schwindsucht Anlage haben, und besonders die von einem trocknen und gallichten, oder sanguinischen und reizbaren Temperament sind; sie stillen den entzündlichen Zustand, wenn die Krankheit einen gewissen Grad erreicht hat, oder beugen ihr im Entstehen vor. Die Wirkungen, welche sie in diesen Fällen thun, sind oft bewundernswürdig. Zu den starken oder schweren Bieren gehören einmal mehrere Braun- und diesen ähnliche Weißbiere, zu welchen die Ingredienzen in starken Quantitäten genommen werden; dann aber die geistigen Biere, die eine vollständigere Gährung und Kochung durchgegangen sind und sich länger halten. Die erste Abtheilung enthält die schädlichsten Weiß- und Braunbiersorten, welche trübe, aus schlecht bereitetem Malze verfertigt, schlecht gebraut sind, oder nicht hinlänglich gegohren haben. Sie verursachen, zumal jung, Coliken, Blähungen, Harnzwang u. dgl. Doch verlieren sie diese schädlichen Eigenschaften, wenn sie einige Zeit auf dem Fasse gelegen und die Hefen abgestoßen haben. Ein anderer Nachtheil dieser Biere, den sie selbst für diejenigen haben, die sie gut verdauen, besteht darin, daß sie die Organe des Unterleibes erschlaffen, die Eingeweide verschleimen oder eine übermäßige Entwickelung der zellischen Fetthaut bewirken. In die zweite Abtheilung gehören die starken geistigen Biere, in welchen die Stoffe gut verbunden sind, und welche lange genug gekocht und gegohren haben. Sie haben nicht jene nachtheiligen Folgen, und sind eben so berauschend und noch nahrhafter als der Wein, den sie sehr gut ersetzen. Dahin gehört vorzüglich der englische Porter, der auch in mehreren Krankheiten von nützlicher Wirkung ist.

Bierey (Gottlob Benedict), Musikdirector am National-Theater zu Breslau, geboren zu Dresden 1772, genoß den ersten wissenschaftlichen und musikalischen Unterricht im väterlichen Hause, und studirte späterhin Generalbaß und Composition bei Weinlig in Dresden. Nebenbei ließ ihn sein Vater Violine und Oboe erlernen, bei welcher Gelegenheit er auch die Natur der Blase- und Saiteninstrumente in so weit kennen lernte, als er es zur Composition nöthig hatte. Bis in sein siebzehntes Jahr lebte er in Dresden. Entschlossen, sich ganz der Musik zu widmen, ließ er sich bei einer kleinen Gesellschaft als Musikdirector anstellen. Als er bald darauf bei der C. döbbelinischen Gesellschaft ein Engagement erhielt, und im Jahre 1794 endlich zur Joseph Secondaischen Gesellschaft kam, erhielt er dadurch die beste Gelegenheit, sich practisch auszubilden. Nach der Auflösung der letztern im Jahre 1806 reisete er im folgenden Jahre nach Wien, wo er die Oper Wladimir schrieb, und von wo er 1808 nach Breslau ging. Bierey begann schon 1797 durch seine Composition der bretznerschen Oper, der Schlaftrunk oder die Assemblee im Mehlkasten, das musikalische Publikum auf sich aufmerksam zu machen. Diese Musik beurkundete, wiewohl sie weder eigentlich genial noch correct ist, ein glückliches Talent, dem diejenigen Mittel, welche Wirkung machen können, bekannt sind und zu Gebote stehen. Eine noch erfreulichere Erscheinung war seine Composition einer andern bretznerschen Oper, Rosette oder das Schweizermädchen. Dagegen mißlang sein Wladimir, weil er sich hier die ihm fremden cherubinischen Formen aneignen wollte. Außer den genannten ist uns noch seine Musik zu den Gemsenjägern bekannt, die ebenfalls einer rühmlichen Erwähnung verdient, aber wegen des gänzlich werthlosen Textes nie von besonderer Wirkung seyn wird. Ueberdem scheint dieser Componist in der Wahl seiner Texte mit wenigem Urtheil zu Werke zu gehn. Statt seine Kunst an das erste beste Machwerk zu wenden, möchten wir ihm rathen, mit Dichtern in Verbindung zu treten, die ihm würdigere Arbeiten zu liefern im Stande sind. Alsdann würde es ihm gewiß gelingen, für seine Composition allenthalben denjenigen Beifall und Antheil zu erlangen, welchen sie verdienen. Dem Namen nach führen wir noch folgende Operetten Bierey's an: die Liebe im Lager; Phaedon und Naide; der Apfeldieb; L'asilo d'amore; der Mädchenmarkt; Liebesabenteuer; Jery und Bätely; die böse Frau; die Ehestandscandidaten; der Zauberhain; das Donauweibchen, dritter Theil; das Blumenmädchen; Clara, Herzogin von Bretagne; der betrogene Betrüger; der Ueberfall; die Pantoffeln; und die offene Fehde. Außerdem hat er noch mehrere andere, auch ein theoretisches Werk über den Generalbaß, geschrieben.

Biester (Johann Erich), erster Bibliothekar an der königlichen Bibliothek zu Berlin, verdient als ein Mann, der nicht nur in seinem nächsten Wirkungskreise durch die uneigennützigste Bereitwilligkeit in Mittheilung der seiner Aufsicht anvertrauten literarischen Schätze vielfach genutzt, sondern auch mit wohlgemeintem Eifer für die Verbreitung der Aufklärung kräftig gewirkt hat, einer löblichen Erwähnung. Wir entlehnen aus seiner von ihm selbst entworfenen Biographie folgende Umstände seines Lebens. Geboren im J. 1749 zu Lübeck, woselbst sein Vater ein wohlhabender Kaufmann war, zeigte er bei einer sorgfältigen Erziehung früh Neigung für Sprachen, und ward daher den Studien gewidmet. Nachdem er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt unter des würdigen Overbeck Leitung einen guten Grund

n Griechischen und Lateinischen gelegt und die alten Dichter kennen elernt, außerdem auch hinreichende Kenntniß des Französischen, Engschen und Italiänischen sich erworben hatte, um auch in diesen Spra-)en die Meisterwerke der Dichtkunst zu lesen, bezog er die Universität öttingen, um die Rechte zu studiren. Allein seine Lieblingsfächer lieben Literaturhistorie, Sprachen, Kritik, Geschichte. Er faßte einen bestimmten Lebensplan, weder zum Brod- noch zum Ruhmer-)erb. Eine innige Freundschaft schloß er zu Göttingen mit Bürger, Matthias Sprengel, dem Baron Kielmannsegg und einigen andern leichgesinnten Jünglingen. Nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt egann er die juristische Praxis und arbeitete nebenbei an der rostokischen gelehrten Zeitung, und nachher an der allgemeinen deutschen Bibliothek. Nach anderthalb Jahren kam ihm der Antrag zu einer Lehrerstelle an dem Pädagogium in Bützow, wohin er Ostern 1773 ging. Es fanden sich damals vorzügliche Männer dort, mit denen r in Berührung kam: Tetens, Toze, Karsten, Witte, Trendelen-)urg, Quistorp und Andere. Biester lehrte Sprachen, Geschichte und ogenannte schöne Wissenschaften, und ward 1774 Doctor der Rechte, um auch vor Studenten Collegia lesen zu können, über Universalhistorie, Rechtsgeschichte und griechische Autoren. Im J. 1775 legte er sein Amt nieder, machte eine Reise nach Berlin, hielt sich dann noch in Mecklenburg und Lübeck auf, und trat 1777 zu Berlin die Stelle eines Privatsecretärs bei dem die Künste und Wissenschaften eifrig liebenden und befördernden Minister von Zedlitz an. Biester befand sich hier glücklich in einem angemessenen Wirkungskreise als der Haus- und Tischgenosse eines edeln Mäcen. Er kam mit den trefflichsten und ausgezeichnetsten Männern Berlins und des Auslandes in Berührung. Am innigsten verband er sich mit Gedike, dessen Eifer auch ihn bald zu öffentlicher Thätigkeit anmahnte. Sie unternahmen 1785 gemeinschaftlich die berlinische Monatsschrift, welche vornehmlich durch Biesters Thätigkeit und Verbindungen zu einem der gehaltvollsten Journale wurde, die damals erschienen. Mit edler Freimüthigkeit bemühte sich Biester, Vorurtheil und Aberglauben von ihrer gefährlichen, Betrug und Täuschung von ihrer schändlichen, und die Machinationen der Jesuiten und Aller, welche diesen gleichen, von ihrer abscheulichen Seite treu darzustellen, dagegen der Vernunft und Aufklärung das Wort zu reden. Wir müssen indeß unpartheiisch hinzusetzen, daß er wohl oft in der Aufspürung des nicht selten nur vermeintlichen Jesuitismus zu weit ging, und dadurch, daß er unaufhörlich auf ein Thema zurückkam, das Mancher für ein Hirngespinst hielt, nicht ganz ungegründeten Anlaß zum Spott und Tadel gab, und seinen wahren Verdiensten schadete. Im J. 1783 ward eine Stelle bei der Bibliothek erledigt. Dies war ein Amt, das seinen Wünschen ganz entsprach. Friedrich II. ließ im Januar 1784 Biestern zu sich kommen, unterhielt sich mit ihm und ernannte ihn sofort zum Bibliothekar. Bedeutende Verdienste erwarb sich Biester in diesem Amte. Er ordnete die Bibliothek, öffnete sie dem allgemeinen Gebrauche und hat die Freude, sie auf seine Vorschläge vielfach bereichert zu sehen. Der jetzige König, der sie mit der Akademie verband, ernannte Biestern 1798 zum Mitgliede dieses Instituts. Er starb den 20sten Febr. 1816. Außer der berlinischen Monatsschrift, die er von 1791 an noch allein, mit einigen Unterbrechungen und Veränderungen, eine Reihe von Jahren lang fortsetzte, verdanken wir ihm eine Uebersetzung von Anacharsis

Reisen, die er mit Anmerkungen und Zusätzen bereichert hat, welche von seiner genauen Kenntniß des Alterthums zeigen.

Bievre (Marschall, Marquis von), geboren 1747, diente unter dem Corps der Mousquetiere, einer damaligen adeligen Leibgarde der Könige von Frankreich, und erwarb sich einen gewissen Namen durch seine witzigen Antworten und Calembourgs, welche bald in die Mode kamen. Nachdem er verschiedene Broschüren und Unterhaltungsschriften herausgegeben hatte, brachte er 1783 le Seducteur, ein versificirtes Lustspiel, auf die Bühne, welches gedruckt worden und sich auf dem Repertorium erhalten hat, wiewohl das Stück schlecht von Plan und Ausführung ist. Ein anderes Lustspiel von ihm, Les Reputations, ist nach der ersten Aufführung verschwunden. Als einen Beweis seiner Fertigkeit in treffenden Antworten führt man an, daß, als er Ludwig XV. vorgestellt wurde, dieser den Wunsch äußerte, einen Calembourg von ihm zu hören. Donnez-moi un sujet, Sire, sagte Bievre. — Faites-en un sur moi. — Sire, le roi n'est pas un sujet, war die geistreiche Antwort Bievre's. Im J. 1789 war er nach Spa zur Wiederherstellung seiner Gesundheit gegangen und starb hier. Wie man behauptet, blieb er auch auf dem Sterbebette seiner Neigung für die Calembourgs treu. Mes amis, sagte er sterbend, je m'en vais de ce pas (de Spa). Man hat mehrere Schriften von ihm, unter andern auch einen Almanach de Calembourgs. Deville hatte unter dem Titel Bieveriana seine Calembourgs gesammelt herausgegeben.

Bigamie ist die in den Gesetzen verbotene Ehe mit zwei Personen. Vormals wurde sie mit dem Tode, jetzt mit den Strafen des Ehebruchs bestraft.

Bignon (Edouard), Baron, Erbevollmächtigter Minister von Frankreich an mehrern Höfen, und Verfasser eines 1814 erschienenen, wichtigen Werks über den finanziellen, militairischen, politischen und moralischen Zustand Frankreichs und der vorzüglichsten Mächte Europa's. Er ist 1762 in der Normandie geboren, widmete sich erst mit Erfolg den Studien, wurde aber hernach Soldat und diente unter dem General Huet. Dieser gewahrte seine Talente, machte ihn zu seinem Secretair, und bahnte ihm so den Weg, den er bisher durchlaufen. Durch Privatverbindungen gelang es ihm 1798 als Legations-Secretair nach der Schweitz, und das Jahr darauf nach Mailand geschickt zu werden. 1802 ward er beauftragt, die Angelegenheiten mit Preußen zu ordnen, und 1803 ging er als bevollmächtigter Minister an den churhessischen Hof. In und nach dem Kriege von 1806 und 1807 half er Darü die preußischen Provinzen bewirthschaften und aussaugen. Von 1808—11 war er Gesandter beim Großherzog von Baden, und bis 1813 Resident in Warschau. Depradt hat ihn in seiner Geschichte seiner polnischen Gesandtschaft, dieser Mission wegen, hart getadelt. Nach der ersten Zurückkunft der Bourbonen schrieb er jenes Werk (exposé comparatif de la situation de la France et de celle des principales puissances de l'Europe), in welchem er große Einsichten und Kenntnisse entwickelte, sich aber auch darin als echten Franzosen aus der napoleonischen Schule zeigte. Als Napoleon 1815 zurückkam, ward er Director der politischen Correspondenz des auswärtigen Departements, und nach dessen Sturz erhielt er von der provisorischen Regierung das Portefeuille dieses Ministeriums. Er unterzeichnete die Capitulation von Paris, und ist seit des Königs Rückkehr ohne Anstellung geblieben.

Bilanz oder Bilance, bei den Kaufleuten die monatliche oder
jährliche Schlußrechnung über Einnahme und Ausgabe, um Gewinn
and Verlust, Foderungen und Schulden gegen einander zu halten,
ınd die Hauptsummen einander gleich zu machen, indem man das,
vas der einen Hauptsumme fehlt, unter dem Ausdrucke pro Saldo,
). h. zum Abschluß, hinzugerechnet. Man kann es mit einem Worte
urch Schlußrechnung oder Abschluß ausdrücken. Das Buch, worin
iese Rechnung geführt wird, heißt **Bilanzbuch**.

Bild ist, nach Kant, die empirische mittelbare Darstellung eines
Gegenstandes, in so fern derselbe ein Mannichfaltiges in gewissen Ver-
hältnissen, mithin eine Gestalt in sich enthält. Wir werden diesen Ge-
genstand aus vier verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten haben,
ıämlich physiologisch, psychologisch, ästhetisch und artistisch. **Physio-
ogisch** betrachtet ist Bild verkleinerte Darstellung der dem Auge
vorschwebenden Gestalten, Farben, Bewegungen und anderer sichtba-
en Eigenschaften und Verhältnisse der Körper, mittelst des Lichts
ınd seiner Strahlen auf dem hintern Grunde der Netzhaut, welche
etztere nichts anders als der verbreitete Sehnerve ist. Dies ist die
gewöhnliche physiologische Erklärung von dem, was wir Sehen nen-
nen; **psychologisch** liegt es nun dem Anthropologen, Psychologen
ınd Philosophen ob, auszumachen, wo die letzte Ursach des Sehens
ınd des Bewußtseyns desselben vorhanden seyn möge. Wie man sich
ıun auch hierüber mit einander verständigen möge, so bleibt es doch
ıusgemacht, daß es die Einbildungskraft ist, welche jenes Bild durch
ie Sinne überkommt und den materiellen Stoff in einen geistigen
verwandelt. **Aesthetisch** und **artistisch** genommen, ist Bild die
ichtbare Darstellung, oder Vorstellung eines körperlichen oder ver-
örperten Gegenstandes, welches seinem Urbilde in allen seinen Thei-
en nach seinen sichtbaren Aeußerungen mit treuster Angemessenheit
ıachgeahmt ist. Diese Darstellung ist auf verschiedene Weise möglich,
e nachdem sie durch verschiedene räumliche, an Stoffen angewandte,
Mittel bewerkstelligt wird, entweder für das Gesicht allein, oder für
as Gesicht und physische Gefühl zugleich (s. **Bildnerei**). Man
ann daher eine Zeichnung, einen Kupferstich, ein Gemälde, eine Sta-
ue, jedes andere Bildwerk aus Thon, Holz, Metall und Stein ein
Bild nennen, obschon man häufig vorzugsweise die Gemälde so nennt.
Nun nimmt aber der Künstler das Urbild seiner Darstellung entweder
us der Wirklichkeit, oder aus der Einbildungskraft, und in jedem
ieser beiden Fälle ist sein Verfahren, wie seine Wirkung verschieden.
Wo er das Urbild in der Wirklichkeit vor sich hat, da wird nur eine
nittelbare hervorbringende (reproductive) Einbildungskraft bei ihm
n Thätigkeit gesetzt; ein solches Werk wird nämlich eine bloße Ab-
ildung, an die man nur die Foderungen der Wirklichkeit zu machen
at. Wo hingegen nur das Urbild vor der Seele des darstellenden
Künstlers schwebt, da ist die eigentliche productive (unmittelbar her-
vorbringende) Einbildungskraft in Thätigkeit, und hier stellt sich also
as Aesthetische von selbst ein, weil der Stoff dadurch, daß die pro-
uctive Einbildungskraft denselben erst gänzlich bilden, ihn dann um-
nd ausbilden und ihn zuletzt mit dem lebendigen Gepräge des Mensch-
chen ausprägen muß, Bedeutsamkeit erhält und dann, weit entfernt,
n bloßer roher Stoff zu scheinen, vielmehr als eine vollendete mensch-
che Natur, als ein rein in sich abgeschlossenes Ganzes sich darstellt.
Diesem nach scheint es, als ob man vorzugsweise nur die sichtbare

Darstellung eines körperlichen Gegenstandes ein Bild nennen könne, in so fern sich nämlich in dieser Darstellung die productive Einbildungskraft zu erkennen gibt, da hingegen die reproductive Einbildungskraft kein Bild, sondern nur eine Abbildung liefert. Jedes Bild muß nothwendiger Weise mehr oder weniger Abbildungen enthalten, nicht aber jede Abbildung ist ein Bild. Das Bild nämlich muß zweierlei Eigenschaften in sich fassen, nämlich eine artistische und eine ästhetische. Durch die artistischen Eigenschaften müssen die Wirklichkeits-Foderungen, durch die ästhetischen hingegen der Schönheitssinn befriedigt werden. Jenes geschieht durch genaue Beobachtung des physischen und physiologischen Bildes; dieses hängt von den Gesetzen der Einbildungskraft selbst ab. Der reproductive Künstler hat alles gethan, was ihm oblag, wenn seine Darstellung anschaulich, rein objectiv, also dem in der Natur physisch vorhandenen Urbilde getreu und in ihren Verhältnissen richtig ist. Der productive Künstler hingegen hat zwar alle diese Pflichten ebenfalls auf sich, weil ohne dies seine Darstellung ein Unding seyn würde; allein er soll uns noch über dieses alles eine Totalanschauung verschaffen, durch welche allein seine Darstellung als ein in sich abgeschlossenes Ganzes erscheinen kann, welches in dieser Ganzheit dem Sinne faßlich und angenehm ist und das Gemüth durch Bedeutsamkeit ergötzt. Außer den oben angegebenen vier verschiedenen Rücksichten, unter welchen wir den Begriff Bild betrachtet haben, müssen wir hier noch einer fünften erwähnen, nämlich der poetischen. Es gibt nämlich auch ein Bild, welches durch Worte hervorgebracht werden kann. In so fern nun Worte das Organ der Poesie sind: so kann man ein solches Bild ein poetisches nennen. Zum Wesen der Poesie gehört es, Bilder und in Bildern darzustellen. Was man nun aber in der Poesie Bild nennt, hat nur uneigentlich diesen Namen, weil das Bild, gleich der Vorstellung durch ein Bild, Glauben an eine äußere Realität und dadurch Empfindung bewirkt. Man denkt also hierbei mehr an die Beschaffenheit der Vorstellung durch ein Bild, als an das Bild selbst. Bild wird demnach hier bloß metaphorisch gebraucht, als bloße Vorstellung, welche mittelst der Einbildungskraft auf eine Anschauung bezogen wird, so, daß diese den Schein des Seyns erhält, welcher dem Bilde, so wie das Seyn selbst der Anschauung zukommt. Uebrigens ist die Sphäre des Bildes von vielen noch mehr erweitert, und nicht bloß in der Poesie, sondern auch in allen Künsten, gestattet worden. Denn außer der Mimik, welche einige der Plastik beigesellen, zeigt sich wirklich, daß es Bilder in der Tanzkunst (Tanzbilder, Touren), in der Tonkunst (Tonbilder), so wie in der Rede (Redebilder, Wortbilder) gebe. In allen diesen Künsten pflegt man jedoch dasjenige, was wir hier Bild genannt haben, Figur (s. d. Art.) zu nennen. Was hier noch von dem musikalischen Bilde zu sagen seyn möchte, soll in dem Artikel, musikalische Malerei, besonders abgehandelt werden.

Bildende Künste, s. Bilderei.

Bilderlehre (Ikonologie) ist die Kunst, sittliche Wahrheiten unter Sinnbildern vorzutragen und diese Sinnbilder zu erklären, oder die Kenntniß der Bilder zu verschaffen, durch welche sittliche Wahrheiten sinnlich dargestellt werden können.

Bilderstürmer (Ikonoklasten), nannte man diejenigen Anhänger der christlichen Religion, welche in den Kirchen weder Bilder, noch viel weniger aber die Verehrung derselben dulden wollten. Der Streit über den Bilderdienst fing zuerst in Griechenland an, und

verbreitete sich von da durch Europa, war aber besonders im achten und neunten Jahrhunderte sehr heftig. In den ersten drei Jahrhunderten nach Christi Geburt wußte man bei den Christen von keinen Gemälden und Bildnissen in den Kirchen, ja man machte ihnen sogar einen Vorwurf daraus. Die erste Veranlassung zum christlichen Bilderdienste gab theils die Gewohnheit, daß man den Kaisern Ehrensäulen mit ihren Bildnissen errichtete, theils auch der Umstand, daß man das Andenken der Bischöfe und der Märtyrer durch ihre Bildnisse zu erhalten suchte. Man stellte diese im vierten, besonders aber im fünften Jahrhunderte nach und nach in den Kirchen auf, ohne ihnen jedoch einige Verehrung zu erweisen. Allein seit dem sechsten Jahrhunderte fing man an, die Bilder aus Hochachtung zu küssen, Lampen vor ihnen anzuzünden und zu ihrer Verehrung Weihrauch zu verbrennen, auch ihnen Wunder zuzuschreiben. Manche Bischöfe suchten die Christen von dieser Verehrung der Bilder abzuziehen; andere duldeten sie bloß als eine anständige Verzierung der Kirche, da hingegen noch andere sich in ihrer Verehrung der Bilder einer wahrhaften Abgötterei näherten. Der orientalische Kaiser, Leo III., welcher dem Aberglauben und der Verehrung der Bilder sehr abgeneigt war, befahl im Jahre 726 alle Bilder der Heiligen, Christus Bild ausgenommen, aus den Kirchen wegzunehmen, und sich der Verehrung derselben ganz zu enthalten. Ueber diesen Befehl entstand zuerst auf den Inseln des Archipelagus ein Bürgerkrieg. Da jedoch die Päpste Gregor II. und III. sich des Bilderdienstes annahmen, der Kaiser Leo hingegen nicht, wie sie verlangten, seinen Befehl zurücknahm, und jene ihn deßhalb für keinen wahren Christen erklärten, so fingen auch in Italien Leo's Unterthanen an, sich zu empören. Von nun an bildeten sich zwei Parteien in der christlichen Kirche, nämlich die Bilderverehrer und Bilderstürmer, die einander wechselseitig verfolgten und mordeten. Leo's Sohn, Constantin, der ihm 741 in der Regierung und auch seinem Beispiele in Ansehung des Bilderverbots folgte, verfuhr jedoch gelinder. Er hielt 754 eine Kirchenversammlung in Constantinopel, auf welcher sowohl der Gebrauch, als die Verehrung der Bilder verworfen wurde. Auch Constantins Sohn, Leo IV., welcher 773 zur Regierung kam, folgte denselben Beispielen; allein seine Gemahlin Irene ließ ihn im Jahre 780 vergiften, und eine Kirchenversammlung zu Nicäa in Bithynien in Klein-Asien bestätigte 786 die Verehrung der Bilder, und belegte diejenigen mit Strafen, welche behaupteten, daß man außer Gott nichts verehren und anbeten dürfe. Allein, wenn schon die Griechen und Italiäner dem Bilderdienste gänzlich ergeben waren, so folgten doch die meisten Christen im Occidente (Britten, Deutsche, Franzosen) ihrem Beispiele nicht, sondern behaupteten vielmehr, daß man zwar die Bilder beibehalten und in den Kirchen aufstellen könne, daß sie aber, ohne Gott zu beleidigen, nicht verehrt werden dürften. Auch Carl der Große schrieb (wahrscheinlich mit Beihülfe Alcuins) gegen den Bilderdienst, und eine Kirchenversammlung, die er 794 zu Frankfurt am Main halten ließ, sprach für ihn und seine Schrift, trotz der Gegenschrift des Papstes Hadrian. Unter den Griechen ging jedoch der Bilderstreit, nach Irenens Verweisung (802), von neuem an, und dauerte fast die Hälfte dieses Jahrhunderts hindurch. Ihr Nachfolger Nicephorus entfernte zwar die Bilder nicht aus den Kirchen, doch durften die Anhänger der Bilder ihre Gegner nicht verfolgen. Endlich stellte die Kaiserin Theodora, nach einer 840 zu Constantinopel gehaltenen Kirchenversammlung, bei

den Griechen den Bilderdienst wieder her, welche Verfügung durch eine zweite 870 daselbst gehaltene Kirchenversammlung bestätigt wurde. Im occidentalischen Reiche behielt man anfänglich noch immer die Bilder bei, jedoch bloß, um das Andenken der verdienten Männer zu erhalten, dahingegen die eigentliche Verehrung derselben verboten war. Dieses verordnete auch eine unter Ludwig dem Frommen 824 zu Paris gehaltene Kirchenversammlung. Allein nach und nach entfernte man sich von dieser Meinung, und das Urtheil des Papstes, dessen Ansehen immer mehr wuchs und welches für den Bilderdienst sprach, fand endlich auch in der occidentalischen Kirche Eingang.

Bildhauerei ist diejenige bildende Kunst, welche Bilder von körperlichen oder verkörperten Gegenständen mit der möglichsten Wahrheit nach allen drei Räumerfüllungen, der Länge, Breite und Tiefe, mittelst des Meißels in harte Massen darstellt. Diese Werke werden in **runde** und **halbrunde** eingetheilt. Unter **runden Figuren** versteht man solche, welche von allen Seiten betrachtet werden können. Sie sind verschiedener Art, entweder ganze Körper, Hermen, Bruststücke, Büsten, Köpfe, Antlitze (Maschera, Gesicht ohne Hinterhaupt); außerdem Postamente, Vasen und andere Geräthschaften. Unter **halbrunden Figuren** versteht man Figuren, die bloß einem Theile der Oberfläche nach aus einem flachen Grunde hervorragen. Diese erhobene Arbeit nennt man gewöhnlich **Reliefs** und theilt sie, je nachdem sie über die Hälfte, genau die Hälfte, oder unter die Hälfte ihrer Dicke herausstehen, in haut-, demi- und bas-reliefs ein. In Hinsicht des mechanischen und technischen Theils kommen zuerst **Material** und **Werkzeug** in Betracht. Das **Material** ist bei uns gewöhnlich Holz oder Stein. Unter den Steinarten ist der Marmor die für den Künstler schicklichste Masse. Das vornehmste und fast einzige Werkzeug der Bildhauerkunst ist der Meißel, von welchem es aber verschiedene Arten gibt, wie z. B. das Spitzeisen, das Zahneisen, der Pickhammer, das Breiteisen, das Rundeisen, das Zwergeisen. Zur Arbeit von Marmor sind alle von Stahl und werden mit eisernen Hämmern getrieben. Bei dem Sandsteine hingegen hat man sie nur verstählt und treibt sie mit hölzernen Schlägeln. Die fernern Instrumente der Bildhauerei sind der Drittbohrer (Findelbohrer), die Raspel; Nebenwerkzeuge die Mensur, das Richtscheit, das Stichmaß und der Krummzirkel (Taster). Bevor aber der Künstler an diese Handarbeit gehen kann, muß er ein Vorbild in einer Masse geformt haben, deren Weichheit ihm wenigere Schwierigkeiten in den Weg legt, als die nachher zu bearbeitende, härtere Masse. Ein solches Vorbild heißt **Modell**, vor welchem manche Künstler öfters noch eine **Skizze** verfertigen, welche das im Kleinen enthält, was das Modell größer ausführt. Bei geübten Künstlern vertritt die Skizze nicht selten die Stelle des Modells selbst; andere können hingegen das letztere nicht entbehren. Gewöhnlich bedient man sich zu beiden des nassen Thons oder Wachses. Der Thon wäre die geschickteste Materie, Figuren zu bilden, wenn er seine Feuchtigkeit behielte. Nun aber trocknet er nicht etwa an allen Theilen gleich sehr zusammen (in welchem Falle dasselbe, obgleich verminderte Verhältniß bleiben würde), sondern die kleinen Theile trocknen weit geschwinder zusammen, wie die größern, und der Leib der Figur, als der stärkste Theil, am spätesten. Das Wachs hingegen hat die Unbequemlichkeit nicht. Man formt daher sein Modell von Thon, oder von Gips und gießt es alsdann in Wachs. Der Thon ruht bei dieser Arbeit auf dem Poussirstuhle, und zwar auf der beweg-

ichen Scheibe desselben, welche sich nicht allein nach allen Richtungen herumdrehen, sondern auch erhöhen und erniedrigen läßt. Aus freier Hand mittelst der Poussirhölzer bildet er hier die Skizze oder das Modell. Einen Theil nach dem andern arbeitet er im Groben mit der Hand aus, bearbeitet ihn hernach mit den Poussirhölzern und dem nassen Schwamme weiter und ebnet ihn mit dem nassen Pinsel. Nachdem nun der Künstler auf diese Weise der weichen Masse Form gegeben hat, so trägt er diese auf die harte Masse über, in welcher das Werk eigentlich ausgestellt werden soll. Der Block, welcher dazu bestimmt ist, zu demselben verarbeitet zu werden, steht vollkommen senkrecht auf einem Gestelle, oder dem sogenannten Poussirstuhle, auf welchem er, mittelst eines Hebebaums, nach Erfodern kann umgedreht werden. Unweit des Blockes steht, ebenfalls auf einem Poussirstuhle das Modell. Nachdem nun diese Vorkehrungen sämmtlich getroffen sind, begibt sich der Künstler an die eigentliche Arbeit, nämlich an das Behauen des Blockes. Hier gibt es nun eine doppelte Art, nach Maßgabe des Modells die Massen zu bearbeiten, die praktische und die akademische. Nach der ersten Art überzieht der Künstler Modell und Block mit einander durchschneidenden Horizontal- und Perpendicularlinien, welche auf beiden in gleichen Verhältnissen Quadrate bilden, worauf er alsdann verfährt, wie man ein Gemälde durch ein Gitter verjüngt oder vergrößert. Es zeigt nämlich ein jedes kleines Viereck des Modells seine Flächenmasse gleichergestalt auf jedem großen Viereck des Blocks an. Da nun aber hierdurch gewissermaßen doch nur oberflächlich der eigentliche körperliche Inhalt, so wie der rechte Grad der Erhöhung und Vertiefung des Modells bestimmt werden kann, so wird der Künstler seiner künftigen Figur allerdings ein gewisses Verhältniß des Modells geben können. Dabei bleibt er aber lediglich der Leitung seines Auges überlassen und muß deßhalb beständig zweifelhaft seyn, ob er, in Hinsicht auf sein Modell, zu tief, oder zu flach, ob er zu viel, oder zu wenig Masse weggenommen. Er ist ferner auch nicht im Stande, weder den äußern Umriß, noch denjenigen, welcher die innern Theile des Modells, oder diejenigen, welche gegen die mittlere Erhöhung zugehen, oft nur wie mit einem Hauche anzeigt, durch solche Linien zu bestimmen, durch die er ganz untrüglich und ohne die geringste Abweichung eben dieselben Umrisse auf seinen Stein entwerfen könnte. Weil nun auch ferner keine Grenzen der Tiefen gesetzt werden können: so kann der Fehler, wenn einmal etwas verhauen ist, nicht wieder ersetzt werden. Und endlich ist es ein Hauptmangel dieser Verfahrungsart, daß die auf den Stein aufgetragenen Linien alle Augenblicke weggehauen werden und eben so oft, nicht ohne Besorgniß der Abweichung, von neuem müssen gezogen und ergänzt werden. Diese Ungewißheit nöthigte die Künstler, einen sicherern Weg zu suchen und viele nahmen diejenige Verfahrungsart an, welche von der französischen Akademie in Rom zum Copieren der Antiken zuerst erfunden war. Nach dieser befestigt man nämlich über dem Blocke und dem Modelle die sogenannte Mensur, welches ein viereckiger Rahmen ist, von welchem man nach gleich eingetheilten Graden Bleifaden herunterfallen läßt. Durch diese Faden werden die äußersten Punkte der Figur deutlicher bezeichnet, als in der ersten Art durch Linien auf der Fläche, wo ein jeder Punkt der äußerste ist, geschehen konnte; sie geben auch dem Künstler ein sinnlicheres Maß von einigen der stärksten Erhöhungen und Vertiefungen durch die Grade ihrer Entfernung von Theilen, welche sie decken, wodurch er in den

Stand gesetzt wird, freier und mit mehrerem Muthe bei seiner Arbeit zu Werke zu gehen. Da aber der Schwung einer krummen Linie durch eine einzige gerade Linie nicht genau zu bestimmen ist: so werden ebenfalls die Umrisse der Figur durch diesen Weg sehr zweifelhaft für den Künstler angedeutet, und in geringen Abweichungen von ihrer Hauptfläche wird sich derselbe alle Augenblicke ohne Leitfaden und ohne Hülfe sehen. Es ist sehr begreiflich, daß in dieser Manier auch das wahre Verhältniß der Figuren schwer zu finden ist. Um diesem Uebelstande auszuweichen, bemüht man sich, jenes Verhältniß zu finden, indem man die Bleifaden durch Horizontallinien durchschneiden läßt. Michel Angelo erfand einen neuen, vor ihm noch unbekannten und sehr sinnreichen Weg, auf welchem er das richtige Verhältniß der Figuren zu bestimmen suchte. Eine Nachricht davon findet man in Vasari's Leben der Maler rc. ausführlicher aufgezeichnet, als es hier geschehen kann, weßwegen wir dahin verweisen. Hat nun der Künstler nach einer dieser Methoden jeden Theil seines Modells nach seiner Lage und seinem Verhältniß an dem Blocke bestimmt, so arbeitet er denselben mit dem Eisen und, nach Erforderniß der Umstände, mit dem Bohrer aus, vermittelst welcher Instrumente er die überflüssigen Theile an der Masse wegnimmt. Hierbei geht er von dem äußersten Punkte nach den innern Punkten fort und gründet so alle Hauptpunkte der Glieder, Muskeln, der Draperie u. s. w. von allen Seiten. Ist ein Punkt gefunden, und, wo es möglich ist, mit dem Bohrer vorgearbeitet, so schlägt der Künstler den überflüssigen Stoff mit dem Spitzeisen aus, läßt jedoch noch etwas stehen, damit es ihm bei der Ausarbeitung nicht fehle. Anfänglich schlägt er jeden Theil eckig aus, dann bricht er nach und nach die Ecken und rundet jeden Theil. Das Eisen darf, damit nicht zu viel Stein abspringe, immer nur wenig auf einmal wegnehmen. Hat nun aber der Block ungefähr die Figur, die er bekommen soll, erhalten: so wird er auspoussirt (mit dem Zahneisen weiter ausgebildet) und die Anlage zu den feinsten und zartesten Theilen gemacht. Die Massen unter den schwebenden oder schwachen Theilen, z. B. die Gegenden unter den Armen, zwischen den Fingern und Füßen, den Falten u. s. w., zu deren Bearbeitung das Spitzeisen nicht gebraucht werden kann, werden nun bei dem Auspoussiren vermittelst des Bohrers und der Raspel weggenommen, welches eine sehr mühsame Arbeit ist. Auf dieselbe Art entstehen auch die Vertiefungen des krausen Haupthaars, der Nasenlöcher u. s. w. Hierauf schreitet der Künstler zu den Zähnen, das heißt, er nimmt mit dem Zahneisen alle bisher noch eckig angelegten Theile ab und gibt der Figur Rundung, Richtigkeit und Feinheit. Dabei bedient er sich des Tastercirkels, um die Stärke jedes Gliedes genau nach dem Modelle zu bestimmen. Nun steht das Werk kenntlich da, und darf nur rein gemacht, d. h. rein und sauber ausgearbeitet werden, welches mit dem Breiteisen, dem Rundeisen und dem Zwergeisen geschieht. Das erste ebnet gemeiniglich das Nackte und alle ebenen Flächen, das zweite die Vertiefungen, z. B. die Falten, und das dritte die kleinen schwebenden Theile. Da aber das Eisen den harten Stein nicht völlig ebnet, so muß ihm die Raspel zu Hülfe kommen, welche überdies die feinsten Theile, z. B. die Augenlieder, Nägel u. s. w. ausbildet. Nach dem Unterschiede der Flächen werden gerade, aufgeworfene, runde, flache u. a. Raspeln erfodert. Das Rauhe, welches sie zurücklassen, wird mit feinem Sandsteine abgeschliffen. Besteht die Materie des Werks aus Marmor, so erhält dieser zuletzt noch Politur, entweder mit gepulvertem Bimsstein und einem feuchten

Tuche, oder mit Zinnasche, oder, und zwar am häufigsten bei gefärbten Marmorarten, mit gebrannten und gepulverten Schaafbeinen, oder mit Schmergel. — Was endlich den ästhetischen Theil der Bildhauerei anbetrifft, als welcher nicht sowohl bei dem Bildhauer selbst, als vielmehr bei dem Verfertiger des Modells in Anregung kommt, so wollen wir, da die Bildhauerei überhaupt mit der Bildnerei in eine Gattung zusammenfließt, oder vielmehr in dieser selbst begriffen ist, von dem Aesthetischen der Bildhauerei in dem Artikel, Bildnerei, reden, auf welchen wir hiermit verweisen.

Bildhauer der Griechen. Dädalus aus Athen lebte etwa vierzehn Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung. Er war besonders in Creta, in Sicilien und einem großen Theile von Italien berühmt. So roh auch seine Werke waren, so sagt doch Pausanias von ihnen, daß man etwas Göttliches an ihnen bemerkte. Smilis, ein Zeitgenosse des vorigen, aber nicht so berühmt. Nach diesen Künstlern verging eine lange Zeit, zwar nicht ohne Werke, aber doch ohne die Künstler derselben dem Namen nach zu kennen. Der erste, der wieder genannt wird, ist Epeus, der den Griechen nach Troja folgte, als sie diese Stadt belagerten, und daselbst das berühmte trojanische Pferd verfertigte. Nach ihm verflossen 500 Jahre, in welchen man keinen Künstler namentlich aufgezeichnet findet. Der erste, dessen Name sich seit der Belagerung von Troja erhielt, scheint Rhökus aus Samos zu seyn, welcher wahrscheinlich weit vor dem siebenten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung lebte. Er soll die Kunst zu modelliren und zuerst Statüen in Erz zu gießen erfunden haben. Theodorus und Teekles, Söhne des vorigen, reiseten der Kunst wegen nach Aegypten. Der erstere machte in Ephesus die Hälfte der Statue des Apoll für den Tempel des pythischen Apoll zu Samos, und der letzte die andere Hälfte zu Samos; eine Sitte, welche nur bei dem Zustande der ägyptischen Kunst, nach welcher sich diese beiden Künstler gebildet hatten, möglich war. Theodor, der auch Architekt war, soll das Labyrinth zu Samos gebaut, so wie auch den berühmten Sardonyx verfertigt haben, welchen Polykrates in das Meer warf und in einem Fische wiederfand. Dibutades, dessen Zeitalter man nicht genau weiß, soll die Kunst, Portraits in gebrannter Erde zu machen, erfunden haben. Seine Tochter Kallirrhoe zeichnete den Schatten ihres Geliebten mit einer Kohle an der Wand ab. Diese Erfindung der Tochter brachte den Vater auf die seinige. Euchir von Corinth begleitete 663 Jahre vor unserer Zeitrechnung den Demaratus, den Vetter des ältern Tarquin, nach Hetrurien. Er soll die Modellirkunst nach Italien gebracht haben. Malas von Chios ist wie sein Sohn Micciades bloß dem Namen nach bekannt. Anthermus, des Malas Enkel, hinterließ auf Delos und Samos Statuen. Dädalus aus Sicyon lebte ungefähr 600 Jahre vor unserer Zeitrechnung und ist berühmt wegen seiner Söhne oder Schüler Dipönus und Scyllus, welche zu Sicyon die Statuen des Apoll und der Diana, des Herkules und der Minerva machten. Diese berühmten Künstler wurden die Meister einer großen Schule. Tekräus und Angelion, Schüler der vorigen, verfertigten die Statuen des Apoll und der Diana, für den berühmten Tempel zu Delos. Learchus von Rhegium, gleichfalls ein Schüler des vorigen, hatte die älteste Statue von Erz gemacht, welche man zu den Zeiten des Pausanias kannte. Sie stellte den Jupiter vor und war aus mehrern Stücken zusammengesetzt. Doryklidas und Medom, Spartaner, gleichfalls Schü-

ler der beiden erwähnten Brüder. Dontas, aus Sparta, ein Mitschüler eben dieser Brüder. Theokles, Mitbürger und Mitschüler jener. Bupalus und Athenis von Chios, Söhne des Anthermus und Enkel des Malas, lebten etwa 600 Jahre vor unserer Zeitrechnung und waren wahrscheinlich auch Maler. Der Dichter Hipponax, ihr Zeitgenosse, der sehr häßlich war, wurde von ihnen übertrieben häßlich gebildet, und verbreitete deshalb so beißende Gedichte gegen sie, daß man glaubt, sie hätten sich aus Verzweiflung darüber erhenkt. Beider Werke waren übrigens sehr geschätzt und verbreitet. Perillus (Perilaus) arbeitete für Phalaris, welcher ungefähr 564 Jahre vor unserer Zeitrechnung der Oberherrschaft von Sicilien sich bemächtigte, den berühmten ehernen Stier, ein herrliches Kunstwerk, in welchem aber, wie bekannt, der Künstler selbst verbrannt wurde. Bathykles lebte ungefähr 530 Jahre vor Christi Geburt und machte sich besonders durch Basreliefs berühmt. Kallimachus, besonders wegen Erfindung des Capitals der corinthischen Säule berühmt, war stets mit seinen Hervorbringungen unzufrieden. Er soll auch Maler und Baukünstler gewesen seyn. Laphaes, aus Phliunt, von dem man sehr wenig weiß. Katlon, von Aegina, Schüler des Tektäus und Angelion, lebte ungefähr 540 Jahre vor Christi Geburt. Kanachus, ein Zeitgenosse des vorigen, war berühmter als sein Bruder Aristokles. Meráchmus und Soidas von Baupactus, lebten mit Kanachus und Kalton zugleich. Sie bildeten eine Diana Laphria von Elfenbein und Gold gemeinschaftlich in dem Tempel dieser Göttin zu Kalydon. Kalamos lebte zwischen Kanachus und Myron. Sowohl die Venus hinter der ehernen Löwin, welche man der Leäna zu Athen errichtete, als die Pferde am Wagen des Königs Gelo von Syrakus waren von ihm. Demeas von Krotona verfertigte die Statue des Milon von Krotona, der durch seine außerordentliche Stärke so berühmt war, und etwa 532 Jahre vor unserer Zeitrechnung lebte. Iphikrates bildete die eherne Löwin der Leäna, welche um die Verschwörung des Harmodius und Aristogiton gegen Hipparchus (514 J. v. Chr. G.) wußte, und dennoch auf der Tortur, auf welcher sie starb, nichts davon verrieth. Um das heldenmüthige Schweigen dieses Mädchens auszudrücken, gab der Künstler der Löwin keine Zunge. Ageladas war der erste, welcher Nerven und Adern ausdrückte und die Haare besser ausarbeitete. Myron, ein Schüler des vorigen, soll Haare und Bart mit so weniger Kunst, wie das rohe Alterthum, aber die Köpfe gut gebildet haben. Von ihm ist, unter andern sehr gefeierten Arbeiten, die berühmte Kuh desselben. Polykletus von Sicyon, ein Mitschüler des vorigen und Schüler des Ageladas, wird sehr häufig mit andern gleiches Namens verwechselt. Onatas von Aegina war, nach dem Zeugnisse des Pausanias, einer der besten Bildner des Alterthums. Die sogenannte schwarze Ceres, welche zu Phigalea gestanden hatte, und verbrannt war, wurde diesem Künstler um jeden Preis wieder zu bilden aufgetragen. Hegias von Athen war ein Zeitgenosse des Onatas und Ageladas. Man lobte seine Statue der Minerva und des Pyrrhus. Kalliteles, ein Sohn oder Schüler des Onatas, arbeitete mit seinem Meister an dem Merkur zu Elis, der einen Widder trug. Simon von Aegina und Dionysius von Argos zur Zeit des Hiero. Das Pferd des Letztern an dem berühmten Wagen mußte außerordentlich natürlich gebildet seyn, da es durch ganz sonderbare Verfäll. bekannt wurde. Glaukus von Argos lebte ungefähr 498 Jahre

or Christi Geburt. Nikodamus von Mänalus, vielleicht ein Zeitenosse des Vorigen. Anaxagoras von Aegina, bildete die Statue Jupiters, welche die Griechen nach der Schlacht bei Platäa (479 Jahre vor Christus) zu Olympia aufrichteten. Er hat auch über die Perspective geschrieben. Sokrates und Aristomenes von Theben im Jahre 435 vor Christus. Eladas von Argos wurde durch Phidias von Athen, seinen Schüler, bekannt. Dieser große Künstler lebte in der glücklichen Periode Griechenlands, als Xerxes aus demselben vertrieben war, und sich die Griechen Ehre und Reichthümer erworben hatten. Er wurde vom Perikles zum Director aller seiner großen Baue gemacht. Seine Werke zeichneten sich vorzüglich durch einen Charakter der Größe aus. Er arbeitete in Erz, Marmor und Elfenbein. Seine berühmtesten Werke sind der Jupiter zu Olympia und die Pallas zu Athen, beide von Elfenbein, deren Beiwerke, als Gewand, Thron, Schild u. s. w. von Gold und köstlichen Steinen geschmückt waren. Außerdem verfertigte er noch eine Pallas aus Erz für die Athenienser, eine Venus Urania im Tempel des Vulkan, eine Nemesis in ihrem Tempel bei Marathon, welche er aus demselben Stücke parischen Marmors verfertigte, welches die Perser zu einem Denkmale ihres Sieges über die Griechen bestimmt hatten; seine Amazone, welche man die schöngestaltete, oder die schönste nannte. Er arbeitete bloß einen einzigen Knaben nach dem Leben. Theokosmus von Megara arbeitete mit Phidias zugleich an der Statue des olympischen Jupiters zu Megara. Sie war von Gold und Elfenbein, wurde aber nicht beendigt. Apelles bildete die Statue der Cyniska, der Tochter des spartanischen Königs Archidamus, welcher 30 Jahre vor unserer Zeitrechnung starb. Cyniska war das erste Weib, welches im Wagenrennen zu Olympia den Preis erhielt. Stilax von Cypern war zu den Zeiten des Plinius noch einer einzigen Statue wegen berühmt, welche einen jungen Menschen vorstellte, der ein Feuer anblies. Myrmecides von Milet bildete einen Wagen mit vier Pferden, der so klein war, daß ihn eine Fliege mit ihrem Flügel und ein Schiff, welches eine Biene mit den ihrigen bedecken konnte. Diese beiden Werke waren von Marmor. Kallikrates von Lacedämon bildete einen ähnlichen Wagen. Alkamenes aus Attika, der berühmteste Schüler des Phidias, arbeitete in Erz und Marmor. Sein Sieger in fünf Wettstreiten, sein Vulkan, dessen hinkendes Bein mehr verhüllt als verborgen war, seine sogenannte Venus in den Gärten, die sich sogar unter den schönsten Statuen in Athen auf das allervortheilhafteste auszeichnete, und sein Amor in der Stadt Thespia waren seine berühmtesten Werke. An seine Venus soll Phidias selbst die letzte Hand gelegt haben. Merkwürdig ist seine Hekate zu Corinth, weil sie die erste war, welche aus drei zusammengesetzten Figuren bestand, und doch nur eine einzige ausmachte. Agorakritus von Paros, der geliebteste Schüler des Phidias, welcher sogar oft seine eigenen Werke für Werke seines Schülers ausgegeben haben soll, wetteiferte bei Verfertigung einer Venus mit dem Alkamenes, und wurde von den Atheniensern diesem bloß aus Vorliebe für ihren Mitbürger nachgesetzt. Agorakritus machte seine wirklich schöne Venus zu einer Nemesis und verkaufte sie nach Rhamnus, einem Flecken in Attika, wo man diese Göttin der Helena wegen vorzüglich verehrte. Pausanias schreibt diese Statue dem Phidias selbst zu, und Varro hielt sie für die schönste, welche je geschaffen worden sey. Kolotes von Paros half dem Phidias an der Statue

des olympischen Jupiter. **Polykletus** von Argos. Außer dem Polyklet von Sicyon waren noch zwei Bildner dieses Namens von Argos berühmt, deren ersterer 432 Jahre vor unserer Zeitrechnung, der letztere aber später lebte, und ein Schüler des Naucydes war. So berühmt diese Namensgenossen sind, so schwer wird es, ihre Werke, die selbst von alten Schriftstellern unaufhörlich verwechselt werden, von einander gehörig zu unterscheiden. **Sokrates** der Philosoph soll, der gewöhnlichen Meinung nach, den Merkur und die bekleideten Grazien in den Propyläen zu Athen gebildet haben. Plinius nennt bei Erwähnung derselben einen Sokrates, setzt aber hinzu, man wisse nicht, ob es der Philosoph, der Maler oder irgend ein dritter gewesen sey; Pausanias hingegen gibt den Sohn des Sophroniskus bestimmt als den Verfertiger derselben an. **Menestratus** wird von Plinius erwähnt, welcher von ihm sagt, die Werke des Sokrates würden nicht weniger bewundert, als die des Menestratus. **Pythagoras** von Rhegium muß früher als 432 Jahre vor unserer Zeitrechnung gelebt haben, denn er soll ein Schüler des Klearchus, wie dieser des Euchir gewesen seyn. Es werden wahrscheinlich mehrere Künstler dieses Namens mit einander verwechselt. **Thrasymedes** von der Insel Paros verfertigte die Statue des Aesculap zu Epidaurus von Elfenbein und Gold, halb so groß als der olympische Jupiter zu Athen. **Aristoneus** von Aegina bildete eine Statue des Jupiter zu Olympia. Sein Lehrer und sein Zeitalter sind unbekannt. **Athenodorus** aus Kliter in Arkadien bildete die Statuen des Jupiter und Apoll, welche die Lacedämonier nach Delphi schickten, als sie unter der Anführung des Lysander, 406 Jahre vor unserer Zeitrechnung, bei Aegos Potamos die Athenienser überwunden hatten. Mit ihm zugleich lebten folgende sieben Künstler: **Theokosmus** von Megara, welcher die Statue des Steuermannes Hermon verfertigte; **Antiphanes** von Argos, welcher den Castor und Pollux arbeitete; **Pison** von Kalaurea; **Damias** von Kliter; **Patokles** von Krotona soll auf einmal 31 Statuen von berühmten Ringern geliefert haben; **Tisander** bildete deren elf, und **Alypus** von Sicyon, welcher sechs solcher Statuen verfertigte. **Ktesilas** (**Ktesilaus**) soll mit dem erstern Polyklet von Argos und mit Phidias zugleich wegen der Amazonen, welche für den Tempel der Diana zu Ephesus bestimmt waren, den Preis erhalten haben. Er hatte einen großen Ruhm. **Naucydes**, der Lehrer des zweiten Polyklet von Argos, 400 Jahre vor Christi Geburt. **Dinomenes** ist nur wegen zweier Statuen bekannt. **Praxiteles**, einer der berühmtesten und fruchtbarsten Künstler der Griechen, 364 Jahre vor Christi Geburt. Er arbeitete in Erz und Marmor, übertraf sich aber in dem letztern selbst. Die von ihm erwähnten Werke sind fast unzählbar, von denen die gnidische Venus von Marmor nicht allein unter seinen eigenen Werken, sondern überhaupt in der ganzen Welt für die erste gehalten, und wegen welcher Gnidos sehr häufig von Fremden besucht wurde. Seine lächelnde Buhlerin von Erz muß ein bewundernswürdiges Werk gewesen seyn, da man nach dem Ausdrucke des Plinius, die Liebe des Künstlers zur Phryne, welche das Original dieser Statue gewesen seyn, darin erkannt haben soll. **Cephissodorus**, der Sohn und Erbe der Kunst des Praxiteles, hatte noch einen Bruder, dessen Namen man aber nicht kennt. Außer diesem gibt es noch ein paar andere Künstler, welche **Cephisodorus** hießen, und oft mit einander verwechselt werden. **Pamphilus**, ein Schüler des Pra-

iteles. Euphranor, vorzüglich als Maler berühmt, lebte zu den
eiten des Praxiteles, und erwarb sich als Bildhauer durch eine Sta-
ue des Paris ein ganz besonderes Lob des Plinius, welcher von ihm
agt, daß in dieser Statue der Richter der Göttinnen, der Liebhaber
er Helena und der Mörder des Achilles zu erkennen seyen. Sco-
as von Paros, dessen Venus in dem Tempel des Brutus sogar
ber die gepriesene Venus des Praxiteles gesetzt wurde, verfertigte
ine Menge berühmter Werke, die durch ganz Griechenland und Ita-
ien zerstreut waren, und allenthalben des größten Ruhms genossen.
r arbeitete überdies die Statuen, welche am Grabmale des Mau-
olus (353 Jahre vor Christi Geburt gestorben) gegen Morgen stan-
en; die gegen Mitternacht bildete Bryaxis, die gegen Mittag
imotheus, und die gegen Abend Leochares. Alle diese Künst-
er waren also Zeitgenossen des Praxiteles. Pythis muß, trotz sei-
es unberühmten Namens, ein großer Künstler gewesen seyn, weil
r mit den vier vorerwähnten Künstlern an dem Grabmale des Mau-
olus arbeitete und den vierspännigen Wagen bildete, welcher auf
em höchsten Gipfel der Pyramide stand, welche 44 Stufen enthielt
nd das Ende des Mausoleums bildete. Sämtliche Künstler vollen-
eten dieses Grabmal, welches ganz von Marmor war, aus edler
uhmbegierde, nachdem Artemisia, die Schwester und Gemahlin des
Mausolus, schon längst verstorben war. Polykles und Diony-
ius aus Attika, wahrscheinlich Söhne des Bildners Timarchides,
aren Zeitgenossen der letztgenannten Künstler. Telephanes aus
hocis war wenig bekannt, ob man gleich einige Werke desselben
it Lobe nennt. Lysippus von Sicyon, ein Zeitgenosse Alexanders
es Großen (336), war erst ein ganz gewöhnlicher Arbeiter in Erz,
odellirte aber hernach so trefflich nach der Natur, daß er alle seine
orgänger übertraf, und im Allgemeinen einen ganz neuen Weg in
iner Kunst einschlug. Er war überdem der einzige Bildner, welcher
ie Erlaubniß hatte, die Statue Alexanders in Erz darzustellen, wie
ur Apelles ihn malen durfte. Lysippus bildete nicht nur die Sta-
uen desselben zu mehreren Malen, sondern stellte ihn auch vom Kna-
en bis zum Manne dar, so wie er auch die Statuen sämmtlicher
reunde desselben bildete. Außer diesen hat er noch viele geschätzte
Werke geliefert, die durch Griechenland und Italien berühmt waren.
ach Plinius soll Lysipp allein 1500 Statuen verfertigt haben, von
enen eine einzige hinreichend gewesen wäre, ihn berühmt zu machen,
elche Zahl von einigen auf 610 zurückgebracht wird. Lysistratus,
Bruder des Lysipp, formte zuerst die Gesichter derjenigen, deren Por-
raits er bilden wollte, in Gyps ab, goß Wachs in diese Form und
erbesserte nun diesen Abguß, von welchem wiederum einer in Erz
emacht wurde. Sthenis von Olynth, Zeitgenosse des Lysipp. Apol-
odorus und Silanion von Athen, ebenfalls Zeitgenossen des Ly-
ipp. Der erstere wurde durch den Namen eines Unsinnigen berühmt,
en man ihm deßwegen gab, weil er alle seine mit dem höchsten Fleiße
earbeiteten Modelle zerbrach, da sie seiner Idee von Vollkommenheit
icht entsprachen. Euthykrates, Sohn des Lysipp, und einer sei-
er besten Schüler. Dahippus und Bedas, zwei andere Söhne
es Lysipp. Eutychides von Sicyon, Schüler des Lysipp. Cha-
es von Lindus, Schüler des Lysipp, goß den berühmten Koloß des
Sol zu Rhodus, der siebenzig Cubitus oder ungefähr 105 pariser
Schuhe hoch war. Man sagt, die Verfertigung desselben habe dem
Künstler zwölf Jahre und den Rhodiern dreihundert Talente gekostet.

Dieser Koloß wurde nach 36 Jahren durch ein Erdbeben zerstört; die Trümmer desselben lagen gegen 870 Jahre, und wurden im Jahre 651 nach Christi Geburt verkauft und auf 900 Kameelen fortgeschafft. Tisikrates, Schüler des Euthykrates, brachte es so weit in seiner Kunst, daß man mehrere seiner Werke von den Werken des Lysipp kaum unterscheiden konnte. Piston, sein Schüler. Xenokrates Schüler des Tisikrates, verfertigte viele Statuen, die aber nicht von Bedeutung gewesen seyn mögen, da Plinius keine einzige derselben erwähnt. Er schrieb auch über seine Kunst. Kantharus von Sicyon, Schüler des Eutychides. Agesander, Athenodorus und Polydorus, Vater und Söhne aus Rhodus, bildeten die berühmte Gruppe des Laokoon mit seinen Söhnen, und lebten, wie man vermuthet, in dem schönen Jahrhundert Alexanders, obschon nichts vorhanden ist, diese Vermuthung zu beweisen, und Mengs sogar zweifelhaft ist, ob es dieselbe sey, von welcher Plinius spricht. Sie stand ehedem in dem Palaste des Kaisers Titus, und wurde unter dem Papste Julius II. in einem Saale gefunden, welcher einen Theil der Bäder des Titus ausmachte. Der rechte Arm des Laokoon ist von Baccio Bandinelli, einem Zeitgenossen Michel Angelo's, nach Winkelmann aber von Bernini aus gebrannter Erde angesetzt, nachdem Michel Angelo schon versucht hatte, einen von Marmor anzusetzen, dessen Bewegung dem Ganzen nicht angemessen war. Glykon von Athen wird für den Meister des berühmten farnesischen Herkules gehalten, und des Charakters der Statue wegen, wie die drei letzterwähnten Künstler, in das vierte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung gesetzt. Xenophilus und Straton sind weder ihrem Vaterlande, noch dem Zeitalter nach, in welchem sie gelebt haben, bekannt. Apollonius und Tauriskus, Brüder, aus Tralles in Cilicien, bildeten die große Gruppe aus einem Marmorblocke, welche jetzt unter dem Namen des farnesischen Stiers bekannt ist. Was an dieser Gruppe, deren Verstümmlungen von Battista Bianchi wieder hergestellt sind, noch alt ist, beweiset, daß die Meister derselben in dem schönen Zeitraume der Kunst lebten, und rechtfertigt die rühmliche Erwähnung dieser Künstler beim Plinius. Damophon von Messene muß eine ziemliche Zeit nach Phidias gelebt haben; denn zu seiner Zeit war eine sehr starke Ausbesserung des olympischen Jupiter nothwendig. Das angeleimte Elfenbein hatte sich durch die Feuchtigkeit, welcher diese Statue ausgesetzt war, abgelöset, und Damophon stellte diese berühmte Statue auf das genaueste wieder her, wodurch er sich unter den Eleern sehr berühmt machte. Er hat sehr viele Werke verfertigt, von denen aber mehrere, ob sie gleich unter seinem Namen bekannt sind, nicht von ihm herzurühren scheinen. Heliodorus wird nur vom Plinius unter den Künstlern, welche in Marmor arbeiteten, genannt, und lebte vermuthlich auch in dem schönen Jahrhundert der griechischen Kunst. Griechenland ward nun nach dem Siege des Paulus Aemilius über den macedonischen König Perseus, 164 Jahre vor unserer Zeitrechnung, eine römische Provinz, wurde aller seiner vorzüglichern Kunstwerke beraubt, und den Griechen fiel der Muth, wieder neue Denkmale der Kunst zu errichten. Daher wandten sich viele griechische Künstler nach Rom, wo sehr viele und prächtige Denkmale errichtet wurden. Plinius nennt eine zahllose Menge griechischer Künstler, von denen vielleicht viele um diese Zeit und unter den Kaisern lebten. Da aber nichts vorhanden ist, die Chronologie derselben zu bestimmen, so müssen wir sie mit Stillschwei-

:en übergehen, und wollen nur noch die wenigen griechischen Bildner iennen, deren Zeitalter und Werke anzugeben sind. Arcesilaus, in Freund des Lucius Lucullus, war ein vortrefflicher Künstler, des: en Modelle in Thon die Künstler selbst theurer bezahlten, als die usgeführten Werke anderer Künstler. Pasiteles aus Großgrie: henland, der größte Modellirer seiner Zeit, lebte ungefähr mit Pom: ejus zu gleicher Zeit, schrieb fünf Bücher über die berühmtesten Werke er Welt, und beschäftigte sich viel mit dem Studium der Thiere. Zenodorus, ein berühmter Bildner, hatte in Gallien einen unge: ieuer großen Merkur in Erz gebildet, und wurde von Nero nach Rom erufen, das Bildniß desselben in einem 110 Fuß hohen Koloß darzu: tellen, welcher hernach dem Sol gewidmet wurde. Der Guß gelang iber nicht, woraus Plinius schließt, daß die Kunst in Erz zu gießen, amals schon verloren gegangen sey.

Bildhauer der Römer. Die Römer hatten nie einen eigenen Styl in der Kunst, und nie vorzügliche Künstler. Die Errichtung hres Staats war zu sehr auf kriegerische Unternehmungen gegründet, ls daß ihnen die zu den Künsten nöthige Muße übrig geblieben wäre. Numa, ihr zweiter König, verbot, den Göttern Statuen in ihren Tem: eln aufzustellen, wodurch jedoch Statuen der Götter überhaupt nicht usgeschlossen wurden, welches der eherne Janus mit zwei Gesichtern eweiset, die Numa selbst geweiht haben soll. Zwar hatten schon alle hre Könige Statuen gehabt und sich dieselben selbst errichtet; aber Winkelmann vermuthet nicht ohne Grund, daß sie von hetrurischen Künstlern gebildet wurden, wie die Römer überhaupt, sowohl in An: ehung der Sitten als der Religion, viel von den Hetruriern annah: nen. Da sich nun diese Werke weder durch ihren innern Werth, noch iberhaupt durch die Bedeutsamkeit, welche sie erhalten haben, aus: eichnen, so können wir sie füglich mit Stillschweigen übergehen.

Bildhauer der Neuern. Die christliche Religion, welche in Griechenland eingeführt wurde, verbot die Verfertigung von Statuen, velche man Idole (Götzenbilder) nannte. Daher vergaßen die Grie: hen auch sogar das Mechanische der Bildnerei. Die Kunst zu malen, nehr begünstigt von der Religion, erhielt sich unter ihnen, nur war e fast ausschließlich religiösen Darstellungen gewidmet. In der römi: chen Kirche hatte man immerfort ausgehauene Bilder, die zwar ohne Genialität waren, aber die Beschäftigung damit diente doch dazu, as Mechanische der Bildnerei nicht zu vergessen. Da die griechischen Maler, welche nach Italien berufen waren, daselbst die Zeichnung vieder emporbrachten, so erhob sich von nun an auch die Bildnerei vieder. Donato (Donatello), geboren zu Florenz 1383, studirte ußer der Zeichnung und Bildnerei die Baukunst und Perspective. Unter mehrern berühmten Werken ist besonders die eherne Statue des eiligen Marcus an der Kirche desselben zu Florenz durch die Frage es Michel Angelo: Marco, perchè non mi parli? (Marcus, warum prichst du nicht mit mir?) berühmt. Er starb 1466. Simon, des vorigen Bruder, machte eine von den metallenen Thüren der Peters: irche zu Rom. Andrea Pisano (Pisanello) war sowohl als Bildner wie als Stempelschneider berühmt. Andrea Verrochio, er Lehrer des Pietro Perugino und des Leonardo da Vinci in der Malerei, gab aus Neid über seinen letztgenannten Schüler diese Kunst uf, und beschäftigte sich einzig mit der Bildnerei. Er goß die Rit: erstatue des venetianischen Generals Bartolomeo Colleone in Erz, bei eren Guß er sich erhitzte und an den Folgen davon starb. Er erfand

unter den Neuern die Kunst, Verstorbene abzuformen. Rustici, ungefähr 1470 zu Florenz geboren, Schüler des Verrocchio und nachher des Leonardo da Vinci, von welchem Letztern er die Kunst zu modelliren, den Marmor zu bearbeiten, in Bronze zu gießen und die Perspective lernte. Michael Angelo Buonarotti, geboren zu Florenz 1474, gest. 1564, lieferte schon in seiner frühen Jugend Werke, worüber man erstaunte, den Kopf einer alten Frau und die Statue eines Herkules. Sein Amor, den er in Florenz vergraben hatte und wieder ausgraben ließ, wurde für eine schöne Antike gehalten, bis der Künstler einen zurückbehaltenen Arm desselben vorzeigte. Unter den vielen Meisterstücken dieses Künstlers merken wir nur seinen berühmten Moses an, welcher am Grabmale Julius II. steht. Tatti (von seinem Geburtsorte Sansovino genannt), 1477 geboren, verfertigte noch als Jüngling zu Rom ein Modell von der berühmten Gruppe Laokoon, welches, nach Rafaels Urtheile, vor zwei andern den Preis erhielt und in Erz gegossen wurde. Er ward von der Republik Venedig zum Architekten angenommen, und verfertigte viele dasige Werke, unter welchen die marmorne Jungfrau in der St. Marcuskirche und der marmorne Johannes der Täufer in der Kirche Casa Grande. Er starb 1570. Baccio Bandinelli, 1487 zu Florenz geboren, wagte es, als ein guter Zeichner in der Malerei, mit Michel Angelo um den Lorbeer zu ringen. Da es ihm aber mißlang, so beschäftigte er sich ausschließlich mit der Bildnerei. Franz I. trug ihm auf, den Laokoon in Marmor zu copiren; aber Clemens VII. behielt diese vortreffliche Copie zurück, welche aber hernach im Jahre 1762 durch die Feuersbrunst zu Florenz vernichtet wurde. Sein Herkules ist ein würdiges Gegenstück zu Michel Angelo's David. Die Kritik hat den Ausspruch über ihn zu thun, daß er, obgleich ein Nachahmer Angelo's, dennoch die Größe des Charakters jenes Meisters nicht erreicht habe. Er starb 1559. Properzia Rossi von Bologna, gestorben 1530 in der Blüthe des Alters, stellte unter andern die Leidensgeschichte in Relief auf einem Kirschkern dar, und wurde hernach durch mehrere Werke, besonders aber durch die Darstellung der Geschichte Josephs mit der Frau des Potiphar in Relief berühmt, welche das Erzeugniß einer unglücklichen Leidenschaft für einen Andern, als ihren Gatten, gewesen seyn soll. Sie malte auch und stach in Kupfer. J. Goujon, geboren zu Paris, ist der erste französische Künstler, der seinem Vaterlande Ehre machte, und war auch Baukünstler und Stempelschneider. Seine für Frankreich verfertigten Werke werden sehr gerühmt. Er kam 1572 bei dem Blutbade der Bartholomäusnacht um. W. della Porta von Mailand stellte im Jahre 1573 in Rom mehrere Antiken her, und setzte dem berühmten Herkules neue Beine an, welche Michel Angelo so schön fand, daß er die 27 Jahre nachher entdeckten Beine dieser Statue anzusetzen nicht für nöthig hielt. Er hat viele sehr geschätzte Werke geliefert. Germain Pelon von Paris ist der Correggio in der Bildnerei, voll Grazie, aber oft sehr incorrect. Er wird, in Ansehung des Charakters der Zeuche, für den ersten Bildner gehalten. Alle Werke, welche man von ihm kennt, befinden sich in mehrern Kirchen von Paris. Er starb 1605. Johann von Bologna, 1524 zu Douai geboren, kam früh nach Rom, wo er die Meisterstücke der Alten und Neuern modellirte und Unterricht von Michel Angelo genoß. Seiner Armuth wegen stand er schon auf dem Punkte, in sein Vaterland zurückzukehren; aber ein Freund der Künste gab ihm zu Florenz ein Stück Marmor, woraus er eine Venus bildete, durch welche er, so wie durch sein-

ndern Werke, in kurzem außerordentlich berühmt wurde. Seine vor-
üglichsten Werke sind: die Gruppe Simson und ein Philister zu Flo-
enz; sein kolossaler Neptun und sein Raub der Sabinerinnen ebenda-
elbst; sein fliegender Merkur in Erz, durch Gipsabgüsse bekannt und
erühmt; sein Jupiter Pluvius ist unstreitig der größte Koloß unter
en Neuern u. s. w. Er ist überhaupt einer der ersten Bildhauer unter
en Neuern, obgleich ein wenig manierirt. Er zeigt gern, wie Michel
Angelo, dessen erster Nachahmer er ist, tiefe Kenntniß der Anatomie,
rreicht aber, obgleich er zuweilen graziöser ist, sein Urbild nicht. Er
tarb 1608. Peter Tacca, Schüler des Vorigen und Vollender eini-
er von demselben angefangener Werke, starb 1640. Simon Guil-
ain, 1587 zu Paris geboren, ward durch eine Statue Ludwigs XIV.,
welche er in dessen zehntem Jahre, zwischen seinem Vater und seiner
Mutter stehend, mit einer Fama, die ihn bekränzte, in Erz darstellte,
ehr berühmt. Er ward einer der zwölf Aeltesten der pariser Akade-
mie, welche zu seiner Zeit gestiftet wurde, und starb 1658. Jacob
Sarrasin, 1590 zu Noyon geboren, bildete sich zu Rom, und stu-
irte den Michel Angelo mit großem Fleiße. Er verband großes Genie
mit Eleganz und Grazie, und wurde in Frankreich, wohin er nach acht-
ehn Jahren zurückkehrte, der Meister einer an berühmten Künstlern
ruchtbaren Schule. Er starb 1660. Franz du Quesnoi, von den
Italiänern il Flammingo (der Flamänder) genannt, wurde 1594 zu
Brüssel geboren, und schloß eine innige Freundschaft mit Poussin. Bei-
e lebten ihrer Kunst mit einem Enthusiasmus, dem keine Anstrengung
u groß war. Du Quesnoi's 22 Palmen hoher Andreas in der Pe-
erskirche zu Rom ist eine der schönsten Statuen des neuern Rom, so
wie seine Susanne zu Loretto wegen des Adels der Stellung, der Schön-
eit des Kopfes, des sanften Ausdrucks von Schamhaftigkeit und Fröm-
nigkeit, und wegen der vortrefflichen Bekleidung bewundert wird. G.
Lorenzo Bernini (s. d. Art.). Alexander Algardi, 1602 zu
Bologna geboren, war als Maler ein Schüler Ludwig Carracci's, und
ieß, als er sich in der Folge der Bildnerei widmete, noch oft den Ma-
er durch seine Werke hervorblicken. Zu Rom verschaffte ihm Domeni-
hino, dessen Freund er wurde, zwei große Arbeiten, Statuen des hei-
igen Johannes und der Magdalena, von übernatürlicher Größe in
Stuck. Durch letztere fing er an berühmt zu werden. Nun trug man
hm Ausbesserungen verstümmelter antiker Statuen auf, unter denen
ie Stücke, welche er dem Herkules des Palastes Verospi ansetzte, die
merkwürdigsten und so schön waren, daß man die Originalstücke, als
iese hernach aufgefunden wurden, der genannten Statue bloß beilegte.
Sein berühmtestes Werk ist das Basrelief des Attila in der Peters-
irche, so wie seine eherne Statue des Papstes Innocenz X. die schönste
Statue der Päpste in Rom ist. Gleichfalls berühmt ist sein Crucifix
nd durch unzählige Copien bekannt. Er starb 1654. Franz An-
uier, 1604 zu Eu in der Normandie geboren, arbeitete viel in Eng-
and, ward in Rom Poussins Freund und von der königlichen Akademie
u Paris unter der Classe der Lehrer angestellt. Diese Stadt erhielt
iele Werke von ihm; aber sein schönstes war das Mausoleum des Her-
ogs von Montmorency in der St. Marienkirche zu Moulins. Er starb
699. J. Theodon, ein Franzose von Geburt und in Rom Berni-
ni's Nebenbuhler. Die schöne Statue des heiligen Johannes im Late-
an erwarb ihm Bewunderung. Als die Jesuiten einen hohen Preis
auf die Modelle zweier Gruppen setzten, welche jede fünf Figuren ent-
halten und den Altar des heiligen Ignatius in der Kirche Jesu schmük-

ken sollten, so erschienen die berühmtesten italiänischen und zwei französische Künstler im Wettstreite, und diese beiden Franzosen, Le Gros und Theodon, erhielten die Preise. Theodon starb zu Paris 1680. L. Lérambert, 1614 zu Paris geboren, war auch Maler und verfertigte viele Werke für Versailles, das Palais Royal u. s. w. Seine Werke zeigten von viel Geschmack und Wahrheit. Er starb zu Paris 1670. P. P. Puget, 1662 zu Marseille geboren, war Maler, Baukünstler und Bildhauer. Er studirte sich so sehr in die Manier des Peter von Cortona zu Rom ein, daß man viele seiner Werke für Werke jenes Meisters hielt. Hätten ihm seine Vermögensumstände erlaubt, die Antiken zu studiren; so würde sich kein neuerer Bildner mit Puget haben messen können: troz dem erwarb er sich einen unsterblichen Ruhm. Seine ersten Versuche waren die zwei vortrefflichen kolossalischen Termen am Rathhause zu Toulon. Von allen seinen Werken, die von jedermann als bleibende Meisterstücke gepriesen werden, erwähnen wir hier nur den berühmten Milon, den sterbenden Fechter, in dem Park zu Versailles, welches eins der allerschönsten Werke der neuern Kunst ist und selbst dem Laokoon nicht nachstehen würde, wenn die Formen eben so rein wären. Durch Le Brun, der ihn doch ehemals dem Minister Colbert empfohlen hatte, verfolgt, verließ er seinen Posten und starb 1634. Casp. und Balth. Marsy, 1624 und 1628 zu Cambray geboren, verfertigten gemeinschaftlich die ehernen Statuen Bacchus und Latona zu Versailles, wodurch sie berühmt wurden; aber sie übertrafen sich selbst in der zweiten Pferdegruppe der Bäder des Apoll. Der ältere starb 1681 und der jüngere 1684. Franz Girardon, 1630 zu Troies in Champagne geboren, der berühmteste unter allen Bildnern, welche unter und für Ludwig XIV. arbeiteten. Nach seiner Zurückkunft aus Italien erwarb er sich Le Bruns Freundschaft und arbeitete nach seinen Zeichnungen. Vier Statuen an den Bädern des Apollo erwarben ihm den Preis von 300 Louisd'or. Seine Ritterstatue Ludwigs XIV. auf dem Plaze Vendome, 21 Fuß hoch, war das erste Werk der Neuern, welches aus einem einzigen Gusse gegossen wurde. Die meisten seiner Meisterwerke zieren den Park von Versailles; sie sind sämmtlich, die Pyramidenfontaine ausgenommen, nach Le Bruns Zeichnung entworfen. Er starb 1715. J. Bapt. Tubi, 1630 zu Rom geboren. Seine schöne marmorne Copie der Gruppe Laokoon befindet sich in den Gärten von Trianon. Andere seiner Werke befinden sich zu Versailles. Er mußte, wie alle Bildner seiner Zeit, nach Le Bruns Zeichnungen arbeiten. Martin van der Bogárt, bekannt unter dem Namen Desjardin, wurde 1640 zu Breda in Holland geboren, und 1671 in die pariser Akademie aufgenommen. Das erste seiner größten Werke war die Ritterstatue Ludwigs XIV. auf dem Bellecour zu Lyon. Unter mehrern seiner Arbeiten erwähnen wir das Denkmal auf dem Platz des Victoires. Diese Gruppe, von 13 Fuß Höhe, war der erste Koloß aus einem einzigen Guß vollendet. Er starb 1694. Anton Coysevox, 1640 zu Lyon geboren, machte sich schon vor seinem siebenzehnten Jahre durch eine Statue der Marie in dieser Stadt bekannt und ward früh sehr berühmt. Die Statue Ludwigs XIV. im Hofe des Rathhauses zu Paris war sein erstes öffentliches Werk; zu dem Pferde der Statue desselben Königs, welches die Stände von Bretagne errichten ließen, wählte er sechzehn der schönsten Pferde, und von diesen wiederum die schönsten Theile aus; dahingegen begnügte sich Bernini bloß mit einem flüchtigen Studium. Seine Werke sind in verschiedenen Städten Frankreichs zerstreut. Er starb zu Paris 1720. Seb. Stoz, 1655 zu Antwer-

en geboren, war Girardon's Schüler. Unter mehrern Werken ist von
hm die Gruppe Proteus und Aristäus und zu Marly die Statue des
Vertumnus zu merken. Er starb 1726. Peter le Gros, 1656 zu
Paris geboren, erhielt den ersten Preis und reisete in seinem zwanzig-
sten Jahre mit einer Pension nach Rom. Als die Jesuiten auf zwei der
schönsten Gruppen zur Verzierung des St. Ignatius-Altars in der Kir-
che Jesu einen hohen Preis gesetzt hatten, so übersandte Le Gros, auf
Anrathen der Jesuiten selbst, seine Modelle, und zwar so, als kämen
sie von Genua. Künstler und Liebhaber bewunderten sie einstimmig
und sprachen ihnen den Preis zu. Hierdurch erwarb er sich einen großen
Ruhm. Unter seine vorzüglichsten Werke gehört: sein berühmtes Bas-
relief des heiligen Ludwig von Gonzaga; die Figur des heiligen Stanis-
laus; der heilige Dominicus in der Peterskirche zu Rom, welcher übri-
gens unter die Meisterstücke dieser Stadt gerechnet wird; die römische
Dame in den Tuillerien, welche für ein herrliches Denkmal der Wissen-
schaft und des Geschmacks des Künstlers gehalten wird. Er starb 1719,
wie man vermuthet, aus Gram über die Gleichgültigkeit, welche ihm
die Akademiker zu Paris bewiesen hatten. Nicolas Coustou, 1658
zu Lyon geboren, erhielt schon im 21sten Jahre von der Akademie zu
Paris den ersten Preis und reisete mit Pension nach Rom, wo er vor-
züglich Michel Angelo und Algardi studirte und das Rauhe des einen
durch das Angenehme des andern zu mäßigen suchte. Als er nach drei
Jahren nach Paris zurückkehrte, wurde er sehr gesucht, und verfertigte
darauf viele Meisterwerke für die Tuillerien, für Versailles und für die
Kirche Notre-Dame zu Paris. Sein letztes und geschätztestes, obgleich
unvollendetes Werk ist das Basrelief Le passage du Rhin zu Versail-
les. Man tadelt an ihm einen zu entschieden französischen Geschmack.
Er starb 1733. Camill Rusconi, 1658 zu Mailand geboren. Von
mehrern sehr geschätzten Werken wird sein Grabmal Gregors XIII. in
der Peterskirche zu Rom am meisten gelobt. Er starb 1728. Pier-
re le Pautre, 1660 zu Paris geboren, verfertigte die Gruppe Aeneas,
Anchises und Ascanius, in den Tuillerien, welche unter die schönsten
Werke französischer Bildner gerechnet wird. Auch seine heilige Mar-
celline ist ein schätzbares Werk. Er starb 1744. Robert le Lorrain,
1666 zu Paris geboren, ein Schüler Gerardons, verfertigte geschätzte
Arbeiten, hatte aber wenig Glück. Er starb 1743. Angelo Rossi,
1671 zu Genua geboren, ging in seinem achtzehnten Jahre nach Rom
und machte sich durch drei Basreliefs in der Capelle des heiligen Igna-
tius in der Peterskirche rühmlich bekannt. Sein Basrelief am Grab-
male Alexanders VIII. wurde auf Befehl Ludwigs XIV. abgeformt und
in der französischen Akademie zu Rom als Muster aufgestellt. Eben
diese Kunst in Relief ist es, welche ihm einen unsterblichen Ruhm mach-
te, und in welcher er es mit weit einfachern Mitteln, mit geringerer
Hervorspringung der Figuren des Vordergrundes weiter brachte, als
sein großer Vorgänger Algardi. Unter seinen wenigen Statuen zeich-
net man die kolossale Statue des heiligen Jacob aus. Er starb 1715.
W. Coustou, 1678 zu Lyon geboren, der Bruder des Nicolas, über-
traf noch denselben. Er arbeitete mit Le Gros am Basrelief des heili-
gen Ludwig von Gonzaga, vollendete das von seinem Bruder angefan-
gene Basrelief Le passage du Rhin, und machte mehrere vortreffliche
Darstellungen in derselben Gattung. Unter vielen in den Gärten zu
Marly sich von ihm befindenden Werken werden besonders zwei Grup-
pen, deren jede ein Pferd und einen Menschen vorstellt, und seine eher-
ne, zehn Fuß hohe Figur der Rhone, welche ehemals neben der Statue

Ludwigs XIV. zu Lyon stand, als Meisterstücke genannt. Er starb 1736. Franz Dumont, 1688 zu Paris geboren, erhielt noch sehr jung den ersten Preis, wurde aber von der Reise nach Italien abgehalten, und in seinem 23sten Jahre Mitglied der Akademie. Sein erstes größeres Werk war ein vom Blitz getödteter Titan; in einem schönen Style und fein gearbeitet. Seine Hauptwerke sind Johannes und Joseph in der Kirche der heiligen Sulpicia, und Petrus und Paulus eben daselbst. Als er in Lille die letzte Hand an das Grabmal des Herzog von Melun legen wollte, brach das Gerüst unter ihm, und er wurde beschädigt. Er starb 1716. Edmund Bouchardon, 1698 zu Chaumont in Champagne geboren, studirte anfangs die Malerei leidenschaftlich, widmete sich aber hernach in Rom der Bildnerei, wo er von einem antiken schlafenden Faun eine schöne Copie machte. Nach seiner Zurückkunft nach Paris verfertigte er für die Kirche der heiligen Sulpicia acht Apostel, Christus und Maria. Die beiden metallnen Engel eben daselbst, welche das Pult halten, trugen viel zu seinem Ruhme bei. Besonders aber zeigte er in der Fontaine, in der Straße Gronelle, dem vorzüglichsten seiner Werke, alle seine Talente als Bildhauer und Architekt. Am berühmtesten ist jedoch sein Amor zu Choisy, der sich aus der Keule des Herkules einen Bogen macht. Sein letztes seiner ganz würdiges Werk war die Ritterstatue Ludwigs XV.; vielleicht das schönste Werk dieser Gattung, welche je hervorgebracht wurde. Er starb 1762. Lambert Sigisbert Adam, 1700 zu Nancy geboren, studirte und copirte zu Rom zehn Jahre die Antike und restaurirte die zwölf marmornen Statuen, welche die Geschichte des Achilles darstellen, wie er vom Ulysses erkannt wird. Die alten Theile dieser Statuen sollen von den neu angesetzten nicht zu unterscheiden seyn. Sein erstes bedeutendes Originalwerk war das in der Capelle des heiligen Johannes, welches die Maria darstellt, wie sie dem heiligen Andreas Corcini erscheint. Die Römer loben es sehr. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich zierte er die Cascade zu St. Cloud mit zwei 18 Fuß hohen schätzbaren Statuen, die Seine und Marne. Zwei Gruppen, die er für die Gärten zu Choisy machte, und welche die Jagd und Fischerei vorstellen, erlangten die Zufriedenheit der Kenner nicht, weil der Künstler seinen Fleiß und seine Kunst vorzüglich an das Beiwerk gewendet und die Diana der einen, und die zwei Nymphen der andern Gruppe weniger schön gearbeitet hatte. Sie wurden vielleicht deßwegen an den König von Preußen geschenkt, und befinden sich zu Sans-Souci. Die Gruppe Neptun und Amphitrite zu Versailles ist von ihm. Er gab eine Sammlung antiker griechischer und römischer Sculpturen nach seinen Zeichnungen gestochen heraus, und starb 1759. J. Bapt. Lemoyne, 1704 zu Paris geboren, hatte seinen Geschmack durch die großen Modelle der Alten und durch die herrlichen Werke der römischen Schule nicht gereinigt und veredelt, und zeigte daher allzuviel französische Manier, war in seinen Werken zwar voll Geist und Feuer, aber incorrect. Im Hotel Soubise befindet sich von ihm die Politik, die Klugheit, die Geometrie, die Astronomie, die epische und dramatische Dichtkunst. Zu Bordeaux war von ihm eine kolossale Ritterstatue Ludwigs XV. und zu Paris in der Militärschule eine zu Fuß. Er starb 1778. Ren. Michael Slodz, bekannter unter dem sehr wenig verdienten Namen Michel Angelo, wurde 1705 zu Paris geboren, erhielt zu Rom, wo er sich beinahe siebzehn Jahre aufhielt, oft den Vorzug vor den italiänischen Künstlern, und wurde zur Verfertigung der Gruppe des heiligen Bruno in der Peterskirche erwählt; sein Grabmal des Marquis Capproni ist wegen des

Ausdrucks und der Kunst der Draperie ein sehr schätzbares Werk. Er starb 1764. Nic. Seb. Adam, Sigisberts Bruder, 1705 zu Nancy geboren, erhielt in seinem 23sten Jahre von der St. Lucasakademie zu Rom den ersten Preis. Er studirte fleißig die Antike und stellte einige verstümmelte Statuen wieder her. Seinen Märtyrertod der heiligen Victoria für die Capelle zu Versailles, welchen er in seinem 29sten Jahre verfertigte, hält man für eins seiner besten Werke. Eins seiner letzten Werke war Prometheus. Er starb 1778. J. Bapt. Pigalle, 1714 zu Paris geboren, hatte von Natur wenig Anlage zur Kunst, ersetzte aber diesen Mangel durch unermüdeten Fleiß. Um nicht unnöthiger Weise viele Zeit zu verlieren, machte er seine Studien und Copien nach antiken Statuen zu Rom, wo er sich drei Jahre aufhielt, bloß in Demi-relief. Nach seiner Zurückkunft fing er zu Lyon seinen Merkur an, welcher schon allein ihm einen großen Namen unter den Künstlern machen konnte und ihm die Aufnahme in die Akademie erwarb. Auf Befehl des Königs führte er diesen Merkur in großem aus, und machte die Venus zum Gegenstücke desselben. Sie ist vortrefflich gearbeitet, kommt aber dem Merkur nicht gleich. Beide Stücke erhielt der König von Preußen. Das berühmte Grabmal des Marschalls von Sachsen zu Straßburg und die Statue Ludwigs XV. zu Reims waren sein Werk. Sein Knabe mit einem Käfig, aus welchem der Vogel entflogen war, erwarb ihm wegen der Wahrheit der Formen und des Ausdrucks vielen Beifall. Er starb 1785. W. Coustou, der Sohn des obigen Künstlers gleiches Namens, wurde 1716 zu Paris geboren, und half nach seiner Zurückkunft von Rom seinem Vater an der Pferdegruppe zu Marli. Er blieb lange Zeit ohne Beschäftigung, bis ihm der König von Preußen den Mars und die Venus auftrug, worauf er bald mehrere Arbeiten erhielt. Er starb 1777. — Ueber die berühmtesten Bildhauer der neuesten Zeit sind eigene Artikel nachzusehen, z. B. Canova, Döll, Dannecker, Flaxman, Schadow, Sörgel, Zeuner.

Bildhauer der Deutschen. Albrecht Dürer, 1470 zu Nürnberg geboren und 1528 daselbst gestorben, war ein allgemeines Künstlergenie, zeichnete sich außer der Malerei, dem Holzschneiden und Kupferstechen, welche letztere Kunst von ihm erfunden war, auch in der Baukunst und Bildhauerei aus. Leonard Kern, zu Forchtenberg ums Jahr 1580 geboren, bildete seine in Deutschland erlangte Geschicklichkeit in Italien aus, und arbeitete in Holz, Stein und Elfenbein mit vieler Kunst. Sein Sohn, Johann Jacob, folgte dem Beispiele seines Vaters und arbeitete zu Amsterdam und London. Gottfried Leygebe, 1630 zu Freistadt in Schlesien geboren, 1683 zu Berlin gestorben, besaß die bis auf ihn unbekannte Kunst, aus einer Masse von Eisen kleine Ritterstatuen zu schneiden. Von ihm ist der Kaiser Leopold I. zu Copenhagen, Carl II. von England als der heilige Georg zu Dresden, und Churfürst Friedrich Wilhelm als Bellerophon zu Berlin. Rauchmüller, welcher an der 1693 vollendeten Dreifaltigkeitssäule zu Wien arbeitete, wurde in der Darstellung von Luft, Wasser und Wolken von Niemanden übertroffen. Andreas von Schlüter, 1662 zu Hamburg geboren, studirte in Italien vorzüglich den Michel Angelo, und wurde nach Berlin berufen, wo er unter andern vielen Werken das Zeughaus verzierte und das Modell zur vortrefflichen Ritterstatue des Churfürsten Friedrich Wilhelm machte, welche 1700 von Johann Jacobi gegossen wurde. Balthasar Permoser, 1650 im Salzburgischen geboren und 1732 zu Dresden gestorben, hat zu Berlin und Dresden viele und zu Leipzig einige vortreffliche Arbeiten hinter-

lassen. Uebrigens sind Conrad Osner aus Nürnberg und Zwenkhof aus Wien, welche den Sommerhof und Garten zu Petersburg mit hölzernen und marmornen Statuen verzierten, und Dunker und Stahlmeier aus Wien, zwei sehr gute Modellirer, Wiedemann und Schwarz aus Dresden, C. B. Adam, Sigisbert Michel, und die Gebrüder Ränz rühmlich zu erwähnen. Auch ist Demoiselle Collot, neben Properzia Rossi (s. d.) das einzige Frauenzimmer, welche es in der Bildhauerei weit brachte, nicht zu vergessen. Jene ist eine Schülerin des berühmten Falconet, und machte das Modell zu dem Kopfe der Ritterstatue Peters I., welche Falconet von 1768 bis 1770 in achtzehn Monaten vollendete. Uebrigens ist bekannt, daß auch Oeser in mehrern Werken bewies, er könne den Meißel mit nicht geringerer Geschicklichkeit und Kunst führen, als den Pinsel. (Man vergl. den Schluß des vor. Art.)

Bildlich (in der Aesthetik). Der bildliche Ausdruck ist dem eigentlichen entgegengesetzt, und besteht darin, daß man sich der Vorstellung eines sinnlichen Gegenstandes, welcher wesentliche und gesetzmäßige Beziehungen auf einen andern hat, bedient, um entweder die Vorstellung von diesem mit desto größerer Lebhaftigkeit ihrer für den jedesmaligen Zweck wichtigen Merkmale und besonderer Rührungskraft zu erregen, oder doch den Eindruck der durch den eigentlichen Ausdruck schon erregten Vorstellung desselben, seinem Zwecke gemäß, zu erhöhen. Das Vergnügen an dem bildlichen Ausdrucke entsteht nicht in allen Fällen aus einem und demselben Interesse, denn bald ist es in dem Erkenntnißvermögen, bald in dem Begehrungsvermögen, und bald in dem Geschmacke begründet. Oft bedienen wir uns der bildlichen Darstellung, um Wahrheiten und Begriffe einzukleiden, damit wir die Aufmerksamkeit desto sicherer zu erregen und zu fesseln vermögen, um theils diejenigen Seiten und Merkmale der Gegenstände, die wir vorzüglich in Betrachtung gezogen wissen wollen, desto lebhafter hervorzuheben, theils auch um über allgemeine, abgezogene Sätze Anschaulichkeit zu verbreiten, und Leichtigkeit der Einsicht mit dem Vergnügen an Aehnlichkeit und harmonischer Thätigkeit des Verstandes und der Einbildungskraft zu verknüpfen. Aus dieser Quelle entspringen sinnbildliche Darstellungen, Parabeln, Fabeln und mehrere rednerische Figuren. Uebrigens muß man bei der Wahl der Bilder besonders darauf sehen, daß sie aus einem Kreise von Dingen hergenommen werden, welcher denen vollkommen bekannt ist, für welche man sie braucht; es muß eine wirkliche Uebereinstimmung zwischen seinen Merkmalen und den Merkmalen der einzukleidenden Sache herrschen; eine Uebereinstimmung, welche nicht bloß zufällig seyn und etwa nur für ein Individuum, sondern welche vielmehr wesentlich Statt finden und allgemein gelten muß. Diese Uebereinstimmung muß aber auch augenblicklich einleuchten, nicht erst eines längern Nachdenkens bedürfen, um aufgefaßt werden zu können. Das Bild muß überhaupt keine Wirkung erregen, welche derjenigen, die man beabsichtigt, widerstreben würde; sie muß im Gegentheile Gefühle erregen, die mit dem Hauptgefühle, welches man beabsichtigt, übereinstimmen. Das Bildliche ist übrigens wohl zu unterscheiden vom Sinnbildlichen, vom Tropischen und vom Blühenden.

Bildnerei ist eine Gesammt- (Collectiv-) Benennung für alle bildende Künste. Unter diesen versteht man solche, welche Bilder von körperlichen oder verkörperten Gegenständen der äußern sinnlichen An-

schauung, also räumlich, darstellen. Vermöge ihrer Natur kann die Bildnerei bei ihren Darstellungen nichts beabsichtigen, als Form und Charakter, und zwar letztern nur in seiner strengsten Allgemeinheit, ohne Rücksicht auf alles, was Nüance desselben heißen könnte. Um dieses zu bewirken, hat sie kein anderes Mittel, als eine todte Masse, welcher sie, unbegünstigt von der Unterstützung der Farben, der Form und des Charakters, und durch sie Geist und Leben geben muß. Hieraus geht schon von selbst hervor, daß, wenn die Bildnerei mit der Malerei verglichen wird, sie dieser durchaus nachstehen müsse. Aber eine solche Vergleichung ist gänzlich unstatthaft; denn beide Künste, die Malerei und die Bildnerei, haben zwar im Allgemeinen Verwandtschaft mit einander, sind aber, im Besondern genommen, streng von einander unterschieden, und können daher durchaus nicht mit einander verglichen werden. Da es aber in der Gewalt der Bildnerei steht, durch Darstellung menschlicher Schönheit (Form) und menschlicher Tugenden (Charakter), gleich der Malerei, Gefühle einzuflößen, und also einen sittlichen Zweck zu erreichen, sie aber, um zu diesem Endzwecke zu gelangen, kein anderes Mittel hat, als die bloße Darstellung der Form und des Charakters; so muß diese Form und dieser Charakter der edelste seyn, welchen die Bildnerei nur irgend hervorzubringen im Stande seyn dürfte. Wenn unedle Formen in der Malerei, durch die Kunst und den Reiz der Farbenschmelzung, immer noch interessant bleiben können, so würden dagegen diese unedlen Formen, als Werke der Bildnerei, nur Widerwillen und Ekel verursachen, und zwar deßhalb, weil jegliche Kunst nicht als bloße todte Nachahmung einen unbewußten Sinnenrausch und bloßes mechanisches Vergnügen durch Vergleichung der nachgeahmten Gegenstände hervorbringen, sondern im Gegentheile zu den höhern Sinnen des Menschen sprechen und diese in Anspruch nehmen soll. Da nun der Bildner diesen Zweck nur durch sehr einfache Mittel erreichen kann, so soll auch die Ausführung des Werkes selbst von der höchsten Einfalt, sowohl in Rücksicht der Stellung, als auch in Betracht der Ausführung seyn. Richtige und durchaus fehlerfreie Zeichnung ist das erste Erforderniß eines Werks der Bildnerei, und zwar um desto unerlaßlicher, je mehr diese Eigenschaft des Kunstwerks das einzige ist, wodurch es die Zwecke erreichen kann, die dem Künstler bei der Darstellung vorschwebten. Aber diese richtige Zeichnung muß der Künstler zwar in der Natur studiren, jedoch, von seinem Genie geleitet, die Mängel, die sich nothwendig in der Natur vorfinden müssen, zu vermeiden, und alle einzelnen Theile derselben zu einem vollkommnen, in sich zusammenhängenden Ganzen zu vereinen wissen. Richtige, vollkommen künstlerische Zeichnung ist daher dem Bildner noch nöthiger, als dem Maler; denn letzterer sieht sich im Stande, die Fehler einer solchen Zeichnung durch die Annehmlichkeiten der Farben, durch die mancherlei Wirkungen der Beleuchtung und durch die wunderbaren Spiele des Halbdunkels zu verdecken; bei dem Bildner hingegen erscheinen die Fehler der Zeichnung ohne alle Hülle, und können durch nichts ersetzt oder versteckt werden. Die Bildnerei stellt gewöhnlich nur eine einzige, oder doch nur selten sehr wenige Figuren neben einander dar. Hieraus folgt denn die desto größere Verbindlichkeit, dieser einzigen, oder diesen wenigen Figuren eine um so größere, künstlerische Vollkommenheit der einzelnen Theile sowohl, wie des Ganzen, zu geben. Daß es übrigens die Natur der Bildnerei gänzlich verkennen heißt, wenn man, wie sowohl in den ältern als neuern Zeiten geschehen ist, durch ver-

schiedene Marmorarten, durch Vergoldungen und durch andere dergleichen unhaltbare Mittel, einen nur allein der Malerei zukommenden, und nur dieser möglichen Effect hervorzubringen gestrebt hat, leuchtet in die Augen. Was hier über einen sehr wichtigen und einer scharfen Kritik würdigen Gegenstand der Bildnerei, nämlich über die Bekleidung zu sagen wäre, soll in dem Artikel Gewand besonders abgehandelt werden. Was nun die Geschichte der Bildnerei im Allgemeinen anbetrifft, so kann davon in gedrängter Kürze etwa Folgendes gesagt werden, wobei wir dem Gange folgen wollen, den uns Winkelmann vorgezeichnet hat. Der Ursprung derjenigen Kunst, die gelehrt hat, Formen der Natur nachzubilden, kann keinem gewissen Lande, keinem gewissen Menschen zugeschrieben werden. Ueberall wollten sich die Menschen ein sichtbares Bild der Gottheit machen, der sie dienten, und dies Bestreben erzeugte die Bildnerei. Hierzu wählte man anfangs, wie natürlich, die weichste Materie, nämlich Erde und Holz, und gab ihr eine Form, die einige Aehnlichkeit mit dem Menschlichen hatte. Diese rohen Versuche der Kunst wurden mit der Zeit mehr ausgebildet, und die Geschichte nennt die Hebräer als das erste Volk, bei welchem dies geschah. Die Götzenbilder, welche Rahel dem Laban entwendete, waren wahrscheinlich von einer sehr festen Masse, und vielleicht von Erz; wenigstens kannten die Hebräer früher als andere Völker die Kunst, das Metall zu schmelzen und Statuen daraus zu gießen. Hiervon zeugen zum wenigsten das goldene Kalb in der Wüste und die Opfergefäße und Leuchter, die der hebräische Künstler aber wahrscheinlich, als ein Schüler der Aegyptier, verfertigt hat. Diese Aegyptier erfanden und trieben die Bildnerei schon in den frühesten Zeiten; doch scheinen sich den Fortschritten derselben zwei bedeutende Hindernisse in den Weg gestellt zu haben, nämlich Mangel an körperlicher Schönheit und ihre Religionsgesetze. Ein häßliches Gesicht, ein dicker Leib und grelle Umrisse sind die Fehler der Natur, die die Aegyptier mit den Chinesen gemein haben, und die Gesetze in Aegypten verboten den dortigen Künstlern bei Lebensstrafe, auch nur die mindeste Aenderung an den ältesten Statuen ihrer Gottheiten vorzunehmen. Da jeder Ausdruck von Bewegung in den Statuen der Götter gesetzlich streng verboten, hingegen eine todte Unbeweglichkeit das einzige war, was die Begriffe ihrer Religion gestatteten, so folgt daraus, daß diese Unbeweglichkeit der Figur alle Talente ersticken, und die Kunst selbst in beständiger Kindheit erhalten mußte. Und wie hätten sie auch, den Einfluß dieser Gesetze abgerechnet, die ideale körperliche Schönheit kennen lernen können, da sie stets plumpe, häßliche Gestalten vor sich hatten? Hierzu kam noch ein dritter Umstand, der sie nothwendig in den Fortschritten der Kunst zurückhalten mußte: die Unmöglichkeit nämlich, die Anatomie des menschlichen Körpers zu studiren, da selbst derjenige, welcher nach den Religionsgesetzen die Leichname der Verstorbenen öffnen mußte, nur durch die schnellste Flucht sein Leben retten konnte. Ohne Kenntnisse der Anatomie aber ist es unmöglich, die verschiedenen Formen des Körpers nachzubilden, und den Bewegungen desselben Wahrheit, Ausdruck und Charakter zu geben. Dessen ungeachtet bemerkt man in den Werken der Aegyptier zwei verschiedene Style, welche zweien von einander sehr verschiedenen Epochen eigen sind. Die erste dieser beiden Epochen geht bis auf die Eroberung Aegyptens durch Cambyses, die zweite bis auf die Herrschaft der Griechen nach Alexanders Tode. In dem ersten dieser Style sind die Linien, welche die Umrisse bilden, gerade, wenig ausgeschweift und lebhaft; die Stellung ist steif

nd gezwungen. Bei sitzenden Figuren sind die Füße nahe an einander estellt, und die Beine parallel; bei stehenden Figuren befinden sich die üße ebenfalls in gerader Richtung. Die herabhängenden Arme sind anz ohne Bewegung, und an weiblichen Figuren hängt nur der rechte rm an der Seite herab, der linke ist über den Busen gebogen. Nur ie auffallendsten Knochen und Muskeln sind schwach angegeben. Auch aben die Köpfe der Aegyptier aus dieser Periode platte, in schiefer lichtung liegende Augen, und die Knochen über den Augenbraunen sind ach, woraus Köpfe ohne Ausdruck und Charakter entstehen; die Oh= en stehen gewöhnlich sehr hoch, und die Füße ihrer Figuren sind flacher nd weit größer, als in der Natur. Aber obgleich die menschlichen iguren der Aegyptier ohne alles tiefere Studium der Natur ausge= ihrt sind, so kennt man doch ägyptische Sphinxe und Löwen, an wel= jen man eine gute Ausführung, Mannichfaltigkeit der Umrisse, Weich= eit der Formen, Verbindung der Theile und Gefühl der Muskeln und dern bewundert. Es war also den ägyptischen Künstlern wahrschein= ch nur erlaubt, an Thieren ihre Kunst zu zeigen. Den zweiten ieser beiden Style glaubt Winkelmann an zwei Figuren von Basalt auf dem Capitol, und an einer andern auf der Villa Albani zu nden. In dem Gesichte der einen findet er noch sehr merkliche Züge es erstern Styls, aber die Hände sind schöner, und die Füße weiter on einander entfernt. Eine der zwei Figuren des Capitols ist nicht, ie sonst die Aegyptier wohl zu thun pflegten, an irgend etwas ange= hnt, sondern steht frei und zeigt alle Seiten derselben. Doch sind an= ere Archäologen, nach genauerer Untersuchung dieser drei Figuren und es Charakters ihrer Bekleidung, geneigt, sie auch zu dem ersten und lglich einzigen Style der Aegyptier zu rechnen. Uebrigens arbeiteten e ihre Statuen nicht nur mit dem Meißel, sondern polirten selbst die= nigen sehr fleißig, welche auf Obelisken zu stehen kamen, und gaben nen oft Augen von kostbaren Steinen, welches auch, aber gänzlich erfehlt, die Griechen bisweilen thaten, und die Indianer noch bis jetzt un. Die Phönicier waren im Alterthume berühmte Künstler; omer erhebt einen Becher derselben über alle Becher der Erde (Il. 23, 40 bis 744). Die Künstler, welche den salomonischen Tempel bauten, aren Phönicier. Von ihren Werken ist uns nichts übrig geblieben, ls zehn Münzen der Carthaginienser, einer phönicischen Colonie, wel= e in dem Cabinet des Großherzogs von Florenz aufbewahrt werden, nd mit den schönsten von Groß=Griechenland verglichen werden kön= en. Die Perser liebten zwar das Schöne der menschlichen Gestalt, ermochten jedoch nicht, dasselbe zum eigentlichen Gegenstande der Bild= erei zu machen, weil theils ihre Art sich zu kleiden, theils aber auch er strenge Wohlstand, den sie in der Körperbedeckung beobachteten, dem ünstler den Anblick des Nackten entzogen. Sie konnten daher kaum ine andere Schönheit kennen lernen, als die des Gesichts und eines ma= stätischen Wuchses. Zu diesem großen Hindernisse kamen noch zwei ndere, die vielleicht noch nachtheiliger auf die Bildnerei der Perser irkten, als die vorhin angeführten. Ihre Religion, die die Gottheit loß unter der Gestalt des Feuers verehrte, gab den Künstlern keine eranlassung zur Ausbildung und Vervollkommnung ihres Genies. ben so gestattete ihre Staatsverfassung, nach welcher niemand groß ar, als der König, auch nicht, daß irgend ein Mann im Staate als roß verehrt und demselben eine Statue errichtet werden durfte. Einige rer Münzen, die bis auf unsere Zeiten gekommen, und unter den achfolgern des Cyrus geprägt worden sind, zeigen von keinem bessern

Style, als der an den schlechtesten gothischen Münzen angetroffen wird. Weibliche Figuren sieht man auf keinem ihrer Denkmale. Die Hetrurier scheinen die Bildnerei eher geübt zu haben, als die Griechen, ob es gleich ausgemacht zu seyn scheint, daß sie die ersten Anfangsgründe derselben von griechischen Colonisten erlernt haben. Ihre frühere Ausbildung derselben mag der Ruhe zugeschrieben werden, welche die Hetrurier genossen, da hingegen Griechenland um diese Zeit in unaufhörliche Kriege verwickelt war. Doch blieben die Hetrurier späterhin in Ausübung der Bildnerei weit hinter den Griechen, und besonders hinter den Atheniensern zurück. Der Grund hiervon liegt nicht, wie Winkelmann und das kurzgefaßte Handwörterbuch der schönen Künste meinen, in der düstern, ernsten Gemüthsstimmung der Hetrurier, sondern in der Verschiedenheit der Staatsverfassung, Religion und des Clima's. In den hetrurischen Kunstwerken der Bildnerei, die oft eine große Aehnlichkeit mit denen der Griechen haben, erkennt Winkelmann drei verschiedene Style. Der erste zeichnet sich durch gerade Linien, steife Stellungen, gezwungene Handlungen und eine unvollkommene Idee von der Schönheit des Gesichts aus. Einige kleine hetrurische Figuren von Bronze aus dieser Periode sind daher in mehreren Stücken den ägyptischen ähnlich. Den Charakter des zweiten Styls der Hetrurier machen Stärke des Ausdrucks, sehr scharfe, etwas übertriebene Anzeige der Theile, reihenweis gelegte Haare, gezwungene und nicht selten gewaltsame Stellung. Derselbe unterschiedene und beständige Charakter findet sich auch in den Künstlern des neuern Hetruriens. Dieser Styl ist so manierirt und unwandelbar, daß sie den Apoll, Mars, Herkules, Vulkan in einem und ebendemselben Charakter zeichneten. Der dritte Styl der Hetrurier ist selbst nach Winkelmann nicht ihr eigener, sondern ein von den Griechen, die nun den schönsten Theil von Italien eingenommen hatten, erborgter, und folglich ein Styl der Nachahmung, welcher mit dem schönen griechischen eine auffallende Aehnlichkeit hat. Die Griechen sind, im Vergleich gegen die Aegyptier, Chaldäer und die indischen Nationen, ein sehr spät cultivirtes Volk. Als sie aus dem ersten Zustande der rohesten Unwissenheit traten, hatten die Aegyptier schon Pyramiden und Obelisken, und die Hebräer Götzenbilder; in dieser Periode kannten die Griechen zur Bezeichnung ihrer Gottheiten nur unförmliche Klötze und rohe, oder doch nur viereckig gearbeitete Steine. Solcher rohen Zeichen der Gottheit fand Pausanias noch an mehreren Orten Griechenlands, namentlich zu Pherä in Arcadien, dreißig. Erst lange Zeit nachher unternahmen sie es, runde und wie ein Kopf grob zugehauene Steine auf Würfel oder längliche Säulen zu setzen, und stellten z. B. den Jupiter zu Tegea in Arcadien auf diese Weise vor. Diese Statuen nannten sie Hermen, weil man dem Hermes (Merkur) wahrscheinlich zuerst eine solche Statue errichtete, oder weil das Wort Herma überhaupt jeden großen Stein bezeichnete. Nach und nach wurden diese Hermen mehr ausgebildet, und die Geschlechts-Charaktere ungefähr in der Mitte des Steins angedeutet, bis man endlich anfing, die Trennung der Schenkel durch einen Einschnitt anzudeuten. Aber bald wurden die Griechen durch ihre Sitten, Religions- und Staatsverfassung, Clima und Gemüthsstimmung in den Stand versetzt, die schnellsten und erstaunenswürdigsten Fortschritte in den Künsten zu machen. Jedoch mußten diese Fortschritte, dem Gange der Natur gemäß, allmälig geschehen, und so bemerkt man denn auch in der Kunst der Griechen mehrere Stu-

en, von denen Winkelmann besonders vier aushebt, und sie den ältesten, den hohen, den schönen und den Styl der Nachahmer nennt. Die Werke des ältern Styls, der mit dem Dädalus anfing und bis auf die Zeiten des Phidias geht, waren gewöhnlich von Holz und den ägyptischen vollkommen ähnlich, ob es gleich aus der Geschichte mehr als wahrscheinlich ist, daß die Griechen nicht von den Aegyptiern lernten. Die Formen dieser Statuen waren eckig; der Kopf, dessen Geschlecht man nicht unterscheiden konnte, zeigte von allen den Merkmalen, die den Anfang jeder Kunst charakterisiren, und welche man auch an den ägyptischen Statuen vorfand; die Augen waren blinzend, die Haare in kleine Ringel geordnet, und glichen dicht neben einander liegenden Beeren einer Weintraube. Uebrigens war, nach Winkelmann, die Zeichnung nachdrücklich, aber hart, kräftig, aber ohne Grazie; und der starke Ausdruck verminderte die Schönheit. Die Kunst war streng und hart wie die Gerechtigkeit dieser Zeiten, die auf das geringste Verbrechen den Tod setzte. Uebrigens beweiset die marmorne Pallas in Lebensgröße in der Villa Albani, die älteste Statue, die wir noch besitzen, daß die griechischen Künstler aus dieser Epoche, gleich den ägyptischen, ihre Werke sehr fleißig ausarbeiteten; wie überhaupt der Fleiß in der Ausführung leichter und früher erlangt wird, als die Kenntniß des Schönen. Ein besonderer Umstand dieser Epoche ist, daß die Künstler ihre thönernen Statuen, besonders die des Jupiter und Pan, mit Roth anstrichen, welches ohne Zweifel auf die Gewohnheit roher abgöttischer Nationen hindeutete, vermöge welcher diese die Bilder ihrer Götter mit dem Blute der Opferthiere besprengten. Der zweite, oder der hohe Styl der griechischen Kunst, welchen Phidias schuf, wurde nothwendig durch den ältern vorbereitet; denn durch die Härte desselben offenbarte sich der genau bezeichnete Umriß und die Sicherheit in der Ausführung des ersten Styls, und die Zeichnung des zweiten Styls führte durch männliche, obgleich etwas harte und genau begränzte Umrisse zur Wahrheit und Schönheit der Form. Die Künstler des erstern ältern Styls hatten sich ein System von Regeln aufgestellt, welche zwar von der Natur entnommen waren, von denen sie sich aber nach und nach entfernten und zum Ideal aufstiegen. Die Künstler der zweiten Periode hingegen erhoben sich über dieses System, und näherten sich der Wahrheit der Natur, wodurch sie in den Stand gesetzt wurden, allmälig von dem Harten und Eckigen der Figur in flüssige Umrisse derselben überzugehen, und weniger gelehrt, aber schön, erhaben und groß zu werden. Dennoch wurde noch hin und wieder in der Zeichnung dieses hohen Styls das Gerade des ältern beibehalten, wodurch die Umrisse allerdings noch hin und wieder eckig blieben; so wie denn auch das Streben nach Größe und nach dem, was die Künstler Geist und Gefühl nennen, ihren Figuren einen Schein der Härte geben mußte, welche nicht allein den Künstlern des ersten Styls, sondern auch denen des zweiten vorgeworfen werden kann. Indessen gestehen wir unserer Seits, daß uns die Härte dieses zweiten Styls eine qualitative und geistige, diejenige hingegen des ersten Styls eine qualitative und bloß materielle zu seyn scheint. Winkelmann führt als die vorzüglichsten Werke aus dieser Periode an, eine Pallas, neun Palmen hoch, in der Villa Albani, welche ihm der großen Bildner jenes Zeitalters würdig zu seyn scheint. Ihr Kopf hat bei hoher Schönheit eine gewisse Härte, welche freilich durch mehr Rundung und Lindigkeit zur Grazie geworden wäre; ferner die Niobe und ihre Töchter in der Villa Medici, welche man aber nicht an jenem Scheine von Härte, son-

dern vielmehr an dem gleichsam unerschaffenen Begriffe der Schönheit, vornehmlich aber an der hohen Einfalt, sowohl in der Bildung der Köpfe, als in der ganzen Zeichnung, an der Kleidung und Ausarbeitung, als Werke dieses Styls erkennt. Die Formen sind so einfach, daß sie nicht durch die Bemühungen der Kunst hervorgebracht, sondern gleichsam wie ein Gedanke erweckt und wie von einem Hauche geblasen zu seyn scheinen. Der dritte oder der schöne Styl der griechischen Kunst fängt mit dem Praxiteles an, und erlangte durch Lysippus und Apelles seinen höchsten Glanz. Die vornehmste, ausgezeichnetste Eigenschaft desselben ist Grazie. In der Zeichnung desselben wurde alles Eckige vermieden, was bisher noch in den Statuen großer Künstler geblieben war, welches man vorzüglich dem Verdienste des Lysippus zuschreibt, welcher nur das in der Natur nachbildete, was sie Sanftes, Reines, Fließendes und Angenehmes hatte. Er glaubte, Erstaunen zu erwecken, sey weniger der Zweck der Kunst, als zu gefallen. Dieser Theorie zufolge mußten seine Formen und Umrisse weich, fließend und wellenförmig seyn. Grazie war daher die fast unentbehrliche Eigenschaft dieses schönen Styls, und so zeigt sie sich auch in den Geberden, in der Handlung und Bewegung des ganzen Körpers, in dem Wurfe der Kleidung und dem ganzen Anzuge. Diese Grazie des schönen Styls milderte das Ungestüme und Laute der Leidenschaften und Gefühle, so daß z. B. die größte Pein im Laokoon gleichsam unausgedrückt und verschlossen blieb. Uebrigens blühte dieser schöne Styl der griechischen Kunst noch nach Alexanders Tode in verschiedenen Künstlern. Die Meister desselben hatten die Formen der Schönheit so ausstudirt, auch die Umrisse der Figuren so streng bestimmt, daß man, ohne zu fehlen, weder über diese Bestimmungen hinausgehen, noch innerhalb derselben zurückbleiben konnte; die Schönheit war demnach in der menschlichen Bildung nicht höher zu treiben. Die Darstellungen der Götter und Helden waren in allen nur möglichen Stellungen und Lagen gebildet, so daß es den spätern Künstlern schwer fallen mußte, deren neue zu erdenken. Und somit stand nun die Kunst der Bildnerei auf dem höchsten Gipfel der Vollendung, über welchen hinaus kein weiteres Fortschreiten Statt finden konnte. Da es aber weder in der physischen noch moralischen Welt irgend einen Stillstand gibt noch geben kann, so folgt hieraus, daß die Kunst nothwendig zurückschreiten mußte, welche Rückschreitung dann auch mit der vierten Periode, oder der Periode der Nachahmung, einzutreten anfing. Die Künstler nämlich, die nichts Neues mehr erfinden konnten, mußten nothwendig darauf verfallen, das Vorhandene zu copiren, und somit entstanden die Nachahmungen derjenigen Werke, welche den höchsten Ruhm des dritten Styls begründet hatten. Wer sich nun ein bereits vorhandenes Werk zum Modell vorsetzt, der bemüht sich natürlich nicht, ein eigenes in der Kunst zu schaffen, sondern er zeichnet vielmehr mit sclavischer Aengstlichkeit die Umrisse und Formen seines Modells. Die Zeichnung wird also furchtsam, die Umrisse werden aus Mangel an eigenem Ideale Abdrücke ängstlicher Mühe, und das Ganze ein Mittelding zwischen dem Product eines freien Genies und einer peinlichen Sclaverei seyn. Das Bestreben, dasjenige durch Fleiß zu ersetzen, was dem Werke an Kenntniß und Wissenschaft fehlt, wird nach und nach in mechanischen Einzelnheiten sichtbar werden. Und somit entstand, wie gesagt, der vierte Styl, oder die Periode der Nachahmung. Da nun die Bildnerei auf diesem Wege immer tiefer und tiefer sank, so leistete man nach und nach gänzlich Verzicht darauf,

sch) Ideale zum Vorwurfe der Kunst zu schaffen; man begnügte sich im Gegentheile damit, portraitirte Köpfe und Brustbilder hervorzubringen. So findet man z. B. sehr schöne Köpfe des Macrinus, Septimius Severus und Caracalla. Aber der Werth derselben besteht allein im Fleiße. Die Künstler der frühern, schönern Perioden hatten die kleinen Theile der Natur vernachlässigt; die Künstler dieser letztern Periode hingegen verwendeten den größten Fleiß darauf. Das ging so weit, daß man in dem Jahrhunderte, in welchem der Bogen des Septimius Severus errichtet wurde, sogar an den idealischen weiblichen Figuren, an den Trophäen tragenden Victorien, die Adern ausdrückte. — Die Darstellung der bildenden Künste kann man eintheilen: I. nach den Gegenständen selbst, und II. nach der verschiedenen Art und Weise, wie die Formen dieser Gegenstände nachgeahmt werden können. I. Die Gegenstände der bildenden Kunst werden eingetheilt 1. in Darstellung von freien Schönheiten der Natur: a. Nachbildungen von Landschaften und Seestücken. b. Nachbildungen von Blumenstücken, Früchten, Pflanzen, Bäumen. 2. Darstellung von Formen, deren Wirkung auf das Gefühl, und deren Beurtheilung durch Ideen bestimmt ist, als: a. Darstellung von Thieren und Menschen, und diese letzteren in Portraits, ganzen Figuren, historischen Stucken. b. Allegorische Darstellungen. II. In Ansehung der Art und Weise dieser Nachbildungen gibt es plastische Künste und zeichnende Künste und Malerei. 1. Plastische Künste. Dazu gehören: a. Plastik im engern Sinne, oder Bildformerkunst, wo bloß in weichen Massen, vorzüglich in Thon, Gyps und Wachs, gearbeitet wird. Im engsten Sinne ist Plastik Bildnerei aus Thon. Die aus Gyps nennt man Stuckaturarbeit, die aus Wachs Bossir- oder Poussirkunst, welche Benennung jedoch sehr allgemein für Plastik überhaupt genommen wird. Die Plastik liefert überhaupt die Modelle für die übrigen Werke raumerfüllender Bildnerei. b. Bildgießerkunst; Wachs-, Gyps-, Metallgießer. c. Bildhauerei (s. d. A.) d. Bildschnitzerei; Formschneidekunst; Drechselkunst. e. Steinschneidekunst, Bildgraberei. 2. Zeichnende Künste, welche sich von den plastischen dadurch unterscheiden, daß sie nicht, wie diese, durch wirkliche, sondern nur durch scheinbare Grenzen, also nur für das Auge, nicht aber zugleich für den Sinn des Betastens, Bilder räumlich darstellen können. a. Die Zeichenkunst an und für sich selbst. b. Die Kupferstecherkunst. c. Die Stempelschneidekunst für Medaillen und Münzen (füglich aber möchten wir diesen beiden letzten Künsten ihren Platz unter den plastischen Künsten, und zwar neben der Steinschneidekunst anweisen). d. Malerei, die den Werken der bloßen Zeichnenkunst die sichtbare Eigenschaft der Körper, die Farbe, verleiht. e. Mosaik (eingelegte Arbeit). f. Stickerei. g. Wirkerei. h. Federmalerei. Einige rechnen auch Mimik, Gartenkunst, Baukunst, ja selbst den Tanz unter die Definition der bildenden, oder, wenn man will, nachbildenden Künste.

Bildsäule, eine jede Säule in der weitesten Bedeutung dieses Worts, in so fern sie ein Bild vorstellt. Man versteht darunter 1. ein aus einer festen Masse verfertigtes, erhobenes oder freies Bild, ein **Standbild**; 2. in der Baukunst, Köpfe, auch Bruchstücke von Menschen, deren Rumpf aus einem vierkantigen, unten schmal zulaufenden Steine besteht. Letztere heißen **Thermen**.

Bildung ist ein Vorzug, den nur der Mensch, aber, wie die Verhältnisse noch stehen, nicht jeder Mensch haben kann. Eine Menge von innern und äußern Anlässen und Hülfsmitteln müssen sich verei-

nigen, um das rohe Geschöpf mit menschlichem Angesicht und menschlicher Stimme zum Menschen zu machen und aus dem harten Dienste der Naturnothwendigkeit, in dem es überall seine Laufbahn beginnt, zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes zu erheben. Der eiserne Himmel des Nordens und die Glut des Südens läßt keine freiere Entwickelung der menschlichen Kräfte aufkommen. Der milde Himmelsstrich, wo die Natur nicht reich genug, um den Menschen der Anstrengung und Uebung seiner Kräfte zu überheben, und doch ergiebig ist, seine Thätigkeit zu belohnen, scheint zum Sitze der Bildung bestimmt. Hier wo eine glückliche Mischung der Elemente dem Körper Geschmeidigkeit gibt und den Aufschwung des Geistes befördert, finden wir die gebildetsten Völker der alten und neuen Zeit. Der Ackerbau fesselte sie an bestimmte Wohnörter, das Bedürfniß lehrte sie bauen, der Nachahmungstrieb Gestalten formen und in die Töne der belebten Natur einstimmen. Leid und Freude, Liebe und Dankbarkeit deuteten sie in Denkmälern und Festen an, sprachen sie in Geschichten und Liedern aus, die frühe Ahnung eines göttlichen Lebens in der Natur und die Abbildung ihrer bedeutsamen Körper führte zu Symbolik und Schrift. So gewann Gefühl und Gedanke den entsprechenden Ausdruck; die Gesellschaft das Organ einer leichten Mittheilung ihrer Kenntnisse nach allen Seiten; die Kunst den Stoff und Antrieb ihrer Uebungen; die That ihren unvergänglichen Ruhm und die Religion ihre Herrschaft unter den Menschen. Die Mitte des südwestlichen Asiens wurde die Wiege der Bildung, die uns in ihrem Gange die bekannteste und als die Mutter der unsrigen die wichtigste ist. Nur an die Zone, doch nicht an bestimmte Länder gebunden, wanderte sie von Osten nach Westen, und die Betriebsamkeit der europäischen Occidentalen hat ihre im Orient allmälig versteinerten Schätze mannichfaltig ausgeprägt und gemeinnützig gemacht. Die freieren Verfassungen der Europäer, die Reibungen und Verbindungen ihrer kleinen Staaten, die Leichtigkeit des Verkehrs auf ihren wegsameren Straßen und Gewässern, ihre öffentlichen Anstalten und gemeinschaftlichen Unternehmungen, ihre religiösen Mysterien und philosophischen Schulen waren wechselsweis Früchte und Beförderungsmittel einer Bildung, die bei den alten Griechen in eigenthümlicher, nirgend übertroffener Schönheit und Rundung erscheint, und zum Unterschiede von der modernen, der sie zum Muster dient, nun die antike heißt. Ihre Wendepunkte waren religiöse Mythen und das Vaterland, der Patriotismus gab ihr Thatengröße, Publicität und moralische Kraft, der Mythenglaube schmückte sie mit den Reizen einer Poesie, die auch dem Vernunftlosen menschliches Leben mittheilte und es wagen durfte, die Wirklichkeit der Menschenwelt treu und unverhüllt hervortreten zu lassen, weil sie noch schön war. Die Bildung der Alten zeigt sich daher als ein gesundes Gewächs der Natur und ihrer freien Verhältnisse, sie weiß nichts von Absichtlichkeit und Affectation, sie bedarf keines fremden Scheines und keiner mühsamen Demonstrationen, um ihre Schritte zu rechtfertigen; ihre Einheit und Uebereinstimmung mit sich selbst, ihre Wahrheit und Naivetät, die Sicherheit und das kräftige Behagen, womit sie auf dem Wege der Natur fortschreitet, gefällt durch sich selbst. Doch hatte sie mit den Blüthen, wie die Anmuth, so auch das Loos der Hinfälligkeit gemein. Das Vaterland nahmen ihr römische Unterdrücker, und ihre Götterwelt wich den Speculationen einer Philosophie, die die Natur entseelend dem neu aufgehenden Lichte der Religion des Einigen und Unendlichen Bahn machte. In Rom wurde die Bildung

ıer Griechen zur Dienerin des ausschweifendsten Luxus und der Ernst
hres Glaubens zum leichtfertigen Spiele der Phantasie, und auch ihre
etzten Schatten verschwanden mit dem Falle des römischen Reichs. Auf
essen Trümmern stehen im Occident germanische Völker, ihre Sitten
ınd Sprachen verschmolzen mit denen der unterjochten Weichlinge, der
hnen eigenthümliche Adel des Geschlechtsverhältnisses, der ein roman-
isches Frauenreich schuf, die Lehren und Gebräuche des ihnen bald ein-
eimpften Christenthums wurden unter der planmäßigen Leitung der
hierarchie die Elemente einer neuen Bildung, bei der die antike, so
weit man sie noch aus ihren Resten und Reminiscenzen kannte, nur
in Gegenstand des geistigen Luxus der Gelehrten und Künstler werden,
ber nie in der Mitte des Volks mit ihrer Frische und Lieblichkeit wie-
er aufleben konnte. Ob nun gleich die germanischen Völker, treu der
lten Sitte und Sinnesart, eigne Wege gingen und dem Hirtenstabe
es Vormunds in Rom nur allmälig gehorchen lernten, so wuchsen aus
hrer Natur und Landesart doch bloß ihre Nationaleigenheiten, jedem
esondre, scharf von den frembartigen geschiedne in behaglicher Frei-
eit hervor, das auf diesen wilden Stamm gepfropfte Reis aber, die
ıoderne Bildung, ist ein Product bestimmter Absichten und
wangloser Verhältnisse. Sie unterscheidet sich von der antiken sowohl
urch bloße Entstehungsart, als auch durch den Umstand, daß sie, weil
s den Neuen an Oeffentlichkeit des Lebens, an Festen, wo das Schöne
er Gegenstand eines allgemeinen Genusses geworden wäre, ja im Gan-
en selbst an Sinn dafür gebrach, nie die Masse der Völker völlig durch-
ringen konnte, sondern bis in die neuesten Zeiten ein Prärogativ der
höfe, der höhern Stände und gelehrten Schulen blieb, von denen ihre
Denkmäler in Kunst und Wissenschaft ausgegangen sind. Der Natur
remd geworden erscheint sie bald als eine mehr oder weniger verun-
lückte Nachahmung der alten und nur in wenigen großen Geistern
riginell; bald sucht sie, von der Religion selbst dazu angeleitet, ein
erlornes Paradies, ohne es zu finden. Ueberall von der Anschauung
ur Abstraction, vom Bilde zum Begriff durchdringend, den durch Ueber-
eiz in Anstrengung und Genuß ohnehin geschwächten Körper immer
nehr abstreifend, geht sie auf Ideale aus und ringt nach einem Ziele,
as in der Unsterblichkeit liegt, ohne sich wehmüthiger Rückblicke auf
ie goldne Vorzeit erwehren zu können, wo Leib und Seele noch ein
räftiges Ganzes und der Mensch mit der Natur und sich selbst eins
war. Daher die sentimentale Sehnsucht, das mühsame Streben, das
rankhafte Schmachten und die ewige Klage der Neuen, daher ihre
eden reinen Genuß verkümmernde Reflexion und Kritik, die sich in
Theorien und Projecten erschöpft, die schöne Natur, hinter der die
Wirklichkeit des modernen Lebens weit zurückbleibt, wo möglich noch
u übertreten. Aber weder die Unschuld der Urwelt, noch die harmo-
ische Schönheit der griechischen Bildung, werden sie zurückbringen
önnen, der ewige Erzieher des Menschengeschlechts wiederholt sich
icht, jede Epoche seiner Führung bringt neue Formen zu Tage; auch
ie Form der modernen Bildung beurkundet auf ihre Weise das Fort-
chreiten der Menschen. Die unbehaglichen Widersprüche, in welche
ie Neuen zugleich rückwärts und vorwärts schauend, und immer nach
em Unerreichbaren haschend, sich mit sich selbst verwickelt haben, kön-
en friedlich gelöset werden und in ein sicheres, freudiges Streben
ibergehen, wenn man sich endlich darein ergeben wird, für uns sey
ur Trost und Rettung in der Idee, auf die das Christenthum, das
nit seinen ewigen Wahrheiten und unendlichen Beziehungen einmal

das Hauptelement unsrer Bildung ist, hinweiset. Und deutlich genug sticht diese Tendenz zum Idealen in den bessern Leistungen des Neuern hervor: gründlicher Fleiß, tiefe Forschung, allumfassende Wißbegierde, ein scharfer Verstand, eine des Fernsten und Höchsten mächtige Phantasie und ein Vermögen zu abstrahiren und zu combiniren, dem die Alten nur spärliche Anfangsgründe an die Seite zu setzen haben, zeichnet die Werke der modernen Kunst und Wissenschaft aus. Sind auch Michel Angelo und Canova nur geistreiche Zöglinge der antiken Plastik, so wetteifern doch die Heroen der italiänischen, spanischen, englischen und deutschen Dichtkunst rühmlich mit den herrlichsten Alten. Johannes Erigena, Spinoza, Leibnitz, Hemsterhuis, Kant u. s. w. ringen mit Plato und Aristoteles um den Preis der Tiefe und Gründlichkeit, die alte Leier verstummt im Instrumentensturm einer haydnischen Symphonie, und Zeuxis Trauben verschwinden vor Raphaels Madonnen. Die Vervielfältigung der Schildereien in Holzschnitt und Kupferstich, die Buchdruckerkunst mit ihrem unabsehlichen Einflusse, der Compaß zur Schifffahrt und der Wechselbrief zum Handel sind Erfindungen der Neuern; die Anwendung der Mathematik auf die kunstreichen Arbeiten und Maschinerien, die das Leben erleichtern, die Elemente dienstbar machen und tausend neue Bedürfnisse befriedigen; die Leitung des Blitzes, der Gebrauch des Pulvers bezeugen die moderne Raffinerie, deren größte Resultate unsre Zeit an den ungeheuern Wirkungen der Staats- und Kriegskunst Napoleons zu erkennen glaubte. Ob die sittliche und religiöse Bildung der Menschen bei diesen Fortschritten gewonnen hat, ist eine schwer zu beantwortende Frage, die nur dem Sohne der neuern Zeit einfallen kann. Die Alten wußten nur von einer Bildung, der menschlichen, die sich durch Gymnastik und Musik *) vollenden ließ und zu allen Dingen nütz war. Die Künstlichkeit der modernen Verhältnisse und Theorien, die unendliche Vervielfältigung der Bedürfnisse und der Mittel, sie zu befriedigen, hat diesen einen Stamm in hundert Aeste gespalten, und ein Individuum unserer Zeit bringt es mit aller Mühe nicht dahin, sie wieder zu einem Ganzen in sich zu vereinigen. Denn nicht genug, daß wir es zugleich auf eine intellectuelle, ästhetische und moralische Bildung anlegen und bald Verstand und Einbildungskraft im Denken und Combiniren des Wahren und Möglichen, bald diese beiden mit dem Gefühl in der Empfindung und Beurtheilung des Schönen, bald Gefühl und Willen in der Empfindung und Wahl des Guten üben müssen, um unsre Seelenkräfte zu entwickeln, als Schüler der Alten bedürfen wir dazu einer classischen, als Conservatoren der Literatur einer gelehrten und literarischen, und wo wäre irgend eine Wissenschaft und Kunst, die nicht zu ihrer Pflege eine eigne, speciell auf ihr Gebiet berechnete, und den Fleiß eines ganzen Menschenlebens in Beschlag nehmende Bildung erfoderte. Aehnliche Ansprüche machen die verschiedenen Stände, Geschäftskreise und Gewerbe der bürgerlichen Gesellschaft; militärische, cameralistische, mercantilische, ökonomische Bildung wird in eignen Instituten erworben, und unser Jahrhundert hat es sogar zu einer besondern Bildungsanstalt für Runkelrübenzuckerfabrikanten gebracht. So ist die Aufmerksamkeit und Kraft der neusten Neuen in tausend einzelne Zweige

*) Musik im Sinne der Griechen ist die freie Entwickelung der Seelenkräfte durch die den Musen geheiligten Künste und Wissenschaften.

er Cultur zertheilt, wie hätten sie Zeit den Menschen in sich aus-ubilden, da sie kaum mit dem Bürger fertig werden. Viele fangen s daher gar nicht mehr auf etwas Höhers an, als was der Zwang er Verhältnisse, der National- und Standesgeist aus ihnen macht, nd schwer verbergen sie oft die verletzenden Ecken dieser Einseitig-eit hinter dem Scheine von Bildung, den sie als ein zum äußern nstande nothwendiges Gesellschaftskleid für die Conversationsstunden nlegen. Aber die gesellige Bildung, in der die feineren Cir-el der Franzosen den Ton angaben, und die höheren Stände aller aropäischen Nationen sich verstehen, hat einen edleren Sinn. Sie gt Einsichten und Kenntnisse, die über alles, was den Menschen als heilnehmenden Welt- und zukünftigen Himmelsbürger angeht, ein rtheil erlauben und dabei eine Zartheit und Reinheit des Gefühls, ine schnelle und richtige Uebersicht der Verhältnisse, eine Leichtigkeit nd Uebung des Geistes im Gebrauche der mannichfaltigsten Formen, urz einen feinen Tact voraus, der jedem Gedanken im Gespräch die echte Stelle, die anziehendste Bedeutung, den schicklichsten Ausdruck nd die heiterste Farbe zu geben weiß, und ungern entbehrt sie die ngenehmen Talente und Kunstfertigkeiten, deren sinnvolle Leistungen eschreiden in den Lauf der Unterhaltung eingeflochten, als Proben von leiß und Genie den Geber ehren und die Empfangenden zu höherer reude stimmen; oder wenn man diese empfehlenden Eigenschaften icht in hinlänglichem Grade besäße, um der Gesellschaft durch eigne haben gefällig zu werden, erfodert sie doch wenigstens eine sich un-ezwungene äußernde Empfänglichkeit für alles Schöne, Wahre und Jute, was sie zur Befriedigung der höhern Bedürfnisse des Geistes arbieten will. Vergl. d. Art. Conversation. Alle Zweige der todernen Bildung fänden in dieser geselligen, die Leben, Kunst und Wissenschaft angenehm verschmilzt, den besten Vereinigungspunkt, ge-hörten die Kreise, in denen sie einheimisch ist, nicht unter die Sel-tenheiten. Und auch diese gebildeten Kreise sind nicht ganz frei von em Einflusse der Eigenheiten, welche die Nationen in Sitte, Stim-mung und Lebensweise von einander unterscheiden und eben wegen ihrer icht immer liebenswürdigen Individualität keinesweges für Merk-male wahrer Bildung gelten können. Was aber die gutgemeinte räftig ausgesprochne und unter günstigern Umständen auch wohl zum Theil ausführbare Idee einiger Theoretiker *), diese Volksindividua-lität durch gewisse ihr angemeßne Anstalten für die öffentliche Bil-ung zum allgemeinen Charakter einer veredelten Menschheit zu er-iehen, anbelangt, so läßt sich, weil sie bis jetzt zu wenig Eingang ge-unden, noch keine bestimmte Hoffnung darauf bauen. Wie sehr da-er auch der allzufreigebige Sprachgebrauch des gemeinen Lebens, wel-her jedes in Romanen und Dichtern etwas belesene, durch feinere Be-dürfnisse des Luxus und eine gewisse Höflichkeit vor der niedern Volks-lasse ausgezeichnete Mitglied der Gesellschaft mit dem Prädicate der Bildung beehrt, von der Allgemeinheit des Bestrebens gebildet zu hei-en zeugen mag, so wird es doch bei der Seltenheit des Zusammen-treffens günstiger Umstände und edler Tendenzen mit glücklichen Anla-gen des Geistes und Herzens immer nur wenige auserlesene Indivi-duen geben, welche nach einem der Bestimmung des Menschen ange-

*) Z. B. Fichtes Reden an die deutsche Nation, Jahns Volksthum, Jachmanns Aufsätze im Archiv für Nationalbildung u. a. m. vergl. den Art. Nationalbildung.

meßnen Begriffe von Bildung gebildet genannt zu werden verdienen. Bilden heißt ein Bild von etwas machen, und dies kann, wo es auf Menschenbildung abgesehen ist, kein andres seyn, als das Bild des Menschenideals, oder nach den Ansichten der Religion, das Bild der Gottheit. Bildung in diesem allgemeinen Sinne ist uns daher die durch zweckmäßigen Unterricht und geregelte Selbstthätigkeit zu bewerkstelligende harmonische Entwicklung der gesammten Menschenkraft zur Gottähnlichkeit, und weil diese Aufgabe nur eine unendliche Annäherung verstattet, nennen wir den gebildet, der bereits glückliche Fortschritte zum Ziele der Menschheit gemacht hat. Eine Bildung, die diesem Begriffe entspricht, wird eben so sehr den Foderungen der Gesellschaft an das zu bildende Subject Genüge leisten, als sie seinen eignen Geistes- und Herzensbedürfnissen vollkommene Befriedigung gewährt, und es kommt nur darauf an, daß diese Bildung allen gemein werde und der Vergeistigungsprozeß, in dem die Menschheit begriffen ist, eine entschiedne Richtung auf ihren heiligen Endzweck gewinne, um die frommen Wünsche der Cosmopoliten und Philanthropen zur glücklichsten Erfüllung zu bringen. E.

Bildungstrieb. So nennen die Naturlehrer die in allen organischen Körper wirksame Kraft, eine besondere Bildung und Form von innen heraus anzunehmen (nisus formandi oder nisus formativus). Diese Kraft zeigt sich offenbar durch Selbstbildung und Selbsterhaltung, indem der organische Körper verschiedene Körper in sich aufnimmt (die Nahrungsmittel), sich dieselben aneignet, das Fremdartige absondert, verlorne Theile wieder herstellt (durch Ernährung), und so sich ernährt, erhält, und als organisches Individuum bestimmter Gattung fortbildet und aufwächset; eben so in der Erzeugung eines neuen Gattungsindividuums durch Verbindung zweier Individuen verschiedenen Geschlechts (Fortpflanzung der Gattung), indem also der organische Körper nur ein Wesen seiner Gattung erzeugt, und nicht aus seiner Gattung herausgeht. Siehe Blumenbach über den Bildungstrieb (Göttingen 1789; vergl. Kants Kritik der Urtheilskraft, 2 Theile). Auf eine ähnliche Weise redet man auch von einem geistigen Bildungstriebe, oder einem natürlichen Streben des Menschen, eine geistige Individualität zu erlangen, zu behaupten, seine geistigen Anlagen nach dem Ideale der Menschheit eigenthümlich zu entwickeln, und insbesondere die von außen aufgenommenen Stoffe oder Einwirkungen zu seinen bewußten Zwecken zu benutzen und zu bearbeiten. T.

Bill. Das Parlament in England, dem die gesetzgebende und richterliche Gewalt von der Nation übertragen worden ist, besteht bekanntlich aus zwei Häusern, dem Ober- und Unterhause, deren Mitglieder durch die Constitution aus den verschiedenen Ständen des Volks bestimmt sind. Jedes dieser Mitglieder beider Häuser, der König von England selbst, hat das Recht, Vorschläge zu neuen gesetzlichen Verfügungen vorzutragen, indem sie es schriftlich überreicht. Ein solcher Aufsatz wird eine Bill genannt, und in gemeinschaftliche Berathung genommen. Dazu gehört, daß er drei Mal verlesen, genau erwogen, und über die Zulässigkeit des Vorschlags durch Sammlung der Stimmen entschieden werde. Ist dies in dem einen Hause, dem die Bill zuerst überreicht worden ist, geschehen, so wird sie zu gleicher Deliberation dem andern Hause zugesendet, und ist sie auch dort angenommen worden (passirt), so wird sie dem Könige zur Sanction vorgelegt. Ist diese erfolgt, so verwandelt sich die Bill

n einen Parlaments-Schluß (Act of Parlament) und erhält ge-
etzliche Kraft. Sollte der Fall eintreten, daß die beiden Häuser über
ine Bill sich nicht vereinigen könnten, so wird eine Comitée zur noch-
naligen Ventilation der Sache niedergesetzt. Kann auch diese den Ver-
inigungspunkt nicht finden, so wird die Bill für verworfen erklärt,
ras auch der Fall ist, wenn sie bei dem Hause, wo sie zuerst einge-
racht wurde, nicht durchgeht. — Eine Bill betrifft entweder all-
gemeine Gegenstände, oder Privat-Angelegenheiten,
der Geldverwilligungen; daher heißt sie entweder Public-Bill,
der Private-Bill, oder Monney-Bill. Diese Verschiedenheit bestimmt
uch die Formel, durch welche die königliche Bewilligung ertheilt
rird. Bei einer Public-Bill heißt es: „Le roi le veut;" — bei einer
'rivate-Bill: „Soit fait, comme il est désiré;" bei einer Monney-
ill: „Le roi remercie ses loyaux sujets, accepte leur bénévolence,
t aussi le veut." — Wenn die Bill dem Könige aber mißfallen sollte,
o schreibt er bloß darunter: „Le roi s'avisera," und dies ist genug,
m sie für nicht geschehen zu betrachten. — In dem Artikel „Groß-
ritannien wird man die Analyse dieses Artikels, im Zusammen-
ange der Darstellung von der englischen Staatsverfassung,
eiter erörtert finden.

Billington (Madame), ist unstreitig eine der ersten Sängerin-
en von London, und gegenwärtig zur italiänischen Oper übergetreten.
im Jahre 1787 war sie in Paris, wo sie in verschiedenen Concerten
en Beifall aller Kenner einerntete. Bei der Todtenfeier Händels im
ahre 1786 wetteiferte sie mit der Mara, und in dem Raube der
roserpina von Winter, im Jahre 1804, mit der Grassini. Göthe
heilt folgendes über sie mit: „Die unbeholfene Beleibtheit der Bil-
ington ist selbst den Carricaturzeichnern aufgefallen. So groß auch
as Verdienst der hochgepriesenen Sängerin seyn mag: so muß man
och gestehen, daß ihr elendes Spiel (sie pflegt ohne Leben und Geist
ie eine kalte Statue auf dem Theater unbeweglich zu stehen, und
ur von Zeit zu Zeit die dicken Arme sehr ungeschickt gegen den Kopf
u bewegen) und ihre groteske Gestalt das Auge des Zuschauers eben
sehr beleidigen, als ihre Stimme seinem Ohre schmeichelt. Ihr
opf ist von einer bei Frauenzimmern ungewöhnlichen Größe, und
e vergrößert ihn gemeiniglich noch dadurch, daß sie einen gewaltigen
ufsatz mit hohen Federn trägt. Alle ihre Bewegungen sind eckig und
n höchsten Grad untheatralisch. Ich bin gewiß, daß diese Gestalt,
äre sie auch die heilige Cäcilia selbst, kein französisches Theater be-
eten dürfte, ob man ihr schon in Concerten und Oratorien die erste
Stelle unter den Sängerinnen einräumte."

Binocular-Telescop, ein doppeltes Sehrohr für beide
ugen.

Binomisch, zweitheilig, zweigliederig, z. B. eine binomische
Wurzelzahl in der Rechenkunst.

Biographie oder Lebensbeschreibung ist die Erzählung der
chicksale, Handlungen und Eigenschaften einer einzelnen denkwür-
igen Person, und macht einen Theil der Geschichtschreibung aus. Sie
den allgemeinen Regeln einer guten Erzählung und Charakterschil-
erung unterworfen, unterscheidet sich jedoch von letzterer dadurch, daß
nicht bloß das Innere und Beharrliche, sondern auch die äußern
mstände und Veränderungen des Lebens zum Inhalt hat. Der Bio-
raph darf nur Personen wählen, deren Leben interessant und frucht-
ar genug ist, und die sich entweder durch ihren Rang, oder durch

vorzügliche Verdienste, oder durch besonders denkwürdige Glücksveränderungen unterscheiden und merkwürdig gemacht haben. Versteht er aber bei solchen die Kunst, das Erhebliche und Interessante aufzufassen und darzustellen, die wahren Motiven der Handlungen aufzufinden und scharf zu erkennen, und wiefern äußere Umstände auf Charakter und Handlungsweise einwirkten, überzeugend anzugeben, und bleibt er stets der Natur und Wahrheit getreu, so wird sein Werk mit dem Interesse zugleich den herrlichsten Nutzen verbinden, indem es eine Quelle der Kenntniß und Erforschung des menschlichen Geistes und Herzens seyn wird. Was ist geschickter, uns zu belehren, und gegen die Lockungen des Lasters zu verwahren, uns in der Noth und Gefahren zu erheben und zu ermuthigen, uns zu edeln Thaten anzufeuern, als die Beispiele, welche die Geschichte uns aufstellt? Eine specielle Art der Biographie ist die Selbstbiographie, d. h. diejenige, in welcher eine Person selbst ihre Schicksale, Handlungen und Meinungen erzählt und angibt; es gehört zu diesem Unternehmen ein seltener Grad von Selbstkenntniß und ein noch seltenerer Grad von Wahrheitsliebe; Eigenschaften, die nur von demjenigen in dem erforderlichen Maße zu erwarten sind, der in dem gerechten Gefühl seines moralischen Werthes auch seine Schwächen und Fehler ohne Beschämung bekennen darf, wie wir dies z. B. in der trefflichen und einzigen Selbstbiographie Alfieri's finden.

Biologie, die Lehre von der lebenden Natur.

Bion, aus Smyrna gebürtig, ein griechischer Idyllendichter, von dessen Lebensumständen sich nirgends einige Nachricht findet. Aus der Elegie, welche sein Freund und Schüler Moschus auf seinen Tod verfaßte, scheint hervorzugehen, daß er ein Zeitgenosse Theokrits gewesen und an Gift gestorben sey. Wahrscheinlich lebte er in Sicilien oder Großgriechenland. Von den wenigen auf uns gekommenen Gedichten des Bion wird sein Klaggesang auf Adonis für das vorzüglichste gehalten. Er ist vielfältig ins Deutsche übersetzt worden, unter andern auch von Voß. — Außerdem nennt uns das griechische Alterthum einen berühmten Philosophen Bion, welcher zu Borysthene am Borysthenes ungefähr 300 Jahre v. Chr. geboren war. Er ging nach Athen, schloß sich an den Krates an und folgte anfangs der Lehre der Cyniker. Nachher philosophirte er auf seine eigene Weise. Seine Gleichgültigkeit gegen Untersuchungen über die Natur der Götter, über die Vorsehung, und gegen die andern Fragen der Art brachte ihn in den Ruf des Atheismus, und zog ihm viele Feinde zu, die ihn bei Antigonus Gonatus wegen seiner Abkunft verleumdeten. Als dieser Fürst ihn darüber befragte, sagte ihm Bion mit edler Freimüthigkeit: „Wenn du eines Bogenschützen bedarfst, fragst du nicht nach seiner Geburt, sondern wählst den, der das Ziel trifft; also solltest du auch bei deinen Freunden thun. Wisse denn, mein Vater war ein Freigelassener und handelte mit Salzfischen; meine Mutter war ein öffentliches Mädchen, das er heirathete. Mein Vater hatte einigen Unterschleif in der Einnahme öffentlicher Gelder gemacht, und wurde mit seiner ganzen Familie als Sclave verkauft. Ich ward einem Redner zu Theil, der Gefallen an mir fand, und mir sterbend sein ganzes Vermögen hinterließ. Ich verkaufte alles, ging nach Athen und widmete mich der Philosophie. Mögen meine Feinde ihre unnützen Nachforschungen einstellen, denn das alles können sie von mir selbst erfahren." — Diese Offenheit gefiel dem Antigonus so sehr, daß er ihm seine Gunst bis an den Tod erhielt. — Bion hatte vieles geschrieben,

esonders über Moral, und wir haben es zu bedauern, daß bis auf inige Fragmente bei Stobäus alles verloren gegangen. Erathosthees sagte von ihm, daß er der erste gewesen, der die Philosophie iit dem Purpur bekleidet habe. — Uebrigens gehört Bion in die ahl der sogenannten sieben Weisen Griechenlands. Eine Menge witzier Einfälle werden von ihm angeführt; so sagte er von den Gramatikern, die mit unendlichem Fleiße die Irrfahrten des Ulysses zu gründen suchten, daß sie selbst, ohne es zu wissen, sich auf einer viel rößern Irrfahrt befänden, indem sie ihre Zeit mit unnützen Dingen erlören.

Biörnstahl (Jacob Jonas), bekannt durch seine Reisen, war 731 in Schweden in der Provinz Südermannland geboren. Er strte in Upsal, ging von da als Lehrer in das Haus des Baron Rüdeck, und reisete mit dessen Sohne nach England, Frankreich, Italien, eutschland, Holland und der Schweiz. Bei seinem Aufenthalte in aris studirte er mit vielem Eifer die morgenländischen Sprachen, für e er immer eine besondere Vorliebe gehabt. Da sein Zögling, der aron Rüdbeck, nach Schweden zurückgekehrt war, wurde Biörnahl von Gustav III. bestimmt, Griechenland, Syrien und Aepten zu bereisen, und erhielt zu gleicher Zeit den Titel eines Prossors an der Universität Lund. Nun ging er 1776 nach Constantinoel, wo er sich einige Zeit aufhielt, um die türkische Sprache zu erleren, setzte dann seine Reise fort bis Salonichi, und starb hier am 2ten Juli 1779 an der Pest. Biörnstahl hatte eine Beschreibung iner Reisen in Briefform an seinen Freund, den Bibliothekar Giörell, geschickt, der sie anfangs in eine Zeitschrift, die in Stockholm schien, einstreute, dann aber auch 1773 besonders herausgab. Groserd hat davon eine deutsche Uebersetzung geliefert. Dieses Werk entält gelehrte und gründliche Untersuchungen über Münzen, Manuripte, seltene Bücher, eine große Menge Anekdoten, von denen die teressantesten diejenigen sind, welche Voltaire betreffen, den er in erney besucht hatte; aber seine Bemerkungen und Urtheile über Sitn, Gebräuche, Religion und Literatur sind oft zu wenig richtig, geu und unparteiisch. Er hatte mehr Gelehrsamkeit als Geschmack, ehr Gedächtniß als sichern Tact und Unterscheidungskraft. Seine atürliche starke und abgehärtete Gesundheit setzte ihn in den Stand, el zu arbeiten und die größten Beschwerden der Reise zu ertragen.

Biren (Johann Ernst von), Herzog von Curland, war, wie an behauptet, der Enkel eines Stallknechts des Herzogs Jacob von urland und der Sohn eines curländischen Bauers, Namens Bühen. Er war 1687 geboren, und wußte durch seine natürlichen Fägkeiten und eine nicht ganz vernachlässigte Erziehung sich glücklich f eine Stufe des Ansehens zu erheben, die seine niedrige Abkunft rbarg. Sein angenehmes Aeußere und sein gebildeter Verstand verafften ihm die höchste Gunst der Herzogin von Curland, Anna, der ichte des russischen Kaisers; dennoch gelang es ihm nicht, unter den rländischen Adel aufgenommen zu werden, der dieses Begehren mit willen verwarf. Als Anna 1730 den russischen Thron bestieg, machte ihr die Partei, die sie dazu erhob, zur Bedingung, Biren nicht it nach Rußland zu bringen; aber dies war die erste Bedingung, elche die neue Kaiserin brach. Biren, mit Ehren überhäuft, wurde n russischen Hofe eingeführt, nahm den Namen und das Wappen der erzoge von Biron in Frankreich an, und beherrschte unter diesem amen seine Gebieterin selbst. Stolz und hart, überließ er sich allen

Leidenschaften des Hasses gegen die Nebenbuhler seines Ehrgeizes. Die Fürsten Dolgorucki waren seine ersten Opfer; 11,000 Personen ließ er hinrichten, und zwei Mal so viel schickte er ins Exil. Man versichert, daß die Kaiserin sich ihm bisweilen zu Füßen geworfen habe, um ihn zu besänftigen; aber Bitten und Thränen derselben waren nicht fähig, ihn zu rühren. Doch brachte die Energie seines Charakters Thätigkeit und Kraft in alle Theile der Staatsverwaltung dieses großen Reichs. Anna zwang die Curländer im Jahre 1737, ihren Günstling, der schon eine Curländerin aus der Familie Treben geheirathet hatte, zu ihrem Herzoge zu wählen. Sie, die es wünschte, daß er auch nach ihrem Tode, der 1740 erfolgte, fortregieren sollte, und den Prinzen Iwan zu ihrem Nachfolger bestimmt hatte, übergab ihm die Regentschaft. Nachdem er auch diesen höchsten seiner stolzen Wünsche erreicht hatte, entfernte er alle diejenigen, welche er fürchtete, und ließ nur zu deutlich die Absicht merken, seine Familie auf den Thron zu erheben. Er verheirathete seinen Sohn an die Prinzessin Elisabeth, seine Tochter aber an den Herzog von Holstein, den nachmaligen Kaiser Peter III. Aber eine einzige Nacht zerstörte seine Plane. Der Marschall Münnich, dem Biren die Regentschaft größtentheils verdankte, war mit seinem Betragen unzufrieden, und ließ ihn in der Nacht vom 19ten bis 20sten November von zwanzig Soldaten, die Manstein anführte, in seinem Bette arretiren, und in einen Mantel gehüllt, auf das Schloß Schlüsselburg abführen. Man machte ihm den Prozeß und sprach das Todesurtheil über ihn aus; doch ward ihm das Leben geschenkt, und er selbst, seiner Güter und Freiheit beraubt, mit seiner Familie nach Polim in Sibirien in ein Gefängniß gebracht, zu welchem Münnich selbst den Plan entworfen hatte. Im folgenden Jahre kam Elisabeth, die Tochter Peters des Großen, durch eine Revolution auf den russischen Thron, Münnich wurde gestürzt, Biren zurückberufen, und jener mußte sein Gefängniß einnehmen. In Casan trafen die Schlitten zusammen; beide erkannten einander, grüßten sich und setzten ihre Reise fort, ohne ein Wort weiter mit einander zu wechseln. Da nachmals Catharina II. den Thron bestieg, bekam er das Herzogthum Curland zurück, regierte hier mit Weisheit und Milde, übergab zehn Jahre nachher 1756 seinem ältesten Sohne Peter die Regierung, und endete ruhig am 28sten October 1772 sein langes und unruhiges Leben.

Birmingham, ein Marktflecken (ohne Stadtrecht) in Warwickshire in England; der wichtigste Fabrikort auf der ganzen Erde; 16,403 Häuser und 70,000 Einwohner. Die Fabriken liefern Gewehre, vergoldete Metallknöpfe, Schnallen, plattirte und lackirte Blechwaaren, Uhrketten und Berlocken, Feilen, Nadeln, Lederwaaren, falsche Geldsorten; ferner Zucker, Scheidewasser und seidene Zeuge u. s. w. Die blühendste Periode für Birmingham soll zwischen 1790 und 92 gewesen seyn; damals zählte der Ort noch 10,000 Einwohner mehr. Das birminghamer Adreßbuch von 1805 führt noch 175 Marchants und Factors auf; jene haben mit dem ausländischen, diese mit dem inländischen Handel zu thun, oft sind sie auch beides zugleich. Der berühmte Baskerville hatte hier seine Druckerei, aus der verschiedene Prachtdrucke hervorgingen. In der Nähe von Birmingham befindet sich Soho, ein sogenannter Marktflecken, wo die großen Etablissements des berühmten Boulton die höchste Aufmerksamkeit verdienen. Hier befindet sich unter andern die Fabrik für Dampfmaschinen, die nirgends mit solcher Vollkommenheit als hier verfertigt werden; ferner eine sehr

künstliche Münzmaschine. Birminghams Handel nach allen Theilen der Welt ist unermeßlich. Burke nannte es die große Boutique der Welt. Auf dem Marktplatze steht Nelsons Statue.

Biron (Charles de Gontaut, Duc de), ein Sohn des Marschalls Armand de Gontaut, Baron von Biron, war geboren gegen das Jahr 1562. Als Calvinist erzogen hatte er bis zum sechzehnten Jahre zwei Mal seine Religion gewechselt, und achtete beide Parteien gleich wenig. Seine herrschende Neigung war für die Waffen; er begleitete seinen Vater auf seiner Expedition von Guienne. Vier Jahre nachher tödtete er im Duell Carency, der ihm die Hand der Erbin des Hauses Caumont streitig machte, war genöthigt sich zu verbergen, und erschien erst wieder, als Heinrich III. ihm Verzeihung bewilligt hatte. Als 1589 Heinrich von Bourbon als König von Frankreich anerkannt worden, diente ihm Biron, nach dem Beispiel seines Vaters, mit eben so viel Ergebenheit als Unerschrockenheit. „Niemand," sagte Heinrich IV., „hat ein helleres Auge den Feind zu erkennen, und eine fertigere Hand, eine Armee zu ordnen." Die Gunst und Freundschaft des Königs machte, daß er schnell durch alle Grade stieg. Biron that sich rühmlich hervor in der Schlacht von Arques im J. 1589, in der Schlacht von Ivry, bei den Belagerungen von Paris und Rouen, in dem Treffen von Aumale im J. 1592. In seinem vierzehnten Jahre Obrist der Schweizer, dann Marechal de camp, Lieutenant-general, ward er im J. 1592 zum Admiral von Frankreich ernannt. Aber dieser am Hofe und auf dem Schlachtfelde so ausgezeichnete Mann hatte nicht die geringsten moralischen Grundsätze; siegreich und gefürchtet, stets gepriesen oder entschuldigt, war er jähzornig, eigensinnig, anmaßend geworden; nichts sollte ohne ihn, nichts anders als durch ihn geschehen. Seine Aeußerungen waren rücksichtslos und verschonten selbst den König nicht, der ihn darum nicht weniger liebte und schätzte. Im Jahr 1594 ernannte ihn Heinrich IV. zum Marschall von Frankreich und 1595 zum Statthalter von Burgund; in demselben Jahre rettete ihm der König das Leben in der Schlacht von Fontaine-Française. Bei der Wiedereinnahme von Amiens 1598 diente Biron unter Heinrich IV. und ward in demselben Jahre Duc und Pair. Aber weder die Freundschaft des Königs, noch die von demselben erhaltenen Reichthümer und Ehrenstellen konnten verhindern, daß Biron, der sich nicht hinlänglich belohnt glaubte, gegen den König erbittert wurde. Die spanische Partei, die nach dem Frieden von Vervins Heinrich IV. nur durch geheime Machinationen schaden konnte, ergriff mit Begierde diese Gelegenheit, welche ihr Birons Mißvergnügen darbot. Unglücklicher Weise ernannte Heinrich in demselben Augenblick diesen zu seinem Botschafter am Hofe zu Brüssel, um den Erzherzog den Frieden von Vervins beschwören zu lassen. Der spanische Hof berauschte ihn absichtlich durch Feste, Schauspiele und Ehrenbezeigungen; die Weiber wandten alle Künste der Verführung an, und der schwache Biron versprach, daß wenn die Catholiken wieder aufstehen würden, daß er sich mit ihnen vereinigen wolle, und erlaubte, daß man ihn in Frankreich an sein Wort mahnen dürfe. Die Reise, welche der Herzog von Savoyen im J. 1599 nach Frankreich machte, vollendete Birons Treulosigkeit. Er schloß mit diesem Fürsten und dem Grafen von Fuentes, Statthalter von Mailand, einen Tractat ab, worin er versprach, die Waffen gegen seinen Wohlthäter zu ergreifen. Im J. 1601 ward dem Herzog von Savoyen der Krieg erklärt, und Biron sah sich genöthigt ihn zu bekriegen und zu besiegen. Aus Furcht, sein Einverständniß möchte zu sichtbar werden, bemächtigte

er sich fast aller Plätze des Herzogthums, was um so leichter war, da Emanuel auf Schonung gerechnet hatte. Fuentes und der Herzog wagten, Biron vorzuschlagen, ihnen den König auszuliefern; er verweigerte dies; aber ihre Insinuationen machten ihn mit dem Verbrechen vertraut, und als er bei der Belagerung des Forts St. Catharina bei Genua wohl vermuthen konnte, daß Heinrich die Laufgräben zu besehen kommen würde, ließ Biron dem Gouverneur sagen, er solle mit dem Geschütz auf einen bezeichneten Punkt zielen und an einen andern Ort eine Compagnie Büchsenschützen stellen, die auf ein verabredetes Zeichen Feuer gäben. In dem entscheidenden Augenblick jedoch hinderte er den König, sich an den gefährlichen Ort hinzubegeben. Im J. 1601 ward mit Savoyen Frieden geschlossen; so viel Verhandlungen, Zusammenkünfte, heimliche Reisen aber hatten dem Könige eben so wenig als ihr Zweck verborgen bleiben können. Er nahm daher eines Tages den Marschall bei Seite, befragte ihn über seinen Anschlag und versprach ihm Verzeihung. Biron machte ein unvollständiges Geständniß, und unglücklicher Weise drang der König nicht weiter in ihn; vielleicht würde er Biron zur Pflicht zurückgeführt haben. Der Marschall setzte seine geheimen Verständnisse fort, und wiewohl Heinrich davon unterrichtet war, sandte er in doch 1601 an die Königin Elisabeth, um ihr seine Vermählung mit Maria von Medicis anzuzeigen. Birons geheime Verhandlungen dauerten nichts desto weniger fort; aber sein Rathgeber und Vertrauter wurde dem Grafen Fuentes verdächtig; und dieser, der für sich selbst zu fürchten anfing, entdeckte das ganze Complot und alle Theilnehmer dem Könige. Die Beweise lagen vor Augen; in einem geheimen Rathe ward die Verhaftung des Marschalls beschlossen. Ein freies Geständniß und Reue würden den Unglücklichen gerettet haben, da Heinrich geneigt war ihm zu verzeihen. Biron aber beharrte auf einem stolzen Läugnen, schlug die ihm angebotne Gnade aus, und ward endlich auf der Königin und auf Fuentes dringende Bitten der Strenge der Gesetze übergeben. Beim Hinausgehen aus dem Zimmer des Königs ward er arretirt, in die Bastille gebracht, dort gerichtet und am 31sten Jul. 1602 enthauptet. — Charles Armand de Biron, Urneffe des Vorigen, geb. 1663, gest. 1756, war Marschall von Frankreich; sein Sohn Louis Antoine, ebenfalls Marschall von Frankreich und Obrist der französischen Garden, geb. 1701, gest. 1788, galt lange für das Vorbild der ganzen Armee.

Biron (Armand Louis de Gontaut Duc de), geb. den 13ten April 1747, der Neffe und der Erbe des Louis Antoine Biron, war bis ins Jahr 1788 unter dem Namen Herzog von Lauzun bekannt. Mit einer glänzenden Geburt und einem ansehnlichen Vermögen vereinigte er eine angenehme Gestalt, einen, durch Lectüre gebildeten Verstand, ein einnehmendes Betragen und eine unbegränzte Freigebigkeit. Mehrere Jahre lang durchreisete er England, Rußland und Polen, und stürzte sich durch seine unmäßige Verschwendung in ungeheure Schulden. Dadurch sah er sich genöthigt, seine Güter zu verkaufen. Er nahm nun Antheil an dem amerikanischen Kriege, stieg aber ungeachtet seiner Tapferkeit und militärischen Einsichten nur bis zur Würde eines Obersten. Nach dem Tode des Marschalls Biron, seines Oheims, nahm er den Titel eines Duc de Biron an. Bei dem Ausbruche der Revolution war er bei der Partei des Duc d'Orleans, trat an die Spitze einer republikanischen Armee, commandirte an verschiedenen Orten, und zuletzt in der Vendee, richtete hier aber wenig aus. Eben als er im Mai 1793 zurückberufen werden sollte, nahm er seinen Abschied. Al-

ein er wurde gefangen gesetzt und zum Tode verurtheilt, weil er die Bewohner der Vendee begünstigt, d. h. nicht besiegt habe. Am 31sten December 1793 wurde das Todesurtheil vollzogen, und mit Stärke und Reue soll er die Worte ausgesprochen haben: Ich empfange eine gerechte Strafe, denn ich bin Gott, meinem König und meinem Namen untreu gewesen.

Biscaya, eine Provinz Spaniens, welche gegen Norden an das biscayische Meer, gegen Westen an La Montanna, gegen Süden an Burgos und gegen Osten an Frankreich und Navarra gränzt. Sie ist gebirgig und holzreich, dabei aber von den fleißigen Einwohnern wohl angebaut. Der Anblick des ganzen Landes zeigt von Wohlhabenheit und Betriebsamkeit. Die Bewohner, welche einen eignen Volksstamm ausmachen (s. Basken), und sich sowohl über Biscaya, Guipuscoa und Navarra, als auch jenseit der Pyrenäen über Labourd, Nieder-Navarra und Soule verbreiten, genießen größere Freiheiten als alle übrigen Provinzen Spaniens. Ein königlicher Befehl bedarf zu seiner Gültigkeit der Genehmigung der Vorsteher, welche auch die zur Landesverwaltung nöthigen Steuern erheben. Der König erhält statt der Steuer eine freiwillige Gabe. Biscaya im engern Sinne hat 116,000 und Guipuscoa 120,000 Einwohner; beide Länder zusammen bilden Biscaya im weitern Verstande. — In Mexico hat eine an ergiebigen Silberbergwerken reiche Provinz den Namen Biscaya oder Neu-Biscaya.

Biscuit nennt man in der Töpfer-, Fayance- und Porzellanfabrik den zu Fliesen oder zu Fayance oder Porzellan bestimmten Teig, wenn er im Ofen gebrannt worden und noch nicht mit der Glasur belegt ist. (S. Porzellan.)

Bischof ist nach dem Sprachgebrauche des neuen Testaments der Lehrer und geistliche Vorsteher einer christlichen Gemeinde. Die Bischöfe, welche die Apostel selbst eingesetzt oder die Gemeinden, nach der apostolischen Idee, von diesem Amte gewählt haben, waren die Depositairs der Lehre, die Gehülfen und Nachfolger der Apostel in dem Geschäfte der Erhaltung und weitern Verbreitung des Christenthums. Als solche führten sie, wie über die ganze Gemeinde, auch über die andern Beamten derselben, Presbytern und Diakonen, die Aufsicht, ohne jedoch in den ersten Jahrhunderten schon den Vorrang und die Diöcesenrechte zu behaupten, die ihnen bei der allmäligen Organisation der Kirchenverfassung zu Theil wurden. Aber eben dies hauptsächlich durch den Eifer der Bischöfe realisirte System der Hierarchie entfernte sich immer mehr von ihrer ursprünglichen Bestimmung. Die fast unumschränkte Herrschaft über den Klerus ihrer Sprengel, die Theilnahme an den Angelegenheiten der Staaten, denen sie sich bald durch ihre vorzügliche Bildung und als die ersten Reichsstände wichtig zu machen wußten, die selten controlirte Verwaltung der Kirchengüter, die Vertheidigung ihrer kirchlichen Gerechtsame und ihre weit um sich greifende geistliche und criminelle Gerichtsbarkeit beschäftigte sie zu sehr, als daß ihnen zu den Pflichten des Lehramtes und der Seelsorge noch Lust und Zeit übrig geblieben wäre. Sie behielten sich daher nur die wichtigsten Amtshandlungen, z. B. Ordination der Kleriker, Confirmation der Jugend und Verfertigung des heil. Chrisma, vor; alle übrigen geistlichen Verrichtungen überließen sie ihrem Klerus, und singen im Mittelalter sogar an, sich auch für jene reservirten und die nothwendig beizubehaltenden Geschäfte, die Aufsicht über das Kirchenwesen, eigene Vicarien zu halten, die man unter dem

Namen Weihbischöfe und Coadjutoren kennt; solche Bischöfe aber, die selbst predigten und sich der Seelsorge annahmen, gehörten seit dem siebenten Jahrhunderte unter die Seltenheiten. Kein Wunder, daß daher nicht nur der Adel, sondern selbst Fürsten und Königssöhne sich um eine Würde bewarben, die eben so ehrenvoll als einträglich, und, wenn man sich einzurichten verstand, auch müßig genug war, um ritterliche Lustbarkeiten und Lebensgenüsse aller Art zu erlauben. Eben diese Bewerbung des Adels und der Fürsten, welche durch reichliche Schenkungen an die Kirchen und eine politische Begünstigung von Seiten der Kaiser unterstützt wurde, gab besonders den deutschen Bisthümern einen Glanz und eine Hoheit, wovon sich in den übrigen christlichen Reichen nur selten ein Beispiel zeigen konnte. Mehrere deutsche Bischöfe wurden Reichsfürsten, und ihr Einfluß auf alle öffentliche Angelegenheiten entscheidend. Die Reformation verminderte jedoch ihre Zahl, und wenn auch die höhere Geistlichkeit in den von der catholischen Kirche getrennten nordischen Reichen den bischöflichen Titel beibehielt, so verlor sie doch den besten Theil der ehemaligen bischöflichen Einkünfte und Vorrechte. Die schwedischen Bischöfe blieben Reichsstände wie die englischen, jedoch mit geringerem Einflusse. Die anglicanische Kirche hat ihren Bischöfen noch das meiste Ansehn gelassen, und eben darum den Namen der bischöflichen erhalten. Andrerseits hat die römische Kirche schon viel früher durch die Eroberungen der Mahomedaner eine Menge Bisthümer verloren, die der päpstliche Stuhl nichts desto weniger zu besetzen fortfuhr. Daher die vielen Titularbischöfe, deren Bisthümer in partibus infidelium, d. h. in den Ländern der Ungläubigen, liegen, und weder Einfluß gestatten, noch Einkünfte abwerfen können, weßhalb man nur wirkliche Decane und andere höhere Geistliche mit diesem Titel zu beehren pflegt. Neuerdings mußten auch die deutschen Bischöfe den Wechsel der Umstände erfahren; 23 Bisthümer wurden in Folge der Abtretung deutscher Länder an Frankreich säcularisirt, und mehrere in den Staaten des Rheinbundes sind jetzt unbesetzt. In Frankreich kamen die während der Revolution vertriebenen Bischöfe zwar wieder zu ihren Aemtern, jedoch nur mit Verlust eines beträchtlichen Theils ihrer Einkünfte und Vorrechte, und die Begebenheiten der neuesten Zeit scheinen nicht geeignet zu seyn, den Bischöfen der catholischen Christenheit das Ansehen wieder zu verschaffen, das ihnen durch die Umwälzung des europäischen Staatensystems und den Verfall des Papstthums entzogen wurde. Gleichwohl erinnern sich die ehemaligen Unterthanen deutscher Bischöfe noch mit Dank ihrer sanften Regierung, und das Sprichwort: „unter dem Krummstab ist gut wohnen" beweiset, daß die bischöfliche Gewalt, als deren Symbol der oben gekrümmte Bischofstab und die spitzige Bischofsmütze gelten, dem Aufkommen des bürgerlichen Wohlstandes und der Zufriedenheit der Gehorchenden nicht hinderlich war. E.

Bischofswerder, ein sächsischer Edelmann, ging gegen das Ende der Regierung Friedrichs II. in preußische Dienste, wurde zuletzt Minister, und galt länger als elf Jahre alles am Hofe zu Berlin. Die Neigung, die er Friedrich Wilhelm, als er noch Kronprinz ohne Macht und Einfluß war, bewiesen hatte, erwarb ihm eine so lange Gunst, die keine Intrigue der Hofleute zu zerstören vermochte. Er wurde zum bevollmächtigten Minister des berliner Hofes beim Congresse zu Systowe ernannt, hatte vielen Theil an den Entscheidungen, die dort genommen wurden, und wurde vom Kaiser mit vielen

[A]uszeichnung behandelt. Späterhin trug er mit Lord Elgin viel [d]azu bei, die bekannte Zusammenkunft in Pilnitz zu Stande zu brin[g]en, wo sich Friedrich Wilhelm und der Kaiser Leopold verbanden, [u]m den König von Frankreich wieder einzusetzen, begleitete 1792 den [K]önig in dem Feldzuge in der Champagne, und kehrte mit ihm nach [B]erlin zurück. Er wurde darauf nach Frankreich als Gesandter ge[sc]hickt, verließ 1794 diesen Ort wieder, und starb 1803 auf seinem [L]andgute bei Berlin. Feinheit des Geistes bei aller anscheinenden [G]utmüthigkeit und Plumpheit kann ihm nicht abgesprochen werden, [a]ls Staatsmann hatte er jedoch beschränkte Ansichten. Er bewies in [s]einem Leben übrigens eine stete Rechtschaffenheit und war frei von [R]achsucht. Bischofswerder gehörte zu dem Illuminatenorden, glaubte [si]ch in dem Besitze eines Universalheilmittels, das er allen seinen [F]reunden empfahl, das aber doch nicht vermögend war, ihm ein lan[g]es Leben zu erhalten.

Bister, Rußschwarz, eine Farbe aus dem gekochten Ofenruß und [G]ummi, welche die Maler zum Tuschen gebrauchen.

Bitaubé (Paul Jeremie), berühmt durch seine französische Ue[b]ersetzung des Homers, war zu Königsberg den 24sten Nov. 1732 aus [e]iner reformirten, aus Frankreich geflüchteten Familie, geboren. Frühe [L]iebe zu den Wissenschaften bestimmte ihn, Theologie zu studiren, und [h]äufiges Lesen der Bibel erweckte in ihm Gefühl für die einfache erha[b]ene Poesie. Er lernte den Homer kennen, und dieser zog ihn zur [g]riechischen Literatur, der er sich mit allem Eifer ergab. Ein Preuße [v]on Geburt, hing er dennoch mit ganzer Seele an Frankreich, und [si]ch in Paris festzusetzen, war der Zweck aller seiner Anstrengungen. [M]it Grund hielt er für das beste Mittel, wieder in seinem Vater[l]ande aufgenommen zu werden, wenn er sich der großen Familie der [G]elehrten jenes Landes beigesellte, und dies veranlaßte ihn, den Ho[m]er zu übersetzen. Durch dieses Werk und die Gunst d'Alemberts, [d]ie er sich auf seiner ersten Reise nach Paris erworben hatte, der ihn [se]hr nachdrücklich Friedrich II. empfahl, wurde er zum Mitgliede der [A]kademie in Berlin aufgenommen, und verschaffte sich die Erlaubniß [z]u einer zweiten Reise nach Frankreich, wo er sich so lange aufhalten [d]urfte, als er nöthig hatte, seine Uebersetzung zu verbessern. Außer[d]em hat er ein Gedicht unter dem Titel **Joseph** geschrieben, und [G]öthe's **Herrmann** und **Dorothea** übersetzt. Während der Re[v]olution wurde Bitaubé nebst seiner trefflichen Gattin ins Gefängniß [g]eworfen, sie erhielten aber bald ihre Freiheit wieder. Napoleon [e]rnannte ihn zum Mitgliede der Ehrenlegion und belohnte ihn für [s]eine gelehrten Verdienste. Der härteste Schlag, der ihn in seinem [h]ohen Alter traf, war der Tod seiner Gattin, der am 22sten November [1]808 auch den seinigen zur Folge hatte.

Bithynien, ein asiatisches Land, welches längs des Parthe[n]ius (Geradasu), längs des Pontus Euxinus, des Bosporus Thra[c]icus und Propontis bis an den Rhyndakus (Lupati) reichte und süd[l]ich an Phrygien grenzte. Früher hieß diese Provinz Bebrycia, von [d]en hier wohnenden Bebrycern. Homer nennt hier die Askanier als [E]inwohner. Später wanderten die Thyner und Bithyner aus Thra[z]ien ein, daher Bithynien auch das asiatische Thrazien genannt wird, [u]nd besetzten den westlichen Theil bis zum Saugarius; östlich wohnten [d]ie Marciandiner und am Parthenius Kaukenen. — Lange vor Crö[s]us war Bithynien ein freier Staat unter der Herrschaft eigner Regen[t]en. Erst nachdem Prusias I. gegen Crösus das Leben verloren hatte,

kam er in die Gewalt der Lydier 560, der Perser 555, und Alexanders 320 v. Chr. Der Wiederhersteller des bithynischen Throns war Bias oder Bas, ein einheimischer Fürst, bei dessen späterm Nachfolger Prusias II. Hannibal sein Grab fand, nachdem er den Antiochus verlassen hatte. Nicomedes, der letzte König dieses Stammes, vermachte sein Reich den Römern, worauf es 4 J. v. Chr. eine römische Provinz ward und lange blieb. Im elften Jahrhundert ward Bithynien von den Seldschucken erobert, deren ungeheures Reich jedoch nicht bestehen konnte. Die Ottomanen eroberten Bithynien und gründeten daselbst 1298 ein neues Reich, wo 1327 Prusa als Hauptstadt glänzte.

Bivouac und **Bivouaquiren** (Biwacht und Biwachten) bezeichnet das Liegen der Soldaten im Gewehr unter freiem Himmel, ohne Zelte, im Gegensatz von **Campiren** und **Cantonniren**. Da man in den jetzigen Kriegen zur Verminderung der Bagage die Zelte bei den Armeen abgeschafft hat, so sind große Truppenmassen jedesmal genöthigt zu bivouaquiren, auch wenn sie nicht gerade in der Nähe des Feindes stehen. Alles, was dabei der Soldat zu einigem Schutz gegen die Witterung thun kann, ist, daß er sich offne Stroh- oder Laubhütten erbaut. Das Bivouaquiren ist unläugbar die verderblichste Verpflegungsart einer Armee, da sie nicht nur dem Lande, sondern auch der Gesundheit der Soldaten höchst nachtheilig ist. Nur die Rücksicht auf die damit verbundenen höhern Vortheile kann sie rechtfertigen.

Bizarr, **Bizarrerie**, nennt man jene Art des ungereimt Seltsamen, welche, um den Schein des Außerordentlichen zu erhalten, die allgemeine Regel aus Willkür verläßt und eine affectirte Eigenthümlichkeit an die Stelle jener setzt. Die Bizarrerie verläßt die Regel aus Willkür; denn geschähe dies unwillkürlich, so würde die Bizarrerie zum Wahnwitze, der nicht den Schein des Außerordentlichen sucht, sondern im Gegentheile außer der Ordnung denkt, spricht und handelt, weil er es in der Ordnung glaubt; er setzt keine affectirte Eigenthümlichkeit statt der Regel, sondern seine wirkliche Eigenthümlichkeit ist ihm Regel. Dasselbe ist nun zwar auch der Fall bei den Humoristen, allein mit dem Unterschiede, daß dieser mit besonnener Freiheit thut, was bei dem Wahnwitzigen aus reiner Nothwendigkeit geschieht. Den wirklichen, d. h. nicht bloß künstlichen Humoristen kann man als einen Wahnwitzigen im mindern Grade betrachten. Der Bizarre ist ein Wahnwitziger mit Freiheit, und die Eigenthümlichkeit, welche bei dem wirklichen Humoristen und dem Launenhaften Natur ist, ist bei ihm nur angenommene, mithin affectirte Natur. Wir Deutschen haben für jene Art sich darzustellen keinen entsprechenden Ausdruck, obschon die unedeln Ausdrücke **Fratze** und **Fratzenhaftigkeit** der fremden Bezeichnung am nächsten kommen. Girard in seiner Synonymik stellt folgende Ausdrücke zusammen: Fantasque (**phantastisch**), bizarre (**bizarr**), quinteux (**eigensinnig**), bourru (**mürrisch**), und unterscheidet sie folgendermaßen: Der Phantast ist ein Sonderling aus Uebermaß von Delicatesse, oder aus unzeitigem und unnöthigem Suchen des Bessern; der Bizarre aus unzweckmäßiger Eigenthümlichkeit (par une singularité d'objet non convenable); der Eigensinnige aus Unbestand oder schnellem Wechsel des Geschmacks (Urtheils); der Launenhafte durch eine gewisse Revolution der Denkungsweise; der Mürrische aus Sittenrohheit und Mangel an Rohheit. Der Phantast sagt gemeiniglich etwas Schweres; der Bizarre etwas Außerordentliches; der Eigensinnige etwas Willkürliches; der Launenhafte etwas Zufäl-

iges (quelque chose de périodique); der Mürrische etwas Plumpes. Daß an diesen Begriffsbestimmungen etwas Wahres sey, läßt sich nicht läugnen; allein sie sind noch keinesweges erschöpfend, und die Begriffe darin sind weder gehörig zusammengestellt, noch gehörig von einander getrennt. Im Artikel Seltsam, wo noch Manches über das Aesthetische des Bizarren gesagt werden soll, wird sich auch zeigen, daß dieses Bizarre von ziemlich weitem Umfange ist; denn es äußert sich nicht, wie das Barocke, bloß in der Form, sondern auch in Inhalt und Beziehung. Hier wollen wir nun das Allgemeine davon in Beziehung auf das Aesthetische abhandeln. Im Aesthetischen wird hier die Regel, welche man verläßt, um den Schein des Außerordentlichen zu erhalten, zur Regel des Geschmacks selbst, mithin zur Regel der Urtheilskraft in Beziehung auf das Schöne, so daß da, wo das Urtheil hätte walten sollen, eine ungezügelte, der Cultur und Disciplin ermangelnde, Phantasie eintritt. „Bizarrerie," sagt Millin in seinem Dict. des beaux arts, „bezeichnet einen Geschmack, der den angenommenen Principien zuwider ist, ein Verfahren, welches das Außerordentliche affectirt, und dessen einziges Verdienst in eben der Neuheit besteht, wodurch es fehlerhaft ist. Der bizarre Geschmack unterscheidet sich von dem eigensinnigen (capricieux) darin, daß dieser aus bekannten Formen willkürlich zusammenwählt, und durch unüberlegte Wahl die Principien der Kunst entstellt; der bizarre Geschmack schimpft auf diese Principien und sucht, durch einen Gebrauch außerordentlicher Formen alle dergleichen umzustoßen. Der eigensinnige Geschmack, der sich, im Ganzen genommen, nur auf bloße Einzelnheiten bezieht, gleicht einem Kinderspiele, das jedoch oft von gefährlichen Folgen seyn kann; der bizarre Geschmack hingegen gebiert ein System, welches die von der Natur vorgeschriebenen Formen zerstört und die Grundformen der Kunst angreift. Der eigensinnige Geschmack stellte einige von den Gesetzen auf, welche Gebrauch und Ehrfurcht für das Alterthum in den Verzierungen geheiligt haben; die größten Männer, die schönsten Jahrhunderte der Kunst, die Kunst selbst haben die Macht desselben gefühlt. Der bizarre Geschmack findet sich weder in der Antike, noch bei den großen Meistern der Neuern; der eigensinnige Geschmack hat sich bisweilen ohne den bizarren, dieser hingegen sich nie ohne den eigensinnigen gezeigt. Gemeiniglich entsteht, wie die Erfahrung bestätigt, der bizarre Geschmack aus Ueberdruß des Bessern, öfters jedoch, sowohl bei Nationen wie bei Individuen, aus dem Ueberflusse selbst. Eine andere Ursache der Bizarrerie in der Kunst ist eine unmäßige Neuheitssucht, welche ein auszeichnender Charakter der neuern Zeit ist." Ueberall aber, wo sich Bizarrerie zeigte, war sie ein Zeichen des sinkenden Geschmacks.

Black (Joseph), ein berühmter Chemiker, geboren 1728 zu Bordeaux von schottischen Aeltern, kam sehr jung nach Schottland und trat in die Universität Glasgow, um Medicin zu studiren. Der Doctor Cullen, sein Lehrer, gewann ihn lieb und flößte ihm Neigung für die chemischen Studien ein. Im J. 1754 ward er zu Edinburgh Doctor der Medicin und sprach bei dieser Gelegenheit De humore acido a cibis orto; et magnesia alba. Einige Zeit nachher gab er neue Bemerkungen über diesen Gegenstand in einem Memoire im 2ten Bande der philosophischen und literarischen Schriften der edinburgher Gesellschaft 1756 unter dem Titel: Erfahrungen über die weiße Magnesia, den gelöschten Kalk und einige andere alkalische Substanzen, heraus. Er zeigt darin aufs deutlichste und sinnreichste das Daseyn einer luftför-

migen Flüssigkeit, welche er fixe Luft nennt, deren Gegenwart die Aetzkraft der Alkalien und Kalkerden mildert; man kann diese Entdeckung als die Mutter aller derjenigen betrachten, welche die Namen Cavendish, Priestley, Lavoisier u. s. w. unsterblich gemacht und der Chemie eine neue Gestalt gegeben haben. Im J. 1757 bereicherte Black die Wissenschaft mit seiner schönen Lehre von der verborgenen Wärme, welche so wichtige Resultate hervorgebracht hat. Er war 1756 an des Doctors Cullen Stelle, der nach Edinburgh gegangen war, zum Professor der Medicin auf der Universität Glasgow ernannt worden. Als 1765 Cullen auch jenen Lehrstuhl verließ, ersetzte Black ihn auch hier, und zeigte sich würdig, diesem berühmten Arzte zu folgen. Nie wußte ein Lehrer seinen Zuhörern einen gleichen Enthusiasmus einzuflößen; auch trug sein Unterricht viel dazu bei, den Geschmack für die Chemie in Großbritannien zu verallgemeinern. Er starb 1799, in einem Alter von 71 Jahren. Auf Lavoisiers Antrag hatte die Akademie der Wissenschaften zu Paris ihn zu einem der acht auswärtigen Mitglieder ernannt. Seine Sitten waren einfach, sein Charakter kalt und zurückhaltend. Als Mediciner hatte er einen geringen Ruf, als Chemiker schadete er sich durch seine lange Widersetzlichkeit gegen die Einführung der neuen chemischen Theorien, wiewohl er zulezt ihnen Gerechtigkeit widerfahren ließ. Zwei Abhandlungen von ihm befinden sich in den philosophical Transactions von 1774 und 1791. Zwei seiner Briefe über chemische Gegenstände haben Crell und Lavoisier und seine chemischen Vorlesungen 1803 Robinson in 2 Bänden herausgegeben.

Blackfisch, s. Sepia.

Blackstone (William), ein berühmter englischer Rechtsgelehrter, geboren zu London 1723, wo er seine ersten Studien machte. Im J. 1738 ging er auf die Universität nach Oxford, und zeichnete sich hier durch Fleiß und Talente aus. Er zeigte selbst Geschmack und Anlage für die Poesie und die schönen Künste. Frühzeitig jedoch entsagte er ihnen, um sich ganz den Rechtswissenschaften zu widmen, wodurch man sich in England die glänzendste Laufbahn eröffnen kann. Er schrieb damals seinen Abschied eines Rechtsgelehrten an die Musen; ein kleines Werk, das durch seine Eleganz gefällt. Im J. 1746 erschien er zuerst vor den Schranken; allein da ihm das Talent der mündlichen Beredsamkeit fehlte, gelang es ihm nicht, sich einen bedeutenden Ruf zu erwerben. Dies bewog ihn, nach Oxford, woselbst er die Doctorwürde erhalten hatte, zurückzugehen, und hier eine Stelle bei der Universität anzunehmen. Er war der erste, welcher hier seit 1753 über die Constitution und Gesetzgebung Englands Vorlesungen hielt, die allgemein den verdientesten Beifall fanden. Diese glückliche Neuerung hatte schnell heilsame Folgen. Sie brachte einen gelehrten Juristen, Namens Viner, auf den Gedanken, in seinem Testament eine bedeutende Summe zur Gründung eines Lehrstuhls für das gemeine Recht auszusetzen. Als 1758 der Stifter gestorben war und man seine Absicht ins Werk setzte, fiel die Wahl für diesen neuen Lehrstuhl einstimmig auf Blackstone. Seine Vorlesungen, die er eine Reihe von Jahren hindurch hielt, verschafften ihm die Materialien des großen Werks, das ihn berühmt gemacht hat, und das er betitelte: Commentarien über die Gesetze Englands. Der Verfasser begnügt sich darin nicht, die Gesetze zu sammeln, zu ihrem Ursprung hinaufzusteigen, und sie klar und bestimmt zu erklären; er dringt in die Principien der Gesetzgebung, in den Geist der Gesetze

in, er untersucht ihre Wirkungen, und behandelt die Rechtswissenschaft als Philosoph; wiewohl wir gestehen müssen, daß gerade der philosophische und politische Theil der Commentarien dem Verfasser das wenigste Lob erworben hat. Sein anhaltender Fleiß untergrub seine Gesundheit und machte im J. 1780 seinem Leben ein Ende, nachdem er noch verschiedene Aemter bekleidet hatte, auch 1761 ins Parlament gewählt worden war. Seine übrigen Schriften außer den Commentarien sind von geringerer Wichtigkeit.

Blair (Hugh), einer der berühmtesten geistlichen Redner und Schriftsteller in der neuern Zeit. Er war ein Enkel Robert Blairs, welcher unter Carl I. die Rechte der presbyterianischen Kirche mit Muth und Kraft vertheidigte, geboren zu Edinburgh 1718, und bereitete sich auf der Universität daselbst zu einem geistlichen Amte vor. Sein Lehrer wurde auf seine ausgezeichneten geistigen Anlagen vorzüglich durch eine Abhandlung über das Schöne aufmerksam, und belebte dadurch seine Neigung zur schönen Literatur, welche er nachher sehr glücklich mit seinen theologischen Arbeiten verband. Im J. 1739 schrieb er seine Inauguralabhandlung von den Principien des Naturgesetzes, worauf er zum Magister der freien Künste erwählt wurde. Bald darauf legte er sehr vortheilhafte Proben seiner Kanzelberedsamkeit ab, erhielt schon 1742 eine Landpredigerstelle, welche er aber schon im folgenden Jahre mit einer Predigerstelle in seiner Vaterstadt vertauschte. Hier stieg er bis zur höchsten geistlichen Würde der presbyterianischen Kirche in Schottland (1751). Mit Erreichung dieser Stufe seines practischen Wirkungskreises, welchen er nie aus den Augen verlor, eröffnete sich nun auch sein literarischer, und breitete sich allmälig weit über die Grenzen seines Vaterlandes aus. Denn nachdem er bisher nur (seit 1755) an seiner geschätzten Zeitschrift: Edinburgh-Review einigen Antheil genommen hatte, fing er nun an die Resultate seiner practischen Erfahrungen über rhetorische Composition öffentlich mitzutheilen, indem er zugleich seiner Neigung für die schöne Literatur Befriedigung verschaffte. Er hielt nämlich zuerst (im Winter 1759) öffentliche Vorlesungen über diesen Gegenstand. Die Regierung bemerkte den gewinnreichen Einfluß derselben, stiftete im J. 1762 eine besondere Professur der Rhetorik und der schönen Wissenschaften, und übertrug ihm dieselbe mit ehrenvoller Anerkennung seiner Verdienste. Wir kennen seine Theorie der Beredsamkeit aus seinen später erschienenen Lectures on Rhetoric and belles lettres (Voll. II. 1783. 4. Deutsch von K. G. Schreiter, Liegnitz, 3 Thlr. 1788. 8.) Er geht hier von Erörterungen über die Natur des Geschmacks und die Quelle des Vergnügens an Werken der schönen Kunst aus, geht dann zur nähern Betrachtung der Sprache und den verschiedenen Schreibarten fort, woran sich die eigentliche Rhetorik schließt, in welcher er vorzüglich von den verschiedenen Gattungen öffentlicher Reden, und den vornehmsten Gattungen der Composition in gebundner und ungebundner Rede handeln wollte. Zwar sind seine Begriffe von Poesie noch sehr beschränkt, daher ihm auch sein Bestreben, die Prosaik mit Rhetorik zu verbinden, nicht ganz gelingen konnte, auch sind seine Gedanken über Rhetorik nicht originell; aber sie erhalten dadurch, daß er die Grundsätze der Alten, namentlich des Quinctilian, beobachtet, und mit Hinsicht auf Verschiedenheit der alten und neuern Beredsamkeit glücklich benutzt, die neuern, vorzüglich die englischen Schriftsteller und Dichter treffend gewürdigt, und aus ihren Werken Beispiele angeführt hat, endlich daß sie eine Menge trefflicher practischer Bemerkun-

gen über die rhetorische Composition in einem sehr edeln, deutlichen und lebendigen Vortrage enthalten, viel Belehrung und Reiz für den, welcher sich mit den Grundsätzen der Redekunst bekannt machen will. Ein gleiches Verdienst hat er sich um die Poesie dadurch erworben, daß er nebst seinem Landsmann Home die verdienstvollen Bemühungen Macphersons, um die Sammlung und Herausgabe der ossianischen Gesänge nicht nur thätig unterstützte, sondern auch letztere in einer musterhaften Abhandlung (deutsch, im dritten Bande der Uebersetzung des Ossian von Denis) zuerst würdigte. Vor allen aber ist Blair berühmt geworden durch seine practischen Arbeiten, d. i. durch seine Predigten, welche als Muster der englischen Kanzelberedsamkeit angesehen werden. Sehr sorgfältig und gewissenhaft in der Ausarbeitung derselben gab er dennoch nur das Auserlesenste in Druck heraus. Sie sind nicht auf glänzende oratorische Episoden, sondern auf sanfte Ueberzeugung berechnet, welche durch Anregung des Verstandes mittelst eines gründlichen, leichten und wohlgeordneten Vortrags bewirkt wird, und trugen nach Art der englischen Predigten, mehr den didactischen Ton wohl ausgearbeiteter moralischer Abhandlungen. Auch wählte er zum Drucke diejenigen vorzüglich aus, welche für die gebildeten Leser geeignet sind. Seine moralische Weltansicht, die in denselben herrscht, empfiehlt sich um so mehr, da sie mit reicher Menschenkenntniß verbunden ist, und den Menschen in seinem innersten Zustande trifft; nur stört es die Andacht, in seinen Vorträgen zu oft den Redner zu hören. Erst in seinem 60sten Jahre (1777) gab er den ersten Theil seiner Predigten heraus, welcher so ausgezeichnete Aufnahme fand, daß schon im folgenden Jahre die zehnte Auflage erschien, welcher der Verfasser in einigen Zwischenräumen noch eine andere oftmals aufgelegte Sammlung folgen ließ. Die beste deutsche Uebersetzung dieser Predigten ist von Sack und Schleiermacher. — Seine Predigten mußten aber bei seinen Zuhörern um so mehr wirken, da Blair durch eigenes Beispiel seinen Lehren Kraft und Anwendung gab, und dadurch das Bild eines vollkommenen Religionslehrers, so weit es unter Menschen möglich ist, in seinem thätigen und verdienstvollen Leben darstellte. In öffentlichen Amtsgeschäften wirkte er mit bescheidner Mäßigung für die Freiheit und das Wohl seiner Kirche, eben so verehrungswerth war er in seinem übrigen Leben, überall zu Rath und Hülfe bereit, ein sanfter Vater, ein zärtlicher Freund und Gatte, und durch seine Ruhe und Zufriedenheit des Gemüthes, wie durch Mäßigkeit und Ordnung seiner Lebensweise eines ausgezeichneten Grades menschlicher Glückseligkeit bis in sein hohes Alter empfänglich. Er starb nach einer kurzen Krankheit im vollen Besitz seiner Geisteskräfte allgemein betrauert im J. 1800. Ueber sein Leben siehe die aus Einlayson's Short account of H. Blairs Life and Character geschöpfte Biographie in dem Biographen (1. Bd. 3. St.)

Blake (Robert), ein berühmter englischer Seeheld, wurde 1599 zu Bridgewater, in der Grafschaft Sommerset, geboren, und hat viel dazu beigetragen, daß die englische Seemacht auf den hohen Punkt gestiegen ist, auf dem sie steht. Er schwächte die Macht der Holländer und Spanier, und nahm letztern eine reichbeladene westindische Flotte weg. Cromwell schätzte ihn sehr, da er aber seine Anhänglichkeit an die republikanische Verfassung kannte, ergriff er die Gelegenheit, Blake'n 1657 zu entfernen, um in dem mittelländischen Meere die Ehre der brittischen Flagge aufrecht zu erhalten. Blake erfüllte diesen Auftrag vollkommen. Schon sein Name reichte hin, den Raubstaaten und

en andern benachbarten Ländern Furcht und Achtung einzuflößen. Die unehmende Schwäche seiner Gesundheit nöthigte ihn zu dem Entschlusse, n sein Vaterland zurückzukehren. Doch noch ehe er dasselbe betreten onnte, starb er am 17ten August 1657 in dem Augenblicke, da seine 'lotte in den Hafen von Plymouth einlief. Cromwell ehrte sein Andenken durch ein prächtiges Leichenbegängniß und ließ ihn in der Westninsterabtei beisetzen. Sein Charakter war finster und streng, und in der Lage blieb er ruhig und kalt.

Blanchard (François). Dieser berühmte Luftschiffer, einer der rsten, welche das große Wagstück unternahmen, sich dem unsichern Elenente der Luft anzuvertrauen, war zu Andelys (in dem jetzigen Departement Eure) 1738 geboren. Schon sehr jung in allerhand mechanischen Künsten geübt, zu denen er von Natur viele Talente hatte, trug er sich mmer mit dem Gedanken, eine Maschine zum Fliegen zu erfinden. In einem 16ten Jahre erfand er einen mechanischen Wagen, mit dem er ine Strecke von sieben Stunden fuhr; und diese Erfindung, die er im J. 1778 noch vervollkommnete, empfahl ihn am Hofe zu Versailles. Gleiche Geschicklichkeit zeigte er im 19ten Jahre bei einer sehr künstlichen Wassermaschine; aber immer verfolgte er seine Lieblingsidee — die Kunst u fliegen; und so erfand er ein fliegendes Schiff, welches durch ein Geenwicht von sechs Pfund sich 20 Fuß über die Erde erhob. Willkomnen waren ihm die zu gleicher Zeit gemachten Entdeckungen der Montolfiers, besonders aber des Prof. Charles und Roberts zu Paris. Er kam dem durch seinen unglücklichen Versuch bekannt geworenen Pilatre de Rozier zuvor, und schiffte, nachdem er schon die rste Luftreise den 4ten März 1784 angestellt hatte, 1785 mit dem). Geffries über den Canal von Dover nach Calais, wofür er vom Köige von Frankreich durch ein Geschenk von 12,000 Livres und einer Rente von 1200 Livres belohnt wurde. In der Folge traf ihn, nachdem r schon viele Luftreisen auch in fremden Ländern angestellt hatte (1793) as Unglück, auf die Festung Kufstein in Tyrol gesetzt zu werden, weil nan ihm Schuld gab, revolutionäre Grundsätze ausgestreut zu haben.)och kam er nachher wieder los, und machte im August 1796 zu Neuork schon seine 46ste Luftreise. Im J. 1798 stieg er zu Rouen mit chzehn Personen in einem großen Luftschiffe in die Höhe, und ließ sich chs Stunden davon erst nieder. Mit dem berühmten Astronomen Laande machte er auch in demselben Jahre zu Paris eine Luftreise. Auerdem ist er fast in allen Hauptstädten Europa's aufgestiegen, und man ählte im J. 1807 schon über 66 glücklich vollbrachte Luftreisen. Im . 1777 erfand er den Fallschirm. Sichern Nachrichten zufolge ist er m 7ten März 1809 gestorben. — Madame Blanchard hat mit Erolg diese Luftreisen fortgesetzt. Am 22sten Dec. 1811 stieg sie in Rom uf, und nachdem sie 60 Miglien zurückgelegt hatte, erhob sie sich aufs eue, um sich nach Neapel zu begeben.

Blanco. In Blanco lassen, heißt bei den Kaufleuten weiß oder nausgefüllt lassen, z. B. bei Wechseln und Vollmachten die Stelle, woin die Summe kommen soll, damit sie von dem Besitzer mit der erfoerlichen Summe ausgefüllt werden kann. Einen Wechsel in blanco indossiren, heißt, auf der Rückseite bloß seinen Namen hinchreiben und Platz darüber frei lassen, wohin der Name desjenigen, an en der Wechsel gegeben wird, eingeschrieben werden kann. Bei Wechelgeschäften in blanco stehen, heißt, Tratten des Andern acceptiren, ohne dafür Deckung zu haben, auch Vorschuß leisten, ohne gedeckt dafür zu seyn.

Blangini (Joseph Marcus Maria Felix), geboren zu Turin den 8ten Nov. 1781, hat seine Studien unter dem Abt Ottani, Capellmeister bei der dortigen Domkirche, gemacht. Von seinem zwölften oder dreizehnten Jahre an begleitete er den Chor dieser Kirche auf der Orgel, in welcher Kunst er ausgezeichnet ist. In einem Alter von vierzehn Jahren ließ er eine Messe mit vollständigem Orchester aufführen. Als er im J. 1799 nach Paris kam, gab er mit dem besten Erfolg Unterricht im Gesang und beschäftigte sich mit dem Componiren. Ihm wurde aufgetragen, die falsche Dame, eine von Della Maria unvollendet gelassene Oper, zu beendigen, und bald darauf trat er mit Zelie und Terville, Naphthali und mehreren andern Opern auf. Diese sowohl als verschiedene andere Compositionen von ihm wurden mit vielem Beifall aufgenommen. Seine Concerte, in denen er seinen Gesang mit vielem Geschmack und Ausdruck selbst begleitete, sind der Sammelplatz aller Kenner und Liebhaber der Musik. Als er 1805 nach München berufen wurde, ließ er daselbst eine Oper aufführen, in deren Folge ihn der König von Bayern zu seinem Capellmeister ernannte. Im J. 1806 machte ihn die Prinzessin Borghese zu ihrem Musik- nnd Concertmeister, und 1809 berief ihn nach Reichharts Abgang der König von Westphalen mit denselben Titeln nach Cassel. Außer vielen komischen und heroischen Opern besitzen wir von Blangini auch eine Sammlung von artigen Romanzen, Notturno's und italiänischen Arien.

Blankenburg (Chr. Friedr. von), wurde am 24sten Januar 1744 bei Colberg geboren. Er war ein Verwandter des als Held und Dichter berühmten Kleist, widmete sich dem Kriegsdienste, und wurde schon im 17ten Jahre aus der königl. Militärschule zu Berlin als Cornet zu Friedrichs Heere geschickt, bei dem er 21 Jahre lang diente, und als Adjudant des von krokowschen Dragonerregiments im siebenjährigen Kriege verschiedenen blutigen Schlachten beiwohnte. Seine zerrüttete Gesundheit zwang ihn, 1777 seinen Abschied zu fodern. Er erhielt ihn mit dem Charakter als Hauptmann, und fixirte sich nun in Leipzig, wo er vorzüglich mit Weiße in der engsten Verbindung stand. Er starb den 4ten Mai 1796, von allen, die ihn kannten, geschätzt und geliebt. Von seinen Schriften sind die vorzüglichsten, sein Versuch über den Roman, das beste und bis jetzt einzige Werk über die Theorie dieser Dichtungsart, in der deutschen Literatur, und die Zusätze zu Sulzers Theorie der schönen Künste.

Blason ist der Theil der Heraldik oder Wappenkunst, der in ungefärbten Wappen, z. B. in der Bildhauerei und auf Kupferstichen, auf Münzen, Petschaften rc. die angenommenen Zeichen der Wappenfarben erklärt, und die Ursachen angiebt, warum ein Geschlecht diese oder jene Wappen führt. Blasoniren, die Farbe der Wappen durch Punkte und Schraffuren ausdrücken. Blasonist 1) bei den Graveurs und Steinschneidern derjenige, der einzig die Zeichen der Wappenfarben gräbt oder schneidet. Weiß oder leer bedeutet Silber, punktirt Gold, senkrechte Parallellinien roth, wagrechte Linien blau; von der Linken gegen die Rechte schräg aufwärts laufende Linien braun, von der Rechten gegen die Linke schräg aufwärts laufende Linien grün, und Gitter-Schraffur schwarz. 2) Ein kaiserlicher Hofdiener in Wien, der die Aufsicht über die Ausfertigung der Wappenbriefe hat.

Blatt. Die Blätter der Gewächse sind sehr wichtige Theile derselben. Man versteht darunter die faserichten, zellichten Fortsätze, welche gewöhnlich in eine häutige Fläche ausgedehnt und von Farbe grün sind. Die Anatomie der Blätter beweiset, daß sie im Kleinen eben die-

elben Bedeckungen und Gefäße enthalten, welche man im Großen am
Stamme und an den Zweigen wahrnimmt. — Schon aus dem künstli-
jen Baue der Blätter läßt sich auf wichtige Absichten schließen, die durch
ie erreicht werden sollen, und durch nähere Zergliederung und Beobach-
ung ergiebt sich ihre wichtige Bestimmung wirklich. Das Aeußere der
Blätter erfodert eine eigene Betrachtung. Man theilt die Pflanzen-
lätter in *einfache* und *zusammengesetzte*. Von beiden Arten
nd die *Lage* oder der *Standort*, den sie an den Zweigen haben,
hre *Gestalt*, ihre äußere Fläche und der Umriß betrachtungswerthe
Gegenstände. — Ein *einfaches* Blatt wird das genannt, dessen Stiel
ich ohne alle Vertheilung an das Blatt ansetzt, und nur in demselben
ich in Zweige verbreitet. Ein zusammengesetztes Blatt ist das, dessen
Stiel sich in mehrere oder wenigere, größere oder kleinere Zweige ver-
heilt, ehe er noch in das Blatt eintritt. Hier ruhen demnach mehrere
leinere Blätter auf *Einem* Stiele, sie heißen *Blättchen*, und das
Ganze, welches alle diese Blättchen bilden, ein *zusammengesetz-
es Blatt*. Beispiele von einfachen Blättern gibt die Primel, die
Aurikel, der Tabak, der Birn-, Aepfel-, Pflaumen- und Kirschbaum,
nd viele andere. Zusammengesetzte Blätter haben die Rose, die Kar-
offeln, die Esche, Acacie, Schoten, Wicken rc. Der Blattstiel vertheilt
ich in dem Blatte selbst in Zweige; von diesen Zweigen heißt der mit-
elste und stärkste die Ribbe; oft sind deren mehrere von gleicher Stärke.
Die übrigen Aeste und Zweige, die der Stiel im Blatte selbst bildet,
eißen Nerven oder Adern, und man nennt ein Blatt insbesondere ner-
icht, wenn seine Zweige und Aeste ganz gerade fortlaufen und stark
ervorstehen. Diese Betrachtung der Blätter nach ihrer so äußerst man-
ichfaltigen Bildung ist sehr wichtig. Die Gattungsmerkmale der Pflan-
en sind fast immer von der Bildung der Blätter hergenommen. Die
Theile eines Pflanzenstiels sind: das Oberhäutchen, mannichfaltige Ge-
äße und ein schwammiges Gewebe. Alle diese Theile findet man auch
m Blatte wieder. Die Blätter sind für das Wachsthum der Pflanzen
on großer Wichtigkeit, denn das Abpflücken oder Zerstören der Blätter
ührt immer nachtheilige Folgen für ihr Wachsthum mit sich. Die Rei-
ung der Früchte wird beschleunigt, wenn man die Pflanze entlaubt,
ber die Früchte welken, wenn man das Entlauben vornimmt, bevor
e noch ihre gehörige Größe erlangt haben. Es wird nämlich die Be-
vegung des Saftes in dem ganzen Gewächse durch die Blätter befördert,
ingegen durch den Mangel derselben gehemmt. Nach angestellten Er-
ahrungen sind die Blätter die vornehmsten Ausdünstungswerkzeuge;
indet nun eine Menge Saft durch sie seinen Ausgang, so ist es noth-
vendig, daß ein Hinströmen desselben aus allen Theilen der Pflanze
ach ihren Blättern erfolgen muß. Die Blätter ziehen auch, und zwar
ornehmlich mit der untern Seite, eine Menge in der Luft befindlichen
Feuchtigkeiten ein, die sie durch andere Gefäße der Pflanze als Nah-
ungssaft zuführen. Die Farbe der Pflanzenblätter ist mit wenig Aus-
ahmen grün in verschiedenen Abstufungen. Die Natur scheint hierbei
Rücksicht auf das Bedürfniß des thierischen, wenigstens des menschlichen
Auges, genommen zu haben. Wie wohlthätig das Grün unserm Auge
st, beweiset der grüne Teppich, der im Frühlinge den Erdboden beklei-
et, und der Anblick eines frischen, grünen Waldes; sogar die Beleuch-
ung des Grüns durch die Sonnenstrahlen schadet unserm Auge nicht.
Das *Abfallen der Blätter* ist die Aufhebung der Vereinigung,
velche zwischen ihnen und den Zweigen durch die Gefäße und Fasern be-
virkt wird. Die Blätter dünsten stark aus; liefern ihnen nun im

Herbste die Wurzeln nicht mehr Säfte genug, so müssen sie vertrocknen, zu wachsen aufhören und endlich abfallen. Das Laub der Bäume und Gewächse gewährt Menschen und Thieren im Sommer erquickenden Schatten. Frisch abgebrochen dient es zu Viehfutter, und eine Menge größerer und kleinerer Geschöpfe nähren sich davon; so braucht man es auch zur Streu, ja den Bäumen selbst ist das abgefallene Laub nützlich, indem es ihre Wurzeln bedeckt und sie dadurch vor dem Froste schützt. Wenn die Blätter keine platte, breite, sondern eine runde, ganz spitzige nadelförmige Gestalt haben, so werden sie Nadeln oder Tangeln genannt. In der Botanik heißt bei den gefingerten Blättern jedes einfache Blatt foliolum (Blättchen); das Blatt eines doppelt gefiederten Blattes pinna, jedes einfach gefiederte Blatt eines doppelt gefiederten, und das Blättchen eines gefiederten Blattes pinnula.

Blattern, Kinderblattern, eine fieberhafte Ausschlagskrankheit, welche in ihren Eiterpusteln einen ansteckenden Stoff erzeugt, mittelst dessen sie auch bei andern Menschen, welche sie noch nicht ausgestanden haben, wieder entstehen kann. Nach der Ansteckung vergehen gemeiniglich etwa sieben Tage, ehe das Gift gewirkt hat und die Krankheit hervorbringt. Es entsteht dann fieberhafte Bewegung im Körper, welche in der Regel drei Tage dauert, und am dritten Tage erscheinen rothe Flecke, zuerst im Gesichte, und alsdann über die Brust, die Hände und den ganzen übrigen Körper, bald in unzähliger Menge verbreitet, bald in geringerer Zahl. Dieser Ausbruch dauert gleichfalls drei Tage lang. Aus den Flecken erheben sich Pusteln, welche sich entzünden und in Eiterung übergehen. Das Fieber geht dabei ununterbrochen fort. Nach der Eiterung fangen die Pusteln an abzutrocknen und in Grinder oder Schorfe sich zu verwandeln, was gewöhnlich am siebenten Tage anhebt. Bei uns entsteht diese Krankheit nie von selbst, sondern bloß durch Ansteckung. Allein das Blatterngift steckt in der Regel nur einmal an; wer die Blattern gehabt hat, bekommt sie nicht wieder; es steckt auch nicht jederzeit an, sondern es scheint, daß der Mensch eine gewisse Disposition dazu haben muß; denn es gibt Beispiele genug, daß Menschen bei mehreren Blatternepidemien verschont geblieben sind, und erst in spätern Jahren angesteckt worden, ja daß manche zeitlebens davon frei geblieben sind. Auch gehört das Gift nicht zu den in der Luft auflöslichen, sondern zu den sogenannten fixen Contagien, welche nur durch Berührung an die Oberfläche des menschlichen Körpers, oder durch Einathmen der nächsten Atmosphäre eines Blatternkranken anstecken. Der Ursprung der Kinderblattern ist nicht ganz klar. Nach einigen arabischen Schriftstellern kamen sie, so wie die Masern, zuerst aus Aethiopien gegen das Jahr 572 nach Christi Geburt nach Arabien. In der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts kamen sie nach Aegypten. Von da brachten sie die im Orient geführten Kriege, vornehmlich die Kreuzzüge im dreizehnten Jahrhundert nach Europa, zunächst nach Spanien und Frankreich, dann aber auch in die übrigen Länder. Als Maximilian I. einen Zug in die Niederlande that, nach dessen Beendigung die Lanzenknechte oder Soldaten ihren Weg durch französische Provinzen wieder nach Deutschland nahmen, wurden durch sie die Blattern im Jahre 1495 aus Frankreich zuerst nach Deutschland gebracht. Aus Europa verpflanzten sie sich nach Amerika und Afrika, selbst nach Grönland verbreiteten sie sich (im Jahre 1733) von Dänemark aus. Jedesmal, wenn sie zuerst in ein Land kamen, waren sie viel mörderischer und richteten größere Verheerungen unter den Menschen an, als wenn sie eine Zeit lang schon geherrscht haben, da sie alsdann milder werden.

Doch behauptet noch Rosenstein, daß sie immer mehr Menschen das Leben raubten, als die Pest selbst. Auf die oben berührten Erfahrungen gestützt, daß diese Krankheit bei uns nur durch Ansteckung fortgepflanzt wird, folglich, wenn diese nur immer vermieden wird, auch die Krankheit niemand weiter befallen kann, baute man die Hoffnung einer Möglichkeit zur einstigen Verbannung dieser Blatterpest, zu welcher man durch strenge Absonderung der Blatterkranken, durch Errichtung von Blatterhäusern zu gelangen hoffte. Indessen waren die sich dagegen stellenden Schwierigkeiten und Hindernisse zu groß, und vielleicht nach den jetzigen Verhältnissen der Völker und bei der allgemeinen Verbreitung dieser Krankheit bei allen Nationen, in allen Himmelsstrichen und Klimaten, unübersteigbar. Man versuchte daher das Uebel, dem man nicht entgehen konnte, einstweilen zu mindern. Da man wußte, daß diejenigen, welche einmal die Blattern gehabt hatten, in der Regel nicht wieder angesteckt würden, so veranlaßte man die Ansteckung willkürlich, nämlich durch die Impfung oder Inoculation des Blattergifts, wodurch man den Vortheil hatte, daß wenigstens die Krankheit etwas gemildert, die Gefahr verringert wurde, und daß man günstige Zeit und Umstände zur Erweckung dieser Krankheit auswählen konnte. In der Türkei war die Inoculation der Blattern schon lange im Gebrauch, vorzüglich bei dem weiblichen Geschlechte, um die Schönheit der Mädchen zu sichern. Die geistreiche Lady Montague brachte die Inoculation zuerst nach Europa. Schon in Constantinopel, wohin sie ihren Gemahl begleitet hatte, ließ sie ihrem damals sechsjährigen Sohn die Blattern einimpfen, und nach ihrer Zurückkunft nach England (1722) auch ihrer Tochter. Von da an wurde die Einimpfung der Kinderblattern zuerst in England, jedoch nicht ohne Widersprüche vieler Aerzte, und von dort aus auch in andern Ländern gebräuchlich; doch nie allgemein, weil theils viel Vorurtheil dagegen herrschte, theils auch immer die Krankheit, wenn gleich gelinder, doch nicht ganz gefahrlos war, und Kinder selbst an den geimpften Blattern starben. Neuerer Zeit hat nun die viel wohlthätigere und sichrere Impfung der Kuhpocken jene ganz verdrängt. H.

Blaufarbenwerke sind ein Zweig der Hüttenkunde, und in denselben werden die Kobalterze zuerst durch Pochen und Waschen von Bergarten befreit, und der Schlich in Flammiröfen geröstet. Das Kobalterz, z. B. Glanzkobalt, ist eine Verbindung von 0,4 Kobalt mit 0,6 Arsenik, in welche jedoch auch andere Metalle, vorzüglich Eisen und Nickel, mit eingehen. Durch die oben erwähnte Bearbeitung der Kobalterze verfliegt größtentheils der Arsenik, den man in Giftfängen auffängt, und der dadurch porös werdende Kobalt oxydirt sich um so leichter. Je mehr er nun Sauerstoff an sich zieht, desto größer wird seine tingirende Kraft; jedoch darf er nicht zu stark geglühet werden, weil er sonst anfängt zusammenzuschmelzen, wodurch er sich wieder desoxydirt, welches man das **Todtbrennen** nennt. Allein ein Theil Arsenik bleibt immer im Kobalt als Säure zurück, die nachher im Schmelzfeuer denselben auflösen hilft. Das graue geröstete Kobaltoxyd wird **theils** roh mit Kiespulver naß vermischt, und so zum Behufe der blauen Töpferglasur unter dem Namen **Zaffer**, **Zaffera**, **Zaffor**, fälschlich **Saflor** genannt, verkauft, **theils** zu **Smalte** und **Eschel** verarbeitet. In diesem Falle versetzt man den gedachten Kobaltoxyd mit reiner Glasfritte, und schmelzt das Blauglas in gewöhnlichen Glasöfen. Sobald es dünn und klar fließt, wird es in kaltem Wasser ausgegossen, darauf klein gepocht, und auf den **Blaufarben**-

mühlen zwischen zwei kieselartigen Mühlsteinen naß feingemahlen,
zuletzt aber mit Wasser gewaschen und durch verschiedene Fässer ge-
schlämmt. Die metallhaltigsten Glastheile fallen in den ersten Fässern
nieder, und geben die höchste Farbe; die blässesten aber, welche
den Eschel bilden, fallen zuletzt nieder. Man läßt die Smalte eine
Zeit lang in den Fässern liegen, wobei sie zusammenbäckt, sich mehr
oxydirt und höher färbt. Dieses Pulver wird sodann ferner in den
bequem eingerichteten Schlämmanstalten, so rein als möglich ist,
geschlämmt und auf Reibebreter geschüttet. Hier werden die grö-
ßern Körner nun zerpocht, und das übrige mit Reibehölzern fein
zerrieben, auf dem Reibeheerde in Haufen geschüttet und alsdann
auf die Farbenbreter gebracht. Auf diesen wird sie auf der über
einem ledigen Fasse stehenden Reibebank mit den Händen eben ge-
macht, in der Trockenstube auf Gerüste aufgestellt, und nach 24stün-
digem Trocknen in den Siebkasten durch verschiedene Haarsiebe durch-
gesiebt. Wenn der Kasten voll ist, wird die Smalte etwas mit Wasser
besprengt, damit sie sich gut in die Fässer einpacken läßt. Bei der Ver-
fertigung guter Smalte kommt es hauptsächlich auf folgende Stücke an:
1. auf eine richtige Versetzung der verschiedenen Kobalterze; 2. auf eine
gute Auswahl der Kieselerde zu Glasfritte, und 3. auf die Beschaffen-
heit des Wassers, welches zum Abkühlen und Schlämmen gebraucht
wird. Im Königreiche Sachsen, wo seit dem Jahre 1500 mehrere Blau-
farbenwerke entstanden, wovon noch fünf übrig sind, nämlich zu Ober-
Schlema, Pfannenstiel, Zschoppenthal und unweit Al-
bernau verfertigt man überhaupt aus obigen drei Hauptproducten ge-
gen 23 Sorten. Außerdem gibt es in den herzoglich-sächsischen Lan-
den noch Blaufarbenwerke bei Friedrichshöhe, Grüb am
Forst und Alten-Saalfeld. In Böhmen macht man, so wie
in Schlesien, nur fünf bis sechs Sorten, und in Frankreich hat
man am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in den Gebirgen Chalon-
ches, der ehemaligen Dauphiné, bei Jesuiten, den Pyrenäen, und St.
Mamet an der Pigue der Graf von Beust 1784 ein Blaufarbenwerk er-
richtet. Die Holländer hingegen sollen aus der sächsischen Smalte,
durch nochmaliges Feinreiben, Beizen in Säuren und Versetzen mit In-
dig und andern Mitteln, gegen 55 Sorten verfertigen. Die Smalte
wird in der Malerei zu Pastell-, Wasser-, Wachs- und Oelfarben, zum
Bemalen der Glasurgefäße, zum Bleichen, zu blauen Glasflüssen, zum
Plattenindig und in den Lackmusfabriken gebraucht. Zum Behufe der
Porzellanmalerei bedarf man eines reinern Kobaltoxydes als die Smalte
gewöhnlich enthält. Um dies zu bereiten, rathen Einige den Glanzko-
balt im Kleinen unter der Muffel zu rösten, in Wasser abzulöschen und
zu trocknen, darauf mit Salmiak anzureiben und die Arseniksäure durch
Sublimation in irdenen Krügen abzuscheiden. Das Residuum solle man
in Salpetersäure auflösen, mit Kali niederschlagen, den Niederschlag
aber sogleich, ehe er sich wieder auflöset, durch Filtriren abscheiden.
Durch Ammoniak wird das Kobaltoxyd smalteblau, und daher für jene
Malerei noch bequemer. Eine kürzere Methode ist die, einen Theil
Smalte mit drei Theilen Kali zu schmelzen und das Kieselöl in Wasser
aufzulösen, worin das Kobaltoxyd zu Boden fällt. Durch Auflösung
des Kobaltoxyds in Säuren kann man grüne, blaue, rosenrothe ꝛc. un-
sichtbare sympathetische Dinten verfertigen. Der Ursprung des Ge-
brauchs des Zaffera zur Färbung des Glases fällt zwar in die letzte
Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, aber gedruckt wurde derselbe zu-

erst in der 1540 zu Venedig erschienenen Pyrotechnia des Vanuccio Biringoccio. X.

Blech wird in sehr verschiedenen Sorten theils aus Gold, theils aus Silber, theils aus Kupfer, theils aus Messing, theils aus Zinn, theils und zwar am häufigsten aus Eisen im Ganzen auf eine und dieselbe, nur in einzelnen Handgriffen und Vorarbeiten abweichende Art, in dünnen, flachen, viereckigen und runden Tafeln und Scheiben verfertigt. Man nimmt dazu jedesmal das reinste und geschmeidigste Metall, zum Eisenblech aber ganz vorzüglich das weichste und zäheste Eisen, welches von allem Kaltbruche frei ist. Es wird auf einem Eisenhammer, der Blechhammer genannt, zu drei Hauptarten, nämlich Kreuz- oder Sturz- oder Strohblech, als das stärkste, Federblech etwas schwächer oder das mittelste, und Schenkelblech, als das dünnste, geschmiedet. Behalten diese Bleche ihre natürliche Eisenfarbe, so heißen sie Schwarzbleche; sollen sie aber eine weiße Farbe erhalten, so verzinnt man dieselben in besondern Zinnhäusern und nennt sie Weißbleche, wozu auch die Potonbleche und Bodeneisen gehören, welche stärker als die gewöhnlichen Weißbleche sind. Zum Behufe der Salzsiedereien werden noch besondere stärkere und schwächere schwarze Bleche geschmiedet, die man in Boden- und Bordbleche abtheilt. Man nimmt zum Blechausschmieden entweder Roheisen oder Stabeisen. In beiden Fällen wird das Eisen zuerst in Blechkürzen gearbeitet, dann geruhrwellet und zuletzt gegleichet. Während dieser Bearbeitung müssen die Bleche stets nur zwischen Weiß- und Rothglühen gehalten werden, weil sie sich sonst leicht zusammenschweißen, und zur Verhütung des letztern taucht man sie auch in den sogenannten Hahnenbrei. Ein völlig gutes Blech muß a) auf beiden Seiten vollkommen gleich, und auf keiner Stelle weder dicker noch dünner als auf der andern seyn; b) es muß eine Spur des Hammers auf seiner Fläche zu sehen seyn; c) es darf keine Schieferrisse oder Löcher haben; d) es muß unter der Scheere nicht klirren, sondern einen glatten Schnitt erhalten; e) es muß sich lassen biegen ohne zu brechen, walzen ohne zu reißen und vertiefen ohne auszuspringen; endlich f) muß es sich gut lochen lassen und rein und blaulich aussehen. Gute verzinnte Bleche hingegen müssen außer den genannten Eigenschaften noch a) einen weißen Silberglanz haben, b) von allen schwärzlichen, graulichen und gelben Flecken frei seyn, und c) weder durch das Kratzen mit einem scharfen Messer, noch durch die Siedehitze das Zinn fahren lassen. Die Verzinner des Bleches waren unter den Blechschmieden schon vor 1370 zu Nürnberg ein zünftiges Handwerk. Die vollkommensten Blechschmiede und Blechwaarenarbeiter sind die Japanesen, von welchen die Engländer zuerst unter den Europäern die feinern Bearbeitungen des Bleches ablernten, und zu Birmingham alsdann große Blechwaarenfabriken im vorigen Jahrhunderte anlegten. In Frankreich ahmte man dieses nach, und die Bürger Jamain und Poncelet erhielten nicht nur für die Verfertigung cylindrischer und platter Bleche aus Stahl und Eisen ein Patent, das 1798 zu Ende ging, sondern die Bürger Deharme und Dubaux in Paris vervollkommten auch 1801 die lackirten Blechwaaren, die man schon weit früher zu Braunschweig so fein wie in England zu verfertigen wußte. X.

Blei. Unter allen festen Metallen ist das Blei das weichste, und hat am wenigsten Dehnkraft und Klang. Auch an Elasticität und Zähigkeit steht es allen übrigen Metallen nach. In Rücksicht der Schwere aber wird es nur von der Platina, dem Golde und dem Quecksilber

übertroffen. Seine Farbe ist weiß und kommt der Farbe des Zinks am nächsten. Im Feuer schmelzt es sehr leicht und lange vorher, ehe es roth glüht. Es hat einen glänzenden Bruch, aber der freien Luft ausgesetzt, wird dieser Glanz bald matt und die Oberfläche endlich ganz blind. Nach einiger Zeit setzt sich auf derselben ein weißlicher Rost an, der jedoch bei weitem nicht so zunimmt, wie beim Eisen und Kupfer, daher das Blei auch weit länger den vereinigten Wirkungen der Luft und der Witterung trotzt als jene beiden Metalle. Es verkalkt sehr leicht, auch bei dem gelindesten Feuer. Sobald es zerflossen ist, bildet sich augenblicklich ein Ueberzug von Asche auf seiner Oberfläche. So ähnlich die Bleiasche oder der graue Bleikalk dem äußern Anscheine nach der Zinnasche auch immer seyn mag, so nimmt man doch einen wesentlichen Unterschied zwischen beiden wahr, wenn man sie bei einem mäßigen Feuer, ohne daß sie schmelzen, zu calciniren fortfährt. Anstatt weißer zu werden, wie die Zinnasche, nimmt die Bleiasche vielmehr anfangs eine gelbe Farbe an, in welcher Gestalt sie Bleigelb oder Massicot heißt, und wird darauf von Zeit zu Zeit dunkler, bis endlich das schöne Roth erscheint, das wir unter dem Namen Mennige kennen. Erhitzt man den Bleikalk so, daß er in Fluß kommt, so bildet er sich zu einer gelblichen, glasartigen Masse, welche Bleiglätte heißt. Sämmtliche Bleikalke sind heftige Gifte. Das Blei ist ein sehr gemeines Metall, das aber nie gediegen, sondern nur vererzt gefunden wird. Sein Nutzen und Gebrauch ist sehr mannichfach. In der Arzneikunde wird es äußerlich in mannichfaltigen Bereitungen angewandt. Innerlich darf dies aber nie geschehen. Es gibt auch den Grund fast zu allen Glasuren irdener Gefäße. Der stärkste Gebrauch ist zu Kugeln und Schrot für Schießgewehre.

Bleichen. Darunter versteht man die allgemein bekannte Operation, der Leinwand und andern Stoffen ihre eigenthümliche gelbliche Farbe zu benehmen, oder vielmehr sie so zu verändern, daß sie ganz weiß werden. Es geschieht dies dadurch, daß man sie der Einwirkung der freien Luft und des Sonnenscheins aussetzt und fleißig mit Wasser oder einer ähnlichen Feuchtigkeit begießt; die gewöhnlichsten Gegenstände der Bleiche sind Stücke roher Leinwand. Man bleicht aber auch Wachs und thierische Knochen, letztere z. B. um schöne Skelette zu erhalten. Dieselben Ursachen, welche machen, daß Farben von Zeuchen und andern Dingen verschießen, bewirken auch das Bleichen. Leinene Zeuche werden, ehe man sie der freien Luft und dem Sonnenscheine aussetzt, von den gröbern, sie färbenden, ausziehbaren Theilen durch Kochen in alkalischer Lauge befreit. Hierauf setzt man sie mit den größtmöglichen Oberflächen der Sonne und der Luft aus, und befeuchtet sie, so oft sie trocken werden, mit Wasser. Auf die Beschaffenheit des Wassers kommt dabei sehr viel an. Wasser, die mit Metallsalzen geschwängert, und, wie man sich ausdrückt, hart sind, taugen gar nicht zum Bleichen. Weiches, reines und ganz klares Wasser, wenn es auch nicht ganz ohne Salz ist, dient dazu am besten. Von der Eigenschaft der dephlogistisirten Salzsäure, die Farben der Pflanzen schnell zu zerstören, hat man in neuern Zeiten auch die Anwendung zu machen gesucht, diese zum Bleichen der Garne und Zeuge, besonders von Leinen und Baumwollen, im Großen zu benutzen, und dadurch schneller und zu jeder Jahreszeit die Garne und Zeuge weiß zu machen. Die angestellten Versuche sind sehr glücklich ausgefallen, nur wäre zu wünschen, daß die Gesundheit der Arbeiter dabei weniger gefährdet seyn möchte.

Bleiweiß. Dieses nützliche Material wird fast eben so, wie der

Grünspan, verfertigt. Es ist eine Art von Bleirost, welcher entsteht, wenn das Blei von der in Dünste verwandelten Essigsäure zerfressen und halb aufgelöset worden ist. Um es im Großen zu gewinnen, verfährt man so: Es werden etwa drei Fuß lange, sechs Zoll breite und eine Linie dicke Bleiplatten schneckenförmig und so zusammengerollt, daß zwischen den Windungen ungefähr ein halber oder ganzer Zoll Zwischenraum bleibt. Hierauf setzt man sie gerade aufrecht in irdene Gefäße, in welchen unten guter Essig befindlich ist; dieser darf die Platten aber nicht berühren, daher legt man über denselben kreuzweis hölzerne Stäbchen. Die Gefäße werden sodann bedeckt und einer gelinden Wärme ausgesetzt. Hierdurch steigt der Essig in Dämpfe auf, welche sich an die Wände der Bleiplatten ansetzen, sie durchdringen und eine Menge des Metalls auflösen. Die Essigsäure der Dämpfe übersättigt sich mit dem Bleie und verwandelt es in eine mattweiße Materie, die nach einiger Zeit von den aus einander gerollten Platten abgeschabt und gesammelt wird. Die Platten rollt man aufs neue wieder zusammen und verfährt auf die nämliche Art. Am häufigsten wird das Bleiweiß in der Oelmalerei gebraucht, und hierzu fein gestoßen und zerrieben. Diese Arbeit ist für die Gesundheit des Menschen höchst gefährlich; der eingeschluckte Staub verursacht eine grausame Krankheit, die man die Malerkolik oder Hüttenkatze nennt. Ein großer Theil des käuflichen Bleiweißes ist durch beigemischte Kreide verfälscht.

Bleiwurf, **Bleiloth**, **Bleischnur**, ein Stück Blei an einem langen Seile, das man ins Meer läßt, um die Tiefe und Eigenschaft des Grundes zu untersuchen. Man bestreicht nämlich den untersten Theil mit Unschlitt, wodurch etwas von Sand, oder was sich sonst auf dem Grunde findet, mit heraufgebracht wird. **Bleistange**, eine an den Enden mit Blei ausgegossene hölzerne Stange, deren sich die Seiltänzer bedienen, um sich im Gleichgewicht zu erhalten. (Balancierstange.)

Bleizucker, Blei in Gestalt eines Salzes, welches man erhält, wenn man dieses Metall in einer Säure auflöset und die Auflösung abdünstet. Seinen Namen hat dieses Gift von seinem süßen Geschmack. Es wird zur Arznei und Färberei gebraucht, und besonders auch zur Weinverfälschung. Um diese höchst schädliche Vermischung zu erkennen, dient die sogenannte **hahnemansche** Weinprobe.

Blendungen werden in der Kriegskunst alle Vorrichtungen genannt, welche dem Feinde die Einsicht in einen bestimmten Ort benehmen. Einige Arten hiervon sind: 1. man pflöckt eine Faschine an der einen Seite quer über die Schießscharten, von einer Schartenzeile zur andern fest, um dem Feinde das, was bei den Kanonen vorgeht, zu verbergen; 2. Blendungen vor Schießscharten sind von starken Bohlen verfertigte Laden, welche nach der Abfeurung des Geschützes vor die Schießscharte gestellt werden, um dem Feinde die Einsicht zu benehmen; 3. einfache und doppelte Blendungen. Die erstern werden aus drei starken, senkrechten, fünf Fuß hohen Pfosten verfertigt, zwischen welchen schußfreie, auf der äußern Seite mit Blech beschlagene Bohlen eingeschoben sind. Unten wird diese Wand mit Rollrädern versehen, damit sie von den Arbeitern vor sich her geschoben werden können; die letztern sind große auf vier Blockrädern stehende hölzerne Kasten, die mit Erde oder Sandsäcken ausgefüllt werden, und dienen ebenfalls in den Approchen u. s. w., um die Mannschaft vor dem feindlichen Feuer zu decken; 4. eine andere Art Blendungen bei den Trancheearbeiten sind die sogenannten Chandeliers. Man legt nämlich zwei viereckige Balken, sechs

Fuß von einander, gleichlaufend auf die Erde, und befestigt sie durch zwei eingezapfte Querhölzer. Hierauf setzt man auf die Enden der Balken senkrechte Pfosten, und füllt den Zwischenraum wenigstens fünf Fuß hoch mit Faschinen aus; 5. die Blendungen von oben, Deckungen, indem man die gefährlichsten Oerter in den Sappen oder auf der Festung, der Breite nach, mit Balken bedeckt, über welche Hurden oder Faschinen, und über diese endlich eine hinreichend starke Lage von Erde gelegt wird.

Blick. 1. Ein schnell vorübergehender Schimmer. Ein Blick durch die Wolken. Das Silber auf dem Treibherde thut einen Blick, wenn es, indem das Blei von demselben in den Test (ein flaches irdenes Gefäß, worin man das Silber fein brennt) geht, einen schnellen vielfarbigen Schein von sich gibt, der Silberblick. 2. Ein Körper, der einen solchen Blick von sich gibt. So heißt bei den Hüttenleuten diejenige Masse Silber, welche auf ein Mal blicket, oder so viel auf ein Mal abgetrieben wird, ein Blick. 3. Verstehen die Maler und Kupferstecher unter Blicken diejenigen Theile des Körpers, welche vorzüglich hell erleuchtet sind. Die andern Bedeutungen des Worts gehören nicht hieher, da sie als bekannt vorausgesetzt werden können. Blickfeuer sind auf der See ein Signal, eine Loosung, indem man Pulver auf dem Verdecke abbrennt.

Blinde, des Gesichts Beraubte. Der Verlust des edelsten und schönsten Sinnes, mittelst dessen der Mensch die ihn umgebende Außenwelt sich vorstellt, theils die verschiedensten Eindrücke bekommt, theils die der andern Sinne, besonders des Gefühls, berichtigt, ist unter die schwersten, die Gesundheit und Integrität des Körpers verletzenden Zufälle zu rechnen. Und doch sind die Gefahren, die diesen Sinn bedrohen, so vielfältig, da der Bau des ihm bestimmten Organs, des Auges, so überaus zusammengesetzt und künstlich ist, und nicht nur aus festen Theilen, sondern auch aus den hellsten Flüssigkeiten, aus unzähligen Blutgefäßen und Nerven besteht. Die Blindheit ist verschieden 1. dem Grade nach, indem manche Blinde noch einigen Schein vom Lichte haben, auch die hellsten Farben und die Umrisse der Körper unterscheiden können, Andere auch dies geringe Sehvermögen verloren haben; 2. den Ursachen nach. Manche Menschen sind gleich von der Geburt an blind gewesen, andere sind es erst in der Folge von örtlichen Krankheiten der Augen geworden, z. B. von Entzündung, Vereiterung, Krebs des Augapfels, Flecken, Fellen, Gewächsen auf der Hornhaut, wodurch sie ihre Durchsichtigkeit verliert, Verwachsung der Pupille, Trübung der klaren Flüssigkeit in den Augenkammern, Lähmung der Augennerven u. s. w., oder von allgemeinen Krankheiten des Körpers, heftigen Fiebern, Nervenfiebern, Vollblütigkeit und Andrang des Blutes nach dem Kopfe, Rothlauf im Gesicht, Blattern, Scharlachfieber u. a. m., oder von zu starker Anstrengung der Sehkraft und dadurch bewirkter Schwäche der Augennerven, daher manche Handwerker und Künstler, z. B. Schmiede, Glas- und Hüttenarbeiter, Uhrmacher u. a. m., leicht um das Gesicht kommen, und in den lange mit Schnee bedeckten, vom Sonnenschein blendenden nördlichen Gegenden, so wie in den Sandwüsten Afrika's, häufige Blindheit Statt findet. Das hohe Alter selbst führt zuweilen Blindheit herbei vom Eintrocknen der feinen Flüssigkeiten im Auge, von der Trübung der Hornhaut, der Crystalllinse u. s. w. Bei den Blindgebornen finden gleichfalls mehrere Ursachen Statt. Zuweilen sind die Augenlieder an den Rändern zusammengewachsen, oder sie sind mit dem Augapfel selbst verwachsen, oder es ist eine besondere Haut über die

Augen gezogen; zuweilen ist der Augenstern verschlossen, oder er ist zugleich an die Hornhaut gewachsen, oder die Pupillenöffnung ist nicht in der rechten Stelle, so daß die Lichtstrahlen nicht in die Mitte des Auges fallen, anderer, zum Theil nicht erkennbarer Fehler nicht zu gedenken. Die Blindgebornen haben gar keine Begriffe vom Sehen; alle von diesem Sinne abhängende Vorstellungen sind ihnen unbekannt. Sie können sich daher nicht so unglücklich fühlen, als diejenigen, welche erst in spätern Jahren ihr Gesicht verloren haben, da sie nicht wissen, was sie entbehren. Die Erfahrung hat bei manchen Blindgebornen, oder solchen, welche in der Kindheit schon das Gesicht verloren haben, gelehrt, daß sie sich von allen Gegenständen ganz andere Begriffe machen. Einem jungen Menschen, welchen Cheselden am grauen Staare operirte, kam es in dem Augenblicke, da er sehen konnte vor, als wenn ihm alle Gegenstände ganz nahe vor die Augen gestellt wären; er konnte keinen Gegenstand von dem andern unterscheiden, so verschieden auch ihre Form war. Gegenstände, die ihm durch das Gefühl schon vorher bekannt waren, betrachtete er mit vieler Aufmerksamkeit, um sie ein ander Mal wieder zu erkennen; allein er vergaß bald wieder alles, weil er auf einmal zu viel zu merken hatte. Er wunderte sich sehr, daß die Personen, die er am meisten liebte, nicht schöner waren, als die andern. Ehe er das Gesicht wieder bekam, äußerte er keine große Begierde, diesen Sinn zu erlangen. Bei allen den Personen, die lange blind gewesen sind, schärfen sich die andern Sinne desto mehr, vielleicht weil die Zerstreuung wegfällt, welche bei Sehenden von dem Erblicken so mannichfaltiger Gegenstände Statt findet. Daher ist bei vielen Blinden selbst die innere Seelenthätigkeit verstärkt, und bei Vielen entwickeln sich ihre Talente auf bewundernswürdige Weise. Besonders wird das Gefühl und Gehör sehr scharf bei ihnen. So wird von einem Blinden erzählt, der zu Puisaux in Frankreich lebte, und Chemiker und Musikus war. Er konnte genau die Symmetrie der Gegenstände beurtheilen, gab die Nähe des Feuers nach dem Grade der Wärme an, beurtheilte die Anfüllung der Gefäße nach dem Geräusche, welches die Flüssigkeit machte, während er sie aus einem in das andere Gefäß goß, und die Nähe der Gegenstände nach der Einwirkung der Luft auf sein Antlitz. Er bestimmte genau das Gewicht der Dinge, und wie viel ein Gefäß enthalten konnte. Der berühmte Saunderson, Professor der Mathematik zu Cambridge, hatte in früher Jugend das Gesicht verloren. Er erfand mehrere Vorrichtungen, sowohl in der Arithmetik als in der Geometrie, um sein Studium sich zu erleichtern. Er hatte ein so feines Gefühl, daß, wenn er mehrere Münzen durch die Finger laufen ließ, er die falschen unterschied, wenn sie gleich so genau nachgemacht waren, daß selbst die Augen des Kenners dadurch betrogen wurden. — **Blindeninstitute** sind solche Anstalten, wo mehrere Blinde zur Heilung, oder die Unheilbaren zur Versorgung aufgenommen werden. Von der erstern Art sind an verschiedenen Orten theils öffentliche, theils Privatinstitute errichtet worden. So hat in Leipzig Herr Doctor und Professor Clarus mit dem Wundarzte Herrn Jels ein Privatinstitut für arme Augenkranke und Blinde errichtet, wo Dürftige unentgeltlich besorgt werden. Ein ähnliches Institut besteht in Erfurt unter der Leitung des Herrn Doctor Fischer. II.

Blitz, Wetterstrahl. Hierunter versteht man einen starken electrischen Funken, der aus einer Wolke in die andere, oder aus derselben in einen andern Gegenstand, z. B. in die Erde, fährt und das

gestörte Gleichgewicht der Electricität beider Gegenstände durch einen plötzlichen und gewaltsamen Uebergang herstellt. Die Verwüstungen, welche der Blitz anrichtet, sind bekannt. Die Unwissenheit, welche sich dieselben nicht zu erklären wußte, fabelte von einem Donnerkeile, der zugleich mit dem Blitze herabgeschleudert würde, und dieselben anrichtete. Die Electricität gab den untersuchenden Naturforschern Licht über die Wirkungen des Blitzes. D. Wall, Nollet, Franklin, Winkler und Andere machten nützliche Entdeckungen in dieser Hinsicht. Franklin, von den bei der Electricität gemachten Beobachtungen geleitet, kam auf den Gedanken, daß spitzige Körper eine besondere anziehende Kraft für die Entladung des Blitzes haben müßten, und gab so den ersten Gedanken zu den Blitzableitern. Diesem folgten in mehrern Ländern Beobachtungen und Versuche über die Aehnlichkeit des Blitzes mit der Electricität. Die Electricität wird bekanntlich durch das Reiben ursprünglich electrischer oder nicht leitender Körper, zuweilen auch durch die Abwechselung der Wärme erregt, und sodann in isolirten Leitern gesammelt und angehäuft, und dem gemäß entsteht auch die Electricität der Gewitterwolken wahrscheinlich durch die Reibung der Lufttheilchen oder durch die Abwechselung der Wärme. Die Ausdünstung des Wassers erzeugt negative Electricität, die aufsteigenden Dünste müssen daher positiv electrisch seyn. Demnach befindet sich in der Atmosphäre immer einige Electricität, welche sich vielleicht den Wolken als isolirten, überall mit Luft umgebenen Leitern, mittheilt und in denselben anhäuft. — Belegt man zwei ebene, kreisrunde und glatte Breter mit Zinnfolie, und kehrt sie in horizontalen und parallelen Lagen mit ihren belegten Flächen gegen einander, so kann man folgenden, für die Lehre vom Blitze wichtigen Versuch anstellen. Verbindet man das obere (an seidenen Schnüren so aufgehängte Bret, daß es sich isolirt auf- und niederziehen läßt,) mit einer Electrisirmaschine, und nähert es dem untern, so erhält es die entgegengesetzte Electricität. Berührt man sie unter diesen Umständen beide zugleich, so entladen sie sich durch einen Erschütterungsschlag. Nähert man beide Breter einander, und electrisirt das obere sehr stark, so erfolgt meistentheils eine freiwillige Entladung mit einem starken, die Luft durchbrechenden Funken. Vor diesem Schlage ziehen die Breter einander stark an; beim Schlage selbst aber werden sie aus einander gestoßen. Ist in der Mitte des einen oder des andern Brets ein kleiner hervorragender Körper befestigt, so geschieht der durchbrechende Schlag allemal an dieser Stelle. Steht aber anstatt des hervorragenden Körpers auf dem einen Brete eine scharfe Spitze, so kann weder eine Ladung noch ein Schlag hervorgebracht werden. Gleiche Erscheinungen gibt das Gewitter im Großen. Hier ist die Luft der ursprünglich electrische Körper, in welchem die Electricität erregt wird. Eine electrische Wolke vertritt die Stelle des obern, eine andere Wolke oder die Erdfläche die Stelle des untern Brets (wiewohl gegen diese Vergleichung jetzt wichtige Einwendungen gemacht werden). Im Wirkungskreise einer positiven Wolke wird die Erdoberfläche stets eine negative Electricität annehmen; beide werden einander anziehen, und wenn die Wolke nahe genug und ihre Electricität stark genug ist, oder wenn zwischen der Erdoberfläche und der Wolke irgend eine leitende Verbindung entsteht, so wird eine Entladung, d. h. ein Blitz erfolgen, der zunächst die hervorragenden Körper trifft. Auch zwei Wolken können eben so auf einander wirken, wenn die eine davon entweder mit der Erde in Ge-

meinschaft steht, oder wenigstens weiter fort innerhalb ihres Wirkungskreises Körper antrifft, in welchen sie eine, der ihrigen entgegengesetzte Electricität erzeugen kann. In diesem Falle entstehen abwechselnde Electricitäten an den verschiedenen Seiten mehrerer Wolken, und bei der Entladung schlägt der Blitz zugleich aus der ersten in die zweite u. s. f. — Die Anziehung, welche zwischen den electrischen Wolken selbst und zwischen ihnen und der Erdoberfläche Statt findet, verursacht unregelmäßige Bewegungen der Wolken, plötzliche und veränderliche Windstöße; daher Wirbelwinde, kräuselndes Aufsteigen des Staubes und anderer leichten Körper, heftige Regengüsse und auf der See die bekannten Wassersäulen oder Wasserhosen. Der Blitz selbst, welcher eigentlich ein Ausbruch einer leuchtenden Materie ist, und stillstehend einen Feuerball vorstellen würde, erscheint bei seiner schnellen Bewegung nicht leicht anders als ein Strahl. Man sieht ihn, wie den electrischen Funken, bisweilen gerade auf den Gegenstand zugehen, bisweilen aber sich schlängeln und einen Dreizack bilden, nicht selten auch von einem Theile der Wolke zum andern überspringen und oft sich in mehrere Strahlen zertheilen. Bekanntlich hört das Gewitter auf, wenn sich die Gewitterwolken durch Blitz, oder durch stillen Abzug im Regen, oder auf andere Art entladen haben. Jeder Blitz hat ein Ziel, nach welchem er strebt und nach dem er seine Bahn von der zuerst berührten Stelle an auf dem leichtesten Wege verfolgt. Dieses Ziel ist die feuchte Erde oder das Wasser. Hat er diese erreicht, so hören mit einem Male alle seine gewaltsamen Wirkungen auf, und er theilt sich in der Stille durch die leitende Feuchtigkeit dem ganzen Erdballe mit. Von der Erde aufwärts fahrende Blitze, welche Einige beobachtet haben, machen darin keinen Unterschied. Leitende Körper sucht der Blitz auf und folgt ihnen willig und ohne Geräusch; dazwischen liegende, nicht leitende, durchbricht er mit Gewalt, um wieder zu leitenden zu gelangen. Festere Körper sind allemal bessere Leiter als die Luft, diese sucht er daher auf seiner Bahn zu vermeiden, und fährt aus diesem Grunde nie durch Thüren und Fenster hinein, sondern streicht an Säulen, Sparren und Pfosten weg. Metalle sind unstreitig die besten Leiter, diese sucht der Blitz am ersten auf, und verläßt andere Körper, um diese zu ergreifen. Daher werden Thurmspitzen und andere metallische Hervorragungen so leicht vom Blitze getroffen. Nächst den Metallen scheint der Blitz Feuchtigkeiten zu lieben, insonderheit das Wasser. Bäume und andere mit Feuchtigkeit angefüllte Gegenstände leiten ihn am besten. Bei grünen Bäumen sucht er die saftigsten Stellen aus, und fährt z. B. zwischen dem Holze und der Rinde fort. Feuchte Wände, Mauern, Rauch und Dampf locken den Blitz mehr an als trockene. Die Vorsichtsregeln in Gewittern sind bekannt genug. Der Blitz dringt nie in den menschlichen Körper, sondern verletzt nur seine Oberfläche. Was man von Knochenzersplitterung vom Blitze Erschlagener erzählt, ist gewiß falsch und rührt von andern Umständen her. Nicht Verbrennen, sondern heftige Erschütterung, besonders des Gehirns und überhaupt des Nervensystems, verursacht wahrscheinlich den Tod. In der Nähe des Blitzes befindliche Personen werden betäubt. Nicht selten sind vom Blitz Getroffene wieder hergestellt worden. Das Barometer zeigt Jedem die Nähe oder Ferne des aufsteigenden Gewitters durch das Steigen und Fallen des Quecksilbers. Je näher die Gewitterwolken dem Scheitel des Beobachters kommen, desto mehr steigt das Quecksilber und desto näher rückt die Gefahr, der man so-

gleich, wenn sich viele Leiter an dem Orte befinden, entfliehen muß, wiewohl sie nicht so groß ist, als übertriebene Aengstlichkeit sich einzubilden geneigt ist. Fällt das Quecksilber, so flieht die Gefahr. Das Läuten der Glocken hält wohl jetzt kein Vernünftiger mehr für ein Vertreibungsmittel der Gewitter, man kann aber auch nicht behaupten, daß sie dadurch angelockt würden. —

Blitzableiter (**Wetterableiter**), ist eine Vorrichtung, durch welche entweder die Electricität der Wolken, als die Ursache des Blitzes, stillschweigend und ohne Schlag zur Erde geführt, oder der entstehende Blitz aufgefangen und auf einem bestimmten Wege, ohne Schaden der Gebäude, Schiffe u. s. w., in die Erde geleitet wird. Die Erfindung gehört dem Doctor Franklin. Bei seinen Versuchen über die Electricität bemerkte er, daß, wenn ein zugespitzter Metalldraht an einen electrisirten Körper gebracht werde, eine solche Spitze diesem seine Electricität allmälig, und ohne daß dabei Funken erschienen, entziehe. Da nun die Wetterwolken electrisch sind, so glaubte er, daß man ihnen ihre Electricität (welche den Blitz und das Einschlagen verursacht) nehmen könne, wenn man eine zugespitzte Stange von Metall an den höchsten Theil des Gebäudes befestige, und von der Stange einen Draht bis in die Erde hinunterführe, damit die Electricität der Wolke, welche die Spitze an sich gezogen, in die Erde abgeleitet werde. Franklins Vermuthung fand sich gegründet, und man hat nach ihm an vielen Orten die Blitzableiter eingeführt, welche anfänglich in einer, an dem Gebäude hinab in die Erde geleiteten eisernen Stange bestanden, deren Spitze über dem Gebäude mehrere Fuß hervorragte. — Nach den bisherigen Versuchen und Erfahrungen aber ist die beste Einrichtung eines Blitzableiters folgende. Der Ableiter besteht aus einer eisernen, einen Zoll starken Stange, deren oberer Theil mit einer acht bis neun Zoll langen Spitze von Kupfer versehen, welche, um das Rosten zu verhindern, in Feuer vergoldet ist. Diese Stange (Auffangstange) wird auf die höchste Stelle eines Gebäudes so angenagelt, daß sie wenigstens fünf bis sechs Fuß über dasselbe hervorragt; an diese befestigt man einen an einander genieteten Kupferstreif, drei bis vier Zoll breit, der bis zur Erde herab und ungefähr einen Fuß tief in dieselbe hineingehen muß. Der Streif wird genau auf das Dach und die Wand des Gebäudes angenagelt. — Im Jahre 1762 wurde in England der erste Ableiter zu **Payneshill** von D. **Watson**, und im Jahre 1769 zu Hamburg am Jacobithurm errichtet.

Bloch (Marcus Eliezer), ein berühmter Naturforscher jüdischer Nation, war zu Anspach im Jahre 1723 von armen Aeltern geboren. Erst sehr spät fing er an zu studiren; er war neunzehn Jahre alt, und verstand weder Deutsch noch Lateinisch, noch hatte er außer einigen rabbinischen Schriften etwas gelesen. Indessen wurde er Hauslehrer bei einem jüdischen Chirurgus in Hamburg. Hier lernte er Deutsch, und ein armer böhmischer Catholik lehrte ihn Latein; auch erwarb er sich einige anatomische Kenntnisse. Jetzt holte er mit Riesenschritten das Versäumte nach, und ging nach Berlin, um daselbst bei Verwandten zu leben. Er studirte mit unglaublichem Eifer die Anatomie und alle Zweige der Naturgeschichte, empfing den Doctorhut zu Frankfurt an der Oder und kam nach Berlin zurück. Der berühmte Naturforscher Martini ließ ihn in die Gesellschaft naturforschender Freunde aufnehmen. Anhaltende Arbeiten bereicherten ihn mit den ausgebreitetsten Kenntnissen. Er genoß eines in jeder Rücksicht verdienten Ansehns,

und starb in einem Alter von 76 Jahren den 6ten August 1799. Sein Hauptwerk ist seine Naturgeschichte der Fische, eine Zierde der deutschen Literatur. Der Verfasser hatte dieses kostbare Werk auf seine Kosten herauszugeben angefangen. Da indeß der Aufwand nach und nach sein Vermögen überstieg, das überhaupt mehr in seltenen naturhistorischen Sammlungen als in Baarschaft bestand, ward er bei der Fortsetzung auf das ehrenvollste von fürstlichen und andern begüterten Personen unterstützt; daher findet man in den letzten sechs Bänden unter jeder Kupferplatte den Namen des Gönners angegeben, auf dessen Kosten sie gestochen worden. Ihm widerfuhr auf diese Weise die in Deutschland seltene Ehre, durch ein literarisches Unternehmen zugleich ein nationelles Interesse zu erregen. M.

Blockhäuser, hölzerne Batterien auf Rollen oder Schiffe gelegt, die man mit leichten Stücken besetzen, und entweder auf dem Wasser oder in den Contrescarpen und Contreapprochen unversehens aufführen kann, um damit in des Feindes Arbeiten zu spielen. Es gibt auch Blockhäuser, die auf die Erde gebaut sind, und kleine Festungen von Holz oder Erde bilden. Die Wände derselben werden mit Schrankwänden aufgeführt, mit andern Balken überdeckt und Schießlöcher eingeschnitten. Soll das Haus wider das schwere Geschütz sichern, so wird es oben mit Erde und Mist bedeckt und die Wände mit Erde verstärkt. Man rechnet, um die Größe eines solchen Hauses zu bestimmen, auf jeden Mann 12 bis 16 Q. Fuß Raum.

Blockiren, einen Ort mit Soldaten einschließen, so daß niemand heraus noch hinein kann. Eine solche Einschließung heißt eine Blockade, und geht der Belagerung, deren Vorspiel sie ist, voraus. Ein Hafen ist nach den sonstigen Grundsätzen dann als blockirt anzusehen gewesen, wenn der Feind eine solche Anzahl Kriegsfahrzeuge davor stationirt hat, daß kein Schiff ohne augenscheinliche Gefahr einoder auslaufen kann. Erst in dem jetzigen Kriege haben die Engländer angefangen, Häfen durch die bloße Erklärung in den Blockadezustand zu setzen. (S. Continentalsystem.)

Blocksberg, der große Brocken, der höchste Berg auf dem Harz. Ein großer Theil des Brockengebirges, besonders der eigentliche wahre hohe Brocken, liegt in der stollbergischen Grafschaft Wernigerode. Es hebt sich nämlich in der Mitte der Harzgebirge ein besonderes noch höheres Gebirge hervor, das aus dem Brocken und einen ihn umgebenden gleichartigen Bergen besteht, die ihrer Beschaffenheit nach ganz vom übrigen Harz verschieden sind. Sie nehmen in ihrer Höhe zu, je näher sie dem Mittelpunkte, dem Brocken, kommen; und wiewohl allemal Berge für sich, so sieht man doch bei genauerer Betrachtung, daß sie nur einen Hauptberg ausmachen und wahre Theile des Brocken sind. Das Ganze besteht, wie alle ursprünglichen Gebirge der Erde, aus Granit, den man hier Brockenstein nennt. In seiner größten Pracht erscheint der Brocken dann, wenn er mit Schnee bedeckt ist, und alle seine Ungleichheiten damit ausgefüllt sind; dies ist in den neun Monaten vom October bis in den Juni der Fall. Der Name Brocke heißt eigentlich Berg. Seine Höhe beträgt 3590 französische Fuß über dem mittelländischen Meere und 3489 Fuß über der Ostsee.

Bloemart, bisweilen auch Blom (Abraham), berühmter niederländischer Maler des 16ten und 17ten Jahrhunderts. Er ist um das Jahr 1565 in Gorkum geboren und 1647 in Utrecht gestorben, lernte die Anfangsgründe der Zeichenkunst bei seinem Vater, der In-

genieur, Baumeister und Bildhauer war, hatte dann Florio und Frenl zu eigentlichen Lehrern, entfernte sich aber von ihrer Manier und schuf sich eine eigne. Seine Bildung dankt er hauptsächlich sich selbst. Er vollendete sein Studium in Paris, wurde dann Stadt-Architekt in Amsterdam, und ließ sich endlich als Maler in Utrecht häuslich nieder. Im Portraitiren war er nicht stark, so wie man ihm überhaupt ein wenig Untreue gegen die Natur, in der Nacktheit sowohl als in den Gewändern vorwirft. Auch tragen alle seine Gemälde einige Spuren der Ungeduld. Diese Fehler werden aber durch die Schönheit seines glänzenden Colorits und den Reichthum in der Composition weit übertroffen. Er malte Geschichte, Thiere, Muschelwerk und besonders Landschaften, welche letztere am meisten geschätzt sind. Vorzüglich groß ist er im Helldunkel. Er war auch Kupferätzer und Formschneider. Seine Werke sind zahlreich. Er hatte vier Söhne. Adrian ging nach Rom, und erwarb sich als Maler und Kupferstecher einen ansehnlichen Ruhm. Er starb zu Salzburg in einem Duell. Heinrich malte bloß Bildnisse. Friedrich hat Vieles mit Beifall nach seinem Vater in Kupfer gestochen, worunter ein Zeichenbuch von 119 Blättern besondern Werth hat. Cornelius war der geschickteste. Er ist 1603 in Utrecht geboren, war erst Maler, dann Kupferstecher, hielt sich eine Zeitlang in Paris auf, und ging dann nach Rom, wo er 1680 starb. Sein Stich zeichnete sich durch eine bisher unbekannte Reinheit und Schönheit, durch sanfte Uebergänge der Lichte und Schatten, Verschiedenheit und Weichheit der Töne so musterhaft aus, daß er der Schöpfer einer neuen Schule ward, aus der Baudet, Poilly, Chasteau, Speier, Roullet u. a. hervorgingen.

Blondel, war Musikmeister König Richards I. (Löwenherz) von England um das Jahr 1190. Während sein Herr als Gefangener des Herzogs von Oesterreich in einem Thurme seufzte, durchwanderte er das ganze gelobte Land und alle Gegenden Deutschlands, wo er vermuthen konnte, daß sich derselbe befinden möchte. Er hörte, daß man auf dem Schlosse von Löwenstein einen vornehmen Gefangenen bewache, und eilte dahin. Nachdem er das Schloß mit Aufmerksamkeit untersucht, und einen stark vergitterten Thurm entdeckt hatte, fing er an, eins von den französischen Liedern zu singen, die er vormals mit Richard componirt hatte. Er hatte kaum die erste Strophe geendigt, als eine Stimme aus der Tiefe des Thurms die zweite anfing, und bis ans Ende fortfuhr. So entdeckte er seinen König, befreite ihn, und erwarb sich den Namen des getreuen Blondel. Gretry's schöner Oper, Richard Löwenherz, liegt dieses Ereigniß zum Grunde.

Bloomfield (Robert), geb. 1766 zu Honington, einem Dorfe zwischen Eaton und Troston, war der Sohn eines Schneiders: seine Mutter war eine Schulhalterin. Der Vater starb, ehe Robert sein erstes Lebensjahr erreicht hatte, und dieser erhielt in der Folge seinen Unterricht von der Mutter, wie die übrigen Dorfkinder; um schreiben zu lernen, mußte er in die Schule nach Ipworth wandern. Diese besuchte er aber nur zwei Monate, und damit waren denn auch seine Studien geendet. Als er einen Stiefvater bekommen hatte, wurde er im elften Jahre zu einem Landwirth, W. Austin, nach Sariston gebracht. Sein schwacher Körper hielt aber die Beschwerden der Landwirthschaft nicht aus, und nun erbot sich sein Bruder Georg, ihn das Schuhmacherhandwerk zu lehren; ein zweiter Bruder unterstützte ihn mit der nöthigen Kleidung. So kam er 1781 nach London. Unter

ndern kleinen Aemtern, die unser Robert übernehmen mußte, war
uch das Vorlesen der Zeitungen. Um ihm dies zu erleichtern, kaufte
hm sein Bruder ein Wörterbuch, und bald verstand er Burke's, Fox,
Norths und Anderer herrliche Reden, welche seinen Kopf mit neuen
Ideen bereicherten. Das Besuchen einiger Bethäuser, einer Debatten-
Gesellschaft, des Covent-Garden Theaters, die Lecture mehrerer Bü-
cher, des London Magazine — dies alles führte ihn in eine neue Au-
ßenwelt und zugleich in ein geistiges Reich ein, worin allmälig sein
eigner immer mehr und mehr sich entwickelnder Geist sein wahres
Element fand. So ward er Dichter, ohne es fast zu wissen. Einst
sprach er ein Volkslied, welches er nach einer alten Weise gedichtet
hatte. Sein darüber erstaunter Bruder vermochte ihn, es dem Heraus-
geber des London Magazine anzubieten und es ward aufgenommen.
Das Gedicht hieß the Milk Maid; der Dichter war damals etwa 16
bis 17 Jahre alt; ein zweites Gedicht: „the Sailors return" fand
ebenfalls in jener Schrift einen Platz. Thomsons Jahreszeiten, Mil-
tons verlornes Paradies und andere Werke der Art erfüllten seine ganze
Seele, um Robert zum Schöpfer einer Dichtung zu machen, welche
die Engländer im Ganzen neben und in Einzelnheiten noch über
Thomsons Jahreszeiten setzen. Ein Streit unter den Londner Schuh-
machern über die Frage: „ob diejenigen, welche nicht förmlich ihre
Lehrjahre bei einem Meister bestanden hätten, als Gesellen arbeiten
dürften?" und welche Robert, der bei seinem Bruder, der nicht selbst
Meister war, gelernt hatte, so gar nahe anging, nöthigte ihn (1786)
ein paar Monate lang bei seinem ehemaligen Herrn, Austin, eine
Zuflucht zu suchen, welcher ihn auch mit vieler Güte aufnahm. Hier,
im Schooße der Natur, umgeben von ihren Reizen, ausgestattet mit
einer reichen Empfänglichkeit für die schönsten und reinsten ihrer Ein-
drücke, begeistert von den Bildern, welche sein junges Gemüth aus
Thomsons Schilderungen aufgenommen hatte, ergriff er zuerst die
Idee zu einem Gedichte, welches in der Folge unter dem Titel: „the
Farmers Boy: a rural poem, by Robert Bloomfield (nachgedr. Leipz.
1801. übers. v. Fick, Erlang. 1803) erschien und Roberts eigenthüm-
liche Liebenswürdigkeit charakterisirt. Er arbeitete es jedoch unter
nicht angenehmen Verhältnissen aus; denn nach einer dreimonatli-
chen Abwesenheit von London, ging er dahin zurück, und trat noch
bei einem Schuhmachermeister in die Lehre. Hierauf (1790) verhei-
rathete er sich und arbeitete als Geselle in einer Dachstube mit sechs
bis sieben andern Gesellen, und in dieser Lage vollendete er sein Werk.
Ein Rechtsgelehrter, Capel Lofft, sah es im J. 1799 zuerst, und ent-
zückt davon veranstaltete er im Vereine mit einem Freunde, Gill, den
Druck desselben. Ein englischer Kritiker bezeichnet das Vortreffliche
dieses Gedichts folgendermaßen: „sanft fließende Verse, Empfindung,
Frömmigkeit, Dichterfeuer, ein Talent im Malerischen, ein richtiges
Gefühl des Natürlichen und Nährenden, Kraft der Gedanken und Leb-
haftigkeit der Einbildungskraft sind Thomson und Bloomfield gleich
gemein; aber in Bloomfields Gedicht herrscht eine höhere Einfalt als
in Thomson; ihn charakterisirt eigentlich ganz das Horazische „molle
atque facetum. —

Blücher (Lebrecht von), aus dem Hause Großen-Rensow im
Meklenburgischen, Fürst von Wahlstadt, Königl. preuß. Feldmarschall
und Ritter aller europäischer hoher Militair-Orden, ist den 16ten De-
cember 1742 in Rostock geboren. Sein Vater, der Rittmeister in hes-
sen-casselschen Diensten war, schickte ihn in seinem vierzehnten Jahre

nach der Insel Rügen. Hier erregte der Anblick der schwedischen Husaren in ihm den Drang, Soldat zu werden. Vergebens riethen Aeltern und Verwandte ihm ab; er nahm Dienst als Junker in einem schwedischen Husaren-Regimente. Seinen ersten Feldzug machte er gegen die Preußen, und zwar gegen dieselben schwarzen Husaren, deren Chef er in der Folge wurde. In einem Gefechte gegen die Preußen ward er gefangen und vor den Obersten Belling gebracht. Dieser bewog ihn, in preußische Dienste zu treten. Es ward ein Tausch mit den Schweden getroffen, und Blücher wurde als Lieutenant bei dem Husarenregimente, das Belling commandirte, angestellt. Mißvergnügt, bei einem Avancement übergangen worden zu seyn, nahm er als Rittmeister den Abschied, widmete sich der Landwirthschaft, ward dann Landrath, und erwarb sich endlich durch Fleiß und geschickte Geschäftsführung den Besitz eines Landguts. Nach dem Tode Friedrichs II. trat er als Major in sein altes Regiment wieder ein, und ward bald dessen Commandeur. Als solcher focht er in den Feldzügen am Rhein 1793 und 94 mit steter Auszeichnung. Orchies, Luxemburg, Frankenstein sind Zeugen seiner Thaten. Bei Oppenheim (16te Januar 1794) errang er vorzügliche Vortheile über den Feind, so wie bei Kirweiler und Edesheim in der Pfalz. Nach dem für ihn so glorreichen 18ten Septbr. 1794 bei Leystadt erhielt er, als General-Major, ein Commando bei der Observationsarmee am Niederrhein. Der nachfolgende Friede versetzte ihn in eine seinem unternehmenden Geiste gewiß unwillkommene Unthätigkeit. Im J. 1802 nahm er für den König von Preußen Besitz von Erfurt und Mühlhausen. Bei den Bewegungen der preußischen Armee im J. 1805 blieb er nicht unthätig; der Ausbruch des Krieges im folgenden Jahre führte auch ihn auf das Schlachtfeld von Auerstädt (am 14ten October 1806). Das schmerzliche Resultat dieses unglücklichen Tages war von entscheidendem Einflusse auch auf Blüchers Schicksal. Er folgte mit dem größten Theile der Cavallerie dem Rückzuge des Fürsten von Hohenlohe nach Pommern in dessen linker Flanke; der Zwischenraum, der beide von einander trennte, war aber zu groß geworden; nur durch forcirte Tag- und Nachtmärsche, welche letztere Blücher nicht wagen zu dürfen glaubte, wäre eine Vereinigung möglich gewesen; unterdessen war der Fürst von Hohenlohe genöthigt worden, bei Prenzlau zu capituliren. Dadurch abgeschnitten von Stettin, warf sich Blücher ins Mecklenburgische, wo er sich bei Dambeck mit dem Corps des Herzogs von Weimar, das der Prinz Wilhelm von Braunschweig-Oels führte, vereinigte. Doch alle Truppen waren zu sehr ermattet, um mit ihnen etwas wagen zu können. Den Großherzog von Berg in seiner linken Flanke, den damaligen Prinzen von Pontecorvo in der Fronte und den Marschall Soult auf dem rechten Flügel, sah Blücher sich genöthigt, sich hinter der Trave zu setzen, wobei er den Plan hatte, diese drei großen Corps der Franzosen möglichst lange von der Oder abzuziehen. So rückte er in das Gebiet der freien Reichsstadt Lübeck ein. Allein diese Stadt, ein wenig etwas befestigt, ward von der Uebermacht der andringenden französischen Colonnen im Sturm genommen. Blücher hatte mit einigen Truppen sich aus der Stadt gerettet, und mußte, aller Vertheidigungs- und Ausfluchtsmittel beraubt, am 6ten und 7ten November zu Ratkau, einem fürstlich-lübeckschen Dorfe, capituliren. Er that dies jedoch nicht anders, als unter der ihm nach vielen Weigerungen zugestandnen Bedingung, bei seiner Unterschrift den Zusatz zu machen, daß „ihm die Capitulation von Prinzen von Ponte-Corvo angetragen

und von ihm nur wegen Mangel an Munition, Proviant und Fourage eingegangen worden." Blücher war nun Kriegsgefangner, wurde aber bald gegen den französischen (damaligen) General Victor ausgewechselt, und gleich nach seiner Ankunft in Königsberg, an der Spitze eines Corps, zu Schiffe nach Schwedisch-Pommern gesandt, um Stralsund vertheidigen zu helfen, und alle Operationen der Schweden zu unterstützen. Der tilsiter Friede hob diese Bestimmung wieder auf, und Blücher arbeitete eine Zeitlang in Königsberg und Berlin zur Seite des Königs im Kriegsdepartement. Dann erhielt er das Militair-Commando in Pommern. Er war darauf mit unter den bedeutenden Männern des preuß. Staates, welche auf Napoleons Veranlassung in den Ruhestand versetzt wurden. An dem Zuge des preußischen Hülfscorps bei der französischen Armee in Rußland im Sommer 1812 nahm Blücher keinen Theil; aber als sein König sich an Alexander anschloß, um die schmachvolle Fessel zu zerbrechen, in welche Frankreichs Uebermuth ganz Deutschland geschlagen hatte, als Preußens edle Nation sich erhob, um den erlittenen Schimpf zu rächen: da war Blücher — nun schon im Greisenalter von 70 Jahren — einer der Thätigsten. Er genoß die ausgezeichnete Ehre, den Oberbefehl über die Preußen und das russische Corps des Generals von Winzingerode zu erhalten, welches letztere in der Folge wieder von ihm getrennt wurde. In der Schlacht von Lützen (2ten Mai 1813) bedeckte der ehrwürdige General sich mit Heldenruhm, der von Alexander auf eine Weise durch Ertheilung des Georgen-Ordens anerkannt wurde. Die Tage bei Bautzen und Hochkirch wanden, ungeachtet der Erfolg für die Franzosen günstig erschien, neue Lorbeeren um seine Scheitel, aber das Maß seines Ruhmes ward erfüllt durch die großen Tage an der Katzbach und bei Leipzig. Dort vernichtete Blücher das ganze Corps des Marschalls Macdonald, und reinigte ganz Schlesien von den Feinden. Seine Armee erhielt nun den Namen der schlesischen. Vergebens versuchte Napoleon selbst, den alten Helden — von ihm spottweise „der Husaren-General genannt — in seiner Rache und seinem Siegeszuge aufzuhalten. Er drang unaufhaltsam durch die Lausitz vor. Am 3ten October passirte er bei Wartenburg die Elbe, und zwang durch diesen kühnen Schritt auch die große böhmische Armee unter Schwarzenberg und die Nordarmee unter dem Kronprinz von Schweden zu größerer Thätigkeit. Die großen Tage von Leipzig nahten. Am 16ten October errang die schlesische Armee unter Blücher über den Marschall Marmont bei Möckern einen glänzenden Sieg, und er drang schon an diesem Tage bis nahe an die Vorstädte Leipzigs vor. Am 18ten hatte Blücher in Verein mit dem Kronprinzen von Schweden großen Theil an der vollendeten Niederlage des übermüthigen Feindes, und am 19ten waren es seine Truppen, die zuerst Leipzig erstürmten. Seine eigenthümliche Schnelligkeit und die Art seiner Angriffe hatten ihm schon früher zu Anfang des Feldzugs von den Russen, den Beinamen „Marschall Vorwärts" zugezogen. Von nun an wurde es sein Ehrenname im ganzen deutschen Volke. Am ersten Januar 1814 ging er mit der schlesischen Armee — die nur aus zwei preußischen, zwei russischen, einem hessischen und einem combinirten Corps bestand — über den Rhein, besetzte am 17ten Nancy, und gewann (den 1sten Febr.) das bedeutende Treffen von La-Rothière und drang bis in die Nähe von Paris vor. Dann erhielt Napoleon im Laufe des Februar wieder einige bedeutende Vortheile, die allerdings sehr gefährliche Folgen hätten nach sich ziehen können, und Blücher mußte sich nach Cha-

lons zurückziehn, bis er zu Anfang März wieder vordrang, und am 9ten durch den entscheidenden Sieg bei Laon den Verbündeten den Weg nach Paris öffnete. Der Tag von Montmartre krönte die Großthaten dieses Feldzugs, und am 31sten März zog Blücher in die Hauptstadt Frankreichs ein. Sein König belohnte seine Verdienste, indem er ihn, zur Erinnerung an einen seiner ersten und wichtigsten Siege, bei Wahlstadt (s. d. Art.) an der Katzbach, zum Fürsten von Walstadt, mit Begleitung einer angemessenen Dotation, ernannte. Fast alle europäischen Regenten zierten ihn mit den Insignien ihrer höchsten Orden. England, wohin er sich im Juni d. J. mit den verbündeten Monarchen begab, empfing ihn mit allen Zeichen der enthusiastischen Verehrung, welche es nur den gepriesensten Helden seiner eignen Nation zollen kann. In Oxford wurde er als Zeichen höchster Ehre mit vielen Feierlichkeiten zum Dr. der Rechte ernannt. Von London zurück begab er sich auf seine Güter in Schlesien, und lebte dort bis 1815 die Landung Napoleons in Frankreich das preuß. Heer wieder in das Feld rief. Er erhielt abermals das Obercommando und führte die Armee schnell bis in die Niederlande. Am 15ten Juni eröffnete Napoleon die Feindseligkeiten, und da die ganze verbündete Armee noch nicht hatte zusammengezogen werden können, drangen die Franzosen vor (S. den Art. Waterloo). Am 16ten verlor Blücher die Schlacht bei Ligny, und gerieth selbst durch den Sturz seines tödtlich verwundeten Pferdes, unter dessen todten Körper er dadurch geworfen wurde, in Lebensgefahr, oder in die, gefangen zu werden. Nach diesem unglücklichen aber ehrenvollen Tage zeigte sich die wahre Größe des Feldmarschalls und seines Heeres. Weit entfernt, durch diese Unfälle Fassung und Muth zu verlieren, wurden beide dadurch nur verdoppelt, und am 18ten erfocht Blücher, der in dem Augenblick der höchsten Crise auf dem Schlachtfelde eintraf, und Napoleon nun in Rücken und Flanke nahm, im Verein mit Wellington, den großen Sieg bei La Belle Alliance oder Waterloo (s. d. Art.), dessen Alles entscheidende Resultate bekannt sind. Er schlug den angebotnen Waffenstillstand ab, zwang Paris zu capituliren, und widersetzte sich bei seiner zweiten Besetzung dieser Hauptstadt nachdrücklich dem im vorigen Kriege ausgeübten Schonungssystem, wiewohl nicht allenthalben mit völligem Erfolg. Um dieses neue Verdienst um Preußen und die allgemeine Sache zu erkennen, beehrte Friedrich Wilhelm III., da Blücher bereits im Besitz aller zu erhaltenden Würden und Ehrenzeichen war, ihn mit einem eigenen, für ihn allein bestimmten Ordenszeichen. Es ist ein von goldnen Stralen umgebnes eisernes Kreuz, das er ihm mit den Ausdrücken zuschickte: „wie er zwar wohl wisse, daß keine goldne Strahlen den Glanz seiner Verdienste erhöhen könnten, es ihm jedoch Vergnügen gewähre, deren Anerkennung auch durch eine äußere entsprechende Auszeichnung zu beurkunden ꝛc." Nach dem Pariser Frieden zog sich der Fürst wieder auf seine Güter zurück, wo er von den Beschwerden des Krieges auf seinen wohl errungnen Lorbeern ausruht.

Blum (Joach. Christ.) wurde den 19ten Nov. 1739 zu Rathenau in der Mark Brandenburg geboren, wo sein Vater ein wohlhabender Kaufmann war. Er studirte in Frankfurt unter Baumgarten, und verband sich dort durch die innigste Freundschaft mit Abbt und Töllner. Nach Vollendung seiner Studien ging er nach seiner Vaterstadt zurück, ohne ein bestimmtes Geschäft zu suchen. Seine Mitbürger nannten ihn deßhalb auch den Müßiggänger, bis er seine vor-

trefflichen Spaziergänge herausgab und sie dadurch überzeugte, daß man auch ohne Amt auf eine nützliche Weise thätig und selbst beim Spazierengehen zum Besten seiner Mitmenschen beschäftigt seyn könne. Blum starb den 28sten August 1790. Man kann ihn als Schriftsteller zunächst einen eben so anmuthigen als lehrreichen Prosaisten und leichten gefälligen Dichter nennen. — Von seinen Spaziergängen erschien die erste Auflage 1774; die dritte 1785. Außer den Spaziergängen verdient auch noch sein deutsches Sprichwörterbuch, 2 Bde. 1780 und 1782 bemerkt zu werden.

Blumauer (Aloys). Dieser bekannte Dichter war zu Steyer in Oesterreich ob der Ens den 21sten Dec. 1755 geboren, studirte in seiner Vaterstadt, trat 1772 zu Wien in den Jesuiterorden, privatisirte daselbst nach der Aufhebung desselben, bis er als Censor angestellt wurde, welche Stelle er aber 1793 niederlegte, da er die gräffersche Buchhandlung übernahm, an der er schon seit 1786 einigen Antheil gehabt hatte. Er starb den 16ten März 1798. Seine travestirte Aeneide machte ihn als einen Eingeweihten in die komische und scherzhafte Poesie auf das rühmlichste bekannt, und erwarb ihm die ausgebreitetste Celebrität. Es ist eine poetische Caricatur, reich an burleskem Witz und drolligen Verdrehungen. Diese Eigenschaften findet man auch in mehrern seiner übrigen zahlreichen Gedichte. Einige derselben athmen Feuer und Leben und sind in einer schönen, correcten und männlichen Sprache vorgetragen. Zuweilen aber ist sein Witz gemein, die Sprache incorrect und das mechanische des Versbaues verfehlt. In dem Trauerspiel Erwine von Steinheim zeigte er sich als Theaterdichter zu seinem Vortheil. Seine sämmtlichen Werke erschienen 1801 bis 1802 zu Leipzig 8. in acht Bänden.

Blume, Blüthe. Im gewöhnlichen Sprachgebrauche verwechselt man häufig diese beiden Ausdrücke; denn im vorzüglichen Sinne nennt man nur die Blüthen derjenigen Gewächse, welche um der Blüthe willen in Gärten erzogen werden, Blumen. Von Fruchtgewächsen, z. B. Aepfel-, Birnen- und Pflaumenbäumen, sagt man Blüthen. Die Blumen unterscheiden sich von allen übrigen Theilen der Pflanzen 1. dadurch, daß an dem Orte, wo die Blume erscheint, der Wuchs der Pflanze aufhört; 2. dadurch, daß die Blumen die Befruchtungswerkzeuge der Gewächse enthalten. — Im Allgemeinen bestehen die Blumen oder Blüthen aus dem Kelche oder der Blumendecke, aus der Blumenkrone, aus den Staubgefäßen und Staubträgern, welche wieder in mehrere Theile zerfallen, dem Staubweg oder Stempel, und dem Fruchtkeim oder Fruchtknoten. Die eigentlichen Befruchtungswerkzeuge sind die wesentlichsten Theile der Blume, um derentwillen die übrigen da sind. Auf ihnen beruht das wichtigste Vermehrungsgeschäft der Gewächse, welches auf eine ähnliche Art, wie in der thierischen Schöpfung erfolgt. Die im Fache der Flora so zahlreich erschienenen Schriften, und die in der Gartenkunst vorgenommenen Versuche und Untersuchungen belehren über das Detail am besten, deßhalb wir hier davon schweigen. Die Blumen sind in Rücksicht ihres Standorts an der Pflanze sehr verschieden; viele stehen einzeln, mit oder ohne Stiel auf der Pflanze, andere gehäuft. Die einzelnen Blüthen, woraus eine Blume zusammengesetzt ist, nennt man Blümchen. Das Auge wird durch die schöne Zierde der Natur, die Blume, ergötzt. Der prächtige Farbenschmuck, die schönen Zeichnungen und Schattirungen, welche sich auf den Blumenblättern befinden, müssen uns erfreuen und zur Be-

wunderung hinreißen. Eine vortreffliche Eigenschaft derselben ist der liebliche und erquickende Geruch; nicht zu gedenken, daß alle diese Gewächse einen großen Theil des Thierreichs durch ihren Honigsaft ernähren, wodurch ihn nachher der Mensch auch genießt. — In Treibhäusern zeugt die menschliche Kunst mitten im Winter, wenn draußen die ganze Natur oder doch die Vegetation erstorben scheint, Rosen, Hyacinthen und andere Blumen und zaubert gleichsam den Frühling im Winter herbei. — Die Hinfälligkeit der mehresten Blumen, welche sie in ihrer größten Pracht überfällt, ist bedauernswerth; manche blühen nur einige Stunden, manche nicht über einen Tag, andere hingegen Wochen lang. — Nur wenige behalten, abgebrochen und getrocknet, noch Jahre lang ihre Farbe, und dies sind die sogenannten Unsterblichen. Die mehresten verwelken nach dem Abpflücken eher oder später, schrumpfen ein und werden unansehnlich. Bei der Eintheilung der Gewächse nach dem Sexualsystem leisten die Blumen sehr wesentliche Dienste; denn außer, daß bei den mehresten die Staubgefäße die Classe, und die Staubwege die Ordnung bestimmen, geben die übrigen Theile der Blumen und selbst die Bildung ihrer Geschlechtstheile, nebst der Beschaffenheit der Frucht die Merkmale der Geschlechter ab. Blumenbette, in der Botanik der unterste Theil der Blume, auf welchem die übrigen Theile sitzen, der Ort, wo die Blume anfängt, oder wo der Stiel sich in die Blume selbst ausbreitet; auch der Blumenboden, Blumenblatt und Blumenkrone; beide können füglich zusammengefaßt werden. Die Blumenkrone besteht aus den Blumenblättern. Sie macht bei den mehresten Blumen die innere oder zweite Bedeckung der Befruchtungstheile aus, und hat zunächst die Bestimmung, jene Theile zu beschirmen. Für das Auge ist sie der schönste Theil. Die Blume ist es eigentlich, welche mit den schönen Zeichnungen und Farben pranget. Nicht alle Blumen haben eine Krone oder Blumenblätter, bei vielen sind die Befruchtungswerkzeuge nur mit dem Kelche umgeben. Blumen, deren Krone nur aus einem Blatte besteht, nennt man einblättrige, andere haben zwei, drei, vier, fünf, sechs und mehrere Blätter, und werden nach deren Zahl benannt; die über sechs Blätter haben, heißen vielblättrige. — Die Gestalt der Blumenkronen überhaupt ist bewundernswürdig mannichfaltig, so daß man für jede einzelne Form unmöglich Namen finden würde. — Jeder Freund der Natur und ihrer Erzeugnisse lernt die schönen und mannichfaltigen Gestalten der Blumenkrone am besten durch eigene Untersuchung und Zergliederung der Blumen kennen. — Der innere Bau eines Blumenblattes, mithin der ganzen Krone, ist künstlicher und zusammengesetzter, als man ahnet. Man bemerkt daran ein Oberhäutchen, ein schwammiges Gewebe und Bündel von Gefäßen, die sich in verschiedene Aeste vertheilen. Blumenscheide, ein [illegible]liches Blatt, welches mit seinem untern Ende den Stängel umfaßt, und den Blumen, ehe sie sich entwickeln, zur Bedeckung dient, nach der Entwicklung aber bald mehr, bald weniger von ihnen entfernt ist (Spatha). Blumenstiel, der Stiel einer Blume. In der Botanik heißt ein wurzelstockiger Blumenstiel (Pedunculus radicalis) derjenige Schaft, der nur eine Blume trägt: ein allgemeiner Blumenstiel (Ped. communis) heißt er, wenn mehrere Blumenstiele sich in einen vereinigen; ein besonderer (partialis) ist jeder einzelne auf einem allgemeinen stehende; auf dem Blattstiel sitzend (petiolaris) wird er genannt, wenn er auf dem Blumenstiele befestigt ist; dem Blatte gegenüberstehend (oppositifolius), wenn er auf der andern Seite dem Blatte gerade ge-

genübersteht; seitwärts sitzend (laterifolius), wenn er am Stängel zur Seite des Blattes sitzt; unter dem Blatte sitzend (extrafoliaceus), wenn er am Stängel unter dem Blatte festsitzt; zwischen den Blättern sitzend (intrafoliaceus), wenn er in der Mitte zwischen den Blättern am Stängel sitzt; einander gegenüberstehend (oppositiflorus), wenn die einzelnen Blumenstiele gerade gegenüberstehen. Ein eingehüllter Blumenstiel (Pedunculus involutus) ist ein solcher, der mit einer Hülle umgeben ist. — Blumenkaiser, eine Blume, aus welcher noch eine zweite und aus dieser noch eine dritte hervorsproßt, so daß ihrer drei über einander stehen. Blumenuhr ist eine Ordnung von Blumen auf einem Beete, deren Kelche sich zu bestimmten Zeiten auf- oder zuschließen, und auf diese Weise dem Kenner die Stunden anzeigen.

Blumenbach (Johann Friedrich). Dieser philosophische Naturforscher gehört gegenwärtig zu den ersten Zierden der Universität Göttingen, auf der er seit mehreren dreißig Jahren mit rastloser Thätigkeit sehr faßliche, vielbesuchte Vorlesungen über Naturgeschichte, Physiologie, Osteologie, vergleichende Anatomie, Pathologie und medicinische Literargeschichte hält. Ueber alle diese Wissenschaften hat er mit trefflichem Blicke ordnungsvoll und bündig geschrieben, und diese Schriften — ihr ansehnliches Verzeichniß liefert Meusels gelehrtes Deutschland — tragen das Gepräge seines eigenthümlichen, unverkennbaren Genies, und haben wegen ihres reellen Werthes großen Beifall und zum Theil mehrere Auflagen erhalten. Sein meisterhaftes Handbuch der Naturgeschichte ist bereits zum achten Male aufgelegt. Blumenbach ist am 11ten Mai 1752 zu Gotha geboren, studirte in Jena und Göttingen, wo er 1775 das medicinische Doctorat, 1776 die Aufsicht über das Naturaliencabinet der Universität, und eine außerordentliche, so wie 1778 eine ordentliche Professur der Medicin erlangte. Im Sommer 1783 unternahm er eine gelehrte Reise nach der Schweiz, und später eine nach England, wo ihm besonders das Wohlwollen des berühmten Ritters Banks sehr nützlich war. 1788 wurde er großbritannischer Hofrath, und als Göttingen unter das Scepter des Königs Hieronymus Napoleon gekommen war, Ritter der westphälischen Krone. Von vielen gelehrten Gesellschaften ist er Mitglied, und steht mit den vorzüglichsten Männern seines Faches in Briefwechsel. Er besitzt, außer vortrefflichen naturhistorischen Werken und Kupferstichen, eine herrliche Naturaliensammlung, welche die Dankbarkeit von mehreren seiner ehemaligen Schüler zum Theil mit großen Seltenheiten bereichert hat. Er verdient diese Liebe und allgemeine Hochachtung, weil er nicht nur ein höchst nützlicher akademischer Lehrer und ausgezeichneter Schriftsteller, sondern auch ein aufrichtiger, schlichter, deutscher Biedermann ist.

Blumenhandel in Holland. Harlem war in älteren Zeiten der Hauptsitz dieses famösen Handels, von dem einige nähere Nachrichten nicht ohne Interesse seyn werden. Es war in den Jahren 1636 und 1637, als in Holland der berüchtigte Tulpenschwindel regierte. Man sah in dieser Zeit viele vermögende Personen dabei zu Grunde gehen und Arme dagegen zu Reichthum gelangen. Man verkaufte Zwiebeln, die man nicht besaß, für unerhörte Summen, mit der Bedingung, selbige dem Käufer in einer festgesetzten Zeit zu liefern. Für eine einzige Semper Augustus bezahlte man 13,000 Fl., und für drei dito zusammen 30,000 Fl., für 200 Aße von derselben 4500 Fl.; für 400 Aße Admiral Liefkenshöek über 4000 Fl., für Admiral Enkhuizen über 5000 Fl. u. s. w. Für einen Viceroi gab

man folgende Artikel: zwei Last Waizen, vier Last Roggen, vier fette Ochsen, acht Ferkel, zwölf Schafe, zwei Oxhoft Wein, vier Tonnen Achtguldenbier, zwei Tonnen Butter, 1000 Pfund Käse, einen Bündel Kleider und einen silbernen Becher. In Alkmaar verkaufte man in einer öffentlichen Auction für mehr als 90,000 Fl. Zwiebeln. In derselben Zeit gewann jemand in Amsterdam in vier Monaten über 60,000 Fl. bei diesem Handel. In einer einzigen holländischen Stadt sollen über zehn Millionen Tulpenzwiebeln debitirt worden seyn. Aber diese Schwindelperiode konnte von keiner langen Dauer seyn. Die Käufer weigerten sich, die vorbedungenen Summen zu zahlen, und als die Staaten am 27sten April 1637 bestimmten, daß dergleichen Summen auf dem gewöhnlichen Wege, wie jede andere Schuld, beigetrieben werden sollten, stürzten die tollen Preise auf einmal, und man konnte nun einen Semper Augustus um 50 Fl. haben. Dennoch waren auch nachher die Summen, die man durch das Hervorbringen neuer und seltener Tulpengewächse gewann, nicht unbedeutend, und noch jetzt findet man in den Verzeichnissen der harlemer Blumisten die Preise von 25 bis 150 Fl. für einzelne rare Tulpen. Bis zur französischen Revolution zogen die harlemer Blumisten ihre Tulpenzwiebeln vornehmlich aus Ryssel und andern Städten Flanderns, wo sich die Geistlichen mit der Cultur derselben beschäftigten, nachher haben die Harlemer sich selbst der Cultur befleißigt; doch ist der ganze Tulpenhandel nicht mehr von so sonderlicher Bedeutung. Aber auch nach dem Verfall des Tulpenhandels verlor Alkmaar den Ruf nicht, die ersten Liebhaber und Kenner von Blumengewächsen zu besitzen. Vermögende Personen trieben die Zucht der Blumen, besonders auch der Hyacinthen. Theils von diesen, theils von auswärts her versahen sich die Blumisten nicht nur mit Hyacinthen, sondern auch mit Ranunkeln, Aurikeln, Nelken, Anemonen und andern Blumen, die allmälig zahlreicher bei ihnen bestellt wurden. Das Geschäft gewann von Jahr zu Jahr an Ausdehnung, und Harlem ist bis jetzt der Stapelplatz dessen geblieben, was schön und vollkommen in dieser Waare genannt werden kann. Die Hyacinthen fingen erst um das Jahr 1730 an, recht empor zu kommen. Man bezahlte in diesem Jahre für Passe non plus ultra 1850 Fl., und für $\frac{1}{12}$ Ophir, wovon die ganze Zwiebel jetzt ein Paar Stüber kostet, 275 Fl. Im J. 1776 stand der harlemer Blumenhandel in einem hohen Flor, und noch im J. 1785 gab man für den Marquis de la Coste 750 Fl. Seitdem sind die Preise der Hyacinthen ebenfalls sehr gesunken, wiewohl man in den Verzeichnissen auch noch gewisse doppelte Hyacinthen mit Preisen von 25 bis 100 Fl. angeführt findet. Die sehr verbreitete Liebhaberei, allerlei Blumen, und besonders Hyacinthen, im Winter auf Gläsern und in Töpfen zu ziehen, hält diesen Handel noch aufrecht. Zwischen Alkmaar und Leiden sind über 20 Morgen Landes (à 600 Ruthen) allein den Hyacinthen gewidmet, die in dem sandigen und lockeren Boden ganz vorzüglich gedeihen. Es wird noch immer viel daran gewonnen, und man zählt in und um Harlem außer vielen kleinen, wohl 12 oder 13 große Blumisten. Sie hatten in Friedenszeiten nicht nur Versendungen nach Deutschland, Rußland, England u. s. w., sondern selbst bis nach der Türkei und dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Jetzt ist theils durch die Zeitumstände, theils aber auch dadurch dieser Handel sehr verdorben worden, daß einzelne harlemer Blumisten übermäßig große Partien Zwiebeln allenthalben in Commission geben, und in Auctionen und sonst verschleudern lassen. Außer den angeführten versenden die Harlemer noch

Tazetten, Jonquillen, weiße Lilien, Mortagons, Iris, Fritillarien, Crocus und andere Blumengewächse, auch allerlei Sämereien, Obstbäume und Treibhausgewächse.

Blumenorden, der Name einer dichterischen Gesellschaft, von Harsdörfer ungefähr im Jahre 1644 zu Nürnberg gestiftet; auch die Blumengesellschaft, der Pegnitzorden genannt. Die Mitglieder selbst nannten sich **Blumenhirten, Pegnitzhirten**. (S. Pegnitzorden.)

Blumenstück nennt man in der Malerei eine Darstellung von Blumen, worin diese ein Kunstwerk an sich ausmachen. Wenn es nicht zu läugnen ist, daß solche Darstellungen, wobei täuschende Wahrheit das höchste Erreichbare ist, nur zu den untergeordneten Arten der Malerei gehören, und daß ein Maler damit noch nicht den Namen eines ästhetischen Künstlers verdient, so können sie doch sehr wohl unter einem höheren Charakter, als dem der Nachahmung, erscheinen, und durch sinnige Anordnung und Wahl auch ein wahres ästhetisches Verdienst erlangen. Als die berühmtesten Blumenmaler nennen wir Huysum, Rachel Ruysch, Segher, Verendael, Mignon und Roepel, welcher letztere sein Leben in das Vergnügen, die Blumen seines Gartens zu betrachten und zu malen, theilte.

Blut. Diese rothe Flüssigkeit befindet sich, außer dem menschlichen Körper, in allen Säugthieren, Vögeln, Amphibien und Fischen; bei den letztern beiden Thierclassen aber mit dem wichtigen Unterschiede, daß sie nicht warm, sondern kalt ist, und die Temperatur des Mediums annimmt, in welchem sich diese Thiere aufhalten. Die Insecten und Würmer haben statt desselben einen Saft von weißlicher Farbe, der mit dem eigentlichen Blute nicht verglichen werden kann, ob man ihn gleichwohl auch weißes Blut nennt. Das eigentliche Blut besteht aus kleinen runden Kügelchen, deren Durchmesser noch nicht auf den 3000sten Theil eines Zolls geschätzt wird, oder nach Andern, aus plattgedrückten Bläschen. Es enthält zwei verschiedene Substanzen, die sich beim Gerinnen von einander scheiden: das Blutwasser, eine wäßrige, eiweißähnliche Substanz, und eine dicke, schleimige Materie, der eigentlich die rothe Farbe zukommt, die viel schwerer ist als jene und **Blutkuchen** heißt. Die rothe Farbe des Bluts rührt nach Einigen von dem brennbaren Wesen (Phlogiston, in der Sprache der neuern Chemie Oxygene, Sauerstoff) her. Andere schreiben sie, und wie es scheint, mit größerem Rechte, den darin enthaltenen Eisentheilchen zu, welche den Farbestoff des Blutes wenigstens binden und seine Wirkung bestimmen. Für das Leben des thierischen Körpers ist das Blut von der größten Wichtigkeit, und man kann es füglich als den Quell des Lebens ansehen. Es ist, so lange der Körper lebt, in steter Bewegung, welche nur mit dem Tode aufhört. Außerhalb des Körpers geht mit demselben sehr bald eine auffallende Veränderung vor; es fängt an zu gerinnen, und geht hernach zuerst in eine saure, dann in eine faule Gährung über. — Alles Blut nimmt seinen Ursprung aus dem Milchsafte, und setzt nach und nach die für die Erhaltung und das Wachsthum des Körpers erfoderlichen Nahrungssäfte durch eine Menge hierzu geeigneter Gefäße ab. Dies geschieht, während es aus dem Herzen bis zu den entferntesten Theilen des Körpers, und von da wieder zurückgetrieben wird. — Der **Blutumlauf** ist gleichsam die Grundlage und erste Bedingung des Lebens. Mit ihm hört alles Leben, und folglich jede übrige Verrichtung des thierischen Körpers auf. Erst im vorigen Jahrhunderte entdeckte ihn der Engländer Harvey. Das Herz,

der Mittelpunkt des Blutumlaufs, hat eine doppelte Bewegung, welche unaufhörlich wechselt; die eine ist zusammenziehend, die andere erweiternd. Mit dem Herzen sind zwei Arten von Canäle verbunden, wovon die eine **Schlagadern**, die andere **Blutadern** heißt. Jene führen das Blut aus dem Herzen nach den äußersten Theilen des Körpers, diese nehmen es aus den Pulsadern wieder auf und bringen es nach dem Herzen zurück. Der Umlauf des Bluts geht mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit vor sich; in weniger Zeit als der tausendste Theil einer Minute wird es im Menschen durch einen Raum von drei Fuß getrieben. Strömte das Blut mit gleicher Schnelligkeit gerade und ohne alle Krümmungen fort, so würde es in einer einzigen Minute 30,000 Fuß durchlaufen. Diesen Grad von Schnelligkeit hat das Blut aber nur in den nahe am Herzen befindlichen größern Canälen; je weiter es sich vom Herzen entfernt, desto mehr nimmt auch jene Geschwindigkeit ab. Man kann in einem erwachsenen Menschen von gewöhnlicher Constitution eine Blutmasse von 24 Pfunden annehmen, die in einer Stunde 24, folglich 576 Mal in einem Tage durchs Herz und durch die kleinsten, den Haarröhrchen ähnlichen Gefäße im ganzen Körper herumgetrieben wird. Man kann das Blut als den Grund und Urquell aller organischen Bewegung betrachten.

Blutader, eigentlich eine jede Ader, die Blut in sich enthält; im Gegensatze der Bandadern, Erzadern, Wasseradern. In engerer Bedeutung Adern, welche aus den Theilen des Körpers das Blut zu dem Herzen zurückführen (Venae); im Gegensatze der Schlagadern (Arteriae). Die unpaare Blutader (Vena azygos) entspringt in der Bauchhöhle aus der rechten Nierenblutader, oder einer Lendenblutader, steigt in die Brusthöhle hinauf, und senkt sich in die obere Hohlader ein. Die unpaare Blutader der linken Seite (Vena hemiazygos) ist viel schwächer als die vorige, und ergießt sich in dieselbe in der Gegend des neunten Brustwirbels. (Vergl. **Adern**.) Das **Blutauge**, ein blutiges Auge; bei den Aerzten eine Ergießung des Bluts in die vordere und hintere Augenkammer, durch einen Schlag aufs Auge, durch heftige Anstrengung beim Erbrechen, Husten u. s. w. (Hypoema) **Blutregen**, ein Regen, nach welchem man rothe Flecken bemerkt, die man für Blut, das mit dem Regen herabgefallen sey, hielt, oder doch so nannte, welche aber von kleinen rothen Ziefern (Insecten) herrühren, oder auch von gewissen kleinen Schmetterlingen, welche, wenn sie auskriechen, an den Mauern der Häuser rothe Flecken zurücklassen. **Blutspeien**, diejenige Krankheit, da man durch Husten Blut aus der Lunge wirft; auch Blutbrechen (haemoptisis); wird auf ein Mal eine große Menge Bluts ausgeworfen, so ist es ein Blutsturz.

Blutbereitung, s. **Ernährung**.

Bluthochzeit (pariser). Diese schreckliche, in den Jahrbüchern der Menschheit verewigte Begebenheit ereignete sich unter Carl IX. Könige von Frankreich. Schon unter den vorigen Königen waren diejenigen, welche der reformirten Kirche anhingen, auf das unmenschlichste behandelt worden; der König **Franz** verfolgte sie, weil er glaubte, ihre Lehre predige Ungehorsam und Empörung. Unter **Heinrich II.**, welcher sich seinen Maitressen und Günstlingen überließ, hatte der Parteigeist und die Religionsverfolgung freies Spiel, und das Schicksal der reformirten Bürger war schrecklich: man schund den Ketzern die Haut ab, rieb das rohe Fleisch mit Schwefel, und hing die Körper an eisernen Ketten über Kohlen. Indessen hatten sich die

elben doch sehr verbreitet. Unter Heinrichs Nachfolger und Sohn, ;ranz II., welcher ganz unmündig am Geiste war, und dessen Schwä- ;e Alle benutzen wollten, um die Regierung an sich zu ziehen, war s vorzüglich die Eifersucht der Großen gegen einander, welche, in- em sie sich hinter die Religion verbarg, die innern Unruhen immer öher und höher zu treiben anfing. Franz, Herzog von Guise, nd Ludwig, Prinz von Condé (ein Verwandter des Hauses Nontmorenci, welches schon unter der vorigen Regierung wider die Guisen gearbeitet hatte), bildeten zwei entgegengesetzte Parteien. Guise und sein Bruder waren eifrig catholisch; dies war genug für Condé, sich zum Haupt der Reformirten oder Hugonotten zu nachen. Zu gleicher Zeit hegte Catharina von Medicis die hrsüchtigsten Plane. Nach dem plötzlichen Tode Franz II. ward sie Regentin für ihren zehnjährigen Sohn Carl IX., und fand sich jetzt ewogen, nachdem sie sich vorher zu den Guisen gehalten hatte, die- en zum Troß den Reformirten ein Toleranz-Edict zu geben. Die uisische Partei dagegen überredet das Volk, daß die catholische Re- igion in der größten Gefahr sey. Die Hugonotten werden aufs rausamste gemißhandelt; Prinz Condé greift zu den Waffen, und er bürgerliche Krieg nimmt seinen Anfang. Die Guisen suchen spa- ische, Condé englische Unterstützung. Von beiden Seiten macht man ich der abscheulichsten Grausamkeiten schuldig, und schließt Nothfrie- en. Die Königin Mutter läßt nun den König, da er ins vierzehnte Jahr getreten war, für mündig erklären, um unter seinem Namen esto freier regieren zu können. Herzog Franz von Guise war bei der Belagerung von Orleans von einem Hugonotten meuchelmörderisch etödtet worden; allein sein Geist lebte in seinem Hause fort, wel- hes den Admiral Coligny für den Urheber dieses Meuchelmordes ielt; auch sahen die Hugonotten bald ein, daß die Königin Mutter ie haßte; Condé und Coligny setzten sich daher in Verfassung. Der König hatte sie überreden lassen, daß es auf sein Leben abgesehen ey, und faßte einen unversöhnlichen Haß gegen die Hugonotten. Der Hof suchte indeß Zeit zu gewinnen und sich des Prinzen und des Ad- nirals durch List zu bemächtigen; dieses schlug fehl, und die Feind- eligkeiten fingen heftiger wieder an. Condé wird gefangen ge- ommen (1569), und als ein Kriegsgefangener von dem Hauptmann on Montesquieu erschossen. Coligny sammelt die Reste des ge- chlagenen Heeres; der Prinz Heinrich von Béarn (einer zu Na- arra gehörigen Landschaft, von welcher der Erbprinz von Navarra einen Namen führte), nachmaliger Heinrich IV., König von Na- arra und Frankreich, welcher nach Condé's Tode das Haupt der Reformirten ward, wird zum obersten Feldherrn erklärt, und Coligny ührt im Namen des Prinzen Heinrich von Condé, welcher die Ermordung seines Vaters zu rächen schwur, das Commando. Allein s fehlt ihm an Geld, und er wird geschlagen. Am nachtheiligsten ür die Hugonotten war jedoch der darauf folgende scheinbar vortheil- hafte Friede zu St. Germain en Laye (am 8ten August 1570); dieser Friede schläferte die Häupter der Hugonotten ein, vorzüglich den Ad- miral Coligny, welcher des bürgerlichen Krieges müde war. Der König schien sich gänzlich von dem Einflusse der Guisen und seiner Mutter losgerissen zu haben; er ruft den alten Coligny, die Stütze der Hugonotten, an seinen Hof, und ehrt ihn als Vater; die feinsten Mittel werden angewandt, dieser Täuschung das Ansehen von Wahr- heit zu geben; die Schwester des Königs wird an den Prinzen von

Béarn vermählt (am 13ten August). Einige ahneten nichts Gutes, und warnten den Admiral; aber dieser glaubte nicht, daß der König einen Meuchelmord durch das ganze Land anbefehlen werde, und doch war es so. Am 22sten August geschieht aus einem Fenster ein Schuß auf den Admiral, und verwundet ihn am Arm; der König eilt zu ihm und schwört ihn zu rächen. Aber an demselben Tage läßt sich der König von seiner Mutter überreden, der Admiral stehe ihm nach dem Leben. „Bei dem Tode Gottes!" schrie er, „man tödte den Admiral, aber ihn nicht allein, sondern alle Hugonotten, damit auch nicht einer übrig bleibe, der uns beunruhigen könne!" Die Nacht darauf hält man Blutrath; die Nacht auf den Bartholomäustag zwischen dem 24sten und 25sten August 1572 wird zur Ausführung bestimmt. Der Herzog von Guise bricht in das Haus des schwer verwundeten Coligny; ein Deutscher, Namens Behm, versetzt dem betenden Greise den ersten Stich; seinen Körper gibt man den schändlichsten Mißhandlungen Preis. Nach der gelungenen Ermordung des Admirals gab eine Glocke auf dem Thurme des königlichen Schlosses in der Stunde der Mitternacht den versammelten Bürgercompagnien das Zeichen zu einer allgemeinen Niedermetzelung aller Hugonotten. Der Prinz von Condé und der König von Navarra retteten ihr Leben nur dadurch, daß sie in die Messe gingen und scheinbar zur catholischen Kirche übertraten. Zu gleicher Zeit breiteten königliche Befehle das Blutbad im ganzen Lande aus, und wenn auch hier und da einige Scharfrichter und Soldaten mehr Ehr- und Menschenliebe, als die Pariser, hatten, so fanden sich doch Werkzeuge der Ermordung genug. Dreißig Tage hindurch dauerte fast in allen Provinzen diese Abscheulichkeit, und man zählt an 30,000 Menschen, welche hingeopfert wurden. Zu Rom wurden die Kanonen gelöset! Der Papst schrieb ein Jubeljahr aus, und verordnete eine Prozession in der Ludwigskirche. — Bei dem allen erreichten die unvernünftigen Eiferer ihren Zweck nicht. Diejenigen von den Hugonotten, welche sich gerettet hatten, flüchteten in unwegsame Gebirge und nach Rochelle. Der Herzog von Anjou übernahm die Belagerung; aber während derselben erhielt er die Nachricht, daß ihn die Polen zum König gewählt hätten. Er schloß am 6ten Juli 1573 einen Vergleich, und der König bewilligte den Hugenotten in gewissen Städten Religionsübung. Der Hof gewann mithin durch die pariser Bluthochzeit nichts, als daß die Hugonotten für die Zukunft mehr auf ihrer Hut standen und sich gegen neue Angriffe rüsteten. Eine ausführliche Erzählung dieser schrecklichen Begebenheit ist Curths Bartholomäusnacht, ein Werk, das in jeder Rücksicht Empfehlung verdient. (Leipz. 1814. 1 Thlr. 16 Gr.)

Blutschande (ihre Definition gehört nicht in das Conversations-Lexicon) haben bloß die positiven Legislationen aus dem Religionssystem aufgenommen. Das Naturrecht kennt sie nicht, desgleichen zählt der Code Napoléon sie nicht unter den Delictis carnis mit auf; von dem triftigen Grundsatze ausgehend, daß Verpönung dieser Art von Verbrechen zu nichts als zu deren Verheimlichung dient, und daß die Strafe der öffentlichen Meinung genügt. Das natürliche Sittlichkeitsgefühl hat von jeher bei allen Nationen die Ehe und den Beischlaf zwischen Descendenten und Ascendenten verboten, nicht so zwischen Geschwistern, welche bei den Persern, Athenern, Aegyptiern rc. sich heirathen durften. Eine sittliche Bildung dehnte die verbotenen Verwandtschaftsgrade aus, und moralischer und religiöser Pedantismus überdehnte sie, und sprang sogar auf die geißliche Ve-

wandtschaft der Gevattern über. Es ist zu hoffen, daß die Aufklärung unserer Tage, welche sich zeither schon in der Füglichkeit der Dispensationen offenbart hat, den Incest nur auf Aeltern, Kinder und Geschwister beschränken werde, wenn anders die Consistorien die ergiebigen Dispensationssporteln aufopfern wollen. A

Blutsfreundschaft (im Naturrechte) wird durch das Verhältniß begründet, in welchem eine Person gegen die andere aus dem Grunde einer vorhergegangenen Zeugung sich befindet. Da der zeugende Theil etwas von seiner animalischen Substanz anwendet, um daraus die animalische Substanz des andern, des Gezeugten, zu bilden, so entsteht daraus das allgemeine Princip: je größer die Uebereinstimmung des animalischen Wesens einer Person mit dem animalischen Wesen der andern aus dem Grunde einer vorhergegangenen Zeugung ist, desto größer ist der Grad der Blutsfreundschaft unter ihnen. Daher ist zwischen einer zeugenden und der von ihr durch die Zeugung abstammenden Person nach der Natur ein größerer Grad der Blutsfreundschaft, als zwischen denen, welche von einer Person, als ihrem gemeinschaftlichen Stammvater, herkommen. Daher ist die Verwandtschaft oder der Grad der Blutsfreundschaft unter solchen Personen, die mit einander in einer geraden Linie stehen, größer, als der Grad der Blutsverwandtschaft unter solchen Personen, die durch verschiedene Seitenlinien mit einander verbunden sind. Die Personen in gerader Linie sind gleichsam lauter Entwickelungen des nämlichen Keimes, der in dem Stammvater befindlich war. Jede Seitenlinie aber ist Entwicklung eines eigenen oder besondern Keims, der von dem Keime des andern unterschieden ist, und nur darin mit demselben übereinkommt, daß er mit jenem zugleich im Stammvater existirte. Wenn man also nach der Verwandtschaft zweier Personen aus zwei Seitenlinien einer Familie fragt, so ist dies in der That eine ganz andere Verwandtschaft als die, welche sich zwischen zwei Personen aus einer geraden Linie befindet. Mithin können auch die Zeugungen aus einer Linie nicht auf die andere Seitenlinie fortgezählt werden, wenn man die Grade der Verwandtschaft zwischen zwei Personen aus zwei Seitenlinien richtig bestimmen will. Die einzige naturgemäße Regel ist in dem Falle die, daß man die Zeugungen vom gemeinschaftlichen Stamme in jeder Seitenlinie bis auf die Personen zählt, nach deren Verwandtschaft man fragt, und den Abstand jeder dieser Personen von dem gemeinschaftlichen Stamme in der Zahl der letzten Zeugung aus jeder Linie ausdrückt. Wenn man aber die Verwandtschaft zweier Personen in einer geraden Linie den Graden nach bezeichnen will, so zählt man die Zeugungen von der einen zur andern.

Bluttaufe wurde zuerst von Tertullian der Märtyrertod genannt, den er und nach ihm eine Menge anderer christlicher Lehrer als eine zweite, zur Vergebung der Sünden noch kräftigere Taufe betrachten lehrte, und den Gläubigen dringend empfahl. Vergl. d. Art. Märtyrer. E.

Boccaccio (Giovanni), dessen Namen, wie Mazzuchelli mit Recht sagt, allein für tausend Lobsprüche gilt, war im J. 1313 geboren. Sein Vater war Kaufmann in Florenz, aber seine Familie stammt von Certaldo, einem Dorfe in Toscana; daher er sich selbst da Certaldo nennt. Boccaz war die uneheliche Frucht einer Verbindung, welche sein Vater zu Paris, wohin ihn Handelsgeschäfte gerufen, eingegangen war, und wurde daselbst geboren. Frühzeitig nach Florenz gebracht, begann er hier seine Studien; und verrieth schon als Knabe

einen entschiedenen Geschmack für die Poesie. Mit dem zehnten Jahre übergab ihn sein Vater einem andern Kaufmann, bei dem er die Handlung erlernen sollte. Dieser führte ihn nach einigen Jahren nach Paris, und behielt ihn überhaupt sechs Jahre bei sich, ohne daß er ihm Neigung für den Kaufmannsstand hätte einflößen können. Leidenschaftliche Liebe für die Wissenschaften beseelte ihn. Vergebens hoffte sein Vater, daß der Aufenthalt in Neapel seinem Geiste eine ihm erwünschtere Richtung geben würde. Er blieb acht Jahre daselbst, aber statt mit Kaufleuten zu verkehren, knüpfte er die innigsten Freundschaftsbände mit mehreren neapolitanischen und florentinischen Gelehrten, welche der kunstliebende König Robert dahin gezogen hatte. Nichts beweiset, daß er Theil an dem Wohlwollen dieses Fürsten hatte; wohl aber genoß er der besondern Gunst einer natürlichen Tochter Roberts, für die er mehrere Werke in Prosa und Versen schrieb, und der er unter dem Namen Fiammetta oft darin huldigt. In glücklichen äußern Verhältnissen, mit einem lebhaften und heitern Geiste, einem sanften und gefälligen Charakter, der glückliche Liebhaber einer Königstochter, mußte der ihm bestimmte Stand mehr als je ihn mit Widerwillen erfüllen. Der lebhafte Geschmack, den die Prinzessin an der Dichtkunst fand, der vertraute Umgang mit wissenschaftlichen Männern, das Grabmal des Virgils, das er auf einem Spaziergange bei Neapel erblickte, die Gegenwart Petrarca's, der mit höchster Auszeichnung bei Hofe aufgenommen ward, und von Neapel nach Rom ging, um den Dichterlorbeer zu empfangen; die Verbindung, welche Boccaz mit ihm geschlossen, alles wirkte mächtig auf seine natürlichen Neigungen, um ihn entschieden zu einem Literator und Dichter zu machen. Nachdem er hierauf zwei Jahre in Florenz bei seinem Vater verlebt hatte, kehrte er nach Neapel zurück, wo ihn die Königin Johanna sehr gütig aufnahm, und man glaubt, daß er nicht minder, um dieser jungen Königin, als um seiner theuern Fiammetta zu gefallen, seinen Decamerone schrieb, der ihn, ohne Nebenbuhler, zum ersten italiänischen Prosaiker erhebt. Nachdem ihn seines Vaters Tod zum Herrn seiner Neigungen gemacht hatte, ließ er sich in Florenz nieder, wo er seine Studien nur durch Lustbarkeiten und einige Missionen, womit seine Mitbürger ihn ehrten, unterbrach. Er wurde gewählt, Petrarca nach Padua die Nachricht zu bringen, daß man ihn zurückberufen und das Vermögen seines einst verbannten und im Exil verstorbenen Vaters freigegeben. Hier war es, wo Beide eine Freundschaft schlossen, die für ihr ganzes Leben dauerte. Als einige Jahre nachher Boccaz durch den Ankauf kostbarer Bücher und durch Vergnügungen sein mäßiges Vermögen erschöpft hatte, fand er in Petrarca die großmüthigste Hülfe; nicht minder war ihm Petrarca für seine Schriften und für sein Leben ein trefflicher Rathgeber; ihm dankte er vornehmlich die Veränderung, die in seinem Wesen vorging. Ein Kartheuser hatte ihn zu einer gänzlichen Entsagung aller Freuden der Welt bewogen; Petrarca milderte diesen Entschluß, und führte ihn zu jener Mäßigung zurück, welche den echten Weisen auszeichnet. Neue Unruhen, die in Florenz ausbrachen, bewogen ihn, sich nach Certaldo zurückzuziehen, wo er ein kleines Landgut besaß, um hier ruhig seine Arbeiten fortzusetzen. Er hatte bisher nur in italiänischer Sprache und bloß Werke der Unterhaltung geschrieben; jetzt verfaßte er auch mehrere gelehrte und historische. Er schrieb sie lateinisch; eins derselben war das erste neuere Werk, worin sich die in den Schriften der Alten zerstreuten mytho-

ogischen Notizen gesammelt finden. Er verstand sehr gut die grie-
hische Sprache, und hatte auf seine Kosten den Leontius Pilatus aus
Thessalonich von Venedig nach Florenz kommen lassen, den er drei
Jahre in seinem Hause unterhielt, um von ihm die Sprache zu ler-
nen, den Homer mit ihm zu erklären, und von ihm ins Lateinische
ibersetzen zu lassen. Er hat den Ruhm, daß er zuerst aus Griechen-
and auf seine Kosten Abschriften der Iliade und Odyssee kommen las-
en, und sparte weder Mühe noch Aufwand, sich gute griechische und
ateinische Handschriften zu verschaffen. Zugleich bediente er sich sei-
nes ganzen Einflusses, um seine Zeitgenossen zur Erlernung des Grie-
hischen zu befeuern, und das Studium des Alterthums an die Stelle
er Scholastik zu setzen. Das Ansehen, das er sich erworben hatte,
var Ursach, daß er zwei Mal in wichtigen Angelegenheiten an den
Papst Urban V. gesandt wurde. Er vollzog diese Aufträge und kehrte
nach Certaldo zu seinen Studien zurück. Hier befiel ihn eine lang-
wierige und widrige Krankheit, die ihn noch lange in einem Zustande
von Schwäche und Abspannung ließ, der peinlicher als die Krankheit
elbst war. Er genas, um eine schwierige, aber für ihn doppelt schmei-
helhafte Arbeit zu unternehmen. D a n t e war mit Recht von je der
Gegenstand seiner höchsten Bewunderung gewesen. Die Florentiner,
ie diesen ihren großen Mitbürger einst verfolgt und verbannt hat-
en, errichteten jetzt, um sein Andenken zu ehren und zu rächen, einen
iffentlichen Lehrstuhl für die Erklärung seines Gedichts, das in dem-
elben Maße dunkler und schwieriger ward, als man sich von der Zeit,
n der es geschrieben worden, entfernte. Diese neue Professur wurde
Boccaz anvertraut, und er lag ihr mit einem so rastlosen Eifer ob,
aß seine Gesundheit sich nie wieder völlig befestigen konnte. Dazu
am die Nachricht von dem Tode seines Lehrers und theuersten Freun-
es Petrarca. Er überlebte ihn nicht viel über ein Jahr und starb
u Certaldo den 21sten Dec. 1375. Auf sein Grabmal setzte man fol-
ende, von ihm selbst verfaßte Inschrift:

Hac sub mole jacent cineres ac ossa Johannis,
Mens sedet ante deum meritis ornata laborum
Mortalis vitae. Genitor Bocchaccius illi,
Patria Certaldum, studium fuit alma poësis.

Boccaccio erscheint in der That in allen seinen Werken als ein treffli-
her Dichter von der reichsten Erfindung, lebendigsten Phantasie und
em zartesten und glühendsten Gefühl. Sein Decamerone, der eine
Sammlung von hundert Novellen enthält, hat seinen Ruhm vor allen
übrigen begründet. Er malte in demselben, wie auf einer ungeheuern
einwand, Menschen von allen Ständen, allen Charakteren, allen Al-
ern, und Ereignisse aller Art, die ausgelassensten und heitersten, wie
ie rührendsten und tragischsten, und bildete dabei die Sprache zu
inem bis dahin noch nicht erreichten Grade aus. Vielfältig ist der
Decamerone übersetzt, und von unzähligen Schriftstellern aus ihm ge-
chöpft worden. Von seinen übrigen Werken müssen wir uns begnü-
en, nur folgende anzuführen: La Teseide, der erste Versuch einer ita-
iänischen Epopöe, und in Ottaven geschrieben, für deren Erfinder Boc-
az gilt. Amorosa visione, ein großes Gedicht in Terzinen. Die An-
angsbuchstaben der Terzinen bleiben zwei Sonette und eine Canzone
um Lobe der Prinzessin Maria, seiner Gebieterin, die er hier mit ih-
em Namen zu nennen wagt. Il Filostrato, ein romantisches Gedicht
n Ottaven. Nimfale Fiesolano, ebenfalls in Ottaven. Rime. Die
neisten seiner Sonette, Canzonen und andere Liebesgedichte hatte Boc-

caz, nachdem er die italiänischen Poesien Petrarca's gelesen, verbrannt, und die vorhandenen scheinen sich wider seinen Willen erhalten zu haben. Il Filocopo, ovvero amorosa fatica, ein Jagdroman. L'amorosa Fiametta, ein sehr lieblicher Roman, der auch den deutschen Lesern durch die Uebersetzung der Soph. Brentano bekannt ist. L'Urbano (wird von Einigen für untergeschoben gehalten). L'Ameto oder Nimfale d'Ameto, ein aus Prosa und Versen gemischtes Gedicht, aus dem Schlegel in seinen Blumensträußen Einiges gegeben hat. Il Corbaccio o sia Labirinto d'Amore, eine beißende Invective gegen eine Frau, die ihn zum Unwillen gereizt hatte. Endlich Origine, vita e costumi di Dante Alighieri, durch manche Details interessant, und sein Commento sopra la Commedia di Dante, der aber nur bis zum 17ten Gesang der Hölle reicht. Seine lateinischen Werke sind: De genealogia Deorum, libri XV. De montium, sylvarum, lacuum, fluviorum, stagnorum et marium nominibus liber. De casibus virorum et feminarum illustrium, libri IV. De claris mulieribus und Eclogae. Wir wünschen durch die ausführlichere Anzeige seiner Werke zur näheren Kenntniß und richtigern Würdigung dieses großen Literators beigetragen zu haben, der unter uns nicht allgemein in der ihm gebührenden Achtung zu stehen scheint.

Boccage (Marie Anne), eine berühmte französische Dichterin, Mitglied der Akademien zu Rom, Bologna, Padua, Lyon und Rouen, war in dieser letzten Stadt am 22sten October 1710 geboren, und starb am 3ten August 1802. Sie war die Gattin eines Steuereinnehmers in Dieppe, der aber bald starb und sie als eine noch sehr junge Witwe hinterließ. Ihre Erziehung erhielt sie in Paris in einem Kloster, wo schon ihre Anlagen sichtbar wurden, und ihre Neigung sie zur Dichtkunst hinzog. Allein sie verbarg diese Talente, und machte ihre Geistesproducte erst im Jahre 1746 bekannt. Wahrscheinlich hatte sie weislich berechnet, daß die Frau in den Jahren, wo die Reize der Jugend verschwinden, auf einen Ersatz denken muß. Sie eröffnete ihre dichterische Laufbahn mit einem Gedichte über „den wechselseitigen Werth der schönen Künste und Wissenschaften," und dieses erhielt bei der Akademie zu Rouen den Preis. Hierauf versuchte sie eine Nachahmung von dem „verlornen Paradies" in sechs Gesängen; dann vom „Tod Abels," gab eine Tragödie unter dem Titel: „die Amazonen," und ein Gedicht in zehn Gesängen, „die Colombiade," heraus. So lange Madame du Boccage lebte, wurde sie mit einem Enthusiasmus gepriesen, den nur ihr Geschlecht und der Reiz ihres Betragens entschuldigen können. Forma Venus, arte Minerva war die Devise ihrer Bewunderer, unter die selbst Voltaire, Fontenelle und Clairaut gehörten. Ihr huldigte Alles, sie war immer von den ausgezeichnetsten Männern umgeben, und eine Menge Gedichte, welche gesammelt mehrere Bände füllen würden, priesen sie. Am interessantesten sind ihre Briefe, die sie auf ihren Reisen in England und Holland schrieb, und aus denen man am deutlichsten den Eindruck kennen lernen kann, den sie auf ihre Zeitgenossen machte. Die Werke dieser berühmten Frau sind ins Englische, Deutsche, Spanische und Italiänische übersetzt. Sie war übrigens eine treue Freundin, eine höchst angenehme Gesellschafterin, und hatte einen sehr sanften Charakter.

Boccherini (Luigi), wurde den 14ten Januar 1740 zu Lucca geboren. Der Abt Vanucci, damaliger Musikmeister des Erzbischofs, ertheilte ihm den ersten Unterricht in der Musik und auf dem Violoncell. Schon früh zeigte er die glücklichsten Anlagen. Sein Vater, ein ge-

schickter Contrabassist, bildete sie mit Sorgfalt, und sandte ihn endlich nach Rom, wo er sich einen ausnehmenden Ruhm erwarb, und durch eben so zahlreiche als originelle Werke Erstaunen erregte. Wenige Jahre nachher kam er nach Lucca zurück, und bewies seinem Lehrer Vanucci und dem Seminarium, wo er, ungeachtet er nicht Theologie studirte, unterrichtet worden war, seine Dankbarkeit durch die ersten Früchte seines Genies. Filipino Manfredi, ein Schüler Nardini's und Landsmann Boccherini's, war gerade in Lucca. Sie waren bald durch die innigste Freundschaft verbunden, und gingen nach Spanien, dessen Regent mit besonderem Wohlgefallen die ersten Talente um sich versammelte. Ihr Ruf, der vor ihnen ausging, bereitete ihnen die ausgezeichnetste Aufnahme; aber ihr Charakter war nicht völlig übereinstimmend. Manfredi war in der einzigen Absicht nach Spanien gekommen, Geld zu erwerben, während Boccherini nur für den Ruhm arbeitete. Der letztere war daher leicht zu bewegen, in Spanien zu bleiben. Der König gewann ihn lieb, und überhäufte ihn mit Ehren und Geschenken. Er stellte ihn bei der Akademie an, und legte ihm die einzige Verpflichtung auf, jährlich neun Stücke seiner Composition für die Akademie zu liefern, welches Boccherini auch leistete, bis er im J. 1806 in seinem 66sten Jahre zu Madrid starb. Die Compositionen, die er selbst herausgegeben hat, bilden im Ganzen 58 Werke, sind Symphonien, Sextetten, Quintetten, Quatuors, Trios, Duetten und Sonaten für Violine, Violoncell und Fortepiano. Außerdem gibt es noch einige Quintetten und einzelne Gesangstücke von ihm im Manuscript. Für das Theater hat er nichts gearbeitet, und für die Kirche ist unter seinen herausgegebenen Sachen das einzig Stabat mater. Die Adagio's von Boccherini besonders sind für die Kenner Gegenstand der Bewunderung und für die Künstler Gegenstand der Verzweiflung; sie geben die Idee einer Himmelsmusik. Eben so ist er in seinem Allegro stets edel. Er hat nie sein Genie herabgewürdigt. Man kann mit Recht Boccherini als den Vorläufer Haydn's ansehen, denn er hat zuerst Quartetten gemacht und den wahren Charakter dieser Gattung bestimmt. Auch stand er mit Haydn in einem beständigen Briefwechsel. Diese beiden großen Männer suchten sich gegenseitig über ihre Compositionen aufzuklären. Cartier sagt auf eine originelle Art: „Wenn Gott zu den Menschen reden wollte, würde er sich der Musik Haydn's bedienen, wenn er aber Musik hören wollte, würde er sich Boccherini's Musiken aufführen lassen;" und Poppo charakterisirt beide sehr richtig, wenn er Boccherini die Frau Haydn's nennt.

Bocchetta, ein enger, durch Schanzen beschützter Paß, im Gebirge von Genua. Er führt aus der Lombardei gegen diese Stadt, und wurde in dem österreichischen Erbfolgekrieg 1746 und 47, und auch in dem französischen Kriege gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch wichtige Ereignisse bezeichnet.

Böckeln, einsalzen. Es hat seine Benennung von Wilhelm Bökel zu Biervliet, der es im Jahr 1347 zuerst erfunden. Auf seinem Grabsteine zu Enkhuysen hat ihm zu Ehren Kaiser Carl V. einen frischen Hering gegessen, weil er auch diese einzusalzen erfunden hat. Die Holländer verstehen noch heut zu Tage die Kunst des Einböckelns besser, als alle andere Nationen, weßhalb auch die holländischen Heringe die beliebtesten sind.

Bode (Johann Joachim Christoph), wurde den 16ten Jan. 1730 zu Braunschweig geboren, wo sein Vater damals Soldat und Tagelöhner war, nachher aber seinen Abschied nahm und nach Scheppen-

städt zog, wo er als Ziegelstreicher kümmerlich sein Leben fristete. Hier erhielt nun auch der junge Bode mit andern Bauerknaben den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben. Als ihn der Vater bei seinen schweren Arbeiten nicht gebrauchen konnte, brachte er ihn zu seinem Großvater, um die Schafe zu hüten. Er schien aber selbst hierzu zu dumm, und man nannte ihn in der ganzen Familie nur den dummen Christoph. Er selbst fühlte in sich aber den Beruf nach etwas Höherem, besonders hatte er große Neigung zur Musik. Sein ganzer Sinn war darauf gerichtet, wie er nach Braunschweig kommen könnte, um dort etwas zu lernen. Endlich gelang es ihm, seines Vaters Bruder zu bewegen, daß er ihn, als er 15 Jahr alt war, nach Braunschweig zu dem Stadtmusikus Kroll in die Lehre brachte und das Lehrgeld für ihn bezahlte. Er mußte sich hier zu den niedrigsten Diensten bequemen. Sein musikalisches Genie entwickelte sich aber schnell, und er lernte die meisten Blase- und Saiteninstrumente mit Fertigkeit spielen. Nach überstandenen sieben Lehrjahren erhielt er die Stelle eines Hautboisten. Er heirathete jetzt ein junges Mädchen, versetzte sich aber durch diese Heirath oft in Geldverlegenheiten. Um sich in der Musik weiter zu vervollkommnen, ging er nach Helmstädt zu Stolpen, einem Virtuosen auf dem Basson. Durch einen Studenten Schlabeck, der sein Freund war, wurde er jetzt mit der französischen, der italiänischen und der lateinischen Sprache bekannt, und durch den M. Stockhausen wurde er es mit der Theorie der schönen Künste und mit der englischen Sprache. Von Helmstädt wandte er sich nach Celle, immer als Hautboist. Er gab hier auch zwei Sammlungen von ihm componirter Lieder heraus. Nachdem er in Celle seine Frau und seine Kinder durch den Tod verloren hatte, wandte er sich nach Hamburg, wo er sich endlich auf einem seinem Geiste und seinen Talenten angemessenen Schauplatze befand. Er übersetzte hier mancherlei Romane und Theaterstücke. Dann ward er Freimaurer, deren Angelegenheiten späterhin das Hauptgeschäft seines Lebens wurden. In den Jahren 1762 und 63 führte er die Redaction des hamburger Correspondenten. Er trieb aber immer fleißig die Musik bei diesen literarischen Arbeiten, und so traf es sich, daß eine seiner Schülerinnen, welche reich und schön war, ihm ihre Hand gab. Sie starb aber bald, und ob er gleich auf den größten Theil ihres Vermögens verzichtete, so blieb ihm doch noch genug, um ein angenehmes und unabhängiges Leben zu führen. Es erwachte jetzt in ihm ein altes Lieblingsproject: er wurde Buchdrucker. Das erste Werk, was aus Bodens Buchdruckerei hervorging, war Lessings berühmte Dramaturgie. Bode, der sich wieder mit der Tochter des Buchhändlers Bohn verheirathet hatte, faßte jetzt mit Lessing, der sich mit ihm associirte, den großen Plan zu einer Buchhandlung der Gelehrten. Die Werke des Genies und des Geschmacks sollten hier zum Vortheile der Verfasser gedruckt werden. Allein Lessing war für Geschäfte dieser Art nicht gemacht, und auch Boden mißlang das Project, da es ihm an den dazu nöthigen kaufmännischen Kenntnissen fehlte. Im Jahre 1778 folgte er der Witwe des großen Bernstorf als ihr Geschäftsführer nach Weimar, wo er seitdem auch verweilte, sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte und den 13ten Dec. 1793 starb. Aus Anerkennung seiner Verdienste hatte der Hof von Meiningen ihn zum Hofrath, der gothaische zum Legationsrath und der darmstädtische zum geheimen Rath ernannt. Bode hat sich hauptsächlich durch meisterhafte Uebersetzungen der originellsten Werke, besonders der Engländer, einen ausgezeichneten Rang

unter den classischen Schriftstellern der Deutschen erworben. Er wußte seinen Uebersetzungen einen Anstrich von Originalität zu geben, wodurch sie eine wahre Nationalität erhielten. Seine vorzüglichsten Uebersetzungen sind Yoriks empfindsame Reise; ferner Tristram Shandy's Leben, der Dorfprediger zu Wackefield und Montaigne's Gedanken. Tom Jones ist ihm am wenigsten gelungen. Der dritte und letzte Theil von Yoriks Reisen ist nicht, wie man lange geglaubt hat, von ihm selbst, sondern auch nach einem englischen Originale. Bloß die im dritten Bande in Sterne's schönster Manier erzählte Geschichte: „das Hündchen," ist ganz von ihm.

Bodensee (eigentlich Bodmansee, von dem alten Schloß Bodman), oder costnitzer, constanzer See ist ein großer See zwischen Deutschland und Helvetien, zwölf Stunden in der größten Länge, vier Stunden in der größten Breite, und 368 Klaftern in der größten Tiefe; 1089 Fuß über dem Meere. Er wird in den Zeller- untern und bregenzer oder obern See getheilt. Mehrere Flüsse ergießen sich in denselben, z. B. der Rhein, der bei Rheineck hinein- und bei Stein am Rhein wieder hinaustritt, ferner die Bregenz, der Argen, die Schüssen und vier Flüsse, die den Namen Aach führen. In ihm liegen die Inseln Lindau, Reichenau und Meinau. Er enthält viele Fische, z. B. Gangfische oder junge Lachsforellen. Handel und Schifffahrt sind wegen des Rheinfalls bei Schafhausen nicht sehr beträchtlich, und beschränken sich auf Getraide, Salz und Seewein, wie man den Wein dieser Gegend nennt. Er ist seit 1695 nie wieder ganz zugefroren.

Bodmer (Johann Jacob) war der Sohn eines Predigers, 1698 unweit Zürich geboren. Von seinem Vater zum Theologen bestimmt, verbarg er lange seine innere Abneigung gegen diesen Stand, zu dem ihn überhaupt eine natürliche Schüchternheit untüchtig machte, bis sich jener endlich selbst davon überzeugte und ihn zum Kaufmann machen wollte. Da aber dies Geschäft noch weit weniger der Neigung des Sohns entsprach, so ward endlich (1719) die Wahl seiner Studien ihm selbst überlassen. Jetzt drang der junge Bodmer, in Gesellschaft weniger, aber erprobter Freunde, mit großem Fleiße in das Gebiet der alten und neuen Literatur ein, so daß ihm 1730, nach vollendeten Studien, die Professur der helvetischen Geschichte und Politik übertragen wurde. Da es ihm jedoch an jeglicher Deutlichkeit und Bestimmtheit im Vortrage gemangelt zu haben scheint, so waren seine Vorlesungen stets leer von Zuhörern. Im Jahre 1737 ward er Mitglied des großen züricher Rathes, wo er aber wegen seiner natürlichen Schüchternheit und aus Unvermögen, sich populär auszudrücken, nicht als öffentlicher Redner glänzen konnte. Nachdem er 1775 seine Professur niedergelegt und sich auf ein Landgut zurückgezogen hatte, starb er im Jahre 1782 im 85sten Lebensjahre. Bodmer genoß zu seiner Zeit einer Berühmtheit, die ihm ehemals zu hoch, und vielleicht neuerdings zu gering angerechnet worden ist. Wir wollen nicht in Abrede seyn, daß eine gewisse platte Leerheit, die sich dann und wann um so aufgeblasener zu zeigen pflegte, als sie von einem ziemlichen Wissen begleitet war, ihn fast immer zu Urtheilen verleitete, die oft gerade das Gegentheil von dem wirklichen Werthe des beurtheilten Werks zu Tage legte; wir wollen gern gestehen, daß er, aus angebornem Patriotismus für seine Nation, fast alle Deutsche verhöhnte, und sie, besonders wenn sie sich seiner Herrschaft entziehen wollten, gänzlich zu unterdrücken suchte; wir wollen endlich zugeben, daß Bodmer, besonders in den Streitigkeiten der Schweizer mit den

Leipzigern, statt einen Eifer für die gute Sache, fast immer nur leidenschaftliche Persönlichkeit gegen seine Widersacher gezeigt hat. Nichts desto weniger bleibt ihm ein unbestrittenes, freilich sehr negatives Verdienst, welches er sich um deutsche Literatur und Kritik erworben hat, das Verdienst nämlich, unter allen Deutschen zuerst die Veranlassung zu einer sich frei äußernden Kritik gegeben zu haben. Diese Kritik hatte besonders die Würdigung derjenigen Werke zum Gegenstande, welche von den leipziger Gelehrten und deren Verbündeten ausgingen, an deren Spitze, wie bekannt, Gotrsched stand. Der letztgenannte Name führt uns, ohne es zu wollen und von selbst, auf den berüchtigten Streit, welcher in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts während länger als dreißig Jahren zwischen den leipziger und schweizer Gelehrten, unter welchen letztern Bodmer und Breitinger die vornehmsten waren, geführt worden ist. Die Veranlassung dazu hatten die Schweizer durch eine Wochenschrift gegeben, welche im Jahre 1721 zuerst erschienen war, und die in so fern von dem damals herrschenden Tone abging, als man sich nicht mehr, wie vorher, gegenseitig und unbedingt darin lobte. Eben diese kecke Verabsäumung einer damals sehr gebräuchlichen Methode, nach welcher nämlich ein Gelehrter den andern lobte, um im Entstehungsfalle von diesem wieder gelobt zu werden, gab die Veranlassung, daß die getadelten Gelehrten, höchst entrüstet über ein bis dahin ganz unerhörtes Benehmen, gegen jene dreisten Kritiker in Masse zu Felde zogen. Der Streit hätte sich vielleicht, wie so mancher andere, von selbst wieder gelegt, wären nicht Bodmer und Breitinger, als zwei rüstige, den Kampf wünschende Streiter, immer von neuem wieder in die Schranken getreten, und mit immer erneuerter Erbitterung gegen die Leipziger zu Felde gezogen. Hierbei zeichnete sich nun Bodmer, wir können es nicht hehl haben, durch eine seltene Beschränktheit seiner Ansichten sehr zu seinem Nachtheile aus; er trat nämlich als ein erklärter Feind der Musik und des Reims auf, verachtete geradezu und ohne alle Einschränkung Hans Sachs, verwarf ebenfalls wieder ohne alle Einschränkung die sämmtlichen Meistersänger, und höhnte alle damals gefeierten Schriftsteller, von denen noch selbst jetzt einige der ungetheilten Verehrung genießen; ja, er schien sogar die ganze deutsche Nation zu hassen. Ein Zug von ihm, der wirklich im Stande ist, seine künstlerische Individualität auf eine sehr bezeichnete Art darzulegen, kann hier nicht übergangen werden: er erklärte den Witz für eine Krätze des Geistes. Unter seinen zahlreichen darstellenden theils epischen, theils dramatischen Werken ist zeither stets die Noachide genannt worden; sie offenbart unstreitig noch das meiste Talent, welches wirklich mit einem sichtbaren Fleiße gepaart ist. Pq.

Bodmerei ist ein Seecontract, vermöge dessen ein Schiffer gegen Verpfändung seines Schiffes Geld aufnimmt. Höhere Interessen sind hier nicht unerlaubt, weil der Darleiher besorgen muß, daß er mit dem Untergange des Schiffs zugleich sein Darlehn verliere.

Bodoni, geboren um das J. 1740 zu Parma, woselbst schon sein Vater eine Buchdruckerei besaß, hat sich den Ruhm erworben, alles was seine Kunst früher an prachtvollen und dem Schönheitssinn zusagenden Werken geliefert, bei weitem übertroffen zu haben. Die Schönheit seiner Lettern, seiner Schwärze und des Papiers läßt eben so wenig als die ganze Anordnung des Technischen etwas zu wünschen übrig, und schwerlich möchte es ihm darin irgend einer seiner Nachfolger zuvorthun. Sein Homer ist ein wahrhaft bewunderns wür-

biges Prachtwerk; wie denn namentlich seine griechischen Lettern unter allen neuern Versuchen der Art, am glücklichsten die Züge seiner Handschriften nachahmen. Ein gebildeter Geschmack, eine rastlose Thätigkeit, unterstützt von einem ansehnlichen Vermögen, haben Bodoni auf diese Höhe der Kunst geführt. Auch hat die Regierung seine rühmlichen Bemühungen vielfach anerkannt, unterstützt und belohnt. Er starb zu Anfang des Jahres 1814.

Boerhaave (Herrmann), einer der berühmtesten Aerzte des achtzehnten Jahrhunderts, derjenige, den unsere neuern Zeiten am besten dem Galen des Alterthums entgegenstellen können, wenn auch nicht an Tiefe des Genies, doch an Mannichfaltigkeit der Kenntnisse und dadurch, daß sein medicinisches System fast ausschließlich angenommen wurde. Er war 1668 zu Woorhout bei Leyden geboren. Sein Vater, der daselbst Geistlicher und sehr bewandert in den alten Sprachen und der Geschichte war, bestimmte ihn zu seinem Nachfolger, und gab ihm früh eine dem gemäße Erziehung. Der junge Herrmann entsprach den Erwartungen des Vaters; noch vor seinem elften Jahre verstand er Griechisch und Lateinisch. Ein bösartiges Geschwür, von welchem er damals an der linken Hüfte heimgesucht wurde, und gegen welches er sieben Jahre lang alle Hülfsmittel der Arzneikunde erschöpfte, war Ursach, daß er Neigung für diese Wissenschaft faßte. Im Jahre 1682 ward er nach Leyden geschickt, um dort seine Studien fortzusetzen, welche sehr glänzend waren. Gleich nach seiner Ankunft verlor er seinen Vater, der ohne Vermögen starb; glücklicher Weise empfahl ein Freund seiner Familie ihn van Alphen, der ihn unterstützte. Er widmete sich seitdem mit Eifer dem Studium; mit der Kenntniß des Griechischen und Lateinischen verband er bald Chaldäisch, Hebräisch, alte und neue Geschichte, Universalhistorie, Kirchengeschichte, Geschichte der Philosophie u. s. w. Seit 1687 beschäftigte er sich auch mit der Mathematik. Er war zwanzig Jahre alt, als er die ersten öffentlichen Proben seiner Gelehrsamkeit und Beredsamkeit gab. Unter Gronovs, seines Lehrers im Griechischen, Vorsitz hielt er eine akademische Rede: Qua probatur bene intellectam a Cicerone et confutatam esse sententiam Epicuri de summo bono (gedr. Leyden 1690, 4.). Boerhaave bestritt darin Spinoza's Lehre mit so viel Talent, daß die Stadt Leyden ihn mit einer goldenen Medaille belohnen zu müssen glaubte. Im Jahre 1689 ward er Doctor der Philosophie, und vertheidigte bei dieser Gelegenheit seine Inaugural-Dissertation de distinctione mentis a corpore (Leyden 1690.). Er bestärkte durch dieselbe die großen Hoffnungen, welche man von ihm gefaßt hatte. Indem er seine theologischen Studien fortsetzte, um dem letzten Willen seines Vaters zu gehorchen, nöthigte ihn seine Bedürftigkeit, anfangs mathematischen Unterricht zu geben; einige Zeit nachher ward ihm aufgetragen, den Catalog der Bibliothek von Vossius zu collationiren, welche die Stadt Leyden gekauft hatte. Damals fing er, in einem Alter von 22 Jahren, das Studium der Medicin an. Drelincourt war sein erster und einziger Lehrer; er erhielt von ihm nur wenigen Unterricht, und es ist merkwürdig, daß Boerhaave allein eine Wissenschaft erlernte, auf die er einen so wichtigen Einfluß ausüben sollte. Er studirte zuerst die Anatomie, aber mehr in den damals gangbaren Werken eines Vesale, Bartholin u. s. w. als in Sectionen. Er war zwar bei den meisten Zergliederungen Nucks gegenwärtig; dennoch läßt sich der Mangel eines practischen Studiums der Anatomie in allen Schriften Boerhaave's wahrnehmen; man sieht ihn

blindlings in dieser Wissenschaft den Belegen Ruischs folgen; man fühlt, daß er hier nicht, wie in allen andern Theilen der Medicin, nach eigenen Beobachtungen spricht. Der Einfluß, den er dennoch auf sie ausübte, war nur indirect, nur eine Folge der nothwendigen Verbindung zwischen dieser ganz mechanischen Wissenschaft und der Physiologie und Medicin. Indem er in letztern die mechanischen Erklärungen vorzog, zwang er die Anatomen, sich einem genauen Studium der Formen der Organe zu widmen, wie sich dies an allen Anatomen seiner Zeit, einem Santorini, Morgagni, Valsalva, Winslow, Albinus u. s. w. leicht wahrnehmen läßt. Nach diesem vorläufigen Studium, welches in der That die Basis der medicinischen Wissenschaft ist, las Boerhaave alle alten und neuen Werke über die Medicin nach der Zeitfolge, indem er von seinen Zeitgenossen bis zum Hippokrates hinaufstieg, dessen hoher Werth und einzige richtige Methode ihm dadurch recht einleuchtete. Er studirte ebenfalls die Botanik und Chemie, und ward, obwohl er sich noch immer dem geistlichen Stande widmete, 1693 zu Harderwick Doctor der Medicin. Seine Disputation war de utilitate explorandorum excrementorum in aegris, ut signorum. Nach seiner Rückkehr nach Leyden entschied er sich, da man Zweifel gegen seine Orthodoxie erregte, völlig für die Medicin. Im Jahre 1701 machte die Universität Leyden ihn zum Lector und Repetenten für Drelincourts Lehrstuhl der Theorie der Medicin, und damals hielt er seine erste medicinische Rede de commendando studio Hippocratico, worin er, noch in dem ersten aus des Hippokrates Schriften geschöpften Enthusiasmus, die Richtigkeit des von diesem großen Manne befolgten Methode beweiset, und die ausschließlichen Vorzüge derselben darthut; wohl ihm, wenn er selbst sich in der Folge nie davon entfernt hätte. Boerhaave fing damals an, die großen Eigenschaften zu entwickeln, die ihn als Lehrer ausgezeichnet haben, und ihn allen, die sich dem Unterrichte widmen, zum Muster aufstellen: genaue Definitionen, durch eine strenge Methode verbundene und dem Zuhörer in der natürlichsten Ordnung vorgetragene Ideen, ein schöner und lebendiger Vortrag, ernste und einnehmende Einkleidung, und vornehmlich die Kunst, deren er sich bis zum Mißbrauch bediente, das Bekannte zur Erkenntniß des zu Erforschenden anzuwenden, selbst wenn die Anwendung nicht statthaft war. Er wurde bald der berühmteste Lehrer von ganz Europa, und man strömte von allen Seiten herbei, ihn zu hören. Im Jahre 1703 wollte ihn die Universität von Gröningen zu sich ziehen; aber Boerhaave blieb in Leyden, obgleich er daselbst noch nicht wirklicher Professor war. In demselben Jahre hielt er, indem er auf den Wunsch seiner Schüler auch den practischen und chemischen Cursus zu wiederholen übernahm, eine andere Rede: de usu ratiocinii mechanici in medicina, Leyden 1703. Hier fängt er bereits an, sich von dem hippokratischen Wege, den er früher so richtig gerühmt hatte, zu entfernen, und stellt die ersten Lehrsätze des fehlerhaften Systems auf, dem seine großen Talente ausschließlich Eingang verschaffen sollten. Als Boerhaave an die Medicin ging, hatten die Naturwissenschaften durch Baco's neue Philosophie und die Schöpfung der Experimentalphysik große Fortschritte gemacht; sie beschäftigten alle Köpfe; dagegen hatte die Heilkunst wenig gewonnen. Man verkannte noch immer, daß vom ersten Ursprunge an Hippokrates auf diese Wissenschaft eben jene Philosophie angewendet habe, welche alle Gelehrte enthusiasmirte. Ihre Theorie schwankte noch immer zwischen mehreren, gleich weit von der Wahrheit entfernten Dogmen

Die Chemiker, die nach dem Wiedererwachen der Wissenschaften in Europa die lange Herrschaft der galenischen Lehre gestürzt hatten, mußten sich selbst gegen die Secte der Mechaniker und Bellini's verwahren. Diese beiden Secten theilten sich in das Reich der Medicin. Nur in einem kleinen Theile Deutschlands führte Stahl die Geister zu der vernunftgemäßen Philosophie des Hippokrates zurück, schrieb alle Bewegungen der thierischen Oekonomie einer derselben inwohnenden und von den allgemeinen Kräften der Materie verschiedenen Kraft zu; verhinderte aber, indem er sich eines Worts bediente, dessen Sinn wenig präcis war, daß die heilsame Wirkung, die er hervorbringen konnte, allgemein wurde. Die erste Lectüre des Hippokrates hatte Boerhaave hinzureißen geschienen; allein da er mehr mit einem analytischen und combinatorischen Geiste, als mit einem schöpferischen und erfindenden Genie begabt war, konnte er dem Einflusse seiner Zeit, und besonders der Macht seiner ersten Studien nicht widerstehen. Indem er früher Mathematiker und Physiker als Mediciner gewesen, wurde er beständig von den ersten Gegenständen seiner Arbeiten hingerissen; da er überdies fähiger als jeder Andere war, die Beziehung dieser Wissenschaften auf die Kenntniß des Menschen einzusehen, war er mehr in Gefahr, dadurch verführt zu werden; endlich aber paßt jedes, auch fehlerhafte System mehr oder weniger auf die Gegenstände, die es ordnet und erklärt, und Boerhaave glaubte, daß ein gutes medicinisches System alle Meinungen verbinden müsse. Indem er vergaß, daß die lebendigen Körper während ihres Lebens von den Bewegungen befreit sind, zu denen die übrigen sich gewaltsam gezwungen finden, oder wenigstens ihnen das Gegengewicht halten, und daß alles, was sie thun, das Resultat einer ihnen eigenthümlichen Thätigkeit ist; indem er erkannte, daß selbst diejenigen Bewegungen der Lebensökonomie, die sich am meisten zu einer Anwendung auf die Gesetze der Physik und Mechanik eignen, zuerst von der Lebenskraft ausgehen, und von der todten Materie nur einen accessorischen Einfluß erleiden, wollte er Hippokrates Lehren vom Leben, Sylvius chemische Grundsätze, Bellini's Mechanismus u. s. w. in eine und dieselbe Theorie verschmelzen, wobei er jedoch den mechanischen und chemischen Kräften, die nur accessorisch seyn sollen, viel mehr zuschrieb, als den tieferen und geheimeren Kräften des Lebens, welche die hauptsächlichen sind. — Im Jahre 1709 endlich konnte die Universität Leyden Boerhaave für seine Talente und seine ihr gebrachten Opfer belohnen. Sie ernannte ihn zum Professor der Medicin und Botanik an Hottons Stelle; und merkwürdig ist es, daß er bei dieser Gelegenheit eine Rede hielt, qua repurgatae medicinae facilis asseritur simplicitas, welche derjenigen an die Seite gestellt zu werden verdient, worin er das Studium des Hippokrates so wohl empfohlen. Auch in dieser will er die Medicin zu ihrer ursprünglichen Einfachheit, zur Beobachtung zurückführen, ganz dem Geiste entgegen, der ihn in seinen Dogmen leitete. Der Unterricht, dem Boerhaave sich jetzt ganz widmete, veranlaßte ihn, um diese Zeit zwei Werke herauszugeben, auf welche sich noch heutiges Tages fast sein ganzer Ruhm gründet: Institutiones medicae in usus annuae exercitationis domesticos, und Aphorismi de cognoscendis et curandis morbis in usum doctrinae medicinae. In dem erstern, einem Muster von umfassender Gelehrsamkeit und von Methode, entwickelt er sein System in seinem ganzen Umfange; in letzterm liefert er eine Classification der Krankheiten, und setzt ihre Ursachen, ihre Natur und ihre Behandlung aus einander. Diese beiden Werke enthalten das Wesentliche seiner Lehre und seinen ganzen medici-

nischen Lehrplan. Der Lehrstuhl der Botanik, den Boerhaave ebenfalls einnahm, trug nicht minder dazu bei, ihn berühmt zu machen. Er folgte in dieser Wissenschaft, die er mit Eifer und Neigung trieb, den Ansichten seines Jahrhunderts. Alle Botaniker waren damals mit Classificationen, Methoden und Versuchen beschäftigt, um wenigstens indirect die innere Anatomie der Pflanzen zu vervollkommnen. Die Wissenschaft hatte deren schon von Cesalpin, von Morison und Rey, von Magnol, von Tournefort, von Rivinus, endlich von Herrmann, seinem Vorgänger. Boerhaave begnügte sich, die Arbeit des letztern zu vervollkommnen. Wesentlichere Dienste leistete er der Botanik durch die beiden Verzeichnisse der in dem Garten zu Leyden gezogenen Pflanzen, deren Zahl er sehr vermehrt hatte. Man verdankt ihm die Beschreibung und Abbildung mehrerer neuen Pflanzen, und die Aufstellung einiger neuen Gattungen. Im Jahre 1714 ward Boerhaave Rector der Universität, und sprach bei Niederlegung seines Rectorats de comparando certo in physicis; eine Rede, die zu seinen vorzüglichsten gehörte. Am Ende dieses Jahres ward Boerhaaven an Bidloos Stelle auch der practische Unterricht übertragen, womit er sich schon seit länger als zehn Jahren beschäftigte. In der Ahnung der großen Vortheile unserer chemischen Institute, und um die theoretische Anweisung mit der practischen zu verbinden, ließ er ein Hospital eröffnen, wo er zwei Mal wöchentlich, die Krankheiten vor Augen, ihre Geschichte seinen Schülern vortrug, ohne etwas anderm als allein der Beobachtung zu folgen. So beschäftigt Boerhaave bereits war, so übertrug ihm doch 1718, nach Lemorts Tode, die Universität noch den Lehrstuhl der Chemie, welche Wissenschaft er auch schon seit 1703 lehrte. Er sprach bei dieser Gelegenheit de chemia suos errores expurgante. Sind auch die Beziehungen, welche Boerhaave zwischen der Chemie und Medicin findet, irrig, so gebührt ihm doch unstreitig der Ruhm, die Chemie allgemein gemacht zu haben, indem er sie in einem faßlichen Style und in trefflichen Werken behandelte. Seine Elemente der Chemie sind vielleicht sein schönstes Werk, und haben, trotz der völligen Veränderung der Ansichten, noch für uns einen hohen Werth. Seine Versuche zeichnen sich durch eine große Genauigkeit aus. Besonders trefflich für die damalige Zeit ist der Abschnitt von den organischen Körpern. — Ein so ausgebreiteter Wirkungskreis mußte Boerhaave, der gewissermaßen allein eine ganze Facultät repräsentirte, einen Ruf erwerben, dergleichen wenige Gelehrte sich zu erfreuen gehabt. Man kam von allen Gegenden Europa's, ihn um Rath zu fragen. Sein Vermögen betrug bei seinem Tode 2,000,000 Gulden. Peter der Große unterhielt sich bei seiner Durchreise mit ihm, und ein chinesischer Mandarin schrieb an ihn unter der Adresse: an Herrn Boerhaave, berühmten Arzt in Europa. — Zwar ist Boerhaave's System gegenwärtig widerlegt, aber es bedurfte dazu einer vierzigjährigen, durch die glücklichsten Arbeiten unterstützten Anstrengung; dies beweiset am besten, welche Gewalt er über sein Zeitalter ausübte. Er schritt während seines von zahlreichen Arbeiten erfüllten Lebens immer vorwärts. Im J. 1722 zwang ihn zuerst ein Anfall des Podagra's, von einem Schlagflusse begleitet, seine Thätigkeit zu unterbrechen. Als er sechs Monate darauf zum ersten Male wieder ausging, war die ganze Stadt ihm zu Ehren erleuchtet. Neue Rückfälle in den Jahren 1727 und 1729 zwangen ihn, das Lehramt der Botanik und Chemie, dem er zwanzig Jahre vorgestanden, aufzugeben. Im Jahre 1730 verwaltete er das Rectorat zum zweiten Mal, bei dessen Niederlegung er eine Rede de honore, medici servitute hielt; viel-

leicht die beste von allen, worin er den Arzt als Sclaven der Natur darstellt, deren Bewegungen er zu erwecken und zu leiten habe. Er kehrt darin gewissermaßen zum Hippokrates zurück, von dem er sich überhaupt in der Praxis nie entfernte. Im Jahre 1738 kehrte sein Uebel verstärkt zurück, und nach einigen Monaten erlag er ihm in einem Alter von siebzig Jahren. Die Stadt Leyden ließ ihm in der St. Peterskirche ein Denkmal errichten, auf welchem man Boerhaave's Lieblingsdevise lieset: simplex sigillum veri. — Ein Verzeichniß der zahlreichen Werke, die er theils selbst verfaßt, theils herausgegeben hat, zu liefern, erlaubt uns der Raum dieses Werks nicht. Die wichtigsten derselben sind bereits oben genannt worden.

Boëthius (Anicius Manlius Severinus), ein durch seine Tugenden, Talente, Thaten, Würden und sein trauriges Schicksal berühmter Mann des 5ten und 6ten Jahrhunderts, welcher 470 in Rom geboren war. Er stammte aus einer alten, reichen und angesehenen Familie; sein Vater war drei Mal Consul. Der junge Boëthius erhielt in Rom eine treffliche Erziehung, die seine außerordentlichen natürlichen Anlagen entwickelte, und ging in der Folge nach Athen, das immer noch der Mittelpunkt des Geschmacks und der Wissenschaften war. Nach Rom zurückgekehrt, überhäufte ihn Theodorich, König der Ostgothen, der damals über Italien herrschte, mit Beweisen seiner Huld und seiner hohen Achtung, und erhob ihn in kurzer Zeit zu den ersten Stellen des Staats. Er hatte auf die Handlungsweise des Theodorich den schönsten Einfluß, so daß die Herrschaft der Gothen die Völker beglückte, die ihr unterworfen waren. Auf Boëthius Antrieb wurden Künste und Wissenschaften unterstützt, eine weise Staatsökonomie eingeführt, die Auflagen vermindert, und in Friedenszeiten eine bedeutende Anzahl Truppen unterhalten, um das königliche Ansehen zu stützen und den mächtigen benachbarten Feinden Achtung einzuflößen. Lange Zeit war er das Orakel seines Königs und der Abgott der Gothen, und die größten Beweise der Ehre schienen nicht hinzureichen, um seine Verdienste und Tugenden zu belohnen. Da aber Theodorich alt wurde, ward er schwermüthig, eifersüchtig und mißtrauisch gegen alle, die ihn umgaben. Die Gothen erlaubten sich nun alle mögliche Bedrückungen gegen das Volk, und umsonst wendete Boëthius sein ganzes Ansehen an, sie zu mildern und Ungerechtigkeiten zu verhindern. Bei seiner frühern Macht hatte er sich durch seine Rechtschaffenheit, die jedes Unrecht bestrafte, viele Feinde zugezogen, die nun wieder mächtig wurden, und denen es gelang, den Theodorich selbst gegen ihn einzunehmen und mißtrauisch zu machen. Sein Widerstand galt für ein aufrühreriches Betragen; er wurde festgesetzt, in ein Schloß in Pavia eingekerkert, wo man noch jetzt den Thurm zeigt, der ihm als Gefängniß gedient haben soll, und den 23sten October 526 auf die schrecklichste Weise ermordet. Als er noch am Staatsruder war, fand er Erholung von seinen Geschäften in den Wissenschaften, und wendete einen Theil seiner Muße an, mathematische und musikalische Instrumente zu verfertigen, von denen er mehrere dem Könige Clotar von Frankreich übersendete. In seiner Jugend unternahm er lateinische Uebersetzungen des Plato, Ptolemäus, Euklides, Archimedes u. A. m., die Cassiodor wegen ihrer Genauigkeit, Schönheit und Reinheit der Sprache den Originalen vorzieht. Dann schrieb er eine Arithmetik, aber sein bei weitem berühmtes Werk enthält philosophische Trostgründe im Unglück. In diesem wechseln Verse und Prosa ab, und man findet darin eine Erhebung der Gedanken, einen Adel der Gefühle, eine Leichtigkeit und Bestimmt-

heit des Ausdrucks selbst bei den abstractesten Gegenständen, und eine Reinheit des Styls, die dieses, obwohl kleine Werkchen weit über alle Schriften seines Jahrhunderts erheben.

Bogen ist der Name des bekannten Hülfsmittels, vermittelst dessen die Geigeninstrumente intonirt, oder gestrichen werden. Der Bogen besteht aus einem dünnen und ein wenig spitz zulaufenden Stabe, an dessen oberm Ende ein Köpfchen ist, in welchem die Pferdehaare befestigt sind, womit derselbe bezogen wird. Am untern Ende des Stabes wird ein zierlich ausgearbeitetes Stückchen Holz oder Elfenbein, der Frosch genannt, von einer Schraube festgehalten, so daß der Bezug, dessen unteres Ende auf dem Frosche liegt und in demselben befestigt ist, vermittelst dieser Schraube mehr oder weniger angespannt werden kann. Es versteht sich übrigens von selbst, daß die Größe und übrige Einrichtung des Bogens mit der Größe derjenigen Gattung der Geigeninstrumente übereinstimmen müsse, welchen der Bogen zum Hülfsmittel der Intonation dienen soll.

Bogengang, ein jeder oben in einen Bogen ausgehende oder gewölbte Gang; besonders in den Gärten Gänge, die an beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt sind, welche man oben in einen Bogen zusammengezogen hat (Berceau).

Und rund herum sind kühle Bogengänge.

In der Baukunst versteht man darunter einen bedeckten Gang, der auf Säulen ruht, welche durch Bogengewölbe mit einander verbunden sind (Arcade).

Bogeninstrumente. Die verschiedenen Gattungen derselben werden gemeiniglich unter dem Geschlechtsnamen Geige begriffen. Die gebräuchlichsten derselben sind: die große Baßgeige oder der Contra-Violon (violono, gebr. Contrabasso); die kleine Baßgeige, oder das Violoncell; die Kniegeige (viola da gamba); die Liebesgeige (viola d'amore); die Bratsche (Altgeige, viola di braccio); und endlich die eigentliche Geige (Discantgeige, violino). In Ansehung ihrer Bestandtheile sind alle diese Instrumente einander gleich. Sie enthalten nämlich eine in der Mitte ausgeschweifte Resonanz-Decke und einen Boden von gleicher Größe und Form, die beide vermittelst der Zarge verbunden sind; nächst diesen einen Hals mit einem Kopfe, in welchem sich die Wirbel zum Aufspannen der Saiten befinden. Auf diesem Halse ist das Griffbret aufgeleimt, über welches die Saiten hinlaufen, die oben auf dem Kopfe auf einem Sattel ruhen. Die Saiten sind an dem untern Theile des Instruments vermittelst eines Knotens in die Löcher eines gewölbten Brettchens eingehängt, welches den Namen Saitenhalter, oder Saitenfessel führt, und liegen in der Mitte der Resonanzdecke, auf einem mit zwei Füßchen versehenen, etwa anderthalb Zoll hohen Stückchen Holze, welches der Steg genannt wird. Innerhalb des Bauchs des Instruments ist hinter demjenigen Fuße des Steges, über welchem die schwächste Saite liegt, ein Stäbchen von Holz aufgerichtet, welches man die Stimme oder den Stimmstock nennt. Unter dem entgegengesetzten Fuße wird an dem inwendigen Theile der Resonanzdecke ein langes, aber schmales und abgerundetes Stückchen Holz angeleimt, durch welches die Decke auf dieser Seite des Instruments dem Drucke der Saiten widersteht. Dieses Stückchen Holz nennt man den Balken; von Einigen wird es auch die Seele genannt.

Bogenschuß, bei der Artillerie ein Schuß, mittelst dessen die abgeschossene Kugel eine Bogenlinie beschreibt, welches geschieht, wenn

die Mündung des Geschützes über die wagerechte Linie gerichtet wird; im Gegensatze des Kernschusses, wenn das Geschütz eine wagerechte Richtung hat.

Bogenstellung, eine Reihe von Bogen zwischen Pfeilern, die entweder einen bedeckten Gang ausmachen, oder eine Wasserleitung, eine Brücke u. dergl. tragen. Ist mit dem französischen Arcade gleichbedeutend.

Bogenstrich. Weil nicht allein die Güte des Tones, welchen ein Geigeninstrument nach seiner besondern Beschaffenheit geben kann, sondern auch dasjenige, was dem Vortrage Ausdruck und Leben gibt, hauptsächlich von dem Bogenstrich abhängt; so ist leicht einzusehen, welch ein wichtiger Gegenstand der richtige und zweckmäßig angewendete Bogenstrich bei allen Bogeninstrumenten sey. Der richtige Angriff des Bogens, die so mannichfaltigen Arten des Strichs u. dgl. gehören in die eigentliche Schule der Kunst. Es sey daher genug, hier bloß zu bemerken, daß der Bogenstrich überhaupt genommen am füglichsten in drei Hauptarten abgetheilt werden kann: 1. in den gestoßenen, bei welchem nicht die ganze Länge des Bogens, sondern nur ein Theil desselben, mit einem gewissen Grade von Geschwindigkeit über die Saite geführt wird; 2. in den gezogenen, wobei entweder der ganze Bogen, oder doch wenigstens der größere Theil desselben, mit einem gewissen Grade von Verweilen über die Saite gezogen wird; und 3. in den geschleiften, bei welchem zwei, drei oder mehrere verschiedene Noten auf einen einzigen Zug des Bogens genommen werden. Jede dieser Arten des Striches, die sowohl in dem Hinauf- als Herabstriche Statt finden, hat wieder ihre vielfältigen Modificationen, die nach Beschaffenheit des Zeitmaßes, des Charakters des Tonstückes u. s. w. gewählt werden müssen.

Böhme oder Böhm (Jacob), einer der berühmtesten Theosophen und Mystiker. Er war 1575 zu Altseidenberg, einem Dorfe in der Oberlausitz, unweit Görlitz, geboren, wo seine Aeltern arme Bauersleute waren. Bis in sein zehntes Jahr blieb er ohne allen Unterricht und mußte, wie andere Dorfkinder, das Vieh hüten. Schon hier regte sich, in dem Anschauen einer reichen Natur und ohne fremde Anregung, eine Fülle ungemeiner Geisteskraft, namentlich eine lebendige Phantasie, die ihn rastlos beschäftigte, und ein tiefes frommes Gefühl, wodurch sich ihm bald, erhoben über seine Umgebungen und ungestört von äußerer Einwirkung, ein ungetrübter leicht reizbarer Sinn für das Uebersinnliche und Geheimnißvolle an den Dingen und damit eine höhere Welt aufschloß, so daß er in den Einwirkungen der Natur auf sich eine Offenbarung Gottes empfand, und sich im Drange seines religiösen Sinnes und hohen sittlichen Selbstgefühls einer höhern Eingebung theilhaftig hielt. Natürlich mußte er bei der herrschenden religiösen Stimmung seines Gemüths auch in den äußern Begegnissen seines Lebens höhere Winke erblicken, als Andere. Zur Entwickelung dieses stets auf das Ueberirdische gerichteten Sinnes wirkte gewiß der Unterricht, welchen ihm seine Aeltern, um ihn zu einem Handwerke vorzubereiten, in der Schule ertheilen ließen, nicht wenig. Dieser bestand damals freilich nur im Lesen- und Schreibenlernen, nebst Unterweisung im Christenthum; aber so mangelhaft auch letzterer Unterricht in unsern Zeiten erscheint, so tiefe Wurzeln schlug er doch in dem Herzen der Menschen jener Zeit. Seine Aeltern ließen ihn darauf das Schuhmacherhandwerk erlernen, das er auch nachher in Görlitz ehrlich und redlich trieb. Die sitzende Lebensart, welche mit demselben verbunden ist,

scheint sein brütendes Nachdenken über höhere Gegenstände befördert zu haben. Auch auf seiner Wanderschaft überließ er sich der stillen Anschauung, und die damals in Sachsen herrschenden Streitigkeiten über den Cryptocalvinismus beschäftigten und bekümmerten ihn auf seinem Wege sehr; aber sein religiöses Gemüth erhob ihn über den Streit der Secten und gewährte ihm unaussprechliche Lust in der ungestörten Erhebung zu dem Unendlichen, zog ihn aber auch immer mehr in sich selbst zurück, und sonderte ihn von seines Gleichen ab. In seinem strengen, sittlichen Eifer und seinem religiösen Selbstgefühle mochten daher wohl Andere einen ungeziemenden Stolz erblicken. Aber Böhme lebte bescheiden und einfältig, ohne die Lehrmeinungen Anderer anzugreifen, oder ihnen die seinen aufdringen zu wollen; nur verwahrte ihn sein Sinn vor aller Gemeinschaft mit dem Gemeinen. Andere mochten in seinem höhern Eifer baaren Wahnsinn erblicken, weil dem gewöhnlichen Menschen jener unbegreiflich ist, der mehr als Andre sieht. Doch wie die Extreme sich überall berühren, so muß auch der religiöse Enthusiasmus und die gefühlvolle Betrachtung des Höchsten, die jedoch bei Böhme nicht träge Beschauung blieb, sondern sich in einem lebenslänglichen Tugendwandel thätig äußerte, bei der Schwäche des menschlichen Verstandes den Schein des Wahnsinns leicht annehmen, und verbindet sich oft mit Täuschungen, welche überhaupt mit der Absonderung des Menschen von Menschen beginnen. Diese Täuschungen, welchen auch Böhme unterworfen gewesen zu seyn scheint, waren jedoch nicht Täuschungen in Hinsicht auf den religiösen Sinn, der ihn belebte, sondern nur in Beziehung auf die Gegenstände, denen die lebhaft gereizte Phantasie einen besondern Verkehr mit der Gottheit und eine gleichsam magische Berührung seines Geistes zuschrieb. Dazu kommt, daß Böhme alle höhere Bildung entbehrte, welche zur Ausbildung und Mittheilung seiner religiösen, philosophischen und poetischen Anschauungen nothwendig war, um Dunkelheiten zu entfernen, denen das lebhaft bewegte Gemüth, das durch innere Fülle sich mitzutheilen gedrungen ist, nicht leicht entgeht. Aber wer die Mangelhaftigkeit und Kürze des Unterrichts, welchen Böhme genoß, bedenkt, muß staunen, welcher Reichthum geistiger Kraft und welcher Tiefsinn in diesem einfachen und schmucklosen Gefäße verschlossen war. Doch wir gehen zurück zu seiner Geschichte. Böhme kehrte nach Görlitz zurück, ward 1594 Meister daselbst, und heirathete die Tochter eines Fleischers, mit welcher er 30 Jahre lang in einer gesegneten Ehe lebte. Mehrere Entzückungen und Gesichte (d. i. Momente einer ungewöhnlichen exaltirten Gefühls- und Anschauungskraft), welche sein religiöses Gemüth, gleich den heiligen Schriften, einer unmittelbaren Einwirkung Gottes und Erleuchtung durch den heiligen Geist zuschrieb, bestimmten ihn, die Feder zu ergreifen. Seine erste Schrift, welche er 1610 abfaßte, war Aurora oder die Morgenröthe im Aufgang (gedruckt 1612), deßwegen so benannt, weil der Autor in ihr ein Licht anzündet für die, welche erkennen wollen. In ihr versuchte er seine Offenbarungen und Anschauungen über Gott, Menschheit und Natur mitzutheilen. Aus ihr wie aus seinen übrigen Schriften leuchtet eine vertraute Bekanntschaft mit der Bibel, namentlich mit den apokalyptischen Büchern derselben, zu welchen ihn sein geheimnißvoller Sinn hinzog, vorzüglich hervor. Doch scheint er auch einige gelehrte Schriften, namentlich die des Paracelsus und Valentin Weigels, eifrig gelesen, und den Umgang erfahrner und gelehrter Männer auf seine Weise benutzt zu haben. Die Geistlichkeit in Görlitz, namentlich der damalige Pastor an der Hauptkirche

aselbst, Georg Richter, ein sinnloser Polterer, welchem dies Buch
n Abschrift zu Gesichte gekommen war, befeindete ihn wegen desselben
ehr, ließ ihn vor Gericht ziehen, und confiscirte sein Buch, weil an
hm selbst nichts sträfliches erfunden wurde. Diese und andere Verfol-
ungen mußten seine unwiderlegte Ueberzeugung noch mehr befestigen
nd den Ruf von ihm und seiner Schrift verbreiten. Viele vornehme
Männer kamen nun aus der Nähe und Ferne, begierig ihn zu sehen
nd zu sprechen; vielen mußte er seine Schriften mittheilen, ja es scheint
hm auch von daher manche Unterstützung zu Theil geworden zu seyn:
enn mit seinem Handwerke wollte es nicht recht gehen, seitdem er sich
mmer eifriger mit dem Höhern beschäftigte. Doch ist es nicht ganz ge-
viß, ob nicht andere Umstände dazu mitwirkten. Von allen Seiten
oderte man ihn auf, sein Talent anzuwenden; doch schrieb er erst vom
J. 1619 an aus eignem Drange seine übrigen Werke, z. B. die Be-
schreibung der drei Principien des göttlichen Wesens,
nd gegen 29 andere. Seine Ansichten von Gott, Schöpfung, Natur,
Offenbarung, Sünde, welche er in denselben mittheilt, sind größtentheils
uf die Lehren der Bibel gebaut, welche sein grübelndes Nachdenken, in
Verbindung mit seiner poetischen Naturanschauung, in welcher die leb-
hafteste Einbildungskraft waltete, mit Benutzung des aus mystischen
nd chemischen Schriften Aufgefaßten, größtentheils gleichnißweise (wo-
ei das Gleichniß und Bild sich ihm fast unbemerkt in die Sache selbst
erwandelt) im planlosen dunkeln Gedankenlaufe und mit reger Aufwal-
ung des Gefühls weiter ausgebildet hat. Und diese Erkenntniß erklärt
r überall für das Werk einer göttlichen Erleuchtung, welche ihm ver-
atte, einen Blick in die Tiefe der Gottheit und das innere Wesen der
Dinge zu thun, um so mehr, da er sich von seiner geistigen Entwick-
ung und von dem rastlosen Drängen und Regen in seinem Innern
lbst nicht Rechenschaft zu geben vermag: er selbst aber sagt, weil alle
öhere Erkenntniß ohne göttliche Offenbarung unmöglich sey. So wahr
er letztere Satz auch ist, so wenig ist diese Offenbarung, wie sie allen
igentlichen Mystikern erscheint, ein bloß leidentliches Verneh-
men besonderer göttlicher Einwirkung; ja die Wahrheit des unaus-
prechlichen religiösen Gefühls, durch Natur, Schrift oder Gewissen auf-
eregt, wird, je stärker und lebhafter dieses ist, um so mehr auf die
Bilder und Vorstellungen übergetragen, welche dasselbe in der aufge-
egten Einbildungskraft erweckt, und so wird manche menschliche Vor-
ellungsweise als eine Wirkung besonderer Offenbarung angesehen, da
r doch nur eine mittelbare und gleichsam abgeleitete Wahr-
eit zukemmt. In Hinsicht seines sittlichen Sinnes und religiösen
ebens aber, welches mehr ist als einzelne Vorstellungsweisen, und wel-
ches vollkommen mitzutheilen er sich selbst unfähig fühlte, mochte er
mit Recht eine göttliche Erleuchtung in sich finden. So sind in Böh-
me's Schriften neben vielen tiefsinnigen und köstlichen Aeußerungen,
uch viele willkürliche Spiele der Phantasie und Verworrenheit in Ge-
anken und Ausdruck zu finden. Aber freilich wohl wäre es auch den
Gelehrten schwer geworden, solche Fülle des Gemüths festzuhalten und
ie ihm zuströmenden Gedanken in Worten klar und deutlich auszuspre-
chen; auch nicht alle gelehrte Bildung könnte mit solchem Reichthum
es Gemüths verbunden seyn, und Vielen mangelt die lebendige Einbil-
ungskraft, welche sie bekämpfen müßten; daher es ihnen auch nicht
schwer fällt, auf Verwirrungen derselben vornehm herabzusehen. Bei
Böhme aber konnte jenes sorgsame, die Energie des denkenden und füh-
lenden Zustandes selbst lähmende Mißtrauen und ängstliche Umherblicken

nicht eintreten, welches in unsern Zeiten, wo man, vor Verwirrungen dieser Art durch Geschichte und Kritik gewarnt, aus Furcht, den Ruhm des reinen Denkers zu verlieren, und von den andern ein Mystiker und Schwärmer genannt zu werden, vor allen Dingen jeden Antheil des Gefühls und der Einbildungskraft (wo noch etwas von selbiger übrig geblieben) im Denken abschneiden zu müssen glaubt: denn das abstracte Denken hatte in seinem Zeitalter diese Höhe noch nicht erreicht: alles Philosophiren stützte sich gläubig auf die christliche Offenbarung, und folgte dem vormals herrschenden Hang zu dem Geheimnißvollen und Wunderbaren, welcher die Theologie und Alchymie auch bei gelehrten Männern sehr begünstigte. Wie hätte der ungebildete Schuhmacher diesen Hang überwinden können? Auch war er jener ängstlichen Rücksicht darum nicht fähig, weil bei ihm das Denken und Fühlen eins und ungetheilt war; denn er dachte zugleich was er fühlte, und fühlte was er dachte, und theilte es ohne Hinsicht auf Lob und Tadel, Anhang oder Verketzerung, wie es in ihm durcheinander strebte, und wie ers in sich fand, einfältig mit. Es darf daher der unbefangene Leser seiner Schriften nicht vergessen, daß kein origineller Mensch, und ein solcher war Böhme in jeder Hinsicht, ohne große Abweichung von dem Allgemeinen zu finden ist, und daß er auch jene Ausschweifungen und Verirrungen des Geistes, bei den zur Klarheit späteren Wissenschaft nicht ausgebildeten Laien, ohne Befremden hinnehmen müsse, wenn er das Bessere, den innern Kern dieser seltsamen, eigenthümlichen Frucht genießen will. So wird er Böhme's Werke allerdings nicht für den Schatz der Weisheit halten und über die Wissenschaft emporheben, wenn gleich Vielen, die sich nach der Weisheit nennen, dieser tiefe Ernst und Eifer für dieselbe, welcher die erste Bedingung eines wahren Philosophen ist, nicht inwohnt; aber er wird auch nicht die abgezogene Schale der Wissenschaft, das logisch-systematisch Skelett dem tiefern Geiste vorziehend, der über Böhme's Werke freilich nicht gleichmäßig verbreitet ist, sondern nur zuweilen mit voller Kraft wie aus geheimnißvoller Tiefe hervorblitzt, dieselben in jeder Rücksicht für Produkt unsinniger Mystik und Phantasterei verschreien, welches nur denen geschehen kann, die Böhmen nur vom Hörensagen kennen, oder deren Kritik an Worten hängend, auch den sich selbst überlassenen und des verfeinerten Unterrichts späterer Zeit entbehrenden Mann nach einzelnen Sätzen messen, in welchen ihm oft der Ausdruck nicht zu Gebote gestanden, und die Einheit seiner geistigen Bestrebungen, in ihrer eignen Ansicht befangen, übersehen. In den letzten Jahren seines Lebens machte unsern Böhme ein ähnlicher Stolz der Schriftgelehrten seiner Zeit gar viel zu schaffen, welchen es unbegreiflich war, wie ein unstudirter, schlichter Handwerksmann etwas aus eigenem Kopfe hervorzubringen und zu schreiben sich anmaßen konnte; ja man nahm seine Zuflucht selbst zu gemeinen Verleumdungen, welche er jedoch bis an seinen Tod sanftmüthig ertrug. Vorzüglichen Anlaß dazu gab wahrscheinlich eine Schrift über die Buße, welche Böhme's Freunde ohne sein Wissen hatten drucken lassen. Die Sache erregte so allgemeine Aufmerksamkeit, daß Böhme auf Verlangen einiger vom Hofe, und auf seiner Freunde Bitten nach Dresden reisete, um hier die von ihm mitgetheilten Lehren untersuchen zu lassen. Böhme reisete 1624 dahin und fand selbst am Hofe und bei dem Consistorium daselbst vielen Beifall und Schutz. Nach seiner Rückkehr erkrankte er und starb noch in demselben Jahre den 17ten November einen sanften Tod im christlichen Glauben.

[A]braham von Frankenberg, sein Biograph und Verehrer, wel-
[c]her auch seine Schriften herausgegeben und erläutert hat, schildert
[i]hn also: Seine äußere Leibesgestalt war verfallen und von schlechtem
[A]nsehen; kleine Statur, niedrige Stirn, erhabene Schläfe, etwas
[g]ekrümmte Nase, grau und fast himmelblau blitzendes Auge, kurzer
[d]ünner Bart, kleinlautende Stimme, aber holdseliger Rede, züchtig
[i]n Geberden, bescheiden in Worten, demüthig im Wandel, geduldig
[i]m Leiden, sanftmüthig von Herzen. Sein einnehmendes Betragen
[h]atte selbst auf rohe Menschen vielen Einfluß; denn es ist gewiß, daß
[d]er religiöse Mensch durch Wort und That mit unbegreiflicher Macht,
[u]nd mehr denn jede andere Erscheinung auf seine Umgebungen ein-
[w]irkt; daher auch die häuslichen Erbauungsstunden, welche Böhme
[s]tiftete, religiösen Sinn vorzüglich erwecken und befördern mußten.
[D]ieses, und mehr noch seine, erst nach seinem Tode zusammen heraus-
[g]egebene Schriften verschafften ihm, vorzüglich durch die religiöse
Wärme, welche sie mittheilen, und den damals verbreiteten Hang zum
[G]eheimnißvollen, trotz aller Gegenwirkung seiner gelehrten und unge-
[l]ehrten Gegner, viele Jahrhunderte hindurch Freunde und Anhänger.
[E]r selbst aber strebte nie nach Anhang, und rieth auch seinen Freunden
[i]n der Verbreitung seiner Schriften Vorsicht an. Der Holländer van
Beyerland kam in den Besitz einer vollständigen Sammlung seiner
[S]chriften, und nach dieser Sammlung wurde der Druck der sämmt-
[l]ichen böhmischen Schriften veranstaltet; auch übersetzte Beyerland
Böhme's Morgenröthe in das Holländische. Die erste Sammlung der
[b]öhmischen Schriften wurde in Holland 1675 durch einen gewissen
[H]einrich Betke herausgegeben; die vollständigen besorgte im J. 1682
[G]ichtel (10 Bände, 8. Amsterdam), von welchem auch die Anhän-
[g]er Böhme's, eine wegen ihres stillen, tugendhaften und wohlthätigen
[L]ebenswandels sehr geachtete religiöse Secte, den Namen Gichtelia-
[n]er führen. Eine andere Ausgabe erschien zu Amsterdam 1730 unter
[d]em Titel: theologia revelata (2 Bände, 4.) die reichhaltigste
1730, 6 Bände 8. Eben so wie in Deutschland und Holland fanden
[a]uch in England seine Schriften viele Verehrer. Ein solcher war
William Law, welcher eine englische Uebersetzung von Böhme's
Schriften (2 Bände, 4.) herausgab. Auch bildete sich in England
[e]ine böhmistische Secte, und schon 1697 stiftete Jane Leade,
[e]ine schwärmerische Verehrerin Böhme's eine eigene Gesellschaft zur
Erklärung seiner Schriften, deren Dunkelheit wohl manche Weisheits-
forscher anzog, unter dem Namen der philadelphischen; ja noch
jetzt soll daselbst eine solche bestehen, auch ist ein englischer Arzt, John
Pordage, als Commentator Böhme's berühmt. — Vielfach läßt
es sich erklären, warum vor einiger Zeit und zum Theil noch jetzt, bei
den großen Fortschritten der Philosophie und Aufklärung in Deutsch-
land, Böhme's Ansehen von vielen Deutschen wieder erneuert worden.
Denn erstens werden sich vorzüglich diejenigen, welche mehr dem Ge-
fühle als der Abstraction huldigen, mehr der phantastischen Beschauung
als dem selbstthätigen Denken sich ergeben, oder in welchen der poe-
tische Sinn der vorherrschende ist, sich von Böhme angezogen fühlen.
Dann aber scheint nach jeder großen Anspannung, bis zu welcher die
philosophische Abstraction getrieben worden ist, eine Abspannung ein-
treten zu müssen, so daß die fruchtlosen Bestrebungen der anmaßenden
Speculation eine düstere Leere, mithin einen unbefriedigten Zustand
in dem Gemüthe zurücklassen, welcher zu einer beschaulichen Gefühls-
philosophie einladet. Aber die Sache hat auch eine lichtere Seite.

Böhme theilte auch manche geniale Anschauungen der Natur in seinen Schriften mit, welche mit einer wahren poetischen (d. h. nicht bloß erdichteten) Weltansicht übereinstimmen; diese Anschauungen und jener fromme, erwärmende, auf ein ideales Leben des Menschen und seine hohe Bestimmung gerichtete Sinn seiner Schriften werden von denen, welche die Versuche frühern Wahrheitsstrebens, mit keuschem, unbefangenem Sinne beachten und würdigen — und einer solchen unbeschränkten Würdigung darf unser Zeitalter mit Recht sich rühmen, — allgemeiner anerkannt. Sonach scheint es uns gerade, als müsse der Leser von J. Böhme's Schriften nicht ein gemeiner und ungebildeter, sondern ein solcher seyn, der, mit seltener Unbefangenheit begabt, sich durch das Chaos einer selbstgeschaffnen oder verdrehten Terminologie, überhäuften Bildern, und so mancher unglücklichen Grübelei über Schöpfung, Sündenfall u. s. w. hindurchzuarbeiten und die äußere rohe Schale von dem innersten Kern zu sondern versteht, auch nicht die Weisheit selbst in Böhme's Lehre sucht; noch weniger die aus mangelhafter Bildung entsprungene Dunkelheit und Planlosigkeit seiner Schriften für Tiefe hält, und — absichtlich oder unabsichtlich — nachahmt; sondern die Funken des göttlichen Geistes überall, mithin selbst in des schlichten Mannes Gemüthe erblickt und sinnig betrachtet. Einen Ungebildeten aber möchte die Lesung seiner Schriften leicht zu Geistesverwirrung führen, je mehr ihm das undurchdringliche Dunkel geheimnißvolle Weisheit zu verbergen scheint. Ueber Böhme's Lehren vergl. den nicht ganz so urtheilenden Aufsatz Eberhards (in dem Biographen, Halle, 1. Bd. 1. St. S. 107 u. f.) und Jakob Böhme, ein biographischer Versuch, Pirna 1801. 8., in welcher letztern Schrift eine Menge ausgezogener Stellen den Hauptinhalt ausmachen.

Böhmen (Böheim, Bojenheim) hat seinen Namen von den Bojern, einem gallischen oder celtischen Volke, welches sich daselbst etwa sechshundert Jahre vor Christi Geb. unter Anführung eines Neffen des Ambigat, eines Königs der Berruyer, niederließ, aber in der Folge größtentheils von den Markomannen wieder daraus vertrieben wurde. Viertehalb hundert Jahre nach Christi Geburt hatte Böhmen, welches damals von deutschen Völkerschaften bewohnt war, unter seinen Herzogen, welche jedoch wenig bekannt waren, eine feste Regierung. In der Mitte des sechsten Jahrhunderts drangen (nach Einigen, unter der Anführung eines gewissen Zecko) ein zahlreiches Heer Slaven (Czechowe, Tschechen, so nennen sich noch jetzt die Böhmen in ihrer Sprache), welche bis dahin die Ufer des schwarzen Meers bewohnt hatten, in Böhmen ein, unterwarfen es sich und machten dasselbe urbar. Nach Andern soll oben erwähnter Zecko eine ganz von den Slaven unabhängige Person gewesen, und die Nachfolger desselben von diesen hart bedrängt worden seyn, obgleich die Abkömmlinge des Zecko nie ganz aus demselben vertrieben werden konnten. Der erste, der uns namentlich aus denselben bekannt ist, war Przemislas, ein Bauer, den 632 die Fürstin Libussa ehelichte und auf den Thron hob. Obgleich Carl der Große und einige seiner Nachkommen Böhmen unter ihre Staaten rechneten und es zinsbar machten: so dauerte doch diese Unterwürfigkeit nicht lange, und im Jahre 840 wurden sogar die Herzogthümer Böhmen, Schlesien und Mähren von aller fremder Herrschaft frei und von ihren eignen Herzogen regiert, obgleich eine gewisse Verbindung zwischen ihnen und dem deutschen Reiche blieb. Ja im Jahre 1061 bekamen die Herzoge von Böhmen sogar

en Titel als Könige, den ihnen Kaiser Heinrich IV. ertheilte, und
velcher dem Könige Wratislas im Jahre 1086 zuerst allgemein
nerkannt wurde. Nachher ertheilte der deutsche Kaiser, Philipp II.,
m das Jahr 1230 Przemislas II. und seinen Nachfolgern die Kö-
igswürde, welche darauf von Friedrich II. bestätigt wurde, seit wel-
her Zeit Böhmen ein Königreich geblieben ist. Der männliche Stamm
er alten Könige endigte 1305 mit Wenzel V., worauf 1310 durch
Heirath Johann von Luxemburg die Krone erhielt und sie auf
eine Nachfolger vererbte. Hierauf vereinigten Carl IV. (als Nach-
omme aus dem Hause Luxemburg unter dem Namen Carl I., der
Böhmen ungemein emporbrachte) Wenzeslas und Sigismund
ein Sohn Carl IV., welcher Böhmen durch den Religionskrieg mit
en Hussiten beinahe wieder verloren hätte), die Krone Böhmens von
378 bis 1440 mit der des deutschen Reichs. Nach Sigismunds Tode
am Böhmen an dessen Schwiegersohn, Albrecht von Oesterreich
nd nach dessen frühem Tode an dessen Sohn Ladislav, der zugleich
König in Hungarn war, wodurch Böhmen von den deutschen Staaten
etrennt wurde. Nach seinem Tode wählten die Böhmen einen Georg
on Podiebrad, der vorhin schon Reichsverweser gewesen war,
nd darauf den polnischen Prinzen Wladislaw und nach ihm seinen
Sohn Ludwig zu Königen, welche beide letztere auch zugleich Kö-
ige in Hungarn waren. Nachdem Ludwig in der Schlacht wider die
Türken bei Mohacz 1526 geblieben war, kam Böhmen wieder an das
Haus Oesterreich. Vermöge der Tractaten nämlich, welche zwischen
Kaiser Maximilian I. und König Wladislaw abgeschlossen waren, folgte
etzt Maximilians zweiter Enkel, der Erzherzog Ludwig, der
ie Böhmen nöthigen wollte, in dem schmalkaldischen Kriege wider
en Churfürsten in Sachsen die Waffen zu ergreifen, und da diese
azu nicht geneigt waren, sondern vielmehr Miene machten, ihm den
Gehorsam aufzukündigen, wider sie nach Carls V. Siege bei Mühl-
erg sehr scharf verfuhr, und Böhmen selbst für ein unumschränktes
Erbreich erklärte. Ihm folgte sein Sohn Maximilian, diesem
eine Söhne Rudolph und Matthias. Gegen das Ende der
Regierung des letztern entstanden, wegen gekränkter Religionsfreiheit
er Protestanten, Unruhen, welche den Anfang zum dreißigjährigen
Kriege machten und das Haus Oesterreich in Gefahr setzten, Böhmen
u verlieren. Mit Uebergehung Ferdinand II., der doch schon bei
ebzeiten seines Vetters Matthias zum Könige von Böhmen gekrönt
war, wählte man den Churfürsten Friedrich V. von der
Pfalz. Als aber der Sieg bei Prag 1650 zum Vortheil des Kaisers
ntschieden hatte, gelangte Böhmen, das nun wirklich ein anerkanntes
Erbreich und reinmonarchischer Staat geworden war, unter die Herr-
chaft Oesterreichs, bei welchem es auch bis hierher unverrückt verblie-
en ist, obgleich nach Carl VI. Tode Carl Albrecht, Chur-
ürst von Bayern, auf Böhmen Anspruch machte und sich sogar
n Prag zum Könige ausrufen und huldigen ließ. — Böhmen macht,
ls Königreich, einen wichtigen Theil der österreichischen Monarchie
us. Es grenzt gegen Westen an das Königreich Bayern, gegen
Osten an Mähren und Schlesien, gegen Norden an die Lausitz und
Meißen, und gegen Süden an Oesterreich und Bayern. Der Flächen-
nhalt beträgt 950 Quadratmeilen, worauf 3,140,000 Einwohner le-
en. Die herrschende Religion ist die catholische, doch werden auch
ie übrigen Religionen geduldet. Die Landessprache ist die böhmische,
ein Dialect der slavischen; aber in einigen Kreisen und in den meisten

Städten wird deutsch gesprochen. Böhmen ist fast ringsum mit Gebirgen umgeben, enthält sehr große Waldungen, beträchtliche Teiche, aber auch sehr fruchtbare Flächen. Die vorzüglichsten Flüsse sind die Elbe und die Moldau. An Naturprodukten ist das Land sehr gesegnet. Jede Art von Getraide, Flachs, Hopfen, der für den besten in Europa gehalten wird, und Baumfrüchte bringt es in Menge hervor; sie sind ein Gegenstand der Ausfuhr. Wein ist nicht häufig, aber um die Gegend von Melnik recht gut. Die Viehzucht ist sehr beträchtlich, vorzüglich die Schaaf-, Pferde-, Schwein- und Federviehzucht. Die Bergwerke sind sehr ergiebig, und liefern Silber, Kupfer, sehr gutes Zinn, Granaten, Diamanten und andere Edelsteine, viel Eisen, Kobalt, Alaun, Gallmey, Schwefel, Steinkohlen in Menge. An trefflichen Mineralwassern ist ein Ueberfluß, aber Mangel an Salz. Die Betriebsamkeit der Böhmen ist sehr lobenswürdig. Sie benutzen ihre eigenen und fremde Naturprodukte auf mannichfaltige Art. Die Manufakturen und Fabriken erstrecken sich über das ganze Land. Unter der Menge zeichnen sich die Leinwand-, Battist-, Schleier-, Zwirn-, Spitzen- u. dergl. Manufakturen aus, welche im J. 1792 gegen 17 Millionen Gulden Waaren lieferten, wovon die Hälfte aus dem Lande ging. Die Wollenmanufakturen lieferten gegen 9 Millionen Gulden Waaren, und dieser Artikel hat sich in den neuern Zeiten sowohl vermehrt als verbessert. Das böhmische Glas, das in 78 Glashütten fabricirt wird, ist in ganz Europa bekannt. Sehr wichtig ist die Fabrikation von Hüten von der feinsten Sorte, Papier, Seidenwaare, geschliffenen Granaten, musikalischen Instrumenten und vielen andern Artikeln. Böhmen wird in sechszehn Kreise eingetheilt, nämlich in den bunzlauer, königingrätzer, bilschower, chrudimer, czaslauer, budweiser, taborer, prachiner, pilsner, klattauer, saatzer, elnbogner, mit dem der egerische Bezirk verbunden ist, rakonitzer, berauner und kaurzimer, deren jeder seinen Kreishauptmann hat. Nebst der Hauptstadt Prag enthält Böhmen 250 Städte und Städtchen, 308 Marktflecken und 11,546 Dörfer. Die merkwürdigsten Oerter sind: die Städte Jungbunzlau, Melnik, Turnau, Reichenberg, Trautenau, Kuttenberg, Budweis, Pilsen, Carlsbad, Joachimsthal, Töplitz; die Festungen Königingrätz, Josephstadt, Theresienstadt, Eger; der Manufakturort Rumburg, die Dörfer Abersbach, Sedlitz, Seidschütz u. dergl.

Böhmische Brüder ist der Name einer christlichen Religionsgesellschaft, die sich um die Mitte des 15ten Jahrhunderts aus den Resten der strengen Hussiten in Böhmen bildete. (Vergl. d. Art. Hussiten.) Unzufrieden mit den Annäherungen an den Papismus, durch welche die Calixtiner sich damals zur herrschenden Partei in Böhmen zu machen gewußt hatten, wollten sie die Compactaten derselben nicht annehmen und fingen seit 1457 unter der Leitung eines Pfarrers Michael Bradacz an, in besondere Gemeinden zusammenzutreten, eigne Versammlungen zu halten und sich durch den Namen Brüder oder Brüderunität von den übrigen Hussiten zu unterscheiden, von ihren Gegnern wurden sie aber oft mit den Waldensern und Piccarden vermengt und wegen ihrer Verborgenheit Grubenheimer genannt. Unter mannichfaltigen harten Bedrückungen von Seiten der Calixtiner und Catholischen gewannen sie, ohne der Gewalt Widerstand zu leisten, durch Beharrlichkeit in ihrem Glauben und Reinigkeit in ihren Sitten eine so bedeutende Ausbreitung, daß die Zahl ihrer Gemeinden sich im Jahre 1500 auf zweihundert belief, welche meistens eigne unter Be-

günstigung der Gutsbesitzer erbaute Bethäuser inne hatten. In ihren Bekenntnißschriften zeigt sich das Eigenthümliche ihres Glaubens, besonders bei der Abendmahlslehre, in der sie die Transsubstantiation verwarfen und nur eine sacramentliche oder geistig mystische Gegenwart Christi annahmen. Uebrigens bauten sie ihr Glaubensbekenntniß durchgängig auf die heilige Schrift und fanden damit und noch mehr durch ihre Communverfassung und Kirchenzucht bei den Reformatoren des 16ten Jahrhunderts Beifall. Diese Verfassung war den Einrichtungen der ältesten apostolischen Christengemeinde nachgebildet. Durch Entfernung der Lasterhaften aus ihrer Gemeinschaft und einen dreifach abgestuften Bann, so wie durch sorgfältige Trennung der Geschlechter und Eintheilung ihrer Gemeindeglieder in Anfänger, Fortschreitende und Vollkommne suchten sie die Lauterkeit des practischen Urchristenthums unter sich herzustellen und die strenge, bis auf das häusliche Leben der Individuen ausgedehnte Aufsicht, zu der sie eine Menge Beamte von verschiedenen Graden bestellten, mußte viel zur Erreichung dieses löblichen Endzwecks beitragen. Diese Beamten waren ordinirende Bischöfe, Senioren und Consenioren, Presbyter oder Prediger, Diaconen, Aediten und Akoluthen, unter welche sie die Leitung der kirchlichen, moralischen und bürgerlichen Angelegenheiten ihrer Gemeinde auf eine sehr verständige Weise vertheilten. Ihr erster Bischof erhielt seine Ordination von einem waldensischen, ob sich gleich ihre Gemeinde mit den Waldensern in Böhmen nicht vermengten. Sie mußten inzwischen mit dieser gedrückten Secte gleiches Schicksal erfahren. Da sie nach ihrem Grundsatze, nirgends Kriegesdienste zu thun, sich auch im schmalkaldischen Kriege weigerten, die Waffen wider die Protestanten zu ergreifen, nahm ihnen der König Ferdinand ihre Kirchen, und 1548 gingen gegen 1000 böhmische Brüder nach Polen und Preußen, wo sie sich zuerst in Marienwerder ansiedelten. Der Vergleich, den diese Ausgewanderten mit den Lutheranern und Reformirten in Polen den 14ten April 1570 zu Sendomir abschlossen, und noch mehr der Dissidentenfriede der polnischen Stände 1572 verschafften ihnen Duldung in Polen, wo sie sich jedoch unter den Verfolgungen des schwedischen Siegmund näher an die Reformirten anschlossen und in dieser Verbindung noch bis jetzt Reste der alten Verfassung beibehielten. Ihre in Böhmen und Mähren zurückgebliebenen Brüder gelangten unter Maximilian II. wieder zu einiger Freiheit und hatten ihren Hauptsitz zu Fulnek in Mähren, daher sie auch mährische Brüder hießen. Die für die Protestanten in Böhmen unglückliche Wendung des dreißigjährigen Krieges hatte jedoch eine gänzliche Vertilgung ihrer Kirche zur Folge und ihr letzter, um den Jugendunterricht sehr verdienter Bischof Comenius (s. d. Art.) mußte entfliehen. Seitdem wanderten sie häufig aus, wie z. B. 1670, wo die böhmischen Gemeinden zu Dresden und Zittau entstanden und seit 1722 wieder nach Sachsen, wo sich aus ihren Nachkommen die Brüdergemeinde zu Herrnhut bildete, und nach den preußischen Staaten, wo die böhmischen Gemeinden zu Berlin und Rücksdorf noch bestehen. Ihre Reste in Böhmen selbst haben sich unter den Lutheranern und Reformirten verloren, was bei den böhmischen Gemeinden in Sachsen und Preußen jetzt ebenfalls Statt findet. Ob nun gleich diese alte böhmische mährische Brüderunität für erloschen anzusehen ist, so wird sie doch als eine stille Pflegerin christlicher Wahrheit und Frömmigkeit in Zeiten, die sich erst mit Mühe aus der Barbarei des Mittelalters herausarbeiteten, als eine Bewahrerin reiner Sitten, wie sie die Reformatoren des 16ten

Jahrhunderts ihren Gemeinden nicht zu geben vermochten, und als die Mutter der geachteten und weit verbreiteten evangelischen Brüdergemeinde, deren Verfassung sich nach ihrem Muster gebildet hat, immer merkwürdig bleiben. E.

Böhmische Steine, edle Steine verschiedener Art, die an Schönheit und Glanz den orientalischen ähnlich, aber nicht so hart sind, wie diese, daher auch in weit geringerem Werthe stehen.

Boie, Boje, Buje, in der Schifffahrt, ist ein treibende Bake (s. d. A.) über einer Untiefe. Gewöhnlich sind es leere Tonnen. Die Ankerboie (Ankerflott, Ankerwächter, auch bloß Boje) ist ein Zeichen, meistens ein nach beiden Seiten spitz zulaufendes leeres Faß, welches vermittelst des Boiseils am Anker befestigt, und wenn dieser geworfen wird, oben aufschwimmt und dessen Platz bezeichnet.

Bojer, Bujer, Boyer ist ein kleines plattes, vorn und hinten voll gebautes Schiff mit einem Gabelmaste, einem Schmacksegel und Schwertern (vgl. den Art. Schmacke), dessen man sich bedient, um Bojen (s. d. A.) zu legen, noch mehr aber in der Küstenfahrt, um kleine Ladungen darin fortzubringen.

Boileau Despréaux (Nicolas), der jüngere von drei Brüdern, geboren nahe bei Paris oder zu Paris am 1sten November 1636, erhielt seine erste Bildung im Collegium d'Harcourt, und trat im zwanzigsten Jahre als öffentlicher Anwalt vor Gericht auf. Indessen hatte der Keim zur Poesie, deren bessere älteren und neueren Werke er in seiner Jugend mit Eifer studirte, zu tiefe Wurzel in seinem Gemüthe gefaßt, als daß er hätte fortwährend an jenem Geschäfte Gefallen finden sollen; er verließ daher, zum großen Mißvergnügen seiner sämmtlichen Anverwandten, die Rechte, um sie auf immer mit den schönen Wissenschaften zu vertauschen. Seine erste Satire, *Les adieux à Paris*, gab einen Beweis von dem, was man von Boileaus Talenten zu erwarten hatte. Als diese im Jahre 1666 mit den übrigen sechs vereint erschienen war, erregten sie ein ungemeines Aufsehen, nicht sowohl sagt La Harpe, weil es Satiren waren, sondern vielmehr, weil niemand bis dahin so schön in Versen geschrieben hatte. Was ihn seinen Landsleuten damals insbesondere schätzenswerth machte, war besonders seine Kunst, stets den bestimmtesten, kürzesten und deutlichsten Ausdruck für den Gedanken zu wählen, und demselben durch seine Stellung die größte Bedeutsamkeit und den höchsten Wohllaut zu geben. Späterhin hat man Boileau den Vorwurf gemacht, daß er oft sehr gewöhnliche Dinge in sehr schönen Versen sage; besonders ist Voltaire geneigt gewesen, diesen Fehler zuerst an ihm zu rügen. Zu seinen geschätztesten Satiren rechnen die Franzosen die *Sur les folies humaines*, *sur la noblesse*, *sur l'homme*, so wie zu den schwächsten die *sur l'équivoque* (welche für die schwächste von allen gehalten wird), und *sur les femmes*. In sein reiferes Alter fallen seine Episteln, welche überhaupt höher als seine Satiren geschätzt werden, und endlich sein geschätztestes Werk: *L'art poétique*, dessen Regeln nicht allein in Frankreich, sondern auch im Auslande, wo es allgemein übersetzt wurde, als Gesetze für die Poesie aufgestellt wurden. Ein anderes Werk, welches gleichfalls für ein Meisterstück gehalten wurde, lieferte den Beweis, daß diejenigen, welche ihn des Mangels an Erfindung, an Abwechslung und Biegsamkeit beschuldigten, ihm sehr Unrecht gethan hatten, wir meinen seinen *Lutrin* (der Chorpult). Es hatte nämlich ein Pult, welches von seiner eigentlichen Stelle auf eine andere gesetzt war, in einem Capitel von Paris die größte Zwietracht erregt, und

Boileau war aufgefodert worden, diesen Vorfall zu einem Gegenstande einer poetischen Darstellung zu machen. Dies that er in dem ebengenannten Werke, welch s den allgemeinsten Beifall erhielt; Boileau erschöpfte darin die Kunst, geringfügige Umstände mit Würde zu behandeln, bis zur Vollkommenheit. Noch ist hier seine Ode sur la prise de Namur zu erwähnen, der übrigens die Kritiker bei ihrer Erscheinung sehr arg mitspielten. Was seine Prosa betrifft, so wird sie in Frankreich zwar für rein und correct gehalten, man spricht ihr aber dagegen, mit Ausnahme seines Dialogue des héros de roman, welcher oft an die Feinheit und den Geist Lucians erinnert, jegliche Nüance und allen Wohllaut ab. Es bleibt uns nun noch übrig, von dem Charakter Boileau's und von dem Einflusse, welchen er auf sein Jahrhundert gehabt hat, zu reden. Seine Satiren mußten ihm natürlich viele Feinde machen; doch besaß er die Klugheit, denjenigen nie zu antworten, welche er durch sie beleidigt hatte, und sich ihren Spöttereien willig hinzugeben. Als ihm seine Freunde eines Tages Vorstellungen über die Art Schriftstellerei machten, der er sich ergeben habe, erwiederte Boileau: „ich werde mich bestreben, ein ehrlicher Mann zu seyn, und dann habe ich von den Angriffen meiner Feinde nichts zu befürchten." Madame de Sevigné sagt von ihm: „Boileau ist nur grausam in Versen." Seine Leser erstaunten, wenn sie ihn von Person kennen lernten, in ihm einen sanften und einfachen Mann zu finden, dessen Unterhaltung, wie er selbst zu sagen pflegte, weder Nägel noch Krallen hatte. Wir wollen, um die Großmuth und Herzensgüte Boileau's zu charakterisiren, nur zwei Züge von ihm anführen. Als der berühmte Patru genöthigt war, seine Bibliothek zu verkaufen, um leben zu können, kaufte Boileau diese Bibliothek und bezahlte sie, wollte aber nicht eher, als nach dem Tode Patru's, den eigentlichen Besitz derselben antreten. Da man die Pension Corneille's eingezogen hatte, eilte Boileau zum Könige und bat ihn, sie wieder auszahlen zu lassen. Hiermit noch nicht zufrieden, erbot er sich, auf diejenige, welche er selbst genoß, Verzicht zu leisten, indem er sagte, daß er, ohne Scham zu empfinden, keine Pension genießen könne, während ein Mann wie Corneille deren beraubt sey. Aehnliche Züge sind wohl im Stande, Satiren aufzuwiegen, selbst dann, wenn sie auch etwas Tadelnswürdiges enthalten sollten. Als Boileau Ludwig XIV. seine Première Epître au Roi vorgelesen hatte, ließ ihn dieser die Stellen, welche sich auf den Titus bezogen, drei Mal wiederhohlen, und ertheilte dem Verfasser derselben die größten Lobsprüche. Kurz darauf wurde er, in Vereinigung mit Racine, zum Geschichtschreiber Frankreichs ernannt; ja, diese beiden großen Dichter folgten sogar dem Könige zur Armee. Doch haben sie nichts, oder doch vielmehr nichts Bedeutendes, über die Ereignisse, von denen sie Augenzeugen gewesen sind, nach ihrem Tode hinterlassen. Boileau war es, der Ludwig XIV. Racines Tod meldete. Der Monarch hörte ihn mit Rührung an und sagte darauf: „mein lieber Boileau, ich werde wöchentlich sicher eine Stunde übrig haben, die ich Ihnen widmen kann." Und doch erschien Boileau nicht wieder bei Hofe, und zwar, weil er, nach seinem eigenen Ausdrucke, an demselben nichts mehr zu loben fand. Unter mehrern Anekdoten von ihm wollen wir nur die einzige anführen, zu der ihm der Jesuit Hardouin Veranlassung gab. Als nämlich dieser die paradoxe Behauptung gewagt hatte, daß sämmtliche griechische und lateinische Werke von Mönchen aus dem zehnten und elften Jahrhundert verfertigt worden seyen, sagte Boileau: „ich weiß eigentlich nicht, wie ich mit den

Sache daran bin; aber so viel weiß ich, daß es mir, ob ich gleich die Mönche nicht liebe, doch gar nicht unangenehm gewesen seyn würde, mit Pater Horaz, Pater Juvenal, Pater Virgil und Pater Cicero zu leben." Seine Kunst der Poesie und sein Chorpult waren schon seit mehreren Jahren erschienen, und Boileau war noch immer nicht in die französische Akademie aufgenommen; erst 1684, in seinem 48sten Lebensjahre, ward er zum Mitgliede derselben erwählt. Diese Verzögerung hatte er dem Umstande zu verdanken, daß er mehrere Akademiker in seinen Satiren angegriffen hatte, die sich nun seiner Aufnahme widersetzten. Es bedurfte fast eines ausdrücklichen Befehls von Seiten des Königs, um die Akademie günstiger für Boileau zu stimmen. Auch sprach er in seiner Antrittsrede von außerordentlicher und unerwarteter Ehre, und von Dankbarkeit für den Monarchen. Auch in die Akademie der Inschriften wurde er aufgenommen. Gleich dem Abbé de St. Pierre hatte er den Plan gefaßt, die französische Akademie nützlicher zu machen, und verlangte daher, daß sie sich mit Uebersetzungen der Alten beschäftigen, und diese mit Commentaren und literarischen und grammatikalischen Anmerkungen begleiten solle. Eine Sache, die man insbesondere an ihm zu loben hat, ist der Scharfsinn, mit welchem er die Schriftsteller seiner Zeit zu würdigen wußte, wobei man stets vor Augen haben muß, mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen hatte, um eingewurzelte Hochachtung für Schriftsteller auszurotten, deren Verse, wie er selbst sagte, seine Zeitgenossen von ihrer Kindheit an auswendig gelernt hatten. So erregt es wirklich unser Erstaunen, wenn wir sehen, daß Cotin, Pradon und so viele andere schlechte Schriftsteller Boileau's poetische Galle erregt haben; wir bedenken aber dabei nicht, daß wir diese Schriftsteller in diesem Augenblicke auf dem untergeordneten Range erblicken, wohin er sie hat stellen müssen; Boileau hingegen sie als die vorzüglichsten Talente seiner Nation verehrt fand, und diese Verehrung erst untergraben mußte, wobei man ihn nur hin und wieder einer leisen Parteilichkeit in seinem Lobe und Tadel zeihen kann; und diese Parteilichkeit ist denn von seinen Feinden sehr übertrieben und vergrößert dargestellt worden. So hat man es ihm zu einem großen Verbrechen gemacht, daß er in seinen Werken auch nicht ein einziges Mal Lafontaine's erwähnt hat, und d'Alembert meint, Boileau, dessen Geschmack mehr strenge als fein gewesen, habe an Schönheiten, von denen ihm die Alten keine Muster geliefert, unmöglich Behagen finden können. Eben so wenig hat man es ihm (und uns dünkt, mit Recht) verzeihen können, daß er das befreite Jerusalem ein Geklingel genannt hat; diese Sünde bleibt auf ihm, und alles, was seine Freunde hierin zu seiner Entschuldigung gesagt haben, verdient keiner weitern Beachtung. Boileau beweiset durch dieses Urtheil über den Tasso, daß ihm die Natur der neuern Poesie, d. h. der romantischen, stets fremd geblieben ist. Eben so kann man es ihm nicht verzeihen, daß er Quinault verlästert hat. Abgesehen davon, daß ein Quinault da auch wohl getadelt werden kann, wo Tasso's unsterbliches Werk ein Geklingel genannt wird, so ist Quinault für das mißfällige Urtheil Boileau's durch den Beifall seiner Nation vollkommen entschädigt worden, ja das Interesse ist vielleicht durch Boileau's ungerechten Tadel erst noch erhöht worden. Boileau ist überhaupt, besonders im verflossenen Jahrhunderte, durch eine Menge Kritiken sehr hart mitgenommen worden, die aber jetzt meistens in Vergessenheit gerathen sind. Bedeutendere Urtheile haben indessen d'Alembert, Marmontel und Voltaire über ihn ausgesprochen.

La Harpe allein hat es in der letzten Zeit unternommen, Boileau ge-
gen seine Feinde zu vertheidigen. Doch ist dies, wie man an ihm schon
längst gewohnt gewesen, auf eine zu breite und lärmende Weise ge-
schehen. Boileau hat übrigens unbestrittene Verdienste um die Litera-
tur Frankreichs, und hat sowohl schlechte Schriftsteller niedergedrückt,
als ausgezeichnete auf den ihnen gebührenden Platz erhoben. Racinen
lehrte er, auf eine schwere Art leichte Verse zu machen, und Boileau
war es gerade, der die Andromache desselben Dichters in Schutz nahm.
Als Racine nach dem geringen Erfolge, den die Athalia gehabt hatte,
glaubte, er habe sich in der Form vergriffen, sagte ihm Boileau fol-
gende merkwürdige Worte, welche das Urtheil der Nachwelt so voll-
kommen bestätigt hat: „es ist Ihr Meisterstück; glauben Sie mir,
ich verstehe mich darauf. Das Publikum wird schon noch zu Verstande
kommen.“ Als Ludwig XIV. ihn fragte, welches das ausgezeichnetste
Talent in seinen Staaten wäre, so antwortete Boileau, es sey Mo-
lière. Seine sämmtlichen Werke heißen: Satyres, Epitres, l'Art poé-
tique, le Lutrin, Epigrammes, einige andere französische und lateini-
nische Poesien, Dialogue de la poésie et de la musique, Dialogue sur
les héros de roman, Traduction du traité du sublime de Longin, und
Réflexions critiques über denselben Schriftsteller. Boileau starb am
13ten März 1711 an der Wassersucht. Pq.

Boisserée (Sulpitz und Melchior), in Verbindung mit Jo-
hannes Bertram, haben sich bei allen kunstliebenden und sittlich gebil-
deten Deutschen Ruhm und Dank erworben, theils durch das treffliche
Werk über den Dom zu Cöln, theils und noch mehr durch die rettende
Erhaltung altdeutscher Kunstdenkmäler, die von den vandalisirenden
Franzosen dem Untergang preisgegeben waren. Durch literarische
Studien früh gebildet, kamen beide Brüder mit ihrem Freunde Ber-
tram im J. 1804 von ihrem Geburtsort Cöln nach Paris, um dort
Friedrich Schlegels Unterricht zu genießen und sich durch Anschauung
und Studium der damals dort so reich vereinigten Kunstschätze zu bil-
den. Sie verließen Paris mit Friedrich Schlegel zugleich im Frühjahr
1805 und kamen nach Cöln zurück. Friedrich Schlegel, der tiefer als
irgend ein Kunstkenner jener Zeit den Werth der altdeutschen Kunst-
denkmäler gefühlt, lenkte die Aufmerksamkeit der Freunde auf die ver-
wüsteten herrlichen Alterthümer, von denen auch Professor Wallraff
und Banquier Lieversberg bereits mehreres gerettet hatten, und
Freiherr von Mehring erbschaftlich manches besaß. Als nämlich
in Cöln die Franzosen Kirchen und Klöster verwüstend niederrissen, um
sie zu Magazinen einzurichten, wurden die verdunkelten Glasscheiben,
die vom Kerzendampf unkenntlich gemachten Gemälde der Willkür der
Kirchendiener überlassen, und wagenweis auf den Trödel geschleppt.
Die schweren ungeheuern Tafeln aus der byzantinisch-deutschen Schule,
auf Goldgrund, wurden in dem holzarmen Lande vom Volke sehr ge-
sucht. Man verarbeitete sie zu Taubenschlägen, Fensterladen, Tischen
und Schränken; mit den auf Leinwand gemalten Bildern wurden Tische
und Wände beschlagen. Vieles ging auf diese Weise unwiderbringlich
verloren. Fr. Schlegels Anregung, mehr noch der Zufall, der auf der
Straße einst die Brüder Boisserée einem gemeinen Manne begegnen
ließ, welcher eine schöne alte Kreuzigung Christi trug, und den Brü-
dern, die sie ihm abkauften, mehr zu verschaffen sich erbot, ward Ur-
sach, daß sie diese unschätzbaren Alterthümer bald in allen Winkeln auf-
suchten. Mit der Nachfrage stieg der Preis dieser gering geachteten

Gegenstände. Von allen Seiten wurden aus Dörfern und Klöstern die Gemälde zusammengefahren und feilgeboten, und noch jetzt wird ein wahrer Wucher damit getrieben. Den Brüdern Boisserée gelang es auf diese Weise unter Mitwirkung wackerer Künstler und Kunstfreunde eine Sammlung von Gemälden zusammenzubringen, die im Laufe der Zeiten gewiß einen lebendigen und bleibenden Einfluß auf vaterländische Kunst haben wird. Sie retteten das unermeßlich herrliche Bild an der Rathscapelle. Den drei Freunden verdankt Cöln die neue Schönheit des längst vergessenen Bildes, das nun die lieblichste Zierde des Doms ist. Der Hauptreichthum der Sammlung der Brüder Boisserée besteht in einer großen Anzahl Gemälde der byzantinisch-deutschen Schule auf Goldgrund, von denen wir vor allen lieblich nennen: das Bild der heiligen Veronica, nächst dem Apostel und Heilige mit den Attributen ihres Märtyrerthums, und manches köstliche Madonnen- und Heiligenbild. Was wir in allen diesen neugriechisch-deutschen Bildern wahrnehmen, ist der Mangel an Gruppirung, welche der einfache, noch ganz plastische Sinn jener Maler nicht verstattete. Die Figuren wurden symmetrisch und pyramidalisch geordnet, Ruhe und Milde walteten vor in Stellung und Geberde, die Draperien fielen in einfachen leichten Massen, in entschiedenen hellgrünen, rothen oder hellblauen Farbentönen, so daß die Bilder farbigen Basreliefs glichen. Auf dem Goldgrund waren meistens dunkelblaue Verzierungen aufgedrückt; der immer hellgrüne Boden trägt Frühlingsblumen. Die Gestalten selbst sind blühend, kindlich und stets im Sinne des griechischen Ideals aufgefaßt. Ferner ist die Sammlung im Besitz köstlicher Bilder des Van Eyk, **Hemmelink**, **Lukas von Leyden**, **Albrecht Dürer**, **Johannes Schoreel**, **Holbein**, **Hemskerk**, **Lukas Kranach** und vieler Niederländer und Deutschen der alten Zeit, theils bekannt, theils nicht zu errathen. Von van Eyk zeichnen wir aus die Anbetung der heiligen drei Könige, ein göttliches Bild, dem berühmten danziger Altarblatt noch vorzuziehn, und St. Lukas, die Mutter Gottes malend; von Hemmelink ein herrlich reiches Bild, das dramatisch jeden Moment der Verkündigung, der Geburt, des Lebens, Leidens und der Auferstehung und Himmelfahrt des Erlösers mit bewundernswürdiger Kühnheit und Lieblichkeit der Darstellung umfaßt, eine Anbetung der heiligen drei Könige mit den Seitenflügeln von St. Johannes dem Täufer in einer lieblichen Landschaft, und St. Christophorus, den Strom und eine wunderkühne Felsgegend durchschreitend, das Manna in der Wüste, die Begrüßung Melchisedechs u. m. a.; von Lukas von Leyden vor allen das anziehende Bild mit lebensgroßen Gestalten, des St. Bartholomäus, der heil. Cäcilia, St. Margaretha, den Drachen überwindend, und des Apostels St. Johannes. Viele andere Kostbarkeiten übergehend, erwähnen wir schließlich noch der Madonna von Francia Bolognese, des rührendsten und seelenvollsten Werkes, das wir von diesem alten Italiäner kennen, dessen Werke überhaupt sehr selten sind. — Außerdem besitzen die Herren Boisserée und Bertram viele Alterthümer und anmuthige Kunstschätze. Man kann hier Entstehung, Entwickelung, Fortschreiten und Versinken der alten Schulen in ihrer Gradation verfolgen, sehen, wie die Kunst vom plastischen Geiste zum wirklich malerischen überging, und wie die lebendige Darstellung sie zuletzt in Manier und Gemeinheit ausarten ließ. Nur viele Anstrengungen und Aufopferungen der Besitzer konnten die Sammlung so mannichfaltig und vollständig machen, daß sie als ein Ganzes, als eine durch die Werke selbst belegte Kunstgeschichte dasteht.

Sie befindet sich gegenwärtig in Heidelberg, wohin sie schon zu Bonapartes Zeiten langsam und ohne Geräusch war geflüchtet worden.

Bolero ist der Name eines spanischen Nationaltanzes, der mit Gesang verbunden ist, und entweder mit mehreren Instrumenten zugleich, oder mit der Cither allein, von den Tänzern selbst aber mit den Castagnetten begleitet wird. Die Melodie, die in einer mäßigen Bewegung vorgetragen werden muß, ist in den Dreivierteltact gesetzt.

Bolingbrocke (Henry-Saint-John, Lord, Vicomte), wurde im Jahre 1672 zu Batersea in der Grafschaft Surry in einer sehr alten Familie geboren, deren sämmtliche Mitglieder sich theils im Kriege, theils im Staate auf eine glorreiche Weise ausgezeichnet hatten. Bolingbrocke selbst erhielt eine seinem Stande gemäße Erziehung, und vollendete auf der Universität zu Oxford seine Studien. Schon damals wurden die Lebhaftigkeit seines Geistes, die Fruchtbarkeit seiner Einbildungskraft, sein sanftes, einnehmendes Wesen, seine Energie und die Gewandtheit seines Styls allgemein bewundert. Er trat in die Welt, indem ihm ein seltener Ruf vorausging, und zeigte in ihr die seltensten Geistesanlagen, eine verführerische Gestalt, eine Feinheit der Sitten, ein Gemisch von Adel und Leutseligkeit, einen Reiz der Rede, denen, nach dem einstimmigen Zeugnisse seiner Zeitgenossen, niemand zu widerstehen im Stande war. Unglücklicher Weise hemmten die Leidenschaften seiner Jugend den Aufflug seiner Talente; schon war er in das 28ste Jahr getreten, und noch hatten seine glänzenden Anlagen, welche einen künftigen großen Mann versprachen, nichts weiter als einen vollendeten Weiberverführer (a complete rake) aus ihm gemacht. Seine Aeltern, welche glaubten, daß eine Heirath eine heilsame Veränderung in ihm hervorbringen dürfte, schlugen ihm eine Dame vor, welche als Erbin einer Million, mit einer reizenden Gestalt einen sehr gebildeten Verstand und die edelste Geburt verband. Aber kaum hatten die jungen Eheleute einige Zeit mit einander gelebt, als sich auch bereits eine unvertilgbare Zwietracht zwischen ihnen erhob, in deren Folge sie sich auf immer von einander trennten. Ein ganz anderes Zwangsmittel sollte diesen heftigen, unregelmäßigen, aber ausgezeichneten Charakter zu einem bessern Ziele führen; sein Vater bewirkte seine Wahl zum Repräsentanten eines gewissen Fleckens bei dem Unterhause. Hier nun zogen seine ungewöhnliche Beredsamkeit, sein tiefer Blick und die Gründlichkeit seiner Raisonnements die allgemeine Aufmerksamkeit auf das junge Parlamentsglied. Hatte man bisher gefürchtet, daß diese seltenen Naturgaben in der Müßigkeit eines ausschweifenden Lebens sich zersplittern möchten, so schien er von dem Augenblicke an, wo er sich einmal in Staatsangelegenheiten gemischt hatte, seine Arbeitsscheue in einen Haß aller Ruhe zu verwandeln. Er zog nach und nach die Aufmerksamkeit des Königs Wilhelm und der Königin Anna auf sich. Als man ihn im Jahre 1704 zum Kriegssecretair ernannt hatte, wurde er dadurch in unmittelbare Verbindung mit dem Herzoge von Marlborough gebracht. Bolingbrocke erkannte und bewunderte die Talente dieses Mannes, und unterstützte die großen Unternehmungen und bewundernswürdigen Folgen derselben aus allen Kräften; die ausgezeichnetsten Ehrenbezeigungen dieses Generals fanden unter seinem Kriegssecretariate Statt, welches um so edelmüthiger von Bolingbrocke war, als er, ein Anhänger der Tory's, in Marlborough einen Whig unterstützte. Als aber die Whigs wieder die Obergewalt erhielten, nahm

Bolingbrocke seinen Abschied, und dieser Schritt, zu dem er durch nichts genöthigt wurde, der aber die Anhänglichkeit an seine Partei auf eine löbliche Weise beurkundete, trug noch viel zu seinem öffentlichen Lobe bei. Nun folgten, wie er sich selbst ausdrückte, die zwei thätigsten Jahre seines Lebens, in welchen er sich ganz den Studien widmete, bei denen er jedoch den öffentlichen Angelegenheiten keineswegs fremd wurde. Er stand nämlich in fortwährender Verbindung mit der Königin, die seinem Rathe stets vor allen übrigen Gehör gab. Jetzt ward das Ministerium der Whigs, zum größten Erstaunen von ganz Europa, gestürzt, und Bolingbrocke erhielt als Staatssecretair das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, in welchem Posten der Friede von Utrecht das höchste Ziel seiner Wünsche und den Stolz seines ganzen Lebens ausmachte, so wie er die Bewunderung seiner Talente erregte. Bei diesem Friedensschlusse hatte er nicht mehr als alles zu überwinden; die Whigs, die Pairs, die Bank, die ostindische Compagnie, Marlborough, Eugen, den Kaiser, Holland, die Eifersucht aller europäischen Mächte, die Schwäche seiner eigenen Königin, die Unentschlossenheit, die Unklugheit, ja sogar den Neid aller seiner Collegen. Drei Jahre waren zu der Vollendung dieses großen Werks nöthig. Er selbst ging im Jahre 1712 als Gesandter nach Paris, wo er sowohl von Ludwig XIV., als von den Parisern selbst, wie ein Wesen höherer Art aufgenommen wurde; und im darauf folgenden Jahre ward der so sehnlich gewünschte Friede zwischen Frankreich und England abgeschlossen. Vielleicht wäre es für den Ruhm Bolingbrocke's zu wünschen gewesen, daß dieser Friedensschluß das Ende seiner Laufbahn ausgemacht hätte, denn wir finden ihn, in dem noch übrigen Theile seines Lebens, dem Ungestüme seiner Leidenschaften, einem Wechsel der Gesinnung und einer so sonderbaren Art, sich auf diese oder jene Partei zu schlagen, Preis gegeben, daß dadurch die Redlichkeit seiner Gesinnungen, seine Vaterlandsliebe, überhaupt sein ganzer Charakter nicht wenig verdächtig gemacht werden. Es entstand nämlich aus den gegenseitigen Reibungen der Tory's und Whigs ein solcher Zwiespalt in der öffentlichen Meinung, daß die Minister laut und hart getadelt, der Friede für ein Unglück ausgeschrieen und die protestantische Thronfolge für in Gefahr erklärt wurde. Wenn jemals das englische Ministerium einer vollkommenen Eintracht bedurft hatte, so war es in diesem Augenblicke, wo dasselbe von so vielen Seiten angegriffen und bedroht wurde. Nichts desto weniger brach zwischen dem Großschatzmeister Grafen Oxford und Bolingbrocke, gleich nach dem Abschlusse des Friedens, ein verderblicher Streit aus. Es ist nicht leicht, zwischen diesen beiden berühmten Männern eine Partei zu ergreifen. Swift, der Freund beider, aber besonders mit dem Großschatzmeister sehr vertraut, beschuldigte letztern, an dem Untergange ihrer Partei, und besonders an dem Unglücke des Staats, die größte Schuld gehabt zu haben. Andere urtheilten von diesen beiden Männern, daß zwei Minister, welche bei einer so gefährlichen Lage der Dinge nicht im Stande waren, ihre persönlichen Zwistigkeiten zu vergessen, schon allein aus diesem Grunde, so große Talente sie auch übrigens haben mochten, unfähig gewesen wären, einen Staat zu regieren. Wie dem nun auch sey, so setzte die Königin Anna, welche von dem Grafen von Oxford auf das heftigste gereizt wurde, diesen vier Tage vor ihrem Tode ab, und ernannte Bolingbrocke an dessen Stelle zum ersten Minister. Aber Annens Tod veränderte auf einmal die ganze Scene. Georg I. von Hannover bestieg den Thron, und die Whigs triumphirten so vollkommen über die

ory's, als es bis dahin noch niemals der Fall gewesen war; denn
aum war das Leichenbegängniß der Königin beendigt, und schon wur-
en die Minister derselben im Unterhause ihrer schlechten Staatsver-
altung wegen laut und öffentlich angeklagt. Orford wußte sich zu
ertheidigen und widerstand dem Sturme; Bolingbrocke hingegen, dem
s nicht gelingen wollte, sich durch Scheingründe bei dem Hofe von
annover zu rechtfertigen, und welchen man eben so sehr beneidete als
aßte, ward vom Könige Georg, noch während seiner Abwesenheit in
eutschland, abgesetzt, und entfloh, da er erfahren hatte, daß die Ge-
enpartei ihn auf das Schaffot bringen wollte, nach Frankreich. Von
acob III., unter welchem Namen der sogenannte Prätendent, oder
er Chevalier de St. George, seiner künftigen Besteigung des engli-
hen Throns entgegensah, lud ihn zu sich nach Lothringen ein; Bo-
ngbrocke lehnte dies jedoch von sich ab. Da er jedoch erfuhr, daß das
nglische Parlament ihm fortwährend den Prozeß mache, nahm er
acobs Anerbieten an, und ward von ihm zum Staatsminister er-
ählt. Als aber Ludwig XIV., der beste Freund Jacobs III., gestor-
en war, verlor Bolingbrocke alle Hoffnung, daß die Unternehmungen
es letztern je gelingen würden, und bereute, sich mit demselben so weit
ingelassen zu haben. Bolingbrocke's Gesinnungen und seine daraus
ervorgegangenen Unternehmungen mögen nun auch über diesen Gegen-
and gewesen seyn, wie sie wollen, so darf man dennoch annehmen,
aß er es mit Jacob III. wirklich redlich gemeint habe. Nichts desto
eniger entsetzte ihn dieser plötzlich seiner Würde, und übertrug sie dem
erzog Ormond. So wollte es also Bolingbrocke's sonderbares Schick-
al, daß er sowohl von dem wirklichen, als dem bloßen Titular-Könige
on England der Verrätherei beschuldigt ward. Jetzt wurden ihm von
em Könige Georg Anerbietungen gemacht, die Geheimnisse des Prä-
endenten zu entdecken; er aber lehnte diesen Antrag anfangs von sich
b, nahm ihn aber nachher auf eine sehr inconsequente Weise in so
ern an, als er sich verpflichtete, der Sache des Prätendenten unter
er Bedingung, daß man ihm eine gänzliche Vergessenheit des Vorge-
allenen bewilligte und sich in Betreff des Uebrigen auf ihn verließe,
inen entscheidenden Schlag zu versetzen. Nichts desto weniger wider-
etzte sich der Chevalier Walpole, der den künftigen Einfluß Boling-
rocke's auf das englische Cabinet sehr natürlich befürchten mußte, der
Rückkehr desselben aus allen Kräften. Nun schrieb dieser, gleichsam
m seine persönliche traurige Lage durch eine schriftstellerische Ergie-
ung erträglicher zu machen, philosophische Tröstungen, fand
ber deren bald hernach noch süßere, indem er sich mit einer reizenden
nd sehr begüterten Dame, einer Nichte der Frau von Maintenon,
erheirathete. Im Jahre 1723 ward endlich das vorige Parlament,
eren sämmtliche Mitglieder geschworne Feinde Bolingbrocke's gewe-
en waren, aufgehoben, und nun erlaubte ihm der König, als eine
rste Gnade, nach England zurückzukehren, ohne daß er jedoch schon
amals in seine Güter wieder eingesetzt wurde; dies Letztere geschah
rst nach Verlauf von zwei Jahren durch eine besondere Parlaments-
cte. Nun führte er, nach seiner Zurückkunft nach England, das
eben eines vollkommenen Landmannes, in welcher Beschäftigung er
ch nur durch die Unterhaltung Swifts und Pope's in etwas unter-
rechen ließ. Aber kaum hatte sich im Parlamente die Stimme der
Opposition erhoben, als Bolingbrocke nach London eilte, und da man
hm den Eintritt in das Departement fortwährend verweigerte, von
un an während acht Jahre durch einzelne Druckschriften, welche die

größte Wirkung auf das Volk machten, die Ministerialpartei bekämpfte. Auf diesem Wege konnte es nicht fehlen, daß er sich nicht abermals mächtige Feinde hätte zuziehen sollen, über welche er durch seine Dissertation über die Parteien, welche als sein Meisterstück betrachtet wird, zu siegen strebte. In Folge dieser Ereignisse verließ er zum zweiten Male England und ging nach Frankreich, um sich daselbst, wie sogar Swift meinte, der Partei des Prätendenten in die Arme zu werfen, wogegen ihn jedoch Pope vertheidigte und öffentlich gestand, daß er seinen edlen Freund bewogen habe, ein undankbares Vaterland, welches ihn verkenne und anfeinde, zu verlassen. In Frankreich schrieb nun Bolingbrocke im Jahre 1735 seine Briefe über das Studium der Geschichte, welche freilich bewundert wurden und auch noch jetzt bewundert werden, in welchen aber fast immer der persönliche Charakter des Verfassers die Stelle einer unparteiischen, allgemeinen Ansicht der Dinge vertritt, und die besonders deßwegen getadelt wurden, weil darin ohne alle Schonung die geoffenbarte Religion angegriffen ward; eine Religion, die Bolingbrocke ehmals laut und eifrig vertheidigt hatte. Hierauf gab er seinen Brief an Lord Bathurst über die Einsamkeit und das Studium, darauf 1720 in französischer Sprache seine Briefe an M. de Pouilly heraus, welche letztere, in so fern sie kräftig gegen den Atheismus ankämpften, damals sehr geschätzt wurden. Endlich veranlaßte er im Jahre 1729 durch seinen Streit mit Walpole Pope's Versuch über den Menschen, bei dessen Abfassung er dem Verfasser nicht allein geholfen, sondern ihm auch selbst die wichtigsten Materialien an die Hand gegeben hat. Trotz dieser ernsten Beschäftigungen, denen sich Bolingbrocke in Frankreich widmete, sehnte er sich dennoch endlich nach seinem Vaterlande zurück, woselbst er auch im Jahre 1738 seine Idee über einen patriotischen König, und zwar unter den Augen des jungen Thronfolgers schrieb. Walpole's letzter auffallender Streich seiner Regierung hatte zur Folge gehabt, daß sich zwischen dem Könige und dem Prinzen von Wales eine offenbare Trennung entsponnen hatte. Endlich unterlag Walpole der gegen ihn vorhandenen Partei, und Bolingbrocke, der sich an dem Siege über diesen gefährlichen Feind den meisten Antheil zuschreiben konnte, veranlaßte den künftigen Thronfolger, im Jahre 1742 in die Arme seines Vaters zu eilen, und sich feierlich mit demselben wieder zu versöhnen. Nach diesem Ereignisse lebte er noch neun Jahre, und starb darauf 1751 im achtzigsten Jahre seines Lebens unter den Martern einer langen und schrecklichen Krankheit, während welcher er noch Betrachtungen über den jetzigen Zustand der Nation schrieb. Das Manuscript seiner sämmtlichen Werke hatte er dem schottischen Dichter David Mallet übergeben, welcher es im Jahre 1753 zum Drucke beförderte. Kaum aber war dieses Werk öffentlich erschienen, als sich auch schon von allen Seiten eine Stimme dagegen erhob; der Verfasser nämlich hatte darin das Christenthum auf eine empörende Weise angegriffen. Diese Sammlung seiner sämmtlichen Werke wurden daher öffentlich von der großen Jury zu Westminster als der Religion, Moral, dem Staate und der öffentlichen Ruhe gleich sehr gefährlich einstimmig verworfen. Was Bolingbrocke's Charakter anbetrifft, so wissen wir von ihm, daß er die innigste Freundschaft und die erklärteste Feindschaft zu erregen im Stande war, und daß man ihn eines unmäßigen Ehrgeizes, eines ungezügelten Zorns, einer gehässigen Nacheiferung und einer unversöhnlichen Erbitterung beschuldigte. Wenn Pope und Swift,

seine vertrautesten Freunde, ein sich geradezu widersprechendes Bild von ihm entwerfen, was steht dann von Leuten zu erwarten, die ihn nur aus der Ferne kannten? Außer den oben angeführten Werken Bolingbrocke's sind noch mehrere andere von ihm vorhanden, deren Titel hier anzuführen, wir uns versagen müssen, weil die meisten von ihnen doch nur ein temporelles und locales Interesse zu gewähren vermögen.

Bollwerk, s. Bastion.

Bologna, Stadt im Kirchenstaate, 44 Gr. 29 Min. 36 Sec. Br., 29 Gr. 1 Min. 15 Sec. L., am Fuße der Apenninen zwischen dem Flusse Savena und Reno; 63,000 Einwohner, 200 Kirchen, worunter die Kirche des heiligen Petronius, des Beschützers von Bologna, auf deren Fußboden die von Cassini auf einer Kupferplatte gezogene Mittagslinie ist, und in der Kaiser Carl V. 1530 vom Papste Clemens VII. gekrönt ward (der letzte vom Papst gekrönte deutsche Kaiser); Palast des Magistrats mit vielen Statuen, Gemälden und den Sammlungen des gelehrten Ulysses Aldobrandus mit beinahe zweihundert von seiner Hand geschriebenen Folianten; die beiden Thürme degli Asinelli und de' Garisendi, wovon jener 1109 erbaut und ohne die Kuppel 371 Schuh hoch ist und dieser schief steht, indem sein Grund so sehr gewichen ist, daß eine von der Seite seiner Neigung herabgelassene Bleischnur sieben Schuh von dem Grunde abweicht, weßwegen man diesen 180 Schuh hohen Thurm bis auf einige vierzig Schuh abgetragen hat. — Universität, bononisches Institut oder eine Akademie der Wissenschaften und Künste mit Observatorium, anatomischem Theater, Antiquitätensammlung, Bibliothek rc. Musikschule, Seide, Wollen-, Flor-, Papier-, Confituren-, Aquavit-, künstliche Blumen- und Früchte-, bologneser Flaschenfabriken rc. Die Fruchtbarkeit des Landes hat der Stadt den Beinamen la Grassa, die Fette, verschafft. In der Nähe findet man bei Paterno den Stein, Luminabile, spongia di luce benannt, der alle Arten von Licht in sich zieht und eine Zeit lang behält, so daß er im Finstern wie glühende Kohlen aussieht. (S. bononischer Stein.) Der bologneser Tabak und die kleinen Damenhunde, Bologneser genannt, waren sonst in großem Rufe. Die bologneser Flaschen oder Springkolben sind kleine ziemlich dicke Flaschen, die, wie andere Gläser geblasen, aber in der freien Luft schnell abgekühlt werden, wodurch sie die Eigenschaft erhalten, daß sie von außen einen starken Schlag vertragen, inwendig aber so empfindlich sind, daß sie von einem hineingeworfenen kleinen Steinchen augenblicklich zerspringen. Sie wurden von Paul Baptista Balbi zu Bologna 1740 erfunden.

Bombarden, oder Donnerbüchsen, auch Basilisken genannt, sind ein altes, vielleicht das älteste, jetzt nicht mehr übliches, Wurfgeschütz. Es war eine Gattung Mörser, aber kürzer und von größerm Caliber, auch anfangs konisch, nach der Mündung weiter auslaufend, und zuerst von ungeheurer Capacität, so daß sie bis 250 Pfund Stein schaffen. Ihr Gebrauch kömmt höchst wahrscheinlich von den Mohren, welche sich ihrer zuerst bei der Belagerung von Alicante bedienten. Im J. 1359 hatte Don Pedro, König von Arragonien, in dem Seetreffen wider den König von Castilien, eine große Bombarde auf seinem Schiffe. Carl VIII. von Frankreich schaffte sie ab, und führte die jetzt gebräuchlichen, leichten Kanonen ein.

Bombardiren, eine Stadt, eine Festung, einen Hafen u. s. w. heißt, selbige hauptsächlich mit Wurf- und schwerem Geschütz, näm-

lich aus Mörsern, Haubitzen und Kanonen beschießen. Die Regeln zu einem Angriffe mit Wurfgeschütz und Belagerungskanonen sind folgende: 1. kein Theil der Stadt darf verschont bleiben, wonach die Batterien angelegt und die Geschütze gerichtet werden müssen; 2. das Feuer muß ununterbrochen, bis der Endzweck erreicht ist, fortgesetzt werden; 3. bei den Seestädten kreuzen leichte Schiffe an den Küsten herum, um die vom Feinde etwa abgeschickten Brander anzuhaken und in die offene See zu führen; 4. auf dem Lande ist stets eine zahlreiche Cavallerie zur Hand, um die von der Besatzung gemachten Ausfälle zurückzutreiben. Die Regeln bei der Vertheidigung sind: 1. das Pflaster wird auf allen Gassen aufgerissen, die Dächer abgedeckt und das Gebälk mit Erde und Mist belegt; 2. allenthalben wird Wasser in Bereitschaft gehalten; 3. alle Batterien der Festung spielen gegen den Belagerer, und man sucht durch Ausfälle die Stücke darauf zu vernageln oder sonst unbrauchbar zu machen; 4. den feindlichen Schiffen schickt man Brander entgegen. — Bombardiercorps ist die zur Bedienung des Wurfgeschützes (der Mörser, Bombenpöller und Haubitzen) erfoderliche Mannschaft.

Bombardier-Galliotten sind platte Schiffe, welche nur einen Mast haben und vor demselben einen Mörser führen, um Häfen und Küsten zu beschießen. Zuweilen haben sie auch noch einen Vordermast. Es gibt deren auch größere, mit 2 Mörsern und 3 Masten. Sie sind von dem Franzosen Bernard Renaud, der zu Colberts Zeiten lebte, erfunden worden, und Ludwig XIV. brauchte sie zuerst 1682 gegen Algier.

Bombast (Poetik). So bezeichnet man denjenigen Mißgriff im Style, wo die Armuth eigener Gedanken sich hinter einem Heere geblümter, hinaufgeschraubter Redeformen, die Leerheit der Ideen durch hochtrabende Worte, durch einen lästigen Stelzengang zu verstecken sucht. Man will dies Wort aus dem englischen bumbast herleiten, welches Baumwolle und „aufgedunsene Rede" zugleich bedeutet.

Bombay, englische Präsidentschaft an der Westküste von Vorder-Indien, 3925 Q. M., 2,800,000 Einwohner. Fruchtbar an Pfeffer, Cardamomen, Reiß, Santel- und Thikholz. Unmittelbar gehören dazu: Bombay mit Gebiet, Guzurate, ein Theil von Mysore und einzelne Districte in Sunda, Canara und auf der südmalabarischen Küste, mittelbar, d. i. vasallenmäßig, Neu-Mysore, Kargu, Kananor, Calikut, Cochin, Travancore rc. Die Präsidentschaft hat den Namen von der Insel gleiches Namens, zwei Meilen lang und an manchen Orten kaum eine halbe Meile breit, deren sandiger Boden nur Cocosbäume hervorbringt. Sie hat einen der besten Häfen in Ostindien, der nebst Goa allein Linienschiffe einnehmen kann. Die Hauptstadt gleiches Namens, 72 Gr. 54 Min. 24 Sec. B. von Greenwich 18 Gr. 35 Min. 30 Sec. B., Sitz der Präsidentschaft, stark befestigt, mit Schiffswerft und Arsenal; 140,000 Einwohner: Europäer, Mahomedaner, Gebern (Feueranbeter) und Hindus; literarische Societät; Baumwollen- und Seidenfabrik; Handel nach Persien, Arabien, Ostafrika und Indien; Seesalzsiederei. (Vergl. Hindustan.)

Bomben sind große hohle eiserne (vormals auch metallne, zuweilen länglich runde) Kugeln, mit einer in das Fülloch eingekitteten hölzernen Brandröhre und zwei kleinen Handhaben, welche aus Mörsern oder Pöllern geworfen werden. Gefüllt werden sie mit Pulver und Brandzeug oder Satz, d. i. eine gewisse Mischung des Pulvers mit Salpeter und Schwefel, und zwar eine hun-

ertpfündige Bombe mit 15 Pfund Pulver und 20 Loth Brandzeug, ine 60pfündige mit 9½ Pfund Pulver und 15 Loth Brandzeug, eine 30pfündige mit 4½ Pfund Pulver und 9 Loth Brandzeug, eine 10pfündige mit 1 Pfund Pulver und 5 Loth Brandzeug. Durch die Brandröhre wird das Pulver in der Bombe entzündet und diese in Stücken ersprengt, wodurch Häuser rc. zerschmettert und in Brand gesetzt weren. Die Länge und der Satz der Brandröhre, so wie die Richtung es Mörsers, müssen jedoch so berechnet (vom Brandzeuge heißt dieß empirt) seyn, daß die Bombe gerade in dem Augenblicke, wo sie en zu treffenden Gegenstand berührt, weder früher, noch viel später, repire, d. i. zerspringe. Die Bomben werden unten etwas dicker ls oben gegossen, damit sie nicht auf die Brandröhre fallen und das feuer ersticken; doch werden sie jetzt auch häufig concentrisch gemacht, veil man gefunden hat, daß die Brandröhre dennoch im Fallen oben leibt. Die Idee der Bomben ist sehr alt. Schon im 7ten Jahrunderte warf man Feuerkugeln aus irdenen Gefäßen, dann aus Blyden oder Mangen (Art. Wurfmaschinen), oder mit Handschleuern von Eisendrath. Im J. 1238 brauchte Jayme I., König von Aragonien, bei der Belagerung von Valencia, eine Gattung großer Schwärmer, von 4 Pergamenthäuten gemacht, welche beim Niederallen zersprangen. Dann kamen große eiserne Kugeln, die man glüend fortschleuderte. In der Mitte des 15ten Jahrhunderts erfand er Fürst Rimini Siegismund Pandulph Malatesta die Mörser und Bomben. Diese bestanden aber erst aus zwei hohlen metallenen, nit Pulver gefüllten, durch Ketten zusammen gehaltenen Halbkugeln, velche durch eine heraushängende Zündschnur, Schoppine, entzünet wurden. Nach und nach erhielten sie die Gestalt, die sie jetzt haen. Der englische Ingenieur Malthus, den Ludwig XIII. in seine Dienste nahm, führte sie in Frankreich ein, und gebrauchte sie zuerst 1634 bei der Belagerung von Lamotte in Lothringen. Der preußische General von Tempelhoff hat eine Art kleiner Bomben von besonderm Metalle erfunden, die mit einer großen Geschwindigkeit geworfen verden können, in einer bestimmten Weite in unzählige Stücke zerpringen, und eine erschreckliche Wirkung hervorbringen, welche die es österreichischen Wachtelfeuers weit übertreffen soll. — Bombenest ist jede obere Bedeckung, wenn die darauf fallenden Bomben icht durchschlagen. Ein kreisförmiges steinernes Gewölbe erfodert azu 3½ Fuß Dicke.

Bombenkutschen, sind eine modische Gattung bedeckter Kutchen, deren Kasten etwas länglich rund ist.

Bonald (de), lebenslänglicher Rath der Universität zu Paris nd Verfasser mehrerer politischen Schriften, die einen bedeutenden Ruf erhalten haben, stammt aus einer alten Familie aus Rouergur, rklärte sich anfänglich für die constitutionelle Monarchie, und ward 1791 Präsident der Departemental-Administration von Aveyron. Seit nehrern Jahren hatte er sich mit einem Werke: Théorie du pouvoir politique et religieux, beschäftigt; er vollendete es, als er sich vor en Terroristen hatte flüchten müssen, und übergab es 1798 dem Druck; das Directorium aber hinderte die Bekanntmachung. 1806 ward er Mitredacteur des Mercure; Ludwig Bonaparte, als damaliger König von Holland, trug ihm die Stelle eines Erziehers seiner Kinder an, die er aber ablehnte. 1808 ward er zum lebenslängchen Rath der pariser Universität ernannt, was er auch seitdem, nter dem Könige, unter Napoleons Usurpation und nach des Königs

Rückkehr stets geblieben ist. 1815 ward er auch vom Departement von Aveyron zum Deputirten bei der Kammer gewählt und zeichnete sich in dieser durch große Beredsamkeit und lebhaften Antheil an den Verhandlungen aus. Er hat außer dem obigen noch einige andere Werke geschrieben, von denen die bekanntesten sind: La Législation primitive, und Essai sur le Divorce.

Bonaparte (Maria Lätitia, geborne Ramolini), Napoleons Mutter. Sie ist 1750 zu Ajaccio in Corsica geboren, vermählte sich 1767 mit Carl Bonaparte, dortigem Rechtsgelehrten und Landeigenthümer. Die Geburtsfolge ihrer berühmten, wie berüchtigten Kinder ist: Joseph, Napoleon, Lucian, Ludwig, Elise, Pauline, Caroline und Hieronymus. Wir widmen Joseph, Napoleon, Lucian (unter Bonaparte [Lucian]), Ludwig und Hieronymus besondere Artikel. Wegen Elise vergl. man Bacciochi, wegen Caroline Murat, und über Pauline Borghese. Von dem frühern Leben der Lätitia läßt sich weiter nichts sagen, als daß sie mit dem Grafen von Marboeuf, damaligem Gouverneur von Corsica, in sehr freundschaftlichen und wie behauptet worden ist, in galanten Verhältnissen gestanden hat; erst durch ihren Sohn Napoleon trat sie auf die große Weltbühne. Nach dessen Thronbesteigung erhielt sie mit dem Titel Madame Mère de l'Empereur einen eignen kaiserlichen Hofstaat, und ward General-Superiorin der barmherzigen Schwestern (Soeurs de la Charité) und der Hospitaliterinnen (Soeurs hospitalières) des französischen Reichs. Man rühmte damals viele mildthätige Werke von ihr. Nach der Verweisung der sämmtlichen Bonapartischen Familie aus Frankreich, lebt sie in Rom bei ihrem Bruder, dem Kardinal Fesch.

Bonaparte (Lucian), Napoleons jüngerer Bruder, gewesenes Mitglied des Raths der Fünfhundert, Minister des Innern, Senator, Prinz und Pair von Frankreich, jetziger Prinz von Canino 2c., ist 1772 in Ajaccio geboren. Beim Ausbruch der Revolution ergriff er mit Enthusiasmus die Parthei des Volks. Zuerst war er bei der Administration der Armee angestellt; dann ging er nach St. Maximin, wo er sich verheirathete und Mitglied des Revolutionsausschusses wurde; ward darauf Kriegscommissair, und im März 1797 zum Deputirten des Liamoner Departements beim Rathe der Fünfhundert gewählt. Während seiner Militairadministrations- und Kriegscommissariats-Geschäfte hatte er nicht versäumt, die Grundlage zu seinem späterhin unermeßlich angewachsenen Vermögen zu legen. Den 18ten Juli 1797 erschien er zuerst auf der Rednerbühne. Er verwarf die Verordnung, am Décadi die Läden zu sperren als tyrannisch; erhob sich mit Macht gegen die Vergeuder, stimmte für die nur dreimonatliche Giltigkeit des Gesetzes, das die Pressen der Aufsicht der Regierung unterwirft; foderte am Stiftungsfeste der Republik seine Collegen auf, für die Constitution vom Jahr III. zu sterben, half aber kurz darauf die Stützen derselben, Merlin, Laréveillère und Treilhard stürzen. Jetzt wuchs sein Einfluß, und man sah ihn schon nach und nach die Partei bilden, welche hernach die Absichten seines Bruders unterstützte und beförderte. Kurz vor dem 18ten Brumaire ward er Präsident des Raths. Er war es vorzüglich, der die Begebenheiten dieses Tages leitete. Da er die Gährung, welche Bonaparte's Eintritt in die Versammlung verursachte, nicht zu dämpfen vermochte, verließ er seinen Sitz, legte die Zeichen seiner Würde von sich, schwang sich zu Pferde, sprengte durch die Reihen und foderte die Truppen

uf, ihren General, *den man ermorden wollte*, zu retten.
Sein Muth und seine Rede begeisterten die Soldaten. Der Rath der
00 ward verjagt. Eine neue Constitution erhob sich auf den Trüm-
nern der alten. Lucian ward Minister des Innern. Er benutzte
eine Stelle, sich noch mehr zu bereichern, und übergab sich nun ganz
einem Hange zum Prunk und üppigen Wohlleben. Im Jahr 1800
erließ er das Ministerium, um als Gesandter nach Spanien zu ge-
en, wo er Ende Sept. 1801 zu Badajos den Frieden mit Portugal
nterzeichnete. Hier war es besonders, wo er sein Privatvermögen ins
ngeheure vermehrte. Es ist versichert worden, daß die portugiesische
Regierung ihm für 10 Millionen Francs an Juwelen mußte einhändi-
en lassen. Bei seiner Zurückkunft in Paris trat er in das Tribunat
9ten März 1802). Er unterstützte den Plan zur Errichtung einer Eh-
enlegion, deren Großoffizier er sogleich, und dadurch statutenmäßig
uch Senator wurde. Das Institut nahm ihn am 3ten Febr. 1803 zum
Mitglied für die Classe der politischen und moralischen Wissenschaften
uf; und kurz nachher erhielt er die Senatorei Trier. Im Juli dar-
uf nahm er Besitz von den der Ehrenlegion in den Rheindepartements
ınd in Belgien zugetheilten Gütern. Stets hatte er sich jedoch Napo-
eons Streben nach Alleinherrschaft widersetzt, und die daraus entsprin-
enden Mishelligkeiten wuchsen mit den Fortschritten von dessen Ge-
alt. Als endlich Ende desselben Jahres Lucian die Witwe des Ban-
uier Jouberteau, ganz gegen Napoleons Willen, geheirathet, (seine
rste Frau war 1802 gestorben) und dieser nach der Kaiserkrone gegrif-
en, wurde die Spannung unter den beiden Brüdern so stark, daß Lu-
ian, um (wie man sagt) einer Verhaftung zu entgehen, sich 1804 nach
talien begab, die 4 Meilen von Rom gelegene Villa de Nemori kaufte,
nd dort ruhig seiner Familie, den Künsten und den Wissenschaften
ebte. Der Kaiser suchte ihn wieder zu gewinnen. Er bot ihm den
hron von Italien, den Thron von Spanien an, verlangte aber auch
ets die Trennung von seiner Gattin. Lucian schlug alle Anerbieten
us, und erbitterte dadurch seinen Bruder so sehr, daß er gewaltsame
Maßregeln befürchten zu müssen glaubte. Er wollte sich nun in Nord-
merika niederlassen. Um unangefochten zu reisen, bat er den engli-
chen Gesandten am sardinischen Hofe *Hill* um Pässe von der englischen
Regierung, und auf dessen Versprechen schiffte er sich 1811 zu Civita-
Vecchia mit seiner Familie, einem Gefolge von 35 Personen und allem
einem beweglichen Eigenthum ein, diese Pässe in Sardinien in Em-
fang zu nehmen. Aber Hill hatte sich in seiner Zuversicht geirrt. Das
nglische Ministerium verweigerte die Pässe, und Lucian durfte nicht
inmal in Sicilien landen. Herr Adair indessen, der auf seiner Ge-
andtschaftsreise von England nach Constantinopel eben in Sicilien ab-
rat, ließ ihn, durch Hill veranlaßt, auf seine eigne Verantwortung,
ach Malta reisen, wo Lucian mit dem Londner Cabinett unterhan-
elte, und die einzige Absicht als Zweck seiner Reise nach Amerika an-
ab, ruhig und völlig sicher als Privatmann zu leben. Das wurde
hm aber nicht zugestanden. Er ward darauf in der Fregatte the Pre-
ident nach England gebracht, landete in Plymouth, und ward mit
roßer Auszeichnung behandelt. Lord Powis überließ ihm anfänglich
ein Castle Stonnhouse, bei Ludlow; dann aber bezog er ein Schloß bei
Worchester, mit der Freiheit, 4 (englische) Meilen in der Runde, Wor-
hester inbegriffen, gehen zu können. Auch erhielt er einen englischen
Obersten zum *Gesellschafter*, der zugleich seine Correspondenz in-
picirte. Einige Zeit nach seiner Ankunft in England ward im Parla-

ment die Frage aufgeworfen, ob Lucian Bonaparte als Gefangner, oder in welcher andern Eigenschaft er, bei den besondern Umständen seiner Habhaftwerdung, zu betrachten sey? Nach mancherlei Debatten ward er, da er der französischen Senatorwürde noch nicht entsagt, zum Kriegsgefangenen erklärt, in seinem Verhältniß aber nichts geändert. Napoleons Sturz (1814) gab ihm die völlige Freiheit wieder, und er begab sich nach Rom. Noch in London gab er sein mittelmäßiges, aber mit dem größten typographischen und chalcographischen Luxus, in London gedruckte und verzierte Heldengedicht: Charlemagne ou l'Eglise Délivrée, en 24 Chants, heraus, worin er gegen seinen Bruder eifert und die Bourbons erhebt, und welches er, da die wirkliche Erscheinung des Werks mit seiner Ankunft in Rom zusammentraf, dem Papste zueignete. Dieser ertheilte ihm dafür das förmliche Lehen des von ihm gekauften kleinen Fürstenthums Canino, mit dem Titel, Principe di Canino. Bei Napoleons Rückkehr von Elba aber schloß er sich, zum Erstaunen der Welt, an denselben eifrig an. Man sah ihn als französischer Prinz in dessen Gefolge, und als Mitglied der Kammer der Deputirten, so wie als Pair von Frankreich, alle Maßregeln der Usurpation thätig unterstützen; und sogar nach der Catastrophe von Waterloo sich noch emsig bemühen, den Thron für Napoleon II. zu bewahren. Die zweite Thronbesteigung Ludwigs XVIII. bewog ihn, sich wieder nach Rom zu verfügen. Der österreichische General Graf Bubna aber ließ ihn nach Turin bringen, wo er auf die Citadelle gesetzt, doch mit Achtung behandelt wurde. Er wunderte sich über seine Verhaftung, indem er erklärte: „Il s'était constamment opposé aux vues ambitieuses de son frère, et qu'en dernier lieu il ne s'etait joint à lui qu'afin de le ramener à des sentimens de modération." Die Verbündeten, in Gemeinschaft mit dem Papste, faßten im Sept. 1815 einen Beschluß, vermöge dessen Lucian seine Freiheit wieder erhielt, und der päpstliche Stuhl sich anheischig machte, weder ihn noch jemand von seiner Familie aus dem Kirchenstaate ziehen zu lassen. Seitdem lebt er theils in Rom, theils auf seinen Besitzungen.

Bonchamp (Artus de), hatte an den denkwürdigen Begebenheiten in der Vendee einen so wichtigen Antheil, daß eine kurze Darstellung seines in diesen blutigen Bürgerkrieg eingreifenden Lebens noch jetzt nicht ohne Interesse seyn kann. Bonchamp war in Anjou im J. 1759 geboren, und stammte aus einer edlen und angesehenen Familie. Während des nordamerikanischen Krieges focht er mit Auszeichnung in Indien. Als im März 1793 die Insurrection in der Vendee ausbrach, bewohnte er ruhig sein Schloß; seine Meinungen waren sehr gemäßigt, er wirkte nicht mit, die Landbewohner aufzureizen. Aber als sie sich bewaffnet und bereits einige Vortheile über die gegen sie beorderten Truppen erfochten hatten, wollten sie Männer an ihrer Spitze sehen, die ihnen Achtung und Vertrauen einflößten; sie zwangen allenthalben die Angesehensten, ihre Anführer zu werden. D'Elbée und Bonchamp wurden mit dem Anfang des Aprils zu Befehlshabern ernannt. Sie erlitten zuerst Unfälle, aber nach ihrer Vereinigung mit La Roche Jaquelein, den die Bauern eines andern Cantons zu ihrem Anführer gemacht hatten, erlangten sie eine entschiedene Ueberlegenheit über die Republikaner. Brossuire ward genommen, und Lescure, der gefangen worden, brachte einen neuen Landstrich unter die Waffen. Man marschirte auf Thouars, und Bonchamp trug viel dazu bei, den Uebergang über den Fluß zu erzwingen, der diese Stadt vertheidigte. Hier fingen die glücklichen Erfolge der Vendeer an; damals gewann der Krieg eine Wich-

igkeit, daß es einen Augenblick schien, als solle durch ihn das Schicksal Frankreichs entschieden werden. Alle Bewohner des linken Ufers er Loire, von Anjou, Bocage, der Grafschaft Nantes und vom Ausflusse der Loire waren aufgestanden und hatten die republikanischen Heere geschlagen und verjagt. Dieser weit reichende Aufstand war aus einer großen Menge kleiner Armeen zusammengesetzt, die nicht übereinstimmend wirkten, deren Chefs sich kaum kannten und einander nicht untergeordnet waren; bald aber bildete die ganze Insurrection des rechten Ufers der Sevre, da sie ein gemeinschaftliches Interesse hatten, Eine Armee, welche man die große Vendee-Armee nannte. Hier befanden ich die Anführer, die sich am meisten ausgezeichnet haben; diese Armee rfocht die großen Siege, eroberte die umliegenden Städte, und erweckte ei der republikanischen Regierung gerechte Besorgnisse. Bonchamp efand sich bei dieser Armee und focht gewöhnlich mit ihr, ohne jedoch igentlich die Befehle eines Chefs anzunehmen. Er commandirte die Bewohner Anjou's von den Ufern der Loire und einige Bretagner, die iber den Fluß gekommen waren, um sich mit ihm zu vereinigen. Von llen Anführern der Vendee war er der kriegerfahrenste, und man hatte ie höchste Achtung für seine Rathschläge. In der That ward diese Armee, die mehr Muth als Erfahrung, mehr Feuer als Ordnung hatte, ur von Jünglingen, die den Krieg nicht kannten, und von kraftlosen Greisen, von Gutsbesitzern, Bürgern und Landleuten, die wenige Einicht hatten, angeführt. Daher mußte ein Offizier von Kenntnissen, umal im Anfang, leicht das Uebergewicht erlangen. Außerdem hatte Bonchamp die besten Soldaten der Insurrection, und unter ihnen gechickte Offiziere. Auch sein Charakter trug dazu bei, ihn in Ansehen u setzen. Ohne Herrschsucht, ohne Eitelkeit, ruhig dem Erfolg der Sache sich hingebend, hatte er nichts Geräuschvolles noch Hervorstrahlendes in seinem Charakter, und, wenn er auch keinen Enthusiasmus rregte, so gewann er doch stets ohne Widerspruch die allgemeine Billigung. Er war nie in eine Intrigue, in einen Streit um den Vorrang erwickelt. Gegen die Besiegten war er gütig, und man führt von ihm einen einzigen Zug von Härte und Grausamkeit an. Die Armee ward ft seiner Gegenwart beraubt; er hatte das Unglück, fast in jedem Treffen verwundet zu werden. Nach der Einnahme von Thouars führte er eine Division wieder nach Anjou, während die übrigen Anführer Fonenay angriffen. Dies Unternehmen mißlang; acht Tage darauf ward s erneuert, und dies Mal war Bonchamp dabei. Er drang mit den Ersten in die Stadt und ward dabei schwer verwundet. Dies war gegen das Ende des Mai; erst gegen die Mitte des Juli erschien er wieer, nachdem die Vendeer Saumur und Angers eingenommen und von Nantes zurückgeschlagen worden. In dem ersten Treffen wurde Bonchamp am Armgelenk verwundet. Einige Tage nachher gelang es d'Elbee, sich zum Generallissimus wählen zu lassen, wiewohl alle Einichtsvolleren Bonchamp an die Spitze gestellt wünschten. Dieser hatte einen Verdruß darüber, aber er fand es lächerlich, daß man den mitelmäßigsten von allen Anführern gewählt habe. Gegen den September 1793 machte die republikanische Regierung, deren Unternehmungen gegen die Vendee so oft gescheitert waren, größere Anstrengungen, und eorderte zahlreichere Heere, gediente Soldaten und thätige Generale gegen sie. Nieder-Poitou war bald überschwemmt, und Charette's Corps kam zerstreut und geschlagen an den Ufern der Sevre an, und at um Hülfe bei der großen Armee. Die Anführer sahen wohl ein, aß das Heil der Sache auf dem Spiel stehe. Die ganze Armee ver-

sammelte sich; sie hatte die tapfere Garnison von Mainz gegen sich, die nach dem freien Abzug aus dieser Festung gegen die Insurgenten zu fechten bestimmt war. Alle Anführer der Vendee waren vereinigt; sie thaten Wunder der Tapferkeit, und zwangen ihre Soldaten, mehrere Stunden lang im Angesicht eines furchtbaren Feindes sich zu behaupten. Bonchamp, noch den Arm in der Binde, erschien mit seiner Division und entschied den Sieg. Er war vollständig. Die Republikaner, von allen Seiten umringt, in einem wilden Lande voller Schlupfwinkel, ließen Artillerie und Bagage im Stich. Am folgenden Morgen schlugen Lescure und Charette eine andere republikanische Division bei Montaigu. Aufgemuntert durch den Erfolg, verfolgten sie den genommenen Weg und trugen den Tag darauf einen neuen Sieg davon. Aber man hatte einen veränderten Plan gefaßt; die ganze Vendee-Armee sollte sich sammeln und die Garnison von Mainz auf ihrem Rückzuge angreifen. Bonchamp war nicht zeitig genug davon unterrichtet worden; er griff mit der Armee von Anjou allein an, und statt einer gewissen Niederlage erlitten die Republikaner nur einen leichten Verlust. Daraus erhoben sich Vorwürfe und Zwistigkeiten unter den Vendeechefs. Ihre Uneinigkeit, und besonders die Art, wie Charette seine Sache von der Sache der großen Armee trennen wollte, zogen den Fall der Vendee herbei, die den Angriffen, welche von allen Seiten auf sie gerichtet wurden, nicht mehr widerstehen konnte. Chatillon, der Mittelpunkt des Bürgerkriegs, ward genommen; zwar vertrieb man die Republikaner wieder, aber unterdeß rückten die Mainzer von der Seite von Mortagne an. Lescure lieferte ihnen bei Tremblaye eine Schlacht, ward tödtlich verwundet und geschlagen, ehe Bonchamp ihm zu Hülfe kommen konnte. Die Republikaner drangen bis Chollet vor; es war unverkennbar, daß ein Schlag das Schicksal der Armee entscheiden müsse. Bonchamp rieth, um eine Zuflucht zu behalten, im Fall einer Niederlage auf das rechte Ufer der Loire sich zurückzuziehen; hier hatte er Einfluß; er wußte, daß Bretagne zum Aufstand geneigt war; seine Landsleute waren seiner Meinung. Aber die Anführer von Poitou begriffen nicht, wie man den Boden der Vendee verlassen könne; sie wußten, daß ihre Soldaten nur für ihren Heerd fechten wollten, und sie bestanden darauf, daß man sie nicht entfernen solle. Dennoch setzte es Bonchamp durch, daß man einige Truppen detachirte, um sich des Uebergangs über die Loire zu versichern. Am 17. October 1793 wurden beide Heere vor Chollet handgemein. Die Vendeer fochten lange, und mit mehr Muth und Hartnäckigkeit, als man noch gesehen, aber nachdem Bonchamp durch die Brust geschossen und d'Elbée auf den Tod verwundet worden, mußten sie das Schlachtfeld räumen. Die Republikaner hatten den Sieg zu theuer erkauft, um ihre Feinde zu verfolgen und deren Uebergang über die Loire zu beunruhigen. Bonchamp konnte diesen traurigen Rückzug nicht sehen; er lag bewußtlos im Todeskampf, und verschied, als man ihn am jenseitigen Ufer aus der Barke hob. Nie war seine Gegenwart der Armee nöthiger als jetzt; er sollte sie führen in diesem Lande, das er kannte; Niemand sonst war in seine Plane eingeweiht. Mitten unter der schrecklichen Beängstigung der Flucht hatte man kaum Zeit, an die Größe des erlittenen Verlustes zu denken, so sehr waren die Gemüther von dem überstandenen und bevorstehenden Ungemach eingenommen. Bonchamp aber ward an dem Ufer der Loire beerdigt.

Bondi (Abt Clemente), einer der geschätztesten neuern Dichter Italiens, ist aus Mantua, oder wie andere Nachrichten angeben, aus

Parma gebürtig. Er war in den Orden der Jesuiten wenige Jahre vor der Aufhebung desselben getreten, hatte aber hier den Geschmack für die schöne Literatur und vornehmlich für die italiänische Dichtkunst eingesogen. Nachdem er Gelegenheit gehabt, dem Erzherzog Ferdinand, damaligem Statthalter von Mailand, und dessen Gemahlin Maria Beatrice von Este, einer Fürstin, die des von Ariosto und Tasso unsterblich gemachten Namens vollkommen würdig ist, bekannt zu werden, ließen diese hohen Personen dem jungen Dichter Schutz, Unterstützung und aufmunterndes Lob angedeihen. So trat er nach und nach als lyrischer, beschreibender, satirischer und elegischer Dichter, wie auch als poetischer Uebersetzer auf, und wußte wegen seiner zierlichen, leichtfließenden, harmonischen Verse sowohl, als auch um seines einfach edeln, weder durch hochtrabende Sentenzen noch durch gesuchte oder ungewohnte Ausdrücke und Wendungen entstellten Styls willen, gebildeten Männern, besonders aber zartfühlenden Frauen zu gefallen, deren Lieblingsschriftsteller er in Italien geworden ist. Wir besitzen Bondi's sämmtliche Poesien in einer schönen Prachtausgabe, welche im Jahr 1808 in drei Bänden aus der degenschen Officin hervorgegangen, und der Erzherzogin Maria Beatrice von Este, der erhabenen Beschützerin des Dichters, zugeeignet ist. Der erste Band enthält die längeren Gedichte, nämlich le Conversazioni, la Felicità il Governo pacifico, la Moda und la Giornata villereccia; der zweite enthält Sonette, Episteln, Elegien, Canzonen, Cantaten und andere kleine Gedichte; so auch der dritte, der mit der Uebersetzung des virgilischen Landbau's schließt.

Bonifaz (der heil.), Deutschlands Apostel, der zuerst unter den Deutschen das Christenthum predigte und Civilisation verbreitete. Geboren in England gegen das Jahr 680, hatte er in der Taufe den Namen Winfred bekommen. Nachdem er 13 Jahre in dem Kloster von Excester gewesen, trat er in das Kloster von Nutcell, wo er Rhetorik, Geschichte und Theologie lehrte. In seinem dreißigsten Jahre empfing er die Priesterweihe. Ein großer Theil von Europa war damals noch von heidnischen Völkern bewohnt; von England gingen die Bekehrer aus; nach Deutschland Bonifaz, nach Schweden Siegfried, nach Friesland Swidbert. Im Jahr 716 faßte Bonifaz den Plan, das Christenthum unter den Friesen zu predigen, aber der zwischen Carl Martell und Radbod, König von Friesland, ausgebrochene Krieg stellte dieser Sendung große Hindernisse in den Weg, und er kehrte von Utrecht nach England in sein Kloster zurück, zu dessen Abte er nach Winberts Tode erwählt ward. Da er sich indeß für berufen hielt, die Ungläubigen zu bekehren, ließ er einen Andern an seine Stelle ernennen, und begab sich 718 nach Rom, wo Gregor II. ihm Vollmacht gab, allen Völkern Deutschlands das Evangelium zu predigen. Bonifaz fing sein Amt in Thüringen und Bayern an, war drei Jahre in Friesland und durchwanderte Hessen und Sachsen, allenthalben die Einwohner taufend und ihre Götzentempel zu Kirchen weihend. Im J. 723 rief ihn Gregor II. nach Rom, erhob ihn zum Bischof, gab ihm eine Sammlung von Canons, die ihm zur Richtschnur dienen sollten, und empfahl durch Briefe Carl Martelln und allen Fürsten und Bischöfen, ihn bei seinem frommen Geschäfte zu unterstützen. Damals vertauschte er seinen Namen Winfred mit dem Namen Bonifaz. Nach seiner Rückkehr stiftete er in Hessen Kirchen und Klöster, ließ von England Priester, Mönche und Nonnen kommen und vertheilte sie als Gehülfen in Thüringen, Sachsen und Bayern. Im J. 732 überschickte Gregor III.

ihm das Pallium und ernannte ihn zum Erzbischof und Primas von ganz Deutschland, mit Vollmacht, allenthalben, wo er es für zweckmäßig halten würde, Bisthümer zu errichten. Im J. 738 machte Bonifaz eine dritte Reise nach Rom, und ward vom Papste zum Legaten des heiligen Stuhls in Deutschland ernannt. In ganz Bayern gab es nur das Bisthum zu Passau; Bonifaz errichtete noch die bischöflichen Sitze zu Freisingen und Regensburg. Für Thüringen errichtete er das Bisthum zu Erfurt, für Hessen zu Baraburg, welches in der Folge nach Paderborn verlegt wurde; für Franken zu Würzburg und für die Pfalz zu Eichstädt. Im J. 739 stellte er den vom heiligen Rupertus in den ersten Jahren desselben Jahrhunderts errichteten bischöflichen Sitz zu Salzburg wieder her. Gregor III. und dessen Nachfolger, Zacharias, bestätigten alle diese Einrichtungen. Nach Carl Martells Tode und Carlomanns Entsagung, weihte Bonifaz dessen Bruder, Pipin den Kurzen, zum König der Franken in Soissons, präsidirte in der dort gehaltenen Synode und ward von Pipin zum Bischof von Mainz ernannt. Er versammelte in Deutschland acht Concilien, stiftete unter andern die berühmte Abtei zu Fulda, und unternahm im J. 754 aufs neue apostolische Reisen zur Bekehrung der Ungläubigen. Hier ward er bei Dockum, sechs Stunden von Lewarden, wo er auf offenem Felde Zelte aufschlagen lassen, am 3ten Juni 755 in seinem heiligen Berufe von bewaffneten Barbaren überfallen und nebst seinen Begleitern erschlagen. Er war ungefähr 75 Jahre alt. Sein Leichnam ward nach Utrecht, dann nach Mainz und zuletzt nach Fulda gebracht. Man zeigt in der dortigen Abtei eine von seiner Hand geschriebene Copie der Evangelien und ein mit dem Blute dieses Märtyrers gefärbtes Blatt. Eine Sammlung seiner Briefe hat Serrarius herausgegeben. Da, wo Bonifacius die erste christliche Kirche im nördlichen Deutschland bauete, im Thüringer Waldgebirge bei dem Dorfe Altenberg, einige Stunden von Gotha, ist ihm vor einigen Jahren ein würdiges Denkmal, das in einem Candelaber besteht, errichtet worden. Die Errichtung dieses Denkmals war mit einer passenden Feierlichkeit verbunden, bei welcher von einem Prediger der catholischen, der lutherischen und der reformirten Confession Reden gehalten wurden. Herr D. Löffler zu Gotha, welcher einer dieser Prediger war, hat diese Feierlichkeit in einer eigenen kleinen Schrift, welcher auch eine Lebensgeschichte des Bonifacius beigefügt ist, beschrieben.

Bonifaz VIII. (Benedict Cajatan), zum Papst erwählt den 25sten Dec. 1294, war zu Anagni geboren und stammte aus einer ursprünglichen catalonischen Familie. Nachdem er sich in seiner Jugend der Rechtsgelehrsamkeit befleißigt, ward er nach und nach Capitular von Paris und Lyon, dann Advocat und Notar des Papstes zu Rom. Nachdem Martin IV. ihn zum Cardinal erhoben, ging er als Legat nach Sicilien und Portugal, und ward mit verschiedenen Negoziationen bei mehreren Fürsten beauftragt, besonders vertraute man ihm die Beilegung der Streitigkeiten zwischen dem König von Sicilien und Alphons von Aragon, zwischen Philipp dem Schönen und Eduard I. von England. Bonifaz wurde zu Neapel zum Papst erwählt, zehn Tage nach der Abdankung Cölestins V. Dieses ungewöhnliche Verfahren erzeugte Murren, besonders von Seiten der Colonna's, die als bekannte Ghibellinen dem Papste entgegenstrebten. Bonifaz, um allen Zweifel zu zerstreuen und den ihn etwa bedrohenden Stürmen zu begegnen, hielt es für nöthig, Cölestin mit sich nach Rom zu führen; dieser aber entfloh unterwegs, um sich nach Sulmone in seine vormalige Zelle zu

flüchten, und beschloß, als er sich verfolgt sah, nach Griechenland überzusetzen. Man holte ihn jedoch ein, und brachte ihn nach Rom zurück, wo Bonifaz ihn mit vieler Freundlichkeit behandelte. Dieser dachte jetzt darauf, sich an den Colonna's zu rächen, die er excommunicirte, und seine Macht zu befestigen. Seine Installirung war glänzend und prachtvoll. Die Könige von Ungarn und Sicilien hielten den Zügel seines Pferdes, als er sich nach dem Lateran begab; sie bedienten ihn bei der Tafel, die Krone auf den Häuptern. Indeß war Bonifaz in den ersten Versuchen seiner Gewalt nicht glücklich: er konnte die Vollziehung des zwischen Carl von Sicilien und Jacob von Aragonien geschlossenen Tractats nicht bewirken. Man verweigerte ihm die Lehnsherrlichkeit über Sicilien; die Völker krönten Friedrich und achteten wenig des gegen sie geschleuderten Banns. Nicht besser gelang ihm seine Vermittlung zwischen Frankreich und England. Da er dem Kriege durch Verhandlungen kein Ende machen konnte, suchte er die Hülfsmittel dazu zu schmälern, indem er die Geistlichkeit von jeder Contribution frei sprach, oder, was einerlei ist, den Grundsatz aufstellte, worüber nachher so große Streitigkeiten entstanden, daß keinem Geistlichen ohne Zustimmung des heiligen Stuhls eine Abgabe aufgelegt werden könne. Dies war der Inhalt der im J. 1296 erlassenen Bulle: Clericis laïcos. In England nahm die Geistlichkeit sie mit allgemeinem Beifall auf; in Frankreich wagte man es nicht, wegen des heftigen Widerstandes Philipps und des Adels. Hieraus entsprangen die ersten Streitigkeiten zwischen dem Papst und Philipp, welche sich zu einer gütlichen Beilegung zu neigen schienen, als die Angelegenheiten des Bisthums von Pamiers die Erbitterung aufs neue weckten. Dieses vom Papst neugestiftete Bisthum fand großen Widerspruch, und als der neue Bischof, Bernard de Saisset, sich gegen den König beleidigende Reden erlaubt hatte, ließ Philipp ihn verhaften, um ihn zu richten. Bonifaz foderte von ihm den Gefangenen zurück, der nur von ihm gerichtet werden könnte. Zugleich erließ er an ihn die Bulle: Ausculta, fili, in welcher er auf die kühnste und beleidigendste Weise die Grundsätze dieser absoluten Obergewalt, die er sich anmaßte, entwickelte. Philipp berief eine Versammlung der Geistlichen und des Adels, und ließ in ihrer Gegenwart diese Bulle verbrennen. Der Staatsrath des Königs ermuthigte sich nach dem Beispiele seines Herrn, der in einer Antwort an den Papst geschrieben hatte: Sciat fatuitas vestra. Pierre Flotte, Siegelbewahrer, Guillaume de Nogaret, königlicher Advocat und Guillaume de Plasian zeichneten sich durch die Heftigkeit ihrer Sprache aus. Sie beschuldigten Bonifaz der Doppelzüngigkeit, der Simonie, Intrusion, Ketzerei, Unkeuschheit. So heftige Debatten mußten zu einem heftigen Beschluß führen. Man setzte fest, daß Bonifaz auf einer allgemeinen Kichenversammlung zu Lyon gerichtet werden solle, und daß er abgesetzt werden könne, indem die Nation an die künftige Kirchenversammlung und den künftigen Papst appellirte. Der Papst, nicht müßig bei diesen Angriffen, erließ die Bulle Unam sanctam, worin er den Unterschied der beiden Schwerter aus einander setzt, und ihre Handhabung ausschließlich der geistlichen Gewalt beimißt. Zugleich aber fühlte er, daß er noch andere Waffen bedürfe. In dieser Absicht suchte er sich Albrecht von Oesterreich zu nähern, dem er nicht nur die deutsche Kaiserwürde, sondern selbst die Krone Frankreichs bewilligte, wenn er sich gegen Philipp erklärte. Durch diese Anerbietungen ward Albrecht gewonnen. Ferner bemühte sich Bonifaz, die Freundschaft Friedrichs von Sicilien zu gewinnen,

indem er ihn gegen Carl von Valois begünstigte. Unnütz blieben seine Allianzvorschläge bei dem Könige von England. Indeß verfolgte Philipp mit Eifer seinen Plan. Er hatte die Bullen unterdrückt, welche die Acht über ihn aussprachen, und die Abgeordneten, welche sie brachten, schimpflich fortjagen lassen. Er schickte darauf Nogaret nach Italien, um sich der Person des Papstes zu bemächtigen und ihn nach Lyon zu führen. Nogaret verband sich zu diesem Zweck in Toscana mit Sciarra Colonna. Beide warben Soldaten, und als der unvorsichtige Bonifaz, der das Ungewitter zu beschwören vergeblich versucht hatte, Rom verlassen und sich nach Anagni geflüchtet hatte, wo er die letzte Bulle der Acht gegen Philipp, in welcher er dessen Unterthanen ihres Eides entband, publiciren sollte, drangen am Abend zuvor Nogaret und Colonna mit einigen hundert Bewaffneten unter dem Ausruf: „Es sterbe der Papst Bonifaz! Es lebe der König von Frankreich!" in Anagni und in die Wohnung des Papstes ein. Dieser zeigte einen gewissen Muth und sprach: „Da ich verrathen bin, wie Jesus Christus verrathen ward, so will ich wenigstens als Papst sterben." Er ließ sich mit dem Mantel und der Tiara bekleiden, nahm die Schlüssel und das Kreuz in die Hand, und setzte sich auf den päpstlichen Stuhl. Aber man achtete der heiligen Zeichen nicht und verhaftete Bonifaz, der umsonst in Thränen ausbrach; ja Colonna vergaß sich bis zu persönlichen Mißhandlungen. Zwei Tage blieb Bonifaz in dieser grausamen Lage; da griffen die Römer zu den Waffen, und unter dem Rufe: „Es lebe der Papst und sterben die Verräther!" vertrieben oder ermordeten sie die Wache, und befreiten ihr Oberhaupt. Bonifaz ließ sich nach Rom bringen, wo er nach einem Monat, 1303, starb. Aus Furcht vergiftet zu werden, hatte er während seiner Gefangenschaft nicht die geringste Nahrung genossen, und sich dadurch ein Fieber zugezogen, das ihn hinraffte. Man kann Bonifaz eine gewisse Kühnheit in den Ansichten, und einige Beharrlichkeit in den Entschlüssen nicht absprechen, aber diese Eigenschaften wurden durch Ehrgeiz und Eitelkeit, Rachsucht und kriechende Geschmeidigkeit befleckt. Dante weiset ihm als einem Simoniten einen Platz in der Hölle zwischen Nicolaus III. und Clemens V. an. Bonifaz stiftete im J. 1300 das Säcularjubiläum. Ihm gebührt der Ruhm eines für seine Zeiten sehr gebildeten Mannes.

Bonnet (Charles), ein berühmter Naturforscher und Philosoph, war zu Genf im Jahre 1720 den 13ten März geboren. Seine ursprünglich aus Frankreich stammende Familie hatte dasselbe zur Zeit der blutigen Religionskriege im Jahre 1572 verlassen. Die Lectüre des Schauplatzes der Natur von Pluche und der Geschichte der Insecten von Reaumur entschied den Geschmack des Jünglings. Er vertauschte das Studium der Jurisprudenz mit dem Studium der Naturgeschichte. Sein erstes Memoire über die Blattläuse, worin er bewies, daß sich dieselben ohne Begattung vermehren, erwarb ihm in seinem zwanzigsten Jahre den Titel eines Correspondenten der Akademie der Wissenschaften. Bald darauf nahm er an den Arbeiten und Entdeckungen Trembley's über die Polypen Theil, und machte interessante Beobachtungen über die Respiration der Raupen und Schmetterlinge, und über die Structur des Bandwurms. Ein lebhafter Briefwechsel mit Reaumur, Zanetti, Fontenelle de l'Italie, Bernard de Jussieu, Spallanzani, Haller, Méquin, Geer, Duhamel und Lambert, und eine zu anhaltende Beharrlichkeit bei der Arbeit entzündeten seine Augen, und hinderten ihn über zwei Jahre am Schreiben. Sein immer thätiger Geist benutzte diese Ruhe, um über die Quelle der Ideen, die Natur

der Seele und über die Mysterien der Metaphysik nachzudenken. Im Jahre 1752 wurde er Mitglied des großen Raths seiner Vaterstadt, und blieb in demselben bis 1768. Nachdem er auf diese Weise seinem Vaterlande in der öffentlichen Verwaltung mit Eifer und Nutzen gedient hatte, zog er sich auf sein Landgut Genthad, am Ufer des genfer Sees, zurück, wo er seine Lieblingsbeschäftigungen wieder vornahm, und ein einförmiges, eingezogenes, ganz der Betrachtung der Natur, dem Umgange mit seiner liebenswürdigen Gattin und seiner ausgebreiteten Correspondenz gewidmetes Leben führte, bis er im Jahre 1793 das Ende seiner Tage erreichte. „Die Liebe für das Studium der Natur," sagt Buffon, „setzt zwei ganz entgegengesetzte Eigenschaften der Seele voraus: die großen Ansichten eines Geistes, der alles mit einem Blicke umfaßt, und die ins Kleinste gehende Aufmerksamkeit eines thätigen Instincts, die sich nur auf Einen Punkt heftet." Beide Erfordernisse besaß Bonnet, ein Mann von Scharfsinn und Geduld. Er war ein feiner und genauer Beobachter, ein methodischer und bescheidener Philosoph. Hat die Mitwelt seinen Verdiensten nicht volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, so kann man als gewiß annehmen, daß theils seine eigene Einfachheit und Bescheidenheit, theils die unanständigen Sarkasmen Voltaire's und die Cabalen mancher Afterphilosophen seinem Namen geschadet haben. Man darf ihn dreist einen der geistreichsten Beobachter, der trefflichsten Moralisten und überhaupt der besten Schriftsteller nennen. Er ist der Einzige seiner Zeit, der die religiöse Betrachtung in das Studium der Natur getragen, und daraus nützliche Resultate für das Leben gezogen hat. Seine naturhistorischen und philosophischen Werke, die anfangs einzeln erschienen, sind in zwei Sammlungen, die eine von neun Quart-, die andere von achtzehn Octavbänden, im Jahre 1779 zu Neufchatel erschienen. Die namhaftesten und berühmtesten sind seine Traite d'insectologie; Recherches sur l'usage des feuilles dans les plantes; Considérations sur les corps organisés; Contemplation de la nature; Essai analytique sur les facultés de l'ame; Palingénésie philosophique und l'Essai de Psychologie.

Bonneval (Claudius Alexander Graf von), unstreitig einer der merkwürdigsten Männer des achtzehnten Jahrhunderts, wurde aus einer angesehenen französischen Familie zu Paris gegen das Jahr 1672 geboren. Schon im sechzehnten Jahre kam er zur adeligen Leibgarde des Königs, zeigte aber früh einen ausschweifenden Hang zu sinnlichen Vergnügungen. Ludwigs XIV. Eroberungssucht gab ihm bald Gelegenheit, sich auf dem Schlachtfelde in dem Treffen zwischen Landen und Neerwinden (29sten Juli 1693) mit so vieler Kühnheit zu zeigen, daß man ihm ein Infanterieregiment übertrug, welches sich unter seiner Führung bald in der Armee auszeichnete. Man lernte ihn als einen talentvollen und glücklichen Parteigänger kennen; jeder folgte ihm gern, wenn er einen Streifzug unternahm; besonders genoß er der Achtung des Marschalls von Luxemburg, und würde, wäre dieser nicht schon 1695 gestorben, bald eine höhere Beförderung erhalten haben. Allein jetzt traten Bonneval bei seinen Unternehmungen mancherlei Hindernisse in den Weg, und nach dem ryswicker Frieden 1697 wurde sein Regiment, wenn gleich eins der schönsten und tapfersten, ganz abgedankt. Bonneval überließ sich jetzt einem zügellosen Leben, sprach öfters gegen Hof und Religion, wurde in mehrere Duelle verwickelt, und machte sich immer mehr Feinde, die nur auf Gelegenheit warteten, ihm zu schaden. Indeß erhielt er, beim Ausbruch des spanischen Successionskriegs 1701, die Erlaubniß, ein Regiment anzu-

werben, mit dem er als Oberster nach Italien ging, und sich jetzt wieder durch Tapferkeit, aber auch durch Ausschweifungen auszeichnete. Wegen der aus Geldmangel verhängten Erpressungen schlug ihm der französische Kriegsminister weitere Beförderung ab, auf die er um so mehr Anspruch machen zu dürfen glaubte, da er nur erst von einigen erhaltenen Wunden wiederhergestellt war; er brach daher in die heftigsten Aeußerungen gegen den Hof, den Minister und die bekannte Maintenon aus, und suchte, als er einem Verhaftsbefehle durch schleunige Flucht entgangen war, um seinen Abschied an. Ob nun gleich als Meineidiger seiner Ehre, Würden und Güter, sogar seines Lebens verlustig erklärt, machte dies dennoch keinen sonderlichen Eindruck auf ihn; er lebte an mehreren deutschen Höfen, und bewarb sich, da er seine Casse erschöpft sah, um kaiserliche Dienste. Durch Vorsprache des kaiserlichen Geschäftsträgers Tunetti in Rom (nachherigen Marquis von Prie) und dessen Gönner, den berühmten Prinzen Eugen, sah er auch seinen Wunsch erfüllt, und wurde im Jahre 1706 als Generalmajor angestellt, focht nun unter Eugen gegen sein Vaterland, drang im Jahre 1708 in den Kirchenstaat vor, wo er Comachio sehr befestigte und noch im folgenden Jahre behauptete, ungeachtet die kaiserliche Armee die päpstlichen Lande wieder verlassen hatte. Sowohl hier, als 1711 in Holland, für das kaiserliche Interesse sehr thätig, vergaß er dennoch nicht, in Italien seine Liebschaften fortzusetzen, und zugleich den Mönchen Beweise seiner wenigen Achtung gegen sie zu geben. Bei dem endlich 1714 zu Rastadt abgeschlossenen Frieden wurde durch Eugens Vermittelung der gegen Bonneval als Hochverräther verhängte Prozeß niedergeschlagen; es wurde ihm die Rückgabe seiner Güter zwar bewilligt, doch konnte er sie, da sie sein Bruder jetzt besaß, trotz eines langen Prozesses mit diesem, nicht zurückerhalten. Bei dem 1716 wieder ausgebrochenen Kriege zwischen Oesterreich und den Türken kämpfte Bonneval, kurz zuvor zum Feldmarschall-Lieutenant der Infanterie ernannt, aufs neue in der blutigen und für Oesterreich glorreichen Schlacht bei Peterwardein (5ten August 1716) mit großer Tapferkeit, ging, nachdem er auch an der Eroberung von Temeswar Theil genommen hatte, während sein Regiment die Winterquartiere bezog, nach Wien, und sobald es seine Wunden erlaubten, nach Paris, wo er mit vieler Achtung aufgenommen wurde, und sich während seines dortigen Aufenthaltes 1717 mit einem französischen Fräulein vermählte; allein er verließ seine junge Gemahlin sehr bald und sah sie nie wieder, ob er ihr gleich einen standesmäßigen Unterhalt aus seinen Einkünften anwies, und steten Briefwechsel mit ihr unterhielt. Er ging jetzt mit Eugen wieder nach Ungarn, und erhielt nach der Schlacht bei Belgrad und der Uebergabe der Festung an der hier gemachten reichen Beute zu seinem Antheil auf 50,000 Thaler. Nach Abschluß des Friedens von Passarowitz (am 21sten Juli 1718) erhielt Bonneval die Stelle eines Hofkriegsraths in Wien; allein Leichtsinn, Sinnlichkeit, Hang zu Spöttereien und die herausgenommene Freiheit, sich in Eugens häusliche Angelegenheiten zu mischen, waren Ursache, daß dieser, um ihn zu entfernen, 1723 seine Anstellung als General-Feldzeugmeister in den Niederlanden bewirkte. Bonneval reisete zwar, um seine neue Stelle anzutreten, nach Brüssel, war aber voll Rachsucht gegen Eugen. Er äußerte sie dadurch, daß er gegen des Prinzen Günstling, den oben erwähnten Marquis von Prie, der zu derselben Zeit Unterstatt-

halter in den kaiserlichen Niederlanden war, häufige Klagen nach Wien sandte. Es gelang ihm indeß so wenig, denselben zu stürzen, daß vielmehr der Marquis, der ein nachdrückliches Anklageschreiben gegen Bonneval nach Wien geschickt hatte, den Befehl erhielt, sich seiner Person zu bemächtigen und ihn auf die Citadelle von Antwerpen bringen zu lassen. Bonneval wurde hierauf angewiesen, sich in Wien zu stellen und Rechenschaft zu geben; er ging, dem Befehle zuwider, zuerst über den Haag, wo er fast einen Monat blieb, nach Frankreich correspondirte, und einen Umgang mit dem spanischen und französischen Gesandten unterhielt. Dies alles erfuhr man in Wien, und der Erfolg war, daß Bonneval, als er endlich seine Reise dahin antrat, noch ehe er Wien erreichte, als Gefangener auf das Schloß Spielberg bei Brünn gebracht, ihm der Prozeß gemacht und durch den Hofkriegsrath das Leben abgesprochen wurde, welches Urtheil der Kaiser dahin änderte, daß er ein Jahr lang auf dem Spielberge im Arrest bleiben sollte. Nach Ablauf dieses Jahres wurde er mit dem Verbote, nie wieder einen Fuß auf deutschen Boden zu setzen, über die tyroler Gränze gebracht; er ging nach Venedig, und so sehr er sich einschränkte, war er doch dem wirklichen Mangel nahe, als ihn ein — wahrscheinlich durch Eugen übersendeter — Wechsel von 5000 Gulden aus der Verlegenheit rettete. Jetzt wieder in eine bessere Lage versetzt, ließ er, nachdem er bald venetianische, bald russische Dienste umsonst gesucht hatte, der Pforte seine Dienste antragen, und ging, nach einem fast zweijährigen Aufenthalte zu Venedig, nach Constantinopel ab. Da ihm der Ruf seiner Thaten sowohl, als die Erzählung, wie menschenfreundlich er einst die gefangenen Türken behandelt habe, vorausging, nahm man ihn überall sehr gütig auf. In der öffentlichen Audienz vom Großvezier ersucht, seinen Übertritt zur mahomedanischen Religion zu beschleunigen, weil er dann erst zu einer öffentlichen Audienz bei dem Großsultan gelangen könne, willigte Bonneval, der schon jetzt eine sehr ansehnliche Summe zu seinem Unterhalt erhielt, gern in eine Religionsveränderung, von der er gegen Europäer in der Folge zu sagen pflegte: er habe den Turban gegen die Nachtmütze getauscht. Er erhielt vom Mufti Religionsunterricht, unterwarf sich der Beschneidung, und empfing nun den Namen Achmet Pascha; sein jährliches Einkommen betrug fast 12,000 Thaler. Des müßigen Lebens überdrüßig, bewarb er sich um die Stelle eines Commandanten in einer türkischen Festung in Servien; allein der Großvezier hintertrieb seine Anstellung, und erst nach dessen Tode wurde Bonneval von dem neuen Großvezier zum Chef der Bombardirer ernannt, in welcher Stelle er die Artillerie des Großsultans in mehrerer Hinsicht zu verbessern suchte. Denn dieses allein war es, worauf ihn theils die Eifersucht mächtiger Paschen, theils die Unentschlossenheit des Sultans Mohammed V., theils die Abneigung der türkischen Truppen gegen alle Einrichtungen der europäischen Kriegsdisciplin einschränkte, so nützlich er, bei seinem glühenden Hasse gegen Österreich, und bei seiner Thätigkeit und seinem Ehrgeize, dem türkischen Reiche hätte werden können. Indeß genoß er die Annehmlichkeiten seiner Lage hinlänglich, und starb in der Nacht vom 23sten auf den 24sten März 1747 in einem Alter von 76 Jahren.

Bononischer Stein, eine Steinart, welche aus dem Schwerspath und etwas wenigem Thon besteht, und in der Gegend von Bologna in Italien gefunden wird. Ein Schuhmacher daselbst, Namens Cascariolo, der sich viel mit Goldmachen beschäftigte, entdeckte an

diesem Steine die Eigenschaft, daß er im Dunkeln leuchtete, wenn er vorher eine Zeit lang an der Sonne gelegen hat. Vorzüglich stark leuchtet er, wenn man ihn zu Pulver gestoßen, mit Leinöl durchknetet und calcinirt hat. Der Schwerspath thut, wenn man ihn calcinirt hat, die nämliche Wirkung. (S. Bologna.)

Bonstetten (Carl von), ein geschätzter Schriftsteller, Altlandvoigt zu Nyon, geboren zu Bern 1745. Er stammt aus einem uralten freiherrlichen Geschlechte im Canton Zürich; sein Vater, Carl Emanuel, war angesehener bernischer Seckelmeister. Er erhielt seine erste Erziehung in Yverdun, und dann vom 19ten Jahre an in Genf, wo er unerachtet seiner Jugend täglich bei Bonnet, Stanhope, Voltaire, Saussure und bei allen ausgezeichneten Gelehrten war. Er ging von da auf die Universität zu Leyden und nach England, wo er mit Gray in Cambridge lebte. Dann nach Paris, wieder in Bern und ein Jahr in Italien, daß er späterhin wiederholt besuchte. — Als Schriftsteller trat er zuerst mit seinen gehaltvollen Briefen über ein schweizerisches Hirtenland auf. Im Jahre 1775 wurde er Mitglied des souverainen Raths der vormaligen Republik Bern, und 1787 Landvoigt zu Nyon. Während er diese Stelle bekleidete und zu Nyon lebte, wohnten die Musen und die Freundschaft bei ihm. Matthisson, Salis und Friederike Brun fühlten sich hier von Natur und Freundschaft zu anmuthigen Gesängen begeistert, und Johannes Müller arbeitete hier an der Geschichte seines Vaterlandes. Bei der Versammlung der helvetischen Gesellschaft in Otten im Jahre 1786 setzte er nebst einigen seiner eidgenossischen Freunde drei Preise für die „beste und vollständigste Nachricht von dem ganzen Erziehungswesen in dem einen oder andern der schweizerischen Freistaaten, und die brauchbarsten Vorschläge der möglichen Mittel zur Verbesserung derselben" aus. Sowohl hierdurch, als durch mehrere auf Jugendbildung hinstrebende Schriften und ökonomische Abhandlungen bewies er, wie sehr es ihm um die Aufnahme seines Vaterlandes zu thun sey. Der Umsturz der alten Verfassung bewog ihn 1798, sein theures Vaterland zu verlassen und sich in Dänemark niederzulassen, wo ihm eine Stelle angetragen wurde. Zu den neuen Producten seines Geistes gehören seine Fragmente aus dem Tagebuche eines Fremden in dänischen Diensten, und Blumen, gesammelt auf dem Wege nach Wahrheit und Freude.

Bonzen werden von den Europäern die Priester der im östlichen Asien, besonders in China, Birma, Tunkin, Conchinchina und Japan, weitverbreiteten Religion des Fo genannt. Da diese Priester in Klöstern ehelos beisammenleben, haben sie mit den Mönchen der christlichen Kirche viel Ähnlichkeit: auch kommt das System ihrer Hierarchie und ihres Cultus mit dem catholischen in vielen Stücken überein. Sie büßen und beten für die Sünden des Volks, das an ihrem Gottesdienste nicht Antheil nimmt, und sie dafür durch Schenkungen und Almosen vor Mangel schützt. Die Bonzinnen sind durchaus mit den christlichen Nonnen zu vergleichen, da die Religion des Fo keine Priesterinnen, wohl aber die Vereinigung frommer Jungfrauen und Witwen zu Klostergelübde und gottesdienstlichen Übungen zuläßt. Beide Arten heidnischer Religiosen kennen gewöhnlich nur den mechanischen Dienst und die Götzen, ohne um die Bedeutung ihrer religiösen Symbole zu wissen, weßhalb sie den Aberglauben, der sie ernährt, zu erhalten suchen. E.

Bootes, auch Arktophilax genannt. Die Fabel erzählt: Philomelus, der Ceres und des Jasion Sohn, habe, durch seinen Bru-

er Plutus aller Güter beraubt, sich genöthigt gesehen, zu neuen Er-
indungen seine Zuflucht zu nehmen, und so den Pflug verfertigt, vor
en er zwei Stiere gespannt, damit den Acker bestellt, und so sich ge-
ährt habe. Ceres habe ihn zur Belohnung dafür sammt dem Pfluge
nd dem Stiergespanne unter dem Namen Boötes, an den Himmel ver-
etzt. Das Sternbild des Bootes steht in der nördlichen Hemisphäre
inter dem großen Bären. Der Stern von der ersten Größe in demsel-
en heißt Arctur, und soll mit dem Bootes einerlei seyn.

Böotien, eine Landschaft Griechenlands, welche gegen Norden
n Phocis und die apuntischen Locrer, gegen Osten an den Canal von
Euböa, gegen Süden an Attika und Megaris, und gegen Westen an
as alcyonische Meer und Phocis grenzte; doch waren diese Grenzen
icht immer dieselben. Den Namen soll das Land von Böotus, dem
Sohne des Itanus und Enkel des Amphiktyon, haben. Im Norden
war es gebirgig, kalt, und zwar von reiner, gesunder Luft, aber minder
ruchtbar; dagegen war der andere Theil zwar fruchtbar, aber von
ichten und ungesunden Nebeln heimgesucht. Der gebirgige nördliche
Theil hieß früher Aonien. Unter seinen Bergen sind in der Geschichte
nd Mythologie merkwürdig: der Helikon, der Sphinxberg, der Tau-
nessus, Libethrus und Petrachus. — Die Hauptproducte des Landes
estanden in Ackerbau und in der Viehzucht. Die ältesten Bewohner
waren die Leleger, Aonier und Hyanten, pelasgische Völkerschaften,
welche, als Böotus sich der Herrschaft bemächtigte, unter die Hellenen
amen. Es entstanden mehrere kleine Reiche, bis der Phönicier Cad-
nus den Hauptstaat Theben gründete. Als nach des thebanischen Kö-
igs Xanthus Tode die meisten Städte Böotiens sich vereinigten und
ine Art von Republik bildeten, ward Theben der Hauptort derselben.
Epaminondas und Pelopidas erhoben sich auf kurze Zeit in die Reihe
er mächtigsten Staaten Griechenlands. Verfeinerung und Geistesbil-
ung machten in Böotien nie solche Fortschritte, wie in Attika. Die
Böotier waren kräftig, aber träge und plump. Es fehlte ihnen der
Scharfsinn und die Lebhaftigkeit der Athenienser. Dennoch haben sie
inzelne ausgezeichnete Geister aufzuweisen. Mehrere Thebaner waren
würdige Schüler des Sokrates, und Epaminondas that sich eben so sehr
urch Kenntnisse als durch Feldherrntalente hervor; besonders liebten
ie die Musik und zeichneten sich darin aus. Auch hatten sie einige große
Dichter und Künstler. Hesiod, Pindar und die Dichterin Corinna sind
Böotier, und widerlegen die gewöhnliche Meinung von den beschränkten
Geistesfähigkeiten der Böotier.

Bora (Catharina von), Luthers Ehegattin, war am 29sten Ja-
nuar 1499 geboren und also funfzehn Jahre jünger als Luther. Ihren
Geburtsort kennen wir nicht, und von ihren Aeltern wissen wir nur so
iel, daß ihre Mutter, Namens Anna, aus einer der ältesten adeligen
Familien Deutschlands, der von Hugewitz (Haugewitz) abstammte. Da
ie Aeltern nicht bemittelt waren, so wurde wahrscheinlich aus diesem
Grunde die Tochter noch sehr jung in dem adeligen Fräulein-Kloster
Nimtschen, unweit Grimma, als Nonne eingekleidet. Bald aber fühlte
ich Catharina, trotz ihres frommen Gemüths, in dieser Lage höchst un-
glücklich, und wandte sich, da ihre Verwandten sie nicht hörten, mit
och acht andern Nonnen an Luther, dessen Ruf zu ihnen gedrungen
war. Luther gewann einen Bürger zu Torgau, mit Namen Leonhard
Koppe, der in Vereinigung mit einigen andern Bürgern die neun Non-
en aus ihrem Kloster zu befreien unternahm. Dies geschah in der
Nacht vom Charfreitage auf den Ostersonnabend, am 4ten April, 1523.

Von den nähern Umständen wissen wir nur so viel, daß man, nach Einigen die Klosterpforte erbrochen, nach Andern aber, Koppe über die Gartenmauer gestiegen und den neun Fräulein hinüber geholfen habe. Koppe brachte sie, wie in einer torgauischen Chronik stehen soll, „wie Heringstonnen" zu Wagen zuerst nach Torgau, womit vielleicht ausgedrückt werden soll, daß er sie in dergleichen Tonnen verborgen habe. Von Torgau kamen sie am dritten Osterfeiertage, am 7ten April, in Wittenberg an. Luther suchte theils selbst, theils durch seine Freunde, die neun Jungfrauen nach Gebühr unterzubringen und standesgemäß zu versorgen. Zugleich erließ er, um seinen Feinden zuvorzukommen, ein öffentliches Sendschreiben an Leonhard Koppe, worin er unverholen bekannte, daß er die erste Veranlassung zu dieser That gewesen sey, auch Koppen zur Ausführung derselben aufgefodert habe, und zwar „tröstlicher Zuversicht, Christus, der nun sein Evangelium an den Tag gebracht und des Antichrists Reich zerstört, werde hier Schutzherr seyn, ob's auch das Leben kosten müßte." Ferner schrieb Luther an die Aeltern und Verwandten der neun Jungfrauen, und suchte diese zu bewegen, sie wieder zu sich zu nehmen. Den Erfolg dieses Schrittes wissen wir nicht. Einige derselben wurden von wittenbergischen Bürgern in ihre Häuser genommen; andere, die noch nicht zu alt waren, suchte Luther zu verheirathen. Zu letztern gehörte auch Catharina, welche vom damaligen Bürgermeister Philipp Reichenbach ins Haus genommen wurde. Luther ließ ihr unter andern durch seinen Freund, den wittenberger Prediger, Nicolaus von Amsdorf, den Doctor Caspar Glaz antragen. Catharina lehnte diesen Antrag ab, erklärte sich aber bereit, dem Nicolaus von Amsdorf, oder auch Luthern selbst, ihre Hand zu reichen. Luther, der im Jahre 1524 seine Mönchskleidung abgelegt hatte, war zwar dem Ehestande nicht abgeneigt, scheint indessen zu dem Entschlusse, wirklich zu heirathen, mehr durch Ueberlegung, als aus Leidenschaft, gekommen zu seyn. Ueberdies war er Catharina damals eben nicht gewogen, weil er sie in Verdacht hatte, daß sie stolz und hoffärtig sei. Um so überraschender war seine plötzliche Verheirathung mit ihr, zu der er sich, wie er sagt, von Gott getrieben gefühlt; auch habe er ein frommes, getreues Weib bekommen. An nachtheiligen Gerüchten konnte es bei dieser Gelegenheit nicht fehlen. Dahin gehört, daß Catharina bei der Trauung hoch schwanger gewesen und vierzehn Tage nach der Hochzeit niedergekommen sey. Nicht minder wurde der häusliche Friede und die Verträgsamkeit beider Ehegatten in großen Zweifel gezogen, und dabei besonders Catharinen Schuld gegeben, sie sey böse und herrisch und müsse deßhalb oft von ihrem Ehemanne gezüchtigt werden. So wenig Gegründetes auch letztere Sage an und für sich selbst haben mag; so scheint doch gewiß zu seyn, daß Luther nicht immer und in allen Dingen mit seiner Käthe mag zufrieden gewesen seyn, denn er spricht mit der ihm eignen Treuherzigkeit eben sowohl von den Leiden als den Freuden seiner Ehe. Daß er sich aber nicht unglücklich mit ihr gefühlt habe, dafür spricht sein Testament, in welchem er sie, so lange sie unverheirathet bleiben würde, zur alleinigen Erbin aller seiner Habe einsetzt, weil sie, wie er sich ausdrückt, stets ein frommes, treues und ehrliches Gemahl gewesen sey, und ihm fünf noch lebende Kinder geboren und erzogen habe. Gegen die Beschuldigung, daß sie verschwenderisch gewesen, zeugt Luthers Wohlstand. Eben so grundlos wird sie von Andern des Geizes beschuldigt. Als nach Luthers Tode im Jahre 1547 der schmalkaldische Krieg entstand, Churfürst Johann Friedrich gefangen genommen, Wittenberg belagert wurde und

Carl V. im Mai als Sieger in die Stadt einzog, sah sich Catharina genöthigt, Wittenberg zu verlassen und nach Leipzig zu ziehen, wo sie in die allerdrückendsten Umstände gerieth und gezwungen war, Kostgänger an den Tisch zu nehmen, um leben zu können. Sie kehrte später nach Wittenberg zurück und lebte daselbst bis 1552 in Noth und Drangsal. Da aber hier wiederum die Pest ausbrach und auch die Universität nach Torgau verlegt wurde; so verließ sie abermals Wittenberg und wollte sich nach Torgau begeben. Unterweges wurden die Pferde scheu; um sich und ihre Kinder von der augenscheinlichen Gefahr zu retten, sprang Catharina aus dem Wagen, fiel aber in eine Pfütze, und kam, von Schreck und Erkältung heftig angegriffen, krank in Torgau an, wo sie bald darauf die Auszehrung bekam und am 20sten Dec. 1552 starb. In der Kirche zu Torgau ist noch jetzt ihr Leichenstein zu sehen, auf welchem sie in Lebensgröße eingehauen ist, in den Händen ein aufgeschlagenes Buch haltend. Am Haupt zur Rechten befindet sich Luthers und zur Linken ihr eigenes adeliges Wappen.

Borda (Jean Charles), geboren zu Dax im Departement des Landes, den 4ten Mai 1733, war anfangs Ingenieur, nachher Schiffscapitain, und machte sich berühmt durch seine Entdeckungen in der Mathematik. Sie erwarben ihm eine Stelle in der Akademie der Wissenschaften, und in der Folge im Institute. Im Jahr 1771 machte er mit Verdue und Pingré die Reise nach Amerika, um die Länge und Breite mehrerer Küsten, Inseln und Klippen zu bestimmen, und die Brauchbarkeit verschiedener astronomischer Instrumente zu bewähren. Im Jahr 1774 bereisete er in derselben Absicht die Azoren, die Inseln des grünen Vorgebirges und die Küste von Afrika. Darauf machte er den amerikanischen Krieg unter dem Grafen d'Estaing mit, und war ihm durch seine Kenntnisse vom Seewesen sehr nützlich. Die Resultate, die daraus hervorgingen, waren zum Theil seinen Bemühungen zuzuschreiben. Einige Zeit darauf besuchte er nochmals die azorischen Inseln, die Inseln des grünen Vorgebirges und die Küste von Afrika allein. Die auf dieser Reise gemachten Beobachtungen sind nicht bekannt geworden. Borda war der Stifter der Schiffsbauschule; er erfand ein Instrument von einem sehr kleinen Durchmesser, welches die Winkel mit der größten Genauigkeit mißt, und dessen man sich bei den Meridianmessungen bedient hat. Man verdankt ihm die gelehrten Recherches sur la résistance des fluides, une nouvelle méthode pour observer la longueur du pendule, le nouveau système des poids et mesures, adopté par les états généraux u. s. w. Seine vorzüglichsten Werke aber sind seine 1778 in zwei Bänden erschienene Reise und seine Tables trigonométriques décimales, welche Delambre herausgegeben hat. Er starb zu Paris im Jahr 1799.

Bordeaux, die Hauptstadt der Provinz Guienne nach der alten, und der Gironde nach der neuen Eintheilung von Frankreich, am Fluß Garonne; eine der größten und schönsten Handelsstädte in Frankreich, mit einem Hafen, welcher einen überaus schönen Anblick gewährt. Hier ist die Hauptniederlage der Weine, welche aus Frankreich in das Ausland gehen. Vor der Revolution, durch welche Bordeaux sehr gelitten hat, zählte es gegen 200,000 Einwohner. Das dasige Schauspielhaus ist vielleicht das größte von allen neuern Theatern. In der Barfüßer-Kirche sieht man Montaigne's Grabmal; auch findet man Ueberbleibsel römischer Alterthümer in Bordeaux. In der Nachbarschaft liegt das Schloß de la Brede, wo Montesquieu lebte und starb.

Boreas, der Nordwind, welcher von den Griechen als eine Gott-

heit, in Thrazien wohnend, verehrt und mit Flügeln abgebildet wurde, die nebst den Haupt- und Barthaaren, voll Schneeflocken waren: statt der Füße hatte er Schlangenschwänze, und mit dem Schweife, den er von seinem Kleide nachschleppte, regte er Staubwolken auf. Die Völker, die jenseit Thrazien wohnten, hießen daher Hyperboreer (s. d.). Borealisch, nördlich, mitternächtlich. Die Alten erzählen von dem Boreas, den sie einen Sohn des Astreus und der Aurora nennen, daß er, als Apollo und sein Liebling Hyacinthus im Scheibenwerfen wetteiferten, auf den Apoll eifersüchtig dessen Wurfscheibe so geleitet habe, daß sie den Jüngling an das Haupt traf, wovon er todt niedersank. Mit der Orithyia, des Erechtheus von Athen Tochter, die er geraubt, zeugte er die Cleopatra und Chione, den Calais und Zetes, welche letztere dem Argonautenzuge beiwohnten.

Borghese, eine römische Familie, welche aus Siena stammt. In dieser Republik bekleidete sie seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts die höchsten Aemter. Papst Paul V., der zu diesem Geschlechte gehörte, und im Jahr 1605 den päpstlichen Stuhl bestieg, überhäufte seine Nepoten mit Ansehen und Reichthum, so viel er vermochte. Er ernannte im Jahr 1607 seinen Bruder Francesco Borghese zum Anführer der Truppen, die er zur Aufrechterhaltung der päpstlichen Rechte gegen Venedig beorderte; er verlieh das Fürstenthum Sulmone an Marco Antonio Borghese, den Sohn seines Bruders Giovanni Batista, sicherte ihm ein Einkommen von 200,000 Thalern zu, und wirkte ihm den Titel eines Granden von Spanien aus. Einen andern seiner Neffen, Scipione Caffarelli, erhob er zum Cardinal und ließ ihn den Namen Borghese annehmen. Von Marco Antonio Borghese, Fürsten von Sulmone, stammt die reiche und mächtige Familie der Borghesi, welche noch heute in dem Fürsten Camillo Borghese fortblüht, von dem im nachstehenden Artikel gehandelt wird.

Borghese (Camillo), Ex-Herzog von Guastalla, italiänischer Prinz, Prinz von Frankreich rc., Napoleons Schwager, ist den 8ten August 1775 zu Rom in dem alten und berühmten Geschlechte dieses Namens geboren, und ein Sohn des Marco Antonio Borghese. Als die Franzosen in Italien eindrangen, nahm er Dienste in ihrer Armee, und nachdem er verschiedne Proben seiner Anhänglichkeit an Frankreichs Sache und insbesondre an den General Bonaparte gegeben hatte, kam er nach Paris, und heirathete Napoleons Schwester Pauline, Witwe des Generals Leclerc. 1804 ward er französischer Prinz und Großkreuz der Ehrenlegion, und beim Ausbruch des Krieges gegen Oesterreich 1805 Eskadronschef in der kaiserlichen Garde. Nach Beendigung desselben erhielt seine Gemalin das Fürstenthum Guastalla, und er ward Herzog von Guastalla. Nachdem er den Feldzug von 1806 gegen die Preußen und Russen mitgemacht, und darauf nach Warschau geschickt worden, um die Polen zu einem Aufstand vorzubereiten, ernannte ihn der Kaiser zum General-Gouverneur der Provinzen jenseits der Alpen. Als solcher hielt er seinen Hofstaat in Turin, und machte sich durch sein gefälliges Wesen bei den Piemontesern beliebt. Seine Gemalin war selten um ihn. Mit ziemlicher Gleichgiltigkeit machte er 1814 Napoleons Thronentsagung bekannt, und befahl der Armee und den Behörden, Ludwig XVIII. als König zu erkennen; capitulirte gleich darauf mit den Oesterreichern, übergab ihnen alle feste Plätze in Piemont; und begab sich nach Rom. Man versichert, daß er seit der Zeit alle Verbindung mit der Familie Bonaparte abgebrochen habe, und die Trennung seiner Ehe nachsuche.

Borghese (Villa). Die dem Fürsten Borghese gehörige schöne Villa, nahe bei Rom, ist vornehmlich deshalb berühmt, weil sich in dem Palast derselben die herrliche Kunstsammlung befindet, die vormals einige der vorzüglichsten Antiken enthielt. Hier war der berühmte borghesische Fechter, der in den Gärten des Sallustius gefundene Hermaphrodit, die Bildsäule Silens, der sterbende Seneca (oder vielmehr ein Sclav im Bade), Amor und Psyche (von Bernini) u. a. m. Im Jahr 1811 überließ der Fürst Borghese alle diese Kunstwerke dem französischen Kaiser, der sie nach Paris bringen und in dem großen Museum aufstellen ließ.

Borgia (Cäsar), Herzog von Valentinois, zweiter natürlicher Sohn des nachmaligen Papstes Alexanders VI. und einer römischen Dame, Vanozza. Zu einer Zeit, wo jeder Hof eine Schule der Falschheit und Immoralität war, wo politische Verbrechen ohne Scheu begangen wurden, und weder Verträge noch Eide Sicherheit gewährten, brachte er das Unrecht in ein System und trieb die Frechheit und Treulosigkeit zu einem bisher noch unbekannten Grade. Andere Fürsten haben mehr Blut vergossen, schrecklichere Rache geübt, grausamere Strafen verhängt; dennoch ist kein Name mit einer größeren Infamie gebrandmarkt. Jene andern Ungeheuer wurden durch Leidenschaft hingerissen; bei Borgio war alles besonnene Ueberlegung. Das Heiligste, Moral, Religion und Gefühl, gebrauchte er nach Willkür, zu Erlangung seiner Zwecke. Als sein Vater 1492 Papst geworden war, bekleidete ihn dieser bei seiner Cardinalswahl im folgenden Jahre mit dem Purpur. Alexander hatte von dem Könige von Spanien für seinen ältesten Sohn das Herzogthum Gandia erhalten; den jüngsten, Gottfried, hatte er mit einer natürlichen Tochter Herzogs Alphons von Calabrien vermählt; ihre Schwester, Lucrezia Borgia, schon vermählt und geschieden, heirathete Johann Sforza, Herr von Pesaro; ein Neffe des Papstes, Johann Borgia, ward Cardinal, und die ganze Familie Alexanders VI. gelangte zu Ehren und Macht. Indeß eroberte Carl VIII. von Frankreich Italien, und zog in Rom ein. Alexander mußte mit ihm unterhandeln und gab Cäsar Borgia zum Unterpfande seiner Versprechen; allein dieser entwich nach wenig Tagen aus dem Lager des Königs. Die ersten Gunstbezeigungen Alexanders empfing sein ältester Sohn, der Herzog von Gandia. Diesem verlieh er im Jahre 1497 das Herzogthum Benevent nebst den Grafschaften Terracina und Pontecorvo. Cäsar ward darüber eifersüchtig, und als der Herzog von Gandia acht Tage nach der Investitur ermordet und in die Tiber geworfen ward, klagte die öffentliche Meinung Cäsar Borgia dieses Brudermordes an. Sein Vater schien keinen Argwohn zu haben; er erlaubte ihm, den Purpur abzulegen, um sich dem Kriegsstande zu widmen, und schickte ihn das Jahr darauf nach Frankreich, um Ludwig XII. die erbetene Scheidungs- und Dispensations-Bulle zu überbringen. Ludwig nahm die Allianz des Papstes mit Eifer an. Er belohnte Borgia für die Willfährigkeit, die sein Vater ihm bewiesen, gab ihm das Herzogthum Valentinois, eine Leibwache von hundert Mann und jährlich 20,000 Livres, und versprach ihm Unterstützung bei den Eroberungen in Italien, für welche Borgia schon Entwürfe machte. Er vermählte sich im Jahre 1499 mit einer Tochter Königs Johann von Navarra, und begleitete Ludwig XII. nach Italien. Zuerst unternahm er die Eroberung von Romagna, ohne auch nur einen Vorwand dieser Ungerechtigkeit aufzusuchen, verjagte die rechtmäßigen Besitzer des Landes, ließ sie zum Theil meineidiger Weise ermorden und sich im Jahre 1501 von sei-

nem Vater zum Herzog von Romagna ernennen. In demselben Jahre
entriß er Jacob von Appiano das Fürstenthum Piombino; auch ver-
suchte er, jedoch vergebens, sich zum Herzog von Bologna und Florenz
zu machen. Im folgenden Jahre kündigte er an, daß er Camerino an-
greifen wolle, und foderte dazu Soldaten und Geschütz von Guidobald
von Montefeltro, Herzog von Urbino. Dieser, aus Gehorsam gegen
den heiligen Stuhl, schickte ihm, was er verlangte, und Borgia be-
mächtigte sich dafür des ganzen Herzogthums Urbino. Camerino ward
hierauf mit Sturm genommen, und Julius von Varano, der Herr der
Stadt, nebst seinen beiden Söhnen, auf Borgia's Befehl erdrosselt.
Dieses Schicksal bereitete er allen, die er beraubte; er sparte weder
Meineide noch Verbrechen, sie zu verderben. Die sich ihm nicht in die
Hände lieferten, verfolgte er mit Gift und den Dolchen der Meuchel-
mörder. Endlich ward es Ludwig XII. müde, die Eroberungen dieses
Ungeheuers zu begünstigen, und zog seine Hülfstruppen zurück. Bor-
gia ging sogleich nach Mailand zum König, überredete ihn, daß ihr
Interesse genau mit einander verbunden sey, und erhielt aufs neue ein
Hülfscorps von ihm. Unterdessen hatten sich alle kleine Fürsten ver-
bunden und Soldaten versammelt, um ihre Existenz zu vertheidigen;
aber Cäsar Borgia wußte sie theils durch 3000 Schweizer, die er nach
Italien berief, in Furcht zu setzen, theils durch vortheilhafte Anerbie-
tungen zu gewinnen. So trennte er ihren Bund, bemächtigte sich ih-
rer Länder, und sah kein Hinderniß mehr, von seinem Vater zum Kö-
nig von Romagna, der Mark und Umbrien erhoben zu werden, als am
16ten August 1503 Alexander VI. starb. Zugleich befiel Cäsar Borgia
eine schwere Krankheit zu derselben Zeit, wo seine ganze Thätigkeit und
Geistesgegenwart nöthig war. Zwar wußte er sich der Schätze Alexan-
ders VI. zu bemächtigen, versammelte seine Truppen in Rom und
knüpfte sein Bündniß mit Frankreich noch enger, aber allenthalben
standen auch seine Feinde wider ihn auf. Pius III. starb nach 26 Ta-
gen, und jetzt fiel die Wahl auf Julius II., den erbittertsten Feind des
Borgia. Die Orsini hatten indeß die Truppen des Herzogs von Va-
lentinois geschlagen, die Venetianer drangen in Romagna ein, und
riefen im Namen ihrer rechtmäßigen Fürsten die Völker zum Aufstande
auf. Borgia, stets krank, hatte sich in die Engelsburg geflüchtet, und
erkaufte endlich seine Freiheit durch die Räumung aller festen Schlösser,
die er noch besetzt hielt. Gonsalva von Cordova, bei dem er Zuflucht
suchte, versprach zwar, ihn nach Frankreich reisen zu lassen, schickte ihn
aber gefangen nach Spanien, wo er zwei Jahre auf dem Schlosse von
Medina del Campo verhaftet blieb. Von hier entfloh er endlich zu sei-
nem Schwager, dem König von Navarra, zog mit diesem in den Krieg
gegen die Castilianer, und ward den 12ten März 1507 durch einen
Schuß vor dem Schlosse von Viana getödtet, wo man ihn ohne Ehren
begrub. Uebrigens war Cäsar Borgia mäßig und nüchtern, liebte und
beschützte die Wissenschaften, machte sogar Verse, und besaß eine so ge-
wandte Beredsamkeit, daß er selbst diejenigen verführte, die gegen seine
Täuschungen am meisten auf der Hut zu seyn glaubten. Ganz falsch
ist es, daß Machiavelli den Cäsar Borgia als Muster zu seinem Prin-
cipe aufgestellt haben soll. Wer dieses Buch versteht, wird eine solche
Meinung nicht hegen.

Born (Ignaz Edler von), ein berühmter Naturforscher, geboren
zu Carlsburg in Siebenbürgen am 26sten December 1742, studirte bei
den Jesuiten in Wien, war sechzehn Monate lang ein Mitglied ihres
Ordens, widmete sich nun in Prag dem Studium der Naturwissen-

schaften, und machte darauf eine gelehrte Reise durch Holland und Frankreich. Nach seiner Rückkunft legte er sich ganz auf die Natur- und Bergwerkskunde wurde 1770 Beisitzer in dem obersten Münz- und Bergmeisteramte zu Prag, und noch in eben dem Jahre Bergrath. Um das kaiserl. königl. Naturaliencabinet zu ordnen und zu beschreiben, wurde er 1776 nach Wien berufen, ward daselbst 1779 wirklicher Hofrath bei der Hofkammer in Münz- und Bergwerkssachen, litt viele Jahre lang an einem chronischen Gichtübel, und starb am 28sten August 1791. Born besaß außerordentliche Geisteskräfte, übersah jeden Gegenstand mit seltener Leichtigkeit, verstand und sprach die bekanntesten europäischen Sprachen, und besaß nebst seiner Hauptwissenschaft, der Mineralogie, in den meisten übrigen Wissenschaften mehr als gewöhnliche Kenntnisse. Den größten Ruhm erwarb er sich durch die Verbesserung und Erweiterung der Amalgamationsmethode, d. i. der Kunst, durch Anquickung des Quecksilbers die Metalle zu reinigen, worüber er das wichtige Werk herausgab: Ueber das Anquicken der gold- und silberhaltigen Erze, Rohsteine, Schwarz-Kupfer und Hüttenspeise. Wien, 1768. 8. Auch außerdem hat er der Mineralogie die wichtigsten Dienste geleistet, durch die mit allgemeinem Beifalle aufgenommenen Beschreibungen seines eigenen, des kaiserlichen und des radischen Cabinets; durch seine Briefe über Mineralgegenstände 1774, und viele einzelne Abhandlungen in den Schriften mehrerer gelehrten Gesellschaften. Ueberhaupt war er für alles Gute empfänglich, und beförderte es aufs nachdrücklichste. Von der reichen Ader des Witzes, die ihm zu Gebote stand, zeigt seine Monachologie (Specimen Monachologiae methodo Linnaeana), eine unübertreffliche Satire auf den Geist und die Verfassung der verschiedenen Mönchsorden.

Borneo, die größte von den Sonda-Inseln im ostindischen Ocean, liegt zwischen dem zweiten Grade südlicher und dem neunten Grade nördlicher Breite, also in der heißen Zone. Sie ist überhaupt eine der größten Inseln Asiens, allein wegen der Wildheit ihrer Bewohner bis jetzt noch wenig bekannt. Ihr Flächeninhalt wird auf 14,250 Q. M., und die Einwohnerzahl auf 5,000,000 angegeben. Die Insel enthält mehrere Königreiche, wovon die bekanntesten sind: 1. das Gebiet des Königs von Borneo; 2. das Königreich Sambes; 3. das Königreich Hermatha; 4. das Reich Sukkadana; 5. das kleine Königreich Landack; 6. das Königreich Banjermassing; 7. der suluhische Antheil, dem Sultan von Suluh gehörig. In diesem Reiche besitzen auch die Engländer einige Districte. — Anfangs begriff Borneo die ganze Insel nebst dem Reiche Yolo (Suluh), Mindanao und vielen benachbarten philippinischen Inseln, und ward von Fürsten regiert, die vermuthlich chinesischer Abkunft waren, und seit der Eroberung China's durch die Mongolen (1269 bis 1279) sich hier vielleicht festsetzten. Im Jahr 1527 kamen die Portugiesen nach Borneo, aber erst 1690 durften sie sich zu Banjermassing niederlassen. Die Holländer hatten sich schon 1604 zu Sukkanada festgesetzt. Die Engländer, welche 1702 zu Banjermassing ein gleiches versuchten, wurden 1711 wieder vertrieben, und machten 1774 einen wiederholten Versuch. Bevölkert ist Borneo theils von Ureinwohnern, theils von fremden Abkömmlingen. Die Negrillu's oder Ygaloten scheinen das älteste Stammvolk zu seyn; sie leben von der Jagd und rohen Früchten. Die Eidahaner (Idaer, Bjajes, Dajakkers), wahrscheinlich indischen Ursprungs, bewohnen die Nordspitze. Die Badschuer, ein dem vorigen ähnliches Volk, wohnen an den Mündungen der Flüsse, und leben vom Fischfange. Die Islams, an den

südlichen Flußmündungen, sind Mahomedaner, klein, schwarzgelb und von trägem Wesen; doch zeichnen sich die Buggiesen unter ihnen durch Arbeiten in Gold, Silber und Holz aus. Die Chinesen wohnen um die Stadt Borneo, die wenigen Holländer in ihren Gebieten und Pflanzungen auf der Süd- und Westseite. Im Innern des wenig bekannten Landes ist ein sehr hohes, weit verbreitetes Crystallgebirge, und an dessen Fuße ein großer Binnensee, aus dem alle Flüsse entspringen. Die Küsten sind flach, morastig und jährlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt. Die große Hitze wird von den kühlen Seewinden, dem häufigen Regen und der fast beständigen Tag- und Nachtgleiche sehr gemäßigt; doch ist die feuchte Luft sehr ungesund. Man kennt nur zwei Jahrszeiten, die trockene und die Regenzeit; auch sind heftige Stürme und Gewitter häufige Erscheinungen. Producte: Gold, Eisen, Kupfer, Zinn, Diamanten, Zucker, Pfeffer, Zimmt, Reis, Benzoë, Südfrüchte, Ingwer, Baumwolle, Bambusrohr, spanische Röhre (Handrottings), Sago, der beste Campher (der als reines Harz aus einem noch unbekannten Baume quillt), indische Vogelnester der besten Art, Bezoar, Wachs, Orang-Outangs (deren Vaterland hier ist), große Schildkröten (Karetten), Schlangen, Perlen, Zinn (mit Blei versetzt, Kalin genannt) ꝛc.

Borodino ist ein Dorf im Gouvernement Moskau, zwölf Werste von der Stadt Mosaisk entfernt und bekannt durch ein Treffen, das am 5ten September 1812 die französische Hauptarmee gegen die dort aufgestellte russische lieferte, und welches als Vorbereitung zu der zwei Tage darauf Statt gehabten Schlacht von Mosaisk zu betrachten ist. Das darüber vorhandene russische Bülletin beschreibt die Stellung bei Borodino im Allgemeinen günstig, und rechts bis in die Mitte ziemlich stark, durch eine vorliegende Schlucht und einen tiefen Bach; nur die linke Flanke der Armee, die an das Dorf Semenoffka sich lehnte, war weniger gedeckt, da sie auf der alten Straße von Smolensk nach Mosaisk konnte umgangen werden; daher befahl auch der Obergeneral Fürst Kutusow dort die Aufwerfung einiger Schanzen, links von Semenoffka und einer Redoute vor diesem Dorfe. „Diese Redoute (sagt der russische Bericht) war als ein isolirtes Werk zu betrachten, welches auch verloren gehen konnte, ohne im Vertheidigungssysteme etwas zu ändern, und sollte eigentlich nur dazu dienen, den Feind eine Zeit lang in gewisser Entfernung zu erhalten. Kaum war dieser Punkt befestigt, als der Feind am 3ten September seine Avantgarde gegen diese vorgerückte Redoute führte. Es entstand sogleich ein sehr lebhaftes Gefecht, anfangs mit der Arriergarde, unter Anführung des Generals Konowitzin, der eben bei der Position angekommen war, und dann mit der Armee des Fürsten Bagration, die unsern linken Flügel bildete. Die Redoute wurde nachdrücklich, von vier Uhr Nachmittags an bis zum Abende vertheidigt, wo wir sie endlich verlassen mußten.“ Die Angabe dieser Stundendauer trifft mit der Erzählung von dieser Affaire in dem achtzehnten Bülletin der großen französischen Armee genau überein. Von der russischen Position und der Stärke des dort aufgestellten Corps (der Arrieregarde des Generals Konowitzin) heißt es dort, daß die Russen 1200 Toisen von dem rechten Flügel eine schöne Anhöhe zwischen zwei Gehölzen befestigt, und dort neun bis zehntausend Mann aufgestellt gehabt haben. Während Napoleon dem Könige von Neapel auftrug, über die Kalugha zu gehen, auf deren linkem Ufer der linke russische Flügel stand, befahl er dem Fürsten Poniatowsky, jene befe-

fligte Position vor dem rechten Flügel zu tourniren. Diese Attake hatte zum Resultate, daß nach einer Stunde die Redoute mit ihren Kanonen genommen, und das Gehölz von den Russen verlassen war, welche (nach Angabe des achtzehnten Bülletins) ein Drittheil ihrer Mannschaft auf dem Schlachtfelde gelassen hatten. Aber auch die Franzosen waren viermal zurückgeschlagen worden und hatten ungemein viel Menschen verloren. Um sieben Uhr Abends war das Treffen in der Hauptsache — denn das Geplänkel dauerte bis Mitternacht — vorbei, durch dessen Ausgang Napoleon Herr von den Anhöhen von Borodino ward, worauf er am 6ten eine Batterie von 100 Kanonen pflanzte, und von wo aus er am 7ten September an seine Armee den Aufruf zur Schlacht erließ, welche wir unter dem Artikel „Mosaisk" abhandeln werden. Die Russen nennen nämlich zwar die Schlacht an der Moskwa oder bei Mosaisk selbst immer nur die von Borodino, allein da dies Dorf nebst den dazu gehörigen Höhen durch ein besonderes, zwei Tage früher als die Hauptschlacht, vorgefallenes Treffen ihnen genommen wurde, so wird dadurch nur eine Verwirrung der verschiedenen Begebenheiten bewirkt, wenn man auch die Thaten des 7ten Septbr. 1812 darunter befassen will. I.

Borromäische Inseln sind zwei lustige mit schönen Gebäuden versehene Inseln auf dem südlichen Theile des Lago Maggiore in Italien, Palanza gegenüber, dem gräflichen Geschlechte Borromei gehörig. Sie werden auch, wegen der vielen darauf befindlichen Kaninchen, Isole de' conigli, Kanincheninseln, genannt. Die eine heißt Isola bella, die andere Isola madre.

Börse heißt in Handelsstädten ein ansehnliches Gebäude, wo die Kaufleute (meistentheils gegen Mittag und Abend) zusammenkommen, um über alles, was Handlung und ihre Geschäfte betrifft, Unterhandlungen zu pflegen, und Verkehr mit Wechseln, Geld, Waaren u. dergl. anzustellen. Die Benennung soll von einer adeligen Familie, van der Beurse, zu Brügge in Flandern herrühren, in deren Hause die Kaufleute ihre Versammlungen hielten. — An mehrern Orten, z. B. zu London, Amsterdam, Antwerpen, sind es die prächtigsten, Palästen ähnliche Gebäude. — Börsenalte, Börsenvorsteher sind diejenigen Kaufleute, welche wegen ihrer geprüften Rechtschaffenheit und ihrer vorzüglichen Einsichten von den übrigen zu Vorstehern erwählt werden, um die Erhaltung der Kaufmannschaftsprivilegien und Rechte rc. sich angelegen seyn zu lassen. — Börsenhalle in Hamburg, ein bei der hamburger Börse für Rechnung eines unternehmenden Mannes, van Hostrup, in neuern Zeiten erbautes großes Gebäude, worin die hamburger Geschäftsleute aller Art, wie auch Fremde sich versammelten. Die in einem eigenen dazu bestimmten Buche eingetragenen Neuigkeiten, welche die Kaufleute hier mittheilten, gaben Veranlassung zu der Zeitung: Börsenhall-Liste, die 1811 unterdrückt wurde.

Borysthenes (der heutige Dniper, s. d.) einer der größten Flüsse in Europa, dessen Ursprung man zu Pomponius Mela (eines Geographen, 41 nach Chr. Geb.) Zeit n noch nicht kannte. Ptolemäus (ein anderer berühmter Geograph und Astronom, 140 nach Chr. Geb.) setzt ihn auf den Berg Budinas. Nachher nannte man den Borysthenes Danapris, woraus der heutige Name entstanden ist.

Boscan Almogaver (Juan), ein catalonischer Edelmann, wurde gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts geboren und starb 1540 oder bald darauf. Seine Aeltern, die zu dem ältesten Adel von Casti-

lien gehörten, gaben ihm eine sorgfältige Erziehung. Er begleitete eine Zeit lang den Hof Carls V. und hielt sich unter andern 1526 an demselben zu Grenada auf. Da er mit den Vorzügen des Körpers zugleich ausgezeichnete Geistestalente verband, konnten die Waffen ihn nicht der Beschäftigung mit den Wissenschaften entziehen. Seine edeln Sitten und sein liebenswürdiger Charakter erwarben ihm die Gunst des Kaisers. Ihm ward die Erziehung des Herzogs von Alba übertragen, der nach Garcilaso seinem Unterrichte die großen Eigenschaften verdankte, die er in der Folge entwickelte. Boscan verheirathete sich mit Donna Anna Giroe de Revolleda, einer vornehmen Dame, mit der er mehrere Kinder zeugte. Seitdem lebte er in anständiger Umgebung zu Barcelona und besuchte nur von Zeit zu Zeit den Hof. Er war damit beschäftigt, seine Werke zu sammeln und mit den Werken seines vor ihm gestorbenen Freundes Garcilaso herauszugeben, als auch ihn der Tod ereilte. Durch die Bekanntschaft mit Antonio Navagero, einem italiänischen Gelehrten, der als Gesandter der Republik Venedig bei dem Kaiser war, ward Boscan veranlaßt, verschiedene italiänische Versmaße im Spanischen zu versuchen. So ward er der Schöpfer des spanischen Sonetts, und bediente sich mit Garcilaso zuerst zum Behuf poetischer Episteln, Elegien ꝛc. der Terzine. Boscans Gedichte sind noch in gerechtem Ansehen, dagegen sind seine übrigen literarischen Arbeiten, meist Uebersetzungen, vergessen.

Böschung oder Abdachung, die Schräge, die einem Walle oder einer Ufermauer gegeben wird, um sie desto fester zu machen.

Böse (in der Sittenlehre). Der Begriff des Bösen so wie der des Guten hat immer eine Beziehung auf empfindende und denkende Wesen, das heißt mit andern Worten, auf Personen und nicht auf Sachen. Von todten Massen sagt man nicht, sie sind *gut* oder *böse*. Der Grund liegt darin, weil sie als verstand- und willenlose Wesen sich keine Zwecke denken können. Von einem Menschen kann wohl gesagt werden, er sey gut oder böse, in so fern er nämlich einen Willen in sich hat, nach außen hin, entweder zum Vortheile oder Nachtheile anderer denkender Wesen zu handeln; allein von einer todten Masse vermag dasselbe nicht behauptet zu werden. Nur in Hinsicht auf gewisse Zwecke kann also etwas gut oder böse seyn. Im allgemeinsten Verstande heißt mithin dasjenige böse, was die Zwecke denkender Wesen, oder der Menschen, zerstört. Aber dieses Zerstören muß einen Willen voraussetzen, das heißt mit andern Worten, es muß selbst von denkenden Wesen herrühren, sonst kann es nicht füglich böse genannt werden. Denn, z. B. Stürme, Verwüstungen, Erdbeben können, als verstand- und willenlose Wesen, durchaus keinen Zweck haben zu schaden, und sind daher, an sich selbst genommen, weder gut noch böse. Wir zweifeln daran, ob der Begriff des Bösen richtig bestimmt werde, wenn man mit einigen Schriftstellern behauptet, daß das Böse ein nothwendiges Object des Verabscheuens sey. Denn das Verabscheuen macht nicht, daß etwas böse ist, sondern eben weil es böse ist, muß es erst verabscheut werden. Die Nothwendigkeit der Verabscheuung des Bösen ist also erst eine Folge, aber keine Ursach des Bösen. Da nun aber Zwecke wiederum Mittel zu anderweitigen Zwecken werden können, so wird es dadurch begreiflich, wie man das Prädicat böse nicht allein von Ansichten, sondern auch von Zwecken sagen könne. Daher scheint es denn auch, als ob es außer dem activen Uebel (d. h. demjenigen welches von einem denkenden und Willen habenden Wesen herrührt) auch noch ein passives Uebel (ein solches, welches schadet, ohne es zu

wollen) geben müsse. Ersteres kann ein moralisches und letzteres ein physisches Böse genannt werden. Das moralische Böse hemmt demnach zunächst die sittlichen Zwecke, so wie sich im Gegentheile das physische Böse zunächst den physischen Zwecken, das heißt, dem körperlichen Wohlbefinden, entgegensetzt. Das Böse ist entweder in jeder, oder nur in gewisser Hinsicht ein solches, je nachdem es ohne Ausnahme die Zwecke zerstört, oder nur theilweise. Und da der Zweck theils ein wesentlicher, theils ein zufälliger oder willkürlicher seyn kann, so ist das Böse entweder ein wesentliches oder zufälliges. Das wesentliche Böse ist in aller Hinsicht böse, das zufällige aber nur unter gewissen Beziehungen. Außerdem gibt es nun aber Bestrebungen, die weder böse noch gut geheißen werden können; man nennt sie gleichgültige Handlungen. Wenn man z. B. fragt, ob Tanzen, Spielen rc. gute oder böse Handlungen seyen: so kann man darauf weder ja noch nein antworten: denn sie können, je nachdem die Umstände beschaffen sind, unter welchen sie geschehen, gut und auch böse seyn. Diese Umstände sind Zeit, Ort, die Person und die Art und Weise, wie die Handlung unternommen wird. Erwägt man nun bei derselben jene Umstände nicht; so kann der Handlung weder das eine noch das andere jener beiden Prädicate categorisch beigelegt werden. Nimmt man aber diese Umstände zum Bestimmungsgrunde des Urtheils an: so läßt sich von jenen beiden Prädicaten der Handlung jederzeit eins beilegen. Es ist z. B. gefragt worden, ob Spielen etwas Gutes oder Böses sey? Nehmen wir nun an, daß ein Geistlicher, und zwar am Sonntage, in der Schenke und unter Zank und Fluch spielt: so ist das Spiel allerdings eine böse Handlung. Uebrigens heißt im bürgerlichen Stande eine gleichgültige Handlung eine solche, die durch die bürgerlichen Gesetze weder geboten, noch verboten ist. Die Zwecke der Menschen sind ferner entweder erlaubte oder verbotene, bedingte oder unbedingte. Alle Handlungen, welche den Menschen an der Erreichung dieser Zwecke hindern, sind böse, und zwar mehr oder weniger, je nachdem die Zwecke selbst beschaffen und verschieden von einander sind. Dagegen sind alle Handlungen, durch welche der Mensch von der Wirklichmachung unerlaubter Zwecke entfernt wird, gut. Da nun die practische Vernunft den Menschen keine andere als erlaubte und gebotene Zwecke verstatten kann, wenn sie nicht mit sich selbst in Widerspruch gerathen will: so steht in Hinsicht der bösen Handlungen das Princip fest, daß der Mensch sich bestreben soll, zu jeder Zeit alles und jedes Böse zu unterlassen. Die Möglichkeit dieses Bestrebens ist daraus klar, weil das Gesetz nicht Unmöglichkeiten gebieten konn. Wenn es sich übrigens ein Mensch zum Zwecke macht, trotz des erkannten Gesetzes den Gehorsam gegen dasselbe seiner unsittlichen Handlungsmaxime aufzuopfern: so heißt dieses Bosheit, vorsetzliches Vergehen (dolus malus), auch wohl Verbrechen, wenn nämlich damit solche Verletzungen von Rechten verbunden sind, die der Staat als gänzlich unerlaubt ansieht und also mit dem Verluste aller Rechte begleitet. So ganz verworfen kann man sich aber ein Vernunftwesen wohl nicht denken, daß ein Mensch den Zweck haben sollte, geradezu und ohne alle Ursach dem Sittengesetze entgegenzuhandeln. Es liegt daher bei boshaften Handlungen stillschweigend ein anderes, dem Sittengesetze entgegenstehendes Gesetz bei ihm zum Grunde, nämlich das Gesetz seiner Neigungen. Diesen Neigungen nicht Gehör zu geben, und dieselben dem Sittengesetze aufzuopfern, wird ihm schwer. Er zieht also die Neigung dem Gesetze vor, und zwar vorsetzlich. Uebrigens gibt es Erscheinungen in gewissen Menschen, de-

nen man; bei etwas leichtsinnigem Urtheile, sehr bereit seyn könnte, das Prädicat böse beizulegen. Diese Erscheinungen bestehen in gewissen eckigen, schroffen Angewöhnungen, vermöge welcher derjenige, dem sie eigen sind, die geringsten Handlungen anderer nach einem gewissen engbrüstigen Maßstabe mißt, und, da er selbst allenthalben Anstoß gibt, auch allenthalben Anstoß nimmt und von gar zu großer Besorgniß, daß andere aus dem rechten Gleise schreiten möchten, stets selbst auf ungebahnten, verfänglichen Wegen sich betreten läßt. Man hat Beispiele, daß das beste Herz, oft selbst der geläutertste Verstand nicht immer im Stande sind, vor dergleichen übeln Angewöhnungen zu schützen, die, wie man mit Recht annehmen darf, mehr Fehler des Temperaments als des Herzens sind. Nichts desto weniger erfodern es die Pflichten des Umgangs, daß man solcher Vermischungen, die sowohl gleichgültige als freundschaftliche Verhältnisse zu stören vermögen, so viel wie möglich Herr zu werden suche.

Bosnien, ein Königreich, das anfangs einen Theil des slavonischen Reichs ausmachte, dann aber (seit 1127) Ungarn unterworfen wurde. Im Jahre 1359 wußte der servische König Stephan sich dasselbe unterthänig zu machen; allein es ward nach dessen Tode wieder frei, worauf der Ban Twarko im Jahre 1370 den Königstitel annahm. Von 1401 an ward es den Türken zinsbar, und seit 1463 eine türkische Provinz. Dieses Land nun, das zwischen der Unna, Sau und Drino liegt, und mit der Provinz Herzegowina, dem türkischen Dalmatien und Croatien den Paschalik Trawnik oder Bosnien ausmacht, und mit diesen zusammen auf 700 Quadratmeilen 760,000 Menschen faßt, die der griechischen Religion zugethan und sehr kriegerisch sind, ist zwar rauh von Gebirgen, aber reich an Eisen- und Silberbergwerken, und hat ansehnliche Viehzucht; die bosnische Wolle ist eine schöne Sorte, welche fast der spanischen gleich kommt. Die Hauptstadt heißt Bosna-Sarai. Sie hat eine Citadelle und bedeutende Waffenfabriken. Die Residenz des Pascha's ist Trawnik, eine ansehnliche und befestigte Handelsstadt mit 12,000 Einwohnern.

Bosporus. Dieser Name wurde zuerst der Meerenge beigelegt, welche aus dem schwarzen Meere in den Propontis (Mare di Marmora) führte, entweder weil die in eine Kuh verwandelte Jo hier übersetzte, oder weil die Meerenge so schmal ist, daß bequem ein Ochse hindurchschwimmen kann. Nachher, als man andere Meerengen auch mit diesem Namen belegte, unterschied man jene durch den Beisatz Bosporus thracicus. In der Mitte dieses Canals war die Stelle, wo Darius eine Schiffbrücke schlug, als er gegen die Scythen ziehen wollte. Hier ist er nur fünf Stadien breit. — Bosporus Cimmericus hieß bei den Alten die Meerenge, welche aus dem schwarzen Meere in den Palus Mäotis führt. Jetzt heißt diese Straße Bocca di S. Giovanni oder Estretto di Caffa, Namen, welche die ehemals hier handelnden Italiäner ihr beilegten. — Außerdem aber führte im Alterthume auch ein Reich den Namen Bosporus, von der Meerenge, auf deren beiden Seiten es lag. In Panticapäum (jetzt Giertsch), einer milesischen Colonie auf der taurischen Halbinsel, errichteten dieses Reich 479 vor Chr. die Archäanaktiden, und regierten bis 437. Spartacus war der erste König. Unter seinem Nachfolger Satyrus ward das Reich auf der Küste von Asien ausgedehnt, und sein Sohn Leucon brachte 392 Theodosia dazu, half der Handlung auf, und erwarb seinem Stamme den Beinamen der Leuconiden. Spartacus III., des vorigen Sohn, scheint mit seinen Brüdern das Reich getheilt, und dem

Satyrus den asiatischen Theil überlassen zu haben. Leucanor (290) ward den Scythen zinsbar; und dieser Tribut wurde in der Folge so drückend, daß Parisades, der letzte der Leuconiden, es vorzog, sich dem Könige von Pontus, Mithridates, zu unterwerfen, der auch die Scythen unter Scilurus (116) bezwang, und seinen Sohn zum Könige von Bosporus einsetzte. Dieser brachte sich selbst um; und da ihm Mithridates im Tode folgte, so gaben die Römer das Land (64) seinem zweiten Sohne, der später ermordet wurde. Die Römer besetzten hierauf den Thron mit verschiedenen Fürsten, die sich für Nachkommen des Mithridates ausgaben. Als dieser Stamm 259 ganz ausgestorben war, bemächtigten sich die Sarmaten des Reichs, denen es 344 die Chersoniten ganz entrissen.

Bosse oder **Rondebosse** nennt man, im Gegensatze der auf einem Relief vorgestellten Figuren, die völlig freie Ausführung derselben; Modelle von Statuen in Gyps oder gebrannter Erde, oder Statuen in Erz und Stein. — **Bossiren** (gemeiniglich, aber unrichtig **pussiren**), bilden; aus Gyps, Thon oder Wachs erhobene Arbeit machen. — Ein Wachsbossirer, der in Wachs bildet.

Bossuet (Jacques Benigne), Bischof von Meaux, war zu Dijon den 27sten September 1627 geboren. Seine Familie stand in großem Ansehn vor den Schranken. Er war sechs Jahre alt, als sein Vater sich in Metz niederließ, um als Rath in das dort errichtete Parlament zu treten, und blieb mit seinem Bruder zu Dijon in dem Jesuitercollegium. Zufällig kam dem Knaben eine lateinische Bibel in die Hände, deren Lectüre einen tiefen und unauslöschlichen Eindruck auf ihn machte. Funfzehn Jahre alt ward er von seinen Aeltern nach Paris geschickt, wo er das Collegium von Navarra besuchte, dessen Großmeister Nicolas Cornet ihn bald so lieb gewann, daß er ein Vergnügen darin fand, mit jenem ernsten Wohlwollen, welches der Jugend hochachtungsvolle Liebe einzuflößen geschickt ist, den Geist des Jünglings zu bilden. Bossuet studirte unter der Anleitung dieses würdigen Lehrers mit rastlosem Eifer Griechisch und die heilige Schrift, verband aber damit zugleich die Lectüre der Meisterwerke des Alterthums und das Studium der cartesianischen Philosophie. In seinem sechzehnten Jahre legte er bereits die glänzendsten Proben seiner Beredsamkeit ab, und erwarb sich dadurch einen ausgebreiteten Ruf. Er ward im Jahr 1652 Doctor der Sorbonne, und begab sich, anderer glänzenden Aussichten nicht achtend, nach Metz, wo er zum Canonicus ernannt worden war. Hier erbaute er durch Wort und Beispiel, bekam von dem Bischof den Auftrag, den Catechismus des protestantischen Predigers Paul Ferry zu widerlegen, und vollzog diesen Auftrag auf eine Weise, daß auch seine Gegner ihn hochachten mußten. Die Königin Mutter (Anna von Oesterreich) wurde dadurch veranlaßt, ihm die Bekehrung der Protestanten in dem Sprengel von Metz aufzutragen. Diese Angelegenheiten riefen ihn oft nach Paris, wo er durch seine Predigten den allgemeinen Wunsch erweckte, daß er sich hier niederlassen möchte; er dagegen schien den Aufenthalt in Metz vorzuziehen. Im Jahr 1661 aber berief ihn jene Fürstin nach Paris und ernannte ihn zum Hofprediger. Der König, der ihn oft hörte, fand so viel Gefallen an dem jungen Redner, daß er dem Vater desselben, damaligem Intendanten von Soissons, Glück zu seinem Sohne wünschen ließ, der seinen Namen unsterblich machen würde. Bossuets 1668 gehaltene Einweihungsrede des Marschalls Turenne, der zur catholischen Kirche übertrat, erwarb ihm das Bisthum von Condom. Im Jahr

1670 übertrug ihm der König die Erziehung des Dauphins, worauf er 1671 sein bischöfliches Amt niederlegte, weil er es für pflichtwidrig hielt, dasselbe bei seiner beständigen Abwesenheit von seiner Gemeinde beizubehalten. Um diese Zeit hielt er die Leichenrede auf Madame, die Herzogin von Orleans, eine Prinzessin, die plötzlich an einem glänzenden Hofe, dessen Zierde sie war, in der Blüthe ihrer Jahre starb. Es herrscht in derselben, wie in allen seinen Leichenreden, ein erhabener Schwung der Beredsamkeit. Die letzte Rede der Art, die er am Sarge des großen Condé gehalten hat, wird für ein Meisterstück in dieser Gattung des Styls angesehen. Die männliche Kraft seiner Reden wußte er in den zum Unterrichte seines königlichen Zöglings bestimmten: Discours sur l'histoire universelle, glücklich überzutragen. Die Sorgfalt, die er auf die Erziehung dieses Prinzen wandte, wurde 1680 durch das Amt des ersten Almoseniers der Dauphine, und 1681 durch das Bisthum von Meaux belohnt; 1697 erhielt er die Würde eines Staatsraths, und ein Jahr darauf die des ersten Almoseniers der Herzogin von Bourgogne. Seine Sitten und sein Glaube waren gleich strenge. Alle seine Zeit war unter seine Studien und die Ausübung seiner Amtspflichten getheilt; nur selten und auf wenige Augenblicke erlaubte er sich Erholungen. Die letztern Jahre seines Lebens brachte er unter seiner Gemeinde zu, in deren Schoße er im Jahre 1704 starb. Seine Werke sind vielfältig gedruckt worden. Die gelehrten Benedictiner von der Congregation St. Meaux haben in neuern Zeiten eine vollständige Ausgabe aller bossuetschen Werke veranstaltet. Bossuets Styl ist voll Energie, aber nicht ohne Flecken. Sein lateinischer Ausdruck ist hart. Die französische Akademie zählte ihn unter ihre berühmtesten Mitglieder.

Bostanschi, Gartenwärter: so heißt die Wache in dem Serail des Sultans, deren Vorsteher **Bostanschi-Baschi** heißt, und die Aufsicht über das Aeußere, wie auch über die Gärten des Serails, den Canal und die kaiserlichen Lustschlösser hat. Er begleitet den Sultan auf allen seinen Spazierfahrten, und hat auch das Vorrecht, einen Bart zu tragen. Uebrigens sind die **Bostanschi** zugleich die Ruderknechte und — die geheimen Scharfrichter des Sultans.

Bostellen sind in Schweden solche Güter (**Hemman**), die den Soldaten oder Offizieren und Beamten zu Wohnungen angewiesen sind. Jede **Bostelle** muß eine Stube, einen Stall und eine Tenne haben, auch wo möglich mit Feld und Wiesewachs verbunden seyn. Der Soldat ist dagegen verbunden, um ein billiges Tagelohn seinem Wirthe in seinem Ackerbau und andern ländlichen Beschäftigungen hülfreiche Hand zu leisten. Die Bostellen der Offiziere genießen alle Vorrechte, die auf den Edelhöfen haften.

Boston, Hauptstadt des nordamerikanischen Freistaats Massachusetts, 42 Gr. 23 Min. 28 Sec. n. Br., 71 Gr. 4 Min. 30 Sec. w. L. von Greenwich, an der Bostonbay auf der Halbinsel, die durch die Erdenge Boston-Neck mit dem festen Lande zusammenhängt, eine der größten und schönsten Städte des ganzen Freistaats, die aus drei Theilen, Norder- und Süderende (seit 1786 durch eine hölzerne, 1503 Ellen lange und 42 Fuß breite Brücke über den Fluß Charles verbunden), und West- oder Neu-Boston besteht; an 3000 Häuser, meistens drei Stockwerk hoch, von Backsteinen gebaut und mit Blitzableitern versehen, 25,000 Einwohner, siebzehn Kirchen, zwei öffentliche lateinische Schulen, amerikanische Akademie der Wissenschaften, historische, mediciniſche und Gesellschaft zur Rettung der Verunglückten, auch

Marinegesellschaft, Assecuranz-Comptoir, Bank des Staats und Bank-Comptoir der Union, sechs Buchdruckereien, Rum-, Zucker-, Segeltuch-, Tauwerk-, Woll-, Leinwand-, Hut-, Wallrathslichter-, Potaschen-Fabrik, Kanonen- und Glockengießerei, wichtigen Handel, durch einen der geräumigsten Häfen in Nordamerika befördert, der fünfhundert große Schiffe fassen kann, einen Leuchtthurm hat, und durch das Fort William auf einer Insel vor demselben beschützt wird. Auch finden sich hier an achtzig Landungsplätze und Kaien. Im Jahr 1790 liefen 455 Schiffe ein, ohne die 1200 nordamerikanischen Küstenfahrer. — Hier wurde durch das Verfahren des damaligen Gouverneurs Th. Hutchinson, und seines beigeordneten Raths Alexander Wedderburne, und des Generals Thomas Gage im Jahr 1774 das gährende Mißvergnügen der Amerikaner zur Widerspenstigkeit und endlich zur Empörung gebracht. Am 1sten Juni desselben Jahres ward der Hafen von Boston gesperrt, und den Einwohnern alle Handlung und Fischerei verwehrt. Nach mancherlei Auftritten sahen sich 1776 die englischen Truppen unter General Howe genöthigt, Boston zu verlassen.

Botanik. Die Kenntniß der Gewächse ist ganz dazu geeignet, den gebildeten Geist aufs angenehmste zu beschäftigen, alle seine Kräfte gleichmäßig in Thätigkeit zu setzen, und indem die Sinne ergötzt werden, dem Gemüthe die ruhigste und nützlichste Richtung zum Schönen und Wahren zu geben. Es hat aber diese Kenntniß in unsern Tagen eben so sehr an äußerm Umfange als an innerm Werthe gewonnen. Das Gebiet dieser Kenntniß beschränkt sich nicht mehr, wie vor einem Jahrhunderte, auf Gartenpflanzen und solche wildwachsende, die sich durch auffallende Blumen auszeichnen. Auch die niedern Bürger des Gewächsreichs hat man angefangen zu untersuchen. Achthundert Farrenkräuter, eben so viel Moose, tausend Flechten, noch mehr Schwämme und Bauchpilze sind untersucht und bestimmt; täglich vermehrt sich die Zahl derselben, und doch sind wir noch weit entfernt von erschöpfender Kenntniß nur der in Deutschland vorkommenden Arten dieser niedern Gewächse. Ja auch von vollkommnern Pflanzen entdeckt der aufmerksame Forscher selbst in der besuchtesten und seit einem Jahrhunderte von Botanikern gekannten Gegend alle Jahre neue Arten. Dasselbe gilt noch weit mehr von den übrigen Reichen Europens. Wie viele unbestimmte Pflanzen enthalten Frankreich, Italien, Spanien und Großbritannien! Wie wenig durchsucht sind noch Sicilien, Sardinien, Irland, die europäische Türkei! Von Asien kennen wir nur Sibirien, die Küstenländer Indiens und Arabiens, und die molukkischen Inseln zum Theil; fast ganz unbekannt ist uns Persien, Tibet, China, die Mongolei und das hohe Indostan; ganz unbekannt Japan, die Philippinen, Carolinen, das große Borneo, Celebes und Sumatra. Von dem unermeßlichen Afrika, was kennen wir weiter als die nördlichen Küsten, einen Theil von Aegypten und die südliche Spitze! Dieser bekannte Theil von Afrika verhält sich zum unbekannten, nach Zimmermanns Berechnung, wie 1 zu 5; und gewiß ist der letztere wegen der vielen und hohen Gebirge, aus denen eine Menge der größten Ströme entspringen, und wegen des Reichthums an Thieren nicht ärmer an Gewächsen als der bekannte. Von Amerika sind nur erst die nordöstlichen Küstenländer, und neuerlich Peru und Mexico von Humboldt, Ruiz, Pavon und Bonpland durchsucht. Ganz Brasilien, Paraguay, Chili, so wie Californien, sind unbekannt. Die Inseln kennen wir etwas besser, und erstaunen mit Recht über die Ueppigkeit der Vegetation, wenn wir erfahren, daß allein dreihundert

Farrenkräuter und eben so viel Moose von Plumier und Schwartz auf Jamaica und den Antillen gefunden worden. Was wissen wir von den unzähligen Ländern und Eilanden des großen Oceans und ihren Erzeugnissen anders, als was die Forster, Labillardiere, Brown und wenige Andere bei einem kaum monatlichen Aufenthalte entdeckten! Nach diesen Angaben wird es nicht zu gewagt seyn, anzunehmen, daß wir kaum den dritten Theil der Gewächse kennen, und daß, wenn die Zahl der bekannten sich jetzt nahe an dreißig tausend beläuft, die Zahl der sämmtlichen Gewächse leicht neunzig tausend betragen könne. Welch ein Reichthum! Welch ein Umfang einer Kenntniß, die diesen Reichthum erforschen, die Arten und Gattungen bestimmen soll! Nicht bloß an Umfang, sondern auch an innerm Werthe gewinnt die Kenntniß der Gewächse mit jedem Tage. Wir lernen immer mehr einsehen, daß die wissenschaftliche Bearbeitung dieser Kenntniß ihren wahren Werth bezeichnet. Mehr sieht man dies in Deutschland und Großbritannien als in Frankreich ein, wo, mit Ausnahme einiger würdigen Botaniker, die meisten diese Kenntniß so spielend und seicht behandeln, als ob sie nur zur Ergötzung der Sinne bestimmt wäre. Wir aber können die Kenntniß der Gewächse von zwei Seiten betrachten: erstlich von der historischen, in so fern wir die äußern Merkmale der Gewächse untersuchen, und von der philosophischen, wo wir den Bau und die Verrichtungen der Pflanzen erforschen. Mit Unrecht hat man sonst den erstern Theil ausschließlich Botanik genannt, da man den zweiten Physik der Gewächse nannte. Beide gehören zusammen, erläutern sich einer den andern, und bilden eine Wissenschaft, die um so anziehender ist, je mehr sie in das tägliche Leben eingreift. Schon die historische Kenntniß der äußern Merkmale findet nützliche Anwendung im Leben, da die Unterscheidung der schädlichen und brauchbaren Arten jedermann interessirt, wenn auch die Gewerke, welche sich ausschließlich mit dem Gewächsreiche beschäftigen, der feinern Unterscheidung der Arten entbehren könnten. Aber wenn wir die Physik der Gewächse mit zur Botanik rechnen, wer möchte nur einen Augenblick an dem großen Nutzen und an dem Interesse zweifeln, den diese Kenntniß für den Landwirth und für den Gärtner hat? Auch dem denkenden Arzte und dem Philosophen ist eine Kenntniß wichtig, welche die Aehnlichkeit und Verschiedenheit des Baues der Gewächse und der Thiere aus einander setzt und erörtert. Die historische Kenntniß der Gewächse oder die gewöhnlich sogenannte Botanik hat ihre Schwierigkeiten, die, wenn sie beim Unterricht nicht erleichtert werden, den Anfänger abschrecken können. Dahin gehört vorzüglich die Kunstsprache oder die genaue Kenntniß der Ausdrücke und Worte, welche für einzelne Theile und Eigenschaften der Pflanzen gebraucht werden. Je umständlicher und weitläuftiger der mündliche oder schriftliche Unterricht diese Kunstsprache vorträgt, desto abschreckender wird sie. Der Unterricht kann sehr gründlich seyn, obgleich man die Kunstsprache ungemein vereinfacht und abkürzt. Sie setzt hinlängliche Kenntniß der lateinischen Sprache voraus; denn in keiner andern sind die Ausdrücke so bestimmt, in keiner andern sind sie so allgemein angenommen und verständlich. Wenn man bei jeder Eigenschaft den herkömmlichen Ausdruck bemerkt und durch Anschauung erläutert, so prägt sich derselbe dem Gedächtnisse dergestalt ein, daß man nicht nöthig hat, bei jedem Theile der Pflanze dieselbe Eigenschaft wieder mit demselben Ausdrucke zu bezeichnen, wie es z. B. Röhling im ersten Theile seiner Flor Deutschlands gethan und dadurch die Kunstsprache zu weitläuftig gemacht hat. Wenn ich weiß,

was filiformis ist, und wie es sich von linearis und subulatus unterscheidet, so brauche ich diese Ausdrücke nicht beim Blatt- und Blüthenstiel, beim Pistill und bei den Staubfäden zu wiederholen. In sieben bis acht Stunden läßt sich die ganze botanische Kunstsprache so vortragen und erlernen, daß nachher nur beständige Anwendungen derselben erfoderlich sind, um sie sich für immer einzuprägen. Je genauer man die Kunstsprache inne hat, desto strenger wird man in der Auswahl der Worte und der Beschreibungen seyn, desto sicherer ist man, allgemein verstanden zu werden. Große Botaniker zeichnen sich allemal durch Präcision des Ausdrucks, durch strenge Befolgung der Gesetze der Kunstsprache, und durch Vermeidung aller überflüssigen, nicht gebräuchlichen Worte aus. Das Gegentheil findet sich in den Schriften der meisten französischen Botaniker, an denen sich die Vernachlässigung der Kunstsprache auffallend rächt. In Linné's philosophia botanica, von Sprengel herausgegeben, findet man die Grundsätze der Kunstsprache und der botanischen Kritik vollständig entwickelt. Der zweite Gegenstand der historischen Botanik ist die Kenntniß des Systems oder der Anordnung der Pflanzen nach einem bestimmten Princip. Die zahllose Verschiedenheit der Formen des Gewächsreichs läßt sich unmöglich fassen, wenn wir sie nicht in Gruppen ordnen, die ähnlichen sammeln und die unähnlichen sondern. Zu diesem Ende wird vor allen Dingen gründliche Kenntniß dessen, was Gattung, Art und Spielart ist, erfodert. Man kann nicht leicht genau genug in der Bestimmung dieser Begriffe seyn, da täglich Spielarten mit Arten verwechselt werden. Nur was in der Fortpflanzung durch Saamen, bei Veränderung des Bodens und des Clima's sich unabänderlich erhält, nur eine solche Eigenschaft bestimmt den Begriff der Art. Daher sind der Farbenprunk der Gartenblumen, der Geruch derselben, der Geschmack der Früchte, die Größe der Gewächse und ihr ganzes äußeres Ansehen von den Merkmalen der Art auszuschließen. Denn theils sind diese Dinge veränderlich, und bleiben bei der Fortpflanzung durch Saamen nicht dieselben; theils lassen sie sich durch Worte nicht einmal deutlich ausdrücken. Der Forstmann und der Gärtner, die nicht wissenschaftlich gebildet sind, kennen die Gewächse, mit denen sie umgeben, genau, aber nach sinnlichen Eindrücken, die für sie allein Klarheit haben, die sie aber Andern nicht deutlich machen können. Der wissenschaftliche Botaniker dagegen beschreibt mit wenig Worten die unabänderlichen Eigenthümlichkeiten einer Pflanze dergestalt, daß, wer nur die Kunstsprache versteht, sie sich im Geiste vorstellen, und obgleich er sie zum ersten Male sieht, sie doch sogleich bestimmen kann. Die Systeme der Botanik oder die Anordnungen der Pflanzen und Gruppen sind theils nothwendig, theils willkürlich. Es gibt eine nothwendige Anordnung, welches die ist, welche die Natur anerkennt und wonach sie verfährt. So sehen wir, daß Gräser, Palmen, Farrenkräuter, Doldenpflanzen, schoten- und hülsentragende eigene Gruppen ausmachen, die nothwendig sind, weil die Natur sie gebildet hat. Ein solches Natursystem ist das wahre Ideal der Botanik; dies aufzustellen ist der höchste Zweck der größten Botaniker aller Zeiten gewesen. Aber es fehlt bis jetzt nicht allein an einem leitenden Princip bei dieser Anordnung, sondern wir müssen auch deßwegen darauf Verzicht leisten, weil wir erst, wie oben bemerkt wurde, den dritten Theil der sämmtlichen Gewächse des Erdbodens kennen (die unendliche Menge der Meergewächse ungerechnet), und da wir das Ganze nicht überschauen, und die Lücken nicht wahrnehmen können, die bei unserer Anordnung bleiben müssen. Auf

welche Weise also und von welchem obersten Grundsatze geleitet, wir die natürliche Anordnung vorzunehmen haben, das ist die große Aufgabe, die noch nicht gelöset ist. Vorgeschlagen hat Jussieu dazu den verhältnißmäßigen Stand der Staubfäden gegen das Pistill; allein dieser Stand ist veränderlicher und weniger natürlich, als man glaubt. Besser ist, unser Unvermögen, die Gruppen nach einem obersten Grundsatze anzuordnen, ohne Bedenken zu gestehen, als willkürlich ein Princip aufzustellen, welches die Natur nicht anerkennt. Zur Zeit haben wir bloße Bruchstücke des Natursystems, und müssen daher nothwendig dem künstlichen Systeme den Vorzug geben. Die Foderung der Vernunft, Einheit in die Mannichfaltigkeit zu bringen, ist unerläßlich. Befriedigt wird diese Foderung am sichersten, wenn wir einen und denselben Grundsatz aufstellen, der durch alle Theile des Systems durchgreift und alle mit einander verbindet. Ob dabei die Anordnung immer natürlich ist, kann uns weniger wichtig seyn, als daß wir mit einem Blicke alles überschauen und den Unterricht erleichtern. Diesem Bedürfnisse hat niemand besser abgeholfen, als Linné, der als obersten Grundsatz seines künstlichen Systems die Verhältnisse der Befruchtungstheile aufstellt. Daß diese Theile die wichtigsten sind, wird niemand in Abrede stellen, der bedenkt, daß der Zweck der Vegetation durch sie erreicht wird. Freilich sind sie nicht zu jeder Zeit, sondern nur im vollkommnen Zustande der Pflanze entwickelt; freilich sind sie oft sehr klein, und müssen mit bewaffneten Augen aufgesucht werden; allein die Natur hat in die Verhältnisse dieser Theile eine so große Beständigkeit gelegt, daß man darüber erstaunen muß. Nicht die Zahl der Staubfäden ist es allein, welche die Grundlage des linné'schen Systems ausmacht; denn diese für sich betrachtet ist den Veränderungen unterworfen. Daher auch Georg Ad. Suckow, Stafn und Rebentisch nicht wohl thaten, daß sie die bloße Zahl als Norm aufstellten. Die sämmtlichen Verhältnisse der Staubfäden gegen sich und gegen die weiblichen Theile sind es, die Linné als obersten Grundsatz annahm und auf die folgerechteste Art durchführte. Ihre Trennung von den weiblichen Theilen oder ihre Verwachsung mit denselben, die Verwachsung der Staubfäden oder der Antheren, die verschiedene Länge der erstern, ihr Stand auf dem Fruchtboden oder auf dem Kelche, und endlich die Zahl; das sind die Verhältnisse, die als leitendes Princip dienen. Man kann gegen den Werth und die Anwendbarkeit des linné'schen Systems mancherlei Einwürfe machen, ohne daß seine Unentbehrlichkeit und Nützlichkeit dadurch widerlegt werden. Es ist ein künstliches und begnügt sich, als solches, mit der Annahme weniger aber wesentlicher Theile, unbekümmert, ob die Natur in allen übrigen die Uebereinstimmung der wesentlichen Theile ausdrücke. Darum stehen Obstbäume und niedrige, unscheinbare Kräuter (Prunus, Pyrus und Aizoon) neben einander; darum sind sehr verwandte Pflanzen, die Gräser, in vier Classen zerstreut (in der dritten, sechsten, ein- und dreiundzwanzigsten). Diese Mängel theilt jedes künstliche System mit dem linné'schen. Dessen ungeachtet bleibt es unentbehrlich und äußerst nützlich zum Unterrichte, da seine Richtigkeit und Consequenz es ungemein empfehlen, und da es, außer einigen französischen Botanikern, allgemein angenommen ist. Man muß Verzicht darauf leisten, ein besseres erfinden zu wollen, das, wenn es auch erfunden würde, doch nicht allgemein angenommen und durch die wichtigsten Werke in der Wissenschaft so sanctionirt wäre, als das linné'sche. Außer der Kenntniß der Kunstsprache und des Systems muß

man das Studium der Botanik mit Untersuchung der Natur selbst beginnen. Wanderungen im Freien und Anlegung einer Sammlung getrockneter Pflanzen sind die Haupterfordernisse, um Fortschritte zu machen. Eine solche Sammlung kommt dem Gedächtnisse zu Hülfe, sichert die Untersuchungen durch Vergleichung, und vergegenwärtigt zu allen Zeiten die Natur. Sie ist weder mühsam noch kostbar anzulegen. Man merke sich dabei folgende Regeln: die Pflanzen müssen, so viel als möglich, vollständig mit allen ihren Theilen abgeschnitten werden. Blüthen, Früchte und Wurzelblätter gehören nothwendig dazu. Man nehme sie trocken, nicht feucht von Thau und Regen, ab. Man bringe sie entweder in einer Blechbüchse oder in einer Mappe mit Löschpapier nach Hause, lege sie alsdann zwischen Löschpapier, mit Bretern und Steinen beschwert, an einen luftigen, trocknen Ort, oder lege sie in Folianten, die man enge zusammen in den Bücherschrank stellt. Sind sie sehr saftig, so brühe man sie erst ein Paar Minuten in kochendem Wasser, oder platte sie mit einem heißen Bügeleisen zwischen Löschpapier. Sind sie völlig trocken, so ordne man sie, lege sie in Bogen Schreibpapier und schreibe die systematischen Namen nebst dem Fundorte darauf. Eine solche Sammlung, vor Motten und Käfern durch öfteres Durchsehen bewahrt, erhält sich mehrere Menschenalter hindurch; ja, man hat Pflanzensammlungen, die zwei Jahrhunderte alt und noch zu gebrauchen sind. Sind die Pflanzen genau und richtig bestimmt, sind sie selten und in bedeutender Zahl, so hat eine solche Sammlung einen hohen Werth, und der Botaniker kann ihrer so wenig entbehren, als der Geistliche der Bibel, der Arzt der Apotheke und der Richter des Gesetzbuches. Die eigenen Untersuchungen der Pflanzen fodern besondere Hülfsmittel, unter denen der literarische Apparat obenan steht. Kein Fach menschlicher Kenntniß fodert einen größern und kostbarern Vorrath von Büchern, als die Botanik. Denn zur sichern Bestimmung der Pflanzen wird erfodert, daß man ihre Beschreibung und Abbildung in zum Theil seltenen und theuren Werken vergleiche. Der Botaniker von Profession kann derselben so wenig entbehren, daß er, um eine vollständige Bibliothek seines Faches sich anzuschaffen, ein Capital von fast 12,000 Thalern anwenden muß. Jacquins unentbehrliche Werke kosten allein über 1000 Thaler. Wer nicht so viel daran wenden kann, oder wer bloß Liebhaber ist, begnügt sich mit einer guten Flor seiner Gegend, mit Röhlings Flor Deutschlands, mit Kochs Handbuch, mit Persoon synopsis. Will man etwas vollständiger sich belehren, so würde Willdenows Ausgabe der species plantarum, und unter den Kupferwerken Sturms deutsche Flor und Schkuhrs Handbuch hinreichen. Eine faßliche Uebersicht der ganzen Wissenschaft, auch der unvollkommenen Gewächse, gewährt Sprengels Anleitung zur Kenntniß der Pflanzen. Aus diesen Werken und bei dieser Untersuchung wird man einsehen lernen, daß die botanische Kenntniß unmöglich bloß in der Fertigkeit bestehe, eine Menge Pflanzen mit ihrem systematischen Namen zu benennen, und ihren Platz im Systeme zu bestimmen. Es gehört mehr dazu. Genaue und kritische Unterscheidung der Arten, Kenntniß der Charaktere, der Gattungen und Arten, Fertigkeit in der Bestimmung derselben, das sind die Erfodernisse, welche der echte Botaniker zu befriedigen sucht, wenn er bloß den historischen Theil der Wissenschaft bearbeitet. Gedächtniß und Urtheilskraft werden auf gleiche Weise in Anspruch genommen, und die Uebung dieser Geisteskräfte ist einer der größten

Vortheile, die dieses Studium gewährt. Aber der Botaniker soll nicht bei den äußern Formen stehen bleiben: er soll die Natur, den Bau und die Verrichtungen der Gewächse erforschen, und sich um philosophische Kenntniß dieser Geschöpfe bekümmern. Diese Physik der Gewächse hat zwei Grundstützen: Anatomie und Chemie. Beide sind unentbehrlich, da sie die Bedingungen angeben, unter welchen das Leben der Pflanzen sich so oder anders gestaltet. Aber keine von beiden Kenntnissen muß mit der eigentlichen Physik der Gewächse verwechselt werden. Diese entwickelt die Gesetze des Lebens und der Geschäfte der einzelnen Theile aus höhern Grundsätzen, obgleich sie überall gesteht, ohne jene Grundstützen keine Fortschritte machen zu können. Die Anatomie der Gewächse besteht in der Zergliederung und mikroskopischen Untersuchung ihres innern Baues. Wegen der Zartheit der Theile ist der Gebrauch eines guten, zusammengesetzten Mikroskops unentbehrlich. Es hat dieser Theil der Botanik seine eigene Schwierigkeiten. Nicht nur die Auswahl eines zweckmäßigen, hinlänglich vergrößernden Mikroskops, nicht nur die Fertigkeit im Zerlegen, sondern vor allen Dingen die Beobachtung selbst, die völlige Freiheit vor Vorurtheilen, die Geduld und Sorgfalt in Wiederholung derselben Beobachtung unter abgeänderten Umständen, die Fähigkeit, unbefangen aus dem Beobachteten Schlüsse zu ziehen; dies alles ist offenbar nicht jedermanns, sondern nur dessen Sache, der mit angeborner Anlage hinlängliche Uebung verbindet. Wir sind jetzt zu der Ueberzeugung gekommen, daß es in vollkommnern Gewächsen dreierlei von einander verschiedene und dennoch wahrscheinlich in einander übergehende Urformen des Baues gibt: die Zellform, die Röhrenform und die Schraubenform. Die Zellform ist die niedrigste; in den unvollkommensten Pflanzen schwankt sie noch; entwickelt tritt sie erst in den Lichenen und Moosen hervor. In der keimenden Pflanze ist sie die erste. Sie durchsischt in der Folge alle Theile, und zeigt sich auf der grünen Oberfläche der Gewächse, etwas abgeändert, mit besondern Oeffnungen, die wahrscheinlich die Luftstoffe aufnehmen und zubereiten. Ganz einfach ist das Zellgewebe in dem Marke und der grünen Rinde der Bäume; in der letztern finden sich auch die Canäle für die eigenthümlichen, harzigen oder milchichten Säfte der Gewächse, die daher zum zelligen Baue gehören. Die Röhrenform besteht aus den feinsten, wie Fasern erscheinenden Röhren, die, an den Enden zugespitzt, auf einander liegen, und entweder parallel neben einander fortlaufen, oder sich (im Baste der Bäume) mannichfach verflechten. Sie sind die eigentlichen Werkzeuge, worin die Säfte aufsteigen. Sie entwickeln sich schon bei niedern Pflanzen, in Moosen, und sind in höhern allezeit da anzutreffen, wo der Auftrieb der Säfte befördert werden soll. Die Schraubenform ist die höchste und scheint das Werkzeug zu seyn, dessen sich die Lebenskraft der Gewächse bedient, um höhere Verrichtungen zu bewirken. Erst in den Farrenkräutern erscheint sie, obgleich unvollkommen. In den übrigen Gewächsen ist sie an die Röhrenform gefesselt, so daß sie dieser den eigentlichen lebendigen Antrieb zu geben scheint. In den Gräsern, Palmen, Lilien, Farrenkräutern stehen die Schraubengänge in abgesonderten Bündeln; in den meisten übrigen Pflanzen, die mit zwei Saamenlappen aufgehen, ziehen sie sich in zusammenhängenden Ringen um das Mark her, und machen den Splint und das Holz, zugleich mit den Röhren aus dem Zellgewebe, aus. In jungen Pflanzen entwickeln sie sich erst dann, wenn die Pflanze stärker zu treiben anfängt, und wenn erst ein Wulst von gedrängtem Zellge-

webe sich gebildet hat. Aus einem solchen entwickeln sie sich überall, ohne sich je zu theilen. Sie sind leer von Säften, enthalten bloß Luft oder elastische Flüssigkeiten, welche sie aus den tropfbaren bereiten. Es gibt mannichfache Abänderungen dieser Form: näher dem Marke bleiben sie unverändert; im Holze und bei den niedern Familien der Farrenkräuter, Palmen und Gräser verwachsen sie, und stellen alsdann die sogenannten Treppengänge dar. Eigene große, schlauchförmig, stellenweise erweiterte Canäle mit durchlöcherten Wänden entstehen aus der Wurzel und durchsetzen manche Gewächse, indem sie sich von den eigentlichen Schraubengängen unterscheiden, obgleich sie im Allgemeinen zu dieser Form gehören. Es scheint nach einigen neuern Beobachtungen, als ob diese Formen eine in die andere übergehen. Gestreckte Zellen, kaum noch mit Querwänden versehen, nähern sich eben so sehr der Röhrenform, als die Schraubengänge in den Nerven und Adern der Blätter in die Röhren übergehen; und in einem Moose, dem sphagnum obtusifolium, erscheint das Zellgewebe sogar der Schraubenform ähnlich. Die Chemie der Gewächse lehrt uns die Mischung ihrer Bestandtheile kennen. Wir benutzen diese Kenntniß, um die Gesetze des Lebens auf diese Bedingung zu gründen. Wir suchen zu zeigen, wie aus der einfachen Nahrungsflüssigkeit der Gewächse, dem kohlensauren mit Stickstoff geschwängerten Wasser und den angezogenen Luftstoffen alle und jede nähern Bestandtheile hervorgehen. Um dies zu thun, nehmen wir die Urstoffe dieser Bestandtheile an, welche die neuere Chemie kennen gelehrt hat. Wohl wissen wir, daß die Scheidekunst nur die Verhältnisse der todten Säfte hervorlockt, und daß ein großer Unterschied zwischen lebenden und todten Säften ist. Wir sehen wohl ein, daß während der Behandlung mit gegenwirkenden Mitteln, und besonders während des Gährens, Verbrennens und Einäscherns, neue Zusammensetzungen erfolgen und mehrere Urstoffe verloren gehen; daß also die Schlüsse, welche die Chemie wagt, immer sehr unsicher und schwankend sind. Aber wir haben zur Zeit kein anderes Mittel in Händen, um den flüchtigen Stoff zu binden und die Zusammensetzung der Säfte in lebenden Körpern zu erforschen, als die Scheidekunst mit ihren groben Hantierungen. Es ist daher die größte Vorsicht nöthig, wenn wir diese Grundstütze der Naturlehre der Gewächse benutzen wollen. Die letztere Wissenschaft, die eigentliche Physik der Pflanzen, betrachtet diese Geschöpfe als lebende und organisirte Körper, die sich im Allgemeinen durch Mischung und Bau von den thierischen Körpern unterscheiden, ohne daß es feste Gränzlinien zwischen beiden Reichen gäbe. Zwar wissen wir, daß die Pflanzen, an den Boden gefesselt und nur zum Theil dem Lichte entgegenstrebend, niedriger stehen als Thiere; daß ihre Mischung einfacher und durch das Vorwalten des Kohlenstoffs von der thierischen Mischung unterschieden ist. Aber wir kennen eine Menge Geschöpfe, die zweifelhaft lassen, zu welchem Reiche sie zu rechnen sind. Es gibt demnach nur ein großes Reich organischer Geschöpfe, welches von dem einfachsten Bauchpilze und von der kopflosen Blase (Acephalocystes) an sich bis zur Krone der Schöpfung, bis zum Menschen erstreckt, denselben Lebensgesetzen gehorcht und auf dieselbe Weise von Außendingen erregt wird. Das Aufsteigen der Säfte in der Pflanze, der Vorgang der Ernährung und der Absonderung eigenthümlicher Säfte, die Erzeugung besonderer Stoffe, des Eisens, des Kalks und der Kieselerde, sie sind eben so gut Wirkungen des Lebens als der Schlaf der Pflanzen, die Blumenuhr, das Zucken der Blätter des Hedysarum gyrans und das Zusammenfallen der Mimosen bei der Berührung. Wir

haben in neuern Zeiten die Einwirkung der großen Agenten der Natur, des Lichts, der Wärme, der Electricität, des Sauerstoffs auf die Pflanzen näher untersucht. Mit Ausnahme der Berührungs-Electricität oder des Galvanismus, dessen Einfluß auf die Pflanzen noch zweifelhaft scheint, wirkten die andern allgemeinen Agenten zum Theil zwar chemisch, aber vorzugsweise dynamisch. Der Sauerstoff von der Pflanze angezogen, wird weniger ihrer Substanz angeeignet, als dazu verwandt, Kohlensäure zu bilden, welche wiederum durch die Vegetation zersetzt, den Sauerstoff an der grünen Oberfläche fahren läßt, nachdem der Kohlenstoff der Pflanzensubstanz angeeignet ist. Zu dem letztern Vorgange trägt hauptsächlich das Sonnenlicht bei, welches, als der kräftigste Lebensreiz, alle organischen Körper in Thätigkeit setzt, und, indem es jene Veränderung der Bestandtheile bewirkt, die Ernährung befördert und die Mischung der Pflanzen erhält. Die Wärme wirkt zum Theil chemisch auf die Pflanzen, zum Theil setzt sie ihre höhern Thätigkeiten in Bewegung und vermittelt das Leben, indem sie allen Säften einen höhern Umfang gibt und die Zersetzung befördert. Von der künstlichen Electricität muß man keinen Schluß auf die natürliche, unmerkliche Electricität der Atmosphäre machen. Die letztere ist sehr wirksam, ohne sie durch gewöhnliche Electrometer zu verrathen; daher auch Volta sagt: in den niedern Luftschichten, darin Pflanzen leben, betrage das Maß der Electricität kaum ein bis zwei Grade des Electrometers. Aber wenn man bedenkt, wie selbst bei den gewaltsamen Ausströmungen der überschüssigen Luftelectricität im Blitze de Luc dennoch wenig Abweichungen des Electrometers bemerken konnte, und wie Gewitterregen und Nächte, in denen es blitzet, ungemein stark die Vegetation erregen und oft so überreizen, daß das Verscheinen oder Verbleichen des Getraides auf flach gepflügten und frisch gedüngten Aeckern davon hergeleitet wird, so kann man nicht anstehen, dem großen Agenten der Luftelectricität sehr wichtigen Einfluß auf die Pflanzen zuzuschreiben. Beweise für das höhere Leben der Pflanzen finden wir vorzüglich in dem Umstande, daß kein einziger Bestandtheil des Bodens unverändert in sie übergeht. Pflanzen, die auf Salzboden wachsen, enthalten nicht Kochsalz, sondern sauerkleesaure Sode in ihrer Mischung, und zwar mehr als der Boden enthält. Bäume, die auf dürrem Sande wachsen, liefern in dem Holze eine bedeutende Menge Kalk, den sie aus dem Boden nicht aufnehmen konnten. Kein Salz und kein vorgebliches Oel geht als solches in die Pflanze über. Daher beruht der Fruchtwechsel in der englischen Landwirthschaft auf der richtigen Auswahl solcher Früchte, die das quantitative Verhältniß der Urstoffe des Bodens so verändern, als es die Natur einer jeden Art erfodert. Daher paßt Weizen auf Hackfrüchte, aber nie auf Gerste; daher gedeiht der Lein nicht nach Hülsenfrüchten, aber wohl nach Hanf, obgleich kein Hanf auf Lein folgen darf. Wir müssen auf das sorgfältigste die täglichen Erfahrungen zu Rathe ziehen, um die Gesetze des Pflanzenlebens darauf gründen zu können. Wir müssen nicht müde werden, die thierische Natur und die noch wenig beachtete Natur der Zoophyten mit den Pflanzen zu vergleichen, um so zu Resultaten zu kommen, welche die Begründung der Physik der Gewächse vorbereiten können. Als literarisches Hülfsmittel dieses wichtigen Faches kann Sprengels Werk von dem Baue und der Natur der Gewächse als das vollständigste genannt werden. Einzelne Theile des Baues der Gewächse haben Link, Treviranus und Moldenhawer, die Chemie der Pflanzen aber Senebier, Sauſ-

jure und Schrader in Berlin gearbeitet. — Noch wollen wir zuletzt einen kurzen Ueberblick der Geschichte dieser Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange geben. Von den beiden Haupttheilen der Botanik ist der philosophische der ältere. Ehe die griechischen Philosophen daran dachten, Gattungen und Arten der Gewächse zu unterscheiden, untersuchten sie die Lebensgesetze der Pflanzen, ihren Unterschied von den Thieren, und, so weit es mit unbewaffneten Augen geschehen konnte, den Bau der Pflanzen. Theophrast von Eresus ist der Schöpfer der philosophischen Botanik, die er nach einem großen und eigenthümlichen Plane bearbeitete. Er fand keinen Nachfolger bis in die neuesten Zeiten. Seine Nachfolger, besonders die Alexandriner, welche die beste Gelegenheit dazu hatten, vernachlässigten dies Studium so sehr, daß sie höchstens die Arznei- und Giftpflanzen kennen lernten, aber unvollständig und ohne einen Gedanken an systematische Ordnung beschrieben. Aus ihren Schriften und aus eigenen Bemerkungen setzte Dioskorides von Anazarba im ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung ein Werk zusammen, welches mangelhafte Beschreibung von ungefähr 1200 Pflanzen enthält, deren Arzneigebrauch dem Verfasser wichtiger ist, als naturgemäße Schilderung oder systematische Anordnung. Dies Werk blieb, durch syrische, arabische und latinobarbarische Uebersetzung entstellt, funfzehn Jahrhunderte hindurch die einzige Quelle botanischer Kenntniß. Die persischen und arabischen Aerzte setzten ungefähr zweihundert den Griechen unbekannte Pflanzen hinzu, und es war also der Vorrath bekannter Pflanzen bei Wiederherstellung der Wissenschaften auf 1400 beschränkt. Deutschland hat das Verdienst, die historische Botanik zuerst gegründet zu haben. Die offenbare Unzulänglichkeit des Dioskorides, wenn man die Gewächse Deutschlands kennen lernen wollte, und die auffallende Ungereimtheit der Bemühungen derer, die Dioskorides Beschreibungen auf deutsche Pflanzen anwenden wollten, brachten Hieron. von Braunschweig, Otho Braunfels, Leonh. Fuchs, Hieron. Tragus und Conr. Geßner zu dem Entschlusse, unabhängig von Dioskorides die Gewächse des Vaterlandes zu untersuchen und in Holzschnitten abzubilden. Der zuletzt genannte große Schweizer faßte zuerst den Gedanken, daß die Befruchtungstheile die wesentlichen seyen, und daß man danach die Pflanzen eintheilen müsse. Ihnen folgten im sechzehnten Jahrhunderte die Italiäner Pet. Matthiolus, Andr. Cäsalpinus, Prosp. Alpini und Fab. Columna; die Belgier Dodonäus, Clusius und Lobelius, und als Sammler der Franzose Dalechamp, der Engländer Gerard, die Deutschen Joach. Camerarius, Tabernämontanus und Joh. Bauchin, dessen Bruder Casper nicht allein die Zahl der bekannten Pflanzen durch zahlreiche Entdeckungen vermehrte, sondern auch die durch Willkühr in den Benennungen ungemein verwirrte Synonymie zu berichtigen suchte. Dies sind die Väter der Botanik, zu deren classischen Werken man hinaufsteigen muß, wenn man mit Sicherheit eine Pflanze vollständig bestimmen will. Durch die Anstrengungen dieser Männer war der Vorrath bekannter Pflanzen zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts schon bis auf 5500 angewachsen. Das Bedürfniß der Anordnung wuchs mit der Vermehrung des Vorraths. Lobelius und Joh. Bauchin wählten eine willkürliche, zum Theil natürliche Anordnung, indem sie Bäume, Gräser, Farrenkräuter, Lilien und ähnliche Familien aufstellten, aber ohne sich um ein leitendes Princip zu bekümmern. Andr. Cäsalpinus war der erste, der, nach Conr. Geßners Vorschlag, die Frucht und

die wesentlichen Theile des Samens als Gründe einer Classificatio[n] aufführte, welche bei vielen seiner Nachfolger, die man Fructiste[n] nennt, die herrschende Norm geblieben ist. Im siebzehnten Jahrhu[n]derte wurden diese Methoden von Rob. Morison, und Joh. Ra[y] dergestalt verbessert und ausgebildet, daß der letztere schon auf di[e] Bildung der Blumenkrone und ihre Theile Rücksicht nahm, Ri[vi]nus aber ganz allein die Regelmäßigkeit der Blumenkrone oder ih[re] unregelmäßige Gestalt, und Tournefort die Aehnlichkeit der Bl[u]menkrone mit andern Gegenständen als Norm erkannten. Unterdesse[n] wurde der Vorrath bekannter Pflanzen durch Morison, Plukenet, Barrelier, Boccone, van Rheede, Petiver und Plumie[r] vermehrt. Es wurde im siebzehnten Jahrhunderte durch Grew un[d] Malpighi der Grund zur Pflanzenanatomie gelegt; die Chemie d[er] Pflanzen ward von Homberg, Dodart und Mariotte gegrün[]det, und das verschiedene Geschlecht derselben von Grew, Morlant und Rud. Jac. Camerarius entdeckt. Diese Entdeckung suchte Mi[]cheli sogar auf niedere Organismen, auf Moose, Flechten und Schwä[m]me anzuwenden. Solchen Vorgängern und den großen Pflanzensamm[]lern Rumphius, Parkinson, Sloane, Flacourt, Com[]melyn, Burbaum, Ammann und Feuillée verdankte der un[]sterbliche Linné theils die Idee zur Gründung seines Systems, welche[s] ganz auf den Verhältnissen der Befruchtungstheile beruhte, theils di[e] Kenntniß einer sehr großen Menge von Pflanzen. Er kannte bei de[r] ersten Ausgabe seiner Species plantarum 7300 Arten, bei der zwei[]ten Ausgabe 8800. Wenn man aber bedenkt, daß ein mäßiges He[r]barium jetzt schon 11 bis 12,000 Arten enthält, so muß man über de[n] Zuwachs des Pflanzenvorraths seit sechzig Jahren erstaunen. Lin[]né's Gedanken von den beiderlei Geschlechtern der Pflanzen wurden in der Folge durch Dillenius, Schmidel und Hedwig auf un[]vollkommene Gewächse weiter ausgedehnt. Das System ward von Adanson, Alston und Haller bestritten, von Schreber, Sco[]poli, Crantz und Jacquin weiter ausgebildet. Es wurden im achtzehnten Jahrhunderte die zahlreichsten Entdeckungen in der Pflan[]zenwelt von Joh. Burmann, J. G. Gmelin, Pallas, Fors[]kel, Forster, Hasselquist, Browne, Jacquin, Aublet, Commerson, Stahl, Swartz, Aiton gemacht. Es wurde die Physik der Gewächse von Bonnet, Duhamel, Hill, Kölreu[]ter und Senebier erweitert und mit neuen Entdeckungen berei[]chert, und so näherte sich die Botanik der Gestalt, in welcher wir si[e] gegenwärtig erblicken. Die Geschichte dieser Wissenschaft hat Spren[]gel vollständig in seiner Historia rei herbariae erzählt. nt.

Botanybay, s. Neuholland.

Both (Johann und Andreas), geboren zu Utrecht gegen 1610, waren die Söhne eines Glasmalers, der sie in den Anfangsgründen der Zeichenkunst unterrichtete. Sie bildeten sich darauf in der Schule Abraham Blämaerts und gingen noch jung, mit einander nach Italien. Johann, durch den Anblick der Werke von Claude Lorrain angezogen, wählte diesen zum Muster; Andreas zog die Porträtmalerei vor und folgte der Manier von Bamboccio. Aber wenn ihre natürliche Neigung sie zu entgegengesetzten Gattungen führte, so wußte die Freundschaft, welche sie beseelte, ihre Pinsel zu gemeinschaftlichen Werken zu vereinigen. So malte Andreas Both in den Landschaften seines Bruders die Figuren, und beide wußten sich mit so viel Uebereinstimmung und Einsicht gegenseitig geltend zu machen, daß man nicht

vermuthen konnte, daß ihre Gemälde von zwei verschiedenen Händen herrührten. Dieser Verbindung ausgezeichneter Talente gelang es, Claude Lorrain die Wage zu halten. Man bemerkte in den Werken Johannes eine größere Leichtigkeit, und besonders schöne ausgezeichnete Gesichter, voll Geist und Feinheit; auch lobte man darin die schöne Ausführung, schöne Lichteffecte und ein warmes, glänzendes Colorit; doch hat man ihm mit Recht einen gelblichen Farbenton vorgeworfen, der sich von der Natur entfernt, wiewohl dieser Fehler nicht immer Statt findet. Der Ruf Johannes ist durch die Zeit bestätigt worden, und sein Verdienst sowohl als sein Aufenthalt in dem Vaterlande der Künste haben ihm den Namen Both aus Italien erworben. Nur der Tod konnte beide Brüder trennen. Andreas ertrank zu Venedig im J. 1650. Johann, untröstlich darüber, verließ Italien, und kam nach Utrecht zurück, wo er bald seinem Bruder folgte. Man schätzt die Blätter, welche Johann Both selbst nach seinen Hauptwerken geätzt hat.

Bothnien, Botten, ist eine große Landschaft und Statthalterschaft in der schwedischen Provinz Nordland, und liegt an beiden Seiten des bothnischen Meerbusens. Es wird eingetheilt in West- und Ostbotten. Jenes hat 38,000, dieses 67,000 Einwohner. Zu Westbotten gehört auch das nördliche angränzende Lappland mit ungefähr 8000 Einwohnern. Ungeachtet der Kälte ist der Boden fruchtbar und hat hinreichenden Getraidebau. — **Der bothnische Meerbusen** ist der nördliche Theil der Ostsee zwischen Schweden und Finnland, der von der Provinz Bothnien den Namen hat.

Böttcher (Johann Friedrich), der Erfinder des Meißner Porzellans, war in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts zu Schleiz im Voigtlande geboren. Er war anfangs als Gehülfe eines Apothekers in Berlin, wurde aber genöthigt zu entfliehn, weil er in dem Rufe stand, daß er die Kunst Gold zu machen verstehe, und kam nach Sachsen. Der damalige Churfürst und König von Polen, **Friedrich August II.**, ließ ihn nach Dresden kommen, und befragte ihn, ob er Gold zu machen verstehe, welches er aber standhaft läugnete. Der König, der dieser Antwort weniger traute, als wenn er vielleicht ja geantwortet hätte, ließ ihn auf die Festung Königstein bringen, und gab Befehl, den Gefangenen auszuforschen. Hier machte nun **Böttcher** Versuche, und entdeckte ungefähr im Jahr 1703 die Masse des Porzellans, das Sachsen eine ergiebige Quelle des Reichthums eröffnete. Anfangs wurde es in Dresden verfertigt, aber im Jahr 1710 in Meißen eine Fabrik errichtet, worin **Böttcher** bis an seinen Tod, der den 14ten März 1719 erfolgte, das Verfahren zu vervollkommnen bemüht war. Der König hatte ihn zur Belohnung in den Adelstand erheben lassen.

Böttiger (Karl August), Königl. Sächs. Hofrath und Studien-Director bei der königlichen Ritterakademie, ist 1760 zu Reichenbach im sächs. Voigtlande geboren, wo sein Vater Conrector war. Er verdankt seine philologische Bildung der Schulpforte und dem damals ganz ungestörten Privatstudium der Griechen und Römer, wozu die treffliche Schulbibliothek daselbst die besten Hülfsmittel darbot. In Leipzig waren Morus und Reiz seine Lehrer und Freunde. Als er nach Göttingen zu Heyne gehen wollte, verlor er durch den Brand in Gera alle Aussichten zu weiterer Unterstützung und mußte die Hofmeister-Laufbahn betreten. Als Hofmeister eines jungen von Pfeilitz brachte er später noch ein Jahr in Leipzig zu. Im J. 1784 wurde er Rector am

Lyceum in Guben, wo er rastlos an einer Ausgabe des römischen Epigrammendichters Martialis arbeitete, dabei ein Privatinstitut von mehr als 20 Zöglingen, wobei zwei Unterlehrer angestellt waren, unterhielt, und täglich 7 Lehrstunden hatte. Am Gymnasium in Bautzen, wohin er an Rost's Stelle als Rector berufen wurde, blieb er nur kurze Zeit, und ging dann durch Herder's Vermittelung nach Weimar, wo er von 1791—1804 Director des Landes-Gymnasiums und Ober-Consistorialrath mit Sitz und Stimme für alle Schulsachen gewesen ist. Seine meiste Zeit widmete er auch hier dem Unterricht der obersten Classe des Gymnasiums, wie denn überhaupt sein Lieblingsgeschäft stets die Bildung solcher Jünglinge gewesen ist, die sich der Universität und Philologie widmen wollten. In allen Theilen des nördlichen Deutschlands und selbst in Polen und Rußland leben viele seiner dankbaren Schüler, die ihm in spätern Jahren oft sehr rührende Beweise ihres Andenkens gaben. Diese, in keinem Meusel noch Meßkataloge verzeichnete, Thätigkeit in seinen Lehrämtern an 3 Gymnasien pflegt er selbst weit höher anzuschlagen, als alle Schriftstellerei, in der er es eben wegen seiner arbeitsvollen Berufspflicht, und weil er weit lieber durch lebendige Vorträge als durch Schreiberei nützte, nie zu einem eigentlichen Hauptwerke brachte. In Weimar wirkte der fast tägliche Umgang mit den damals dort vereinten Herren der deutschen Literatur, mit Göthe, Herder, Wieland und Schiller, sehr vortheilhaft zu seiner Fortbildung, vor allen aber der vertraute Umgang mit dem dort anfangs bei Göthe im Hause wohnenden gelehrten Künstler, Heinrich Meyer, mit dem er später selbst mehrere archäologische Schriften herausgab, auf seine entschiedene Vorliebe zur Archäologie, worin er in den Kreisen, welche die preiswürdige verwitwete Herzogin Amalia umgaben, stets neue Belehrung und Aufmunterung fand. Nicht ohne äußere Vortheile, aber zerstreuend und ableitend vom ernsten Studium war seine genaue Verbindung mit dem weimarischen Industrie-Comtoir und dessen mannigfaltigen literarischen Unternehmungen. Bald wurde er der alleinige Redacteur des weimarischen Journals für Luxus und Mode, das er von 1795 bis 1803, ganz allein unter Bertuchs Namen besorgt und fast jedem Monatsstücke eigne Aufsätze einverleibt hat. Von 1797 an wurde er auch alleiniger Redacteur des N. deutschen Merkurs, wozu Wieland zwar anfangs noch Beiträge lieferte, bald aber nur noch den Namen gab. Da er nun auch noch das Journal London und Paris in 6 Jahrgängen ganz allein besorgte und die Kupfererklärung dabei allein über sich hatte, auch der Allgemeinen Zeitung, seit ihrer Stiftung durch Posselt, für literarische Uebersichten, Biographieen der Verstorbenen (die bis zum J. 1806, alle aus seiner Feder geflossen sind), englische Miscellen, und ausführliche Meßberichte fast alle Beiträge lieferte: so mußte dieß, verbunden mit einem ausgebreiteten Briefwechsel und der stets zuerst besorgten Berufsarbeit, seine Kraft sehr zersplittern, und die Aufforderungen, die Heyne, Herder, Wolf, Johannes von Müller, und andere Freunde oft dringend genug an ihn ergehn ließen, sich mehr zu concentriren und etwas Bleibendes zu unternehmen, blieben meist ohne Erfolg. Sein Hauptwerk, was er in Weimar begann, aber aus Mangel hinlänglicher Unterstützung von Seiten des Publicums nicht fortsetzte, sind seine Vasen-Erklärungen in 3 Theilen, nach den Originalkupfern von W. Tischbeins in Neapel erschienenem Werke über die zweite Hamilton'sche Vasen-Sammlung. Es sind in diesen 3 Heften nur die ersten 16 Vasen erläutert. Der Plan aber war, daran einen Commentar über das ganze bildliche Alterthum

aus der blühenden griechischen Kunstperiode zu knüpfen, und alle Punkte der griechischen Mythologie nach und nach darin zu entwickeln. — Im J. 1804 wurde er, als Studien-Director des Pagen-Instituts mit dem Hofrathstitel, nach Dresden berufen. Um diese neu errichtete Stelle in seinem eigentlichen Vaterlande anzunehmen, lös'te er seine liebsten Verbindungen in Weimar und gab einen Ruf auf, den er zu gleicher Zeit als Oberschulrath nach Berlin erhalten hatte. Als in dem J. 1814 das königl. Pagen-Institut ganz aufgehoben und mit dem Cadettenhause in Neustadt-Dresden vereinigt wurde, erhielt auch er die Stelle eines Studien-Directors bei der vereinigten Ritterakademie. Um dieselbe Zeit ward ihm die Oberaufseher-Stelle über die königl. Museen der antiken Marmors und der Mengs'ischen Gypsabgüsse übertragen, und von dem König bei seiner Rückkehr nach Sachsen bestätigt. Er hat seit dem J. 1805 fast alle Winter Privatvorlesungen in seiner Wohnung über einzelne Zweige der Alterthumskunde und alten Kunst vor einer auserwählten Zahl von Zuhörern und Zuhörerinnen aus der obersten Classe der Fremden und Einheimischen gehalten, wovon auch einzelne Werke, als die Andeutungen zu 24 Vorlesungen über die Archäologie im Winter 1806, die Ideen zur Geschichte der alten Malerei, die Abhandlung über die Aldobrandinische Hochzeit u. s. w. in Druck gegeben worden sind. Seit er die Oberaufsicht über die Antiken-Museen erhielt, hielt er auch in den Sommermonaten öffentlich ganz unentgeltliche Vorlesungen über einzelne Theile der Kunst und Archäologie im Vorsaale der königl. Antiken-Gallerie, welche auch vom König genehmigt worden sind und von Fremden, die im Sommer nach Dresden kommen, häufig besucht werden. Seine Sabina, oder Morgenscenen im Putzzimmer einer Römerin, die auch ins franz. übersetzt in Paris Glück gemacht haben, entstand aus einzelnen Aufsätzen über diesen Gegenstand im Weimar'schen Moden-Journal, durch welche der Verfasser besonders das weibliche gebildete Publicum für sich gewann. — Was den wissenschaftlichen und schriftstellerischen Charakter dieses gelehrten und berühmten Mannes betrifft, so hat die unparteiische Kritik des In- und Auslandes seine große Kenntniß alter und neuer Sprachen, so wie der alten und neuen Literatur, sein glückliches Combinationsvermögen bei der ausgebreitetsten Belesenheit, und seine lebhafte Darstellungsgabe bei einer wahrhaft umfassenden Gelehrsamkeit anerkannt. Diese Vorzüge, welche von einem vortrefflichen Gedächtniß unterstützt werden, haben ihn in den Stand gesetzt, viele Felder des menschlichen Wissens mit großem Erfolge anzubauen. Vorzüglich ist es ihm in der Alterthumskunde und Mythologie sehr häufig gelungen, theils Dunkelheiten aufzuklären, theils künftigen Bearbeitern den Weg zu bahnen. Auch über die Schauspielkunst hat er seine Forschungen verbreitet, indem er nicht allein die Mechanik der griechischen und römischen Theater beleuchtet, sondern auch in der Entwickelung des ifflandischen Spiels theilweise die Schauspielkunst der Neuern abgehandelt hat. Ueberhaupt darf man ihn zu den gelehrtesten, beziehungsreichsten und sinnvollsten Zergliederern des Kunstschönen in mehrern einzelnen Denkmälern des classischen Alterthums zählen, die aus Winkelmanns Schule hervorgegangen sind. In Dresden fand Böttiger Gelegenheit, seine archäologischen Kenntnisse durch das Studium der Antike zu vervollkommnen, so wie er selbst vieler Kunstfreunden und Gebildeten durch Rede und Schrift ein willkommener Führer wurde. — Wenn übrigens einzelne Kritiker behaupten, daß

Böttiger's schriftstellerisches Verdienst zuweilen sich dahin verirre, nicht allein das Nöthige, sondern auch das Ueberflüssige zu sagen, wenn Andere ihm seine gelehrten Citaten, die uns aber gerade da, wo er eben so überraschend als glücklich neue Beziehungen auffindet, unerläßlich dünken, zum Vorwurf machen, oder wenn Einige dem eben so gefeierten als auch wohl beneideten Manne seine Universalität, von der er wenigstens oft glänzende Beispiele gegeben hat, als einen Fehler anrechnen; so gibt es dagegen mehrere, wie Millin, der verst. Heyne u. A. die diese Vielseitigkeit des Wissens bei einem Archäologen und Literator, dem das Alte wie das Neue zur Vergleichung gegenwärtig ist, nicht unnatürlich, und die Fülle, von Sachen, der er sich zu Zeiten hinreißen läßt, ohne jedoch wortreich oder geschmacklos zu werden, wenigstens sehr verzeihlich finden, da sein Blick hell, sein Wissen gründlich, und seine Darstellung oft gefällig und stets lehrreich ist. Denn ohne seine geist- und kenntnißreichen Uebersichten der englischen Literatur und der Meßgeschäfte, besonders der literarischen, in der Allgem. Zeitung und im Morgenblatte zu erwähnen, beziehen wir uns hier bloß auf seine Erklärungen der englischen Caricaturen im Journal London und Paris, wo er eine Kenntniß der innern Verhältnisse Englands und der politischen Parteien dieses Landes entwickelt hat, die wahrhaft in Erstaunen setzen muß, da er nie in England war, und sich solche Kenntnisse gewöhnlich nicht durch Bücher, sondern nur durchs Leben erwerben lassen. Insbesondere erinnern wir noch an seine mit Geist und Kritik geschriebenen, sinnvollen Erklärungen zu der Schiller-Rambergischen Gallerie in dem Taschenbuche Minerva, wovon nun 8 Jahrgänge erschienen sind. Böttiger lebte mit Schiller in Weimar, und konnte manche mündliche Ueberlieferung und schriftliche Mittheilung dieses Dichters bei seinem Commentare benutzen. Auch ist die seit 1816 dem Morgenblatte besonders zugegebene Beilage, die Kunstblätter, hauptsächlich durch ihn in Anregung gebracht, und durch seine Beiträge gefördert worden. — Endlich wird man seine Vorreden und Anmerkungen in dem, von ihm herausgegebenen, Reise-Tagebuche der Frau von der Recke nicht übersehen. — Nach diesen Beweisen von Böttiger's reichem Wirken im Leben wie im Schriftenthum gesellen wir uns gern zu denen, die dem vielseitig gebildeten, für alles, was Wissenschaft und Kunst in allen ihren Zweigen befördern kann, rastlos thätigen, dabei auf eine seltene Art gefälligen und in mehr als einer, dem Gemeinwohl gewidmeten, Verbindung vielfach wirksamen Manne ihre ungeheuchelte Achtung darbringen.

Bouchardon (Edme), war 1698 zu Chaumont in Bassigni geboren. Sein Vater, der Bildhauer und Architekt war, begünstigte frühzeitig seine Neigung zur Zeichenkunst, von der er zur Malerei überging. Er verfertigte mehrere Copien, ohne jedoch seine Studien nach der Natur zu unterbrechen. Da er indeß Willens war, sich der Bildhauerei zu widmen, verließ er seine glückliche Lage im Schooße seiner Familie, und ging nach Paris, wo er in die Schule des jüngern Coustou trat. Bald gewann er den großen Preis und ward königlicher Pensionair in Rom. Hier studirte er seine Kunst theils nach den Werken des Alterthums, theils nach Rafael und Dominichino. Er verfertigte mehrere Büsten und sollte das Grabmal Clemens XI. ausführen; aber die Befehle des Königs riefen ihn 1732 nach Paris zurück. Er verfertigte unter andern hier eine große Gruppe aus Stein, die einen Athleten, der einen Bären bändigt

vorstellte, und welche lange in den Gärten von Grosbois stand; ferner nahm er Theil an der Ausbesserung der Fontaine Neptuns zu Versailles. Im J. 1736 folgte er Chauffourier als Zeichner der Akademie der schönen Künste. Er übernahm die Statuen, welche den Umfang der Kirche von St. Sulpice verzieren sollten, zehn an der Zahl. Auch sieht man in dieser Kirche von ihm das Grabmal der Herzogin Lauraguais. Die Fontaine in der Straße Grenelle, welche 1739 die Stadt Paris anlegen ließ, ist ganz sein Werk, und gilt für sein Meisterstück. Ein erwachsener Amor, den er für den König arbeitete, fand wenig Beifall. Zu dem Traité des pierres gravées, welchen Mariette 1750 herausgab, fertigte Bouchardon die Zeichnungen, nach welchen die Kupferstiche gemacht wurden. Endlich übertrug man ihm die Ausführung des größten Denkmals der damaligen Zeit, der Statue Ludwig XV. zu Pferde, welche die Stadt Paris errichten ließ. Er arbeitete mit unglaublichem Fleiße zwölf Jahre an diesem Werke, und lieferte besonders in dem Pferde ein Muster der Vollkommenheit, das man allem entgegensetzen kann, was das Alterthum Treffliches aufzuweisen hat. Bouchardon starb im J. 1762. Ihm gebührt der Ruhm eines großen und genauen Zeichners; seine Compositionen tragen den Charakter einfacher Größe; er wußte mehr Geist und Ausdruck in seine Zeichnungen zu legen, als in den Marmor. Man möchte im Allgemeinen seinen Bildhauerarbeiten mehr Feuer wünschen. Seine zu Rom gemachten Zeichnungen sind kräftig und kühn, später nahm er eine geleckte und feinere Manier an, um sich dem Zeitgeschmack anzupassen. Sein Aeußeres war schwerfällig, ungeschickt und nichtssagend. Von seinen Schülern ist nur Louis-Claude Vasse bekannt, welcher 1772 starb. Bouchardons Leben hat Caylus geschrieben.

Boucher (François), erster Maler des Königs und Director der Malerakademie, war zu Paris im Jahr 1704 geboren und starb 1770. Als ein Schüler des berühmten Le Moine gewann er in einem Alter von 19 Jahren den ersten akademischen Preis. Nachdem er zu Rom die großen Vorbilder studirt hatte, kam er nach Paris zurück, und wurde von dem Publicum der Maler der Grazien genannt; eine Benennung, die er durch seine Gemälde nicht rechtfertigte. Er würde vielleicht etwas Großes haben leisten können, wenn ihn nicht der verdorbene Geschmack seines Zeitalters angesteckt hätte. Eine glückliche Leichtigkeit, mit welcher er arbeitete, verleitete ihn zu einer übereilten Flüchtigkeit ohne Gründlichkeit und Studium. Seine Zeichnungen sind incorrect, seine Farben nicht gehörig verschmolzen, und besonders seine Carnation so grell, als ob der Schein eines rothen Vorhanges darauf fiele; mit einem Worte, er ist als der Zerstörer der französischen Schule anzusehen. Als Mensch und Gesellschafter hingegen verdient er alles Lob. Er kannte weder Neid noch Geiz, und ermunterte junge Künstler aus allen Kräften. Mit welcher unendlichen Leichtigkeit er gearbeitet habe, beweiset die fast ungeheure Menge seiner Gemälde und Zeichnungen, von welchen letztere sich auf mehr als 10,000 belaufen mögen. Er radirte selbst einige Blätter, nach ihm aber hat man unzählige Kupferstiche.

Boudoir ist ein abgelegenes Zimmerchen, zum Alleinseyn bestimmt. Das Wort ist von Bouder, schmollen, abgeleitet; daher man im Deutschen auch (obgleich etwas schwerfällig) Schmollzimmerchen dafür sagen kann. Es mag also wohl seinen Namen einem mißvergnügten Ehegatten danken, dessen Gemalin, wenn sie zu schmollen Veranlassung oder Neigung hatte, sich in ihr Cabinett einschloß.

Wie dem nun sei, das Schmollen ist jetzt nicht die eigentliche Bestimmung des Boudoirs. Es ist ein Eigenthum der Dame. (Des Mannes Cabinett könnte nur unrichtig Boudoir genannt werden.) Einfach, geschmackvoll und anmuthig ist es verziert. Hierhin flieht die Dame vom geräuschvollen Zwange der großen Gesellschaft in die stille Ruhe der Einsamkeit. Hat sie die Schwelle überschritten, die Thür hinter sich geschlossen, so ist sie der Welt entrückt, ist sich selbst zurückgegeben. Musik, Lectüre, Nachdenken, eine leichte Arbeit, aber Alles aus Neigung, natürlich, gefällig und von den Fesseln der Etikette entbunden, füllt die erheiternde Zeit im Boudoir. Es ist das Heiligthum der Dame. Kein Fremder darf es betreten. Auch die Freundin, der Gemal selbst hat nicht freien Zutritt. Es gehört eine Erlaubniß dazu. Und diese Erlaubniß ist eine Gunst, ist eine Auszeichnung. Aber der Ton des Boudoirs, immer anständig, ist ein freier, vertraulicher, natürlicher, gefälliger, als der abgemessene Ton des Salons.

Boufflers (Stanislaus Chevalier de). Einer der Vierzig von der französischen Academie, Großbaillif von Nancy, Deputirter des Adels dieser Stadt bei der General-Stände-Versammlung, Legionair ꝛc., war zum geistlichen Stande bestimmt, zog aber die militärische Laufbahn vor, machte als Husaren-Rittmeister einen Theil des siebenjährigen Kriegs mit, und befand sich bei dem blutigen Gefechte von Ameneburg. Dann erhielt er das Commando der Insel St. Louis im Senegal. Er hatte sich indessen immer auch mit den Wissenschaften beschäftigt, und machte sich schon lange vor der Revolution durch seine artigen Verse bekannt, ohne daß er jedoch ein Werk von Bedeutung erscheinen ließ. In der National-Versammlung zeichnete er sich nicht als Redner aus. Er war mit Malouet und Larochefoucault einer der Stifter des Clubs der Unpartheiischen; er veranlaßte 1791 das Decret, daß alle Entdeckungen und Erfindungen das Eigenthum ihrer Urheber seyn sollten. Nach dem 10ten August 1792 emigrirte er nach Berlin, ward vom Prinzen Heinrich mit offnen Armen aufgenommen, der ihn zum Mitglied der dortigen Academie ernennen ließ, und heirathete die Frau von Sabran. Im Jahr 1800 kehrte er nach Paris zurück, wo er seine Gedichte herausgab, und 1804, als Mitglied der alten Academie, in das Institut aufgenommen wurde. Er starb den 19ten Januar 1815, achtundsiebenzig Jahre alt. Der hervorstechende Charakter seiner Gedichte ist Leichtigkeit, Grazie und Laune. Man nannte ihn Le Chansonnier de la France.

Bouffon, s. Bouffone.

Bougainville (Louis Antoine de), Reichsgraf und Senator, ward 1729 zu Paris geboren. Er studirte auf der dortigen Universität, und zeigte früh ein seltenes Fassungsvermögen, das ihn in Sprachen und Wissenschaften gleich glückliche Fortschritte machen ließ. Aus Nachgiebigkeit gegen die Wünsche seiner Familie widmete er sich der Rechtsgelehrsamkeit und ward Parlamentsadvocat zu Paris, ohne jedoch darum den Plan, einen seiner Neigung angemeßnen Stand zu erwählen, aus dem Auge zu verlieren. Er ließ sich zum Militär einschreiben und gab vierzehn Tage darnach ein Werk über die Integralrechnung heraus. So gründete er seinen Ruf als Gelehrter, ehe er noch in die militärische Laufbahn eintrat, die er so glänzend zurücklegte. Die Geschichte seines Lebens setzt in Erstaunen durch die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, mit denen er sich beschäftigt hat, und durch die Menge der Ereignisse, welche sie ausfüllen. Im Jahr 17[illegible]

trat er als Flügeladjutant in das Provinzialbataillon der Picardie. Das Jahr darauf ward er Adjutant von Chevert, welcher 1754 das Lager von Sarre-Louis commandirte; in dem Winter desselben Jahres ging er als Gesandtschaftssecretär nach London und ward während seines kurzen Aufenthalts daselbst Mitglied der königlichen Gesellschaft. Im September 1755 kehrte er zu Chevert in das Lager von Richemont zurück, und setzte seine Dienste in derselben Eigenschaft im Lager von Metz fort. 1756 ward er Adjutant des Marquis von Montcalm, dem die Vertheidigung Canada's aufgetragen war, und ging mit dem Patent eines Dragonercapitäns im März 1756 von Brest ab. An der Spitze eines Elitendetachements verbrannte er eine englische Flotille und war durch Rath und Beispiel im Juni 1758 die Hauptursache, daß ein Detachement von 5000 Mann Franzosen einer englischen Armee von 24,000 Mann mit Erfolg widerstand. Am Ende des Gefechts erhielt er eine Schußwunde am Kopfe. Da der Gouverneur von Canada sich zu schwach sah, um das Land zu vertheidigen, schickte er Bougainville an den Hof nach Frankreich, die Lage der Sachen zu berichten und Verstärkungen zu fodern. Er reisete im November 1756 ab und kehrte im Januar 1759 zurück, nachdem ihn der König zum Obersten und St. Ludwigsritter ernannt hatte. Der Marquis von Montcalm ernannt ihn bei seiner Rückkehr zum Commandanten der Grenadiere und Volontaire und befahl ihm, mit zwei Corps den Rückzug der französischen Armee auf Quebeck zu decken, welches Bougainville mit Tapferkeit und Geschicklichkeit ausführte. Nachdem die Schlacht vom 10ten Sept. 1759, in welcher Montcalm blieb, das Schicksal der Colonie entschieden hatte, kehrte Bougainville nach Frankreich zurück und diente in dem Feldzug von 1761 mit Auszeichnung unter Choiseul-Stainville in Deutschland, bis der Friede auch hier seiner Thätigkeit ein Ziel setzte. Um neuen Ruhm zu erwerben, sehen wir ihn jetzt als Seefahrer auftreten, und auch als solchen eine Ueberlegenheit des Genies zeigen, die ihn unter die berühmtesten Seefahrer Frankreichs erhebt. Er zeigte den Einwohnern von St. Malo die Vortheile, die sie von einem Etablissement auf den maluinischen Inseln ziehen könnten, bewog sie zu Ausrüstung einiger Schiffe und übernahm die Ausführung selbst. Der König gab ihm seinen Beifall, ernannte ihn zum Schiffscapitain und erlaubte ihm, auf seine Kosten eine Niederlassung auf diesen Inseln anzulegen, Bougainville segelte 1763 mit seiner kleinen Flotte ab. Da aber die Spanier ein früheres Recht auf die Inseln geltend machten und Frankreich ihnen nachgeben zu müssen glaubte, erhielt Bougainville den Auftrag, gegen einen von Spanien zu empfangenden Kostenersatz, die Rückgabe der Inseln zu bewirken. Er lief zu dem Ende den 15ten December 1766 mit einer Fregatte und einem Flütschiff von St. Malo aus und machte in Folge dieser Expedition eine Reise um die Welt, von der er den 16ten März 1769 glücklich in St. Malo wieder zurückkam, und mittelst welcher er die Erdkunde durch eine Menge neuer Entdeckungen bereicherte. Im nordamerikanischen Kriege commandirte er mit der größten Auszeichnung mehrere Linienschiffe, ward 1779 Chef einer Escadre und in dem folgenden Jahre Marechal de camp in den Landarmeen. Als im Jahre 1790 die Seeleute zu Brest einen Aufstand erregt hatten, ward Bougainville zur Stillung desselben abgeschickt; aber in jenen Zeiten der Raserei hörte man die Stimme der Vernunft und Mäßigung nicht, und er mußte unverrichteter Sache zurückkehren. Jetzt zog er sich, nachdem er länger als 40 Jahre

seinem Vaterlande mit Ruhm gedient hatte, von dem öffentlichen Schauplatze zurück, und lebte bis an das Ende seiner Tage allein den Wissenschaften. Im Jahre 1796 zum Mitgliede des Instituts und in der Folge auch des Bureau's der Längenmessungen ernannt, nahm er an den Arbeiten dieser beiden gelehrten Gesellschaften Theil, ward zuletzt noch Senator und starb in seinem 89sten Jahre am 3ten August 1811. Er war zugleich von den liebenswürdigsten Sitten; dienstfertig, freigebig und in jeder Rücksicht der höchsten Achtung würdig. Bis in sein hohes Alter hatte er die Heiterkeit des Geistes ungeschwächt behalten.

Bouillé (François-Claude-Amour, Marquis de), einer der berühmtesten Generale unter Ludwig XVI., hernach durch den Antheil den er an dessen Flucht bis Varennes hatte, und durch die Herausgabe seiner höchst merkwürdigen Memoiren über die Revolution bekannt. Er war 1738 in Auvergne geboren, und ergriff früh die militairische Laufbahn. Nachdem ward er als General-Commissair nach den Antillen geschickt, wo er 1778 auch Dominica, St. Eustache, Tabago, St. Christoph, Niéves und Monserrat eroberte und zu behaupten wußte. Nach dem Frieden 1783 kehrte er nach Paris zurück, und erhielt den General-Lieutenants-Grad. Nun bereisete er England, Holland und einen großen Theil von Deutschland, bis er das Commando der drei Bisthümer bekam. In den ersten Jahren der Revolution erhielt er in seinem Commando die Ordnung so gut er konnte. Nur auf dringendes Verlangen des Königs beschwor er die Constitution von 1791. Er bändigte nach einander die empörten Garnisonen von Metz und von Nancy, und obgleich die National-Versammlung ihm für die bei der letztern Expedition bewiesene vorzügliche Tapferkeit und Klugheit ein Dankschreiben zuschickte, so ward er doch eben durch dieselbe den Revolutionisten verdächtig. Kurz nachher ersah ihn sich Ludwig XVI. zum Beschützer bei seiner Flucht, Bouillé machte so zweckmäßige Anstalten, daß der König, ohne den Befehl, kein Blut zu vergießen, unfehlbar gerettet worden wäre. Durch diese Milde aber ward Bouillé genöthigt, den König bei Varennes seinem Schicksal zu überlassen, und sich unter dem Kugelregen der Revolutionisten zu flüchten. Von Luxemburg aus schrieb er noch einen drohenden, wiewohl fruchtlosen, Brief an die Nationalversammlung; und suchte dann die auswärtigen Mächte zur Bekämpfung der Republik zu bewegen. Er unterhandelte mit Wien; gewann insbesondere Gustav III. für sich; und erhielt von Catharinen das Versprechen, 30,000 Mann unter Anführung des Königs von Schweden und des französischen Generals marschiren zu lassen. Aber Gustav ward ermordet, die Kaiserin vergaß ihre Zusage; und Bouillé begab sich nach England. Hier schrieb er seine Memoiren über die Revolution, welche zuerst in einer englischen Uebersetzung, dann aus dieser ins Deutsche übertragen, und nach seinem Tode auch im Originale erschienen. Bouillé starb in London am 14ten Nov. 1800, gegen 62 Jahre alt.

Boulevards (oder Wälle), gehören unter die berühmtesten und besuchtesten Spaziergänge in Paris. Sie gehen fast um die ganze Stadt herum, und sind in der Mitte für Wagen, auf beiden Seiten für Fußgänger eingerichtet, und mit schönen Gebäuden, Schauspielhäusern u. s. f. geziert.

Bouillon (Philippe-de-la-Tour-d'Auvergne-Prince-de), in England unter dem Namen Capitaine d'Auvergne bekannt, ist in St. Hellier, auf der Insel Jersey geboren, wo sein Vater, Charles

d'Auvergne, der dort lange verschiedne Civil- und Militair-Posten bekleidet hatte, noch ein mittelmäßiges Vermögen besaß. Philippe nahm Seedienste, und ward Commandeur eines Küsten-Wacht-Slups von 16 Kanonen. Als er drauf nach Frankreich ging, wo er einen Theil seiner Erziehung genossen, gewann er die Freundschaft des letzten Herzogs von Bouillon, dem er sich als Abkömmling des protestantischen Zweigs der Familie von Turenne zu erkennen gegeben; und ward im Jahr 1791 von dem Greise, der keine Kinder hatte, mit Einwilligung der Stände und mit königlicher Genehmigung an Kindesstatt angenommen. Als die Revolution, nach dem Tode seines Adoptiv-Vaters, der im Jahr 1792 gestorben war, ihm alle Aussicht zur Erbfolge entzogen, kehrte er nach Jersey zurück, wo er die Unterstützungen des englischen Gouvernements an die Emigranten vertheilte. Zur Zeit des Traktats von Amiens 1803, ging er nach Paris, und ward in den Tempel gesetzt, nach einigen Tagen aber, auf Englands Reclamation, wieder freigelassen. Seitdem kommandirte er die Station von Jersey und des alten Kastels, mit dem Titel eines Commodors, ließ sich in den Pariser Vertrag von 1814 mit einschließen, verlor aber durch schiedsrichterlichen Ausspruch zu Leipzig vom 1sten Juli 1816 (s. d. folg. Art.) sein Recht auf den Besitz des Herzogthums Bouillon.

Bouillon, Bullio, ein 2 Meilen breites und 4 Meilen langes Gebiet in den Ardennen, an der Grenze von Luxemburg und dem Stifte Lüttich gelegen. Dieses waldichte und bergichte Land besteht aus der Stadt Bouillon mit 1980 Einwohnern, und 21 Flecken oder Dörfern. Die Stadt, bisher der Hauptort eines Cantons, im Bezirke Sedan, im Departement der Ardennen, liegt zwischen Bergen am linken Ufer des fischreichen Semois, 8 Meilen von Lüttich, 4 Meilen von Ivoir. Sie hat ein festes Schloß, auf einem Felsen, das aber von höheren Bergen beherrscht wird. Das Herzogthum Bouillon besaß einst als ein freies Fürstenthum der berühmte Gottfried von Bouillon, Herzog von Nieder-Lothringen, an den es, als eine von der berühmten Grafschaft Ardenne abgerissene Herrschaft verschenkt worden war. Um die Kosten zu seinem Kreuzzuge zu bestreiten, verpfändete Gottfried sein Herzogthum Bouillon im J. 1095 an den Bischof Albert von Lüttich. Nachdem das Hochstift viele Jahre es besessen, machten die Häuser la Mark und la Tour d'Auvergne ihr Erbrecht auf das Herzogthum Bouillon geltend, traten jedoch im Jahr 1641 ihre Ansprüche daran gegen 150,000 brabantische Gulden dem Stifte Lüttich ab. Im Kriege von 1672, eroberte Frankreich auch Bouillon, und Ludwig XIV. schenkte es 1678 an den Herrn de la Tour d'Auvergne, Herzog von Bouillon, seinen Oberkammerherrn. So kam es wieder als ein souveraines Herzogthum, unter französischem Schutze, an das Haus La Tour, dem es bis zur Revolution gehörte. Nach dem Tode des letzten Besitzers, im J. 1792, wurde es eingezogen und zum Bezirke von Sedan, im Departement der Ardennen, geschlagen, wo es die Grenze desselben gegen die Departemente der Wälder, und der Sambre und Maas machte. Durch den Pariser Frieden im J. 1814 kam es größtentheils an das dem Könige der Niederlande zugefallene Großherzogthum Luxemburg. Hierauf wurde in der Wiener Congreßacte vom 9ten Juni 1815, im 69sten Art. festgesetzt, daß der König der Niederlande, als Großherzog von Luxemburg, den Theil vom Herzogthum Bouillon, welcher nach dem Pariser Vertrage bei Frankreich nicht geblieben, mit voller Souverainetät besitzen, das Eigenthumsrecht des Herzogthums Bouillon aber,

nach schiedsrichterlichem Ausspruch, Einem der Bewerber, unter der Oberhoheit des Königs der Niederlande, zuerkannt werden sollte. Dieser Ausspruch erfolgte zu Leipzig den 1sten Juli 1816. Er ist merkwürdig, als das erste Beispiel von der, auch in der deutschen Bundesacte ausdrücklich bestimmten, schiedsrichterlichen Entscheidung streitiger Fälle durch ein Austrägal-Gericht, vor dem keine weitere Appellation statt findet, und als ein Beweis, daß man den Grundsatz der gesetzmäßigen Erbfolge-Ordnung, oder der Legitimität, welcher in den J. 1815 erkämpft wurde, nur in Hinsicht des Eigenthums und Besitzes als den Haupt-Entscheidungsgrund in staatsrechtlichen Fragen geltend machen will. Es ernannten nämlich, nach Vorschrift des 69sten Art. der Congreß-Acte, drei Monarchen drei Staatsmänner, Oesterreich den Baron Binder, Preußen den Baron von Brockhausen, und Sardinien den Grafen de Castelalfer (sardinischen Gesandten am preußischen Hofe), so wie die beiden Bewerber, der Fürst Karl Alain von Rohan Monbazon, den Grafen de Fitte de Soucy, und der englische Vice-Admiral, Philipp de la Tour d'Auvergne (s. den vor. Art.), den brittischen Sachwalter, Sir John Sewell, zu Schiedsrichtern in dieser Sache. Nachdem die genannten fünf Schiedsrichter, nicht in Aachen, welcher Ort im 69sten Art. vorgeschlagen war, sondern in Leipzig, einer Stadt in einem völlig neutralen Lande, ihre Verhandlungen geendigt hatten, entschied die absolute Mehrheit von 4 Stimmen gegen 1, das Erbrecht zu Gunsten des Fürsten Rohan, vermöge seines auf Geburt, Hausverträge und Substitution beruhenden Erbrechts, als Enkel der Schwester des im J. 1792 gestorbenen Herzogs von Bouillon. Auch die von dem Minister von Brockhausen hinzugefügte Bedingung, daß der Prinz Rohan dem Adoptiv-Sohne seines Großoheims, dem Admiral d'Auvergne, als Pflichttheil die Einkünfte des Herzogthums von 6 Jahren auszahlen sollte, wurde durch eine Stimmenmehrheit von 3 gegen 2 verworfen. Hiernach ist Prinz Rohan, vermöge seines Substitutionsrechts, dem gemeinen Rechte gemäß, in den Besitz des Herzogthums Bouillon eingetreten, das demselben Substitutionsrechte auch künftig unterworfen bleibt. Zugleich soll er, nach dem 69sten Art., für den Verlust der oberhoheitlichen Rechte, von dem König der Niederlande entschädigt werden, der ihm auch die inzwischen bezogene Eigenthums-Nutzung des Herzogthums ersetzen wird. — Zwei Punkte verdienen in dieser Rechtssache die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen. Der erste ist, daß das streitige Erbfolge-Recht nicht durch die Waffen, auf Kosten der Völker, ohne diese selbst nur zu fragen, wie im spanischen, österreichischen und ähnlichen Erbfolgekriegen, sondern auf dem friedlichen Wege eines schiedsrichterlichen Ausspruchs, ohne weitere Appellation, bestimmt worden ist. Hoffentlich wird künftig dieselbe Weisheit bei der Frage über den Besitz eines großen Landes eben so zu Gericht sitzen, wie hier, wo es nur den Besitz eines kleinen Gebietes galt; denn was weise und gerecht ist, hängt nicht von der Quadratmeilen-Zahl, sondern von der Vernunft ab. Der zweite Punkt ist der, daß man in dieser Sache den Landes- vom Staatsbesitz, das Eigenthums- vom Regierungsrecht getrennt hat. Staatsbesitz und Regierungsrecht ist nach dem allgemeinen Staatsrechte, wo offenbar Völkerrecht und Völkerwohl die Entscheidungsregel geben, Landesbesitz und Eigenthumsrecht hingegen ist nach dem Privatrechte, wo Haus- und Erbverträge die Regel für die Erbfolge in den Familien geben, entschieden worden. Folglich hat der Congreß, indem er die Souverainetät über Bouillon

em Großherzog von Luxemburg, so weit es in dessen Gebiet liegt, usprach, anerkannt, daß die Regierungshoheit, oder die höchste Staatsgewalt nicht in die Kategorie des Privateigenthums gesetzt, noch als Familien-Erbgut betrachtet werden darf, das man verschenken, vertauschen, verkaufen, oder über das man durch Testamente, Substitutionen und ähnliche Verträge verfügen könne.

Boulogne, eine Handelsstadt nebst einem Hafen in der ehemaligen Picardie, jetzt der Hauptort eines Arrondissements im Departement Pas de Calais. Vor dem J. 1802 waren hier gegen 10,500 Einwohner; diese Zahl hat sich aber seit den Rüstungen gegen England sehr vermehrt. Von hier ist die bequemste Ueberfahrt nach England, daher hatte Napoleon den Ort zum Sammelplatz der Truppen bestimmt, mit denen er eine Landung auf England unternehmen zu wollen vorgab. Der sonst sehr seichte Hafen wurde tiefer gemacht, und eine ungeheure Menge flacher Fahrzeuge zum Uebersetzen der Mannschaft gebaut, die Stadt und der Hafen wurden befestigt und in einen guten Vertheidigungsstand gesetzt; so daß auch alle Versuche der Engländer mit Bombardiren und Beschießen durch congrevsche Racketen fruchtlos waren. Diese Rüstungen währten bis 1805. Der in diesem Jahre mit Oesterreich ausgebrochene Krieg rief Napoleon mit seinen Heeren auf einen andern Schauplatz, und seitdem war von einer Landung auf England, die stets von Sachverständigen als kaum ausführbar betrachtet wurde, nicht mehr die Rede.

Boulton (Matthew), ein Mann, der mit ausgezeichneten Talenten den regsten Eifer, den reinsten Patriotismus verband, und in jeder Hinsicht verdient, daß sein Name rühmlich genannt werde. Er ward geboren zu Birmingham am 14ten September 1728, und erzogen in einer Privatlehranstalt zu St. Johns Chapel unter der Leitung von Ansted. Boultons Vater, der sich durch eine neue und sinnreiche Art in Stahl einzulegen bekannt gemacht und dadurch ein großes Vermögen erworben hatte, starb, als sein Sohn kaum 17 Jahr alt war. Dieser verfolgte die Bahn des Vaters, und legte mit einem Aufwande von 9000 Pfund sehr ausgedehnte Fabrikgebäude an, wozu er zu Soho bedeutende Grundstücke an sich kaufte. Seine speculirende Thätigkeit leitete ihn auf manche schöne, nützliche und große Unternehmungen. Es gelang ihm, den Goldkalk nachzumachen, und bald waren im In- und Auslande die schönsten Zimmerverzierungen aus der Fabrik zu Soho; bei ihm wurden von den kostbarsten Oelgemälden die täuschendsten Copien genommen, wobei Boulton die Methode eines gewissen Eggington befolgte, der in der Folge durch seine Glasmalereien sich einen Ruf erwarb. Mit James Watt von Glasgow, der im J. 1769 ein Patent über eine Dampfmaschine erhielt, in Verbindung, legte Boulton eine Fabrik für Dampfmaschinen an, die jetzt noch in den vorzüglichsten Bergwerken und Manufacturen Großbritanniens angewendet werden. Im J. 1788 machte er zuerst Versuche mit einer Münzmühle; sie gelangen vollkommen. Diese Mühle setzt acht Maschinen in Bewegung, von denen jede durch einen Knaben besorgt wird, und in einer Minute 70 bis 90 Kupfermünzen prägt. Die Compagnie von Sierra Leone läßt dort viele Silbermünzen, und die ostindische Compagnie viele Kupfermünzen prägen. Nach dem Tode der Kaiserin Catharina sandte Boulton dem Kaiser Paul I. einige der seltensten Stücke seiner Fabrikation, und erhielt dafür, nebst einem verbindlichen Danksagungsschreiben, eine schöne Sammlung von Medaillen und Mineralien aus Sibirien, so wie auch alle neuere russische Münzen. Boul-

ton und Watt haben auch in Verbindung mit ihren Söhnen zu Smethwick, nahe bei Soho, eine Gießerei angelegt, wodurch sie den Dampfmaschinen eine so hohe Vollkommenheit geben können, daß ein Scheffel Newcastler Steinkohlen 6000 Orhöfte Wasser 10 Fuß hoch treibt, und eben das bewirkt, was 10 Pferde in einer Stunde kaum ausrichten können. (Vergl. Dampfmaschinen). Dieser Mann, dessen Thätigkeit für das Industriewesen und die Kunst den entschiedensten Nutzen gehabt hat, und der Tausenden durch seine Unternehmungen jährlich ihr reichliches Auskommen verschaffte, starb im August 1809. Im Vaterlande, wie in der Ferne, hat man seine großen Verdienste anerkannt. Er war Mitglied der königl. Societäten der Wissenschaften zu London und Wieburg, der ökonomischen Gesellschaft zu Petersburg und mehrerer andern gelehrten Anstalten. Sechshundert Arbeiter, die eine bei dieser Gelegenheit geschlagene silberne Medaille erhielten, folgten dem Leichenzuge. Er hatte ein hohes aber ungeschwächtes Alter erreicht, und hinterließ einen Sohn und eine Tochter. I.

Bourbon (Charles, Duc de), so berühmt unter dem Namen des Connetables von Bourbon, war ein Sohn Gilberts, Grafen von Montpensier und Clara's von Gonzago. Geboren im Jahr 1489, empfing er in seinem 26sten Jahre von Franz I. das Schwert des Connetables, da er sich in einer so kriegerischen Zeit bereits durch glänzende Thaten ausgezeichnet hatte. Stets auf dem gefährlichsten Posten, trotzte er dem Tode mit einer Kaltblütigkeit, die seine Waffengefährten zur Bewunderung hinriß. In der Schlacht von Marignan trieb er seinen Muth bis zur Unbesonnenheit, und verdankte seine Rettung nur den Anstrengungen, die man für ihn machte. Als Vicekönig von Mailand gewann er Aller Herzen durch Sanftmuth und Leutseligkeit. Nichts gebrach seinem Glücke und seinem Ruhme, als eine Ungerechtigkeit, die sein König ihm hätte ersparen sollen, ihn Frankreich und seinen Pflichten raubte, und das Haus Bourbon in eine Ungunst setzte, die bis zum Ende der Regierung Heinrichs III. fortdauerte. Sey es nun, daß die Herzogin von Angoulème, die Mutter Franz I., wie einige Schriftsteller ihr vorwerfen, für den jungen Connetable eine Liebe gefaßt hatte, deren Verschmähung sie nicht dulden konnte; sey es, daß sie bloß von Habsucht verleitet, die Domainen Carls von Bourbon in Anspruch nahm, und einen Prozeß darüber gegen ihn gewann; genug, sie wollte eine förmliche Schenkung Ludwigs XII. umstoßen. Der Connetable zu stolz, um sich seiner Güter durch die Mutter eines Königs beraubt zu sehen, dem er bisher mit Eifer gedient hatte, gab den Vorschlägen Gehör, welche ihm von Carl V. und dem Könige von England gemacht wurden. Die Vortheile, welche man ihm bot, genügten seinem Ehrgeiz; dennoch zögerte er mit der Vollziehung so lange, daß Franz I. über die Unterhandlungen Argwohn schöpfte. Eine offene Erklärung konnte Frankreich einen Helden und dem Könige einen treuen Diener erhalten. Das Schicksal wollte es anders, und Bourbon entfernte sich, während einer seiner Edelleute gemächlich unter seinem Namen und in seiner Kleidung eine Reise in einer Senfte machte. Er erfuhr das Schicksal Aller, die zu einem fremden Fürsten übergehen; wohl aufgenommen, so lange man seiner bedurfte, bewacht, um sich seiner zu versichern, der Verachtung der spanischen Granden, der Eifersucht der Generale Carls V. Preis gegeben, ohne Anhang an einem fremden Hofe, blieb ihm nichts als seine Tapferkeit und Reue; aber diese Tapferkeit reichte hin, ihm eine Armee zu geben und den Kaiser zu einem ehrenvollen Betragen gegen ihn zu nöthigen. Er war bereits außerhalb

Frankreich, als Franz I. ihm das Connetableschwert und den Orden absodern ließ; seine Antwort verräth den ganzen Schmerz seiner Seele: „den Degen hat mir der König zu Valenciennes genommen, als er die Avantgarde, die mir gehörte, d'Alençon übergab; den Orden habe ich zu Chantelles gelassen, unter meinem Kopfkissen.“ Seine Flucht schon war ein Unglück für Frankreich, denn sie hemmte Franz I., der nach Italien zu gehen im Begriff war. Er sandte den Admiral Bonnivet dahin, der nur Niederlagen erlitt, und dessen Arrieregarde von dem Connetable geschlagen ward. Zum General der kaiserlichen Truppen ernannt, belagerte Bourbon zwar vergeblich Marseille, aber er trug zu der Niederlage bei Pavia bei. Als er hörte, daß sein König gefangen nach Madrid geführt worden sey, ging er selbst dahin, um nicht in dem Vergleiche der beiden Monarchen vergessen zu werden, dessen Abschluß aber Carl V. verzögerte. Bei dieser Gelegenheit erfuhr er, daß er auf das Wort des Kaisers nicht rechnen dürfe, der ihm seine Schwester zur Gemahlin versprochen hatte. Gezwungen, seinen Unwillen zu verbergen, kehrte er nach Mailand zurück, behauptete Italien durch das Schrecken seiner Waffen, und machte sich durch seine Macht selbst dem Kaiser verdächtig, der, um ihn zu schwächen, ihm Geld und andere Bedürfnisse vorenthielt. Um die Auflösung seines Heeres zu verhindern, führte es Bourbon zur Belagerung von Rom, dessen Plünderung er ihm versprach. Als er hier der Erste die Bresche bestieg, ward er den 6ten Mai 1527 von einer Kugel getroffen, welche Benvenuto Cellini abgeschossen zu haben behauptet, und starb ohne Nachkommenschaft im 38sten Jahre seines Alters. Sein Leichnam ward nach Gaeta gebracht, wo seine Soldaten ihm ein prächtiges Grabmal errichteten, welches nachher zerstört worden. So endigte ein Mann, dem die Natur keine von den Eigenschaften versagt hatte, welche einen Helden machen. Man führt an, daß zu der Zeit, wo er noch nicht daran dachte, seinem angebornem Könige und seinem Vaterlande zu entsagen, er oft die Antwort eines gasconischen Edelmanns angeführt habe, die dieser Carl VII. auf die Frage gegeben, ob irgend etwas ihn seinem Dienste untreu machen könne: „nichts, Sire, selbst nicht das Anerbieten dreier Kronen wie die Ihrige, wohl aber eine Beschimpfung.“

Bourbon (Haus). Am 21sten Mai 987 starb Ludwig V., König von Frankreich, genannt „qui nihil fecit,“ und mit ihm erlosch der Stamm der Carolinger; denn sein Oheim Carl, Herzog von Nieder-Lothringen, der eigentliche rechtmäßige Erbe der Krone, ward durch eine mächtige Gegenpartei, unter dem Vorwande, daß er um Lothringens willen Vasall des Kaisers Otto geworden sey, vom Throne verdrängt, welchen nun Hugo Capet bestieg, Herzog von der nachmaligen Isle de France und Graf von Paris, Enkel Robert's des Starken (dessen zweiter Sohn, Robert, im J. 922 als König gekrönt worden war) und Sohn Hugo's des Großen, Herzogs von Frankreich, Burgund und Aquitanien, Grafen von Paris und Orleans. Durch diese Erhebung ward die Pairschaft des Herzogthums Frankreichs mit der Krone vereinigt, und eine Dynastie begründet, deren Hauptstamm acht Jahrhunderte hindurch den französischen Königsthron besaß, während eine der Seitenlinien über hundert Jahre lang Spanien beherrschte, und zugleich das Königreich beider Sicilien und Etrurien im Besitze der Capetinger sich befanden. Aber der tosende Sturm der Zeit riß die Krone von ihren Häuptern, und der unter dem Schutze der Britten aufrecht erhaltene Thron Ferdinands IV. zu Palermo war

endlich nur noch die einzige Ruine vormaligen Glanzes der allerchristlichen Majestät, und ihren übrigen Abkömmlingen theils bloß eine Zuflucht auf britannischem oder russischem Boden geblieben, theils ein trauriges Daseyn in Frankreichs Fesseln, als die Revolution dieses Staates das Königthum vernichten wollte, endlich eine Zwischen-Dynastie durch Napoleon-Bonaparte gestiftet worden war und seiner List auch die spanischen Bourboniden unterlegen hatten. Spät erst schien das Schicksal mit einem Geschlecht sich versöhnen zu wollen, dessen Geschichte mit der des ganzen Europa wundersam verkettet ist. — Hugo Capets (oder Breitkopfs) Familie nannte sich nach dem mütterlichen Stammhause, der Stadt Bourbon l'Archambaud in Frankreich, das Haus Bourbon. Aus diesem entsprossen zwei Seitenlinien, die von Valois und die von Bourbon; beide sah man abwechselnd auf dem Thron Frankreichs, so wie es die Umstände und das Recht erfoderten. Jene gründete Carl, Graf von Valois, zweiter Sohn Königs Philipp III.; diese Carls Sohn, Philipp VI. (von Valois), gelangt zur Krone, nachdem Carl IV., der Schöne, der letzte aus dem ältesten Hauptzweige des capetingischen Gesammtstammes, verstorben war. Dieß geschah 1328. Die Branche Bourbon stammt von Robert, Grafen von Clermont, durch seine Verbindung mit Beatrix, Erbin der Baronie Bourbon, indem sein ältester Sohn Ludwig vom Könige Carl II. zum Herzog von Bourbon und Pair des Reichs erhoben, und mit dieser Begebenheit der Name Bourbon der erbliche Geschlechtsname wurde. Als nach dem Tode Heinrichs III. (ehemaligen Königs von Polen) die Linie Valois erloschen war, bestieg (1598) jenes Roberts Abkömmling in der neunten Generation, der große Heinrich IV., der Freund des Volks, den Thron Frankreichs. Sein Oheim Anton ward durch seine Gemahlin Johanna von Albret, Erbin des kleinen Königreichs Navarra, das Heinrich IV. nachmals auf immer mit Frankreich vereinte, König von Navarra, dessen jüngerer Bruder Ludwig I. der erste Prinz von Condé ward. Aus ihrer Nachkommenschaft kamen die zwei Hauptlinien der Bourbons, nämlich die königliche und condéische. Die königliche trennte sich wieder in zwei Branchen durch die beiden Söhne Königs Ludwig III., da der ältere, Ludwig XIV., den Hauptast fortsetzte, der mit dessen Enkeln Ludwig (Dauphin) und Philipp V. in die ältere oder eigentlich königlich französische, und in die jüngere oder königlich spanische sich theilte, während der Jüngere, Philipp I., das Haus Orleans stiftete, als er von Ludwig XIV. das Herzogthum Orleans erhalten hatte. Jene ältere Branche war die, welche den Scepter Frankreichs 19 Jahre lang durch die Revolution verlor, als der 33ste König aus der capetingischen Dynastie, Ludwig XVI., auf dem Blutgerüste sein Leben aushauchte (1793), und sein Sohn, der Dauphin, der in dem neuesten Almanach royal auf 1816, als der 34ste Capetinger auf Frankreichs Thron angeführt wird, im Tempelthurmgefängniß zu Paris (1795) gestorben war. Nachdem aber das Zwischenreich der Revolutions-Regierung und das Napoleon Bonaparte's (im Anfange des April 1814) seine Endschaft erreicht hatte, und die Zurückberufung der Bourbons auf den verwaisten Thron durch Frankreichs Senat verkündet worden war, sah jene Branche sich mit Einemmale wieder an der Spitze einer Nation, aus deren allgemeinem Charakter nur es sich erklären läßt, wenn die Bewohner ihrer Hauptstadt, in angenommener Vollmacht des gesammten Volkes, dem wieder zurückkehrenden Könige, dem 35sten aus dem ca-

petingischen Stamme, den Beinamen des „Ersehnten (desiré) gaben, den er auch in dem neuesten Almanach royal führt. — Sie, diese jetzt auf's neue in Frankreich regierende Branche hat gegenwärtig folgende Mitglieder: 1) König Ludwig XVIII., Stanislaus Xaver Ludwig, geboren am 17ten November 1755, vordem Graf von Provence und Monsieur; er verließ Frankreich am 20sten Junius 1791, lebte bis Ende 1797 unter dem Namen Graf von Lille theils in Verona, theils in Schwaben, dann zu Blankenburg, seit 1798 zu Mietau, dann seit 1801 zu Warschau, von wo aus er am 6ten Juni 1804 eine Protestation wider die, durch das organische Senatusconsult vom 18ten Mai 1804 erklärte französische Kaiserwürde erließ, worauf er in demselben Jahre nach Calmar in Schweden, und von da abermals nach dem Schlosse Blankenfeld bei Mietau sich begab, wo er bis 1807 blieb, sodann aber über Memel und Carlskrona nach England überschiffte. Seine Gemahlin war Marie Josephine Louise von Savoyen, Tochter des Königs Victor Amadeus III. von Sardinien, seit 1774 Madame genannt, lebte seit 1790 erst zu Turin, und sodann zu Budweis in Böhmen, seit dem 3ten Junius 1798 zu Mietau, seit 1801 als Gräfin von Lille abwechselnd zu Pyrmont, Schirensee im Holsteinischen, oder auf dem waldeckischen Schlosse Wildungen, begab sich 1803 nach Töplitz, von da nach Warschau, im März 1805 aber nach Blankenfeld bei Mietau und endlich 1807 nach England, wo sie starb, ehe noch eine Wahrscheinlichkeit zur Rückkehr ihres Gemahls nach Frankreich denkbar schien. Der Sturz Napoleon Bonaparte's gab dem damaligen Grafen von Lille das Scepter wieder in die Hand, und als Ludwig XVIII. zog er am 3ten Mai 1814 ein in die Hauptstadt Frankreichs, unter dem trügerischen Jubel der Menge, nur wahrhaft ersehnt von der geringen Zahl der Anhänger seines Hauses, und zugleich der alten Ordnung der Dinge. Allein schon im elften Monate seiner Regierung (welche er selbst aber als König von Frankreich und Navarra bereits vom 9ten Juni 1795 an rechnet) sah er sich genöthiget, Paris abermals zu verlassen, als dem nach Elba verwiesenen Napoleon Bonaparte, unterstützt vom schändlichsten Verrathe, es gelungen war, des Thrones noch einmal sich zu bemächtigen. Am 20sten März 1815 früh 1 Uhr reiste Ludwig aus der Hauptstadt ab, begleitet von seinen Getreuen, den Emigranten und den Prinzen Artois, Condé, Orleans und Berry; von den Marschällen begleiteten ihn Berthier, Marmont, Victor, Mortier und Macdonald, welche beiden letztern ihn aber wieder verließen und nach Paris zu dem dort angekommenen sogenannten Kaiser Napoleon zurückkehrten. Zuerst begab sich der unglückliche König nach Lille, doch der Abfall der daselbst befindlichen Truppen nöthigte ihn nach Ostende zu gehen, von wo aus er am 30sten März in Gent eintraf, wo Alles, was zu seiner Partei gehörte und nicht bei dem Herzoge von Angouleme im Süden und dessen Gemahlin in Bordeaux sich befand. Allein die Schlacht von Belle Alliançe (Waterloo) und deren ungeheures Resultat öffnete ihm die, durch die Macht der Verbündeten gesprengten Thore von Paris noch einmal; er verließ seine Interims-Residenz Gent am 21sten Junius, erließ aus Cambrai eine Proclamation, und zog nach der Capitulation der Hauptstadt in die Thuillerien wieder ein, welche sein ohnmächtiger Gegner mit einer Wohnung auf dem Eilande St. Helena vertauschen mußte (m. v. Frankreich). — 2) Die hinterlassene Tochter Königs Ludwig XVI. und seiner Gemahlin Maria Antoinette (geb. Erzherzogin von Oesterreich), Maria Theresia Charlotte,

geb. 19ten Decbr. 1778, sonst Madame royale, vermählt seit 10ten Juni 1799 an ihren Vetter, den Herzog von Angoulème, Ludwig Anton; am 13ten Aug. 1792 ward sie in den Tempel als Mitgefangene ihrer Aeltern gebracht, am 20sten Decbr. 1795 aber entlassen, worauf sie auch sogleich, mit Bewilligung der damaligen Directorial-Regierung, Paris und Frankreich verließ und zu Riechen bei Basel am 26sten Dec. an die österreichischen Bevollmächtigten ausgeliefert wurde; seitdem lebte sie bis 1799 zu Mietau, von wo sie ihren Oheim, den jetzigen König, überall hin begleitete. Ihr damaliges Einkommen bestand in den jährlichen Zinsen eines von der Erzherzogin Christine von Oesterreich (verstorb. Gemahlin des Herzogs von Sachsen-Teschen) ihr vermachten Capitals von 391,000 Gulden. Als sie im Mai 1814 in Paris einzog, ward sie mit lebhafter Theilnahme empfangen, und von wahrem ritterlichen Geiste beseelt, eilte sie während der Catastrophe im März 1815 nach Bordeaux, stellte dort sich persönlich an die Spitze der Königlichen, unterlag aber dem bösen Willen der Linientruppen und der Untreue der Nationalgarde; sie ging also mit dem General Clauzel eine Capitulation ein, und begab sich zu Schiffe mit dem Maire Lynch nach Holland zu ihrem Oheim, dem sie dann auch nach Paris wieder gefolgt ist; der Almanach royal nennt sie wieder Madame. — 3) Des Königs Bruder, Carl Philipp, sonst Graf von Artois, jetzt Monsieur (welchen Titel jedesmal der zweite königliche Prinz führt), geb. 9ten Oct. 1757; lebte seit 1796 meistens zu Edinburgh in Schottland, wo er den Palast der alten schottischen Könige, Holy-hood-House bewohnte, und von England eine jährliche Pension von 15,000 Pf. Sterling erhielt. Seit 2ten Juni 1805 ist er Wittwer von Marie Theresie von Savoyen, des Königs Victor Amadeus III. von Sardinien Tochter. Noch vor der Auflösung des Congresses von Chatillon aber (20sten März 1814) war er von England herüber auf dem Continente angelangt, um die Sache der Bourbons im Hauptquartiere der verbündeten Monarchen, so wie in Frankreich selbst durch Agenten seiner Familie zu führen. Ueberall fand er nicht geringe Schwierigkeiten; doch die Auflösung des Congresses, zuerst durch Napoleons erneute Anmaßungen nach einigen Tagen alten Waffenglückes herbeigeführt, und das Resultat des seltenen Feldzugs (1814) gab auch ihm, als glücklichen Unterhändler den Sieg in die Hände. Nach der Einnahme von Paris kam er (12ten April) in dieser Hauptstadt mit vielem Pomp an, nachdem am 6ten d. Mon. sein Brüder als König von Frankreich ausgerufen worden war, und schloß am 23sten desselb. Mon., in der Eigenschaft als Generallieutenant des Königs und Regenten, bis zur Ankunft Ludwigs XVIII. einen Waffenstillstand mit den Verbündeten ab, erließ zur Beruhigung und Gewinnung der Nation im Namen des allmälig sich nähernden Königs mehrere Verordnungen; so erhielt auch die sogenannte Stadt „Napoleon" in der Vendée von ihm den Namen „Bourbon Vendée," „weil dort am längsten gegen die Umkehrung des alten Thrones und des Altares gekämpft worden sey." Als Napoleon 1815 in Frankreich wieder gelandet war, eilte er nach Lyon und suchte diese Stadt zu erhalten. Doch es glückte ihm nicht und er folgte seinem Bruder, dem König, nach Lille. Jetzt ist er Generalobrister der Schweizer. — Aus seiner Ehe mit seiner verstorbenen Gemahlin sind vorhanden: a) Ludwig Anton, Herzog von Angouleme, geb. am 6ten Aug. 1775, Gemahl der obengenannten hinterbliebenen Tochter Ludwigs XVI. Zuerst am 11. Febr. 1814 im südlichen Frank-

reich gelandet, kehrte er mit seiner Gemahlin, im Gefolge Ludwigs XVIII. aus England nach Paris (1814) zurück und zeichnete sich im Jahre darauf bei Napoleons neuversuchter Usurpation des Thrones in dem Commando eines kleinen Corps Königlicher in einem Treffen bei Montelimart gegen Napoleons Truppen aus, war auch in einem zweiten Treffen bei Valence glücklich, mußte aber nach dem Abfall fast aller Truppen um ihn bei Port St. Esprit capituliren (8ten April); Kraft dieser Capitulation schiffte er sich zu Cette ein (16ten Apr.) und landete (am 19ten) zu Barcellona, von wo er sich zu seiner Familie wieder begab; gegenwärtig ist er Admiral von Frankreich und Generaloberst der Linien-Infanterie. Sein Bruder b) Carl Ferdinand, Herzog von Berry, geb. 24sten Jan. 1778, war bis zur Herstellung seiner Familie auf den französischen Thron bei seinem Vater in Edinburgh; im März 1815 begleitete er seinen Bruder Angouleme nach Lyon, eilte von da nach Paris und stellte sich an die Spitze der vor Paris gegen Napoleon am 11ten März aufgestellten Armee, nach deren Abfall er am 20sten d. Mon. seinem Oheim, dem Könige, folgte; jetzt ist er Generaloberst der Chasseurs und leichten Lanzenreiter, auch in diesem Augenblicke im Begriff, mit der Prinzessin von Sicilien, Marie Isabelle, Tochter Ferdinands IV., Königs beider Sicilien, sich zu vermählen. — Ferner lebt von des Königs Ludwig XVI. außerehelicher Nachkommenschaft die Tochter des am 4ten März 1791 verstorbenen Ludwig Johann von Bourbon, Herzog von Penthievre, Louise Marie Adelheid, geboren am 13ten März 1743 (sonst Mademoiselle de Penthievre genannt), jetzt Witwe von Ludwig Philipp Joseph, Herzog von Orleans (Egalité genannt, gest. 1793 unter der Guillotine), und hielt sich bis 1814 in Spanien auf, wohin sie deportirt worden war; hier lebte sie (zu Barcellona) von dem Ertrage der ihr restituirten Güter, der ihr mit 100,000 Franken jährlich aus dem Schatze von Frankreich angewiesen worden war. Als Napoleon im März 1815 nach Paris zurückgeführt wurde, mußte sie wegen Krankheit dort bleiben. — Die jüngere Branche, die königlich spanische nämlich, hat sich zwar funfzehn Jahre länger als souveraine Herrscherfamilie erhalten, mußte jedoch endlich auch noch in dem furchtbar dunkeln Gange des Schicksals einige Zeit lang unterliegen, als die im Jahre 1808 ausgebrochene Revolution zu Aranjuez die erzwungene Verzichtleistung des bisherigen Königs von Spanien Carl IV. und seiner sämmtlichen Prinzen auf den Thron Spaniens zu Gunsten des französischen Kaisers Napoleon zur Folge hatte, wie wir unter dem Artikel Spanien näher erzählen werden. Diese Branche stammt, wie schon gesagt, von Philipp, dem jüngern Enkel Ludwigs XIV., ab, der nach dem utrechter Frieden, welcher den spanischen dreizehnjährigen Successionskrieg beendigte, unter dem Namen Philipp V. den spanischen Thron bestieg, und dessen Nachkommen in der Folge im Königreiche beider Sicilien, zu Parma, Piacenza, Guastalla und zuletzt auch in Etrurien herrschten. Aus dieser Linie sind gegenwärtig noch vorhanden: 1. Carl IV., resignirter König von Spanien, geboren in Neapel am 12ten November 1748; er cedirte alle seine Rechte an Napoleon am 8ten Mai 1808, und lebte erst mit seiner Gemahlin Marie Louise, Tochter des Herzogs Philipp von Parma, geboren am 9ten December 1751, zu Compiegne in Frankreich, dann in Marseille, und jetzt in Rom. Die noch lebenden Kinder sind: a) Charlotte Joachime, Gemahlin des Regenten von Portugal und Brasilien. b) Marie Louise Jos. Antoine, resignirte

Königin von Etrurien, Witwe von Ludwig, Infant von Spanien, ehemaligem König von Etrurien. c) Deren Kinder, Carl Ludwig, Infant von Spanien, resignirter König von Etrurien, geboren zu Madrid am 23sten Dec. 1799, und Marie Louise Charlotte, geb. am 1sten October 1802 auf der Ueberfahrt von Livorno nach Barcelona. d) Die Schwägerinnen der Königin von Etrurien: Marie Antoine Josephe, Prinzessin von Parma, bei den Ursulinerinnen zu Parma, und Charlotte Mar. Ferdin., Prinzessin von Parma, seit 1804 zu Rom. e) Ferdinand VII., Mar. Franz, sonst Prinz von Asturien, geboren am 14ten October 1784, zuerst vom 19ten März 1808 an sechs Wochen lang Ferdinand VII. König von Spanien, verzichtete nebst seinen Brüdern auf die spanische Krone durch die Declaration aus Bordeaux vom 12ten Mai 1808; seit damals lebte er, dotirt mit einer Doppelrente von 400,000 und 600,000 Franken aus dem französischen Schatze und einem Antheile von 50,000 Morgen an den Domainen von Navarra zu Valencey in Frankreich; im Jahr 1810 meldete man von ihm, daß er dem damaligen Kaiser Napoleon das ihm entdeckte Unternehmen des Engländers Kolly, ihn zu entführen, selbst mitgetheilt, und ihm zugleich den Wunsch mitgetheilt habe, von ihm als kaiserlicher Prinz Frankreichs adoptirt zu werden (m. vgl. Ferdinand, Prinz von Asturien). Doch die Nation setzte in seinem Namen den Krieg gegen Napoleons Heer fort, und als Napoleon am Schlusse des Jahres 1813 sich von allen Seiten bedrängt sah, beschloß er (am 15ten Dec. 1813) mit Ferdinand VII. Friede, und obgleich die Bedingungen desselben von den dort noch herrschenden Cortes nicht anerkannt wurden, so kehrte Ferdinand doch in sein Vaterland zurück und sitzt seitdem auf dem Throne seiner Väter. f) Carl Mar. Jos. Isidor, erlangte durch die madrider Convention vom 21sten März 1801 die Anwartschaft auf Etrurien. g) Marie Isabelle, Gemahlin des Kronprinzen von Sicilien. h) Franz de Paula Anton Maria. Die Infanten Anton, Carl und Franz erhielten auch Apanagengelder aus dem französischen Schatze, und hatten den Genuß ihrer Ordenspfründen in Spanien. Von des Königs Carls IV. Geschwistern leben noch: a) Ferdinand IV., König beider Sicilien, Gemahl von Marie Caroline, des römischen Kaisers Franz I. Tochter. b) Deren Kinder: Franz Januar Joseph, geboren 1777, Herzog von Apulien, Kronprinz von Sicilien, mit vier Kindern aus seiner Ehe mit Isabelle von Spanien; Marie Amalie (die übrigen sind mit unten unter Bourbon-Orleans). c) Anton Pascal. Von des Königs Ferdinand IV. verstorbenem Bruder Gabriel Franz Anton Xaver existirt noch ein Sohn, Peter Carl Anton, Infant von Spanien, der im November 1807 mit dem portugiesischen Hofe, wo er seit 1790 erzogen worden war, nach Brasilien ging, und im Jahr 1810 zu Rio de Janeiro mit Mar. Therese, Johanns IV., Regenten von Brasilien, Tochter, sich vermählte. Aus der Ehe seines Oheims Ludwig Anton Jacob, Grafen von Cinchon, mit Therese de Vallabriga y Drummond, Herzogin von Cinchon, Tochter eines aragonischen Capitains der Infanterie, leben: a) Don Ludwig Maria von Bourbon, Erzbischof von Toledo; b) Caroline Josephine Antoine, Gemahlin des Don Manuel Godoy, des berüchtigten Friedensfürsten, und c) Marie Louise von Bourbon. Mit diesen schließt sich jetzt die königliche Branche, in so weit sie von Ludwig XIV. abstammt. Der zweite Ast derselben, welcher von Ludwigs XIV. Bruder Philipp I. abstammt, und das Haus Orleans bildet, indem

s von diesem Philipp an bis 1793 das Herzogthum oder die Pairie Orleans besessen hat, zählt gegenwärtig sechs Mitglieder, nämlich 1. den Herzog Ludwig Philipp von Bourbon-Orleans (vor der Revolution Herzog von Chartres, nach derselben Egalité genannt, wie sein Vater), geboren am 6ten October 1773, welcher nebst seinen Brüdern 1797 aus dem Verhafte zu Marseille entlassen wurde, sich mit ihnen nach Philadelphia, dann, nach geschehener Aussöhnung mit den französischen Prinzen des Hauses Bourbon, nach England (1800), hierauf nach Gibraltar (1808) begab, seit 1809 aber in Palermo lebte; 2. dessen Gemahlin Marie Amalie, König Ferdinands IV. von Sicilien Tochter, geb. am 26sten April 1782; von dieser Ehe sind vorhanden: 3. Ferd. Philipp Louis Carl Heinrich Rosalie, Herzog von Chartres, geboren zu Palermo am 3ten Sept. 1810; 4. Luise Marie Theresie Caroline Elisabethe, Mademoiselle, geb. zu Palermo am 3ten April 1812; 5. Marie Christ. Caroline Adelaide Franzisca Leopoldine (Mademois. de Valois) geboren zu Palermo am 12ten April 1813; 6. Ludwig Carl Phil. Raphael, Herzog von Nemours, geb. zu Paris am 25sten Oct. 1814; 7. Luise Mar. Adelheid Eugenie (Mademoiselle d'Orleans), geb. am 23sten Aug. 1777; 8. Louise Marie Therese Mathildis, Madame d'Orleans, geschiedene Gemahlin vom Herzog Ludwig Heinrich von Bourbon Condé, die zu Barcelona lebte und 50,000 Liv. jährlich aus dem Schatze von Frankreich erhielt. — Die condéische Linie, die zweite Hauptlinie der Bourbons, die, wie wir bereits erzählt haben, von Ludwig I., dem ersten Prinzen von Condé, abstammt, ward durch die beiden Söhne des Enkels von diesem Ludwig I., Heinrichs II., in zwei Aeste zerspalten, indem nämlich 1. Ludwig II. den Ast Bourbon-Condé und 2. Armand, Prinz von Conty, den Ast von Bourbon-Conty stiftete. Aus dem Aste Condé existiren noch fünf Mitglieder, nämlich a) Herzog Ludwig Joseph von Bourbon, Prinz von Condé, geb. zu Paris am 9ten Aug. 1736, Witwer von Charlotte Godofriede Elisab. Rohan-Soubise, in London, wo er eine englische Pension von 100,000 Liv. jährlich erhielt; b) dessen zweite Gemahlin Mar. Catharine, geschiedene Gemahlin von Honoratis III., Fürsten von Monaco; c) Ludwig Heinrich Joseph, Herzog von Bourbon, Sohn des vorherigen, geb. am 13ten April 1756, lebte seit der Revolution in England von einer englischen Pension von 80,000 Liv. jährlich, geschiedener Gemahl der oben unter Orleans gedachten Louise Marie Therese Mathildis; d) Louise Adelheid, Prinzessin von Condé, geb. am 5ten Oct. 1757, jetzt in England, in einem zu Norfolk tolerirten Kloster; e) Herzogs Ludwig Joseph Schwester, Anna Henriette von Verneuil. (Von Carl Charolois, Prinz von Condé, leben noch zwei natürliche, aber in der Folge legitimirte Töchter, von denen die eine, Charlotte Margar. Elis., als legitimirte Mademoiselle de Bourbon den jetzigen königl. dänischen Generalmajor Grafen von Löwendahl 1772 heirathete.) Von dem zweiten Aste, Bourbon-Conty, leben noch: Ludwig Franz Joseph von Bourbon, Prinz von Conty, jetzt zu Barcelona in Spanien, von einer Pension von 25,000 Liv., die ihm aus dem französischen Schatze vom Ertrage seiner ehemaligen Güter gezahlt wird. — Die bekannte Gräfin von Mont-Cair-Zain, deren Namen das Anagramm von den Namen ihrer Aeltern, des Prinzen Ludwig Franz de Bourbon-Conty und der Herzogin von Mazarin, enthält, gehört auch noch als wilder Sprosse

ling zu diesem Aste; als außerehelich geboren, ward sie von Ludwig XV. 1772 legitimirt und am 7ten October 1788 in der Abtei St. Antoine getauft; im Jahre 1799 lebte sie noch zu Paris als Directrice einer weiblichen Erziehungsanstalt, und foderte ihrer Abkunft wegen von der französischen Regierung eine Pension.

Bourbon (Insel), während der Revolution Réunion, liegt unter dem 21sten Grade 24 Min. südlicher Breite, und dem 74sten Grade der Länge, und enthält einen Flächenraum von hundert Quadratmeilen. Ihr Ursprung ist vulkanisch. Das Clima ist trefflich, und der Boden da, wo er sich bearbeiten läßt, überaus fruchtbar. Die Einwohner dieser Insel sind theils Weiße und Abkömmlinge von Europäern oder Creolen, theils Neger. Die Zahl der erstern beläuft sich auf 6000, die der Schwarzen auf 27,000. Die entlaufenen oder Maron-Neger, die sich in den Gebüschen verbargen und von da aus die Plantagen plünderten, sind nach und nach ganz ausgerottet worden. Bourbon ward von dem Portugiesen Mascarenhas entdeckt. Der Ursprung der Colonie steht mit den ersten Niederlassungen der Franzosen auf Madagascar in Verbindung. Mehrere Franzosen gingen, wegen des dortigen ungesunden Clima's, im Jahre 1664 auf diese kleine noch unbewohnte Insel über; die Bevölkerung stieg, als die Niederlassungen auf Madagascar sich auflöseten. Jetzt erhielt die Insel den Namen Bourbon. Bald ward sie wichtig, und die französisch-ostindische Handelsgesellschaft legte 1634 eine Handelsloge daselbst an. In der Folge wurde sie dieser Gesellschaft, und 1764 der französischen Regierung unmittelbar unterwürfig, bis sie durch die erste Nationalversammlung völlige Handelsfreiheit erhielt. Der Bau des Kaffee's wurde ums Jahr 1718 hier erheblich, und 1776 zählte man über acht Millionen Bäume; doch soll er seitdem abgenommen haben.

Bourdaloue (Louis), einer der berühmtesten Kanzelredner Frankreichs, geboren zu Bourges im Jahre 1632, war sechzehn Jahre alt, als er in die Gesellschaft Jesu trat, zu deren schönsten Zierden er einst gehören sollte. Hier vollendete er seine Studien. Seine Lehrer, die früh seine Talente erkannten, vertrauten ihm nach und nach den Lehrstuhl der Humaniora, der Rhetorik, der Philosophie und der theologischen Moral. Nach diesen verschiedenen Aemtern bestieg er die Kanzel, auf der er um so mehr glänzte, als er ganz im Gegensatze der geschmacklosen und weitschweifigen Prediger seiner Zeit, mit kraftvoller und echt religiöser Beredsamkeit die Leidenschaften, Schwächen und Irrthümer der Menschen bekämpfte. Dies geschah um das Jahr 1669, in der glänzendsten Zeit Ludwigs XIV. In jener Epoche des Ruhms und Glücks für Frankreich, wo man nur von den Siegen eines Turenne, von den Festen zu Versailles, von den Meisterwerken Corneille's und Racine's, von den Aufmunterungen aller Künste und dem Fluge sprechen hörte, den nach allen Seiten hin der menschliche Geist nahm, trat Bourdaloue mitten unter diesen Bezauberungen auf, und weit entfernt, die Wirkungen derselben zu schwächen, erhöhten die Würde seines Worts und der Ernst seiner Beredsamkeit vielmehr ihren Glanz. Ludwig XIV. rief ihn zuerst im Advent 1670 an den Hof, und Bourdaloue fand so großen Beifall, daß er zu zehn verschiedenen Malen an den Hof berufen wurde, da selten derselbe Prediger drei Mal berufen ward. Nach der Zurücknahme des Edicts von Nantes ward er nach Languedoc geschickt, um den Protestanten die Wahrheiten des catholischen Glaubens anschaulich zu machen, und er wußte bei diesem mißlichen Geschäfte die Würde seines Priesteramts

mit den heiligen Rechten der Menschheit vollkommen zu vereinigen. In den letztern Jahren seines Lebens entsagte Bourdaloue der Kanzel, und widmete seine Sorgfalt Hospitälern, Gefängnissen und frommen Anstalten. Seine kraftvollen Reden und seine gefälligen Sitten verfehlten nie ihren Zweck. Er wußte seinen Vortrag dem Fassungsvermögen derer jedesmal anzupassen, denen er Rath oder Trost ertheilte. Einfach mit dem Einfachen, gelehrt mit dem Gelehrten, Dialectiker mit dem Geistreichen ging er siegreich aus allen Verhältnissen hervor, in welche ihn Nächstenliebe, heiliger Eifer und die Pflichten seines Standes versetzten. Von allen gleich geliebt, übte er eine Art von Herrschaft über die Geister aus. Keine Rücksicht konnte ihn je der Freimüthigkeit und Rechtschaffenheit untreu machen. Er starb mitten unter der Ausübung seiner Pflichten den 13ten Mai 1704. Bourdaloue ist als der Reformator der Kanzel und der Gründer echter religiöser Beredsamkeit in Frankreich anzusehen. Auch dem Ausländer sind seine Reden durch Uebersetzungen bekannt geworden, und haben den verdienten Beifall gefunden.

Bourdonnaye (Bernard François Mahé de la), geboren 1699 zu St. Malo, wurde frühzeitig für das Seewesen gebildet, und wußte schon im zehnten Jahre das Steuerruder zu führen. Bald zeichnete er sich so sehr aus, daß ihn der König zum General-Gouverneur von Isle de France und Bourbon ernannte. Beide Besitzungen wurden unter seiner Verwaltung in den blühendsten Zustand versetzt. In dem Kriege von 1741, wo die Engländer in Indien herrschten, wo eine englische Escadre auf der See kreuzte und viele Priesen machte, faßte Bourdonnaye, um diesem Unfuge zu steuern, den kühnen Entschluß, eine kleine Flotte auszurüsten und sich mit derselben den weitern Fortschritten jener Escadre zu widersetzen. Er lief deshalb mit neun Kriegsschiffen von Bourbon aus, griff die Escadre an, zerstreute sie, und unternahm die Belagerung von Madras. Der Platz capitulirte im September 1746 und die Besiegten zahlten ein Lösegeld von ungefähr neun Millionen. Obgleich die Regierung den gemessensten Befehl ertheilt hatte, keine Eroberung auf dem festen Lande zu behaupten, und Bourdonnaye also, indem er dieses Lösegeld annahm, nur jenem Befehle streng nachgekommen war, so ward er dennoch der Verrätherei angeklagt, und beschuldigt, sich vom Feinde bestechen lassen und demselben ein zu geringes Lösegeld auferlegt zu haben. So sprach die über seinen Reichthum erwachte Mißgunst. Der Generalgouverneur von Pondichery, Jean François Dupleix (s. d.) cassirte nämlich die Capitulation, bemächtigte sich der Schiffe Bourdonnaye's und wollte diesen sogar selbst verhaften lassen. Ja, er erstattete im Namen des Directoriums der indischen Compagnie über dessen Benehmen einen so nachtheiligen Bericht nach Paris, daß Bourdonnaye zum Lohne seiner Thaten, als er dorthin zurückkehrte, in die Bastille gesetzt wurde. Nachdem der Prozeß desselben vier Jahre gedauert hatte, ward endlich seine Unschuld anerkannt und mit der Freiheit erhielt Bourdonnaye auch zugleich seine Würden wieder. Doch tödteten ihn im Jahre 1754, eben als man auch seinem Todfeinde Dupleix angefangen hatte, den Prozeß zu machen, der Kummer und die Folgen der langen Gefangenschaft. Seine Privatangelegenheiten standen besser, als die Angelegenheiten der Compagnie; welches er selbst daher erklärte, daß er bei jenen stets seinem eignen Gutdünken, bei diesen aber den Vorschriften der Compagnie gefolgt wäre. In diesen wenigen Worten liegt sein ganzes Verhältniß zu seinen öffentlichen Angelegenheiten klar und deut-

lich vor Augen. Bourbonnaye's Witwe erhielt jährlich eine Pension von 2400 Livres, als ein Andenken an ihren Gemahl, der (wie die eignen Worte des Rescripts sich ausdrücken) keine Belohnung für so viele geleistete Dienste und keine Entschuldigung für so viel erlittenes Unrecht bei seinem Leben erhalten hatte.

Bourgogne (Louis, Duc de) wurde am 6ten August 1682 zu Versailles geboren und war der Sohn des Dauphins, des Sohnes Ludwig XIV. und der Prinzessin Anne von Bayern. Schon in seiner frühesten Jugend, sagen gleichzeitige Schriftsteller, zeigte er sich von einer furchtbaren Seite, und entwickelte offenbar Züge eines grausamen Gemüths. Er war hartherzig, zornig, eigensinnig bis zum Uebermaße, leidenschaftlich für alle Genüsse, zur Grausamkeit geneigt, und verspottete ohne Schonung und mit ungewöhnlichem Scharfsinne die Lächerlichkeiten derjenigen, die in seiner Nähe waren, so wie seine Antworten, selbst wenn er im Zorne war, stets mit Sicherheit das rechte Ziel trafen. So gesinnt war schon vom siebenten Jahre der Prinz, dessen Erziehung Fenelon, Fleury und Beauvilliers anvertraut wurde. Diese Männer waren allerdings im Stande, gegen so große Verwöhnungen anzukämpfen, so wie sie denn überhaupt alles anwandten, um, wo möglich, so verderbliche Neigungen eines Prinzen, der zum Regenten bestimmt war, zum Guten zu führen. Ein Wunder verdient es genannt zu werden (wie ein gleichzeitiger Schriftsteller sich ausdrückt), daß durch die Bemühungen dieser Leute in sehr kurzer Zeit so große Fehler in vollkommen entgegengesetzte Tugenden verwandelt wurden. Aus dieser Verwandlung ging nämlich ein liebenswürdiger, menschlich gesinnter, bescheidener Prinz hervor, der seinen Verpflichtungen oblag und sie alle treulich erfüllte. Voll Bewundrung und Zutraun für seinen Lehrer überließ sich der junge Prinz den ernstesten Beschäftigungen und schrieb bereits in seinem zehnten Jahre Latein, so wie er auch schon in eben diesem Alter die schwersten Autoren mit Leichtigkeit und Genauigkeit übersetzte. Im elften Jahre hatte er bereits den ganzen Livius gelesen, den Commentar des Cäsar übersetzt, und eine Uebersetzung des Tacitus begonnen, welche er in der Folge beendete, die sich aber nach seinem Tode nicht vorgefunden hat. Diese ungewöhnlichen Erwartungen, welche der Prinz erregte, veranlaßten seine Lehrer, der ganzen Nation von den seltenen Eigenschaften und Anlagen des Prinzen feierlich Rechenschaft abzulegen. Gerade in dieser Zeit war es, als Fenelon zum Unterrichte seines Eleven den Plan zu seinem Telemach machte, welchen er dem Prinzen, sobald die Erziehung desselben beendigt seyn würde, überreichen wollte. Als der Prinz funfzehn Jahre alt war, wurde Fenelon vom Hofe verbannt und nur auf inständige Verwendung des Prinzen in so fern begnadigt, daß er den Titel eines Lehrers des Prinzen fortwährend führen durfte. Nichts desto weniger setzte Fenelon seinen Unterricht bei dem Prinzen fort, indem er demselben durch Beauvilliers Vermittlung von Zeit zu Zeit schriftliche Unterweisungen übersandte. Der Prinz selbst behielt fortwährend für Fenelon ein ehrfurchtvolles und danbares Gefühl, schrieb ihm, jedoch nur sehr heimlich und mit vieler Vorsicht. Im J. 1697 heirathete er die Prinzessin Adelhaid von Savoyen, eine Dame, deren liebenswürdige und geistvolle Eigenschaften die Zierde des ganzen Hofes ausmachten und welche stets von ihrem Gemahle mit der innigsten Zärtlichkeit geliebt wurde. Von nun an begann die militärische Laufbahn des Prinzen. Im Jahre 1698 ließ Ludwig XIV. zur mi-

ärischen Ausbildung seines Enkels ein Lustlager bei Compiegne aufchlagen, und ertheilte demselben hernach im Jahr 1702 den Befehl iber die Armee in Flandern, welchen er unter dem Beistande des Marschalls Bouflers führte, und wo er Gelegenheit fand, sich in eiiem Cavalleriegefecht nahe bei Nimwegen durch Entschlossenheit und Muth sehr zu seinem Vortheile auszuzeichnen. Im Jahre 1703 wurde r zum Oberbefehlshaber der Armee in Deutschland ernannt, wo er, inter Vaubans Leitung, sich Alt-Breysachs bemächtigte. Hierauf erielt er im Jahre 1707 das Commando über die Armee an den Grenen Italiens, übernahm dasselbe aber nicht, weil der Marschall von Tessé den Feind bereits gezwungen hatte, die Belagerung von Toulon ufzuheben und sich nach Piemont zurückzuziehen. Nun aber ward der Prinz, und zwar unter den allerbedenklichsten Umständen, nämlich nach er Niederlage bei Hochstädt und Turin, zum Oberbefehlshaber der Armeen in Flandern ernannt und mit Verhaltungsbefehlen, welche ihn om Herzoge von Vandôme abhängig machten, Marlborough und dem Prinzen Eugen entgegengestellt. Die Mißverständnisse, welche sich leich anfangs zwischen den Prinzen und Vandôme erhoben, zogen die raurigsten Folgen nach sich, und diesen ist besonders die Niederlage bei Oudenarde und die Eroberung von Lille zuzuschreiben, welche letztere Stadt, ungeachtet sich Bouflers während vier Monate auf das heldennüthigste darin vertheidigte und trotz der schönsten Armee, welche rankreich damals in das Feld gestellt hatte, gezwungen wurde zu apituliren. Dieser Feldzug des Jahrs 1708 bleibt, man muß es geehen, ein Flecken in der Geschichte des Herzogs von Bourgogne, so vie es denn auch nicht zu bezweifeln ist, daß die umsichtige und tets zaudernde Besorgniß desselben, welche von der Lebhaftigkeit Vandôme's nicht mit fortgerissen werden konnte, den feindlichen Felderren ein großes Uebergewicht verlieh. Ganz Frankreich klagte ihn aut als den Urheber dieser Unglücksfälle an und gab dieselben nicht loß seinem furchtsamen Charakter, sondern auch insbesondere seiner u weit getriebenen Religiosität Schuld, welche letztere sehr oft Urache gewesen war, daß er, selbst in den entscheidendsten Augenbliken mit religiösen Zweifeln beschäftigt, sogar einstens in allem Ernste ei Fenelon schriftlich anfragte, ob er wohl sein Hauptquartier in inem Nonnenkloster aufschlagen dürfe? In Wahrheit, wie konnte uch ein Prinz, welcher den Krieg aus Büchern kannte, welcher, urchdrungen von Ehrfurcht und selbst von Demuth für den Willen es Königs, diesem bei jeder Bewegung des Feindes Couriere überandte, gegen die Thätigkeit und die vereinigten Talente eines Eugen nd Marlborough Ruhm erkämpfen? Nichts desto weniger schien es, ls ob es dem Prinzen gelungen wäre, sich in Betreff seiner Kriegsinternehmungen bei dem Könige zu rechtfertigen; Vandôme hingejen, der sich gegen den künftigen Thronfolger mit einer seltenen Unescheidenheit benommen hatte, fiel in Ungnade, wurde jedoch von er Gegenpartei, besonders von dem Vater des Dauphin, der seinem Sohne die bessere Erziehung nicht verzeihen konnte, auf eine aufallende Weise begünstigt. Kurz darauf, im Jahr 1711, wurde der Herzog von Bourgogne durch den Tod seines Vaters zum wirklichen Dauphin, und nun erst fing er an, nachdem er den Zwang, in velchem er bis dahin gehalten, von sich abgeworfen hatte, die Aufmerksamkeit des ganzen Hofes auf sich zu ziehen und sich dergestalt das Zutrauen des Königs zu erwerben, daß dieser, obgleich sehr eifersüchtig auf sein Ansehen, ihn dennoch zum Reichsgehülfen annahm

und allen seinen Ministern anbefahl, mit demselben zu arbeiten. Ganz Frankreich erwartete nun von den Tugenden und den vortrefflichen Anlagen des Prinzen eine langersehnte und dem Lande so ersprießliche Ruhe, als dieser plötzlich am 18ten Februar 1712 von einer unerklärbaren und plötzlichen Krankheit hinweggerafft wurde, nachdem sechs Tage vorher seine Gemahlin und zwanzig Tage vorher sein ältester Sohn ein Opfer derselben Krankheit geworden waren. In weniger als einem Jahre hatte Frankreich vier Dauphins gesehen, und selbst der jüngste Sohn des Herzogs von Bourgogne, nun der einzige Erbe des Throns, nachmals Ludwig XV. schwebte in der augenscheinlichsten Gefahr. Laut klagte die öffentliche Stimme den Herzog von Orleans, den nachmaligen Regenten von Frankreich, als den Urheber aller dieser Unglücksfälle an.

Bourgogne, s. Burgund.

Bourgoing (Jean François de). — Der am 20sten Juli 1811 zu Carlsbad verstorbene franz. kaiserl. Gesandte am dresdner Hofe, Baron von Bourgoing, war ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter und allgemein wegen seines vortrefflichen Charakters und seiner ausgebreiteten Kenntnisse geschätzter Gelehrter. Er war zu Nevers geboren und hat ein Alter von ungefähr 75 Jahren erreicht. — Nachdem er die militärische Laufbahn, die er in seinen frühern Jahren betreten, verlassen hatte, widmete er sich der Diplomatik und wurde zuerst als Legationssecretär unter Montmorins Gesandtschaft am Hofe zu Madrid angestellt. Hier lebte er neun Jahre und erwarb sich dadurch eine sehr genaue Kenntniß von Spanien, wovon seine vortreffliche Reise in Spanien den redendsten Beweis gibt. Es sind davon drei französische Ausgaben und fast in allen europäischen Sprachen Uebersetzungen erschienen. In der Folge wurde er von Ludwig XVI. als bevollmächtigter Minister zu den Fürsten und Ständen des niedersächsischen Kreises nach Hamburg geschickt, wo er den 1sten April 1789 einen Handels- und Schifffahrts-Tractat mit Hamburg abschloß. Er erwarb sich bei dieser Sendung die Achtung und Liebe aller Hamburger. 1792 wurde er als französischer Gesandter an den spanischen Hof gesandt, hatte aber mit vielen Hindernissen zu kämpfen, bevor er angenommen wurde. Erst als Aranda dem Grafen von Florida Blanca im Ministerium gefolgt war, wurde er in seiner Eigenschaft anerkannt. Beim Ausbruche des Kriegs zwischen Spanien und Frankreich ward Bourgoing zurückberufen, und lebte nun ohne öffentlichen Charakter zu Paris, wo er sich den Wissenschaften und der Redaction eines Journals widmete. Endlich wurde er nach der Revolution des 9ten Nov. 1799 (des 18ten Brumaire) der diplomatischen Laufbahn zurückgegeben, und am Ende des Jahrs als Botschafter nach Copenhagen geschickt, von wo er 1801 in derselben Eigenschaft nach Stockholm ging. Auch hier, so wie in Copenhagen, erwarb er sich durch seine Tugenden und schätzbaren Kenntnisse allgemeine Achtung, und die Akademie der Malerei und Bildhauerkunst überreichte ihm das Diplom als Ehrenmitglied. Bei den ersten Mißhelligkeiten, welche 1804 zwischen Frankreich und Schweden eintraten, wurde er zurückberufen und lebte nun wieder einige Jahre den Wissenschaften in Paris, bis er zum Gesandten am dresdner Hofe ernannt wurde. Er erhielt vom Kaiser die Würde eines Reichsbarons. 1804 war er schon zum Commandanten der Ehrenlegion ernannt worden. Außer seiner vortrefflichen Beschreibung von Spanien, gab er auch die Reise des Herzogs von Chatelet nach Portugal heraus. Bei

seiner Kenntniß der deutschen Sprache zeugen seine Uebersetzungen von Batsch Botanik für Frauenzimmer, Archenholz Geschichte der Flibustier und mehreren anderen Schriften.

Bourgoin (Demoiselle Therese), gegenwärtig (1816) eine der ersten Schauspielerinnen beim Theater Français in Paris, spielt die Prinzessin in der Tragödie und die jungen naiven Mädchen (les ingénuités) in der Comödie. Sie ist in Paris geboren und debütirte 1799. Pelissot glaubte sich jedoch für sie erklären zu müssen, lobte ihr Spiel in einem an sie gerichteten Briefe, und munterte sie auf, ihre rühmlich begonnene Laufbahn zu verfolgen. Die berühmte, damals 80jährige Schauspielerin Dumesnil übernahm nun ihre eigentliche Bildung, und 1801 debütirte sie zum zweitenmale in Paris. Sie gilt jetzt allgemein für eine treffliche Künstlerin. **Pamela** (von Frz. v. Neufchateau), **Melanie** (von Laharpe) und **Monime** (im Mithridat) gehören zu ihren vorzüglichsten Rollen im Trauerspiele. Doch ist sie in diesem nicht so groß, als im Lustspiele und besitzt den Vorzug vor allen ihren Mitschauspielerinnen, die in beiden Gattungen auftreten, die Diction der Tragödie auf keine Weise in die Comödie überzutragen, sondern den leichten, freien und dabei doch gehaltenen Conversationston vollkommen inne zu haben. Wenn sie freilich die vollendete Kunstfertigkeit der Demoiselle Mars nicht erreicht, so gewinnt ihr Spiel dagegen durch eine hinlänglich von Studium und Kunst unterstützte Natürlichkeit und graziöse Lebhaftigkeit einen eigenthümlichen Reiz. Sie spielt auch Männer-Rollen und ihr Triumph in dieser Art ist der Page in Figaro's Hochzeit. Sie war mit unter den Mitgliedern des Théatre français, welche Napoleon ausgewählt hatte, den Erfurter Königs-Kongreß zu unterhalten; ging auf Alexanders I. Wunsch 1809 nach Petersburg, gefiel dort besonders als **Eugenia**, deklamirte mit Beifall 1809 in Königsberg vor der verstorbenen Königin Luise von Preußen, und kehrte dann nach Paris zurück, wo man fortfährt, ihrem Talent die verdiente Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Bourignon (Antoinette), wurde am 13ten Januar 1616 zu Lille geboren, und kam dergestalt von der Natur verhäßlicht zur Welt, daß ihre Familie Rath unter sich hielt, ob man das Kind, gleich einem Ungeheuer, nicht ersticken solle. Auch war ihr sich frühzeitig sehr glänzend entwickelnder Verstand nicht vermögend, die Häßlichkeit ihrer Gestalt vergessen zu machen. Das Lesen mystischer Bücher und der Geschichte der ersten Christen erhitzte ihre Einbildungskraft dergestalt, daß sie Erscheinungen zu haben vorgab und sich berufen fühlte, den reinen, einfachen Geist des Evangeliums wiederherzustellen. In ihrem zwanzigsten Jahre wollte man sie verheirathen; aber im Augenblicke, wo zu der Ceremonie selbst geschritten werden sollte, entfloh sie in Mannskleidern. Durch die Vermittlung des Erzbischofs von Cambray kam sie in das Kloster des heiligen Simphorius, wo sie ihre Meinungen verbreitete, einige Nonnen für dieselben gewann, und sich bald an der Spitze einer bedeutenden Partei sah. Eben wollte sie mit ihren Proselytinnen entfliehen, als der Beichtvater des Klosters dies Vorhaben entdeckte und die Bourignon aus der Stadt jagen ließ. Nun durchstreifte diese das Land, und wurde, als ihr die beträchtliche Erbschaft ihres Vaters zugefallen war, zur Vorsteherin des Hospitals Notre-Dame-des-sept-Plaies zu Lille ernannt. Hier hatte sie neue Erscheinungen, und glaubte nichts als Zauberer und böse Geister zu erblicken. Dadurch gerieth ihr Kopf dergestalt in Verwirrung, daß die

Polizei ihre Entfernung aus Lille bewirkte. Nun durchreisete sie Flandern, Brabant, Holland, und kam endlich nach Amsterdam, wo sich damals viel Religionsneurer aufhielten, und wo die Bourignon deshalb anfangs einiges Aufsehen erregte. Ihr Haus diente allen Religionssecten zum Versammlungsorte, und es gab keine Thorheit, die nicht in demselben ausgeübt wurde. Als sie nun aber auch ihre religiösen Träumereien in die Politik übertragen wollte, da stand unsere wackre Heldin auf dem Punkte, arretirt zu werden, fand aber Gelegenheit, nach Holstein zu entfliehen. Diese herumirrende Lebensart mußte sie nothwendig vielen Gefahren aussetzen, ob sie gleich behauptete, ein Gegenmittel gegen jede Art von Beleidigung zu besitzen. Denn sie war nicht allein an und für sich selbst sehr keusch, sondern sie glaubte auch denjenigen Personen, die sich ihr näherten, die Keuschheit ebenfalls mitzutheilen. Dies letztere wird man nach dem, was wir oben von ihren persönlichen Reizen gesagt haben, leicht zu glauben geneigt seyn. Dennoch ist es erwiesen, daß sie zu verschiedenen Malen die heftigste Liebe eingeflößt hat. So z. B. verliebte sich ein gewisser Seb. Saulien in sie, der, nachdem er sie zu verführen gesucht hatte, sie endlich heirathen, und als sie auch dies ausschlug, ihr gar Gewalt anthun wollte. Vorher hatte schon der Anverwandte eines Pfarrers in der Gegend von Lille denselben Versuch gemacht, und endlich mußten sich gar die Gesetze ins Mittel schlagen, um die Ehre dieses außerordentlichen Mädchens außer Gefahr zu bringen. Schon im sechzigsten Jahre, hatte sie noch nichts an der Lebendigkeit und Thätigkeit des Geistes verloren. Da die Verbreitung ihrer Lehre zu langsam von Statten ging, so ließ sie unter ihren Augen beinahe alle ihre Werke in französischer, deutscher und flamänischer Sprache drucken. Noch einmal sollte sie die Aufmerksamkeit der öffentlichen Gerichte auf sich ziehen; sie befand sich nämlich an der Spitze einer zahlreichen Religionssecte, die sich jedoch streng verborgen hielt, als das Verbot an sie erging, von der Druckerei, die sie in ihrem Hause hatte, Gebrauch zu machen. Da sie jedoch keinen Gehorsam leistete, schaffte man sie fort. Sie reisete ab, indem sie ihre Druckerei nebst ihren Papieren auf einem Wagen mit sich führte. Zu Straßburg wäre sie bald als Zauberin vom Volke gesteinigt worden. Auch aus Hamburg wurde sie fortgejagt, worauf sie sich nach Ostfriesland begab, wo sie der Baron von Lutzburg zur Vorsteherin eines Hospitals einsetzte. Aber auch von hier wurde sie ihres unruhigen Geistes wegen verwiesen, und starb endlich am 30sten Oct. 1680 auf ihrer Rückreise nach Holland zu Franecker. Was den eigentlichen Geist ihrer Lehre anbetraf, so behauptete sie, daß die wahre Kirche erloschen sey, daß Gott ihr aber befohlen habe, dieselbe wieder aufzurichten. Diese sonderbare Person war übrigens von lebhaftem, durchdringendem Geiste; ihr Styl besaß Leichtigkeit und hinreißende Beredsamkeit. Sie hat nahe an 22 dicke Bände eigener Werke hinterlassen.

Bourrienne (Fauvelet de), Exgeheimschreiber und Schulgefährte Napoleons, Staatsrath ꝛc., ist den 9ten Juli 1769 in Sens geboren, mit Bonaparte in der Militairschule zu Brienne erzogen und sehr eng mit ihm verbunden gewesen. Zur Diplomatik bestimmt, bezog er 1788 die leipziger Universität, wo er Sprachen und Staatsrecht studirte, und hernach eine Reise nach Polen machte. 1792 ward er als Legations-Secretair nach Stutgard geschickt; ging dann wieder nach Leipzig, wurde dort als verdächtig verwiesen, und kam endlich nach Paris, wo der Eifer, den er für die Revolution zeigte, sein

Löſchung von der Emigrantenliſte bewirkte, auf welcher er bei ſeiner erſten Anweſenheit in Deutſchland eingetragen worden war. Doch konnte er keine Stelle erhalten, bis endlich Bonaparte an die Regierung kam, der ihn ſogleich zu ſeinem Geheimſchreiber machte, und den er von nun an überall begleitete, nach Italien, Aegypten, bei Marengo ꝛc. Er ward dann zum Staatsrath ernannt. Von 1801 bis 1805 aber war er in Ungnade wegen einiger Bankſpeculationen, die ſeinem Gebieter mißfielen. Dann ward er als franzöſiſcher bevollmächtigter Miniſter beim niederſächſiſchen Kreis nach Hamburg geſchickt. Dort gab es wieder Mißhelligkeiten wegen einer Finanzſpeculation, worin der engliſche Handel mit verwickelt war; doch machten wohl ſeine Jugendfreundſchaft mit Napoleon, daß Bourrienne nicht in dem politiſchen Sturme unterging, der den Marſchall Brüne und den Conſul Lachevardière ſo ungeſtüm ergriff. Er blieb in Hamburg und ſammelte ſich ein ungeheures Vermögen. Ende 1813 kam er nach Paris und war Zeuge von Napoleons Sturz. Die proviſoriſche Regierung ernannte ihn zum General-Poſtdirector; doch Ludwig XVIII. beſtätigte ihn nicht, ſondern machte ihn bloß zum titularen Staatsrath. Erſt fünf oder ſechs Tage vor Napoleons Rückkehr übergab ihm der König das Portefeuille der Polizeipräfectur. Napoleon ſetzte ihn auf die Proſcriptionsliſte und zog ſein Vermögen ein. Er floh nach Belgien; und der König bei ſeiner Zurückkunſt entſchädigte ihn, indem er ihn zum wirklichen Staatsrath und Geheimen Rath machte. Auch ward er Präſident des Wahlcollegiums des Yonne-Departements, welches ihn darauf zum Deputirten bei der Kammer ernannte.

Bourſault (Edme), geboren zu Muci-l'Eveque in Bourgogne im Jahr 1638, wuchs ohne alle Erziehung auf, und kam 1651 nach Paris, ohne mehr als das Patois ſeiner Provinz zu verſtehen. Hier lernte er franzöſiſch ſprechen und ſchreiben, und brachte es in kurzem ſo weit, daß man ihm den Auftrag gab, ein Buch für die Erziehung des Dauphins abzufaſſen. Dieſes Buch, betitelt la veritable étude des Souverains, gefiel dem Könige dergeſtalt, daß er Bourſault zum Unterlehrer ſeines Sohnes ernannte. Bourſault ſchlug die Stelle aus, weil er kein Latein verſtehe. Aus demſelben Grunde wollte er nicht in die Akademie treten. In ſeiner Jugend hatte er eine Zeitung in Verſen unternommen, welche den König und den ganzen Hof ſehr beluſtigte, und ihm eine Penſion von 2000 Franken eintrug. Da er aber eines Tages ein luſtiges Abenteuer, das einem Capuziner begegnet war, zum Beſten gegeben hatte, bewirkte der Beichtvater der Königin, daß die Zeitung unterdrückt wurde, und ohne den Schutz des großen Condé würde Bourſault ſelbſt in die Baſtille geſetzt worden ſeyn. Eine andere Zeitung wurde wegen zweier boshaften Verſe auf den König Wilhelm, mit dem man eben in Friedensunterhandlungen ſtand, ebenfalls unterdrückt. Glücklicher war er auf dem Theater. Mehrere ſeiner Stücke wurden mit dauerndem Beifalle gegeben, unter andern Le Mercure galant, Esope à la ville und Esope à la cour. Seine beiden Tragödien, Marie Stuart und Germanicus, von welcher letztern Pierre Corneille ſehr günſtig urtheilte, ſind völlig vergeſſen. Bourſault hatte das Unglück, mit Molière und Boileau in Streit zu gerathen. Er machte eine abſcheuliche Kritik von der Ecole des femmes unter dem Titel: Le portrait du peintre, und Molière züchtigte ihn dafür in ſeinem Impromptu de Versailles. Um ſich an Boileau zu rächen, der ihn in ſeinen Satiren angebracht hatte, ſchrieb er ein Luſtſpiel unter dem Titel: Satyre des satyres, deſſen Aufführung aber

Boileau verhinderte. Boursault nahm in der Folge eine edlere Rache. Er hörte, daß Boileau sich in den Bädern von Bourbonne in Geldverlegenheit befände, eilte zu ihm und nöthigte ihn, ein Darlehn von 200 Friedrichsd'or anzunehmen. Dieser, von einer solchen Großmuth gerührt, schenkte ihm seine Freundschaft, und strich den Namen Boursault aus seinen Satiren weg. Boursault starb zu Monluçon im Jahre 1701. Sein Theater enthält sechzehn Stücke; ferner hat man von ihm folgende Werke: Le prince de Condé; Le Marquis de Chavigny; Artémise et Poliante; Ne pas croire ce qu'on voit; Lettres à Babet und Lettres nouvelles, accompagnées de fables etc.

Boussole heißt die Magnetnadel mit ihrem Gehäuse (s. Compaß); auch versteht man darunter einen ganzen, zu Messungen bestimmten Apparat, einen Meßtisch, weil die Boussole einen Haupttheil desselben ausmacht.

Boxen ist eine eigene Art von Faustkämpfen, die zu den nationellen Eigenthümlichkeiten der Engländer gehören. Es gibt eigene Boxer, die aus ihrer Fertigkeit ein Gewerbe machen, und für Bezahlung theils die Fehden Anderer ausfechten, theils sich unter einander in einem Kreise von Zuschauern bekämpfen. Die Boxkunst besteht in der Fertigkeit, sich selbst zu decken und dem Gegner Stöße, besonders auf den Unterleib mit der Faust beizubringen. Sie hat gewisse Regeln und Observanzen, die allgemein beobachtet werden. So lange z. B. der Eine auf der Erde liegt, darf ihn der Andere nicht schlagen. Gewöhnlich sind die Kämpfer bis auf die Hüften entkleidet. Derjenige, der zuerst den Wunsch erklärt, aufhören zu wollen, ist der Ueberwundene.

Boydell (John), geboren 1730, verdient einen Platz in der Kunstgeschichte Englands wegen des Einflusses, den seine großen Unternehmungen auf die Fortschritte der Künste in diesem Lande gehabt haben. Die wichtigste ist ohne Zweifel seine Gallerie Shakspeare's, für die er alle großen Maler und Kupferstecher seiner Zeit arbeiten ließ, und auf die er Millionen verwandte. Er gab außerdem viele andere Sammlungen von Kupferstichen heraus, unter welchen sich die Gallerie Houghtons auszeichnet, welche die Kaiserin Catharina an sich kaufte. Man verdankt ihm ferner ein Buch von höchstem Interesse, welches unter dem Namen Liber veritatis bekannt ist, und aus einem Facsimile des köstlichen Bandes besteht, in welchem Claude Lorrain zum Andenken eine Zeichnung von allen seinen Gemälden niederlegte, und dessen Original der Herzog von Devonshire besitzt. Endlich führen wir noch an seine Collection of prints, engraved after the most capital paintings in England, 6 Vol. (von denen die beiden ersten Bände trefflich sind.) Boydell genoß der höchsten Achtung, und war Sheriff und Lord-Major. Er starb 1804.

Boyeldieu (Adrien), geboren zu Rouen gegen das Jahr 1770, ist ein Zögling von Broche, Organisten an der dortigen Domkirche. Gegen das Jahr 1795 kam er nach Paris, und machte sich bald durch sein Talent als Clavierspieler und Romanzencomponist bekannt. In letzterer Eigenschaft fand er außerordentlichen Beifall, und seine Romanzen, S'il est vrai que d'être deux, Le menestrel, u. a. waren in Aller Munde. Er wurde beim Conservatorium als Professor des Pianoforte angestellt, und bildete hier treffliche Zöglinge und in großer Anzahl; er war einige Zeit Capellmeister des Kaisers von Rußland, befindet sich aber jetzt wieder in Paris. Für das Theater hat er folgende komische Opern geschrieben: La famille suisse, Zoraime et Zulmar, Montbreuil et Verville, La dot de Suzette, Les méprises espag-

noles, Benjowsky, Ma tante Aurore und Le Calife de Bagdad. Boyeldieu glänzt vorzüglich in der Romanze, und ist unter den Componisten, was Moncrif unter den Dichtern Frankreichs ist.

Boyle (Robert), ein berühmter englischer Philosoph, geboren zu Lismore in Irland im Jahre 1626, war der siebente Sohn von Richard, Graf von Cork und Orrery, der ihn einer Amme auf dem Lande mit dem Auftrage übergab, ihn zu erziehen, als ob er ihr Kind wäre. Dessen ungeachtet hatte er stets eine schwache und kränkliche Constitution. Er zeigte in seinen ersten Studien einen sehr entschiedenen Geschmack für die Wissenschaften. Im Jahre 1638 beschloß sein Vater, ihn, unter der Leitung eines verständigen und unterrichteten Mannes, reisen zu lassen. Sie gingen durch Frankreich nach Genf, wo sie ihre Studien mehrere Jahre lang fortsetzten. Im Jahre 1641 reisete Robert nach Italien, wo er jedoch nicht lange verweilte. Als er sich 1642 in Marseille aufhielt, hörte er von dem Ausbruche der Rebellion in Irland. Er gerieth dadurch in Geldverlegenheiten, die ihm erst 1644 nach England zurückzukehren erlaubten. Inzwischen hatte ihn der Tod seines Vaters in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens gesetzt. Er zog sich auf ein Landgut in Staibridge zurück, wo er sich eifrigst mit den Wissenschaften, besonders mit der Physik und Chemie, beschäftigte. Er war eines der ersten Mitglieder einer gelehrten Gesellschaft, welche sich 1645 bildete, und anfangs unter dem Namen eines philosophischen Collegiums ihre Versammlungen hielt, nachher aber vor den bürgerlichen Unruhen nach Oxford flüchtete, und nach der Wiederherstellung der Regierung von Carl II. unter dem Namen der königlichen Gesellschaft bestätigt wurde. Robert Boyle beschäftigte sich während seines Aufenthalts zu Oxford mit der Vervollkommnung der von Otto von Guerike erfundenen Luftpumpe, die er zu lehrreichen Versuchen über die Luft und andere Substanzen anwandte. Der aristotelischen Philosophie kämpfte er entgegen, da er, wie Baco, den Weg der Erfahrung für den einzig zuverlässigen hielt, um die Wahrheit zu finden. Allen Systemen feind, erhob er sich auch gegen die damals angenommene Lehre der Chemiker, welche das Salz, den Schwefel und Mercur für die Grundstoffe der Körper ausgaben, und zeigte durch die Erfahrung die Unstatthaftigkeit dieser Hypothese. Er gab in der Materie nur rein mechanische Eigenschaften zu. Jedes Jahr seines Lebens ward durch neue Versuche bezeichnet, welche dazu dienten, Irrthümer zu vernichten und zu allgemeinern Wahrheiten zu führen. Ihm verdankt man die erste genaue Kenntniß von der Einsaugung der Luft bei den Verkalkungen und Verbrennungen, und von der Zunahme des Gewichts der Metallkalke; Beobachtungen, die lange nachher der neuern Chemie zur Basis gedient haben. Im Allgemeinen ist er der erste Führer derer, welche die chemischen Phänomene der Luft studirten, und der Vorläufer eines Mayow, Hales, Cavendish und Priestley gewesen. Robert Boyle war eben so thätig für die Religion als für die Philosophie, und entwickelte dabei Geistesfähigkeiten, die selten in einem harmonischen Vereine gefunden werden. In allen seinen philosophischen Arbeiten zeigte er einen geraden, methodischen, nur auf die Erfahrung fußenden Geist. Dabei aber besaß er eine lebhafte, bewegliche, zu phantastischen Ideen hingezogene Phantasie, welche in seiner frühen Jugend durch die Lectüre des Amadis von Gallien auf eine Weise geweckt worden war, daß der Einfluß davon stets sichtbar blieb. Schon von Natur war Boyle zur Schwermuth geneigt, und diese Stimmung

ward durch mehrere Ereignisse noch vermehrt. Besonders machte der Anblick der großen Karthause zu Grenoble, die Wildheit der Gegend, so wie das strenge einsiedlerische Leben der Geistlichen daselbst einen tiefen Eindruck auf ihn. Der Teufel, so sagt er selbst, habe, seine tiefe Schwermuth benutzend, seine Seele mit Schrecken erfüllt, und ihm Zweifel gegen einige Hauptdogmen der Religion eingeflößt. Dieser Zustand war ihm so unerträglich, daß er sich versucht fühlte, durch einen freiwilligen Tod sich davon zu befreien. Nur die Furcht vor der Hölle hinderte ihn daran. Indem er sich im Glauben zu stärken suchte, fand er die bis auf ihn erschienenen Schriften zur Vertheidigung der Religion für seinen Geist nicht hinreichend. Um selbst die Werke im Originale kennen zu lernen, welche die Grundlage derselben sind, unternahm er das Studium der orientalischen Sprachen, besonders des Hebräischen, und verband sich auf das innigste mit Pococke, Thomas Hyde, Samuel Clarke, Thomas Berlow u. s. w. Das Resultat dieser Studien war eine Ueberzeugung, die sich theils in theologischen Schriften, theils in wohlthätigen und großmüthigen Handlungen äußerte. Er stiftete öffentliche Lehrstunden, um neue Beweise für die Lehrsätze der christlichen Religion vorzutragen, und dieser Stiftung verdanken wir die schönen Reden Samuel Clarke's über das Daseyn Gottes. Er beförderte die Missionsanstalten in Indien, und ließ die Bibel auf seine Kosten ins Irländische und Galische übersetzen und drucken. Mit seinen religiösen Grundsätzen verband er die reinsten Sitten, eine seltene Bescheidenheit, Wohlthätigkeit und Uneigennützigkeit. So lange er lebte, stand er in der höchsten Achtung. Er starb zu London 1691, und ward in der Westminsterabtei beerdigt.

Verzeichniß

der

im ersten Bande enthaltenen Artikel.

A Seite 1
Aachen —
Aachner Friede —
Aeacus 2
Aargau] —
Abbé —
Abbilden —
Abbt 3
Abdera —
Abdruck —
Abel 5
Abelard —
Abend 7
Abendmahl —
Abendmahlsgericht 10
Abensberg —
Abenteuerlich 12
Aberglaube 13
Aberli 14
Aberwitz —
Abgaben —
Abgötterei 16
Abguß —
Ab intestato 17
Abirrung des Lichts —
Ablaß 18
Ablauf 19
Ablegen —
Abprotzen —
Abraham —
Abraham a Santa Clara 20
Absicht 21
Absolut —
Absonderungsvermögen —
Abstammung des Menschengeschlechts S. 21
Abstand 22
Absteigende Linie 23
Absteigung —
Abstract —
Abstrebekraft —
Abstufung —
Abt —
Abtakeln 24
Abukir —
Abulfeda 25
Abweichung 26
Abwesenheit —
Abyssinien —
Abzugsrecht 27
Acatholici —
Accent —
Acceptant 28
Accessit 29
Accidens —
Accise —
Accommodation 30
Accompagnement —
Accord —
Accord 31
Achäer —
Achat 32
Achenwall —
Acheron 33
Achilles —
Achilles Tatius 34
Achmet III. —
Achromatisch 35

Acht S. 35
Acidum —
Ackerbau —
Ackermann 36
Acre —
Acrostichon 37
Act —
Actie —
Action 38
Actium —
Activhandel —
Acton —
Acustik 39
Adagio 40
Adam 41
Adam —
Adams 42
Adams 43
Adanson 44
Adäquat 45
Addington —
Addison 47
Adel 49
Adelstan 52
Adelung —
Adept 53
Aderlaß —
Adern 56
Ades 57
Adhäsion —
Aedilen —
Adjustiren —
Adjutant 58
Adler —
Admet 59
Admiral —
Adonis —
Adonisch 60
Adoption —
Adrastea 61
Adriatisches Meer —
Advocat —
Adyton 62
Aerodynamik —
Aerolithen —
Aerostat —
Aerostatik 65
Affect —
Affectation 66
Affiliiren 67
Affinität —
Affry —
Afrika 62
Agamemnon 71
Aganippe S. 71
Agathodämon —
Agathon —
Agende —
Agent —
Aegeria —
Agesilaus 72
Aegeus —
Aggregat —
Aegide —
Agio —
Aegisthus 73
Aglaja —
Agnaten —
Agnes Sorel —
Agnus Dei 74
Agon —
Agrarische Gesetze —
Agrippina —
Aegypten (Landung und Feldzug der Franzosen in) 83
Ahnen 92
Ahnung —
Ahriman —
Ajax 93
Aiguillon —
Aikin 94
Aissé —
Akademie 95
Akbar 97
Akenside —
Aktäon 98
Alabaster —
Alamanni —
Alarich —
Alaun 100
Alba —
Albani 102
Albanien 103
Alberoni —
Albert 104
Albingenser 105
Albini —
Albino —
Albinus 106
Albion —
Alboin —
Albrecht I. 107
Albrecht II. 110
Albrechtsberger —
Albuquerque —
Alcalde 111
Alcäus —
Alceste 112

Alchymie S. 112
Alcibiades 114
Alcides 117
Alcmäon —
Alcudia 118
Alcuinus 119
Aldobrandini 120
Alekto —
Alemannen —
Alembert d' 121
Aleppo 123
Alexander der Große —
Alexander Newski 128
Alexander VI. —
Alexander I. 129
Alexandria 132
Alexandriner 133
Alexandrinisches Zeitalter —
Alexis 134
Alfieri 135
Alfred 138
Algarotti 139
Algebra 140
Algier —
Alicante 141
Alkali 142
Alkamenes —
Alkmar —
Alkohol 143
Alla Breve —
Allah —
Alle für Einen —
Allegorie —
Allegri 148
Allegro —
Allemande —
Allianz —
Alligation 150
Alliteration 151
Allodium —
Allrunen —
Alluvionsrecht 152
Almanach —
Al marco —
Almeida —
Almosen —
Aloiden 153
Alp —
Alpen —
Alphabet 154
Alpheus —
Alphons III. 155
Alphons X. —
Alphons V. 156
Alphons I. S. 157
Alphons V. 158
Alt —
Altar —
Altenburg 159
Alter 160
Alterthümer 163
Altona 165
Altranstädter Frieden —
Alxinger —
Amadis —
Amalgama 166
Amalia 168
Amalthea 169
Amarant —
Amathus —
Amazonen —
Ambassadeur 170
Amboina —
Ambra —
Ambrosia —
Ambrosius —
Amerigo Vespucci 171
Amerika 172
Amethyst 174
Ameublement 175
Amiens —
Aemilius Paulus —
Amiot 176
Amman —
Ammon —
Amnestie —
Amor 177
Amortisiren —
Amphibie 179
Amphictyonengericht —
Amphion 180
Amphitheater —
Amphitrite —
Amphitruo —
Amputation 181
Amsterdam 182
Amulet 183
Amurath I. —
Amurath II. —
Anabaptisten 184
Anacharsis —
Anachoret —
Anachronism —
Anaclasis —
Anadyomene —
Anagramm 185
Anakreon —
Analogie —

Analysis S. 186
Anamorphose 187
Anapäst —
Anarchie —
Anathema —
Anatomie —
Anaxagoras 190
Andante —
Andrea —
Andreas 191
Andromache —
Andromeda —
Aeneas 192
Anesidemus 193
Anevrisma —
Anfossi 194
Angarien —
Angeln —
Angelo (Michael) 195
Angenehm 196
Anglaise —
Anglicanische Kirche 197
Angriff 198
Anhalt 199
Ankarström 200
Anker 201
Anlage 202
Anleihen —
Anmuth 203
Anna von England —
Anna Iwanowna 205
Annaberg —
Annaten 206
Annamination —
Annuitäten —
Anodyna 207
Anomalie —
Anordnung —
Anorganisch 208
Anquetil du Perron —
Ansatz 210
Anschauung —
Anschauungslehre —
Anson 212
Anspach 213
Anstand 214
Ansteckung —
Antäus —
Antenor —
Anteros 215
Anthologie —
Anthropoliten —
Anthropologie —
Anthropomorphismus S. 216
Anticaglien —
Antigone —
Antigonus 216
Antik 217
Antillen 222
Antinomie 223
Antinous —
Antiochus 224
Antiope —
Antipater —
Antipathie 225
Antiphlogistische Chemie —
Antiphonie —
Antiphrasis 226
Antipoden —
Antiquitäten —
Antisthenes —
Antithese —
Antitrinitarier —
Antoinette 227
Antoninus Pius 231
Antoninus (Marcus Aurelius) —
Antonius 232
Antraigues 236
Antwerpen 237
Anubis 238
Anville d' —
Anwurf 239
Anziehung —
Aeolier 240
Aeolus —
Aeolsharfe 241
Aeon —
Apanage —
Apathie —
Apelles —
Apenninen 243
Aphrodite —
Apicius —
Apis —
Apokalypse 244
Apokryphische Bücher —
Apodiktisch —
Apollo —
Apollonius 245
Apolog 247
Apophthegma —
Apoplexie —
Apostasie —
Apostel —

A posteriori Seite 248
Apostolisch —
Apostroph —
Apothekerkunst —
Apotheose 251
Appellation 252
Appische Straße —
Appius Claudius —
Applicatur 253
Approchen —
A priori —
Apulejus 254
Aquäduct —
Aquarel 255
Aqua Tinta —
Aqua Toffana 256
Aequator —
Aequinoctium —
Arabesken 257
Arabien —
Araber —
Arabische Literatur 259
Arachne —
Arachnologie —
Aragon —
Arak 267
Aranda —
Aräometer —
Ararat 268
Arbitrage —
Arc (Jeanne d') —
Arcade —
Arcanum —
Arcesilaus —
Archaismus 269
Archäologie —
Archenholz 270
Archilochus 274
Archimandrit —
Archimedes —
Archipelagus 275
Architektonik 276
Architrab —
Archonten —
Arçon —
Are —
Aere 277
Areopagus —
Arethusa —
Aretino —
Argandische Lampe 279
Argens d' —
Argonauten 280
Argus 293
Ariadne Seite 283
Arianer —
Arie 285
Arion —
Arioso —
Ariosto —
Arisch Ek 287
Aristarch —
Aristides —
Aristipp 288
Aristokratie 289
Aristomenes —
Aristophanes 290
Aristoteles 291
Arithmetik 293
Arkadien —
Arkadische Gesellschaft 294
Arkwright —
Armada 295
Armbrust —
Armée —
Armenien —
Armenwesen 297
Armfelt 299
Arminianer 300
Arminius —
Armuth 304
Arnaud —
Arnault 305
Arnauten —
Arnd 306
Arnold —
Arrende 307
Arria —
Arriergarde —
Arright —
Arsenik 308
Artemis —
Artemisia —
Arterien —
Arthritisch —
Arthur 310
Artikel —
Artillerie —
Artois —
Arundellanische Marmor 312
Aruspex —
Arzneikunde —
Arzt 315
As 319
Asbest —
Ascanius 320
Asceten —
Asche 321

Aschermittwoch	Seite 321
Aeschines	—
Aeschylus	—
Aesculap	323
Asen	323
Asien	—
Asklepiadeische Verse	329
Asmodi	—
Aesop	330
Asparn	—
Aspasia	332
Aspecte	333
Asphyxie	334
Assas	—
Assassinen	335
Assecuranz	—
Assiento-Tractat	—
Assignat	336
Assimilation	—
Assisengericht	337
Assonanz	—
Association der Ideen	—
Assyrien	338
Asthenie	—
Aesthetik	339
Aesthetisch	343
Asträa	—
Astrognosie	344
Astrolabium	—
Astrologie	—
Astronomie	345
Asyl	353
Atabaliba	354
Atalanta	—
Ate	—
Athalia	—
Athamas	355
Atheismus	—
Athen	356
Athene	—
Aether	—
Aethiologie	357
Aethiopier	—
Athleten	—
Athmen	358
Athos	—
Atalantis	—
Atlas	359
Atmosphäre	—
Atmosphärische Luft	360
Aetna	361
Aetolier	—
Atomen	—
Atonie	362
Atreus	Seite 363
Atropos	—
Attika	—
Attika	364
Attila	—
Attitüden	367
Attraction	370
Attribut	—
Atys	374
Aetzkraft	—
Aetzkunst	—
Aubaine (droit d')	375
Auckland	—
Audebert	376
Auditeur	377
Auerstädt	—
Auferstehung	378
Auffodern	379
Aufgang der Sterne	—
Aufgebot	380
Aufklärung	—
Auflage	—
Auflösung	381
Aufnehmen	—
Aufriß	—
Aufruhr	—
Aufsteigung	383
Auftritt, Aufzug	—
Auge	—
Augenmaß	386
Augereau	—
Augias	388
Augsburg	—
Augsburgische Confession	—
Augurn	—
August II.	389
August III.	394
August (Friedrich)	395
Augustinus	399
Augustus	400
Aurengzeyb	405
Aurora	—
Ausbeute	406
Ausbruch	—
Ausdruck	—
Ausdünstung	407
Ausfall	408
Ausgedinge	—
Auslegung	409
Ausonius	—
Auspicien	—
Aussatz	—
Außenwerke	410
Aussüßen	411

Ausstellung	Seite 411	Bahama-Inseln	Seite 448
Austerlitz	415	Bahrdt	—
Austrägal-Instanz	415	Bailly	450
Australien	—	Bairaktar	452
Auswanderung	417	Baizen	—
Auswechselung	—	Bajaderen	—
Authentisch	418	Bajazet I.	453
Autocratie	—	Bajazzo	454
Auto da Fé	—	Balaniten	—
Autodidacten	—	Balbeck	—
Automat	419	Balboa	—
Autonomie	—	Balde	455
Auvergne	420	Balearen	—
Avarien	421	Ballade	456
Avantgarde	—	Ballei	—
Averie	—	Ballet	—
Averani	422	Ballist	—
Avernus	—	Ballistik	—
Avers	423	Ballspiel	457
Avignon	—	Balsame	—
Avocatorien	—	Balsamiten	458
Axe	—	Baltimore	—
Axiom	—	Baltisches Meer	—
Azimuth	424	Balzac	459
Azoren	—	Bamberg	—
Azur	425	Bambocciaden	460
Azara	—	Band	—
		Bandello	—
		Bandwurm	461
B	427	Bank	462
Baake	—	Banks	463
Baarrecht	—	Bann	464
Babet	—	Banner	—
Babeuf	—	Bannerherr	—
Babo	—	Bannus	—
Babylonien	428	Banquerott	—
Baccalaureus	429	Banquette	—
Bacchius	—	Banti	465
Bacchus	—	Bär	—
Bacchylides	431	Baratier	—
Baccio della Porta	—	Barbados	466
Bacciochi	432	Barbarei	—
Bach	—	Barbaren	—
Bachaumont	433	Barbetten	—
Backhuysen	—	Barbiton	—
Baco (Franz)	434	Barbou	—
Baco (Roger)	437	Barby	467
Baden	439	Barca	—
Baden-Baden	442	Barcarolles	—
Bäder	443	Barcelona	—
Baert	446	Barclay de Tolly	468
Bagdad	—	Barden	469
Baggesen	447	Bardiet	470
Bagrathion	—	Bardili	—

Barère Seite 471
Barfüßer Mönche 473
Bariton —
Barlow —
Barmen 473
Barmherzige Brüder —
Barnabiten —
Barnave —
Barnes 474
Barneveldt 475
Barometer 476
Baron (M.) 478
Baron —
Barras —
Barre 480
Barri du —
Barrieretractat 481
Barros 482
Bart —
Barthelemy (J. J.) 483
Barthelemy (F.) 484
Barthelemy —
Bartholomäer 485
Bartholomäusnacht —
Bartolozzi —
Basalt —
Baschkiren 486
Basedow —
Basel 487
Basilica —
Basilius —
Basilisk 488
Basis —
Baskerville —
Basquen —
Basrelief 480
Baß —
Bassa 490
Basselisse —
Basse-taille —
Bassethorn —
Bassompierre —
Bastard 491
Bastia —
Bastille —
Bastion —
Bataillon 492
Batarde —
Bataver —
Batavia 493
Bath —
Bathos —
Bathyll 494
Batrachomyomachie —
Batterie Seite 494
Batteux 495
Battoni 497
Bauart —
Bauchredner 498
Bauer —
Bauernkrieg —
Baukunst 500
Baukunst (Geschichte der) 505
Baum 511
Baumannshöhle 512
Baumgarten (A. G.) —
Baumgarten (J. S.) 514
Baumschlag —
Baumwerk 515
Baumwolle —
Baumwollenspinnmaschinen 516
Baurisse —
Bautzen —
Bautzen (Schlacht bei) 517
Bavius 519
Baxter —
Bay —
Bayard —
Bayern 522
Bayle 535
Baylen (Capitulation von) 537
Bayonne 538
Bayreuth 539
Bazar —
Beattie —
Beaucaire 540
Beauharnais (A.) —
Beauharnais (F.) 541
Beaumarchais —
Beaumont (Fr.) 544
Beaumont (Mad.) 545
Beaune —
Beaurepaire —
Beccaria (C.) 546
Beccaria (G. B.) —
Becher 547
Beck —
Becken 548
Becker (W. G.) —
Becker (R. Z.) 550
Becker (D.) 551
Becket (Thomas) —
Beckmann 553
Beda —
Bedeckter Weg 554
Bedeutung —
Bedienung des Geschützes 555
Bedingung —

Bedlam Seite 556
Beduinen —
Beelzebub —
Beerdigung —
Beethoven 558
Befehlen —
Befestigungskunst 559
Befruchtung —
Befugniß 560
Beg 561
Begehrungsvermögen —
Begeisterung —
Beglaubigungsschreiben 563
Begleitung —
Beglerbeg 565
Begnadigungsrecht —
Begräbnißplätze —
Begreifen 567
Begriff —
Beguinen 568
Behaim 569
Behandlung —
Beichte 570
Beil 571
Beilbrief 572
Beiram —
Beireis —
Beiwerk 573
Beiwort 574
Beizen —
Belagerung —
Belehnung 575
Belemniten —
Beleuchtung —
Belgier 576
Belgrad —
Belial —
Belisar —
Bellart (Nic. Fr.) 578
Belle-Alliance 579
Belleisle —
Bellerophon —
Bellona 580
Belloy —
Belohnung 581
Belt 582
Belvedere —
Bembo 583
Benares 585
Bench 586
Benda (Fr.) —
Benda (G.) 587
Bender 589
Benedict XIV. —
Benedictiner Seite 591
Benedictus (St.) —
Bengalen —
Bengel 592
Benjowski —
Bennigsen 594
Benserade —
Bentheim —
Bentley 595
Benzel-Sternau 596
Beobachtung —
Bepunkten 598
Berchtold 599
Beredsamkeit 600
Berengar 601
Berenhorst —
Berenice 602
Berennen —
Berezina —
Berg 604
Bergamo 608
Bergbau —
Berge 609
Bergen 612
Berger (Ludw. v.) 613
Berghem 614
Bergmann 615
Bergstraße 616
Berill —
Bering —
Berkeley 617
Berlichingen 618
Berlin 619
Berlin (Decret von) 621
Berline —
Berliner Blau —
Bern —
Bernadotte 623
Bernard —
Bernardin 624
Bernburg 625
Bernhard (St.) —
Bernhard 626
Bernhardiner 628
Bernhardsberg —
Berni 629
Bernier —
Bernini 632
Bernis 635
Bernoulli 637
Bernstein 639
Bernstorf —
Berquin 642
Berthier —

Berthoud	Seite 643	Bilanz	Seite 685
Bervelt	644	Bild	—
Berton (P. M.)	—	Bildende Künste	686
Berton (H. M.)	645	Bilderlehre	—
Bertrand	—	Bilderstürmer	—
Bertrand de Moleville	646	Bildhauerei	688
Bertuch	647	Bildhauer der Griechen	691
Beruf	648	Bildhauer der Römer	697
Berwick	650	Bildhauer der Neuern	—
Besatzung	651	Bildhauer der Deutschen	703
Besborodko	—	Billich	704
Beschneidung	652	Bildnerei	—
Besenvall	—	Bildsäule	711
Besessene	653	Bildung	—
Besitz	—	Bildungstrieb	716
Bessières	654	Bill	—
Bestimmung des Menschen	—	Billington	717
Bestreichen	656	Binocular-Telescop	—
Bestuchef	—	Binomisch	—
Betel	657	Biographie	—
Bethlehem	—	Biologie	718
Betrug	—	Bion	—
Betrug der Sinne	659	Biörnstahl	719
Bettelmönche	—	Biren	—
Bettinelli	—	Birmingham	720
Beurtheilung	661	Biron	721
Beutel	662	Biron	722
Bevölkerung	—	Biscaya	723
Bevölkerungspolitik	—	Biscuit	—
Bewahrungsanstalten	664	Bischof	—
Bewegliche Feste	—	Bischofswerder	724
Bewegung	—	Bister	725
Beweis	666	Bitaubé	—
Bewußtseyn	669	Bithynien	—
Beylegen	—	Bivouac	726
Beyme	670	Bizarr	—
Beys	672	Black	727
Bezifferung	—	Blackfisch	728
Bianchini	—	Blackstone	—
Bias	674	Blair	729
Bibbiena	—	Blake	730
Bibel	676	Blanchard	731
Bibelgesellschaften	—	Blanco	—
Bibliotheken	677	Blanzini	732
Biblische Alterthümer	678	Blankenburg	—
Biblische Erdkunde	679	Blason	—
Bielefeld	—	Blatt	—
Bienenrecht	—	Blattern	734
Bier	680	Blaufarbenwerke	735
Bieren	682	Blech	737
Biester	—	Blei	—
B[illegible]avrel	684	Bleichen	738
Bigamie	—	Bleiweiß	—
Bignon	—	Bleiwurf	739

Bleizucker	Seite 739	Bolero	Seite 787
Blendungen	—	Bolingbroke	—
Blick	740	Bollwerk	791
Blinde	—	Bologna	—
Blitz	741	Bombarden	—
Blitzableiter	744	Bombardiren	—
Bloch	—	Bombardier-Galioten	792
Blockhäuser	745	Bombast	—
Blockiren	—	Bombay	—
Blocksberg	—	Bomben	—
Bloemart	—	Bombenkutschen	793
Blondel	746	Bonald	—
Bloomfield	—	Bonaparte (N., L.)	794
Blücher	747	Bonaparte (Lucian)	795
Blum	750	Bonchamp	796
Blumauer	751	Bondi	798
Blume	—	Bonifaz (heil.)	799
Blumenbach	753	Bonifaz VIII.	800
Blumenhandel	—	Bonnet	802
Blumenorden	755	Bonneval	803
Blumenstück	—	Bononischer Stein	805
Blut	—	Bonstetten	806
Blutader	756	Bonzen	—
Blutbereitung	—	Bootes	—
Bluthochzeit	—	Böotien	807
Blutschande	758	Bora	—
Blutsfreundschaft	759	Borda	809
Bluttaufe	—	Bordeaux	—
Boccaccio	—	Boreas	—
Boccage	762	Borghese	810
Boccherini	—	Borghese (Camillo)	—
Bocchetta	763	Borghese (Villa	811
Böckeln	—	Borgia	—
Bode	—	Born	812
Bodensee	765	Borneo	813
Bodmer	—	Borodino	814
Bodmerei	766	Borromäische Inseln	815
Bodoni	—	Börse	—
Boerhave	767	Borysthenes	—
Boëthius	771	Boscan	—
Bogen	772	Böschung	816
Bogengang	—	Böse	—
Bogeninstrumente	—	Bosnien	818
Bogenschuß	—	Bosporus	—
Bogenstellung	773	Bosse	819
Bogenstrich	—	Bossuet	—
Böhme	—	Bostanchi	820
Böhmen	778	Bostellen	—
Böhmische Brüder	780	Boston	—
Böhmische Steine	782	Botanik	821
Boje	—	Botanibay	830
Bojer	—	Both	—
Boileau	—	Bothnien	831
Boisserée	785	Böttcher	—

Böttiger	Seite 831
Bouchardon	834
Boucher	835
Boudoir	—
Boufflers	836
Bouffon	—
Bougainville	—
Bouillé	838
Bouillon (Phil.)	—
Bouillon (Bullio)	839
Boulevards	—
Boulogne	841
Boulton	—
Bourbon (Ch. Duc de)	842
Bourbon (Haus)	843
Bourbon (Insel)	Seite 850
Bourdaloue	—
Bourdonnaye	851
Bourgogne (L. Duc de)	852
Bourgogne	854
Bourgoing	—
Bourgoing (Dem. Therese)	855
Bourignon (Jean Franç.)	—
Bourrienne (Fauvelet de)	856
Boursault	857
Boussole	858
Boxen	—
Boydell	—
Boyeldieu	—
Boyle	859

Nachricht für die Herren Buchbinder.

Um bei dem neuen und noch frischen Druck das Abschwärzen zu verhüten, darf nicht versäumt werden, beim Schlagen zwischen jeden Bogen Maculatur zu legen. — Ferner bittet man zu bemerken, daß von den zwei Titeln und dazu gehörigen Schmutztiteln immer der eine oder andere Haupt- und Schmutztitel zu cassiren ist, nach der beliebigen Bestimmung des Eigenthümers. Auf den gewählten Haupttitel folgt das Privilegium, dann die Dedication, hierauf die Vorrede u. s. w. Die beiden Cartons sind an den gehörigen Orten einzukleben.

Allen

Allen wohlwollenden Beförderern und Besitzern des Conversations-Lexicons wird nachstehender Verlagscatalog des Herausgebers desselben zur besten Aufmerksamkeit empfohlen, mit der Nachricht, daß sämmtliche darin verzeichnete Schriften in allen deutschen Buchhandlungen in und außer Deutschland zu den dabei bemerkten Preisen auf Bestellung zu erhalten sind. Directe Bestellungen kann er selbst nur bei größerer Bedeutung oder in Verbindung mit Sendungen des Conversations-Lexicons ausführen.

Verlags-Catalog

von

F. A. Brockhaus

in

Leipzig und Altenburg

bis zur Jubilate-Messe 1817.

Wissenschaftlich geordnet.

I. Allgemeine und encyclopädische Schriften.
II. Philologie, Philosophie, Theologie, Pädagogik (Kinderschriften eingeschlossen).
III. Jurisprudenz, Cameralistik und Politik.
IV. Medicin und Naturwissenschaften.
V. Mathematik, Technologie, Handlungskunde, Theorie der Kriegswissenschaften.
VI. Geschichte (allgemeine und Kriegs-), Biographie, Geographie und Statistik, Reisen, Denkwürdigkeiten (Mémoires) und Original-Briefe.
VII. Schöne Künste.
VIII. Schriften in ausländischen Sprachen.

Anmerkung: Die mit einem * bezeichneten Artikel sind aus fremdem Verlag 1816 angekauft, und haben zum Theil neue Titel mit dieser Jahreszahl erhalten.

1817.

I.
Allgemeine und encyclopädische Schriften.

Conversations-Lexicon oder encyclopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände. 4te Auflage 1817. 8. Erschienen sind 1r bis 8r Band (A — Gerechte). Der 9te Band folgt zu Johannis, und der 10te zu Ende dieses Jahres 1817. Der Pränumerationspreis auf das ganze Werk von 10 Bänden, zu welchem es auch ferner gegen baare Zahlung zu erhalten ist, beträgt auf Druckpapier 12 Thlr. 12 Gr. und auf Schreibpapier 18 Thlr. 18 Gr. Eine kleine Anzahl Exemplare ist auf fein Median Velinpapier mit veränderten Siegen abgedruckt worden, wovon der Preis für alle 10 Bände 40 Thlr. ist.

Von der ersten Auflage in 6 Bänden und 2 Supplementbänden sind noch einige Ex., die zur Completirung dienen können, vorräthig. Der Preis jedes einzelnen Bandes ist 1 Thlr. 12 Gr. Eben so sind von der 2ten Auflage des 1ten bis 8ten und der dritten Aufl. des 1ten bis 4ten Bds. zur Completirung noch einzelne Exemplare oder doch Theile da.

Dasselbe Werk hat in der 4ten Auflage auch den Titel erhalten:

Allgemeine Hand-Encyclopädie für die gebildeten Stände. In alphabetischer Ordnung und in 10 Bänden. (Preise u. s. w. wie oben.)

Ersch, Prof. J. S., Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. In 2 Bänden. 1r Band. gr. 8. 1812. 4 Thlr. 2r Band. gr. 8. 1814. 6 Thlr. Also beide Bände 10 Thlr. Auf Schreibpapier 13 Thlr. In 4. gedruckt 15 Thlr.

Die einzelnen Abtheilungen sind auch unter den besondern Titeln zu erhalten, wie sie im Verfolg dieses Catalogs nach ihren Wissenschaften aufgeführt sind. Die achte Abtheilung gehört hierher als:

— — — Literatur der vermischten Schriften. 8. 10 Gr.

Das allgemeine Register zum ganzen Werk, das für Bibliographen besonderes Interesse hat, ist auch besonders zu erhalten unter dem Titel:

— — — allgemeines Register zum Handbuch der deutschen Literatur. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

*Haushaltungs-Manual. Fol. 16 Gr.

Isis oder encyclopädische Zeitung. Herausgegeben von Oken. Erster Jahrgang für 1817 mit Kupfern, in 4. 6 Thlr.

Taschenbuch der Conversation in ausländischen Sprachen; der französischen, englischen, italienischen, spanischen, portugiesischen, mit deutscher Erklärung. Zum Gebrauch für Reisende, fürs Militär, fürs gesellschaftliche Leben und für den Unterricht. Nebst einem Anhange, enthaltend Muster zu Briefen und kleinen schriftlichen Aufsätzen in obigen Sprachen. 12. 1812. Broschirt 1 Thlr. 12 Gr. geb. 1 Thlr. 18 Gr.

Taschen-Encyclopädie, deutsche, oder Handbibliothek des Wissenswürdigsten in Hinsicht auf Natur und Kunst, Staat und Kirche, Wissenschaft und Sitte. In alphabetischer Ordnung. In vier Theilen mit 50 Kupfern. 12. Erster Theil mit 11 Kupfern. A — D 1816. 2 Thlr. 2r Theil mit 13 Kupfern. E — K. 12. 1817. 2 Thlr. (Herausgegeben von Prof. F. Ch. A. Hasse in Dresden. Der 3te Theil erscheint noch 1817, der 4te und letzte 1818.)

II.

Philologie, Philosophie, Pädagogik (Kinderschriften eingeschlossen) und Theologie.

*Aufgaben, deutsche, zum Uebersetzen ins Französische. Mit erklärenden Noten. 12 1816. 12 Gr.

Baumgarten-Crusius, Carl, vier Reden über Vaterland, Freiheit, deutsche Bildung und das Kreuz. An die deutsche Jugend gesprochen. Eine Weihnachtsgabe. 8. 1816 14 Gr.

Bouilly, J. N., Rath an meine Tochter, in Beispielen aus der wirklichen Welt, frei bearbeitet von Ludwig Hain. N. Aufl. 8. 1816. 2 Bändchen. 1 Thlr. 16 Gr.

Ersch, J. S., Literatur der Philologie, Philosophie und Pädagogik, seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit; systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. gr. 8. 1812. 1 Thlr. 6 Gr.

— — — Literatur der Theologie seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit; systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. gr. 8. 1812. 1 Thlr. 6 Gr.

*Fritsch, F. A., allegorische Erklärung der griech. und röm. Götter. Zum unanstößigen und nützlichen Gebrauch für die Jugend. gr. 8. 1816. 16 Gr.

Glatz, Jak., die Familie von Karlsberg, oder die Tugendlehre; anschaulich dargestellt in einer Familiengeschichte. Ein Buch für den Geist und das Herz der Jugend beiderlei Geschlechts. 2 Bde. N. Aufl. 8. 1816. 1 Thlr. 16 G.

Grundriß practischer Lebensweisheit. N. Aufl. 8. 1816. 6 Gr.

*Haas, J. G., vollständiges lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Handwörterbuch. 8. 1816. 2 Thlr. 12 Gr. (Commissionsartikel.)

*— — — — deutsch-französisches Taschen-Lexicon der meisten und besonders im gemeinen Leben vorkommenden Wörter und Redensarten. 12. 8 Gr.

Hartmann, Dr. Ant. Theod., die Hebräerin am Putztische und als Braut. Vorbereitet durch eine Übersicht der wichtigsten Erfindungen in dem Reiche der Moden bei den Hebräern von den rohesten Anfängen bis zu der üppigsten Pracht. 3 Bände mit 9 Kupfern. 8. 1809 und 1810. 5 Thlr. und auf Schweizer-Velinpapier 8 Thlr.

Ritter (Heinrich), welchen Einfluß hat die Philosophie des Cartesius auf die Ausbildung der des Spinoza gehabt, und welche Berührungspunkte haben beide Philosophieen mit einander gemein? (Eine gekrönte Preisschrift). Nebst einer Zugabe, über die Bildung des Philosophen durch die Geschichte der Philosophie. gr. 8. 1817. 16 Gr.

*Rockstroh, Dr. H., Kunst, mancherlei Gegenstände aus Papier zu formen. Eine nützliche und angenehme Beschäftigung für junge Leute. Mit 20 zum Theil illuminirten Kupfertafeln. 4. 1816. 1 Thlr. 12 Gr.

*— — — — Unterricht im Stickereizeichnen, für Frauenzimmer. Mit 15 Kupferbl. quer 8. 1816. 12 Gr.

Rosenmüller (Dr. J. G.) Handbuch eines allgemein faßlichen Unterrichts in der christlichen Glaubens und Sittenlehre, nach seinem christlichen Lehrbuche für die Jugend. In 2 Bänden. gr. 8. 1817.

Schuderoff, Jonathan, klarer Bericht an das deutsche Volk über die Befreiung der protestantischen Geistlichkeit von bürgerlichen Leistungen und Lasten. 8. 1816. 14 Gr.

*— — — — Communionbuch für gebildete Christen aus allen Ständen. 8. 1816. 16 Gr.

*Sintenis, K. H., Lehrbuch der moralischen Vernunft-Religion zur Vorbereitung auf das Christenthum. 8. 1816. 20 Gr.

*Witting, J. C. F., zweiter Unterricht in der Religions- und Tugendlehre, worin dieselbe mit Beweissprüchen nach Begriffen entwickelt und mit bibl. Beispielen erläutert wird. 8. 1816. 16 Gr.

*— — — — dritter Unterricht in der Religions- und Tugendlehre. 1r Thl. 8. 1816. 10 Gr.

*Zerrenner, C. C. G., Taschenbuch zur täglichen Erbauung für denkende Christen. 8. 1816. 1 Thlr. 8 Gr.

III.

Jurisprudenz, Cameralistik und Politik (incl. kleiner, besonders zusammengestellter politischen Flugschriften).

Ansichten von der Gegenwart und Aussicht in die Zukunft. (Von Dr. F. A. Köthe, Prof. in Jena.) gr. 8. 1809. 2 Thlr. 12 Gr.

Blätter, deutsche. Erste Folge vom 14. Oct. 1813 — 1815, in 6 Bänden jeder von 40 Bogen. — Zweite Folge vom April 1815 bis Mai 1816 in 3 Bänden. 8. jeder Band 1 Thlr. 8 Gr., alle 9 Bände zusammen herabgesetzt für 7 Thlr. 12 Gr.

Die Constitutionen der europäischen Staaten seit den letzten 25 Jahren. In 2 Theilen. 1r Theil gr. 8. 1817. 2 Thlr. (2r Theil zu Johannis).

Ersch, J. S., Literatur der Jurisprudenz, Politik und der Cameralwissenschaften. Seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. gr. 8. 1813. 1 Thlr. 8 Gr.

Die Fortschritte der nationalökonomischen Wissenschaft in England während des laufenden Jahrhunderts. Eine Sammlung deutscher Uebersetzungen der seit dem Jahre 1801 bis jetzt erschienenen bedeutendsten parlamentarischen Reports, Flug- und Streitschriften, Recensionen u. s. w., welche zur Förderung und Berichtigung der staatswirthschaftlichen Theorie beigetragen haben. 1s Bändchen. (Besorgt von Adam Müller) gr. 8. 1817. 1 Thlr.

Herrenschwand, über die Mittel, den öffentlichen Credit in einem Staate herzustellen, dessen politische Oekonomie zerstört worden ist. Deutsch herausgegeben vom Obristen von Massenbach. 8. 1810. 18 Gr.

Müller (Adam), Versuche einer neuen Theorie des Geldes. Mit besonderer Rücksicht auf Großbritannien. gr. 8. 1816. 1 Thlr. 8 Gr.

Murhardt (Dr. Carl) Theorie des Geldes und der Münze. gr. 8. 1817.

Preußen über Alles, wenn es will. Von einem Preußen. gr. 8. 1817.

Seckendorf (G. von), Grundzüge der philosophischen Politik. Ein Handbuch bey Vorträgen. gr. 8. 1817. 20 Gr.

Woltmann, (K. L. von) politische Blicke und Berichte. 1r Thl. 8. 1816. 1 Thlr.

Politische und philosophische Flugschriften.

Auch ein Wort über unsere Zeit. 1) Von der unterscheidenden Eigenthümlichkeit derselben. 2) Was sie von den in ihr Lebenden fodere. 3) Was sie ihnen gewähre. 8. 1815. 6 Gr.

Briefe, aufgefangene, der französischen Armee. Französisch und deutsch. 8. 1814. 10 Gr.

Continental-System (über das) (NB. herausgegeben den 1sten Juni 1812.) 8. 16 Gr.

Deutschlands Erlösung im Jahr 1813. Ein National-Singspiel. gr. 8. 1814. 6 Gr.

Erinnerung an die Vorzüge und Gebrechen der ehemaligen Verfassung des deutschen Reichs. gr. 8. 1814. 5 Gr.

Fanfaronaden, hundert und etliche, des corsicanischen Abentheurers Napoleon Buona-Parte, Ex-Kaisers der Franzosen. Systematisch geordnet cum notis variorum. 8. 1814. 16 Gr.

Federstreiche, oder Lebenslauf des Ex-Kaisers der Franzosen, in drei Büchern Epigramme. 8. 1814. 9 Gr.

Gegen den geheimen Rath Schmalz zu Berlin wegen seiner herausgegebenen Schrift über politische Vereine. 8. 1815. 4 Gr.

Gemälde, politisches, von Europa nach der Schlacht bei Leipzig am 16. — 19. October 1813. Geschrieben zu London am 4ten December 1813. Aus dem Französischen des Marquis de Maisonfort. Mit Anmerkungen und einer Frage: was hofft Europa seit dem 3ten April 1814? gr. 8. 1814. 12 Gr.

Jomini, Auszug aus meinen Memoiren über den Feldzug von 1813. gr. 8. 1814. 3 Gr.

— — extrait de mes mémoires sur la Campagne de 1813. gr. 8. 1814. 3 Gr.

Kanonen-Säule oder der Sieges-Obelisk in Moskau, mit einem Commentar darüber. 8. 1814. 4 Gr.

Lüders, Ludwig, welthistorische Ansicht vom Zustande Europa's am Vorabende der Schlacht bei Leipzig am 16. — 19. October 1813. Mit einem Plane von der Schlacht bei Lützen am 2ten Mai 1813. 8. 1814. 14 Gr.

Mahnung der Zeit an die protestantische Kirche bei der Wiederkehr ihres Jubelfestes. Nebst einer Nachschrift an die catholische Kirche und deren Oberhaupt gr. 8. 1817.

Montgelas, der Minister Graf von, unter der Regierung Königs Maximilian von Bayern. 8. 1815. 6 Gr.

Obscuranten, die neuen, im Jahr 1815. Dem geheimen Rath Schmalz und Genossen gewidmet. 8. 6 Gr.

Oriflamme, die, oder der pariser Enthusiasmus unter Napoleon dem Großen Kaiser der Franzosen; eine Sammlung merkwürdiger vor der Aufführung dieser Oper in Paris gewechselter Briefe; als ein Beitrag zu der französischen Kunst, das Volk gegen sein eignes Herz und seinen Verstand zu bearbeiten. (Von Refues.) 8. 1814. 9 Gr.

Reich, das deutsche, wider den deutschen Bund. Mit 1 Kupf. 8. 1816. 4 Gr.

Schlegel, A. W., über das Continental-System. 8. 1814. 12 Gr.

— — Betrachtungen über die Politik der dänischen Regierung. 1814. 6 Gr.

— — über Napoleon Buonaparte und den Kronprinzen von Schweden; eine Parallele in Beziehung auf einen Artikel der leipziger Zeitung vom 5ten October 1813. 4 Gr.

— — sur le Système continental. 1814. 12 Gr.

— — Considérations sur la Politique du Gouvernement Danois. 1814. 6 Gr.

— — Remarques sur un article de la Gazette de Leipsic du 5. Octobre 1813. 8. 1814. 4 Gr.

Stachelnüsse, politische, gereist 1815. Herausgegeben von Spiritus Asper. 12. 2 Hefte. 1814 und 1815. 10 Gr.

— — — neue, merkantilische, zur Messe gebracht von Spiritus Asper. 8. 1816. 5 Gr.

Sünden-Register der Franzosen in Deutschland. Ein Seitenstück zu der Schrift: Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung. 8. 1814. 12 Gr.

Tableau politique de l'Europe après la Bataille de Leipsic. (Par le Marquis de Maisonfort.) gr. 8. 1814. 9 Gr.

Treitschke, Carl, Deutschland im Schlaf, und Deutschlands Morgentraum und Erwachen. Zwei politische Possen-Spiele. 8. 1814. 8 Gr.

IV.

Medicin und Naturwissenschaften.

Archiv für den thierischen Magnetismus von D. C. A. von Eschenmayer, D. D. G. Kieser, und D. Nasse. Ersten Bandes erstes Heft. gr. 8. 1817. 18 Gr.

Brisseau-Mirbel, Erläuterung und Vertheidigung seiner Theorie des Gewächsbaues. Französisch und deutsch, herausgegeben von Dr. Bilderdyk. Mit 3 Kupfern. gr. 8. 1808. 2 Thlr. 12 Gr.

Ersch, J. S., Literatur der Mathematik, Natur- und Gewerbkunde, mit Inbegriff der Kriegskunst und anderer Künste, ausser den schönen. Seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch geordnet, und mit den nöthigen Registern versehen. gr. 8. 1814. 2 Thlr.

Ersch, J. S., Literatur der Medizin. Seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. gr. 8. 1815. 1 Thlr. 8 Gr.

* Hippocratis Coi Opera quae exstant, in sectiones VII divisa. Ex interpretatione Anutii Foesii recudi curavit, prolegomena de conditione artis medicae ante Hippocratem, Hippocratis vita, scriptis et meritis, nec non cuique libro praefatiunculam praemisit, verborumque difficilium minusque cognitorum indicem explicantem adjecit Jo. Frid. Pierer, M. D. 3 Tomi. gr. 8. 1816. 4 Thlr. 12 Gr. Schreibp. 5 Thlr.

* Horn, Dr. Ernst, Handbuch der medicinischen Chirurgie. 2 Bände gr. 8. 1816. 1 Thlr. 12 Gr.

* — — und Henke, Prof., clinisches Taschenbuch für Aerzte und Wundärzte. 8. 1816. 1 Thlr. 12 Gr.

* Jördens Dr. P. G., Apologie der Schutzblattern. 8. 1816. 3 Gr.

* Kranken-Diarium oder medicinisches Tagebuch zu fortgehender Einzeichnung der in der täglichen medicinischen Praxis vorkommenden bemerkungswerthen Krankheitsfälle rc. klein Fol. 1 Thlr.

* Kranken-Manual oder medicinisches Hauptbuch zu angemessener Aufzeichnung der in der medizinischen Praxis vorkommenden bemerkungswerthen Krankheitsfälle rc. Fol. 1 Thlr 12 Gr.

Löbenstein-Löbel, Dr. und Prof., die Anwendung und Wirkung der Weine in lebensgefährlichen Krankheiten und über deren Verfälschung, nach eignen Ansichten und Erfahrungen. 8. 1816. 20 Gr.

* Medicinische Nationalzeitung auf die Jahre 1798 u. 1799. gr. 4. Der Jahrgang 4 Thlr. 8 Gr. Erhielt 1800 folgenden Titel:

* Medizinische Annalen (Allgemeine) für das Jahr 1800. gr. 4.

4 Thlr. 8 Gr. (Vom nächsten Jahre erhielten solche bei einem erweiterten Plane den Titel:

*Medicinische Annalen (Allgemeine) des neunzehnten Jahrhunderts auf das Jahr 1801 — 1810. Jeder Jahrgang 4 Thlr. 8 Gr. (Vom Jahr 1811 — 1815 erschienen solche in Doppelheften als Annalen der Heilkunst und Heilkunde.)

*— — Supplementenband derselben. 1801 — 1810. 8 Hefte 2 Thlr.

*— — — 1811 und 1812. à 8 Thlr. 16 Gr. jeder Jahrgang.

*— — — 1813 (nur in 9 Heften.) 6 Thlr. 16 Gr.

*— — — 1814 6 Thlr. 16 Gr.

*— — — 1815 6 Thlr. 16 Gr.

1. Die gesammte Folge dieser Zeitschrift vom Jahr 1793 bis und mit dem Jahre 1815 wird gegen baare Zahlung zu 24 Thlr. Conv. Geld erlassen.
2. Die Folge von 1806 — 1815 zu 18 Thlr. 16 Gr.
3. Die neueste Folge von 1811 — 1815 zu 12 Thlr.

— — — 1816. (In 12 Heften.) Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

— — — 1817. (In 12 Heften.) Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

Pierer, Dr. Joh. Friedr., Medicinisches Realwörterbuch zum Handgebrauch practischer Aerzte und Wundärzte 1ste Abthl.: Anatomie und Physiologie, 1r Bd. A und B. gr. 8. 1816. 3 Thlr. 18 Gr. und auf Schreibp. 4 Thlr. 12 Gr.

Auch unter dem Titel:

— — — anatomisch-physiologisches Realwörterbuch zu umfassender Kenntniß der körperlichen und geistigen Natur des Menschen im gesunden Zustande. 1r Bd. A und B. gr. 8. 1816. 3 Thlr. 18 Gr. und auf Schreibp. 4 Thlr. 12 Gr.

Der Pränumerationspreis ist für den 1sten und 2ten Band 4 Thlr. 10 Gr. auf Druckpapier und 5 Thlr. 4 Gr. auf Schreibpapier. — Nach Vollendung der ersten Abtheilung (Physiologie und Anatomie), welche aus 6 Bänden bestehen wird, die ein in sich abgeschlossenes Ganzes bilden, und bis 1820 vollendet seyn soll, können die Subscribenten zurücktreten oder für den Verfolg ihre Subscription fortsetzen. — Jeder Bd. enthält 60 Bogen des compendiösesten Drucks. (50 Zeilen auf di. S).

*— — — Taschen- und Adreßbuch für practische Aerzte und Wundärzte. 8. 1813. 16 Gr.

Rudolphi, Prof. K. Asm., Entozoorum, sive vermium intestinalium historia naturalis. (Naturgeschichte der Eingeweidewürmer.) 8. 3 Vol. 1808 — 1810. 7 Thlr. 12 Gr.

Sprengel, Prof. Curt, Handbuch der Gesundheit und des langen Lebens, frei bearbeitet nach John Sinclair. Mit Sprengels Bildniß von Wilyn gestochen. gr. 8. 1809. 1 Thlr. 12 Gr.

— — — Historia rei herbariae. (Geschichte der Botanik.) gr. 8. 1808. 2 Vol. 6 Thlr.

— — — Institutiones medicae. Tom. I — VI. 8. maj. 1809 — 1816. 15 Thlr. Jeder Theil einzeln 2 Thlr. 12 Gr. Die einzelnen Theile sind, ihrem Inhalt nach, unter folgenden besondern Titeln zu erhalten:

Tom. I. et II. Institutiones Physiologiae. 5 Thlr.
— III. — — Pathologiae generalis. 2 Thlr. 12 G.
— IV. — — Pathologiae specialis. 2 Thlr. 12 G.
— V. — — Pharmacologiae. 2 Thlr. 12 Gr.
— VI. Pars 1. — — Therapiae generalis. 1 Thlr. 12 Gr.
— — Pars 2. — — Medicinae forensis. 1 Thlr.

(Der VII. — IX. Band dieser Institutionen werden die Klinik von einem andern Verf. und der X. und letzte Band wird eine Bibliotheca critica medicin. Europaea wieder vom Prof. Sprengel selbst enthalten.)

Sprengel's vollständige Geschichte der Botanik, fortgesetzt bis auf die neueste Zeit. Mit 8 Kupfern. In 2 Theilen. gr. 8. 1817

*Tilesius, D. W. G., Beschreibung und Abbildung der beiden sogenannten Stachelschweinmenschen aus der englischen Familie Lambert oder the porcupine man. Mit 2 illuminirten Kupfern. Fol. 1802. 2 Thlr.

V.

Mathematik, Technologie, Theorie der Kriegswissenschaften.

Ersch, J. S., Literatur der Mathematik, Natur- und Gewerbskunde, mit Inbegriff der Kriegskunst und anderer Künste, außer den schönen, seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. gr. 8. 1814. 2 Thlr.

Handwörterbuch über Handlungs-, Comptoir- und Waarenkunde und einem Anhange, enthaltend: Literatur, Buchhaltungskunde, europäisches Adreßbuch und Formulare. 2 Bände. gr 8. 1817.

*Hauchecorne, F. W., Lehrbuch der Technologie, oder Beschreibung der Künste und Gewerbe. 1r Thl. Mit 4 Kupfert. 8. 1816. 1 Thlr. 12 Gr.

Daraus sind einzeln abgedruckt zu erhalten:

*— — — Der Brunnenmacher, Stellmacher, Böttiche, Büchsenmacher, Formschneider, Schachtelmacher, Holzschuhmacher. Mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 6 Gr.

*— — — Der Drechsler, Stuhlarbeiter, Korbflechter, Korkschneider. 8. 6 Gr.

*— — — Die Forstbewirthschaftung in technischer Hinsicht, nebst einer Einleitung in die Technologie. 8. 12 Gr.

*— — — Der Tischler. Mit 1 Kupfer. 6 Gr.

*— — — Der Zimmermann. Mit 3 Kupfertafeln. 8. 12 Gr.

*Hinrichs, von, Theorie des Patrouillirens. Mit 6 Holzschnitten. 8. 10 Gr.

Messerschmidt's, D. Heinrich, Hand- und Lehrbüchlein für Deutschlands Krieger und diejenigen, welche zu diesem hohen Stande berufen sind. 1816. 12. 6 Gr.

Schlieben, W. E. A von, die Elemente der reinen Mathematik; erläutert durch Beispiele aus der Naturlehre, Statistik und Technologie. Erste Abtheilung: Die Rechenkunst und Algebra. Erster Theil (die Rechenkunst). 8. 1817. 18 Gr.

*Stemler, Joh. Gottl, systematisches Lehrbuch der Technologie, oder Manufactur- und Fabrikkunde. 8. 1816. 1 Thlr.

Technologisches Handwörterbuch zur Erläuterung der bei den Künstlern und Handwerkern zur Bezeichnung ihrer Arbeiten und Werkzeuge gebräuchlichen Kunstausdrücke. gr. 8. 1817.

Wagner, Aug., Grundzüge der Strategie, wissenschaftlich dargestellt. Mit 2 Kupfertafeln. 8. 1809. 16 Gr.

VI.

Geschichte (allgemeine und Kriegs-), Biographie, Geographie und Statistik, Reisen, Memoiren und Briefe.

Alfieri's, Vittorio, Denkwürdigkeiten seines Lebens. Von ihm selbst geschrieben. Nach dem italienischen Originale deutsch herausgegeben von Ludw. Hain. 8. 2 Thle. 1812. 3 Thlr.

Ansichten der Hauptstadt des französischen Kaiserreichs. Von Pinkerton, Mercier und C. Fr. Cramer. Zwei Bände. Mit 2 Kupfern. 8. 1807 und 1808. 3 Thlr 8 Gr.

Arnoldi, J. von, historische Denkwürdigkeiten. Erster Bd. gr. 8. 1817.

Aus dem Leben Joseph Fouché's, Herzogs von Otranto. Nach authentischen Quellen und mit wichtigen Actenstücken für die neueste Zeitgeschichte. Anhang: Schreiben Fouché's an Wellington. 8. 1816. 18 Gr.

Briefe über Hamburgs und seiner Umgebungen Schicksale, während der Jahre 1813 und 1814. (Nebst einem Anhange über die Schriften des Herrn von Heß und Senator Bartels.) 8. 1815 u. 1816. 3 Hefte. I. 20 Gr. II. 16 Gr. III. 1 Thlr. 16 Gr. Complet 3 Thlr. 4 Gr.

Briefe, Charaktere und Gedanken des Prinzen Carl von Ligne; in französischer Sprache herausgegeben von der Frau Baronin von Stael-Holstein, und deutsch von J. C. W. Spazier, geb. Mayer. 8. 1812. 1 Thlr. 12 Gr.

Campagne, die preußisch-russische, im Jahr 1813, von ihrer Eröffnung bis zum Waffenstillstande vom 5ten Juni 1813. Von C. v. W. (von Müffling.) 8. 1813. 8 Gr.

Coxe, W., Geschichte des Hauses Oesterreich seit der Gründung dieser Monarchie von Rudolph von Habsburg bis zum Tode Leopolds des Zweiten. (1218 — 1792.) Aus dem Englischen von Dippold und Wagner. Mit berichtigenden Anmerkungen der Uebersetzer. 4 Bde. gr. 8. 1817. Complet 10 Thlr.

Curths, C., die Bartholomäus-Nacht. Ein Fragment aus der Geschichte der Vorzeit Frankreichs. 8. 1814. 1 Thlr. 16 Gr.

— — — die Schlacht bei Breitenfeld unweit Leipzig am 7ten September 1631 und die Schlacht bei Lützen am 7ten November 1632. Zwei Darstellungen aus dem 30jährigen Kriege und Gegenstücke zu den Schlachten bei Lützen am 2ten Mai 1813 und bei Leipzig am 16ten, 18ten und 19 en October 1813. 8. 1814. 9 Gr.

Dutens, L., Memoiren eines Reisenden, der ausruht. Herausgegeben von J. F. von Meyer. 8. 1808. 2 Bde. 2 Thlr. 16 Gr.

Ersch, J. S., Literatur der Geschichte und deren Hülfswissenschaften, (Geographie und Statistik,) seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts bis auf die neuesten Zeiten. gr. 8. 1813. 2 Thlr.

Europens neue Gestaltung nach dem pariser Frieden und dem wiener Congresse. Nebst drei historischen Karten. (1ste Karte: Europa im Jahr 1792; 2te Karte: Europa im Jahr 1812; 3te Karte: Europa im Jahr 1815. nach den zwei pariser Frieden und dem wiener Congresse.) In 3 Abtheilungen. Erste Abtheilung. gr. 8. 1817.

Feldzug, der, von 1813 bis zum Waffenstillstand. (Vom Generallieutenant von Gneisenau oder dem Obristen von Clausewitz.) 8. 1814. 9 Gr.

Geschichte Andreas Hofers, Sandwirths aus Passeyr, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809. Durchgehends aus Originalquellen, aus den militärischen Operations-Planen, so wie aus den Papieren Hofers, des Freiherrn von Hormayr, Speckbachers, Wörndle's, Eisensteckens, der Gebrüder Thalgutter, des Kapuziners Joachim Haspinger und vieler Andern. gr. 8. 1817. 2 Thlr. 6 Gr.

Geschichte, merkwürdige, der Befreiung der Mistreß Spencer Smith aus französischer Gefangenschaft zu Venedig im Jahr 1806 durch den Marquis de Salvo, einen jungen Sicilianer; desgleichen ihrer Flucht durch Tyrol, Steiermark, Böhmen, Polen und Liefland nach England. Aus dem Englischen von Henriette Schubart. 8 1816. 20 Gr.

Gross, Obristlieutenant, von, historisch-militärisches Handbuch für die Kriegsgeschichte der Jahre 1792 bis 1808, enthaltend eine genaue Übersicht aller Feldzüge und Landungen, welche in die

sem Zeitraume Statt gefunden haben. Mit einem topographisch-militärischen Atlasse von 19 Karten und Planen. gr. 8. 1809. 6 Thlr. 18 Gr. und ohne Atlas 3 Thlr. Der Atlas apart 3 Thlr. 18 Gr.

Jahr, das, 1715, oder wie's vor hundert Jahren in der Welt aussah. Ein Erinnerungs- und Trostbüchlein für 1815. 12. 20 Gr.

Das Heer von Inner-Oesterreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809, in Italien, Tyrol und Ungarn. Von einem Staabsoffizier des k. k. General-Quartier-Meister-Stabs. gr. 8. 1817.

Köthe, D. F. A., historisches Taschenbuch auf das Jahr 1817. Enthaltend das Jahr 1616, oder die Lage Europa's vor dem Beginnen des 30jährigen Kriegs. 12. 1817. 1 Thlr. 8 Gr.

Kriegsgeschichtliche und kriegswissenschaftliche Monographien aus der neuern Zeit. Erster Theil mit Planen. gr. 8. 1817.

Massenbach, Obrist von, Memoiren zur Geschichte des preußischen Staats unter den Regierungen Friedrich Wilhelms des Zweiten und Friedrich Wilhelms des Dritten. In drei Bänden. Mit Karten und Planen. 1809 und 1810. 6 Thlr.

— — — historische Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des preußischen Staats seit dem Jahre 1794, nebst seinem Tagebuche über den Feldzug 1806. 2 Thle. in gr. 8. mit 4 Karten und Planen. 1800. 2 Thlr. 12 Gr.

— — — Rückerinnerungen an große Männer. gr. 8. 1809. 1 Thlr. 12 Gr.

Pölitz, Prof. K. H. L., Franz Volkmar Reinhard, nach seinem Leben und Wirken, in 2 Abtheilungen. gr. 8. 1815. 2 Thlr. 12 Gr.

Porter, Robert Ker, der russische Feldzug im Jahr 1812. Aus dem Englischen von D. Paul Ludolph Kritz. gr. 8. 1815. 1 Thlr. 12 Gr.

Reichhardt, Joh. Friedr., vertraute Briefe, geschrieben auf einer Reise nach Wien und den österreichischen Staaten, zu Ende des Jahres 1808, und zu Anfang 1809. 2 Bände. 8. 1810. 3 Thlr.

— — — Briefe eines reisenden Nordländers. Geschrieben in den Jahren 1807 — 1809. Neue Aufl. 1816. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Tagebuch einer Reise eines Gallo-Amerikaners (M. Simond's) durch England und Schottland in den Jahren 1810 und 1811. 2 Thle. Mit Kupfern. gr. 8. 1817.

Saalfeld, Prof. Friedr., Geschichte Napoleon Buonaparte's. gr. 8. 1815. 2 Thlr. 12 Gr.

(Diese erste Aufl. umfaßt die Geschichte Nap. Buonap. bis zu seiner Abreise nach Elba.)

— — — desselben Werks 2r Thl., (enthaltend die weitere Geschichte Nap. Buonap. bis zu seiner Ankunft in St. Helena.) 8. 1817.

— — — desselben Werks neue, gänzlich umgearbeitete Aufl. unter dem Titel: Geschichte Napoleon Buonaparte's (oder Grundriß der Geschichte unserer Zeit seit dem Jahre 1796.) 2 Thle. (I. gr. 8. 1816. 2 Thlr. 12 Gr. II. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.)

— — — allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, seit dem Anfange der französischen Revolution. In 4 Bänden oder 8 Abtheilungen 1r Band in zwei Abtheilungen. gr. 8. 1815 und 1816. 3 Thlr. 8 Gr. (I. 2 Thlr. II. 1 Thlr. 8 Gr.)

— — — desselben Werks zweiten Bandes erste Abtheilung. gr. 8. 1817. 1 Thlr. 16 Gr.

Schopenhauer, Johanna, Ausflucht an den Rhein im Sommer des ersten friedlichen Jahres. kl. 8. 1817.

Treitschke, Carl, Geschichte der 15zehnjährigen Freiheit von Pisa. 8. 1814. 20 Gr.

— — — Heinrich der Erste, König der Deutschen, und seine Gemahlin Mathilde. 8. 1814. 20 Gr.

Venturini's, D. Carl, Rußlands und Deutschlands Befreiungskriege von der Franzosenherrschaft unter Napoleon Buonaparte in den Jahren 1812 — 1815. Erster Theil: Krieg in Rußland 1812. Mit 6 Kupfern und 1 Karte vom Kriegstheater. gr. 8. 1816. 2 Thlr. 16. Gr. Schreibpapier 4 Thlr.

— — — 2ter Theil: Krieg in Deutschland 1813. Mit 6 Kupfern und einer Karte vom Kriegstheater. gr. 8. 1817. 2 Thlr. 16 Gr. Schreibpapier 4 Thlr.

(Es folgen noch 2 Bände).

Villers, Ch. de, Brief an die Gräfin Fanny von Beauharnois über die Begebenheiten zu Lübeck am 6ten November 1806. 3te Auflage, mit einer Nachschrift vermehrt. 8. 1808. 12 Gr.

Voß, Prof. C. D., die beiden Jahrhunderte Frankreichs. 2 Bde. 8. 1808 und 1811. 3 Thlr. 16 Gr.

Auch unter dem Titel:

— — — Parallelen. 2 Bde. 1808 und 1811. 3 Thlr. 16 Gr.

— — — das Jahrhundert Napoleons des Ersten, seinen Hauptmomenten nach. 1811. 1 Thlr. 16 Gr. (Ist der zweite Band des vorstehenden Werks.)

Wellington, Arthur Herzog von, sein Leben als Feldherr und Staatsmann. Nach englischen Quellen, vorzüglich nach Elliot und Clarke bearbeitet und bis zum September 1816 fortgeführt. gr. 8. 1817. 2 Thlr. 12.

Wieland, Christoph Martin, geschildert von J. G. Gruber. Erster Theil (mit einem gestochenen Titelblatte, worauf Wielands Bildniß nach G. von Kügelgen von Krüger gestochen.) 8. 1815. 1 Thlr. 12 Gr.

— — — dasselbe zweiter Theil mit 3 Kupfern und einem Facsimile (außer dem gestochenen Titelblatte, worauf als Vignette der Herzogin Amalie Bildniß von Gottschick.) 8. 1816. 2 Thlr. 12 Gr.

Zeitgenossen, Biographien und Charakteristiken. Erster Band in 4 Abtheilungen. gr. 8. 1816.

Jede Abtheilung von 12 — 13 Bogen auf Druckpapier 1 Thlr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr. und auf Velinpapier 2 Thlr.

Erste Abtheilung enthält: Franz I., C. F. Fox, W. Pitt. Zweite Abtheilung: Carl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig, Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Oels, Theodor Körner, K. L. von Woltmann, Gatterer. 3te Abtheilung: J. Fouché, Herzog von Otranto, J. Necker, A. Catalani, F. K. Hornemann, C. A. Malchus, K. F. Oelsner, Gustav Graf von Schlabrendorf, Talleyrand, Wallmoden, Louis Ferdinand von Preußen. 4te Abtheilung: Fr. von Matthisson, Pius VI., Edgeworth, von Firmont, Johanna Schopenhauer, A. W. und Friedrich Schlegel, D. G. H. Schubert, C. von Rostiz.

— — — Zweiter Band in 4 Abtheilungen. gr. 8. 1817. Erste Abtheil. F. C. von Tettenborn, C. D. von Villers, Edm. Burke, Espremenil, Entraigues, Fürst Metternich, Graf Stadion, Schleiermacher, Heeren, Ludwig von Berger, Beyme. Zweite Abtheil. Wilhelm I. König der Niederlande, Spittler,

Iffland, Bürger, Chasteler, Frdr. Buchholz, von Hammer, Pfuel, und Andere.

Aus den „Zeitgenossen" wurden besonders abgedruckt und sind einzeln zu haben;

a) Franz I., Kaiser von Oesterreich, (von Adam Müller.) gr. 8. 1816. 6 Gr. oder 27 Kr.

b) Ehre und Wahrheit für Friedrich Wilhelm, den verewigten Herzog von Braunschweig-Lüneburg. Eine aus den besten Quellen geschöpfte biographische Skizze dieses Helden, von einem vaterländischen Geschichtschreiber. gr. 8. 1816. 8 Gr. oder 36 Kr.

c) Ueber Madame Catalani-Valabregue als Sängerin, Schauspielerin und mimische Darstellerin, von D. G. L. P. Sievers. 8. 1816. 6 Gr. oder 27 Kr.

d) Wilhelm I. von Oranien, König der Niederlande. Von J. von Arnoldi. gr. 8. 1817. 8 Gr.

VII.

Schöne Künste.

Baggesen, Jens, Parthenais oder die Alpenreise. Ein idyllisches Epos in zwei Gesängen. Mit 2 Kupfern. 12. 1812. Velinp. 2 Thlr. Druckp. 1 Thlr. 4 Gr.

— — — Heideblumen. Mit dem Portrait des Verfassers. 8. 1808. 2 Thlr.

Bibliothek neuer englischer Romane. Erster Band, enthaltend: Die Denkwürdigkeiten des Grafen von Glenthorn, von Miß Edgeworth, übersetzt von Caroline von Woltmann. 8. 1814. 1 Thlr. 8 Gr.

— — — Zweiter Band, enthaltend: Schleichkünste, von derselben Verfasserin und Uebersetzerin. 8. 1814. 1 Thlr. 8 Gr.

— — — Dritter Band, enthaltend: Darstellungen aus dem wirklichen Leben, von Mrs. Opie. 1r. Thl. in zwei Erzählungen: 1. Der Schein ist gegen sie. 2. Augustin und sein Weib. Bearbeitet von Henriette Schubart. 8. 1816. 1 Thlr. 8 Gr.

— — — Vierter Band, enthaltend: Darstellungen aus dem wirklichen Leben, von Mrs. Opie. 2r. Thl. in zwei Erzählungen: 1. Die geheimnißvolle Fremde. 2. Lady Anne und Lady Johanne. Bearbeitet von Henriette Schubart. 8. 1816. 1 Thlr. 8 Gr.

— — — Fünfter und sechster Band, enthaltend: Der Guerilla-Anführer, von Mrs. Emma Parker. Bearbeitet von Henriette Schubart. 8. 1817. 3 Thlr

(Sind auch unter den besondern Titeln zu haben.)

Blumenlese aus dem Stammbuche der deutschen mimischen Künstlerin, Frauen Henriette Hendel-Schütz, geb. Schüler. Mit einem Kupfer. 12. 1815. 1 Thlr. 8 Gr.

Böttiger, Christ. Aug., Vorlesungen und Aufsätze zur Alterthumskunde. 1r Theil, mit 6 Kupfern. gr. 8. 1817.

— — die dresdner Antiken-Gallerie. gr. 8. 1817.

Dante Alighieri, die göttliche Comödie. 1r Thl. Die Hölle. Herausgegeben von L. Kannegiesser. 8. 1814. 1 Thlr. 16 Gr.

— — — 2r Thl. Das Fegfeuer. Herausgegeben von L. Kannegiesser. 8. 1814. 1 Thlr. 16 Gr.

— — 30 Umrisse zur Hölle nach Flaxman von Hummel. In Querfolio. 5 Thlr.

Denkschrift, über Lord Elgins Erwerbungen in Griechenland. Nach der 2ten englischen Ausgabe bearbeitet. Mit einer Vorrede von C. A. Böttiger und Bemerkungen der weimarischen Kunstfreunde. Nebst einem Kupfer. gr. 8. 20 Gr.

Depping, G. B., Sammlung der besten alten spanischen historischen Ritter- und Maurischen Romanzen. Mit einer Einleitung und mit Anmerkungen. 12. 1817.

Ersch, J S., Literatur der schönen Künste. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. gr. 8. 1814. 1 Thlr. 12 Gr.

Falk, Johannes, römisches Theater der Engländer und Franzosen. In freien Bearbeitungen, nebst Entwickelung der Charaktere und Zurückführung derselben zu ihren Quellen bei den Alten. Erster Band, Shakspeare's Coriolan enthaltend. 8. 1811. 1 Thlr. 16 Gr.

Frohberg, Regina, das Opfer. Ein Roman. 8. 1812. 1 Thlr. 12 Gr.

Gemmen, erläutert von Arthur von Nordstern. 4. 1817.

Gerning, J. J. von, die Heilquellen am Taunus. Ein didaktisches Gedicht in 4 Gesängen. Mit Erläuterungen, 7 Kupfern und einer Karte. 4. 1814. 5 Thlr.

Dasselbe, ohne die Kupfer, aber mit Karte. 12. 1814. 1 Thlr. 8 Gr.

*Hagen, F. H. von der, Heldenbuch. 8. 1816. 2 Thlr.

Handzeichnungen. 8. 1815. 1 Thlr.

Hellwig, Amalie v., geb. von Imhoff, die Schwestern von Corcyra. Dramatische Idylle in zwei Abtheilungen. Mit Kupfern und Musik. 12. 1812. 1 Thlr. 8 Gr.

— — — die Tageszeiten. Ein Cyklus griechischer Zeit und Sitte. In vier Idyllen. 12. 1812. 1 Thlr. 8 Gr.

Isidorus, (Graf Otto von Löben) Rosengarten; Bilder des Glaubens und der Liebe. In romantischen Dichtungen und Mährchen, 2 Theile. 8. 1817.

Klingemann, D. Aug., Faust, ein Trauerspiel in fünf Acten. 8. 18 Gr.

— — — Hamlet, ein Trauerspiel in sechs Aufzügen von William Shakspeare. Nach Göthe's Andeutungen in Wilhelm Meister und A. W. Schlegels Uebersetzung für die Bühne bearbeitet. 8. 18. Gr.

— — — Don Quixote und Sancho Pansa, oder die Hochzeit des Camacho. Dramatisches Spiel mit Gesang in fünf Aufzügen. 8. 18 Gr.

Leidenschaften, die. Eine Reihe dramatischer Gemälde nach dem Engl. der Joh. Baillie, von C. F. Cramer. 3 Bde. 8. 1807. 5 Thlr.

Lembert, dramatische Spiele. Enthaltend: 1. der Ehemann in der Klemme. 2. Prof. Hakler. 3. Die Verwandten des Großveziers. 4. Der Gemahl von ungefähr. 5. Die verbündeten Truppen. 12. 1816. 20 Gr.

Lobgesang auf den heiligen Anno in der altdeutschen Grundsprache und mit einer Einleitung, Uebersetzung und Anmerkungen herausgegeben von D. G. A. F. Goldmann. 8. 1816. 20 Gr.

*Mappe, die graue. 4 Thle. 8. 1816. 5 Thlr.

Medschnoun und Leila, ein persischer Roman des Dschami, von A. Th. Hartmann. 2 Thle. 8. 1807. 1 Thlr. 16 Gr.

Nibelungen, das Lied der. Metrisch in die jetzige deutsche Mundart übertragen von J. Gust. Büsching. gr. 8. 1815. 1 Thlr. 8 Gr. Auf Schreibp. 1. Thlr. 16 Gr.

Oehlenschläger, Adam, Aladdin oder die Wunderlampe. Ein dra-

matisches Gedicht in zwei Spielen. 8. 1808. 2 Thlr. 12 Gr. Auf geglättetem Schweizer-Velinp. 4 Thlr.

Petrarca's (Francesco) Canzonen, Sonette und Triumphe. Im Original und in deutscher metrischer Uebersetzung, vom Prof. Carl Förster. 8. 2 Thle. 1817.

Petrarca, Francesco, dargestellt von C. L. Fernow; mit Anmerkungen und einem Abriß von des Dichters Leben herausgegeben von Ludwig Hain. 8. 1817.

Schottische Lieder und Balladen von Walter Scott. Uebersetzt von Henriette Schubart. gr. 8. 1817.

Simonde Sismondi, die Litteratur des südlichen Europa. Deutsch bearbeitet von L. Hain. In 2 Bänden. Erster Band. gr. 8. 1816. 3. Thlr.

— — — 2ten Bandes 1ste Abtheilung 1817. 1 Thlr. 12 Gr.

Urania, Taschenbuch für 1810, mit 7 Kupfern nach Gerhard von Kügelgen, Ferdinand Hartmann, Heinrich Näke und Andern. 16 .1 Thlr. 12 Gr.

— — — Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1812, mit 12 Kupfern, darstellend Scenen aus Göthe's Wahlverwandtschaften und pantomimische Attitüden der Mad. Hendel-Schütz. 16. 2 Thlr.

— — — Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1815, mit 9 Kupfern, darstellend Scenen aus Göthe's Faust, Egmont und Tasso. 12. 2 Thlr.

— — — Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1817, mit 10 Kupfern, darstellend Ganymed's Entzückung nach Kügelgen und 9 Blätter zu Göthe's Iphigenie, Götz und Clavigo nach Näke. 12. 2 Thlr.

Wagner, Adolph, Theater. Enthaltend: 1. Umwege. 2. Liebesnetze. 3. Ein Augenblick, 4. Hinterlist. 12. 1816. 20 Gr.

Werner, Friedr. Ludw. Zach., Cunegunde die Heilige, römisch-deutsche Kaiserin. Ein romantisches Schauspiel in 5 Acten. 8. 1815. 1 Thlr. 4 Gr.

— — — der vier und zwanzigste Februar. Eine Tragödie in einem Act. 8. 1815. 18 Gr.

Wetzel, F. G., aus dem Kriegs- und Siegsjahre Achtzehnhundert und Dreizehn. Vierzig Lieder nebst Anhang. 8. 1815. 12 Gr.

— — — Jeanne d'Arc, Tragodie in Jamben. In 5 Acten. Mit einem Kupfer. 8. 1817.

— — — Prolog zum großen Magen. (Humoristische Satire auf die Nützlichkeits-Tendenzen unserer Zeit.) 8. 1815. 8 Gr.

VIII.

Schriften in ausländischen Sprachen.

Baggesen, J., la Parthénéide. Imité en François par J. Fauriel, avec une gravure 12. 1810. 1 Thlr. 12 Gr.

Chateaubriand, F. A. de, Essai historique politique et moral sur les révolutions anciennes et modernes. 2 Vols. 12. 1816. 2. Thlr.

— — — Souvenirs d'Italie, d'Angleterre et d'Amérique. seconde édition 12. 1817. 1 Thlr. 8 Gr.

Correspondance du Duc d'Otrante (I. Fouché) avec le Duc de Wellington 1re Lettre Dresde 11 Janvr. 1816. 8. 8 Gr.

Itinéraire de l'Allemagne, une Carte routière. gr. 8. 1812. geb. 1 Thlr.

Manuel pour la Conversation dans les langues étrangères;

savoir: dans la langue Allemande, Angloise, Italienne, Espagnole et Portugaise, avec l'explication françoise; à l'usage des voyageurs et des militaires; pour la vie sociale et pour l'instruction, suivi d'un supplément, contenant des modèles de lettres et d'autres petites pièces dans les dites langues. 12. 1812. 1 Thlr. 12 Gr. geb. 1 Thlr. 18.

Notice sur le Duc d'Otrante. 8. 1816. 16 Gr.

de Pradt, Memoires historiques sur la révolution d'Espagne. 8. 1816. 1 Thlr. 12 Gr.

Recueil de tous les traités, conventions, mémoires et notes conclus et publiés dès l'année 1766. jusqu'en 1794, par M. le Comte de Bernstorff. gr. 8. 1796. 1 Thlr, 12 Gr.

Reimarus, le Commerce, traduit par Charles de Villers. 8. 1808. 6 Gr.

Staël-Holstein, (Madame la Baronne,) de l'Allemagne. Nouvelle édition, précédée d'une Introduction par Mr. Charles de Villers et enrichie du texte original des morceaux poetiques traduits. 4 Vol. in 12. 3 Thlr. Auf geglättetem Velinp. 5 Thlr. 8 Gr.

Traité (le) d'Utrecht: manuel diplomatique sur la controverse entre l'Angleterre et la France ou Coup d'oeil sur le Système maritime de Napoléon Buonaparte renfermant un apperçu historique et raisonné des principales discussions dernièrement agitées et qui le seront toujours entre les puissances belligerantes et les nations neutres en matière de législation maritime. 8. 1814. 1 Thlr, 4 Gr.

Villers, Ch. de, Lettre à Mad. la Comtesse Fanny de Beauharnois sur les événemens qui se sont passées à Lubeck dans la journée du Jeudi le 6 Novembre 1806. 3me édit. Augmentée d'un épilogue. 8. 1808. 12 Gr.

— — — Coup d'oeil sur l'état actuel de la littérature ancienne et de l'histoire en Allemagne. gr. 8. 1808. 20 Gr.

— — — Constitutions des trois villes libres anséatiques, Lubeck, Brêmen, Hambourg. Avec un mémoire sur le rang que doivent occuper ces villes dans l'organisation commerciale de l'Europe. Avec une carte coloriée. 8. 1814. 20 Gr.

Litera:

Literarische Anzeigen.

I.

Deutsche Taschen-Encyclopädie oder Handbibliothek des Wissenswürdigsten in Hinsicht auf Natur und Kunst, Staat und Kirche, Wissenschaft und Sitte. In alphabetischer Ordnung. Vier Theile mit 50 Kupfern. Leipzig und Altenburg, 1816. F. A. Brockhaus. 8 Thlr. (14 Fl. 30 Xr).

Alles Wissen und Thun ist Stückwerk, wenn es nicht innern Zusammenhang hat. Dieser gibt dem Wissen die Einheit der Gründe und der Bedingungen des Erkennens, so wie jede Regel für das Thun aus Einer Grundregel und mit dieser zugleich aus jener Einheit hervorgeht. Der Umschwung aller Thätigkeit des geistigen Menschen hat daher nur Eine Axe: die Natur, und Einen Mittelpunkt: die Wahrheit. Die beiden Pole der geistigen Bewegungen aber: der Gliedbau der Erkenntniß und die Gestaltung des Thuns, verknüpfen alle Strahlen, die dem Mittelpunkt entströmen, mit jedem Ringe der Axe zu einem großen Sonnenringe: dem Leben der Menschheit in Gott. Allen Reichthum, den dieses Leben in sich hält, umschließt ein Doppelkreis: Staat und Kirche.

Der Verstand hat den Reichthum des geistigen Lebens zergliedert und geordnet. Schon ist viel hierin geleistet, aber das Kunstgebäu selbst steht noch nicht vollendet. Indeß haben Gelehrsamkeit, Umsicht und Fleiß das Einzelne sinnlich bequem zusammengestellt, und für das verschiedene Bedürfniß vielfach aufgespeichert: zuerst in Deutschland; dann mit mehr Geschick, obwohl mit minderer Kraft, in Frankreich; hierauf mit glücklicher Berechnung des Bedürfnisses in dem Lande, dessen Volk sich hierauf vorzüglich versteht, in England. Seit Kurzem haben die Deutschen, mit Franzosen und Britten wetteifernd, ihr Werk wiederum vorgenommen. So entsteht vor unsern Augen, von einem würdigen Gelehrten nach einem wohldurchdachten und gründlich vorbereiteten Entwurfe geleitet, die große Ersch-Richtersche Encyclopädie, ein Gesammtmagazin der Gelehrsamkeit und Kunst an sich; und so geht mit raschem Schritt seiner Vollendung entgegen: das encyclopädische Handwörterbuch für die gebildeten Stände, das mit seltenem Beifall aufgenommene, sogenannte Conversations-Lexicon, ein reichhaltiges Magazin für die gesellige Bildung der neuesten Zeit. Allein außer den beiden verschiedenen Zwecken, den diese größeren Werke sich vorgesetzt haben, gibt es noch einen dritten, der nicht minder als Zeitbedürfniß schon in England gefühlt wurde, und der daselbst mehrere „Taschen-Encyclopädien" hervorgebracht hat.

Man will vor allen Dingen wissen und behalten das Nothwendigste, das Wesentlichste, das Wichtigste, mit einem Worte: das Wissenswürdigste. Auch der Unterrichtete, der in seinem Fache unaufhörlich zulernt, will aus den übrigen erfahren, oder nicht vergessen, was um des Zusammenhanges aller Fächer der Erkenntniß willen gelernt werden muß und nie vergessen werden darf.

Ein Alphabet des Wissens also, ein Register der Hauptbegriffe, welches klar und gedrängt, mit Weglassung des Besondern, außer da, wo es dem Wissensnöthigen Gestalt, Leben und Farbe ertheilt, dem gegenwärtigen Standpunkte der deutschen Literatur gemäß, alles enthält, was für die Erinnerung und das weitere Nachdenken wichtig ist, um das Ganze der Natur

und des Lebens, der Kunst und der Wissenschaft, des Glaubens und der Sitte, in seinen Wurzeln zu erkennen, und in seiner Verzweigung zu übersehen: eine solche Handbibliothek des Wissenswürdigsten für das Bedürfniß Aller, die schnell die Hauptsachen finden und die Elemente des Wissens festhalten wollen, insbesondere für Studirende, denen es an Büchern und Kenntniß der Literatur noch fehlt, ist gewiß ein zeitgemäßes Werk. Nie wurde so viel gelesen, als jetzt; aber nie wurde auch die Lust der Leser so überfüllt und ihr Blick so zerstreut, als jetzt. Der Unkundige wird erdrückt von der Masse der Kenntnisse, die von allen Seiten seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen; oder er sinkt unter in der Fluth von Zeitschriften und Tageblättern, die ihn und seine Zeit mit sich fortreißen, daß er selten morgen noch weiß, was er heute Neues gelesen hat. Darum wird der Verständige bei allem Lesen das Nöthige festhalten und das Wichtigste unter Hauptbegriffe zusammenstellen wollen.

Für diese Absicht ist die oben genannte Taschen-Encyclopädie angelegt. Als ein Hülfsmagazin für den wissenschaftlichen Hausbedarf enthält sie aber auch zugleich für das weitere Studium die nöthigen Nachweisungen der besten und neuesten Schriften des In- und Auslandes. Die 50 Kupfer sollen wissenschaftliche Gegenstände erläutern, oder merkwürdige Beispiele klar machen. Daher sind für die Elemente der Botanik 2, der Anatomie 2, der Chemie 4, der Heraldik 2, der Hydrostatik 1, der Electricität 1, des Galvanismus 1, der Krystallisation 1 Kupfertafel bestimmt u. s. f. Die Artikel selbst enthalten in sachreicher Kürze, für den Anfänger oder Nichtkenner verständlich und hinreichend, was er davon wissen muß. Die Thierkupfer und die technischen Abbildungen machen die Beschreibungen denkwürdiger Gegenstände deutlich, wie der Klipdas, die fliegende Eidechse, oder die Dampfmaschine, der Aërostat und ähnliche Gegenstände.

Die Vorrede zum ersten Theil bezeichnet den Plan des Werkes näher, und zeigt, worin er von dem Plane des Conversations-Lexicons ganz verschieden ist, so daß beide Werke unabhängig neben einander bestehen. Mehrere als Schriftsteller bekannte Männer haben sich, jeder für ein bestimmtes Fach, vereinigt, um dasselbe nach der entworfenen Grundlegung zu bearbeiten. Alles einzelne ist ausgeschlossen, wozu vollständige Wörterbücher (geographisch-statistische, biographisch-historische, oder naturgeschichtliche u. a. m.) unentbehrlich sind; eben so das Positive, was nicht allgemein wissensnöthig ist. Dagegen sind ausführlicher entwickelt alle Begriffe, und reichhaltiger dargestellt alle Kenntnisse, die sich auf das Wesen der Natur und der Kunst, der Kirche und des Staats, der Wissenschaft und der Sitte, oder auf das höhere Menschenleben beziehen. Denn bewegt sich dieses nicht auf jener sechsfach verschlungenen Bahn des Wahren, Guten und Schönen? — Verhältnißmäßig ist jedoch das Fach der Naturkunde und der Technologie reicher ausgestattet, weil hier den Unkundigen sein Gedächtniß am meisten verläßt. Bei Hauptartikeln ist das alphabetische Zerreißen dessen, was zu einer klaren Übersicht des Wesentlichen nothwendig in einander greifen muß, sorgfältig vermieden. Außer den schon angeführten Artikeln, vergleiche man in dieser Hinsicht die Artikel: Deutschland, Europa, Erde, Adel, Atmosphäre, Ehe, Farbe, Großbritannien, Frankreich

und ähnliche. Grundbegriffe sind, nach dem Maßstabe ihrer Wichtigkeit für Natur- und Menschenkunde, vollständiger entwickelt, als die abgeleiteten. Man vergleiche die Artikel: Freiheit, Kunst, Künstler, Gerechtigkeit, Geschmack, Gesetz, Gesellschaft, Humanität, Kirche, Kraft u. a. m. Als Beispiele, wie einzelne Wissenschaften und Künste skizzirt sind, vergleiche man die Artikel: Ästhetik, Criminalrecht, Encyclopädie, Geschichte, Kirchengeschichte, Kritik (in d. Philos.), Infinitesimalrechnung, Ätz-, Bau-, Garten-, Kupferstecherkunst und ähnliche. Dabei ist Gedrängtheit mit Sachreichthum verbunden. So enthält der Artikel Classiker ein Verzeichniß der wichtigern griechischen, römischen, deutschen, dänischen, englischen, französischen, italienischen, spanischen und portugiesischen Nationalschriftsteller, nach den vorzüglichsten neuern, auch fremden Ausgaben, und Übersetzungen in lateinischer, deutscher, französischer, englischer oder italienischer Sprache, auf kaum 10 Seiten. Daß überhaupt die neueste Zeit und Literatur nicht übersehen sind, wird man, außer in den wissenschaftlichen Artikeln, z. B. Föderativstaat, Declamation, Epos, Fabel, Dechiffrirkunst, Continentalsystem, Concurs, Forstvermessung u. a., auch in den historischen, oder in den Skizzen der merkwürdigern Länder, Völker, Sprachen und Religionen, bemerken.

Von dieser Handbibliothek des Wissenswürdigsten sind 2 Theile von A bis K, welche gegen 2200 Artikel und 26 Kupfer enthalten, im Laufe des Jahres 1816 erschienen. Die beiden folgenden Theile mit 24 Kupfern werden im Laufe des Jahres 1817 das Ganze beschließen. Auch das Äußere dieses Taschen-Wörterbuchs ist seiner Bestimmung angemessen, so daß die Verlagshandlung hofft, Form und Inhalt werden dasselbe jedem Freunde wissenschaftlicher Bildung als eine zweckmäßig eingerichtete Handbibliothek für den täglichen Gebrauch empfehlen.

II.

Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken. Erster Band, in vier Heften oder Abtheilungen, jede von 12 bis 13 Bogen in gr. 8. und gedrängtem Druck. Preis jeder Abtheilung 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Xr. Leipzig und Altenburg, F. A. Brockhaus. 1816.

Als Schlichtegroll in der Blüthe der deutschen Literatur den glücklichen Gedanken seines Nekrologs faßte, ergriff die deutsche Nation mit hohem Interesse diesen Gedanken, und lernte aus jenem Nekrologe die trefflichsten Zeitgenossen nach ihrem individuellen Leben und Wirken näher kennen, die in jedem Jahre hinübergegangen waren zu einer höhern und größern Bestimmung. Die Stürme der Zeit, welche alle Blüthen der deutschen Literatur zertrümmerten, hinderten auch die Fortsetzung jenes Werkes. — In den nun beginnenden Zeitgenossen ist jene Idee, in einem erweiterten Umfange und unter den günstigsten Verhältnissen, von neuem aufgefaßt. Denn nicht bloß Verstorbene, auch Lebende sollen hier vor ihrem Zeitalter nach allen ihren Beziehungen auf dasselbe geschildert werden. Nicht bloß Gelehrte und Künstler, auch Fürsten, Staats- und Heldenmänner treten hier in einem getreuen Wiederscheine ihres öffentlichen Lebens vor dem größern Publicum auf. Und wie unterstützt die große Zeit, in welche unser irdisches Da-

seyn fiel, ein solches literarisches Unternehmen! Die friedliche Zeit vom hubertsburger Frieden bis zum Jahre 1789, dem Wendepunkte der Wiedergeburt unsers Erdtheils, war reich an guten Köpfen und trefflichen Schriftstellern; allein das Große und Ausgezeichnete entfaltet sich nur unter Weltstürmen, und nie war, seit der Völkerwanderung, ein ähnlicher politischer Sturm über unsern Erdtheil hereingebrochen, als in unsern Tagen! Unläugbar haben diese furchtbaren Stürme eine Kraftentwickelung von Individuen bewirkt, die ohne solche Weltbegebenheiten größtentheils nur auf den stillen Kreis des häuslichen Lebens beschränkt geblieben wären. Jetzt aber, wo ein Augenblick der Ruhe und Erholung für unsern erschütterten Erdtheil gekommen ist, ward es Zeit, die Männer, welche entweder im Sturme dieser Zeitbegebenheiten untergingen, oder welche den Sturm mit mächtiger Hand beschworen und leiteten, in einem Ehrentempel zu vereinigen, der ihr Andenken erhält und ihre Thaten mit Freimüthigkeit und Unparteilichkeit würdigt. So entstanden die Zeitgenossen, von welchen bereits fünf Hefte dem Publikum vorliegen. Die Zeit seit 1789 ist der Gränzstein rückwärts; denn mit diesem Jahre beginnt unsere Zeit, und Europa weiß, was ihm diese Zeit kostet! Nicht bloß Lebende, auch Verstorbene, welche zu dieser großen Zeit gehören, erscheinen hier nach dem ganzen Umfange ihrer auf das Zeitalter einwirkenden Kräfte. Nicht bloß Deutsche werden geschildert; denn ganz Europa war in dieser Zeit bewegt und aufgeregt, wo die alte politische Ordnung der Dinge vernichtet ward, und eine neue begann. Nicht bloß Männer, sondern auch Frauen, sobald sie in einem größern Kreise wirkten, sollen zu einem richtigen Urtheile des Zeitalters gebracht werden. Doch nie kann bloß das Verdienst des Privatlebens über die Aufnahme unter diese Zeitgenossen entscheiden; das öffentliche Leben, und die Stellung der handelnden Individuen zur Welt und Menschheit überhaupt gibt einzig den Ausschlag darüber, auf wen die Aufmerksamkeit des Zeitalters geleitet, und über wen das öffentliche Urtheil berichtigt werden soll. Nur so wird die Geschichte das Weltgericht, wie Schiller es meinte, der selbst zu früh in einem Zeitalter dahin welkte, das mehr noch der Historiker, als der Propheten bedarf!

Je größer und umfassender die Idee ist, welche diesen Zeitgenossen zum Grunde liegt, desto mehr wird darnach gefragt, in welchem Sinne und Geist bis jetzt die große vorgehaltene Aufgabe gelöst ward. Wir wollen nach den fünf erschienenen Heften darüber berichten.

Das erste Heft eröffnet Kaiser Franz I. von Österreich. Wenn die ersten Staatsmänner des Zeitalters darüber einverstanden sind, daß sein Beitritt im Sommer 1813 zum großen Bunde gegen Napoleon den Ausschlag gab, die Fesseln Deutschlands und Europens zu brechen, so konnte kein anderer Fürst, als Er, der bis zum Rheinbunde die erste Krone der Christenheit trug, die herrliche Reihe der Zeitgenossen eröffnen. Wer aber Adam Müllers tiefen politischen Blick und die Weise kennt, wie er über die Formen der Darstellung gebietet, der wird gestehen, daß Österreichs Kaiser hier auf eine, seiner würdige, Art geschildert ward. Ihm folgen, gezeichnet nach brittischen Originalquellen, die beiden größten brittischen Staatsmänner neuerer Zeit, Fox und Pitt. Ergriffen von ihrem mächtigen Einflusse auf das Zeitalter, das wir

das unsrige nennen, hat Prof. Hasse in Dresden dieser Schilderung nicht nur eine sichere politische Haltung für den Staatsmann, sondern auch das höchste Interesse einer vollkommnen stylistischen Form für das ganze gebildete Publicum gegeben.

Gemuthvoll spricht uns im zweiten Heft die Schilderung des Nationlsängers Theodor Körner an. Prof. Wendt in Leipzig liefert in ihr einen interessanten Commentar zu dem ausgesprochenen Princip: „Körner hat sich zum Dichter gekämpft, so wie er sich zum Helden gedichtet hat.“ — Ihm folgen die zwei guelphischen Fürsten, die beide für deutsche Freiheit kämpften und fielen: Carl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm von Braunschweig. — Dann zwei Historiker der deutschen Nation: Woltmann und Gatterer; der erste gibt sich selbst nach seiner Individualität; der zweite hat an Malchus den Mann gefunden, welcher Gatterers Verdienste um die Reinigung und Erweiterung der Wissenschaft der Geschichte auf deutscher Erde ohne Übertreibung hervorzuheben verstand. Wäre doch in diesem Hefte noch ein Platz für Gatterers großen Rival, für Schlözer gewesen, dessen genialischer Geist und tiefer politischer Blick durchaus neben Gatterers kritischem Fleiße nöthig war, um die veraltete Form der Geschichtsdarstellung bei den Deutschen zu erschüttern!

Noch höher aber, wo möglich, steigt das Interesse bei dem dritten Hefte. Am Eingange desselben steht der Umriß des öffentlichen Lebens eines Mannes, der mit seltner Haltung und tief eingreifender Wirksamkeit in das politische System der letztern zwanzig Jahre durch alle Stürme der Revolution hindurchging, ohne sich ungetreu zu werden. Die europäische Welt weiß, daß dies nur Fouché, Herzog von Otranto, seyn kann. Bevor die von ihm selbst geschriebenen Denkwürdigkeiten seines Lebens erscheinen, mag diese in seiner Nähe entworfene, mit Stellen aus seinen öffentlichen Acten reich ausgestattete, und mit einem gewichtvollen Vorworte über die großen Männer der Revolution versehene Darstellung seines öffentlichen Wirkens dem Publicum genügen. Ohne Erweiterung des politischen Blickes wird Keiner, er gehöre zur alten oder neuen politischen Schule, diese Skizze aus der Hand legen. — Jacob Necker, gezeichnet von A. W. Schlegel, schließt sich würdig an ihn an. Dem größern Publicum wird Sievers Urtheil über die, besonders in Hamburg, Berlin und Leipzig so vielseitig besprochene, Catalani zusagen, und vielleicht zur richtigen Mittellinie zwischen dem Minimum und Maximum ihres Werths führen. — In kurzen kräftigen Andeutungen erneuerte Crome das Andenken Hornemanns, der für eine, den Kreis der menschlichen Erkenntnisse vollthätig erweiternde Idee — für die nähere Kunde Afrika's — sein Leben aufopferte. — In einem davon verschiedenen Geiste gibt darauf der viel verkannte westphälische Finanzminister Malchus, in einer kurzen Selbstbiographie, einen flüchtigen Blick in die Triebfedern seines öffentlichen Treibens und Lebens. — Zuletzt wird noch in leichten Andeutungen zu Biographien und Charakteristiken Oelsners, des Grafen von Schlabrendorf, des Fürsten Talleyrand, des Generals Wallmoden und des Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen gedacht.

Das vierte Hefet eröffnet Friedrich Matthison, aus dessen Selbstbiographie die zahlreichen Verehrer des lieblichen Dich-

ters gern sein äußeres und inneres Leben näher kennen lernen werden. — Meisterhaft von Köthe geschildert erscheint Pius VI., dieses gutmüthige aber schwache, viel Gutes wollende, aber nichts vermögende Oberhaupt der Kirche. — Beiden schließt sich Heinrich Essex Edgeworth von Frimont an, nach Beaulieu von Schlosser gezeichnet. — Den Beschluß machen in leichteren Umrissen die Charakteristiken von Johanna Schopenhauer, August Wilhelm und Friedrich Schlegel, Schubert und Carl von Nostitz.

An der Spitze des fünften Heftes, womit der zweite Band des Werks beginnt, finden wir Friedrich Carl Freiherrn von Tettenborn, der, wenn auch nur auf kurze Zeit, eine so bedeutende Rolle in der neuesten Geschichte unsers Vaterlandes spielte. — Ihm folgt der edle, nur zu früh dahingeschiedene Carl Franz Dominique von Villers, der sinnige Vermittler zwischen den Deutschen und Franzosen. — Dann Edmund Burke, lebendig nach seiner kräftigen, nimmer rastenden Wirksamkeit auf Mit- und Nachwelt geschildert von J. C. Hüttner in London; endlich d'Espreminil und d'Entraigues, die unglückliche Elisabeth von Frankreich, und der heldenmüthige Ludwig Anton Heinrich von Bourbon, Herzog von Enghien, das Opfer gefühlloser Tyrannei, sämmtlich nach französischen Quellen von Schlosser. — Flüchtig aber wahr und geistreich skizzirt schließen sich diesen an: Fürst Metternich und Graf Stadion in einer Parallele, Fr. Schleiermacher, Heeren, Ludwig von Berger und Beyme.

Es verkündigt mächtig die Größe und den ernsten Charakter unserer Zeit, welche eine bedeutende Gallerie hervorragender Männer zurück ist, die erst in den folgenden Heften aus dem Halbdunkel, das jedesmal auf den bloß theilweisen Nachrichten von ihrer öffentlichen Wirksamkeit ruht, ins Licht der Wahrheit und des nothwendigen Zusammenhanges ihres innern und äußeren Lebens durch kräftige Schilderungen treten werden. Möge das Zeitalter daher fortfahren, ein Institut zu unterstützen, durch welches die wichtigsten Zeitgenossen bereits jetzt schon in demjenigen Lichte erschienen, das vormals erst über dem Grabeshügel der Vollendeten aufging.

III.

Rußlands und Deutschlands Befreiungskrieg von der Franzosenherrschaft unter Napoleon Bonaparte in den Jahren 1812 — 1815. Von D. Carl Venturini. In 4 Theilen. Erster Theil: Krieg in Rußland 1812. Mit 6 Kupfern und einer Karte. 1816. Zweiter Theil: Krieg in Deutschland 1813. Mit 6 Kupfern und einer Karte. 1817. Beide Bände 5 Thlr. 8 Gr. (9 Fl. 36 Kr.)

Wie verschieden man auch denke über den diplomatischen Ausgang des großen europäischen Völkerkriegs von 1812 bis 1815, darüber ist nur Eine Stimme: daß er einzig dastehe in der Weltgeschichte, als das glorreichste Denkmal der von Gott und Vaterland, von Recht und Freiheit begeisterten Thatkraft des lebenden Geschlechts. Hadere man auch immerhin mit dem Zorne, der hier und dort den Stolz eigensüchtiger Entwürfe ohne Schonung demü-

thigte, oder die Verblendung irre geleiteter Machthaber mit bitterer Strenge rügte, und die Selbstliebe derer — die nichts thaten, schmerzlich verwundete: es war dennoch ein heiliger Zorn, der gegen die aufflammte, welche dem edlern Geiste des Zeitalters widerstrebten. Verdunkele man selbst mißgünstig einzelne Lichtpunkte des Ruhms, mit welchem umgeben, die Retter Europa's, die Fürsten und die Völker, die Feldherrn und die Heere, dem gerechten Urtheile einer vorurtheilsfreien Nachwelt entgegengehen: ihr Ruhm strahlt dennoch ungeschwächt in dem Tempel der Unsterblichkeit! Und dieser Tempel ist die Geschichte.

Ein Werk, das diese Ansicht festhält und das Große zeigt, wodurch und warum es groß ward, das den sittlichen Charakter der Zeit und die Gemüthserhebung, von der wir Zeugen waren, in lebendigen Zügen darstellt, und die glänzenden Erscheinungen des Muthes und der Tapferkeit, der Aufopferung und Treue, des Geistes und der Gesinnung eines für die höchsten Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft gerüsteten und aufgeklärten Zeitalters, in der der Wahrheit einfachen Würde, vorüberführt: ein solches Werk hatte der Chronograph des 19ten Jahrhunderts vor Augen, als er die Geschichte des Befreiungskrieges der vier letzten Jahre, — einer Olympiade, wie keine ähnliche das schöne Griechenland erlebt hat, — zu schreiben unternahm. Das Ganze ist ihm ein Epos. Durch vier aus einander hervorgehende Katastrophen schreitet die Handlung fort. In der ersten ringt sich Rußland von der Gewalt des Dämons los, welcher mit dem europäischen Weltgeiste, mit dem Genius der Freiheit, den letzten Riesenkampf begonnen; in der zweiten erhebt sich das niedergeworfene Deutschland, um wieder zu seyn, was es seyn soll, das vollkräftig pulsirende Herz von Europa: in der dritten schwebt die Nemesis eines fünf und zwanzigjährigen Frevels über Frankreich herab, und versöhnt den Schatten Ludwigs XVI.; in der vierten endlich zertrümmert Europa's vereinte Kraft das neue Trugbild der Freiheit, welches ein unerhörter Verrath aus dem Triumphe des Meineids und des Friedenbruches hervorzurufen wähnte. So zerfällt das Ganze natürlich in vier Hauptheile, welche e i n e große Idee und e i n großes Bestreben zusammenhält. Es ist also kein rein militärisches, noch weniger ein annalistisches Werk, wovon hier die beiden ersten Theile, die Geschichte des Krieges in Rußland bis zum Eintreffen der verbündeten Heere am Rheine, als ein für sich bestehendes Gemälde vollendet, erscheint. Allerdings haben Kriegsgeschichte und Politik die Bausteine dazu gegeben, und der Verfasser hat alles geprüft, was glaubwürdige Augenzeugen und seine eigene vertraute Bekanntschaft mit der Zeitgeschichte ihm darboten. Der Unterricht wird daher nichts vermissen, was in der Geschichte der Aufbewahrung würdig ist: allein das Edelste, was diesem Fleisch und Bein einen lebendigen Odem einhaucht, was ihm Seele und Farbe gibt, ist der Heldengeist und das fromme Gemüth der Völker im Gottesgerichtskampfe mit dem Fürsten der Finsterniß; die Idee, welche endlich den gewaltigen Riesensturz vollendete. Dieß ist's, was der Verfasser nicht ohne eigene Bewegung in seiner Darstellung zu erreichen suchte, weil nur darin der Schlüssel enthalten ist, der alles begreiflich macht. Darum glauben wir, das Buch dem Leser, der nicht bloß wissen, sondern wieder empfinden will, was geschah, als ein Bild der Zeit empfehlen zu können. Es ist, wie sachkundige Männer bezeugen, klar und treu, belehrend und erkräftigend;

außer für den, welcher nie empfand, was allein unsterblich macht. Für diesen bleibe es immerhin die Hieroglyphe einer von ihm nicht begriffenen Zeit. Die Kupfer, von denen im ersten Bande zwei die Bildnisse Alexanders, Barclay de Tolly's, Kutusof's, Wittgenstein's, Platow's, Repnin's, Czernischef's, York's, Rostopschin's, und Beningsen's darstellen, sind von Krüger und Gottschick vortrefflich gearbeitet. Dasselbe gilt von der, vom Herrn von Schlieben mit Genauigkeit gezeichneten Karte, von den drei illuminirten Kupfern, welche schön gruppirt, nach Zeichnungen von Daniel Berger, Kosacken, russische Curassiere und Infanterie darstellen und von dem Titelkupfer mit der Unterschrift: Völkertreue oder Napoleons Ankunft vor Moskau, nach einer herrlichen Zeichnung des genialen Opitz sorgfältig ausgeführt. Die Kupfer zum zweiten Bande geben auf zwei Platten von Gottschick gestochen, die Bildnisse, des Kronprinzen Carl Johann's, Blücher's, Bulow's, Walmoden-Gimborn's, Kleist's Schwarzenberg's Moreau's, Tauenzien's, Bubna's und Wrede's, so wie auf drei andern Platten, von Opitz gezeichnet: preußisches, schwedisches und französisches Militär. Die ebenfalls von Schlieben gezeichnete Karte stellt den Kriegsschauplatz zwischen der Weichsel und dem Rheine dar, und das von Opitz gezeichnete, und von Gottschick gestochene Titelkupfer, des aus Rußland flüchtenden Napoleons Ankunft in Dresden, und so kann dieses Werk als ein wahres Nationaldenkmal betrachtet werden, das in keiner deutschen Büchersammlung fehlen sollte. (Der dritte Theil dieses Werks erscheint in der Michaelismesse 1817.)

IV.

Der Lobgesang auf den heiligen Anno, in der Grundsprache des elften Jahrhunderts, und mit einer Einleitung, Übersetzung und Anmerkungen herausgegeben von D. G. A. F. Goldmann. (20 Gr. 1 Fl. 30 Kr.)

Dieser episch-lyrische Hochgesang gehört zu den wichtigsten Überresten unserer ältesten vaterländischen Poesie. Seitdem ihn Opitz zuerst bekannt machte, und dadurch vom Untergange rettete, erwarben sich unstreitig Bodmer und Breitinger durch ihre Erläuterungen das größte Verdienst um denselben. Immer aber blieb eine befriedigende Bearbeitung dieses Gedichts noch zu wünschen übrig, wie sie hier von Herrn D. Goldmann geliefert wird. In einer Einleitung wird zuvörderst von dem Gedichte selbst Nachricht gegeben, und dem Leser der richtige und würdige Gesichtspunkt bestimmt, aus welchem er dieß Werk zu betrachten und zu beurtheilen hat. Alsdann folgt das Gedicht, sowohl im Originale kritisch berichtigt, als auch in einer Übertragung in unsere heutige Sprache, welche das Original nicht ersetzen, sondern dessen Verstehen nur erleichtern soll. Den Beschluß machen kritische und erklärende Anmerkungen. Gewiß wird der alte Lobgesang in dieser schönen Ausstattung für alle Freunde unserer Nationalpoesie eine erfreuliche Erscheinung seyn.